Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfundsiebzigster Band.

Mit den Portraits von:

Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, Wolfgang Kirchbach, Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 75. Bandes.

October. — November. — December.

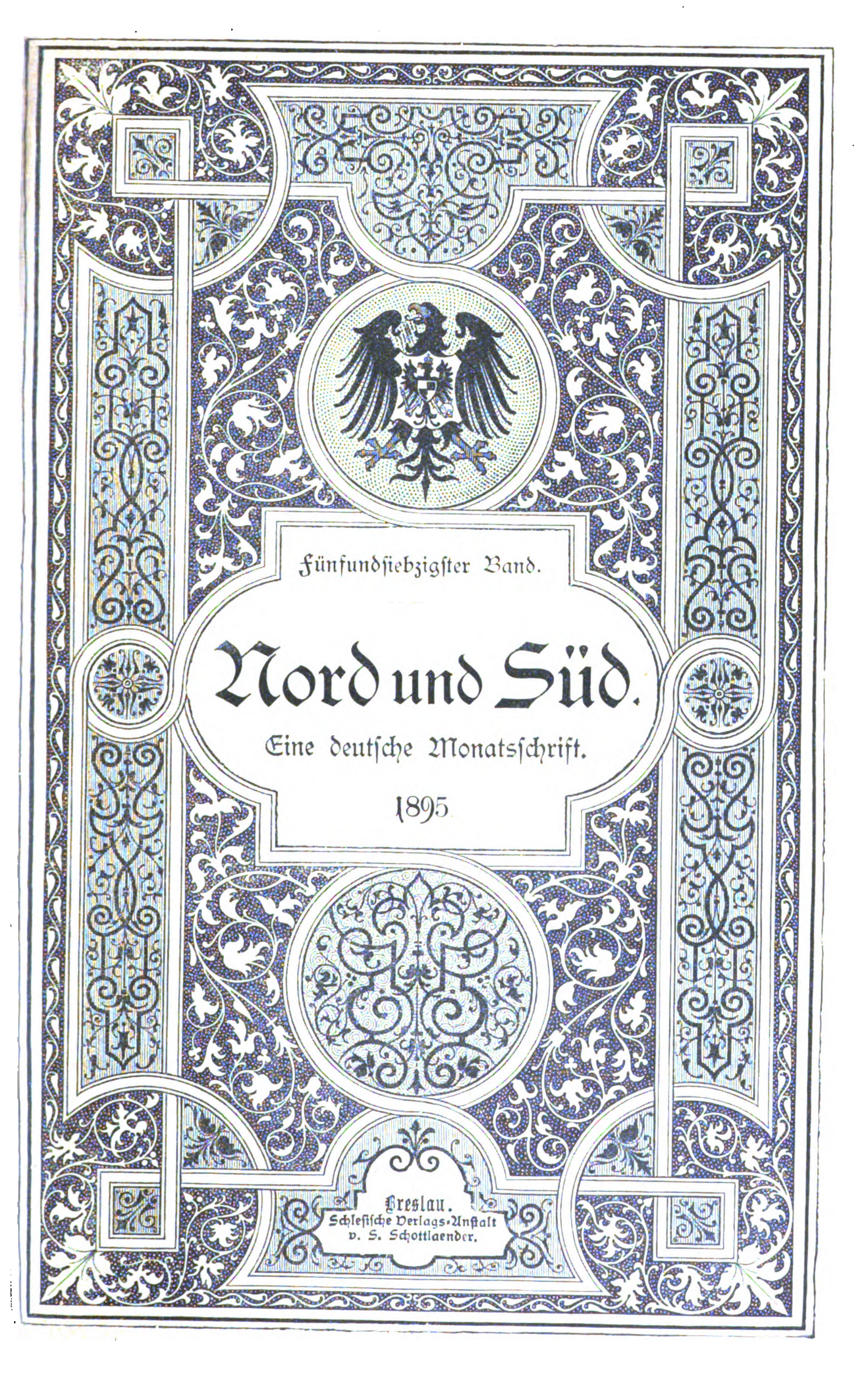
1895.

Inhalt des 75. Bandes.

Mit den Portraits von:

Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, radirt von Johann Lindner in München; Wolfgang Kirchbach, radirt von Johann Lindner in München; Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath, radirt von Franz Rorich in Nürnberg.




Fünfundsiebzigster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1895
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.


Band 75. — Heft 223.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
October 1895.
19. Jahrgang.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

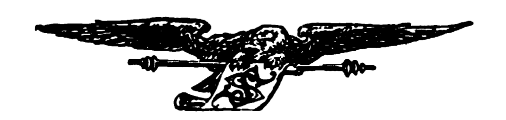
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXV. Band. — October 1895. — Heft 223.

(Mit einem Portrait in Radirung: Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

October 1895.

Inhalt.

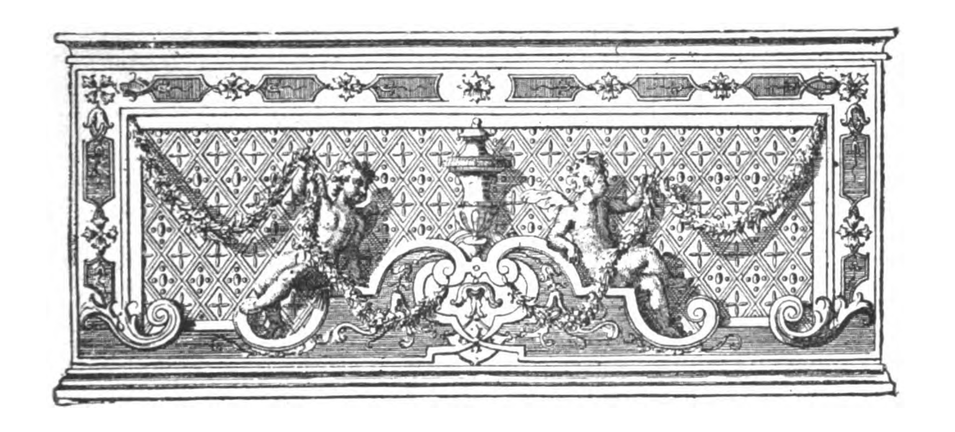
Hierzu ein Portrait: Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.





In der Hochzeitsnacht.

Novelle.

Von

Konrad Telmann.

— Rom. —

Sie saßen im Restaurant des Ausstellungsparks, vorn an den offenen Glas-Schiebefenstern, wo man den Blick frei hatte über das wogende Meer von Köpfen drunten und die bunte Menge, die sich in unablässigem Wechsel an dem Musikpavillon vorüberschob. Auch die elektrisirenden Weisen der österreichischen Capelle drüben vernahm man hier deutlich trotz des nicht ruhenden Stimmengeschwirrs und des Messer- und Gabelgeklappers an den fast sämmtlich besetzten Tischen des großen Saales. Die Beiden hatten ihre Abendmahlzeit beendet, die halb geleerte Rheinweinflasche stand vor ihnen, und sie schauten Beide in den Park hinaus, ohne viel zu sprechen. Es war seltsam: sie hatten sich auf diesen Abend so ganz besonders gefreut, und nun wollte eine eigentliche Fröhlichkeit zwischen ihnen nicht aufkommen. Die rechte Stimmung blieb aus. Herbert Fürst strich sich mit der langen, weißen, wohlgepflegten Hand, die nur durch einige braune Sommerflecke entstellt wurde, immer wieder durch den stattlichen, rothblonden Vollbart, der das feine, schmale Gesicht über Gebühr zu verlängern schien, und rauchte schweigend seine Cigarre, für die er Gerdas Erlaubniß erst eingeholt hatte.

Er konnte sich dies Letzte noch immer nicht abgewöhnen, obgleich sie, die am liebsten sich gleichfalls ihre Cigarette angezündet hätte und es nur aus Rücksicht auf ihn unterließ, ihn jedesmal deswegen auslachte. Er blieb nun einmal der allzeit höfliche, die Formen der guten Gesellschaft ängstlich wahrende Mann, auch seitdem aus dem Regierungs-Referendar ein freier Schrift-

steller, aus dem Sprößling der reichen, hanseatischen Patricierfamilie der Bräutigam der Schauspielerin Gerda Lindheim geworden war. Und trotzdem er sich einbildete, sich Etwas darauf zu Gute that, von allem Conventionellen, welchen Namen es auch führen mochte, sich losgelöst zu haben, er, der dies in Ansehung seiner Abstammung, Erziehung und Anlage unsäglich viel schwerer gehabt, als irgend ein Anderer, und also auch viel stolzer darauf sein konnte.

„Correct!" Das war das Wort, mit dem sie ihn am schwersten verwunden konnte, was ihn am heftigsten aufbrachte. Das warf alle seine Errungenschaften, alle seine Einbildungen über den Haufen; es war nicht viel anders, als ein Schlag in's Gesicht für ihn. Er wollte nicht correct sein, — alles Andere, nur nicht das. Das war für ihn der Inbegriff alles Faden, Gedankenlosen und Lächerlichen, was er nach langen, inneren und äußeren Kämpfen mit seiner sonstigen Metamorphose zugleich abgestreift zu haben glaubte. Das wollt' er denen lassen, aus deren Reihen er ausgetreten war, das hatte für einen unabhängigen, modern denkenden und empfindenden Künstler unbedingt etwas Komisches, etwas Entwürdigendes.

Nur daß er über seine Natur nicht hinauskonnte. Gerda wenigstens behauptete das. Sie hänselte ihn gern etwas, stichelte gern über diesen Punkt. Selbstverständlich nur, weil sie ihn noch weiter treiben wollte, als er schon war, weil er ihr immer noch nicht „frei" genug dachte. Nun, sie hatte gut reden. Eine Schauspielertochter — selbst eine Schauspielerin — da konnte freilich von Correctheit und Convention nicht viel die Rede sein. Und schließlich hatte ihn das ja gerade mit zu ihr hingezogen: diese lockere Ungebundenheit, dies freie Sichgehenlassen, in dem soviel Grazie, soviel Selbstsicherheit und soviel Tact — natürlicher Tact lag. Ja, gerade das war das Bewundernswerthe, das, was ihn immer neu entzückte und berauschte. Gerda war ja auch schön, — eigenthümlich schön, — sie hatte eine ganze Reihe von bestrickenden Eigenschaften an sich, und sie war eine Künstlerin von Ruf und Ansehen. Aber das Alles wog für ihn doch dies Eine nicht auf: ihre reizvolle Uncorrectheit, bei der man doch immer das bestimmte Gefühl hatte, auch als Mitglied der guten Gesellschaft könne man sich vollkommen ruhig und gefahrlos in ihrer Nähe bewegen.

Daß sie ihm zu Gefallen Manches ablegte und unterdrückte, was sie ihrer Natur nach gern gethan hätte, ahnte er ebensowenig, wie daß ihr das hin und wieder als ein lästiger, kaum mehr erträglicher Zwang erschien, daß sie zu Zeiten sogar über einem Gewaltmittel brütete, um sich dieser Nothwendigkeit zu entziehen. Es zuckte und prickelte ihr dann in all' ihren kleinen, weißen, nervösen Fingern, endlich einmal Etwas zu sagen, Etwas, was ihn mit einem Schlage über ihr uncorrectes Selbst im ganzen Umfange, in der ganzen Tragweite aufklären mußte, selbst auf die Gefahr hin, daß ihm das einen gewaltigen Stoß gab und ihn vollständig an ihr irre machte. Bisher war ihm nie ein anderer Gedanke gekommen, als daß sie es wahr-

haftig leicht gehabt hatte, sich vom „Correcten" fern zu halten; ihr ein Verdienst daraus zu machen, daß sie niemals Mißbrauch mit ihrer Freiheit getrieben, daran dachte er gar nicht. Er hatte sich die Möglichkeit eines solchen Mißbrauchs noch garnicht überlegt. Er, Herbert Fürst, hatte sich mit Gerda Lindheim verlobt; das hieß eigentlich beinahe soviel, als daß er ihr vor aller Welt das glänzendste Leumundzeugniß ausstellte und ihr Vorleben als makellos erklärte, es gewissermaßen adelte.

Daß sie heute hier allein waren, hatte einen kleinen, ganz kleinen Kampf gekostet. Es war das erste Mal. Herbert fand es in der That nicht ganz passend, daß sie als Brautpaar ohne jede Begleitung Abends in den Ausstellungspark gingen. Man konnte doch garnicht wissen, was andere Leute dazu sagen würden. Es sah immerhin ein bischen provocant aus. Dieser oder Jener hätte Gott weiß was? unter diesem harmlosen Zusammensein à deux vermuthen können, zumal Abends im Ausstellungspark doch notorisch allerlei zweifelhafte weibliche Existenzen ihr Wesen trieben. Kurz: Herbert hatte allerlei kleine Bedenken gehabt. Vor Allem sah er gar keinen rechten Grund für diese Neuerung ein. Man war mit Gerdas Tante — einer dieser sehr entfernten Tanten, zu der das verwandtschaftliche Verhältniß durchaus nicht mehr ganz klargestellt werden konnte, die aber seit Jahren mit ihrer „Nichte" zusammenlebte — immer ganz ungenirt gewesen, und es hatte soviel anständiger ausgesehen. Aber Gerda setzte nun einmal ihren Kopf darauf. Und er wollte ja nicht correct sein. Das gab den Ausschlag. Schließlich fand er es selbst ganz amüsant, einmal mit ihr allein im Ausstellungs-Restaurant zu soupiren, und sie hatten sich Beide wie die Kinder darauf gefreut.

Nun war's doch nicht ganz so geworden, wie sie gedacht. Woran das lag — wer wußte es? Hatte Herbert nachträglich nun doch wieder Scrupel bekommen? Genirten ihn die Blicke und Mienen irgendwelcher Bekannten oder Unbekannten, die zu ihnen hinüberschielten? Fürchtete er, ihrer Beider Verhältniß werde nicht ganz klar vor aller Welt erscheinen? Denn das war ihm zeitlebens das Schrecklichste gewesen: unklare Verhältnisse, — alles Verworrene, Undeutliche, nicht ganz Zweifelsfreie. Oder was hatte er sonst? Hatte überhaupt er angefangen mit diesem freudlosen Stillesein, oder war Gerda es selbst gewesen? Nachdenklich erschien sie heute jedenfalls, so nachdenklich, wie er sie garnicht kannte. Auch das mochte ihn verdrießen, eine ansteckende Wirkung ausüben, denn er wollte sie immer heiter, strahlend, — ihr ganzer Zauber beruhte darin; lieber mochte sie ausgelassen und übermüthig sein, als so, — nur nicht so wie heute, das stand ihr garnicht.

„Du bist heute so merkwürdig still," sagte er endlich zwischen zwei Dampfwölkchen seiner Cigarre, „hast Du 'was?"

Es klang übellaunig und ein bischen herrisch, weniger als theilnehmende Frage, wie vielmehr als die dringliche Aufforderung, Nichts „zu haben" und nicht mehr stille zu sein. Gerda begriff das vollkommen. Sie er-

widerte aber nur: „Du bist auch still, scheint mir. Man muß doch auch nicht immer schwatzen.“

„Ich!“ Er machte mit seiner schönen Hand eine Bewegung, als ob er sagen wollte: „Ich kann mir das eben leisten. Ich bin ich.“ Laut aber fügte er hinzu: „Ja, das ist wohl wahr. Ich habe heut viel gearbeitet, — ein schwieriges, psychologisches Problem, weißt Du. Unsereins lebt das immer gleich so mit. Und es ist garnicht leicht, immer die correcte Lösung —“ Er stockte, wurde etwas roth und warf einen fast ängstlichen Blick zu ihr hinüber. Da war es ihm nun doch einmal wieder entfahren, dies Wort, das er jetzt haßte und mied, das ihn in Gerdas Augen geradezu compromittirte, — und bei solcher Gelegenheit! „Correcte Lösungen“ wollte er ja in Wahrheit garnicht bei seinen Geschichten finden, — was Gerda — und neuerdings er mit ihr — denn so „correct“ nannte. Im Gegentheil. Ein alberner Lapsus! Und er war fest entschlossen, mitzulachen, wenn Gerda ihn jetzt auslachen würde.

Das that sie aber nicht. Merkwürdigerweise ließ sie sich die Gelegenheit dazu diesmal entgehen und sagte nur zerstreut: „Ja, ja, ich kann mir's denken. Es ist sehr schwierig. Im Leben ja auch.“ Und dann, nachdem sie das grüne Glas vor ihr an die Lippen geführt, mit einem verlorenen Blick in die grünen Parkwipfel hinaus: „Wollen wir nicht ein bischen hinausgehen? Ich denke mir's jetzt hübsch draußen. Und wenn Dir's recht ist, abseits von der Musik und von den Menschen. Man bekommt's auf die Dauer satt. Es betäubt, aber es befriedigt nicht.“

„Wie Du willst,“ sagte er phlegmatisch, etwas nachgiebig gestimmt, weil sie sich die Gelegenheit, ihn auszulachen, hatte entgehen lassen. „Wir werden dann auch wohl bald den Heimweg antreten müssen.“ Dabei schlug er discret mit dem Dessertmesser an sein Glas, um den Kellner zu rufen.

„Nach Hause?“ fragte sie. „Schon? Warum denn?“ Sie sah auf die Uhr.

Er hatte eigentlich erwidern wollen: „Weil es unschicklich ist, wenn wir Beide allein zu so später Stunde —“ Aber er begriff, daß sie ja das voraussetzte, daß sie darauf geradezu wartete. Und deshalb sagte er's nicht, sondern stattdessen: „Die letzten Pferdebahnen sind immer so überfüllt, auf die darf man's nicht ankommen lassen.“

Ein stichhaltiger Grund war auch das nicht. Denn es blieb ihnen dann immer noch die Stadtbahn, und er war durchaus in den Verhältnissen, auch eine Nachtdroschke nehmen zu können, sie war für seine Verhältnisse sogar das natürlichste Beförderungsmittel; aber Gerda sagte Nichts mehr. Er zahlte, ohne nachzurechnen oder ein Wort einzuwenden, legte ein reichliches Trinkgeld neben seine sauber zusammengelegte Serviette und stand auf. Dann half er ihr in ihr Jaquet, ließ sich vom Kellner seinen lichtgrauen Havelock umhängen und nahm seinen Cylinder. Sie gingen. Er sah sehr groß

und stattlich aus, als er sie am Arm führte, alle Leute sahen sich nach den Beiden um.

Draußen hatten sie Mühe, sich durch die Menschenmassen zu winden, die immer noch auf dem breiten Wege vor der Musikkapelle sich hin- und herschoben. Sie gingen gegen das Pergamon-Panorama zu, immer noch ohne zu sprechen.

Allmählich verklang das Streichconcert hinter ihnen, — noch ein Strauß'scher Walzer, mit dem es für heute schloß. Ganz leise und gedämpft hallten die Töne herüber, untermischt mit Menschenstimmen, hin und wieder durchschrillt von dem Pfiff einer Locomotive, übertäubt vom dröhnenden Gerassel eines jagenden Stadtbahnzuges. Dann gelangten die Beiden in stillere, einsame Seitenwege. Wie wundervoll diese Juninacht eigentlich war, spürten sie erst hier, wo der sternenüberglitzerte Nachthimmel zu ihren Häupten lag und nur die geheimnißvollen Stimmen des Frühsommerdunkels um sie her laut wurden, für die sie doppelt empfänglich geworden nach dem lärmenden Gewoge, das sie durch Stunden und Stunden umbraust. Hie und da gleißten die Büsche, wie versilbert vom elektrischen Licht der Glühlampen in den Hauptwegen, sie athmeten eine kühle Frische, einen Hauch von Unberührtheit aus. Irgendwo in einem lauschigen Winkel, aus dem der Duft der Goldregentrauben herüberwehte, schlug in kleinen Zwischenräumen eine Nachtigall an, leise und schüchtern, als wagte sie sich nicht recht hervor.

Herbert schien in eine weiche Stimmung zu verfallen. Er war sehr empfänglich solchen Naturreizen gegenüber, und wenn er dann allein mit Gerda war und Niemand seine Mienen in Obacht nehmen konnte, — denn in solchem Fall hätte er sich genirt, — wurde er sentimental, er fing an zu schwärmen. Auch jetzt begann er damit. Es waren überschwängliche, glühende Worte, die von seinen Lippen brachen, voller Verliebtheit, Begierde und irrer, stammelnder Trunkenheit. Gerda erwiderte kein Wort. Nur manchmal zuckte ihr Arm ganz leise in dem seinen. Und dann gingen sie weiter und weiter, ganz langsam, ganz wie in einer fremden Welt.

Da plötzlich, als sie von einer Gebüschlücke am Wege aus die große Fontaine sahen, die drüben wie ein mächtiger Silberstrahl in den Teich niederwallte, sagte Gerda leise, dumpf: „Ja, das ist Alles ein schöner Traum, Herbert, das Alles hätte werden können. Aber Du bist zu spät gekommen. Verzeih' mir! Verzeih' mir! Ich konnte Dir's nicht eher sagen."

Er starrte sie, mitten aus seinem verzückten Schwärmen auffahrend, mit erblassendem Gesicht an. „Was ist das? Was soll das heißen? Gerda!"

Sie nickte leise vor sich hin. Dann zog sie ihn mit sanfter Gewalt weiter in das Dunkel des Laubgangs hinein, als ob ihre Augen das Stück Helle da drüben nicht vertrügen, und nun, sich an ihn klammernd, raunte

sie an ihm empor: „Es soll heißen, wie ich's sagte. Es soll heißen, daß Deine Liebe zu mir auf die härteste Probe gestellt wird, die es geben kann, Herbert; verdamme mich, daß ich bis heute geschwiegen habe! Ich bin ja verdammenswerth um deswillen. Aber Du mußt auch begreifen — Ich habe Dich so lieb, Herbert, und Du zeigtest mir ein so hohes Glück, — und da sollte ich nun mit einem Worte, mit einem Schlage — nein! ich konnt's nicht. Leicht ist es für ein Mädchen ohnehin nicht, so Etwas auszusprechen, — so Etwas einem Manne einzugestehen, auch nur anzudeuten — Und wenn man den Mann nun gar liebt — Und wenn man sich nun durch das Geständniß gar die Pforte zum Glück verrammelt für immer, — Herbert, Du mußt begreifen, daß ich's nicht über mich brachte, daß ich schwieg, — Dich betrog. Wir waren auch so selten allein, — es war nie eine Gelegenheit, — ich wollt's ja so oft; — tausend, tausend stachelnde Vorwürfe macht' ich mir jeden Tag, — jeden Tag von jenem ersten, glückseligen an nahm ich mir vor: heute — heute ganz gewiß — Und dann geschah's doch wieder nicht, dann war doch wieder die Angst zu groß und schnürte mir die Kehle zu, — die Angst, Dich zu verlieren, Herbert! Aber ich hatte durch mein Schweigen — durch dies ewige Hinausschieben keine wahrhaft glückliche Stunde. Und deshalb — blos deshalb könntest Du mir vergeben —"

Es quoll Alles von ihren Lippen tonlos, sich überstürzend, ein klein wenig schauspielerisch. Aber das merkte er nicht. Er merkte überhaupt nicht auf die Art, wie sie sprach. Er griff sich nur ein paarmal an die Stirn, weil er immer noch glaubte, er träume. Er athmete schwer, wie ein Erstickender. Er blieb stehen, er griff sich vorn in den Halskragen, um ihn zu lockern, er nahm den Hut ab. Er wußte garnicht mehr, was er that, er wußte überhaupt Nichts mehr von sich. Alles in ihm wirbelte und quirlte durcheinander. Er hatte die Empfindung von lauter Stürzendem und Brechendem um sich her. Erst ganz allmählich begriff er, daß er es sich schuldig sei, Herr der Situation zu bleiben, daß er sich eine unheilbare Blöße gab, wenn dies nicht geschah. Er richtete sich gewaltsam auf, aber er schüttelte sie von sich ab, er lehnte sich gegen einen Baum am Wege und warf ihr einen Blick zu voller Anklage, Jammer und Entsetzen. Er wußte selbst nicht, was davon eigentlich in ihm vorherrschte; — am ehesten wohl das Entsetzen über das, was er hier erfuhr, — plötzlich, unvorbereitet, mitten in seine verliebte Ekstase hinein. Wie ein Blitzschlag kam das Alles, betäubend, verwirrend, und diese jähe Helle blendete ihn. „Mein Gott," sagte er nur stöhnend, „wie ist das Alles möglich? Was soll das Alles heißen?"

Sie zuckte trostlos die Schultern. „Im Grunde," sagte sie leise, mit gesenktem Gesicht, „hättest Du Dir's fast denken können. Wenn Du mein Leben, meine Erziehung in Betracht ziehst — Mit sieben Jahren bin ich zum ersten Mal aufgetreten. Seitdem immer in dieser Atmosphäre von

Leichtsinn, Verführung und Ungebundenheit — Ist es da ein Wunder? Ist es da ein Verbrechen? Man könnte sich eigentlich nur wundern, daß es so spät geschah — und nur einmal — Ich bin ja nie beschützt gewesen. An mich darf man den Maßstab aus Deinen Kreisen doch wahrhaftig nicht anlegen. Für ein Schauspielerkind war ich tugendhaft genug. Darüber lass' ich mir keine grauen Haare wachsen. Nur daß ich Dich in der Täuschung ließ — bis heute, — das war unrecht. Jetzt, wo ich's endlich vom Herzen habe, wird mir leicht. Jetzt werd' ich wenigstens Gewißheit haben, ob Du mich wirklich so liebst, wie Du mir's oft — eben noch — gesagt hast, und ob Deine Liebe zu mir stärker ist, als alles — alles Andere."

Ihr Ton hatte sich langsam um etwas gewandelt, er war weniger verzweifelt, ruhiger, sicherer geworden, es lag sogar etwas Mahnendes und Forderndes darin. Aber auch diese Veränderung entging Herbert. Er war immer noch fassungslos. Dies Alles kam zu unvorbereitet, war zu niederschmetternd. Für solchen Fall hatte er die nöthige Haltung nicht bereit, er war sich nicht klar über das, was er jetzt zu thun und zu sagen hatte, und das verwirrte ihn, brachte ihn in Conflict mit sich selber. Plötzlich fiel ihm Etwas ein, eine Stelle aus Hebbels „Maria Magdalena", und die sprach er jetzt in seiner Verlegenheit über ein eigenes Wort, das er hätte sagen sollen und das er nicht fand, vor sich hin: „Darüber kann kein Mann weg" — Und dann bedeckte er seine Augen mit den Händen und schluchzte. Nun hatte er plötzlich die Rolle gefunden, die er in dem gegebenen Falle zu spielen hatte. Es erleichterte ihn ordentlich.

Eine Zeitlang sagte Gerda Nichts. Es war so still zwischen ihnen, daß man das plätschernde Niederfallen des Wassers drüben und leise Menschentritte auf den anderen Parkwegen deutlich vernehmen konnte. Dann klang ihre Stimme zaghaft zu ihm hinüber: „Wenn das Dein letztes — einziges Wort ist, dann ist's ja wohl am besten, wir gehen gleich jetzt und hier auseinander — für alle Zeit. Wozu sollte dann ein weiteres Herumzerren noch sein, — zwecklose Vorwürfe und Klagen, da ja nun doch einmal Nichts mehr gutzumachen ist? Mit dem Geschehenen müssen wir uns eben abfinden. Und wenn Du entschlossen bist — Ich habe dann Nichts mehr zu sagen, als: „Verzeih'! und Leb' wohl!"

Nun kam Leben in ihn. Er streckte die Hände nach ihr aus. „Nein, nein, nicht so — ich — ich habe ja noch nicht — ich weiß ja noch garnicht, — ich bin noch immer so verwirrt, so rathlos, — das Alles erscheint mir immer noch so unglaublich, — so unmöglich —"

„Wir müssen aber doch nun zu Ende kommen," sagte sie leise, herb, ungeduldig. „So oder so. Diese gräßliche Ungewißheit hat lange genug angedauert, mir Qualen genug gemacht. Jetzt trag' ich sie nicht mehr. Ich habe Dich so unsäglich lieb, Herbert, daß ich jede Stunde besinnungslos für Dich sterben könnte. Ich möchte wissen, ob es bei Dir ebenso ist, ob Deine Liebe zu mir größer und stärker ist, als Alles sonst in der

Welt, — ob Du durch sie — mit ihr Alles überwinden kannst, — auch dies Aeußerste; — ob ich Dir, wie ich da bin, mehr werth bin, als die schmeichlerische Fiction, — der Erste zu sein, die jeden Mann so stolz macht!“

Herbert stöhnte noch einmal auf, dann wandte er ihr sein Gesicht zu, das jetzt kühl und ruhig erschien. Nur seine Mundwinkel zuckten leise. „Gönne mir Zeit,“ sagte er mit heiseren, rauhen Tönen. „Ich kann mich jetzt nicht aussprechen. Du mußt das doch begreifen. Morgen — übermorgen — Laß mich nur erst einmal zu mir selbst kommen! Du kannst doch nicht verlangen, daß ich jetzt und hier über so Etwas — über eine so wichtige, einschneidende Lebensfrage — Das ist doch unmöglich. Das wäre ja gerade, als wenn Du mir so en passant vorschlügest —“ er wußte offenbar nicht gleich, was er sagen sollte, oder unterdrückte das wieder, was er hatte vorbringen wollen, um nach einer kleinen Pause murmelnd beizufügen: — „vorschlügest, von jetzt an nicht mehr zu schriftstellern oder mich von der Sonne abzusperren oder dergleichen. Das ist doch wie eine furchtbare Revolution dies, — und nun so unvermuthet, und jetzt und hier, während —“ Er trocknete sich wiederholt die Stirn mit einem lichtblauen, seidenen Taschentuche. „Ordentlich der kalte Angstschweiß ist mir ausgebrochen,“ sagte er mit einer gewissen suchenden Hilflosigkeit, aber ohne Gerda anzusehen, denn davor schien er sich zu fürchten, — „aber so Etwas auch! In meinem ganzen Leben habe ich eine ähnlich peinvolle Situation — Du hast Dir wirklich eine Stunde ausgesucht zu dem Allen! Laß uns nur jetzt gehen, — womöglich könnt' uns noch wer Bekanntes begegnen, — das fehlte gerade! Und man weiß auch garnicht, wer Einen hier Alles hören kann hinter den Büschen. Mein Gott, mein Gott, was sind das für Sachen! Wenn ich mir so 'was je hätte träumen lassen!“

Er athmete mühsam, steckte sein Tuch ein und versuchte, sich wieder eine Haltung zu geben. Er hatte sie völlig verloren gehabt. Dabei konnte er aber nicht umhin, seine Augen eine Weile mit scheuer Angst rundlaufen zu lassen. Gerda betrachtete ihn während alledem mit einer gewissen kühlen Neugier. Dann, als er ihr seinen Arm bot, sagte sie: „Oh, zwinge Dich nicht dazu! Ich kann ja allein gehen — Oder nein,“ setzte sie hinzu, und es zuckte Etwas zwischen Oberlippe und Nasenflügeln, während sie ihren Arm leicht in den seinen schob, — „gerade das könnte auffallen, wenn man uns sähe. Und es ist ja garnicht nöthig, daß man vor der Zeit erfährt, was nachher immer noch früh genug unter die Leute kommt.“

Es lag Etwas wie ein schmerzlicher Spott in ihren Worten und machte ihn nervös. Er zuckte ordentlich zusammen, als er sie jetzt an seinem Arm gegen den Stadtbahnhof zu führte. Und dann sagte er: „Du thust ja, als wäre es schon entschieden, daß wir — daß ich — So weit sind wir ja doch nicht. Ich bin sehr consternirt — begreiflicherweise — und ich kann in meiner Verwirrung, in dieser heftigen, allgemeinen Gemüthsdepression

durchaus keinen Entschluß fassen, mir garnicht einmal klar werden über das, was ich zu thun habe, — aber die Möglichkeit liegt ja doch vor — Es ist etwas Furchtbares, Gerda. Ich wollte, dies wäre mir erspart geblieben. Man könnte darüber wahnsinnig werden."

Nach diesem letzten Ausbruch sagte sie Nichts mehr, und er führte sie weiter. Sie stießen jetzt fortwährend auf Menschen, die gleich ihnen dem Ausgange zudrängten; sie schwiegen Beide. Erst als sie die Treppen zum Bahnhof hinaufgestiegen waren und in der weiten Halle droben die Menschen sich wieder vertheilten, so daß sie allein und ungestört abseits bleiben konnten, sagte er mitten in das donnernde Getöse hinein, mit dem ein einfahrender Zug, der nicht der ihre war, den gewaltigen Raum durchschütterte: „Nachdem Du mir das furchtbare Bekenntniß einmal gemacht hast, Gerda, mußt Du mir nun auch Alles sagen. Das hilft Nichts. Ich muß nun, da Du mir die Binde von den Augen gerissen hast, doch auch gleich völlig klar sehen, um gerecht urtheilen zu können. Ich muß alles Einzelne wissen, — wie und wann es geschah und —"

„Nein, nein." Sie schüttelte ruhig den Kopf. „Das nicht. Das erlaß mir! Es ist so widerwärtig, das noch einmal aufwühlen zu sollen, so häßlich, — und vor Allem so zwecklos. Wozu sollt' es denn etwa dienen? Es macht Nichts besser und Nichts schlimmer. Ich fühle mich nicht verpflichtet dazu, und ich verweigere es Dir. Verzeih'! Aber Du mußt ja selbst begreifen — Die Thatsache muß Dir genügen, die hab' ich zugegeben. Mit der mußt Du Dich abfinden, — so oder so. Mehr bin ich Dir nicht schuldig, — das wäre undelicat. Wenn wir erst verheirathet sind — ich meine: falls Du Dich trotz Allem dennoch bereit finden solltest, — dann, dann natürlich — dann wäre es etwas Andres, wenn Du dann noch darauf bestehen solltest, — aber jetzt: nein. Bitte, reden wir nicht mehr davon! Es ist gerade genug und übergenug!"

Herbert war sehr roth geworden, er murmelte Etwas zwischen den Zähnen, was sie nicht verstand. Ihr Zug fuhr jetzt ein, und sie mußten sich eilen, einzusteigen. Während sie es thaten, sagte sie: „Herr Gott, wir wollten ja mit der Pferdebahn fahren! Wie dumm!"

Er begriff nicht, daß sie jetzt und so von dieser Sache reden konnte. Es schwoll Etwas in ihm empor von Bitterkeit, Empörung und Haß. Dies Mädchen, seine Braut!, die ihm eben gestanden hatte, — merkwürdig spät gestanden hatte, — daß sie nicht die war, die er in ihr zu finden geglaubt, daß sie nicht mehr rein war, — dies Mädchen amüsirte sich jetzt darüber, daß sie nun doch mit der Stadtbahn und nicht, wie er gewollt, mit der Pferdebahn nach Hause fuhren, darüber also, daß er dies bei all' dem auf ihn einstürmenden Schrecklichen vergessen hatte! Es war unglaublich, einfach unglaublich. Eine Komödiantin — das war's! Darin lag's! Sie sind alle nicht viel anders. Das Gewerbe, das sie treiben, macht sie so. Im Grunde kann man sich nie bei ihnen darauf verlassen,

daß sie in der einen Stunde noch so sind, wie in der andren; das ist eben das Traurige, dem verdankte er diese Bescheerungen von heute Abend. Großer Gott, wenn er das so recht bedachte: — seine Braut! Und schon in eines Andren Händen gewesen! Pfui, es war abscheulich, es war kaum auszudenken.

Und sie hätte es ihm sagen müssen, bevor sie ihm ihr Jawort gab, ihn um sie werben ließ, — damals doch zum Mindesten. Statt dessen — aber natürlich: eine Komödiantin! Warum war er auf den verrückten Einfall gekommen, eine Komödiantin heirathen zu wollen? Die nehmen das alle nicht gar so genau, die haben die „spießbürgerlichen“ Grundsätze der soliden, bürgerlichen Gesellschaft nicht und bilden sich noch sogar Etwas darauf ein, wenn nicht Alles bei ihnen so klappt, wie dort. Nun hatte er's! Nun mit guter Manier loskommen, das war eine eigene Sache. Gerede gab's natürlich, — und was für'n Gerede! Das war peinlich. Aber schließlich: wenn man zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde, — zu verachten war das auch nicht, es konnte immerhin für einen Schriftsteller, der noch als Anfänger gelten mußte und den Ehrgeiz hatte, schnell zu einem Namen zu kommen, von Vortheil sein. Man würde fragen: „Die Lindheim im Stiche gelassen von ihrem Bräutigam? Wer ist denn der? Ach, der Schriftsteller Fürst! Was hat er doch gleich geschrieben?“ Und dann so weiter. Es konnte geradezu zu einer neuen Auflage seiner „Pflicht“ führen. Die Welt war nun einmal so, und man mußte sie nehmen, wie sie war.

Nur — es war doch eigentlich schade. Er hatte Gerda lieb. Und der Mann einer bekannten Schauspielerin, — selber ein Dichter — Es machte sich doch ganz gut. Es war so gewissermaßen das Siegel darauf, daß er sich von seiner hochwohlanständigen Gesippschaft emancipirt hatte und seine eignen Wege wandelte als ein freier und unabhängiger Künstler. Mit dieser Beweggrund hatte ihn getrieben, — ganz gewiß. Neben seiner Leidenschaft ein gewisser Trotz, ein herber Eigenwille, eine bestimmte, bewußte Absicht. Wenn er freilich gewußt hätte, — dann natürlich nicht; nicht im Traum wär's ihm dann eingefallen. Aber nun würd' es wie ein Rückzug aussehn, gerade wie wenn er doch bereute, sich von seinen Sippen getrennt zu haben, und einsähe, es sei mit Leuten andren Schlages kein ewiger Bund zu flechten. Und das wollt' er nun doch nicht, das durft' er ihnen um seiner selbst willen nicht gönnen. Eine fatale Lage also —

Das Coupé, in das sie gestiegen waren, war so voll, und der Zug rasselte mit so betäubendem Lärm dahin, daß eine Unterhaltung zwischen dem Brautpaar, das sich gegenübersaß, nicht wohl möglich gewesen wäre, am wenigsten über das Eine, was Herbert nun unablässig in seiner Seele hin- und herwälzte Es war ihm auch gerade recht so. Nur ruhten Gerdas Augen unverwandt auf ihm, und das genirte ihn, das machte ihn nervös. Was wollte sie eigentlich mit diesem ewigen Herüberblicken? Es war ja gerade,

als wollte sie aus seinen Mienen seine wechselnden Gedanken ablesen. Nun, das sollte ihr doch wohl schwer werden. Etwas so Dringendes, so Verlangendes lag in ihren Augen. Herbert rückte unruhig auf seinem Sitz hin und her. Sie liebte ihn doch sehr, diese Gerda. Eine furchtbare Angst mußte jetzt in ihr wühlen, ihn zu verlieren. Sie wollte mit ihren Augen ihn zwingen, ihn bannen, ihn festhalten. Das war's! Lieber Himmel, ja, es wäre auch Alles so gut und schön gewesen, nur — Es ging ihm eben doch gegen die innerste Natur. Er, Herbert Fürst, und nicht der Erste bei dem Weibe, das er liebte, das er heirathen wollte! In seinen eignen Augen entwürdigte es ihn. Er war garnicht mehr er, wenn er das that, wenn es wirklich dahin kam. Nein, nein, es ging nicht, es ging nicht.

Die rasselnden Räder des Zuges wiederholten es unablässig, was aus all' seinen Gedanken heraus tönte und schrie: „Es geht nicht, — es geht nicht, — es geht nicht —"

Bahnhof Friedrichstraße! Sie stiegen aus, gingen die Treppe hinab, tauchten unter in das immer noch fluthende Gewühl. Wieder hatte er ihr seinen Arm geboten, wieder hatte sie ihn genommen. Schweigend schritten sie nebeneinander her, durch all' das laute, aufgeregte Sommernachtleben der Großstadt. Sie überquerten die Linden. Gerda warf einen Blick zum Café Bauer hinüber, durch dessen offene Thüren und Fenster man auf die lichtüberhellte, bunte Menschenmasse sah, die sich an all' den kleinen Tischen zusammendrängte, — es war ein sehnsüchtiger Blick, dem ein kleiner Seufzer folgte. „Bin ich durstig, Herbert!" und ihr Arm machte in dem seinen eine zuckende Bewegung nach dem Café hin. Jetzt einen Eiskaffee dort — es müßte köstlich sein. Und mitten in die bunte, internationale, ein klein bischen „gemischte" Gesellschaft hinein, nach dem steifen, langweiligen Ausstellungs-Restaurant — In allen Zehenspitzen prickelte es sie danach. Wozu denn auch jetzt schon zu Bett gehn? Es war wohl noch garnicht einmal Mitternacht, — doch wahrhaftig noch keine Schlafenszeit.

Aber Herbert war entsetzt über die bloße Andeutung ihres Wunsches. Jetzt in's Café Bauer, — sie Beide allein, — und nach dem, was eben vorgefallen war, nach diesen Eröffnungen, die von so lebeneinschneidender Bedeutung waren —? Da mußte man sich denn doch wirklich fragen, ob man recht gehört hatte; das war in jedem Falle ein Zeichen von Frivolität, — von nichts Andrem. Wenn Gerda dazu im Stande war, — nun, dann erleichterte sie ihm seinen Entschluß wenigstens, der ja wohl ohnehin hätte seiner Eigenwürde halber von ihm gefaßt werden müssen!

Sehr verdrossen schlugen sie Beide den Weg in die stille Charlottenstraße ein und standen nach wenigen Minuten vor Gerdas Hause. Sie hatten kein Wort mehr gewechselt. Als sie sich zum Abschiede die Hand reichten, kühl, ohne kräftigen Druck, stand er mit dem abgezogenen Cylinder in der Linken vor ihr, hoch, steif, gemessen, wie ein fremder Mann. Und

da sagte sie, — noch unter der zitternden Nachwirkung ihres Aergers und der Enttäuschung von vorhin, — gewollt hatte sie es nicht, und kaum daß sie es ausgesprochen, bereute sie es auch schon wieder: — „Ich werde Deine Entscheidung dann ja wohl erfahren, wenn Du es an der Zeit hältst. Triff sie so, wie Du sie correct findest! Gute Nacht!"

Noch nie hatte ihre Stimme so hart geklungen. Und ehe er noch ein Wort hätte erwidern können, war sie im Hause verschwunden. Nur daß er glühroth im Gesicht geworden war, hatte sie noch gesehn. Beinahe that er ihr leid. Aber vor allen Dingen war es sehr unvorsichtig von ihr gewesen, das Wort zu gebrauchen, — deswegen, weil es ihn beeinflussen, ihn bestimmen konnte. Sie wußte ja, daß er, wie der Schmetterling unter der Nadel, beim Anhören dieses Wortes zuckte und zappelte. Und er hatte sich doch frei entscheiden sollen, absolut frei, damit — Von solchen Kleinigkeiten, von solch' einem einzelnen Wort hing manchmal ein Lebensschicksal ab. Und dann war's kein Wunder, wenn die Reue darauf folgte. Nein, lieber als auf solchem Grunde das Glück seines Daseins aufbauen — Wenn es überhaupt ein Glück war, je werden konnte — —

Während Gerda mit solchen Gedanken die Treppen zu ihrer Wohnung hinaufstieg, setzte Herbert Fürst seinen Heimweg fort. Er mußte die Linden hinunter, zum Brandenburger Thor hinaus. Er ging in der Mitte des Weges, zwischen den verstaubten Bäumen, unter den elektrischen Glühlampen hin. Noch immer glühte sein Gesicht. Wie ein Peitschenschlag hatte das Wort ihn getroffen: — „wie Du sie correct findest!" Teufel auch! Er wollte ja nicht correct sein, darin hatte er ein Haar gefunden, und Gerda wußte das. Correct! Alles Andere eher, als das. Wie ein freidenkender, modern empfindender Mensch wollte, mußte er entscheiden. Natürlich, das war er sich und seiner neu errungenen Stellung schuldig. Aber schließlich: das war eine Frage — nicht der Moral — zum Teufel mit der Moral! — sondern der Selbsteinschätzung. Wenn man sich doch nun einmal für zu gut hielt, um der „Nachfolger" zu sein, wo man der Erste und Einzige sein wollte, — das war der springende Punkt, ganz allein das. Und dann: daß sie ihn getäuscht, belogen hatte bis heute Abend! Auf so Eine, die das fertig brachte, war keinerlei Verlaß, jetzt nicht und nie, auf so Eine brauchte man keine zarte Rücksicht zu nehmen.

Auch eine andere Angst war noch in Herbert lebendig. Dieser Eine, der Gerda einmal besessen hatte, lebte doch wahrscheinlich noch, war vielleicht sogar hier in Berlin. Wenn der nun eines Tages in einer lustigen Gesellschaft, am Biertisch — wo es auch war — mit der Faust auf den Tisch schlug, als die Rede auf die schöne Frau Gerda Fürst gekommen war, und lachend — mit jenem Lachen, das Herbert von ähnlichen Erlebnissen her nur allzu gut kannte, ausrief: „Kinder, ich weiß — im Vertrauen gesagt: ich hab' sie auch 'mal gehabt, ich — und ich war der Erste — kann's beschwören!" Unmöglich, unmöglich!

Herbert hatte im Weiterschreiten die Fäuste geballt. Das thut kein Ehrenmann, natürlich nicht. Blos daß manchmal Einen eine weinselige Renommistenstimmung dazu hinreißt. Und dann: war er denn ein Ehrenmann, der Betreffende? Wer bürgte Herbert dafür? Und wenn erst einmal Einer sich gerühmt hat, glaubt natürlich alle Welt, es wären ihrer Mehrere gewesen und der jetzige Ehemann nur gerade der Letzte, der das Dutzend voll macht. Pfui Teufel! Aber dem trete einmal Einer entgegen! Womit denn? Wie denn solch' einem ekelhaften, niederträchtigen Gerücht das Lebenslicht ausblasen? Durch eine Herausforderung? Da konnte man sein halbes Leben mit Duellen verbringen. Und daß so ein Duell mit seinem Zufallsausgang überhaupt garnichts bewies, soviel wußte er doch nun auch schon; auf dem Standpunkt befand er sich seit Langem. Also —

Nun, zum Henker, man durfte es eben nicht darauf ankommen lassen. Es gab da keinen Ausweg. Herbert Fürst durfte keine bemakelte Frau haben, — um seiner selbst willen nicht und um der Anderen willen nicht, denen er keinen Vorwand für ihr geiferndes Gezüngel bieten durfte. Dabei blieb er stehen, darüber kam er nicht hinweg, — mit all' seinem Sinniren, mit all' seinem Getüftel nicht. Mit einem großen, männlichen Entschluß sich freimachen, — weiter blieb Nichts. Das war er sich selber schuldig. Und wer es gut mit ihm meinte, mußte ihm Beifall zollen. Nur daß er über die Gründe dieses Auseinandergehns nie würde sprechen dürfen. Und daß die, welche ihm Beifall zollten, es vermuthlich thun würden, weil sie überhaupt — in Unkenntniß der Sachlage — annahmen, er sei sich über die Unmöglichkeit einer Verbindung mit einer Komödiantin klar geworden, denn solche Verbindung sei nun einmal ein Ding der Unmöglichkeit für einen correcten Menschen. Puh! Dumm! Das wollte er nicht, gerade das nicht.

Er hatte inzwischen seine Wohnung draußen in der Königgrätzerstraße erreicht, in einem großen, vornehmen Hause, eine Treppe hoch, — ein paar Zimmer mit allem modernen Comfort, üppig, von peinlicher Sauberkeit der Einrichtung, fast ein bischen weibisch-luxuriös. Gerda hatte das wenigstens gefunden, als sie hier gewesen, — zum ersten und letzten Mal und natürlich in Begleitung der Tante. Es roch sogar etwas nach Veilchenparfüm in den Zimmern, gerade wie sein Taschentuch und die Seidenaufschläge seines Ueberrocks. Herbert kleidete sich aus und legte sich zu Bett. Es war ein weiches, breites Bett mit schwellenden Federkissen, und er schlief sonst immer sehr gut darin, — fast mit dem Glockenschlage, von Mitternacht bis sieben Uhr Morgens ohne jede Unterbrechung. Nur seltene Ausnahmen kamen dabei vor. Heute konnte er durchaus nicht einschlafen. Alles störte ihn. Das Geklingel der Pferdebahn draußen wollte gar kein Ende nehmen, — und diese ewigen Wagen, die da vorbeirollten — und im Zimmer über ihm wurde Clavier gespielt. Und zu alledem, noch irgendwo ein bellender Hund. Erwürgen hätt' er ihn mögen. Hunde

konnte er überhaupt nicht ausstehen; es war einer seiner Streitpunkte mit Gerda, die für Hunde schwärmte und durchaus von ihm verlangte, er sollte sich eine große Ulmer Dogge anschaffen. Das hätt' ihm gefehlt! Ein großer Hund in einer geordneten Berliner Stadtwohnung, wo er Alles umstieß, verunreinigte, verdarb, die besten Freunde mit wüthendem Gekläff anfuhr, — alle paar Tage ein Schmerzensgeld an einen gebissenen Bettler, ein ewiges Gejage hinter ihm drein, Scherereien mit der Polizei, mit den Nachbarn — Aber Gerda hatte gesagt: „Sonst heirath' ich Dich nicht!" Wie dumm! Weshalb ihm das jetzt wohl Alles kam? Es war ja sowieso zu Ende — mußte zu Ende sein —

Ruhelos wälzte sich Herbert in seinen Kissen hin und her. Er erbitterte sich immer mehr gegen Gerda, je weiter die Nacht vorrückte. Daß sie ihm diese Schmach angethan hatte! Daß ihn dieser Keulenschlag heute hatte treffen müssen! Möglich, daß sie entschuldbar, — in höherem Sinne sogar unschuldig war, er wollt' es ja gern glauben; aber daß sie seine Werbung angenommen, ohne ihm ihren moralischen Defect einzugestehen, daß sie ihn bis heute verschwiegen hatte, — das war unverzeihlich, dafür gab es keinen Schatten einer Rechtfertigung. Sie hatte ihn doch wohl erst sicher machen wollen, — offenbar nichts Anderes; sie hatte ihn erst so fest an sich ketten wollen, daß er nicht mehr zurückkonnte, daß er einen Theil seines Lebens dabei einbüßte, wenn er es that. Schmähliche Berechnung war es gewesen. Eingefangen sollt' er erst sein und dann nicht mehr zurückkönnen. Gerade das empörte ihn am allermeisten. So handelte eine raffinirte Kokette, eine schlaue, überschlaue Komödiantin. Ein paar Wochen vor der Hochzeit! Denn jeden Tag konnten ja nun doch diese dummen, so schwer zu beschaffenden Papiere aus ihrem böhmischen Heimatsort endlich eintreffen, und dann konnte das Aufgebot sofort bestellt werden. Hätte bestellt werden können. Und deshalb war's ihr endlich an der Zeit erschienen, den Mund aufzuthun. Nur weil es sonst zu spät wurde, weil es sonst einen bösen Krach hätte geben müssen, wenn er selbst erst — den Teufel auch! Wer ein Mädchen heirathet, nimmt sie doch in dem felsenfesten Glauben hin, wirklich ein Mädchen zu bekommen, und nicht —

Nun, sie sollte sich in ihren feinen Berechnungen denn doch getäuscht haben. Die Schlingen, in denen sie ihn hielt, waren noch keineswegs so fest geknüpft, daß es kein Entrinnen mehr daraus gegeben hätte. Oho, nein! Und wenn selbst ein Theil seines besten Seins dabei zu Grunde ging, während er sich freimachte — Besser, ein Stück Lebensglück, Hoffnung und Illusion aufopfern, als seine Ehre. Die Ehre mußte gewahrt werden um jeden Preis, auch um den höchsten und äußersten.

Dieser Schlußgedanke gab Herbert eine gewisse Ruhe zurück. Seine Mannesehre verlangte die Trennung von dieser Frau, die nicht mehr rein war und die ihn hintergangen hatte. Damit fertig; darüber hinaus gab es Nichts mehr zu klügeln. Um seiner Ehre willen mußte er entsagen und

leiden; das war Menschenloos, und es war eines Mannes würdig, so zu handeln. Mit diesem Bewußtsein versuchte er gestärkt einzuschlafen, nachdem es endlich ganz still draußen und im Hause geworden war, und es gelang ihm nach einiger Zeit auch wirklich. —

Am anderen Morgen fühlte er sich zwar weniger frisch, als sonst, aber im Uebrigen war er ganz ruhig. Die Trennung mußte vor sich gehen, daran war kein Zweifel mehr. Er hätte Gerda gleich jetzt den Abschiedsbrief schreiben können, aber es sollte nicht den Anschein haben, als ob er sich übereilte. Morgen war ja auch noch Zeit genug. Er kleidete sich mit der gewohnten, umständlichen Peinlichkeit an, frühstückte, las die Zeitungen, — Alles genau, wie sonst, Alles ganz nach dem Schnürchen. Und dann wollte er arbeiten. „In diesen Stunden pflege ich zu dichten," hatte Gerda in ihrem übermüthigen Spott von seinen Vormittagen gesagt. Nun, schließlich mußt' es doch auch in diesen Dingen eine gewisse Regelmäßigkeit geben, Schriftsteller sein hieß doch noch lange nicht Faulenzer sein. Im Gegentheil. Die Ungebundenheit mußte doch auch ihre Grenzen haben, es war doch immer noch ein gewaltiger Unterschied zwischen einem geregelten Lebenswandel und einer steifleinenen, pedantischen Correctheit, wie sie in der Sphäre heimisch war, aus der er hervorgegangen —

Correctheit! Da war das widerwärtige Wort schon wieder, mit dem Gerda ihn gestern Abend entlassen hatte und das immer wie ein Peitschenschlag auf ihn wirkte. Correct! Correct wollt er garnicht handeln. Jetzt nicht und nie. Aber schließlich: wenn es die Ehre gebot —

Er setzte sich an seinen Schreibtisch. Alles lag und stand hier, wie er es brauchte. Eine vortreffliche Feder, kein Härchen in der Tinte — Er überlas die letzten Manuscriptseiten. „Zerrissene Fesseln," sollte der Roman heißen. Und hier stand: „Wenn er das that, was in seinen Kreisen verpönt und unmöglich gewesen wäre, so wußte er jedesmal ganz genau, daß dies in seiner jetzigen Lage und wenn er sich wirklich — auch innerlich — freimachen wollte, gerade das Richtige und das einzig Gebotene war, das, wozu sein Herz seine Zustimmung gab." — Das hatte er gestern geschrieben, bevor Gerda ihm — Seltsam! Und da sollte er nun heute wieder anknüpfen. Nein, das konnte er nicht. Zwischen gestern und heute lag für ihn ein Abgrund. Schließlich war der Schriftsteller doch auch nur ein Mensch. Er strich den Satz aus, mehrmals hintereinander, mit dicken Federstrichen. Aber die ganze Geschichte war schließlich auf diese Sentenz angelegt, die ganze Geschichte sollte im Grunde Nichts weiter besagen. Ein Theil seiner eigenen Lebensgeschichte, — zurecht gestutzt, verbrämt, auf andere Verhältnisse, in eine andere Weltgegend übertragen, — wie man das denn so macht. Und nun — es war dumm. Er wußte durchaus nicht weiter. Schlechterdings mußte man doch Ausnahmen von jener Regel constatiren; in solcher Allgemeinheit, mit solchem Anspruch auf Giltigkeit war sie absurd. Wo die Ehre in's Spiel kam — Das Ganze war über-

haupt Nichts, als eine sehr natürliche Reaction, die nun natürlich auch wieder über's Ziel hinausschoß und in's Extrem verfiel. In der Mitte lag, wie immer, die Wahrheit.

Er wollte weiterschreiben. Nein, das ging auch wieder nicht, das mit der goldenen Mitte. Es war gar zu abgedroschen, und gerade gegen die gedankenlosen Durchschnittsanschauungen der „Mitte" sollte sich das Buch ja in erster Linie richten. Er schob die Blätter fort, er stand auf. Ganz heiß war er geworden, die Haare klebten ihm an den Schläfen. Diese erbärmliche Geschichte! Daß die nun auch in seine Arbeit eingriff, überstieg doch alle Begriffe. Herbert war wüthend. Nun konnte er den ganzen Pack Blätter da nur zerreißen, nun war das Alles umsonst geschrieben worden. Denn in's Gesicht schlagen konnt' er sich doch nicht geradezu; wie man schrieb, so mußte man doch auch leben, im Leben handeln. Und nach seinen papiernen Tendenzen da hätte er also jetzt Gerda heirathen müssen, gerade weil in seinen Kreisen Jedermann ohne Unterschied das für unmöglich erklärt haben würde, gerade deshalb. Weil es nicht correct war!

Er ging mit großen Schritten im Zimmer hin und her. Alles in ihm war in Aufruhr. Wenn er sich nur irgendwo hätte Rath einholen können! Aber wie ging das denn an? Wer kann denn von so Etwas auch nur andeutungsweise mit einem Andern reden? Uebrigens: was hätte man ihm auch rathen sollen? Solche Dinge muß Jeder mit sich selbst im stillen Kämmerlein abmachen und nach seiner eigensten Natur entscheiden, Jeder wird zu einem anderen Resultat dabei kommen. Seiner Natur — darüber war er garnicht mehr im Zweifel — widerstrebte es, Gerda jetzt noch zu seinem Weibe zu machen. Es fragte sich eben nur, ob er seine Natur nicht bekämpfen, nicht niederzwingen mußte wegen — nun, wie sollte man es gleich nennen? — wegen höherer Interessen, — um sich als wahrhaft freier Mensch zu zeigen, — um zu beweisen, daß die früheren Fesseln seiner Anschauungen, Empfindungen, Vorurtheile wirklich und endgiltig zerrissen waren. Das war's: ein Kampf, eine Feuerprobe. Er mußte da durch, um sich als der neue Mensch zu legitimiren, der er ja sein wollte. Und wenn das ein Stück von seinem innersten Selbst kostete, — und das würde es ja, — wenn er unter diesen Kämpfen und Qualen so schwer zu leiden hatte, daß er schier zusammenzubrechen drohte: es half Nichts, es mußte sein. Er hatte dann definitiv bewiesen, daß er wirklich kein correcter Mensch war. Dies hier war eine Lebensfrage, eine Lebensentscheidung!

Herbert duldete es nicht mehr im Zimmer. Es war ihm zu eng hier. Er mußte weite Horizonte um sich haben, der Lärm des brandenden Lebens mußte ihn umhallen. Er hatte die Empfindung, als ob es ihm am wohlsten sein würde, wenn er jetzt seine Ellenbogen gebrauchen und mit kräftigen Armen eine sich gegen ihn andrängende Menge gewaltsam zertheilen könnte. Er sehnte sich nach Kampf, nach einer Bethätigung seiner Muskel-

kräfte. Alles in ihm war in Bewegung, es stürmte in seiner Seele. Wie ein Erstickender fühlte er sich stellenweise. Ein heißer Groll gegen Gerda brannte in ihm. Wenn er sie jetzt hier vor sich gesehn hätte, er wäre mit geballten Fäusten vielleicht auf sie losgegangen, er hätte ihr Worte zugeschrieen in seiner allmählich sich steigernden Erhitzung, die wild und brutal gewesen sein würden. Er sagte sich in dieser Stunde, daß er sie hasse. Weshalb zwang sie ihn in dies Alles hinein, — in diesen Kampf, diese Selbstquälerei, dies häßliche Zerwühlen und Zermartern seines Innern? Er mochte das nicht, ihm war all' das noch tausendmal widriger und peinvoller, als jedem Anderen. Es paßte so garnicht zu ihm, brachte ihn mit sich selber in schreienden Gegensatz. Er war ein Mann der Ruhe, der Ordnung, der stillen Arbeit. Ihm that man Schwereres an, als irgend Einem sonst, mit alledem. Wenn er da nur erst wieder heraus, damit nur erst fertig gewesen wäre!

Er hatte seinen Hut aufgestülpt und war in's Freie gelaufen. Er wußte nicht, wohin er sollte. Der Tag war strahlend schön, er stand in so schroffem Gegensatz zu Herbert's Verstörtheit, daß ihm diese leuchtende Sommerherrlichkeit förmlich einen körperlichen Schmerz verursachte. Es hätte lieber stürmen und regnen sollen. Was fing er mit diesem Tage jetzt an? Eine Secunde lang durchschoß ihn der Gedanke, zu Gerda zu gehen und sie zu einer Fahrt nach Wannsee abzuholen. Dann schämte er sich seiner Regung. Wie er doch schon an sie gewöhnt war! Es würde Mühe kosten, sich von ihr loszureißen, — es hätte Mühe gekostet! Wenn er freilich nun entschieden war, eingesehen hatte, daß er doch nicht anders konnte, als sie heirathen — Nein, auch dann nicht. Zappeln lassen wollt' er sie doch in jedem Falle eine Zeit lang. Wie sie sich jetzt wohl härmen, bangen und ängstigen würde! Mit welcher Sorge sie seiner Entscheidung entgegensehn mochte! Denn sie war ja wirklich sehr verliebt in ihn, und die drohende Möglichkeit, ihn in letzter Stunde nun doch noch zu verlieren, mußte ihr furchtbar sein. Wahrscheinlich hatte sie ja doch auch deswegen allein ihr verhängnißvolles Bekenntniß immer weiter und weiter hinausgeschoben; sie hatte ihn nicht verlieren *wollen*. Nun, Herbert Fürsts Gattin zu werden, — es begriff sich, das war nichts Kleines. Aber büßen mußte sie ihre Unaufrichtigkeit doch. Nicht heute und nicht morgen würde er ihr Botschaft senden, das stand bei ihm fest. Bis an den Rand der Verzweiflung wollt' er sie erst gelangen lassen, *diese* Genugthuung wenigstens durft' er sich gönnen. Wenn er alle diese inneren Qualen zu durchleiden hatte und so ganz aus dem Gleichgewicht geschleudert wurde, weshalb sollte sie frei ausgehen, sie, die doch an all' diesem Abscheulichen die Schuld trug?

Herbert war am Rand des Thiergartens hingeschlendert und sah sich jetzt mitten im wirren Getriebe des Leipziger Platzes. Als er bei Josty vorüber wollte, rief man ihn an. Kuno Varrenholz, — wahrhaftig. Da

saß er an einem der Tische im Vorgarten, vier, fünf Zeitungen um sich, die Beine lang ausgestreckt, ein halb leeres Glas Madeira und ein paar Pastetchen vor sich, an die er sich gerade machte. Herbert ging hinein und setzte sich zu ihm. „Was treiben Sie denn hier? Zeitungen lesen? Vormittags? Ist das auch eine Beschäftigung, eines Schriftstellers würdig?"

Kuno Varrenholz drehte seinen schwarzen Spitzbart und zwinkerte durch seinen Kneifer. „Großstadtstudien machen," brummte er. „Famoser Observationsposten hier. Na und Sie — Arbeitsthier? Wohin des Weges? Stelldichein mit Feinsliebchen?"

Herbert wurde etwas verlegen. „Offen gestanden, — ich bin so auf's Gerathewohl in die Welt gelaufen. Es wollte mit der Arbeit heut nicht so recht flecken."

„Kenne ich," meinte der Andere, behaglich kauend. „Fleckt bei mir fast nie. Prosit!"

„Ein schwieriges Problem, wissen Sie. Da muß man sich Zeit lassen, innerlich ruhiger und reifer werden. Sonst ist's ja doch nur Pfuscherei."

Hm," machte der Schwarze. „Ganz mein Fall. Uebrigens —" Er schlürfte sein Glas langsam leer. „Interessanter Stoff? Was? Erzählen Sie doch 'mal!" Als Herbert zögerte, fügte er verächtlich bei: „Na, Sie glauben wahrscheinlich, ich könnt' Ihnen die Geschichte wegkapern? Nicht? Na, haben Sie man blos keene Angst! Ich habe mehr Stoffe vorräthig, als Haare auf'm Kopf. Ich könnt' Ihnen im Gegentheil vielleicht doch 'n guten Rath geben. Im Aussprechen wird man sich oft erst klar über das, was man will und soll."

Herbert lächelte halb verlegen. Er wußte sehr gut, daß Kuno Varrenholz dafür berühmt war, die „Collegen" nach ihren neuen Stoffen auszuhorchen, und diese dann, wenn sie „ihm lagen", in Schnellarbeit vorweg zu verwerthen. Kein Mensch wollte ihm deshalb mehr Etwas erzählen, und seitdem schrieb er fast Nichts mehr. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf Neulinge im Fach. Plötzlich fiel Herbert Etwas ein. Er erzählte Kuno Varrenholz nicht seinen Roman, den er in Arbeit hatte, sondern seinen eigenen Fall, wie wenn es sich da um einen Romanstoff handelte, — natürlich nur in ganz allgemeinen Umrissen, unter veränderten Verhältnissen und nur im Hinblick auf die eine, ausschlaggebende Frage: Darf ein Mann unter solchen Umständen seine Braut noch zu seiner Frau machen? Es war doch immerhin höchst interessant, wie ein moderner Romancier — denn das war Kuno Varrenholz und gar kein unbedeutender, im Gegentheil: ein sehr scharfer, logisch analysirender, durch und durch von moderner Empfindungsweise durchtränkter — über die Sache von seinem Standpunkt aus urtheilte. Es mußte ihm einen sehr deutlichen Fingerzeig geben.

Anfangs hörte der Schwarze sichtlich mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Nach einiger Zeit aber zeigte sich ein geringschätziges Lächeln auf seinen

Lippen. Und schließlich unterbrach er Herbert mit einer abwinkenden Handbewegung. „Aber lieber Herr, das ist doch kein modernes Problem. Seien Sie gut!“

Herbert war sehr verblüfft. „Erlauben Sie 'mal! Eine so ernste Sache —“

„Ach, gehen Sie doch! Solche abgeklapperte Geschichte! Ueber so 'was zerbricht man sich die Köpfe heutzutage nicht mehr. Ne, ne, das ist abgethan; das ist überhaupt kein modernes Problem. Damit locken Sie keinen Hund vom Ofen. Antiquirte Sache.“

Herbert wußte nicht mehr, was er sagen sollte, er war sehr kleinlaut. „So 'was kommt aber doch vor,“ sagte er verschüchtert. „Heute auch noch.“

„Na!“ Der Andre lachte. „Das versteht sich. Erst recht. Aber da nun längst feststeht, wie ein modern denkender Mensch so 'was aufnimmt, ist das eben kein Problem mehr, sondern 'n ganz vulgärer Durchschnittsfall.“

„So!“ Herbert warf dem Sprecher einen schrägen Blick zu. „Nun, ich weiß doch nicht recht — Mein Held befindet sich gerade im höchsten Zweifelsstadium. Aber er wird wohl schließlich doch alle Bedenken überwinden und trotz alledem und alledem —“

„Natürlich wird er.“ Kuno Varrenholz brannte sich eine Cigarrette an. „Wenn er 'n moderner Mensch ist, wohlverstanden. Denn sie könnten ja auch 'n Waschlappen und gedankenlosen Jämmerling schildern wollen. Sonst aber wird er sagen, daß solch' Mädel mit 'm sogenannten sittlichen Defect für einen denkenden Menschen ganz genau dasselbe ist, wie 'ne Wittwe oder 'ne geschiedene Frau. Hat er gegen so Eine keinen Dégout, kann er auch hier seine moralischen Bedenken nur getrost zu Hause lassen. Oder stehen Sie etwa auf dem Standpunkt von Standesamt und Kirche? Das ist ja freilich ganz correct nach 'm alten Stiefel, aber für'n klarköpfigen Menschen wird so 'was mit oder ohne staatliche Sanction nicht besser und nicht schlechter. Im Gegentheil: so' was aus Liebe zu thun ohne standesamtliche Registratur ist jedenfalls viel moralischer, als ohne Liebe, mit hoher, obrigkeitlicher Erlaubniß. Woraus zu folgern ist -- Donnerwetter! Sie sind ja ganz roth geworden, College. Ich sag' Ihnen da doch hoffentlich nichts Neues?“

„Nein, nein,“ machte Herbert gedehnt und versuchte, überlegen zu lächeln. „Natürlich nicht. Alter Kram. Standesamt und Kirche können keine Ehe sittlich machen, die Hauptsache muß da noch erst hinzukommen. Und andererseits kann auch ohne Ehe — Ja, es kommt immer auf den Einzelfall an. Aber natürlich: ein Problem liegt da nicht vor, — von einem modernen Problem kann gar keine Rede sein. Ich dank' Ihnen, lieber Varrenholz. Wissen Sie, wenn man seinen Kopf so mitten in die Arbeit hineinsteckt und löffelt und löffelt immerfort daran herum, verliert man schließlich ganz den freien Blick über den eigentlichen Kernpunkt der

Sache. Und meistens ist der so einfach, — so spotteinfach. Es ist die Geschichte von dem Walde, den man vor lauter Bäumen nicht sieht."

„Ja, wenn Sie weiter Nichts vorhaben —" Varrenholz blies kleine, blau-graue Ringelchen in die Luft. „Den Roman würd' ich ungeschrieben lassen. Der kommt um ein viertel Säculum zu spät. Aber sonst vielleicht 'was auf Lager? Hm?"

„Leider nein. Garnichts." Herbert stand auf. „Ich dank' Ihnen nochmals. Ich hätt' da leicht einen faux pas machen können. Adieu."

„Sie wollen schon fort?"

„Eine Verabredung, ja. Sie wissen ja: ein verlobter Mann, — Weiberdienst geht da vor Herrendienst."

„Ja, richtig. Und heirathen bald?"

„In allerkürzester Zeit. Auf Wiedersehn!" Er winkte lächelnd mit der Hand und ging.

Als er auf's Gerathewohl die Potsdamer Straße hinunterschlenderte, — wohin er nun sollte, wußt' er garnicht, nur allein hatt' er sein wollen, — sagte er tonlos zweimal vor sich hin: — „wie 'ne Wittwe oder 'ne geschiedene Frau —" Mit einem Mal hatte er das erlösende Wort. Dieser Varrenholz war im Grunde ein ausgesprochener Lump, aber Herbert hätte ihm von Rechtswegen um den Hals fallen sollen.

* * *

Dreimal vierundzwanzig Stunden waren nun vergangen seit dem Abend im Ausstellungspark, und Gerda Lindheim hatte noch immer keine Nachricht von Herbert erhalten. Sie sollte eben „zappeln". Herbert überlegte gar nicht, daß sie aus dieser langen, über die Verabredung ausgedehnten Bedenkzeit nur einen Schluß auf seine haltlose Unentschlossenheit ziehen konnte, der keineswegs günstig auf ihr Gesammturtheil über seinen Charakter wirken mußte. Er wollte sie um keinen Preis merken lassen, daß er längst entschieden war, noch weniger natürlich, wer und was eigentlich den Ausschlag gegeben hatte. Sie sollte nicht denken, daß er die Sache leicht nahm und rasch damit fertig war. In Wahrheit war dies auch gar nicht der Fall. Er hatte im Gegentheil unablässig weiter daran zu schlucken und zu würgen. Trotz Allem und Allem wollte es ihm gar nicht eingehen, daß seine Braut — —

Was nützten ihm da alle anderen Schlagworte und brüchigen Sophistereien? Natürlich, ja, man mußte sich nicht d'ran kehren, man mußte als moderner Mensch die Sache vom modernen Standpunkt aus betrachten, und er vor Allem — gerade er — durfte nicht „correct", „nach'm alten Stiefel" sich resolviren. Alles gut und schön. Und es lebte auch wirklich kein Zweifel mehr in ihm. Aber eine abscheuliche Sache blieb es deshalb doch. Erst das Factum selbst und dann ihre Verheimlichung — Pfui, nein, das verwand sich nicht so leicht. Innerlich gewiß nicht, wenn man auch äußerlich thun mußte, als hätte das Alles nicht viel zu sagen. Wer konnte gegen

seine Natur? Der Grimm und Groll über das Geschehene blieb bestehen, der ließ sich nicht ausrotten, der fraß innerlich immer weiter. Verbergen konnte man ihn, aber besiegen, verscheuchen, — nein, unmöglich. Das war nun einmal, wie es war.

Mit der Zeit begann Herbert sich auf seine Selbstüberwindung immer mehr einzubilden. Er sonnte sich förmlich darin. Es war doch wirklich etwas Großes, was er that, hier klaglos und vorwurfslos zu verzeihen. Nicht Jeder hätte es ihm nachgemacht. Aus seinen Kreisen — den ursprünglichen Kreisen — nun sicherlich schon Niemand. Ja, er war eben ein freier Mensch, er hatte sich losgemacht von allem Conventionellen, er gewiß, — so schwer das gerade ihm geworden war.' Es war nicht abgegangen ohne viel Weh und Herzeleid. Aber nun hatte er auch wirklich Grund, mit sich zufrieden, auf sich stolz zu sein. Einer von jenen modernen Märtyrern war er, die die Zeit gebar und die an der Wende eines neuen Zeitalters standen, um für die kommenden, freieren Menschen mit zu leiden und zu entbehren.

Am Abend des dritten Tages schrieb Herbert folgenden Brief an Gerda:

„Geliebte!

Ich habe entschieden. Du wirst mein Weib werden trotz Allem. Von der Stunde unseres Wiedersehens an wird nicht mehr von dem Geschehenen zwischen uns die Rede sein, nicht wahr? Nein, mit keiner Andeutung. Darauf bestehe ich, das ist geradezu meine Bedingung. Es soll Alles sein, als wäre jenes Wort nie gesprochen, jene schwere Entscheidung nie an mich herangetreten. Wir wollen es auslöschen und vergessen. Es ist abgethan. Nur darfst Du um deswillen nicht glauben, daß es mir leicht geworden wäre. Bei Gott, nein, Gerda. Ich bringe Dir ein Opfer meiner innersten Ueberzeugungen. Du hast nicht recht an mir gehandelt. Aber danke mir nicht dafür, — wenigstens nicht mit Worten. Komm' gar nicht mehr auf dies Traurige und Peinliche zurück! Danke mir höchstens durch Dein Verhalten. Heute sind Deine Papiere endlich bei mir eingetroffen. Morgen früh gehe ich zum Standesamt, um den Aushang zu veranlassen, und dann komme ich zu Dir. Bis dahin schließe ich Dich mit ernster Ergriffenheit in meine Arme. Mir ist, als hätte ich Dich neu errungen und gewonnen.

Dein Herbert."

Am nächsten Tage, um die für seine früheren Besuche üblich gewesene Nachmittagsstunde, ging Herbert zu Gerda. Er sah blaß und angegriffen aus. Nachts hatte er vor Zahnschmerzen, an denen er manchmal litt, die er aber nie eingestand, weil er das für ein mannesunwürdiges Leiden hielt, wenig geschlafen. Auch der Gang vorher zum Standesamt mit seinem Zubehör von lästigem Warten und Herumstehen hatte ihn ermüdet. Diese Leidensmiene kleidete ihn aber gut, was er selbst sehr genau wußte, und sie war ihm gerade jetzt recht. Er war sehr gehalten in seinem Wesen,

eine gewisse gedämpfte Schwermuth lag über ihm ausgegossen. In Allem, vom jeweiligen Zucken seiner Mundwinkel bis zu dem leisen, etwas singenden Ton, in dem er sprach, die Stirn leicht gesenkt, das Auge bohrend auf immer den gleichen Gegenstand gerichtet, prägte sich's aus, daß hier ein großer Schmerz männlich zu Ende gerungen sei. Er hatte Gerdas beide Hände eine kleine Weile mit kräftigem Druck umschlossen gehalten und dann wortlos ihre Stirn geküßt. Sprechen konnte er eine Zeit lang gar nicht; als er's that, sprach er von gleichgiltigen Dingen.

Gerda ihrerseits war voller Jubel. Man sah ihr freilich Nichts davon an, daß sie gelitten habe oder auch nur in schwerer Sorge gewesen sei, in ihren strahlenden Mienen sprach sich Nichts von irgend welchem Hangen und Bangen aus; aber gerade das Ueberwallende in ihrem Glücksgefühl jetzt schien von den früheren Zweifeln zu reden. Es war sogar hin und wieder etwas Uebermüthiges in ihrem Lachen, wenn sie auch in sich nur hinein lachte, um bei Herbert keinen Anstoß zu erregen. Man konnte beinahe argwöhnen, daß ihr irgend Etwas im Grunde sehr komisch bei diesem Allen erschien, — ob seine etwas gemachte Schmerzenshaltung oder sonst Etwas, blieb unaufgeklärt. Jedenfalls hielt sie das Versprechen, mit keinem Wort auf das zurückzukommen, was zwischen ihnen gestanden hatte, und es war, als sei Alles beim Alten. Arm in Arm gingen sie zusammen spazieren, — ohne Begleitung der Tante; das erschien jetzt selbstverständlich, von der war überhaupt nicht mehr die Rede.

Nach der schweren Krise schien das Verhältniß zwischen den Beiden gefesteter zu sein, als vorher. Herbert verharrte freilich bei der etwas schwermüthig-gemessenen Haltung, die er seiner Braut gegenüber eingenommen, aber er war von zarterer Rücksicht gegen sie, als früher, und vermied den schulmeisternden Ton von sonst fast völlig. Er schien jeder Möglichkeit eines neuen Conflicts ängstlich aus dem Wege zu gehen. Es machte so etwa den Eindruck, als ob er Gerda und sich als zwei vom Schicksal gezeichnete Leidgenossen betrachtete, die fest zusammenhalten und sich das Leben nicht selbst noch schwerer machen mußten, als es ohnehin schon für sie war. Gerda selbst war dankbar, gefügiger, als sonst, und immer voll heiterer Zufriedenheit. Die Genugthuung über etwas Wohlgelungenes leuchtete aus ihrem Wesen.

Herbert kam sich eigentlich mit jedem Tage braver vor. Es verging keiner, an dem er nicht das, was er gethan, vor sich hätte aufleben lassen, um sich darin zu spiegeln. Er betrachtete sein Bild, wie es aus seiner Handlungsweise hervortrat, mit wachsendem Wohlgefallen. Ja, er war eigentlich ein ganzer Kerl. Wenn das ein Anderer über sich vermocht und fertig gebracht hätte, Einer, der aus anderen Kreisen hervorgegangen, in anderen Anschauungen groß geworden war, mochte es ja nicht viel bedeuten. Leichtsinn, Gedankenlosigkeit, Verständnißlosigkeit und was Alles noch konnte der Grund dafür sein. Man konnte ja auch einfach Gerda, die ja

ein reizendes Geschöpf war, nicht haben verlieren wollen. Oder man hatte nicht den scharf ausgeprägten, männlichen Ehrbegriff, der ihm in der Brust wohnte, und das natürliche Selbstbewußtsein, den natürlichen Wunsch, der Erste und Einzige zu sein. Bei hundert Anderen hätte das Alles also nicht viel zu sagen gehabt. Bei ihm aber — —

Täglich hatte er noch neu zu kämpfen, täglich stieß ihm das Ungeheuerliche neu wieder auf. Der reiche, schöne Mann, der Sohn eines jener „fürstlichen" Kaufleute, er, der jede Frau hätte sein nennen können, — und begnügte sich nun mit der, die ihm nicht mehr das einzige Gut einmal entgegenbrachte, über das doch die Armseligste ihrer Schwestern verfügt, und das der armseligste Mann als etwas Selbstverständliches, Unersetzbares beansprucht! Das war etwas Großes, es war eine That. Darin konnte er immer mit Recht wühlen, das durfte ihn wahrlich stolz machen.

Und nur um so mehr, weil er sich äußerlich gegen Niemanden dessen rühmen konnte, nie auch nur andeutungsweise davon überhaupt sprechen durfte. Gerda gegenüber wäre ihm das tactlos und unzart vorgekommen, — sie sollte ja auch gar nicht wissen, wie schwer ihm das Geschehene geworden, und sollte die ganze Tragweite, die ganze Bedeutung seines Entschlusses nicht ermessen. Bei Anderen verbot es sich ohnehin von selbst. Was Wunder aber, daß er nun um so selbstgefälliger sein eigenes Bild betrachtete, sich an diesem Bilde gewissermaßen berauschte? Welche Selbstbezwingung, welch' Freiheitsempfinden, welche Leidensentschlossenheit doch in dem Allen! Ja, er war ein ungewöhnlicher Mensch. Und daß er dies Bewußtsein hatte, haben durfte, das allein ließ ihn sich in das Unabänderliche so ohne Klage und ohne Vorwurf finden, das gab ihm Geltung, Kraft und Ruhe. Es stimmte ihn sogar milde gegen Gerda, denn er sagte sich, ohne sie und ohne ihren Fehltritt würde er nie Gelegenheit gehabt haben, sich vor ihr und vor sich selber in seiner ganzen Größe und in seinem ganzen Heroismus zu zeigen.

So vergingen die Wochen bis zum Hochzeitstage den Beiden in so ungetrübter Harmonie, wie es sonst vermuthlich nicht der Fall gewesen sein würde. Denn auch Gerda blieb weich gestimmt; für sie lag etwas Rührendes in diesem gelassenen, schmerzverbeißenden Wesen Herberts. „Er ist doch wirklich ein guter Kerl," dachte sie immer wieder, „was bedeutet daneben das bischen Verschrobenheit?" Es kam zu gar keinem Wortwechsel, zu gar keiner Verstimmung mehr zwischen ihnen.

Die Hochzeit sollte ganz in der Stille gefeiert werden. Herbert war mit seinen Verwandten, obgleich sie gar nicht ahnten, was für Eine er in Wahrheit zu seiner Frau machen wollte, schon längst wegen seiner Berufswahl und wegen seiner Heirath zerfallen. Er galt als „aus der Art geschlagen", man achselzuckte über ihn. Nahestehende Freunde hatte er kaum, und Gerdas Anhang reizte ihn nicht. Es entsprach übrigens auch ihren

Wünschen durchaus, ohne viel Gepränge seine Frau zu werden. Die kirchliche Trauung, die ihm Anfangs als etwas Unvermeidliches erschienen war, hatte sie ihm glücklich ausgeredet; er sah schließlich selbst ein, daß sie in ihrem Falle eine jener zahllosen „correcten Lügen" gewesen wäre, von denen es im Leben der „gut bürgerlichen" Gesellschaft wimmelte. Nur bezüglich der Hochzeitsreise kam es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen. Sonderbarer Weise bestand Gerda darauf, obgleich Herbert gerade dies für Schablonenthum ohne jeden tieferen Sinn und Zweck erklärte. Gerda wollte nun einmal fort. Für acht, für vierzehn Tage, und gar nicht weit weg, aber in keinem Fall in Berlin bleiben. Endlich gab er nach. Er sagte sich, daß es Einem, der das über sich gebracht, was er, nicht schwer fallen könne, einer kleinen Grille zu weichen. Eine kleine Erholung würde übrigens auch ihm gut thun; er hatte in der letzten Zeit ziemlich angestrengt gearbeitet, und die seelischen Erregungen, die er durchgemacht, zehrten sichtlich an ihm. Es kam hinzu, daß sein Roman immer mehr Aehnlichkeit mit seinen eigenen Schicksalen und Erlebnissen gewann. Das war ihm zugleich eine Befriedigung — es zwang ihn geradeswegs dazu — und ein dauerndes Bohren und Wühlen in seinen eigenen Wunden. Es zehrte an seiner Lebenskraft. Aber irgendwie hatte er sich doch äußern müssen. Und nun brauchte er wirklich eine Erholung, er war nervös geworden.

Man beschloß, am Hochzeitstage nach Hamburg zu fahren, von dort anderen Tages nach Helgoland. Das Hochzeitsdiner in einem öffentlichen Local, unter Assistenz von allerlei Menschen, denen man die Ehre hatte anthun müssen, ohne ihnen irgendwie nahe zu stehen, verlief ziemlich steif. Es waren da sehr heterogene Elemente zusammengekommen, und man fand sich nicht recht zusammen. Erst gegen den Schluß hin wurde es animirt; der vorzügliche Champagner that da seine Wirkung. Nun drohte die Stimmung aber auch gleich in's Allzuheitere umzuschlagen. Unter den Bühnen-Elementen waren Einige, die anfingen, sich in burschikosen Anspielungen zu ergehen und Reden zu improvisiren, die schon nicht mehr zweideutig waren. Es lief natürlich Alles auf den einen Punkt heraus: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier" — Herbert hielt es schließlich nicht mehr aus. Was wußten diese lustigen Trinker freilich davon, in was für nie verharschenden Wunden das Alles bohrte und wühlte! Er brach auf, ohne Abschied ging er mit Gerda davon. Eine Stunde später waren sie auf dem Lehrter Bahnhof, und bald darnach rasselten sie in einem Coupé erster Klasse allein im Schnellzuge nach Hamburg.

Gerda legte sich sofort mit dem Kopf in die Kissen und schloß die Augen. Sie war sehr müde, eine wohlige Abgespanntheit löste ihre Glieder. Dabei lächelte sie, mit jenem stillen, siegbewußten Lächeln, das er aus der letzten Zeit an ihr kannte und das ihm immer sagen zu wollen schien: „Siehst Du wohl, daß Du ohne mich nicht sein kannst? Und wenn ich

noch tausendmal Schlimmeres begangen hätte, als das, — Du bliebst mir doch verfallen! Es hatte ihn schon früher manchmal aufgeregt, ihn zum Widerspruch gereizt, dies Lächeln. Und jetzt — Er war ohnehin sehr nervös durch das Hochzeitsdiner geworden, an dem ihm eigentlich Alles mißfallen hatte, das ihn in dauernder Unruhe gehalten hatte. Er begriff gar nicht, wie Gerda schlafen konnte — oder wenigstens so thun, als ob sie schliefe. Und dazu dies Lächeln! Wenn sie wenigstens stumm seine Hand in der ihren gehalten hätte! Ahnte sie denn gar Nichts von dem, was jetzt, gerade jetzt wieder vor ihm heraufstieg, in ihm gährte und ihn folterte? Wäre es nicht natürlich gewesen, wenn sie ihm jetzt Worte des Dankes, der Anerkennung, der Bewunderung gesagt hätte? Begriff sie denn nicht, daß er seit jener Krise innerlich ein Anderer geworden war, daß ein ganzes Leben sich darnach umgestaltet hatte, und hätte sie ihm nicht aussprechen müssen, daß auch sie stolz auf ihn war, wie er auf sich selber?

Erst, als der rastlos jagende Zug auf dem Berliner Bahnhof in Hamburg hielt, schlug Gerda die Augen auf. Herbert war sehr verstimmt. Es kochte Etwas in ihm. „Sind wir schon da?" fragte Gerda erstaunt. Er bejahte kurz und herb. Sein Selbstbewußtsein bäumte sich auf, er fühlte sich sehr gekränkt. „Es scheint Dir nicht gerade eilig zu sein," murmelte er bitter. Sie lachte hell auf. „Lieber Kerl!" Sie strich ihm über die Wange hin. Es war etwas so herablassend Gutmüthiges in Ton und Bewegung, daß es ihn eher noch mehr aufstachelte, als daß es ihn besänftigte. Sie schien ihm sagen zu wollen: „Ach, so einem guten Jungen, wie Dir, kann man ja doch Alles bieten, — versteht sich." Mit dieser Empfindung verließ er das Coupé und half ihr aussteigen.

Sie fuhren in den „Hamburger Hof". Unterwegs hatte Gerda nur Worte der Bewunderung für die sternklare Milde des Sommerabends „hier oben im Norden", für den Lindenblüthenduft, der überall die breiten Avenüen durchwogte, für die sich drängenden Menschenmassen auf den Straßen und endlich für das prächtige Stadtbild am Alsterbassin. Sie war in der strahlendsten Laune, sie fand Alles schöner und großartiger, als in Berlin. Im „Hamburger Hof" hatte Herbert die Zimmer vorausbestellt. Vom Balkon ihres luxuriös eingerichteten Salons im ersten Stock hatten sie die Aussicht frei über die Alster-Quais. Gerda konnte sich von dem Anblick garnicht losreißen. Als Herbert sie fragte, was sie am liebsten noch nehmen wolle, bevor sie zur Ruhe gingen, schlug sie vor, noch auszugehen, zu bummeln, drüben im Alsterpavillon nachher eine Erfrischung zu nehmen. „Eine köstliche Idee, nicht?" Sie klatschte in die Hände vor lauter Ausgelassenheit.

Herbert wußte nicht recht, ob sie scherzte oder im Ernst sprach. Jetzt noch ausgehen, während er — Ja, war sie denn von Stein und Eisen? Oder wollte sie die Stunde nur absichtlich hinausschieben, wo er noch einmal wieder peinvoll mitten in allen Wonneempfindungen daran erinnert

werden mußte, daß — er nicht der Erste war? Oder war das Alles Scham, Angst, kokettes Spiel? Er wurde nicht klug daraus. Er fieberte bereits, es hämmerte ihm in den Schläfen, das Blut drängte sich ihm in den Kopf, während ihm kalte Schauer über Nacken und Rücken herabrieselten. Seine Nerven waren wirklich in einer unleidlichen Verfassung. Aber Gerda that denn auch wahrlich das Ihrige dazu, ihn wild zu machen. Es mußte nun einmal ein Ende haben.

„Nein, wir gehen nicht mehr aus," sagte er mit einer eigenthümlich heiseren Stimme, „heute Abend nicht mehr. Entscheide Dich, was Du noch nehmen willst. Aber bald, bitte, bald!"

Seine Hand krallte sich fast in ihren Arm ein, seine Worte preßten sich zwischen den Zähnen hervor, in seinen Augen glühte es irr auf. Gerda wurde unruhig. Ihr Lachen klang etwas unnatürlich, ihre Finger zuckten, während auf ihrem Gesicht die Röthe in Secundenhast kam und ging.

„Mein Gott, Du thust mir weh, Herbert. Meinetwegen! Bleiben wir! Du kannst mir das ja in anderem Tone sagen. Bestell' nur, was Du willst! Mir ist Alles gleich. Hunger hab' ich noch gar nicht wieder. Und müde bin ich auch nicht, gar nicht —" Sie lachte ihm, während ein paar echte Thränen an ihren Wimpern perlten, schon wieder spitzbübisch in's Gesicht.

„Du hast ja auch im Coupé die ganze Zeit geschlafen," sagte er in empfindlichem Ton, während er dem Kellner schellte.

Dann aßen und tranken sie noch Etwas. Aber es geschah ohne alle Lust, und sie warfen sich über den Tisch weg hin und wieder scheue Blicke zu. Die kleine Mahlzeit wollte kein rechtes Ende nehmen. Als der Kellner zum Abräumen kam, knupperte Gerda immer noch an ihren Früchten umher. Dann wollte sie wieder auf den Balcon hinaus. Nun wurde Herbert aber ärgerlich und schloß klirrend die Thür.

„Zu Bett! Jetzt geht's zu Bett!"

Draußen war das Nachtleben schon fast verstummt.

„Gute Nacht also!"

Sie stand vor ihm, zwinkerte ihn mit halb geschlossenen Augen an, reichte ihm mit einer matten Bewegung die Hand und schien sich ihm in der nächsten Secunde an die Brust legen zu wollen.

Er verstand das Alles aber nicht recht. Sollte das Spott sein? War's wieder nur ein Spiel, um ihn zu reizen? Es berührte ihn unbehaglich.

„Geh' nur voraus," murmelte er, „ich komme gleich nach."

Und dabei drehte er sich um. Was zum Teufel war denn das? Er wurde ja ganz roth. War er denn ein Kind? Sein Benehmen war in jedem Fall das eines Knaben, — unerhört albern.

Als er sich wieder umwandte, so ärgerlich über sich selbst, daß er mit dem Fuße hätte aufstampfen mögen, war Gerda schon hinaus. Die

Portière, die das Schlafzimmer vom Salon trennte, bewegte sich noch leise. Er warf sich in einen Sammetsessel. Wie sein Herz klopfte! Und dies Ticken und Hämmern in den Stirnadern! Der Athem wurde ihm ordentlich knapp. Wenn nur die Minuten etwas rascher hätten hingehen wollen! Konnte er jetzt schon —? Wie weit mochte sie —? Er horchte. Er spannte alle seine Sinne an, um Etwas zu vernehmen, das leiseste Geräusch, ein Knistern und Knittern von fallenden Kleidungsstücken — Nein, er hörte Nichts. Das Blut sauste und sang ihm viel zu laut in den Ohren, sein Herz schlug viel zu stürmisch. Er mußte — Ja, nun mußte, wollte er zu ihr hinein, gleichviel, wie weit sie — Ah!

Als er sich eben der Portière näherte, mit rasch athmender Brust, mit langen, schleichenden Schritten, die Hände etwas vorgestreckt, theilte sie sich auseinander, und Gerda erschien im Salon. Sie hatte ihr Oberkleid abgeworfen, hatte nackte Arme, war aber sonst noch ganz bekleidet. Nur ihr Haar hatte sie sich gelöst, es hing ihr in langer, breiter Welle in den Nacken hinab. Ihr Gesicht war heiß geröthet, aber ein Lächeln lag auf ihren Lippen, — wieder dies überlegene, triumphirende Lächeln. Und in ihren Augenwinkeln zuckte und zitterte es. Es war etwas Verhaltenes in all' ihren Mienen.

„Was — was willst Du noch, Gerda?" stammelte er, halb erfreut, halb verlegen zurückweichend. „Hast Du noch Etwas hier vergessen? Ich —" Er benahm sich wirklich wieder wie ein dummer Junge. Er wußte gar nicht, was er thun sollte. Warum ging er nun jetzt nicht wenigstens auf sie zu, statt mit ihr zu schwatzen, riß sie in seine Arme — und —

„Du," sagte Gerda, und es klang ihm aus ihren Worten, wie ein mühsam verbissenes, schadenfrohes Kichern an's Ohr, „ich muß Dir erst noch 'mal 'was sagen, Herbert."

Und eh' er sich's versah, saß sie auf seinem Schooß, ihre beiden Arme umklammerten seinen Hals, und er athmete die Nähe ihres weichen, an ihn geschmiegten Leibes ein.

„Gerda," murmelte er, „was — was denn?" Rothe Flecke tanzten vor seinen Augen hin und her.

Da brach sie plötzlich aus: „Es ist ja Alles Unsinn, Du, — verstehst Du? Ich habe Dir das ja blos vorgeredet damals, um Dich auf die Probe zu stellen. Ich bin gar keine Gefallene, Gott bewahre! Du wirst der Erste sein. Es war Lug und Trug. Blos wissen wollt' ich ja, ob Du mich wohl wirklich so liebtest, um das zu überwinden — so, wie ich's brauchte, wie ich Dich wollte, verstehst Du — Und ob Du wohl wirklich das „Correcte" gründlich abgethan hättest, denn sonst — weißt Du — Ich wär' ja gestorben vor langer Weile an Deiner Seite, radical zu Grunde gegangen — So'n correcten Mann — na, begreif' mal, das war doch Nichts für mich. Na, und dann hast Du die Probe ja glänzend bestanden, mein Alterchen, — glänzend, — obgleich es ein bischen lange ge-

dauert hat und Du Dir das wahrscheinlich ein bischen schwer abgerungen hast. Hast es natürlich wieder viel zu tragisch genommen, alter Pedant! Na, die Hauptsache bleibt aber — Und nun wirst Du ja auch belohnt —"

Das Alles strömte zwischen immer sich erneuerndem, übermüthigem Gelächter von ihren Lippen. Manchmal warf sie sich vor Ausgelassenheit sogar hintenüber, so ruckhaft, so ungebunden, daß er denken mußte, sie glitte ihm von den Knieen. All' die sonst vor ihm zurückgedämmte, triumphirende Lustigkeit über diesen wohlgelungenen Streich, an der sie zuweilen beinahe erstickt wäre, machte sich nun gewaltsam Luft. Sie konnte sich gar nicht fassen. Sie lachte, lachte, lachte. So Etwas von Lachen hatte Herbert noch nie erlebt. Und es klang schließlich gar nicht mehr schön, sondern schrill und gellend, es war beinah' schon wie ein Krampf. Und er selbst hatte immer noch kein Wort gesagt, geschweige denn in ihr Lachen eingestimmt. Er rührte und regte sich gar nicht, er streckte nicht die Hand aus, um sie zu halten, wenn sie fallen wollte. Wie erstarrt, wie versteinert saß er da angesichts dieses Ungeheuerlichen.

Und er selbst fühlte ganz deutlich, daß Etwas in ihm erstarb, unter ihrem Lachen hinschwand und erlosch und in seiner Brust bestattet wurde. Er wußte nicht, was es war, er machte es sich nicht klar, aber aufleben konnte es sicherlich niemals wieder. Kalt, merkwürdig kalt pulsirte das Blut in ihm. „Lug und Trug!" klang es in ihm wieder. Sie selbst hatte ja so gesagt. Alles das Lüge, — Lüge — Was ihn den schwersten Kampf seines Lebens gekostet hatte, was umgestaltend auf sein Wesen und Denken gewirkt hatte, was ihn innerlich losgerissen hatte von Allem, was ihm bisher als heilig und unumstößlich gegolten! Lüge — Komödie! Alles um Nichts, für einen Spaß, den sie sich mit ihm erlaubt, — für eine Kurzweil, um ihr Stoff zum Lachen zu geben — Weil es sonst doch gar zu langweilig war, das Leben mit ihm und für ihn! Komödie!

Wie ein ungeheurer Abgrund gähnte es ihn plötzlich an. Und da drüben, jenseits des Abgrundes stand sie, dies herzlose, lachdurstige Weib, das eine solche Farce mit dem Heiligsten gewagt, sie über sich vermocht hatte! Und es führte keine Brücke dort hinüber. Komödie, das war's! Alles Komödie: ihre Liebe sogar, — die vor Allem, — Nichts, als Komödie. Mit einer Komödiantin hatt' er sich eingelassen gehabt! Und nun — Wie jammervoll stand er vor sich selber da, er, der so stolz auf sich, auf seine unter Qualen errungene Verzeihung für sie und ihren Fehltritt gewesen, — wie erbärmlich, wie lächerlich! Zum Popanz war er geworden, — eine verächtliche, komische Figur, — Nichts weiter —

Ein heißer, wilder Zorn, eine unbezwingbare Wuth quoll in ihm auf. Wenn er dieser Komödiantendirne auch Alles hätte verzeihen können, das nicht, — das wahrhaftig nicht! Erdrosseln hätt' er sie können um dieses Einen willen. Und sie lachte immer noch, lachte, wie über den tollsten

Spaß, den es nur geben konnte. Sie konnte ja auch lachen. Jetzt hatte sie ihn sicher. Wohlweislich hatte sie gewartet, bis sie ihn sicher hatte, ehe sie ihm eingestand — Und jetzt buhlte sie vor ihm mit ihren nackten Armen, ihrem losen Haar, ihrem verführerischen, schmiegsamen Leibe —

Ein ungeheurer Ekel faßte ihn an. Nein! Nein! Nein! Sie sollte nicht zum Ziel kommen. Hatte sie ihn denn wirklich schon so sicher? Gab es keine Rettung mehr? Keine vor der Selbsterniedrigung, — vor der platten Lächerlichkeit? War er dieser abgefeimten Komödiantin verfallen mit Haut und Haar?

Noch nicht — Sein ganzes Ich sträubte sich grimmig dagegen, bäumte sich jäh auf. Noch nicht!

Und plötzlich hatte er Gerda von seinen Knieen herabgleiten lassen, ihre Arme von seinem Halse gelöst. Und nun stand er vor ihr, starr, blaß, hochmüthig, ohne jeden leisesten Ausdruck von Leidenschaft oder Begehrlichkeit, — auch nur von Nachsicht — und sagte, sie mit kühler Verachtung messend: „Also Komödie war das Alles? Nun, dann erlaubst Du wohl, daß ich meinerseits dieser Komödie nun für immer ein Ende mache. Mich gelüstet nicht nach Wiederholungen. Wir Beide passen nicht zu einander. Wie mit einem Blitzstrahl ist mir das jetzt erhellt worden. Und deshalb — Lache Dich ungestört weiter aus, meine Liebe! Ich gehe — Und ich gehe für immer. Lebe wohl!"

Er suchte nach seinem Ueberzieher, warf ihn um die Schultern und griff nach seinem Hut. Gerda stand fassungslos da, das Lachen erstarb ihr auf den Lippen, sie stierte ihn offenen Mundes an, wie einen Wahnsinnigen. „Du gehst, — willst Dich von mir trennen, weil ich — — weil ich noch rein bin? Du bist also — wahnsinnig?!" Sie kreischte das letzte Wort heraus mit wild verzerrten, schreckensbleichen Mienen. Sie brach fast zusammen unter der Wucht dieses Ungeheuerlichen, der Contrast zermalmte sie.

Er aber hatte seinen Cylinder aufgezwängt und verbeugte sich ganz kühl, die Lippen zitternd von all' dem verhaltenen Grimm und Groll. „Mein Anwalt wird alles Weitere zwischen uns ordnen. Wir sind geschiedene Leute. Halte mich, wofür Du willst! Erlaube mir aber auch Dir gegenüber das Gleiche. Gute Nacht."

Und die Thür des Zimmers fiel hinter ihm zu, Gerdas Aufschrei mit ihrem knarrenden Geräusch übertäubend.





Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst,
Kanzler des Deutschen Reiches.
Eine Lebens- und Charakterskizze.

Von
Gebhard Zernin.
— Darmstadt. —


Chlodwig Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst entstammt einem alten vornehmen Geschlecht. Es giebt wenige Fürsten, namentlich solche, die keine Krone tragen, welche von älterer Abkunft wären als der gegenwärtige deutsche Reichskanzler. Ein kurzer Rückblick auf seine Vorfahren wird dies darthun.

Das Haus Hohenlohe leitet seinen Ursprung ab von Gisbertus, Herzog von Ostfranken, der ein Sohn des Herzogs Chlodwig von Franken war und im Jahre 688 den christlichen Glauben annahm. Gisbertus' Sohn — Kunibert — wurde erster Graf von Rothenburg († 710). Diese Thatsache erhielt für den jetzigen Fürsten Hohenlohe dadurch eine besondere Bedeutung, daß die Rothenburgschen Besitzungen später als Erbschaft unvermuthet an seine Familie kamen. Der eigentliche Stammvater der Fürsten von Hohenlohe war jedoch „Hermann der Durchlauchtige", welcher sich mit der Wittwe des Herzogs Heinrich von Franken, Adelheid, der Mutter des Kaisers Konrad II., in zweiter Ehe vermählte. Beider Sohn, Eberhard (etwa 1042), änderte den Namen Rothenburg nach der Theilung mit seinen Brüdern und nannte sich nach dem übernommenen Schlosse Hohenlohe. Siegfried, ein Sohn Eberhards, begleitete den Kaiser Heinrich IV. auf der Reise nach Italien (1077), als dieser nach Canossa ging. Er war, was geschichtlich beglaubigt ist, einer der entschiedensten Gegner des Papstes Gregor VII. So ist also der Kampf mit den hierarchischen Uebergriffen der Römischen Curie, welchen Fürst Chlodwig so entschlossen durchgeführt hat, ein fast tausendjähriges Erbtheil seiner Familie. Der genannte Eberhard von Hohenlohe wurde

von Heinrich IV. mit vielen italienischen Herrschaften belehnt und nannte sich nach denselben Comes de Altaflamma et Romaniolae. Er ging aber nicht mit nach Canossa, sondern kehrte nach Deutschland zurück, wo später (1230) die Brüder Gottfried und Konrad alle Besitzungen theilten und die beiden Linien „Hohenlohe-Hohenloh" und „Hohenlohe-Brauneck" gründeten. Schon 1390 erlosch die letztere, auch die erstere zählte im Jahre 1407 nur noch einen Sprossen, Albrecht, der sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte. Um das Geschlecht nicht aussterben zu lassen, vermählte er sich nach päpstlichem Dispens und brachte als ein sehr vertrauter Rath des Kaisers Siegismund die Hohenlohesche Familie zu hohem Ansehen. Während der Regierung dieses Kaisers hat er beispielsweise aus seinen Besitzungen nicht weniger als 255 Vasallen belehnt. Im Jahr 1553 wurden durch Grundtheilung des Gesammtbesitzes die beiden noch jetzt blühenden Hauptlinien — die Neuensteinsche (protestantische) und die Waldenburgsche (katholische) — begründet; der letzteren gehört unser Fürst Chlodwig an.

Chlodwig Karl Victor, Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz zu Ratibor und Corvey, wurde am 31. März 1819 zu Rothenburg an der Fulda als der zweite Sohn des Fürsten Franz Joseph und der Fürstin Constanze, geborenen Hohenlohe-Langenburg, geboren. Unter sieben Geschwistern hatte er noch vier Brüder: den Erbprinzen Victor Moritz Karl, die jüngeren Brüder Prinz Philipp Ernst, Prinz Gustav Adolf, den späteren sehr bekannten Cardinal und den Prinzen Constantin, später k. k. General der Cavallerie und Oberhofmeister des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich. Da die Vermögensverhältnisse der Familie sich verändert hatten, auch keine Secundo-Genitur zu vergeben war, so mußte in dem Fürstensohn sich bald der Gedanke regen, sich auf eigene Füße zu stellen, eine tüchtige Bildung sich anzueignen und dem Adel seines Namens dadurch Glanz zu verleihen, daß er sich durch Fleiß und Studium zu hervorragenden Leistungen befähigte.

Er besuchte zunächst die Gymnasien in Ansbach und Erfurt und bezog dann, mit Kenntnissen wohlausgerüstet, die Hochschule. In Heidelberg, Göttingen und Bonn studirte er die Rechts- und Staatswissenschaften und wurde im Jahre 1841 — also im Alter von 22 Jahren — als Auscultator bei dem Gericht in Ehrenbreitstein, sodann als Referendar bei der Regierung in Potsdam beschäftigt. In diesen Lehr- und Wanderjahren war er eifrig beflissen, sich tüchtige Fachkenntnisse zu erwerben und seine Prüfungen gut zu bestehen. Beides gelang ihm vortrefflich, obwohl die gelehrten bürgerlichen Examinatoren ihm das Fortkommen nicht gerade erleichterten, sondern im Gegentheil den hocharistokratischen Candidaten der Rechtskunde sehr streng prüften.

Während sein älterer Bruder als Fürst, ja selbst Herzog in der großen Welt erschien, trat auch für ihn ein wichtiger Wendepunkt in seinem Leben ein. Das Haus Hohenlohe-Schillingsfürst hatte durch Testament

des kinderlos verstorbenen Landgrafen von Hessen-Rheinfels-Rothenburg eine bedeutende Erbschaft gemacht und dabei auch die großen Herrschaften, Ratibor und Corvey erlangt. Der Erbprinz Victor Moritz Karl von Hohenlohe trat die letztere an und wurde von König Friedrich Wilhelm IV. gleichzeitig zum Herzog erhoben, während Prinz Chlodwig das zweite ihm vom Landgrafen von Hessen vermachte Fideicommiß antrat und den Titel eines Prinzen vom Ratibor und Corvey erhielt. Der fürstliche Besitz in Bayern ging an den dritten Bruder Philipp Ernst über.

Als aber dieser im Jahre 1845 plötzlich und zwar ohne Erben starb, fielen die in Bayern gelegenen Familiengüter an Chlodwig zurück, ein Ereigniß, welches für seine Zukunft höchst bedeutungsvoll wurde, denn er sah sich nun genöthigt, seine Beamtenlaufbahn aufzugeben und die Standesherrschaft Schillingsfürst in Mittelfranken zu übernehmen. Am 12. Februar 1846 — also 27 Jahre alt — war er das fürstliche Haupt einer der vornehmsten standesherrlichen Familien Bayerns geworden und wurde als erbliches Mitglied in die Kammer der bayrischen Reichsräthe eingeführt. Damit begann seine öffentliche Wirksamkeit in einer Stellung, die sowohl seiner Herkunft, als auch den erworbenen Kenntnissen und Erfahrungen entsprach, und die ihn von Erfolg zu Erfolg führen sollte.

Nun war es ihm beschieden, die in langen entsagungsreichen Jahren gereiften Früchte zu genießen, das Erlernte und Durchgearbeitete zur praktischen Anwendung zu bringen und im Interesse seines ihm stets am Herzen gelegenen Heimatlandes zu verwerthen. Bisher war er ein tüchtiger, aber nicht immer einflußreicher Beamter gewesen; nun trat das Ansehen seines fürstlichen Standes zu den persönlichen Vorzügen: er wurde eine Persönlichkeit von stets wachsender Bedeutung.

Nachdem die äußeren Verhältnisse des Prinzen Chlodwig sich so glänzend gestaltet hatten, dachte er auch an die Begründung einer Familie. Am 16. Februar 1847 vermählte er sich, nicht ganz 28 Jahre alt, mit der Prinzessin Marie von Sayn-Wittgenstein aus dem Hause Berleburg, einer ebenso geistvollen wie liebenswürdigen Dame. Dieser Seelenbund war eine Folge der reinsten gegenseitigen Neigung und beglückte daher beide Theile auf das Innigste. Die Prinzessin war eine groß angelegte Natur, die Kopf und Herz auf dem richtigen Flecke hatte. An den vielseitigen Bestrebungen ihres Gemahls nahm sie den regsten Antheil und verstand es, seine Vertraute zu werden und zwar in so hohem Grade, wie das ein großes und tiefes Frauengemüth immer zu erreichen versteht, wenn die beiderseitigen Seelen gleichgestimmt sind. Sie ist ihm auf seinem ganzen Lebenswege eine treue Gefährtin und die beste Freundin geblieben.

Der junge Reichsrath sollte aber auch schon frühzeitig mannigfache Kämpfe auszufechten bekommen, Streitigkeiten der verschiedensten Art, oft mehr oder weniger hartnäckiger Natur. Zunächst war es die österreichisch-ultramontane Politik der beiden Ministerien Schrenck und von der

Pfordten, gegen welche der mit einem weiten staatsmännischen Blick ausgerüstete Prinz entschlossen auftrat. Dann waren es Mißbräuche und veraltete Einrichtungen überhaupt, welche ihn veranlaßten, Front gegen sie zu machen und einem vernünftigen Fortschritte möglichst die Wege zu bahnen. Hierdurch machte er sich freilich zuerst bei seinen Standesgenossen nicht beliebt, er wurde selbst mit dem zweifelhaften Titel eines „Volksfreundes“ belegt, doch als das Jahr 1848 mit seiner freieren Bewegung herbeigekommen war, gewann er sehr bald allgemeine Anerkennung dafür, daß er das, was als richtig in den Forderungen der Zeit zugegeben werden mußte, vorausgesehen und empfohlen hatte.

So kam es denn auch, daß der junge Reichsrath an den Berathungen über das Ablösungsgesetz in der Kammer thätigen Antheil nahm, welches den Uebergang Bayerns vom ehemaligen Feudalstaate zum zeitgemäßen Rechtsstaate besiegelte. Es gelang damals, ohne Verletzung berechtigter Ansprüche und in durchaus gesetzmäßiger Weise jene wichtige Umgestaltung vorzunehmen, die so gut gelang, daß selbst in der späteren Reactions-Periode nicht einmal der Versuch ihrer Anfechtung gemacht wurde. Und das war hauptsächlich das Verdienst des Prinzen Chlodwig von Hohenlohe. Dieser gab auch durch sein persönliches Verhalten ein durchaus uneigennütziges Beispiel, indem er, als einer der ersten bayerischen Standesherren, in der Ablösungsfrage unaufgefordert Opfer brachte und hierdurch seine Genossen zur Nachahmung veranlaßte. So kam es denn, daß, wenngleich im Jahre 1848 mit manchen verrotteten Zuständen in Bayern aufgeräumt wurde, man doch stets das Maß zu halten verstand, so daß dieser Staat der einzige blieb, in welchem eine Octroyirung in der sonst nirgends ausgebliebenen Reactions-Periode sich als durchaus nicht nothwendig herausstellte.

Ein scharfer Beobachter der politischen Zustände Bayerns aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege bis zum Jahre 1870 entwirft von denselben folgendes Bild: „Die Metamorphose, welche die Cabinets-Politik und die Regierungs-Maximen Bayerns von 1816 bis zum Schluß des Jahres 1872 erlitten, ist sehr kaleidoskopisch und bewegt. Vier deutliche Phasen zeichnen sie aus und geben der Zeit ihr Gepräge. Von 1817 bis 1837 ist die Epoche des flauen Schein-Constitutionalismus. Von 1837, mit dem Regiment Abel beginnend, und Ende 1848 mit dem Cabinet Bray-Ringelmann schließend, tritt die innere Krisis Bayerns ein. 1849 begann mit der Reactions-Epoche unter von der Pfordten, um mit Bayerns äußerer und schwerster Katastrophe 1866 zu enden. Die letzte Phase begann das Cabinet Hohenlohe und schloß mit dem deutschen Kaiserthum, der Reichseinheit und dem Anfange des klerikal-politischen Kampfes der Jetztzeit*).“ Dieser Schlußsatz deutet bereits den wichtigen

*) Man vergleiche „Die Männer der neuen deutschen Zeit, von A. E. Brachvogel,“ 3. Band, S. 170. Diesem Werke, das nach offenbar sehr guten

Wendepunkt an, welcher in der Lebensstellung des jungen Reichsraths eintreten sollte, und auf welchen wir demnächst näher einzugehen haben.

Zwei Jahre hindurch hatte Prinz Chlodwig seine warnende Stimme erhoben, doch war sie ungehört verhallt, man hatte ihn verkannt und sogar beargwohnt. Da kam das Jahr 1848: König Ludwig I. trat freiwillig von der Regierung zurück, und in ganz Deutschland brachen Unruhen aus. Die damals geschaffene deutsche Centralgewalt in Frankfurt a./M., welche die ernsten Bestrebungen des Prinzen Chlodwig wohl erkannt hatte, wandte ihre Aufmerksamkeit auf ihn: er wurde zu ihrem Gesandten in Athen, Florenz und Rom ernannt. Gern folgte er einem so ehrenvollen Rufe und begrüßte in Athen die dortigen Deutschen mit einer so deutsch-nationalen Rede, daß diese wegen ihres lange nicht vernommenen Tones in ganz Europa widerhallte. Das Reichsministerium gab ihm den Auftrag, von Griechenland nach Gaëta zu gehen, wohin Papst Pius IX. geflohen war. Ueberall that der thatkräftige Prinz seine Schuldigkeit im Interesse seines deutschen Vaterlandes; doch lehnte er das Portefeuille im Ministerium ab, das ihm Fürst Wittgenstein im Frühjahr 1849 antrug, um seine Kraft nicht zu zersplittern.

In den nächstfolgenden Jahren, nachdem die österreichische Politik gesiegt und den großen Erfolg von Olmütz erreicht hatte, nachdem selbst der Bundestag wieder von den Todten erstanden war, sah Prinz Chlodwig seine Thätigkeit, die er stets in nationalem Sinne zu entwickeln sich gewöhnt hatte, lahmgelegt. Er versuchte zwar noch, in der bayerischen Kammer der Reichsräthe mit seinen Gesinnungsgenossen die Politik des Ministers von der Pfordten zu bekämpfen, allein er begriff sehr bald, daß in einem solchen Streite vorläufig kein Sieg zu erringen, daß der Kampf selbst für die Wohlfahrt Bayerns schädlich sei. So gab er einstweilen jeden Widerstand auf und zog sich auf seine Güter zurück, von denen aus er die Entwickelung der Dinge aufmerksam verfolgte.

Diese Zeit der ländlichen Ruhe — sie dauerte etwa ein Jahrzehnt — war für ihn keine verlorene. Seit dem Jahre 1850 allen Aufregungen der politischen Kreise der Residenz entrückt, saß er auf seinem Stammsitz Schillingsfürst in Mittelfranken und lernte die ruhige Behaglichkeit eines Landedelmannes in der Provinz kennen. Nunmehr konnte er sich des Umganges mit seiner ihm geistig ebenbürtigen Gemahlin, die ihm im Jahre 1847 eine Tochter, die Prinzessin Elisabeth, geschenkt hatte, erfreuen und gleichzeitig die mannigfaltigen Früchte des Landlebens genießen. Aber in strenger Schulung seines Geistes stets gewöhnt zu arbeiten und erst zu säen, bevor er an die Einheimsung der Ernte dachte, suchte er auch hierbei eine grundlegende Thätigkeit zu entfalten. Die Bewohner und die Nachbarn des Fleckens Schillingfürst von Rothenburg bis Ansbach erinnern sich noch

---

Quellen bearbeitet worden ist, haben wir verschiedene thatsächliche Angaben für unsere biographische Skizze entnommen.

heute mit Freuden jener 10jährigen Periode ländlicher Zurückgezogenheit des Prinzen Chlodwig, in welcher er sein angestammtes Gebiet so gründlichen Verbesserungen unterwarf, daß es förmlich ganz neu aufblühte. Ein Ausfluß dieser guten Meinung war z. B., daß Fürst Ludwig von Sayn-Wittgenstein, der Schwiegervater Chlodwigs, sich bewogen fand, dem letzteren seine eigenen großen, in Litthauen belegenen Güter zur Bewirthschaftung anzuvertrauen. Prinz Chlodwig entsprach gern einer solchen Aufforderung und ging persönlich nach Litthauen, dann machte er auch andere größere Reisen, so nach Frankreich, Italien, England, um neue Anschauungen zu gewinnen und wichtige Bereicherungen seiner Kenntnisse über die nationalen, politischen, socialen Zustände des Auslandes davonzutragen. Nun kam der österreichische Krieg mit Italien und Frankreich von 1859, und Prinz Chlodwig, der während seines Stilllebens in Schillingsfürst auch seinen Familienkreis sich hatte erweitern sehen — Prinzessin Stephanie war ihm am 6. Juli 1851 und Erbprinz Philipp Ernst am 5. Juni 1853 dort geboren worden — wurde wieder in den Vordergrund der politischen Bühne gestellt. Die Ereignisse in der großen Welt der letzten Jahre hatten sein Herz mit frohen, neuen Erwartungen geschwellt; nachdem ihn Preußens Demüthigung bei Olmütz 1850 stark niedergebeugt, war er durch den Regierungs-Antritt des Prinz-Regenten von Preußen 7 Jahre später erhoben worden und trat nun wieder freiwillig auf den Schauplatz der politischen Kämpfe, welcher, wie er wohl fühlte, ihm Erfolge gewähren mußte. Noch war sein alter Gegner, der Minister Schrenck, als Verfechter der österreichisch-klerikalen Politik, am Ruder, aber Oesterreich hatte in Italien eine schwere Niederlage erlitten, und damit war auch die Stellung Schrencks in München einigermaßen erschüttert worden. Nun galt es, in offener Fehde dem immer noch mächtigen Mann und allgemein gefürchteten Leiter der politischen Angelegenheiten Bayerns sich wieder gegenüberzustellen.

Prinz Chlodwig trat ihm 1859 furchtlos unter die Augen. Hiermit nahm er jedoch einen Kampf auf sich, der schwerer war, als es äußerlich schien. Er war selbst ein guter, aufrichtiger Katholik und hatte zwei Brüder, von denen einer, Gustav Adolf, wie wir oben gesehen, der spätere Cardinal in Rom, der andere, Constantin, erster Oberhofmeister des Kaisers Franz Joseph war. Mußte es nun nicht für Chlodwig einen ernsten Entschluß bedeuten, wenn er bei seinem Wiedereintritt in die bayerische Reichsrathskammer sich vornahm, eine antiklerikale, antiösterreichische und preußen- wie deutsch-freundliche Politik zu treiben und seine beiden Brüder hierdurch ebenso zu verletzen wie zu schädigen? Allein das Interesse und die Ehre Bayerns und des deutschen Vaterlandes gingen ihm über Alles und überwogen etwaige Bedenken, wenn sich dieselben einstellen wollten. Es galt ihm darum, Bayern aus seiner gefährlichen politischen Lage zu befreien und seinen Anschluß an den preußischen Staat vorzubereiten, — den einzigen, welchen er als gesund und lebensfähig erkannte.

Nicht etwa weil ihm dessen Politik bei dem öfter wechselnden Ministerium gefiel, wohl aber deshalb, weil ihm das geistige, sittliche und thatsächliche Material zusagte, aus welchem man allein einen tüchtigen, kraftvollen und leistungsfähigen Staat so zu bilden im Stande war, wie er den Anforderungen der Zeit genügen konnte.

Dieses Material hatte Chlodwig wohl kennen und würdigen gelernt. Es bestand nach seiner festen Ueberzeugung zunächst in dem preußischen Volksheere, zu dessen Entwickelung ein Scharnhorst in den Jahren der Erniedrigung des Staates den Grund gelegt hatte, und durch welches vornehmlich der französische Soldatenkaiser in den Jahren der Befreiungskriege niedergekämpft worden war; sodann in dem ernsten preußischen Volkssinne, den der fürstliche Student auf der Universität unter seinen Commilitonen, als Richter und Verwaltungs-Beamter in zwei Provinzen, der Mark und Schlesien, als besonderes Kennzeichen aufgefunden hatte. Bei keinem anderen Staatswesen waren ihm ähnlich gute Materialien als Grundlagen der Ordnung und des Gemeindewesens bekannt geworden, und so erklärt sich ganz einfach seine Neigung zu dem größten reindeutschen Staate des Nordens, die ihn frühzeitig angeflogen und später nie wieder verlassen hat. Nirgendwo sonst fand er, der die Welt genau kannte und, wie wir gesehen, Frankreich, England, Italien, Griechenland 2c. bereist hatte, nationalere und sittlich gediegenere Eigenschaften als bei den Preußen, und dies erklärt wohl auch zur Genüge seine ganze Politik.

Schon im Jahre 1860, kurze Zeit nach dem Wiederauftreten des Prinzen Chlodwig im bayerischen Reichsrath, erkannte man allgemein, welche Bedeutung dasselbe in sich schließen müsse. Noch klarer wurde es, als er im folgenden Jahre dem bayerischen Ministerium seine ernsten und eindringlichen Warnungen zurief und unter Anderem dasselbe ersuchte: jene unglückliche Politik doch zu verlassen, die, auf Oesterreich gestützt, Preußens Stellung in Deutschland zu negiren, ja schließlich selbst gewaltsam zu vernichten bestrebt sei. Später scheute sich dasselbe furchtlose Reichsrathsmitglied nicht, dem Minister von der Pfordten zuzurufen, daß die von dem Letzteren gern gehegte „Trias-Idee“ Bayern niemals Glück bringen könne.

Im Jahre 1864 starb König Maximilian II. von Bayern, und sein Sohn Ludwig II. wurde mit $18^{1}/_{2}$ Lebensjahren sein Nachfolger auf dem Thron. Abermals wurde nach der Entlassung des Freiherrn von Schrenck der 5 Jahre vorher von demselben Posten abberufene frühere von der Pfordten bayerischer Ministerpräsident, und zwar zu derselben Zeit, als Preußen mit Oesterreich gemeinschaftlich in Schleswig-Holstein auftrat. Seine Pläne eines Dreikönigsbundes als dritte Staatsgruppe in Deutschland konnte und wollte er nicht aufgeben, doch zerschellten sie bald in kläglicher Weise.

Im Sommer 1866 brach der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich aus, der schon längst eine geschichtliche Nothwendigkeit geworden und durch den Vertrag von Gastein nur künstlich um ein Jahr zurückgehalten worden

war. Obwohl damals noch in letzter Stunde Prinz von Hohenlohe in der bayerischen Reichsrathssitzung die dringende Mahnung an die Minister und das Haus richtete, besonnen zu handeln, da nur ein freundschaftliches Verhältniß Bayerns mit Preußen allein noch den Krieg, damit aber „Noth, Elend und Demüthigung" von Bayern abwenden könne, so drang Freiherr von der Pfordten doch mit seinen Anträgen durch. Die Würfel des Krieges wurden bald darauf geworfen und der Feldzug selbst sehr schnell entschieden: am 14. Juni war in Frankfurt a. M. die Mobilmachung des deutschen Bundesheeres gegen Preußen beschlossen worden, und am 2. August rückte die Main-Armee siegreich in Würzburg ein. Nun war es wieder Chlodwig, welcher am 23. August in der Kammer es aussprach, „daß die Ratification des Friedens der letzte politische Act des Ministeriums von der Pfordten sein müsse und nur bei sofortigem Rücktritt dieses Ministeriums das Land von seiner schweren Prüfung sich erholen könne".

Allgemein wurde nunmehr erkannt, daß Fürst Hohenlohe der Mann der Zukunft für Bayern sei. Der jugendliche König Ludwig II. forderte ihn auf, ihm ein Programm der Grundsätze einzureichen, wie er sie als Leiter des bayerischen Staatswesens für die geänderten Verhältnisse für geeignet halte. Chlodwig folgte diesem Befehl, und der 1. Januar 1867 brachte seine Bestallung als Pfordtens Nachfolger: als Minister des königlichen Hauses und des Auswärtigen. Seinem Programm gemäß, welches offenen und ehrlichen Anschluß an Preußen und Stellung der süddeutschen Contingents unter preußische Führung im Ernstfalle verlangte, handelte der neue Minister und schloß sofort ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen ab. Damit war der Wendepunkt in der bayerischen Politik eingetreten und eine neue segensreiche Aera begonnen.

Drei volle Jahre hat Fürst Hohenlohe seinem Heimatlande die ersprießlichsten Dienste als Leiter des Auswärtigen geleistet. Einer der wesentlichsten war es, daß er die Zolleinigung der süddeutschen Staaten mit Preußen durchsetzte, obwohl die bayerischen Klerikalen und die specifischen sogenannten Patrioten ihm hierbei den kräftigsten Widerstand leisteten. Selbst zum Abgeordneten des Zollparlaments in dem Kreise Forchheim gegewählt, ging Fürst Hohenlohe nach Berlin und war 3 Sessionen hindurch der erste Vice-Präsident dieses Parlaments, — der ersten deutschen gesetzmäßigen Vereinigung, des Vorgängers des deutschen Reichstags.

Erreichte der Fürst hierbei seinen Zweck, so war dies in seinem Auftreten und Vorgehen gegen die ultramontanen Parteien in Bayern und besonders die Jesuiten nicht der Fall. Ihm lag sehr der Versuch am Herzen, zunächst die katholischen Staaten Deutschlands, sodann aber auch alle katholischen Mächte Europas zu einer gemeinsamen Abwehr des von dem Vatikanischen Concilium drohenden Angriffs zu gewinnen. Zu diesem Zwecke erließ er unter dem 9. April 1869 eine Circular-Depesche, welche dem durch die Unfehlbarkeit drohenden Schisma der katholischen Christen-

heit vorzubeugen suchte, nachdem Papst Pius IX. für den December 1869 ein allgemeines Concilium in Rom ausgeschrieben hatte. Schon vor dem Zusammentritt dieses Concils fanden in Bayern Neuwahlen zur Kammer statt, und als dieselben im November 1869 eine Majorität der Ultramontanen ergeben hatten, gab das Ministerium des Fürsten Hohenlohe seine Entlassung. Fürst Hohenlohe und der Kriegsminister von Pranckh ließen sich zwar vom König Ludwig II. bestimmen, ihr Gesuch zurückzunehmen; allein das leidenschaftliche Entgegentreten der Kammer mußte Ersteren veranlassen, am 15. Februar nochmals seine Entlassung zu erbitten, worauf derselbe am 7. März, mit den höchsten Orden seines Monarchen geschmückt, seinen Rücktritt ausführte. Er ging, weil sein Bleiben, wie er wohl einsah, der nationalen Sache nichts mehr nützen konnte; er war wieder Privatmann geworden und zog sich in die bekannte Stille von Schloß Schillingsfürst zurück.

Mehrere Monate vergingen: sie bildeten die unheimliche Ruhe vor dem Sturm, welchen Fürst Hohenlohes Voraussicht in dem deutsch-französischen Kriege längst hatte kommen sehen. In den Julitagen des entscheidenden Jahres 1870 trieb es Chlodwig wieder nach München. Er wollte, wenn nöthig, auch seinen Einfluß dazu verwenden, daß Bayern in dem zu erwartenden Weltkampfe sich sofort auf die Seite des Hauptstreiters stellen möchte. Sein Wunsch ging in Erfüllung, und mit berechtigtem Stolze sah er die Bayern an den Rhein und über ihn hinaus eilen, um unter der ritterlichen Oberleitung des preußischen Königssohnes für Deutschlands Unabhängigkeit zu fechten. Die ersten Schläge von Weißenburg und Wörth brachten die Feuertaufe, und das gemeinsam vergossene Blut bildete den Kitt der stolzen und schönen Vereinigung der deutschen Stämme, welche am 18. Januar 1871 in dem alten französischen Königsschlosse von Versailles die Wiedererrichtung des Reiches besiegelte. Fürst Hohenlohe, der schon am 30. December 1870 für den Eintritt Bayerns in das Deutsche Reich gestimmt hatte, fühlte sich hoch erhoben von der Erfüllung seiner langgehegten Wünsche und sah eine reiche Zukunft seinem engeren und weiteren Vaterlande erwachsen, in der auch ihm, was er damals in seiner Selbstlosigkeit nicht im Entferntesten ahnte, eine einflußreiche und vielseitige Wirksamkeit beschieden sein sollte.

Nachdem König Wilhelm als erster Deutscher Kaiser des neu errichteten Reichs in die Heimat zurückgekehrt war, trat der Deutsche Reichstag in Berlin zusammen. Fürst Hohenlohe war als Abgeordneter seines Kreises Forchheim dessen Mitglied und schloß sich der liberalen Reichspartei an. Das allgemeine Vertrauen berief ihn schon am 23. März 1871 als ersten Vice-Präsidenten in die Leitung, welche Stellung er auch während der Legislatur-Periode von 1874—1877 bekleidete. Seine politische Thätigkeit sah er nunmehr mit den größten Erfolgen gekrönt; jetzt sollte ihm auch beschieden sein, auf dem Gebiete der Diplomatie dem neugeeinten

Reiche Dienste zu leisten, deren Bedeutsamkeit sich in stets steigerndem Grade zu äußern hatte.

Es war im Mai des Jahres 1874, als Fürst Hohenlohe zur Besetzung des Deutschen Botschafterpostens in Paris, welcher durch die Abberufung des Grafen von Arnim frei geworden war, ausersehen wurde. Um seine Willensmeinung befragt, zögerte der Fürst keinen Augenblick mit der Annahme der ebenso verantwortungsreichen wie ehrenvollen Stelle. Volle 11 Jahre — vom Mai 1874 bis zum Juli 1885 — ist Fürst Chlodwig als deutscher Botschafter in Paris thätig gewesen und hat während dieser langen Zeit durch sein echt patriotisches und entschlossenes, wie taktvolles und umsichtiges Auftreten seinem wohlerworbenen Rufe im In- und Auslande Ehre gemacht. Unter den verschiedensten Regierungsleitern Frankreichs und bei dessen so oft wechselnden Ministerien hat es der Fürst stets verstanden, sein schönes großes Vaterland würdig in Paris zu vertreten, manchen während dieser Zeit eingetretenen Verstimmungen jede Schärfe zu nehmen und seine Angelegenheiten so zu führen, daß er die allgemeinste Hochachtung genoß und fast überall Anerkennung fand.

Wir dürfen hier einige hervorragende Gelegenheiten anführen, bei denen sich der Fürst vornehmlich als Beherrscher des Augenblicks bewährte. Bei dem Berliner Congreß des Jahres 1878 wirkte er als zweiter Bevollmächtigter des Deutschen Reichs neben Fürst Bismarck und Staatsminister von Bülow*); seine Wirksamkeit soll besonders „hinter den Coulissen" eine ebenso bedeutsame wie vielseitige gewesen sein. Es war dies dasselbe Jahr, in dem der Fürst eine deutsche Kunstausstellung in Paris eröffnet hatte, durch welche den Franzosen eine hervorragende Zahl von Gemälden und Bildhauerwerken vorgeführt worden war. (Eine Betheiligung an der Weltausstellung von 1878 war von der Reichsregierung aus industriellen und politischen Gründen abgelehnt worden.) Im März des Jahres 1880 übernahm der Fürst provisorisch die Leitung der Geschäfte eines Staatssecretärs der auswärtigen Angelegenheiten und trat zunächst mannhaft für Annahme der Samoa-Vorlage der Regierung ein (im April), dann präsidirte er der Berliner Conferenz zur Schließung der Grenzstreitigkeiten zwischen der Türkei und Griechenland (16. Juni bis 1. Juli) und kehrte im November auf seinen Botschafter-Posten nach Paris zurück, auf welchem er dann noch ein Lustrum hindurch seine ersprießliche Thätigkeit fortsetzen sollte.

Am 17. Juni 1885 starb unerwartet der Statthalter von Elsaß-Lothringen, General-Feldmarschall Freiherr von Manteuffel, an Lungenentzündung. Diese wichtige Stelle erforderte eine baldige Neubesetzung, doch machte eine solche im Hinblick auf die bewährten Eigenschaften des Fürsten Hohenlohe als Staatsmann und Verwaltungsbeamter keine

*) Das bekannte Bild aller Bevollmächtigten des Professors Anton von Werner zeigt den Fürsten Hohenlohe in einer besonders gelungenen Auffassung seiner äußeren Erscheinung.

Schwierigkeit. Auf den Antrag des Fürsten Bismarck, welcher am besten in der Lage gewesen war, die Fähigkeiten und Leistungen des bisherigen Botschafters in Paris zu würdigen, wurde die freigewordene Stelle eines Statthalters der Reichslande mit ausgedehnten landesherrlichen Befugnissen unter dem 28. September 1885 dem Fürsten Hohenlohe übertragen. Schon am 8. October überreichte der Fürst dem Präsidenten der französischen Republik, Herrn Grevy, sein Abberufungsschreiben, welches mit dem Ausdruck höchsten Bedauerns entgegengenommen wurde, und traf am 5. November zur Uebernahme seiner neuen Würde in Straßburg ein.

Ueberaus herzlich war der Empfang, der dort dem neuernannten Statthalter bereitet wurde. Schon bei seinem ersten Austritt aus dem Bahnhofe wurde Fürst Hohenlohe mit donnernden sich oft erneuernden Hochrufen willkommen geheißen, die Krieger-, Schützen-, Turner- und Gesangvereine veranstalteten ihm zu Ehren am ersten Abend einen Fackelzug, brachten ihm ein Ständchen, und am folgenden Tage schloß sich eine glänzende Auffahrt der Studentenschaft mit Commers an. Bei dieser Gelegenheit hielt der neue Statthalter eine Ansprache an die akademische Jugend, welche von zündender Wirkung war. Selbst in Metz, wohin der Fürst sich am 16. November begab, wurde derselbe in überraschend festlicher und überaus herzlicher Weise bewillkommt; Beflaggung der Häuser und Fackelzug bildeten die äußeren Kennzeichen. Sehr bemerkt wurde die bei dem Galadiner am 17. November von dem Statthalter gehaltene Rede. Er knüpfte an eine Aeußerung seines Vorgängers an, welcher gesagt hatte, daß er wohl begreife, wie man in Elsaß-Lothringen noch nicht die Zusammengehörigkeit mit Frankreich vergessen habe, und fuhr dann fort wie folgt: „Ich gehe aber weiter und sage: ich begreife, daß die Bewohner des Landes, als sie vor 2 Jahrhunderten von Deutschland getrennt, mit Frankreich vereinigt wurden, die Aenderung nicht zu sehr empfanden. Deutschland war damals ein zerrissenes Land, das weder seine Angehörigen schützen, noch ihre Wohlfahrt fördern konnte, während Frankreich nahezu auf der Höhe seiner geistigen und materiellen Entwickelung stand. Da konnte die Trennung von Deutschland leicht verschmerzt werden. Wenn ich aber so einer historischen That gerecht werde, darf ich nun auch auf die Gegenwart verweisen. Aus einem machtlosen zerrissenen Deutschland ist ein mächtiges Reich geworden. Wie die Einigung zur Wiedergewinnung verlorener Landestheile geführt, so hat sie uns auch die Macht gegeben, das Wiedergewonnene festzuhalten, die Angehörigen zu schützen und ihnen die Bedingungen des geistigen und materiellen Gedeihens zu bieten. Damit schwindet das Motiv, das die Bewohner des Landes auf Frankreich blicken läßt. So gebe ich mich der Erwartung hin, Elsaß-Lothringen werde mehr und mehr erkennen, die Trennung von Frankreich sei kein Unglück, die Wiedervereinigung mit Deutschland sei eine Gewähr einer glücklichen Zukunft."

Schon bei den am 12. Juli 1886 erfolgten Gemeinderathswahlen in den Reichslanden zeigte sich ein Fortschreiten des Deutschthums. Der

Fürst-Statthalter, welcher als außerordentlicher Bevollmächtigter des Kaisers Wilhelm I. noch im December 1885 nach Madrid geeilt war, um an der Leichenfeier des Königs Alfons XII. theilzunehmen, hatte ein solches nach besten Kräften anzubahnen gesucht. Bei der Eröffnung des Landesausschusses im Januar 1886 hielt er wieder eine bemerkenswerthe Rede und sagte darin, daß er kein politisches Programm vortragen wolle. Dann fuhr er fort: „Selbst der Staatsmann, welcher die Macht hat, seine Versprechungen zu erfüllen, wird wohl daran thun, damit sparsam zu sein, da er nicht weiß, ob die Verhältnisse ihm erlauben werden, sein Programm durchzuführen. Wer aber wie ich mit Factoren zu rechnen hat, die über und außerhalb der Sphäre seiner Einwirkung stehen, der muß doppelt vorsichtig sein. Das beste Programm ist eine gute Verwaltung. Darin erblicke ich zunächst meine Aufgabe. Ich werde sie zu erfüllen suchen mit Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue und in dem Gefühl aufrichtigen Dankes für das Vertrauen, mit dem man mir in diesem Lande entgegengekommen ist."

Die hier betonte „Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue" war es denn auch, welche der Fürst in dem Reichslande ebenso zur Anwendung brachte, wie dies seinerzeit auf dem Botschafterposten in Paris geschehen war, und die auch im Lande selbst wachsende Anerkennung fand. Es mußte daher Ueberraschung erregen, als bei den Reichstagswahlen am 21. Februar 1887 in sämmtlichen 15 Wahlbezirken von Elsaß-Lothringen Protestler durchgebracht wurden, doch ließ sich die Thatsache wohl dadurch erklären, daß weit weniger eine Aenderung der Gesinnung, als die Befürchtung einer Rache Frankreichs bei einem doch immer möglichen Revanchekriege zu Grunde lag. Fürst Hohenlohe zögerte aber nicht, strengere Maßregeln zu ergreifen; so beantwortete er bereits am 22. Februar das Wahlergebniß mit einem Rundschreiben an die Bezirks-Präsidenten, worin er eine strengere Beaufsichtigung des gesammten Vereinslebens anordnete und die beiden Centralverbände der Elsässischen Gesang- und Turnvereine auflöste. Im März desselben Jahres begab sich der Fürst nach Berlin, um Bericht über den Stand der Dinge zu erstatten und an den Verhandlungen über die Neugestaltung der staatlichen Verhältnisse der Reichslande theilzunehmen. Er vertrat die Ansicht, daß Elsaß-Lothringen in staatsrechtlicher Beziehung den übrigen deutschen Staaten dann gleichgestellt werden sollte, wenn es den bestehenden Rechtszustand rückhaltlos anerkennen und das Protestiren entschieden aufgeben würde. Es bestanden damals politische Meinungsverschiedenheiten einflußreicher Personen in Berlin über die Gestaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse der Reichslande, von denen Einzelne die Aufhebung des Statthalterpostens wünschten, doch weder Fürst Bismarck, noch Kaiser Wilhelm I. trat solchem Verlangen bei. Wohl wurden einige zeitgemäße Modificationen in den inneren Einrichtungen des Verwaltungs-Mechanismus vorgenommen, doch blieb der Statthalterposten bestehen, und Fürst Hohenlohe kehrte mit den Beweisen vollständigen Vertrauens auf

denselben zurück. Die neue Gestaltung der Dinge sicherte ihm ein strafferes Auftreten, er ließ sich durch Einreden von deutsch-freundlichen Stimmen nicht beirren und erreichte sehr bald, daß die Achtung vor dem neuen Regimente stieg. Auch das Ergebniß der Bezirkswahlen des Jahres 1888 war ein erfreuliches.

Nach dem Tode des hochseligen Kaisers Wilhelm I. wandte auch dessen zweiter jugendlicher Nachfolger Wilhelm II. dem Fürsten Hohenlohe große Huld und völliges Vertrauen zu. Die Dinge gingen in den Reichslanden ihren ungestörten Gang, so daß der Statthalter bei seiner Eröffnungsrede der 17. Tagung des Landesausschusses am 29. Januar 1889 recht befriedigt sich aussprechen konnte. Im Frühling des folgenden Jahres eröffnete er die Ausstellung der deutschen Landwirthschaftsgesellschaft in Straßburg, welche großes Interesse erregte, und brachte der gleich darauf erfolgten Gründung eines elsaß-lothringischen Sängerbundes wahre und warme Sympathie entgegen. In der Folgezeit gelang es dem Fürsten Hohenlohe, den einige Jahre vorher eingeführten Paßzwang für Reisende theilweise aufzuheben (er wurde nur noch für ausländische Militärpersonen und für Ausgewanderte unter 45 Jahren beibehalten) und dadurch im Lande große Freude zu verbreiten. Als er am 10. October des genannten Jahres von einem Sommerurlaube nach Straßburg zurückkehrte, wurde er am Bahnhofe von einer großen Versammlung herzlich begrüßt und durch eine Ansprache als „edelmüthiger Freund der Bevölkerung, verständnißvoller und wohlmeinender Förderer aller Interessen der Reichslande“ gefeiert, worauf der Statthalter der Wahrheit gemäß erwidern konnte, daß Elsaß-Lothringen keinen aufrichtigeren und treueren Freund habe als ihn. Das allgemeine Vertrauen, welches ihm schon längere Zeit hindurch von den Bewohnern der schönen Reichslande entgegengebracht worden war, hatte hierdurch eine wesentliche Stärkung erfahren und sollte niemals mehr getrübt werden.

Schon bei den Reichstagswahlen am 20. Februar 1890 hatte sich herausgestellt, daß die Zahl der Stimmen der Protestler von 247000 auf 100000 zurückgegangen war, so daß vier deutschfreundliche Vertreter nach Berlin entsandt werden konnten, welche Zahl drei Jahre später noch um eine vermehrt wurde, indem der eigene Sohn des Fürsten, Prinz Alexander von Hohenlohe, am 15. Juni 1893 als gewähltes Reichstagsmitglied hinzutrat. Eine noch gesteigerte günstige Stimmung der Stadt- und Landbewohner sollte zum Ausdruck gelangen, als Kaiser Wilhelm II. im Sommer dieses Jahres persönlich die Reichslande durch einen Besuch auszeichnete.

Am 3. September 1883 war es, genau 65 Jahre nach dem Einzuge des Königs Karl X. von Frankreich, als unter dem Geläute aller Glocken Kaiser Wilhelm II. seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt Lothringens, das alt-ehrwürdige Metz, hielt. Noch an demselben Mittage begab er sich in Begleitung des Statthalters nach Kurzel und von dort zu Wagen nach seinem neu erworbenen Schlosse Urville, zum ersten Male als lothringischer

Gutsbesitzer. Bei der Paradetafel, welche am folgenden Tage in Metz stattfand, war es eine hohe Befriedigung, welche den Kaiser die schönen Worte sprechen ließ: „Ich sehe, . . . daß Lothringen sich wohl im Reiche fühlt . . . Mit Genugthuung sehe ich, daß Lothringen das Verständniß für des Reiches Größe und für seine Stellung im Reiche gewonnen hat." Und das Verdienst, hierzu ein wesentliches Stück beigetragen, mit allen Kräften dabei mitgewirkt zu haben, mußte dem Statthalter Fürsten Chlodwig von Hohenlohe zugeschrieben werden, welcher hieran beinahe ein volles Jahrzehnt die Arbeit seiner reifsten Mannesjahre gesetzt hatte.

Es erregte daher allgemeines Bedauern, als im Herbst 1894, nachdem der General von Caprivi als Reichskanzler zurückgetreten war, Fürst Hohenlohe aus den Reichslanden abberufen wurde. Mit der Würde des einflußreichen Statthalteramts bekleidet, mag es dem Fürsten wohl nicht leicht geworden sein, sich zur Annahme der neuen Bürde zu entschließen, allein sein nationales Pflichtgefühl ließ ihm keine andere Wahl: er folgte entschlossen dem Rufe seines kaiserlichen Herrn. Seit dem 26. October 1894 steht Fürst Chlodwig an der Spitze der Leitung des deutschen Staatsschiffes, und da der seitdem verflossene kurze Zeitraum zu einer vollen Würdigung seiner Wirksamkeit noch nicht ausreichen dürfte, so schließen wir hier seine eigentliche Lebensskizze.

* * *

Es dürfte wohl angezeigt sein, nachdem hier versucht worden, ein kurzes Lebens- und Charakterbild des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe zu entwerfen, nunmehr auch eine Schilderung des Eindrucks zu unternehmen, welchen die Persönlichkeit des bedeutenden Mannes macht, und letztere überhaupt zu skizziren. Wir wollen der Lösung dieser Aufgabe uns nicht entziehen.

Der Reichskanzler Fürst Hohenlohe hat im März 1895 das 76. Lebensjahr vollendet, sieht aber jünger aus. Er besitzt eine vorzügliche Gesundheit und hat von Jugend auf dem Geiste die äußere Hülle dienstbar gemacht, so daß er auch gegenwärtig, nachdem die erste Hälfte des 8. Jahrzehnts überschritten worden, keineswegs etwas Greisenhaftes an sich trägt. Seine fünf Sinne sind gut entwickelt und selbst theilweise noch geschärft worden; nur besitzt seine Stimme, ähnlich wie dies bei seinem großen Amtsvorgänger, dem Fürsten Bismarck, auch der Fall ist, einen etwas schwachen Klang, doch pflegt sie auch niemals überangestrengt zu werden.

Man begegnet im Leben öfters männlichen Physiognomien, aus welchen sich sehr schwer oder überhaupt kaum mit einiger Sicherheit Schlüsse auf den Charakter ableiten lassen. Ein derartiges Gesicht zeigt Fürst Chlodwig nicht. Das seinige macht vielmehr den offensten Eindruck und giebt mit großer Klarheit und Treue wieder, was dieser Mann ist und nicht ist. Aber etwas ungewöhnlich erscheint es doch: die Form seines Hauptes, wohl-

gebildet und regelmäßig, die Linien des Profils und das kräftig entwickelte Kinn lassen erkennen, daß man hier einen feinen Kopf vor sich hat. Das Auge drückt zugleich Klugheit und Herzensgüte aus; es pflegt in ruhiger Prüfung und mit natürlichem Wohlwollen jeden ihm zum ersten Mal Begegnenden zu messen; es zeigt eine Ueberlegenheit an Geist und Herz, von der man sofort überzeugt ist, daß sie nur dem Dienste der guten Sache sich widmen werde. Eine vornehme Ruhe und Würde ist über der ganzen Persönlichkeit ausgegossen, die allerdings nicht erkennen läßt, daß dieser hervorragende Mann noch heute in demselben Jugendfeuer erglühen kann, welches einst den bayerischen Reichstagsredner besonders kennzeichnete. Dann erscheint das dunkle Auge, welches sonst in stiller Wachsamkeit um sich zu blicken pflegt, in leuchtendem Glanze, es vergrößert sich und äußert eine durchdringende, selbst durchbohrende Kraft. Man fühlt es alsdann ganz deutlich: dieser Mann ist zum Befehlen geboren, er weiß, was er will, und will stets nur, was er soll und muß. Jeder Zoll an ihm ist deutsch.

Die Stirnmuskel tritt oberhalb der Nasenmuskel etwas hervor, sie kündet uns die Folgen der Denkarbeit, welche sich schon manches Jahrzehnt hindurch in dem Sitze der menschlichen Hauptthätigkeit vollzogen hat. Die Stirn selbst ist hoch, aber nicht sehr breit, über sie legt sich das in früheren Jahren leicht gekräuselte schwarze Kopfhaar, welches heute ergraut ist. Auch der volle Schnurrbart, welcher die feinen Lippen bedeckt und das heimliche unwillkürliche Spiel derselben verdeckt, ohne es zu verbergen, hat die Farbe des Alters angenommen. Einen anderen Bart soll der Fürst niemals getragen haben, so daß er, zumal da er wenig gealtert ist, von Bekannten sofort wieder erkannt worden ist, die ihn Jahrzehnte lang nicht gesehen haben. Die Figur ist zierlich schlank, nicht zu hoch und keineswegs untersetzt, sie entspricht der ruhigen, vornehmen Haltung eines Weltmanns, welcher von Kindheit auf sich unter den Großen dieser Erde bewegt hat.

Daß Fürst Hohenlohe einen sehr einfachen, anspruchslosen Charakter besitzt, kann man schon an der außerordentlich bescheidenen Einrichtung seines Arbeitszimmers in dem Reichskanzler-Palais zu Berlin wahrnehmen. Die Fenster dieses Raumes gehen auf den Park hinaus, an einem derselben, der Eingangsthür gerade gegenüber, steht sein Schreibtisch. Auf dem letzteren erblicken wir eine ganz gewöhnliche Schreib-Unterlage, ein Tinten- und Sandfaß aus weißem Porzellan, einen Löscher, eine Scheere, also Alles, was auf einen Schreibtisch gehört, und von derselben einfachen Beschaffenheit, wie man sie in fast jedem öffentlichen Bureau findet. Drei Federhalter — „Stück für Stück einen Silbergroschen“ — liegen auf dem Tintenfaß. Das Petschaft, ein großes Leseglas, Leuchter, Zündholzständer, Cigarrenhalter — alles dieses ist von der großen Einfachheit, wie sie dem Fürsten seit seiner Referendarzeit lieb und zur Gewohnheit geworden ist. Ein Papiermesser aus Bronze von etwa 30 Centimeter Länge, dessen schwerer Griff von Bronzestreifen spiralenförmig umschlungen wird, dient dem Reichs-

kanzler als Waffe gegen dickfelliges Kanzleipapier. Von einem etwa ½ Meter hohen Obelisken aus Marmor, dessen Sockel ein mit silberhellem Glöckchen ausgerüstetes Uhrwerk birgt, liest der Fürst die Zeit ab, welcher durch Läutewerke den Diener herbeirufen kann, während er noch einen Klingelzug nebst Quaste über seinem Haupte zur Verfügung hat.

Vor dem Schreibtisch steht ein lederbezogener Rohrstuhl; außerdem befindet sich vor dem Pfeilerspiegel ein größerer Sorgenstuhl mit kleinem Lesetisch. Neben dem von Säulen umgebenen grünen Kamin aus Majolica stehen Sessel rings um einen ovalen Tisch, auf welchen ein lebensgroßes Oelgemälde des Herzogs von Ratibor herabblickt. An der gegenüberliegenden Wand hängt das wohlgetroffene Oelbild des Kaisers Wilhelm I., unter welchem sich ein fünf Mal getheiltes Bücher-Regal mit Acten, Schriften, Druckwerken hinzieht, — zum Beweise, daß es dem Reichskanzler an arbeitsreichem Stoff nicht fehlt. Die langen Gesimse sind von Photographien aus der Familie des Fürsten Hohenlohe bedeckt, auch reihen sich hieran Jagdtrophäen, Humpen, Kannen, Gläser ꝛc. Daß der Fürst Raucher ist, erkennt man aus den verschiedenen Utensilien: auf jedem Tisch steht Feuerzeug mit Cigarrenständer, jedoch auch alles dies in einfachster Ausstattung; der Reichskanzler raucht am liebsten Cigaretten und zwar russischen Herkommens. Der ganze Raum dieses Arbeitszimmers hat viel Anheimelndes und das Gemüth Ansprechendes.

Das Temperament des Fürsten ist maßvoll und wird durch langjährige Herrschaft des Geistes über den Körper bedingt, was bei der Lebhaftigkeit des Denkens und dem außerordentlich schnellen Auffassungsvermögen seines Geistes gewiß nicht leicht zu erreichen gewesen ist. Weder Sanguiniker, noch Choleriker ist Fürst Hohenlohe, aber auch keineswegs ein Phlegmatiker, wohl aber hat er sich eine ihm sehr wohl anstehende gewisse Zurückhaltung angeeignet, die ihn oft ruhiger erscheinen läßt, als er thatsächlich ist. Ihm ist es gelungen, das zu erreichen, was Vater Horaz jedem Manne anempfiehlt, wenn er sein Aequam memento rebus in arduis servare mentem anstimmt.

Haupteigenschaften und Fähigkeiten des Fürsten, die er während seines langen und vielseitigen Berufslebens stets zu bethätigen gesucht hat, sind: Klarheit des Geistes, richtiges Erfassen, Erkennen und Durchdringen selbst verwickelter Dinge, Gewandtheit der Feder in schriftlichem Ausdrucke, unerschütterliche Ruhe und Leidenschaftslosigkeit in Beurtheilung der Thatsachen, strenges Festhalten an dem für Recht Erkannten, völlige Uneigennützigkeit, treue Hingabe an alles Große, Schöne und Hohe, dann eine edle Milde des Herzens und der Wille, jedem Mitmenschen gerecht zu werden und lieber zu versöhnen als zu kränken. Man wird gestehen müssen, daß diese Eigenschaften ein Ganzes bilden, dessen Besitz Jedem zu wünschen ist.

Und das ist der Mann, in dessen Hände die Leitung des schweren Amts eines deutschen Reichskanzlers gelegt ist. Möge sie ihm stets wohlgelingen!



„Das gelehrte Frauenzimmer.“

Ein Essai über das Frauenstudium in Deutschland zur Rococo- und Zopfzeit.

Von

Georg Steinhausen.

— Jena. —

Ich bitte meine Leser und namentlich meine Leserinnen, in dem gewählten Titel keine irgendwie malitiöse Färbung sehen zu wollen. Der Ausdruck: „das gelehrte Frauenzimmer“ ist ein allgemein üblicher Ausdruck der Zeit, von der ich handeln will, und besitzt jene Färbung durchaus nicht. So nennt beispielsweise ein damaliger Vertheidiger der gelehrten Frauen, C. F. Paullini, ein von ihm verfaßtes Buch „Hoch- und Wohl- gelahrtes deutsches Frauen Zimmer“; und in ähnlichen Schriften z. B. von Engelcken, Eberti, Finauer kehrt die Bezeichnung überall wieder. Mehr könnte die Erscheinung selbst, über die ich hier Einiges beibringen will, auffallen, daß man nämlich schon damals überhaupt von einem Frauenstudium reden kann. Natürlich nicht von einem organisirten, obgleich, wie wir sehen werden, auch dazu ein Anlauf genommen wurde: aber doch von einer auffälligen Neigung des weiblichen Geschlechts zu gelehrten Studien. Heute, im Zeitalter der schriftstellernden Damen, ist zwar die allgemeine Bildung der Frauen unendlich viel größer geworden als damals. Aber von gelehrten Frauen kann doch nur in erheblich geringerem Umfange gesprochen werden, und eine neuere Schriftstellerin hat Recht, wenn sie meint, „daß es während jener Periode wenigstens zwanzig gelehrte Weiber gebe gegen eine Zeitgenossin, die unsere gegenwärtigen Gelehrten für ebenbürtig anerkennen möchten.“

Gelehrte Frauen hat es ja fast zu allen Zeiten gegeben. Schon Euripides meint: Ich hasse ein gelehrtes Weib, und keine soll mir in’s Haus kommen, die mehr weiß, als dem Weibe nütze ist. Als auffällige Erscheinung aber tritt — in Deutschland wenigstens — die Gelehrsamkeit

der Frauen erst in der bezeichneten Periode hervor. — Es scheint das im Widerspruch zu stehen mit dem allgemeinen Bildungszustand der Frauen und Mädchen jener Zeit. Im Mittelalter war dieser weit höher gewesen als der der Männer; das Minnezeitalter hatte dann die Frau mit einem strahlenden gesellschaftlichen Nimbus umgeben. Beides war anders geworden: in geistiger wie in gesellschaftlicher Beziehung trat die Frau zurück; sie wurde auf das Haus beschränkt, und in häuslicher Abgeschlossenheit wuchs das weibliche Geschlecht heran: seine Erziehung und Bildung wurden vernachlässigt. Die italienische Renaissance, die so viele hochgebildete Frauen hervorbrachte, erweckte nur schwache Nachklänge auf deutschem Boden. Gegenüber diesen wenigen Ausnahmen, wie der Charitas Pirkheimer und anderen, tritt die große Masse völlig zurück. Der Durchschnitt der Frauen war ohne jedes höhere geistige Interesse. In meinem Aufsatz: „Die deutschen Frauen im siebzehnten Jahrhundert“ (abgedruckt in den Culturstudien) habe ich das näher ausgeführt und belegt, freilich dabei stark betont, wie sehr diese Abgeschlossenheit ein Glück für die Frauen war. Sie retteten Gemüth und Natürlichkeit durch eine ganz verbildete Zeit hindurch: dem vielen Neuen und Abstoßenden gegenüber blieben sie — namentlich die Frauen des Mittelstandes — treue Hüterinnen des alten Familiengeistes und frischer Naivetät.

In diesen Zuständen trat nun gegen Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts — in einzelnen Erscheinungen auch schon früher — eine gewisse Aenderung durch das Aufkommen jener gelehrten Species ein, deren Exemplare immer zahlreicher wurden. Freilich, die große Masse der Frauen wurde auch jetzt davon wenig berührt.

Immerhin wurde die gelehrte Frau zu einem gewissen Typus und ist insofern culturhistorisch bemerkenswerth. Man scheint das heute vielfach vergessen zu haben. So sieht Ludwig Geiger in seinem tüchtigen Buch: „Berlin 1688—1840“ die gelehrten Interessen der Königin Sophie Charlotte anscheinend als eine besondere Ausnahme an. Das ist nicht der Fall. Ich bemerke es ausdrücklich, daß ich hier nicht von schöngeistigen Bestrebungen handle, obgleich auch auf dem Gebiet der Litteratur, wie auf dem des Kirchenliedes, eine ganze Reihe Frauennamen (z. B. Sibylle Schwarz) zu nennen wären, sondern von gelehrten Studien.

An die Renaissance knüpft diese Erscheinung nur in gewissem Sinne an, so namentlich insofern, als die theoretischen Erörterungen über die Unterschiede der beiden Geschlechter und über die Frage, ob die Frauen sich mit gelehrten Dingen beschäftigen dürften, bereits ein beliebtes Thema italienischer Humanisten waren. Jakob Burkhardt und Janitschek haben darüber eingehender gehandelt. Während aber diese theoretische Frage in dem Italien der Renaissance, in dem die Bildung der Frau der des Mannes völlig ebenbürtig war, praktisch bereits zu Gunsten der Frau gelöst war, wandte sich das Interesse der deutschen Humanisten zwar gelegentlich auch der Frage zu — so pries Conrad

Celtes die Hroswitha — aber sie konnten doch nur auf wenige deutsche Frauen zu ihrer Zeit hinweisen, die der klassischen Bildung theilhaftig waren. Auch Erasmus hat diese Frauenfrage erörtert. Ein besonderer Verfechter der Frauen wurde Agrippa von Nettesheim, der ihnen sogar eine Superiorität vor den Männern beilegte. Seine Schrift ist betitelt: De nobilitate et praecellentia foeminini sexus eiusdemque supra virilem eminentia.. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts traten dann eine ganze Reihe deutscher Vertheidiger der Frauen auf, so 1595 der Doctor Simon Gedicke, der in allem Ernst das weibliche Geschlecht gegen eine Behauptung, die damals aufgestellt und in vielen Nachdrucken verbreitet war, daß nämlich die Weiber keine Menschen seien, vertheidigte, so 1596 Andreas Schoppius und 1597 Balthasar Wandel, die aus demselben Grunde für die Frauen auftraten.

Ganz unverhältnißmäßig stärker tritt dann diese Litteratur erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts auf und zwar, weil damals, wie gesagt, das gelehrte Frauenzimmer eine Erscheinung war, die auffallen mußte.

Woher kam diese Erscheinung. In erster Linie, meine ich, ist sie in dem Charakter der ganzen Zeit begründet. Mit Recht hat man dieses Zeitalter als das polyhistorische, als das gelehrte kat' exochen bezeichnet. Es ist ja im Grunde eine höchst widerwärtige Periode; in moralischer und geistiger Beziehung zeigt sich seit Ausgang des 16. Jahrhunderts eine starke Depression, und so ist denn dieses Attribut der Gelehrtheit nicht schlechthin als Vorzug aufzufassen. Zweifellos ist in dieser Zeit gerade auf gelehrtem Gebiet viel geleistet worden: aber ebenso unzweifelhaft wiegt der Charakter des Epigonenhaften, nicht der frischer und fröhlicher Production vor. Und noch schlimmer ist der banausische Zug, der sich zeigt, und weiter die Sucht, sich einen Anstrich, ein Air zu geben. Nicht gelehrt, sondern wenn wir das Wort, das heute eine bezeichnende Färbung erhalten hat, anwenden wollen: gelahrt erscheint uns die Zeit. Curiositäten und Alfanzereien werden besonders werth gehalten: oft schreitet der helle Blödsinn in gelehrt aufgeputztem Gewande einher. Das Einfachste wird durch gelehrtes Brimborium verdunkelt: noch heute haben viele Gelehrte es nicht fertig bringen können, sich von der öden Manier der Unverständlichkeit freizumachen, als ob sie damit der Wahrheit dienten — mit einem Wort: Die Gelehrtheit wurde damals Mode.

Vereinzelt tritt uns das „gelehrte Frauenzimmer" schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entgegen. Waren vorher einzelne Frauen schon auf dem Gebiet der Erbauungslitteratur — man vergleiche darüber den Aufsatz von Talvj: „Deutschlands Schriftstellerinnen" im Historischen Taschenbuch — thätig gewesen, so kamen jetzt weibliche „Wunder" der reinen Gelehrsamkeit zum Vorschein. Um jene Zeit stand bekanntlich die gelehrte Thätigkeit vor Allem in den Niederlanden in Blüthe. Namen

wie Lipsius, Scaliger, Heinsius sind ja Allen geläufig. So ist es erklärlich, daß gerade in den Niederlanden die gelehrten Frauen — als Beispiel wird öfter Cornelia Vossius angeführt — zuerst häufiger werden. Die Niederlande nannten auch jene Anna Maria von Schurmann, die niederländische Minerva, mit Stolz die ihrige. Von Geburt eine Deutsche — sie ist 1607 in Köln geboren — hat sie den größten Theil ihres Lebens in Utrecht zugebracht. Man findet über sie in zahlreichen Büchern Näheres: hier genüge anzuführen, daß sie vierzehn Sprachen verstand, mit zahlreichen Gelehrten in Briefwechsel stand und selbst schriftstellerte. Interessant ist aber namentlich, wie diesem „gelehrten Frauenzimmer“ die gesammte gelehrte Welt huldigte. Die zehnte Muse, das Wunder des Jahrhunderts, diese und ähnliche Bezeichnungen wurden zahlreich auf sie angewandt. Sie imponirte dieser polyhistorischen Zeit, und daß sie ein Weib war, machte sie dieser curiositätenlüsternen Epoche nur noch interessanter. Der Sucht jener Zeit nach dem „Wunderbarlichen und Unerhörten“ schreibe ich dieses Interesse nicht zum kleinsten Theil zu.

Anna Maria von Schurmann, die übrigens ihrerseits Schriften pro domo d. h. für die gelehrten Frauen (z. B. de ingenii muliebris ad doctrinam et meliores literas aptitudine) schrieb, fand nun in Deutschland selbst bald zahlreiche Nachfolgerinnen. Aus anderen Ländern, wo man dieselbe Erscheinung beobachten kann, will ich hier im Vorbeigehen nur an die Engländerin Weston und die berühmte Christine von Schweden erinnern.

Die bekannten und unbekannten „gelehrten Frauenzimmer“ Deutschlands hier einzeln aufzuzählen, hat wenig Zweck. Die Hauptsache ist, festzustellen, daß sie gegen 1700 hin gerade in Deutschland eine Modeerscheinung werden. So spricht ein damaliger Autor, Johann Gerhard Meuschen, der Verfasser eine „Courieusen Schau-Bühne Durchläuchtigst-Gelehrter Dames“ von Deutschland als „einem Lande, so sich vor allen andern viel grund-gelahrter Dames zu rühmen hat“. Von einzelnen Erscheinungen aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts will ich hier Anna Maria Cramer nennen, die im Alter von 14 Jahren, wahrscheinlich in Folge der Ueberladung mit gelehrten Dingen, starb. Der Vater, der Magdeburger Pastor Andreas Cramer, rühmt von ihr in einem lateinischen Epitaphium, daß sie historiae et poeticae studiosissima, linguis latina et hebraica elegantissime exculta et sacrarum litterarum studiis unice dedita gewesen sei. Auf sein „Wunderkind“ war der Vater zweifellos sehr stolz gewesen, und ähnlich dachten viele Gelehrten und suchten aus ihren Töchtern gelehrte Monstra zu machen.

Aber nicht nur die Töchter der Gelehrten, sondern namentlich auch Fürstentöchter, an deren Erziehung mehr herumexperimentirt wurde, als an der geringerer Frauen, bieten Beispiele, wie Luise Amöne von Anhalt, die Hebräisch verstand, die fertige Lateinerin Katharina Ursula von Baden, Antonia von Württemberg „mit ihrer ungemeinen Wissenschafft in der

Griechischen, vornehmlich in der Hebräischen Sprache", die Töchter des Winterkönigs, Elisabeth, Aebtissin von Herford, die gelehrte Freundin Descartes', und Sophie von Braunschweig. Von der Letzteren rühmt der obenerwähnte Meuschen, daß die „Strahlen Ihrer durchdringenden Weißheit, scharffen Verstandes und ineffabler Wissenschaft in der Theologie, Geographie, Historie und vielerley Sprachen so hellglänßend seynd, daß sie das Licht seiner blöden Augen verdunkeln und machen, daß er sie mehr in stiller Verwunderung verehre als zu entwerffen sich überwinde." Ihre Tochter war die bekannte Sophie Charlotte, die Freundin Leibnizens.

Neben diesen fürstlichen gelehrten Frauen — die Beispiele ließen sich leicht vemehren — wären gar viele aus bürgerlichen und adligen Kreisen zu nennen, von denen einzelne, wie Maria Barbara Lehmann, Maria Kunitz, Helene Sibylle Wagenseil, weit und breit bekannt waren. Doch will ich hier nicht mit Notizen ermüden. Zahlreiche Beispiele „gelehrter Frauenzimmer" findet man in dem erwähnten Aufsatz der Talvj und in der gleich zu nennenden Litteraturgattung des 17. und 18. Jahrhunderts.

Hervorzuheben ist nämlich, daß man damals von solchen Frauen und Jungfrauen — nicht blos jener, sondern auch früherer Zeit — besonders gern hörte und las. Sehr zahlreich werden die Schriften, die — oft in trockener Aufzählung — von gelehrten Frauen berichten. So sind zu nennen: Joh. Frauenlob, die lobwürdige Gesellschaft der gelehrten Weiber, Paschii gynaeceum doctum, C. F. Paullini, Hoch- und Wohl-gelahrtes Teutsches Frauen-Zimmer, Joh. Casp. Eberti eröffnetes Cabinet des gelehrten Frauenzimmers und sehr viele andere. Diese Litteratur muß also sehr beliebt gewesen sein und zahlreiche Leser gefunden haben. Diese Galerien sollten „zum angenehmen Zeitvertreib" dienen, man sollte, wie es bei Paullini heißt, daraus ersehen, „wie unser geliebtes Teutschland weder den hochtrabenden Spaniern noch den ehrgeitzigen Welschen oder aufgeblasenen Frantzosen dißfalls im geringsten nachzugeben habe, sintemahl hierinn solche Pierinnen gezeigt werden, die viele Ausländerinnen in den Winkel jagen." Und dann heißt es stolz: „Denn wie weit glückseliger und zierlicher ist unser jetziges Teutschland, als zu Taciti Zeiten, da weder Mann noch Frau was künstliches kont- oder wusten."

Diese Litteratur zeugt weiter davon, daß man in vielen Kreisen, namentlich natürlich den gelehrten, die gelehrten Frauenzimmer besonders hochachtete. Wenn schon zu Anfang des Jahrhunderts die Jenaische theologische Facultät ein gelehrtes Buch der Regina von Grünad: „Der geistliche Wagen" — das Buch selbst konnte ich nicht erlangen, auf der Jenaer Bibliothek ist es nicht — mit einer empfehlenden Vorrede einleitete, so zeigt das die wachsende Achtung. Mit besonderer Vorliebe wandte man sich auf's Neue der Frage zu, ob den Frauen das gelehrte Studium dienlich sei. Auch diese Litteratur ist sehr zahlreich: es würde zu weit führen, hier Nachweise zu geben. Es ist ja auch er-

klärlich, daß die Menge der gelehrten Frauen die Frage und das Interesse daran besonders in Fluß bringen mußte. Namentlich um 1700 läßt sich das bemerken. In dem großen encyklopädischen Werke des von Hohberg: „Georgica curiosa oder Adeliges Landleben" findet sich in der Ausgabe von 1682 die Frage nicht berührt, in der von 1701 ist dann aber ein neues Capitel enthalten: „Ob einem Weibsbild das Studium wohl anstehe?"

Die meisten Autoren nun nehmen in der Frage einen ziemlich vernünftigen Standpunkt ein, wenngleich sie den allgemeinen Respect vor den gelehrten Frauen meistens theilen. Ein besonderer Verehrer derselben ist Paullini. Er sagt von der oben erwähnten Euripidesstelle: „Es ist ja wohl eine Ochsenstimme, wenn Euripides also herausplumpet." Er schilt, daß die Frauen selbst, d. h. die Masse derselben, diese gelehrten Zierden wenig achten, und läßt eine also sprechen: „Ja so gar sind wir zur Barbarei und Unwissenheit verdammt, daß nicht allein die Mannspersonen, sondern auch die meisten von unserem Geschlecht selber, weil sie in der Eitelkeit und Unwissenheit verwildert sind, uns verachten und verlachen, wenn eine oder die andere auf löbliche Wissenschaft sich befleißt, und nichts auf gelehrte Weibspersonen halten." Ein anderer warmer Vertheidiger ist Paullinis Freund, Herr Johannes Sauerbrei, der zwei Disputationen de feminarum eruditione hielt.

Ein wenig anders urtheilt der erwähnte Herr von Hohberg; er bewundert „die excellenten Ingenia" unter den Frauen, aber für allgemeine gelehrte Bildung ist er nicht. „Wann ich hierinnen," sagt er, „meine Meynung unmaßgeblich beyfügen sollte, geb ich zwar gerne zu, daß mehr Schad als Nutzen daraus entspringen sollte, wenn sich die Weiber insgemein auf's Studium begeben wolten; das kann man aber dennoch nicht laugnen, daß sie so wol GOttes Ebenbild sind als die Männer, und wo sich extraordinarie hohe Ingenia, scharffsinnige Judicia und fürtreffliche Einfälle unter ihnen befinden, und sie solche zu GOttes Lob und Dienst des Nächsten bescheidentlich anwenden, es nicht allein untadelich, sondern auch löblich und rühmlich sey; wie ich dann von dergleichen fürtrefflichen weissen Frauenzimmer viel Exempel anziehen könnte u. s. w. Weil aber dieses absonderliche und heroische Exempel sind, wäre es verwegen, wann man ihnen insgemein nachahmen sollte, sonderlich, wann man dabey die weibliche Pflicht, Gebühr- und Beruffs-Arbeit beyseits setzen, versaumen und vernachlässigen wolte." In ähnlicher Weise spricht sich ein etwas später erschienenes Werk: „Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexikon" aus. In der Vorrede desselben wird auf den neuerdings heftig entbrannten Streit über die gelehrten Frauen hingewiesen: der Verfasser will deshalb „einige unvorgreiffliche Gedanken: Ob und wie weit ein Frauenzimmer sich in die gelehrte Wissenschaften einzulassen Ursache habe", ausführen. Er ist durchaus für wissenschaftliche Bildung, aber in einem beschränkten Sinn. „Mit solchen Weibes-Personen aber," fährt er fort, „die sich in der Mathematic, Philosophia scientifica, Staats-Kunst, Critic,

Philologie, Poesie, Sprachen, der höheren Theologie, Jurisprudenz und Medicin allzu sehr vertiefft haben, wird wohl niemanden viel gedienet seyn. Kommt ein dergleichen Gewächse in den gelehrten Gefilden zum Vorschein, so muß man es wie eine rare ausländische Pflantze bewundern, keineswegs aber zur Nachahmung vorzeigen."

Dieser Standpunkt wird allmählich immer häufiger vertreten. Keine gelehrten Wunder, aber größere Bildung des weiblichen Geschlechtes. Denn man muß nicht vergessen, worauf ich schon zu Anfang dieser Skizze hingewiesen habe, daß, wenn auf der einen Seite das „gelehrte Frauenzimmer" nicht selten war, auf der anderen doch ganz auffallende Unbildung und Unwissenheit herrschte. Darauf weist z. B. Veit Ludwig von Seckendorff in seinem „Christen-Stat" sehr nachdrücklich hin. „Ist also," sagt er, „eine grosse und unverantwortliche Nachlässigkeit, daß so wenig Sorge für die Unterweisung und gute Erziehung des weiblichen Geschlechts getragen wird. Ein sehr weniges geschiehet in den Mägdlein-Schulen und bleibet gemeiniglich und bei dem allerunterſten Grad der Catechisation." Unbedingt für „gelehrte Weiber" ist er auch nicht, aber es ist „auch eine Mittel-Straße zu treffen". So bedauert er, daß aus dem Plane des Kurfürsten August von Sachsen 1555, „drey so genante Jungfrau-Schulen, iede vor 40 Personen, im Lande zu stiften," Nichts geworden ist; „wie anders Gutes mehr, ist auch dieses ohne effect geblieben, so doch ein herrlich Exempel gegeben hätte, dem hin und wieder nachzufolgen gewesen wäre".

Auf diese wichtige und interessante Bewegung zur Hebung des weiblichen Geschlechtes will ich hier nicht näher eingehen: man weiß, wie namentlich die moralischen Wochenschriften sehr darauf hinwirkten. Das „Frauen-Volk" sollte, wie es in den „Discursen der Mahler" heißt, „witzig und angenehm, aber nicht gelehrt und pedantisch" werden. An Gellert ist ebenfalls zu erinnern: die Bremer Beiträge wandten sich namentlich an das „gebildete Frauenzimmer". Von dieser socialen Bewegung werde ich in größerem Zusammenhang über kurz oder lang zu handeln versuchen.

Hier beschränke ich mich darauf, die gelehrte Species weiter zu beobachten. In dieser Beziehung stoßen wir im Anfang des 18. Jahrhunderts auf Bestrebungen, die trotz der Angriffe auf die „gelehrten Weiber" und trotz der oben angeführten Warnungen vor Uebertreibungen den Frauen höhere Gelehrsamkeit nachdrücklicher zu sichern suchen.

Der Gedanke einer Akademie tritt auf und wird vielfach erörtert. Namentlich in Zeitschriften. So wird in den „auserlesenen Anmerkungen über allerhand wichtige Materien und Schriften" 1707 eine „Jungfer-Akademie" vorgeschlagen. Der Autor will allerdings wesentlich „eine Gelehrtheit in realibus", keine „gelehrten Thorheiten, welche man bisher eine Erudition genennet". Da nun die Universitäten „zur Zeit noch nicht im Stande" wären, „daß man Jungfern und Weibern rathen dürfte, mit den Herren Studenten im Collegio eine bunte Reihe zu machen", so müsse man

eben für sie „eigene Schulen und Universitäten" aufrichten. Er schlägt denn eine vollständige Organisation vor, will z. B. auch Promotionen, also weibliche Doctoren, und verspricht von einer solchen Anstalt dem Lande auch materiellen Vortheil. „Dergleichen Jungfer-Akademie würde über den Nutzen, so von der Weibergelehrtheit der Republik zugeht, auch der Stadt und dem Lande ein Großes eintragen". Das gleiche Thema spielt in den moralischen Wochenschriften eine erhebliche Rolle. Hin und wieder wird es dort freilich etwas satirisch behandelt. „Der Patriot", die Hamburger Wochenschrift, kommt schon im dritten Stück des ersten Jahres darauf zu sprechen. „Wir meinen, die Wissenschaften sind dem Fraunzimmer Nichts nütze; es werde derselben nach seiner natürlichen Schwachheit mißbrauchen, und lassen deswegen mit Fleiß unsere Töchter in der dickesten Unwissenheit aufwachsen." „Dieses Betragen" wird „unverantwortlich" gefunden, und auch hier eine Akademie vorgeschlagen, die aber wesentlich auch eine gebildete und gute Hausfrau erziehen soll. Sie soll „in allen Wissenschaften akademische Ehren-Stellen" vertheilen können, und vornehmlich soll sie, wird wohl etwas schalkhaft hinzugefügt, „in der Haushaltungs-Kunst sie zu Magisterinnen, Licentiatinnen und Doctorinnen machen". Die Leipziger Wochenschrift „Der Biedermann" behandelt die Sache auch anfangs nicht ernst, indem es einen lächerlichen Vorschlag, nämlich das männliche Geschlecht vom Katheder abzuweisen und an dessen Stelle lauter galantes und gelehrtes Frauenzimmer als Professorinnen und Doctorinnen der studirenden Jugend vorzusetzen", erörtern und abweisen läßt. Dann aber wird ein Brief veröffentlicht, in dem folgende Stellen vorkommen: „Ich zweifle keineswegs, daß nicht die in Vorschlag gebrachte Frauenzimmer-Akademie in's Werk zu richten, möglich sein sollte, und zwar auf folgende Art: Fänden die Mütter bey ihren annoch zarten Töchtern, daß sie Gaben zum Studiren besässen, so dörften sie dieselben nur mit einem und dem anderen Gelehrten Privat-Stunden halten lassen, bis sie die Vollkommenheit erreichet hätten, daß sie weiter keinen Unterricht brauchten. Wozu ihre Neigung eine jede triebe, dazu müßte man sie anführen lassen, so daß man unter ihnen Geistliche, Rechts-Gelehrte, Artzeney-Verständige und Welt-Weise, ja überhaupt alle Arten der Gelehrten anträfe, dergestalt würde in wenig Jahren so viel geschicktes Frauenzimmer als Mannspersonen zu finden seyn. Ihrem Werthe und Wissenschaft nach müsste man eben aus ihnen Doctores und Professores machen, damit ihre Bemühungen gleichfalls einige Belohnung von Ehren-Stellen zu gewarten hätten". Im Ganzen will der Schreiber beweisen, „daß die Frauenzimmer-Akademien der gelehrten Welt mehr Nutzen als Schaden stiften würden, im Fall sie sollten aufgerichtet werden". Sie wurden nicht aufgerichtet, auch ein Plan im Jahre 1748, den Molin in Hamburg ausführen wollte, wurde nicht verwirklicht.

Aber die Bestrebungen zeigen doch, daß das „gelehrte Frauenzimmer" noch immer sich ernsthafte Geltung verschaffte. Am hingebendsten wird es in

der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Wochenschrift: „Die vernünftigen Tadlerinnen" vertheidigt — leicht erklärlich, denn es ist das Organ Gottscheds. Ein Artikel in derselben von „Calliste", d. h. von Gottsched selber, kommt darauf ausführlich zu sprechen. „Ich muß mich oftmals wundern," beginnt er, „daß der Haß gegen die Gelehrsamkeit des weiblichen Geschlechts bey vielen Leuten so gar groß ist. Man kann bey den meisten Leuten ein Frauenzimmer nicht lächerlicher, nicht abscheulicher abbilden, als wenn man ihm den Titel eines gelehrten Frauenzimmers beyleget." Auf seine Vertheidigung will ich hier nicht eingehen, das Thema wird in der Zeitschrift noch wiederholt behandelt. So wird einmal in einem Stück mit dem Motto „Ist irgendwo ein Mann, der einer Schurmannin sich gleich erweisen kann?" (Rachel) ausführlich die oben erwähnte Schrift der Schurmann ausgezogen und damit die Nothwendigkeit des Frauenstudiums dargelegt. Ein anderes Mal wird das Lob der gelehrten Frau also gesungen: „Ich ergetze mich, so oft ich daran gedenke, wie der berühmte Dacier mit seiner gelehrten Frauen gelebet haben müsse. Ich stelle mir zum Exempel vor, wie beyde Ehegattinnen beysammen sitzen, und die weisen Sprüche des großen Kaisers Antoninus aus dem Griechischen in's Französische übersetzen. Welch ein angenehmer Streit ist dieses, da der Mann es der Frauen, die Frau aber dem Manne in der Gelehrsamkeit zuvor thun will; endlich aber sich mit einander vergleichen und zuletzt ein Buch unter beyder Namen an's Licht stellen."

Unwillkürlich fühlt man sich an Gottsched und seine Frau erinnert. In Frau Gottsched, der früheren „Jungfer Kulmus", haben wir noch eine charakteristische Vertreterin der gelehrten Frauen vor uns. Sie verstand mehrere Sprachen, auch Lateinisch und Griechisch, und ihre Interessen waren sehr weite. Freilich konnte sie gleichzeitig auf den Namen einer gebildeten Frau Anspruch machen. Davon zeugen ihre Briefe; in meiner „Geschichte des deutschen Briefes" habe ich wohl mit Recht auf sie besonders hingewiesen. Vor den gebildeten Frauen mußten aber dann die „gelehrten" weichen. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sterben sie aus, trotz Vorkämpferinnen, wie der Dichterin Sidonia Hedwig Zäunemann, die es bitter rügt, daß den Frauen die Lehrsäle verschlossen seien, und die Männerwelt anklagt wegen ihrer Verhöhnung: „Ein Weib, das dichtet und schreibt, heißt sie (bedenkt es nur) ein schönes Ungeheuer und Blendwerk der Natur."

Die Zäunemann hat aber doch nicht ganz Recht. Die gelehrte Welt hielt noch in der Mitte des Jahrhunderts an manchen Orten die gelehrte Frau hoch und verschloß ihr mitunter sogar nicht die Lehrsäle.

Dafür will ich noch ein bisher wohl unbekanntes Beispiel anführen, ein gelehrtes Frauenzimmer aus Pommern, das uns zugleich als letzte Vertreterin des aussterbenden Typus dienen mag. Es ist Anna Christine Ehrenfried von Balthasar, der Weltweisheit Baccalaurea in Greifswald. Am 14. Juli 1750 Nachmittags hielt sie zur Eröffnung der

akademischen Bibliothek eine Rede, die nachgehends gedruckt ist: „Erweis, daß Bibliotheken die sichersten Wohnstätten einer wahren und ächten Freundschaft sind." Der Anfang ist charakteristisch, und ich theile ihn hier mit:

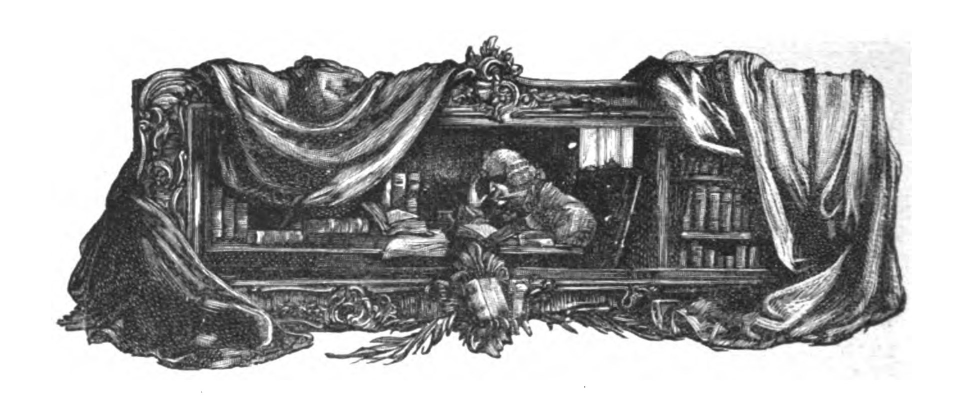
„Sie erlaubten es mir, Hochgeschätzte Glieder der Köngl. Akademie, bey den ersten Feyerlichkeiten in dem neuen Tempel der Musen die Gesinnung der Freude und der Andacht zu schildern. Sie erlaubten es nicht nur; Sie bewiesen auch auf eine, für mich und mein Geschlecht so vortheilhafte Art, wie weit ihr rühmlicher Trieb für die Ausbreitung der Wissenschaften gehet und wie bereitwillig Sie sind, die Neigung zu denselben auch an denen zu lieben und zu belohnen, welchen die Herrschaft der Gewohnheit sonst den Zutritt zu Lehrsälen und Kathedern beynahe verschlossen hatte."

Noch interessanter ist eine Schrift, die an sie, „die Greifswaldische Muse," gerichtet ist und zwar aus Königsberg: „An die Hochwohlgebohrne Fräulein, Fräulein Anna Christine Ehrenfried von Balthasar, der Weltweisheit Baccalaurea, der Königl. Gesellschaft der schönen Wissenschaften zu Greifswald und der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg Ehrenmitglied, bey der Akademischen Jubelfeyer zu Greifswalde gerichtet. Den 18. des Weinmonats 1756." Darin heißt es unter Anderem:

„Jetzt errathen Sie schon gnädige Fräulein, warum unsere Gesellschaft diese Blätter an Sie gerichtet hat. Sie sind die Zierde der Greifswaldischen Musen. Diese hohe Schule zählt es unter die grössesten Glücksgüter bey ihrem Jubelfest, in ihren Mauern eine gelehrte Dame aufzeigen zu können. Ihre Einsicht in das Reich der Gelehrsamkeit, der schönen Wissenschaften ist der gelehrten Welt bekannt. Ihre Einweihungsrede des Greifswaldischen Musentempels, die Sie in lateinischer Sprache gehalten, die Antrittsrede in die Königliche Deutsche Gesellschaft, und die Rede bey Eröffnung der akademischen Bibliothek sind ewige Denkmäler ihrer feinen und witzigen Beredsamkeit, die die Nachwelt als einen seltenen Schatz aufbewahren wird."

Und weiter: „Frankreich mag sich immerhin einer Dacier und Chatelet und Italien einer Baßi, Leipzig einer Gottschedin und Schweden selbst einer gelehrten Gräfin von Eckeblad rühmen; wir haben eine gelehrte, eine witzige und eine tugendhafte von Balthasar aufzuzeigen und können mit Recht auf unsere Ehre stolz sein. Je seltener es ist, ein Frauenzimmer von Stande zu seyn und sich zugleich über das Genie dieses Jahrhunderts, nur beym Nachtisch und Lomberspiel zu denken und in frauenzimmerlichen Kleinigkeiten groß zu werden, zu erheben und den schönen Geist der Gelehrsamkeit zu widmen; je mehr Achtsamkeit und Verwunderung bezeugt die vernünftige Welt, wenn sie von schönen Lippen die Lehren der Weisheit fließen höret. Die Gratien umschwärmen lächelnd ihr Haupt und jedes Wort flößet Entzückung in die Seele des Zuhörers."

Stärkeren Ausdruck kann der Cultus der gelehrten Frau nicht gut finden.



Krankenpflege und specifische Therapie.

Von

Martin Mendelsohn.

— Berlin. —

Gegenüber einer tiefgehenden Anschauung der Völker, welche allen Orten und allen Zeiten eigenthümlich anzugehören scheint, hat die medicinische Wissenschaft, wenigstens was ihre Anwendung im Leben und ihre thatsächlichen Leistungen anbetrifft, ihre Werthschätzung mit Mühe aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen: der Anschauung gegenüber, alle Krankheiten müßten geheilt werden können, die Menschheit habe geradezu einen Anspruch darauf, von der Medicin eine solche, nie versagende Leistungsfähigkeit zu verlangen. Und doch ist solch ein Anspruch nichts Anderes, als wollte man etwa von dem Astronomen verlangen, er solle nicht nur eine bestimmte Constellation des Mondes zur Erde voraussagen und berechnen, sondern auch eine hierdurch vielleicht eintretende Sturmfluth verhindern und abwenden. Denn den gleichen, ewigen, ehernen, großen Gesetzen, wie die Körper des Weltalls in ihren gewaltigen Bewegungen, gehorchen auch wir, auch nach ihnen müssen wir unseres Daseins Kreise vollenden, und das, was wir Krankheit zu nennen gewöhnt sind, ist nichts Anderes, als der Widerhall der gesammten Einflüsse und Einwirkungen der uns umgebenden Natur auf den jeder Beeinflussung zugänglichen menschlichen Organismus, der Widerhall von Einwirkungen, die wir nie und nimmer aus der Welt zu schaffen vermögen, denn sie umfassen eben die gesammte Natur; und wie unser ganzes Leben nichts anderes ist, als ein „Sichabfinden" unseres Ichs mit seiner Umgebung, so sind die Epochen der Krankheit nur jene Perioden im Leben, wo dies dem Organismus nur schwer und

nur mit Mühe gelingt. Und darum ist es eine naive und hinter der heutigen Weltanschauung weit zurückbleibende Auffassung des Begriffes der Krankheit, wenn man sich vorstellt, daß in der Natur, wie für jedes Gift ein Gegengift, wider jede Krankheit ein Kraut gewachsen sei, daß es gegen jede „Krankheit" ein „Mittel" geben müsse. Nur der Wunsch war hier der Vater des Gedankens; und der Wunsch nach so hohem, so unerreichbarem Ziel hat die besten Geister, welche die medicinische Wissenschaft aufzuweisen hat, immer wieder versucht, nach Mitteln gegen die Krankheiten zu forschen, specifischen Mitteln, welche die Krankheiten vernichteten. Aber niemals ist Einer mit diesem heißen Bemühn weiter von wahrer Heilkunst entfernt, als wenn er so mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Um Etwas bekämpfen und besiegen zu können, muß es ein Greifbares, ein Körperliches sein, ein reales Ding, gegen das man sich wenden kann. Und so hat die Anschauung einer directen Bekämpfung einer Krankheit durch ein specifisches Mittel eine gar bedenkliche Hinneigung zu jener mystischen, einer vergangenen Zeit angehörenden Auffassung von den Krankheiten als körperlicher Wesen, die den Menschen befallen, als strafender Abgesandter der Götter, die man durch Opfer und Gebet versöhnen kann. Denn nur der Inhalt des körperlichen, wesenhaften Krankheitsbegriffes würde sich dann im Laufe der Jahrhunderte geändert haben; der Begriff der Krankheit selber wäre nach wie vor ein greifbares, materielles Etwas, das außerhalb des menschlichen Organismus stände, ob es nun ein Abgesandter einer höheren Macht oder eine in der Luft umher fliegende Bacterie ist, die sich Beide dann ganz nach ihrem Belieben im menschlichen Organismus niederlassen und natürlich auch durch entsprechende Mittel daraus wieder vertrieben werden könnten. Aber selbst bei den Infectionskrankheiten, deren Namen schon auf solch ein Eindringen einer fremden Schädlichkeit hinweist, ist diese doch nur ein einziges Glied in einer großen Kette von Reizen und Reactionen, die an einem bestimmten Individuum zusammenwirken müssen, um zu einer Krankheit zu werden, und Nichts wäre unwissenschaftlicher, als von diesem äußeren Agens allein den ganzen Krankheitsbegriff ableiten zu wollen und etwa mit einem bequemen Schema zu sagen: ubi Bacillus ibi Cholera.

Krankheiten an sich giebt es überhaupt nicht, es giebt nur kranke Menschen; und auch hier ist der Begriff Krankheit etwas durchaus Relatives, das allein nach der Individualität der einzelnen Person zu beurtheilen ist. Wie es keine absolute Gesundheit giebt, so giebt es auch keine absolute Krankheit. Der lebende und handelnde Organismus des Menschen ist in eine Welt von Schädlichkeiten hineingesetzt, durch die er hindurch muß und mit denen er sich abzufinden hat; Alles, aber auch Alles, die Luft, die er athmet, der Trunk, den er genießt, das Maß der Bewegung, die er vollführt, und die Ruhe, die ihm wird, Alles, Alles wirkt auf das feinstorganisirte

und complicirteste Gebilde der Natur dauernd und doch in ewigem Wechsel ein, Alles hinterläßt an ihm seinen Eindruck, Alles beeinflußt den Ablauf seines Lebensprocesses: auf Alles reagirt er. Wir haben uns gewöhnt, den Zustand, in welchem dieser Lebensproceß sich leidlich abspielt, in dem die Organe ordentlich functioniren, wo wir uns so eben behaglich fühlen und unsere Leistungsfähigkeit den Umfang hat, welchen wir nun einmal der einzelnen Persönlichkeit je nach ihrer Individualität als den normalen zurechnen, als Gesundheit zu bezeichnen; aber an keinem Tage erreichen diese Functionen den gleichen Grad wie an einem andern, und die verwirrende Vielheit der äußeren Einflüsse läßt auch die Leistungen, die Thätigkeit, das Functioniren des menschlichen Organismus täglich anders sich gestalten. So unsäglich fein ist die Einwirkung dieser äußeren Einflüsse, daß sie nicht einmal materieller Natur zu sein brauchen, um deutliche Folgewirkungen auszulösen, daß Gemüthsbewegungen, Stimmungen, psychische Eindrücke nicht nur eine Erhöhung oder Herabminderung der Leistungsfähigkeit, sondern auch directe körperliche Veränderungen und selbst Krankheitszustände im Gefolge haben können. In diesem ewigen Spiel und Gegenspiel der Kräfte, welche auf den Menschen in der Natur einwirken, und auf die er wiederum reagirt, läßt sich von einer absoluten Gesundheit nicht sprechen; wir sind sicherlich zu Zeiten übergesund, fühlen uns wohler, sind leistungsfähiger als dem uns zukommenden durchschnittlichen Mittel entspricht, und ebenso sinkt der Ablauf unserer Functionen oft auch unter dieses Mittel, ohne gleich eine tiefste Stelle zu erreichen, wo wir dann uns als „unwohl" erachten, nicht jedoch von einer Krankheit befallen glauben. Die Curve unseres Lebens, deren höchste Spitze die vollste Gesundheit, deren tiefster Fall die schwere Krankheit ist, schwankt eben in stetem Wechsel auf und nieder.

Nun bringen es die Dinge der Welt mit sich, daß man solche minderen Störungen geringachtet; nur die ganz schweren Beeinträchtigungen in der normalen Arbeitsleistung des Organismus sind zu „Krankheiten" geworden. Eine Anzahl von Erscheinungen, welche gleichartig an verschiedenen Individuen bei erheblicheren Störungen in den Vordergrund der Aufmerksamkeit traten, sind zu diesem Behufe zu Krankheitsbildern zusammengefaßt worden, ein Systematisiren und Einordnen, welches für eine spätere Erkenntniß zweifellos der erste Schritt sein muß. Aber man darf dabei niemals vergessen, daß in diesen Krankheitsbildern, von denen jedes eine bestimmte Summe klinischer Symptome enthält, ein Zusammenfassen von Erscheinungen vorgenommen worden ist, welche uns zwar auffällig und außergewöhnlich genug erscheinen, um registrirt zu werden, die jedoch dadurch, daß sie in dem Krankheitsbilde gerade für unsere Sinne besonders hervortreten, noch durchaus nicht eben das Wesentliche in dem außergewöhnlichen Vorgang, welcher sich da abspielt, zu sein brauchen. Denn die Krankheit ist nichts Anderes als der Anpassungsvorgang des Menschengeschlechts an die Schädlichkeiten der Umgebung im Kampfe um's Dasein, und gerade in

ihr tritt das große Gesetz Darwins an dem höchstorganisirten lebenden Wesen am greifbarsten in die Erscheinung. Was für einzelne, unseren Augen deutlich verfolgbare Verhältnisse der Vorgang der Acclimatisation ist, das ist für das ganze Menschengeschlecht die Gesammtheit der Krankheiten, in welchen die einzelnen Individuen entweder den Schädlichkeiten, welche sie umgeben, sich anpassen oder in dem ohnmächtigen Versuche hierzu erliegen. Und dieser Anpassungsvorgang geht mit einem so erhöhten und so angespannten Functioniren bestimmter Gruppen und Systeme des menschlichen Organismus einher, daß die augenfälligen, die unseren Sinnen wahrnehmbaren unter diesen Erscheinungen uns als die Symptome der Krankheiten imponiren und zum eigentlichen Krankheitsbilde werden. Aber ebensowenig, wie diese gerade zu Tage tretenden Erscheinungen nun auch die gesammten, hier überhaupt sich abspielenden Abweichungen von dem normalen Laufe der Dinge sind, ebensowenig dürfen sie gerade als die eigentlichen krankhaften Symptome angesehen werden, mit deren Beseitigung etwa auch eine Beseitigung der Störung erzielt würde. Alles das, was als Symptom in dem Krankheitsbilde in den Vordergrund tritt, ist nur ein Theil, nur der unseren Sinnen erkennbare Theil der veränderten Arbeitsleistung des Organismus, nur eine Steigerung oder eine Herabsetzung seines natürlichen Functionirens in dem Bestreben, sich der Schädlichkeit anzupassen; und so ist der Begriff der Krankheit durchaus ein rein functioneller, nicht nur der eines Lebens unter veränderten Bedingungen, sondern der eines Bestrebens, sich den veränderten Bedingungen anzupassen. Nie und nimmer kann allein die eine oder die andere äußere Schädlichkeit den Begriff der Krankheit ganz für sich ausmachen, und ebensowenig sind es etwa die anatomischen Veränderungen, welche hinterher als Residuen des Krankheitsprocesses auf dem Leichentisch gefunden werden, aus denen sich das Wesen der Krankheit allein zusammensetzt. Die Krankheit ist vielmehr in jedem einzelnen Falle das erhöhte, veränderte, abgelenkte Functioniren des Organismus in seinem Bestreben einer Anpassung an die äußeren Reize, gleichgiltig, ob merkbare anatomische Veränderungen nebenhergehen oder nicht, sie hängt ihrem Wesen und ihrer Schwere nach immer nur von der Anpassungsfähigkeit des einzelnen Organismus ab, von dem Umfange, in welchem dieser seine Lebensvorgänge der Schädlichkeit entsprechend zu reguliren vermag, mit Einem Worte lediglich von Eigenschaften, welche in dem erkrankten Organismus selber liegen, welche ihm eigenthümlich, von ihm unzertrennlich sind.

Und in dieses verwickelte Spiel der Kräfte wirksam und nach ihrem Willen eingreifen zu können, verspricht sich jene specifische Therapie, die alle die vielfachen Einflüsse und Reize, die dem Kranken aus seinem Milieu erwachsen, alle die verschiedenartigen Reactions- und Anpassungsmöglichkeiten, die ein jedes Individuum in anderem Maße besitzt, geringachten und vernachlässigen zu können glaubt und nur gegen einen, allerdings den letzten

und augenfälligsten der einwirkenden Einflüsse meint ankämpfen zu müssen. Contra vim mortis non medicamen in hortis; ein bestimmtes „Mittel" gegen eine bestimmte „Krankheit" giebt es nicht und kann es nicht geben. Wo eine Therapie nicht an den natürlichen Kräften des Organismus ansetzt, wo sie nicht stets vor Augen hat, daß das, was wir als Krankheit vor uns sehen, nicht in erster Linie von der Stärke der eindringenden Schädlichkeit, sondern von der Schwäche des überfallenen Körpers abhängt, da muß sie mit unabänderlicher Nothwendigkeit Schiffbruch leiden. Denn der Grad der Erkrankung hängt von dem Grade der in jedem Falle vorhandenen Schwächung der natürlichen Schutzkräfte des Körpers ab; und es ist der gleiche Vorgang, ob eine tödtliche Dosis Arsenik, das eine Mal an einem gewohnheitsmäßigen Arsenikesser, dessen Organismus der Schädlichkeit bereits ganz angepaßt ist, völlig symptomlos abprallt, das andere Mal eine Person sofort zum Tode bringt, oder ob bei dem epidemischen Auftreten einer Seuche, wo alle Menschen den Giftkeim gleichzeitig in sich aufnehmen, die einen, weil sie eben gerade über die entsprechenden Schutzkräfte verfügen, ihn ohne Weiteres eliminiren, die anderen dies nur unter der höchsten Arbeitsleistung derjenigen Functionen thun können, welche im gegebenen Falle einen Ausgleich herbeizuführen vermögen, eine Steigerung der Funktionen, die eben als Erkrankung sich uns darthut, und die dritten, nicht zu einer genügenden und ausreichenden Reaction fähigen, der Schädlichkeit erliegen. Immer ist der letzte und anscheinend einzige Reiz nur dasjenige Moment, welches den Krankheitsvorgang auslöst, das die Kräfte des Organismus anstößt, das Spiel der Abwehr und der Anpassung in dem Maße und dem Umfang zu beginnen, dessen sie ihrer individuellen Natur nach fähig sind; und dieses Maß hängt, da wir Alle das Product aus unserem überkommenen Erbtheil und den sämmtlichen uns treffenden Einflüssen unserer Umgebung sind, von diesen gesammten Einflüssen, nicht nur von dem letzten, den Vorgang unmittelbar auslösenden ab. Diese Verhältnisse lassen sich vielleicht zweckmäßig mit denjenigen vergleichen, welche bei dem allgemein gekannten Vorgange des Wachsthums in Betracht kommen: in jedem thierischen Organismus, der noch in der Entwickelung begriffen ist, besitzen die einzelnen Bestandtheile, aus denen er sich zusammensetzt, die Fähigkeit, aus der eingeführten Nährsubstanz Stoffe festzuhalten und zu ihrem Aufbau zu verwenden, und zwar besitzen sie die Fähigkeit in sehr verschiedenem, aber bestimmtem Maße, verschieden nicht nur bei Gattung und Art, bei Beginn und Abschluß der Entwickelung, sondern auch ganz individuell, je nachdem Erbtheil oder ungünstige äußere Einwirkungen diese Fähigkeit der Wachsthumsaufnahme mehr oder weniger gestört haben. Wollte man hier bei einem Versuche zu einer günstigeren Wendung nur das eine Moment, welches bei dem Vorgang das äußerliche ist: die eingeführte Nahrung, im Auge behalten, so würde eine günstigere Gestaltung dieses, also vielleicht eine reichlichere oder geeignetere Nahrung, nur zu einem

ganz geringen Theile eine Besserung herbeiführen; denn nicht darauf kommt es zunächst an, daß das Nahrungsmaterial in überreichlicher Menge vorhanden ist, sondern daß die nicht völlig leistungsfähige Zelle geneigt und befähigt wird, es zu assimiliren. Und ebenso kommt es, und zwar in gewissem Sinne gerade umgekehrt, bei dem Vorgang der Krankheit nicht sowohl darauf an, das eine äußerliche Agens lahm zu legen, als vielmehr den Organismus zu befähigen, der Schädlichkeit, die ihm die eigentlichen Lebensbedingungen streitig macht, Herr zu werden. Eine specifische Therapie, die in dem Falle der Wachsthumsstörung nichts weiter könnte, als mehr und besser zu essen geben, würde auch im günstigsten Falle nicht mehr leisten, als den einen schädlichen Reiz zu vernichten, ohne jedoch damit diejenigen Vorgänge veränderten Functionirens im Organismus in's Gleiche bringen zu können, zu deren Auslösung und Abwickelung dieser den Anstoß gegeben hat.

Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß dort, wo ein solcher Reiz fortdauernd und immer wieder von Neuem wirksam ist, bei den Infectionskrankheiten also, wo er von belebten und schnell sich vermehrenden Organismen auszugehen scheint, seine Beseitigung immerhin sehr viel werth sein muß. Aber wenn auch eines Tages einer von den ganz Großen käme, die auf dem Wege nach Indien Amerika finden, und uns Mittel an die Hand gäbe, welche auch innerhalb des menschlichen Körpers organisirte Krankheitskeime zu vernichten im Stande sind, damit allein würde die Medicin niemals über eine ausreichende Therapie in jedem Krankheitsfalle verfügen. Und wie geringe sind die Aussichten solcher inneren Antisepsis überhaupt! Die menschliche Gewebszelle ist im Verhältniß zu der primitiven Zelle der Bacterie ein so fein organisirtes und subtiles Gebilde, daß a priori ein jedes Agens, welches auf diese schädigend einwirkt, in noch viel höherem Maße und erheblich früher sie selber vernichten muß, auch wenn es einmal gelingen sollte, die Schwierigkeiten der großen Verdünnung in der reichlichen Flüssigkeitsmasse des Körpers, der schnellen Elimination der eingeführten Substanz, der schweren Zugänglichkeit der Infectionskeime zu umgehen.

Nein, wo es hundertfache Wege giebt, die Gesundheit zu verlieren, muß auch mehr als einer beschritten werden können, sie wieder zu erlangen. Wie die Erkrankung ein Ankämpfen des menschlichen Organismus ist gegen die auf ihn einstürmenden Schädlichkeiten, so müssen wir, wo sich diese Gegner nun einmal nicht aus der Welt schaffen lassen, wo die Abwehr der hundertfältigen äußern Reize nicht in unserer Hand liegt, den menschlichen Organismus in diesem Kampfe so unterstützen, daß er in die besten Bedingungen gebracht wird, ihn aufzunehmen und selber durchzuführen, daß wir sein Bestreben einer Anpassung an die Schädlichkeiten in möglichst weitem Maße erleichtern und fördern. Zwar die größten, die gewichtigsten unter diesen Einflüssen: den Mangel und den Hunger, die Ueberarbeitung und die leichte Möglichkeit, zu verunglücken, ist unsere Zeit, in der das tägliche

Gebet der Armen nun lautet: „unser Brod für morgen gieb uns heute", mehr und mehr zu verhüten und zu beseitigen bestrebt. Aber all die kleinen Nadelstiche des Lebens und seine Misèren, denen Keiner entgeht, die Sorge und der Kummer, die aufreibende Arbeit, die Ausschweifung und die Erschöpfung, die Erregungen des Ehrgeizes und der Liebe, der Arbeit und des Lasters, die Entbehrungen und alle, all die vielen Dornen und Disteln, die das Menschengeschlecht auf dem Uebergange zur Ewigkeit auf seinem Wege findet, wo hart im Raume stoßen sich die Sachen, sie alle hinterlassen ihre Eindrücke an jeder Persönlichkeit, sie alle bestimmen seine Widerstandsfähigkeit — seine Disposition, wie wir jetzt sagen — den Ablauf seiner Functionen und seine Anpassungsfähigkeit an die Schädlichkeiten, und sie alle sind in ihren Folgewirkungen auf den Organismus da und sprechen mit, wenn dieser einmal von einer besonderen, letzten, augenfälligen Schädlichkeit so arg aus dem Gleichgewicht gebracht wird, daß wir das Krankheit nennen. Und alle diese Schädlichkeiten werden sein, so lange das Menschengeschlecht sein wird und so lange ein Kranker von der Medicin Hilfe heischt. Gegen die Krankheit ihm ein Mittel zu geben, vermag sie nicht; aber einem einzelnen Kranken die Anpassung an seine veränderten Lebensbedingungen zu erleichtern und zu ermöglichen, das kann sie wohl. Und wenn Jemand einen Herzfehler hat oder eine chronische Nierenentzündung, so kommt es nicht sowohl darauf an, die Herzklappen wieder ganz zu machen, oder die Veränderungen im Nierengewebe zu beseitigen, sondern darauf, den gesammten Organismus des Kranken so zu beeinflussen, daß trotz seiner nicht intacten Klappen und trotz seiner Nierenläsion die Functionen in ihm sich in der größtmöglichen Annäherung an die Norm abspielen. Das schöne und vor Allem das einer jeden Anforderung an die medicinische Wissenschaft durchaus Genüge leistende Resultat solchen Bestrebens wird dann sein, daß der Kranke den gleichen Lebensgenuß und die gleiche Lebensfähigkeit, wenn möglich bis zum natürlichen Abschluß des Daseins beibehält, wie wenn seine Organe normal functionirten. Es wäre ja auch geradezu absurd, von einer specifischen Heilung der Herzklappenfehler oder der Nierenentzündungen zu sprechen; und die Infectionen bilden doch nur einen kleinen Theil aller Krankheiten.

Hier erwächst der Medicin die große und umfassende Aufgabe der Krankenpflege. Und weil sie eben keine Krankheiten kennt, sondern nur Kranke, hat sie, in jedem Falle immer wieder auf's Neue und immer wieder als ein neues Problem, zunächst die Arbeitsleistung und die Functionsfähigkeit des betreffenden Organismus und seiner einzelnen Theile festzustellen und kennen zu lernen, um einen klaren Einblick gerade in die abweichenden Leistungen und die außergewöhnliche Thätigkeit dieses kranken Körpers zu gewinnen. Denn jeder Mensch, mag er gesund sein oder krank, ist ja in seinen Functionen nur das Product der sämmtlichen auf ihn einwirkenden Einflüsse seiner Umgebung, und krank ist er eben nur dann,

wenn die ungünstigen Einflüsse in ihm präponderiren. Der Krankenpflege erwächst daher als nächste Aufgabe die Pflicht, den Kranken aus seinem bisherigen Milieu herauszunehmen, dessen einzelne, einseitige Factoren sie nicht kennt, und ihn dafür unter Bedingungen zu bringen, welche bis in die kleinsten Details der gesammten Lebensweise bekannt und in ihrer Einwirkung auf ihn verfolgbar sind. Dann läßt sich ein klarer Einblick gewinnen, welche Functionen in zu angestrengtem, welche in zu lässigem Maße arbeiten, und die Krankenpflege hat die Möglichkeit, hier einzusetzen, die allzugroße Inanspruchnahme zu mildern, die herabgesetzten Leistungen wieder anzuregen; und zu diesem Zwecke ist ein jedes Mittel recht, welches überhaupt eine Einwirkung auf den menschlichen Organismus auszuüben vermag. Wenn irgend wer, so kann die Krankenpflege sagen „je prends mon bien où je le trouve". Alle Momente der Regelung von Körperbewegung und Ruhe, von Essen und Trinken, von Schlafen und Wachen, von psychischer Erregung und Fernhalten geistiger Anstrengung, alle die unzähligen directen Einwirkungen auf den Organismus und seine einzelnen Theile, wie sie als Massage und Elektrotherapie bekannt sind, wie sie auf dem Wechsel des Klimas und dem Gebrauch von Bädern beruhen, alle die methodischen Uebungen des Körpers und seiner Organe, die quantitativen und qualitativen Aenderungen der Ernährung, alle die unzähligen Handhaben, die Natur und Welt und Wissenschaft und Kunst uns darbieten, sie alle sind in jedem Falle so nach dem einen, einzigen Ziele hin anzuwenden, daß die in ihrem Gleichgewicht gestörten Functionen des Kranken wieder in Harmonie zu einander kommen, wieder die größtmögliche Anpassung an die Schädigung erlangen. Das nennt man Individualisiren, und es ist etwas gar so Neues nicht; und nur die unselige Sucht, Mittel zu finden gegen die Krankheiten, hat es wieder mehr in den Hintergrund treten lassen. Die individualisirende Krankenpflege ist es, auf der das Heil der Kranken beruht, die Erkenntniß, daß nicht eine vereinzelte Maßnahme, ein Medicament, ein Recept einen Kranken wieder herzustellen vermag, sondern nur die sorgfältige, andauernd durchgeführte Regelung aller seiner einzelnen Functionen. Es giebt eben keine Wunder, wenigstens in der Medicin nicht; hier ist Alles lange, mühsame, geduldige, künstlerische Arbeit. Hier ist Alles nur Functionsstörung und Regelung dieser Functionsstörung, und an jedem Kranken, an jeder Persönlichkeit ist diese eine andere. Und darum ist hier Nichts so schädlich und so wirkungslos wie ein Schema, ein von vornherein feststehender Heilplan, wie er in den sogenannten Curen seinen Ausdruck findet, die auch nur wieder gegen die Krankheit sich richten, gegen diejenigen auffälligen Erscheinungen, welche einer ganzen Gruppe von Kranken das Gemeinsame, aber nicht das Wesentliche sind.

Von solch symptomatischer Behandlung ist die wissenschaftliche Krankenpflege fern; die Symptome sind ja garnicht die Krankheit. Wohl aber strebt sie eine Erleichterung und Beseitigung der mit einhergehenden quälenden Er-

scheinungen an, und damit erfüllt sie nicht nur eine humanitäre Verpflichtung, sondern sie trägt auch dadurch wiederum zum Ausgleich des krankhaften Zustandes bei. Gerade weil der überaus fein organisirte menschliche Organismus auf einen jeden Reiz, der ihn trifft, in seiner Weise reagirt, wird jeder quälende Eindruck am Körper wiederum zu einem neuen Reize und zur Quelle neuer Functionsänderungen. „Saluti et solatio aegrotorum" lautet die Inschrift am Wiener Allgemeinen Krankenhause; nicht nur zum Heilen der Kranken, auch zu ihrer Erleichterung ist die Medicin da, und gerade daß sie den Kranken ein größtmögliches Maß von Wohlbefinden, von Comfort zu schaffen vermag, ist eine der schönsten Aufgaben der Krankenpflege.

Aus der gewaltigen Vielfältigkeit ihrer Ziele und dem enormen Umfange ihrer Mittel ergiebt sich die Größe des wissenschaftlichen Fundaments, auf dem sich die Krankenpflege aufbaut. Denn der naturwissenschaftlich denkende Arzt darf für sein Handeln die naturwissenschaftliche Begründung nicht vermissen. Gerade weil sie mit allen Factoren des Lebens einzuwirken vermag und einzuwirken suchen soll, muß die Krankenpflege die Wirkung eines jeden einzelnen dieser Factoren auf den menschlichen Organismus auf das Genaueste zu kennen bestrebt sein. Das ist in exacter, wissenschaftlicher Weise bisher allerdings nur für den kleinsten Theil der Fall. Aber darum ist das heutige Können der Krankenpflege nicht gering zu achten. Gewiß sind viele unserer bisherigen Handhaben aus der Empirie hervorgegangen, aus der Erfahrung, welche die Mutter der Therapie ist; aber sie werden alle sicherlich bei einem weiteren Fortschreiten der Wissenschaft in ihrem thatsächlichen Wirken erkannt werden. Das ist ja bei aller productiver Geistesthätigkeit der Menschen von Anbeginn an so gewesen, daß alles das, was die Wissenschaft nicht in klaren, exacten Formeln wiederzugeben vermochte, die Kunst mehr intuitiv und fast unbewußt zum Ausdruck brachte: und mit jedem Schritt, den die Wissenschaft in der Erkenntniß weiter vorschreitet, nimmt sie der Kunst die betreffenden Objecte fort und reiht sie ihrem Gebiete ein. So ist es auch mit der Krankenpflege. Das Recht der Persönlichkeit, das der Kranke für sich mit Fug voll in Anspruch nimmt, kommt hier sogar in der Person desjenigen zum Ausdruck, der die Heilanordnungen trifft, des Arztes, dessen Persönlichkeit oft eine besondere Einwirkung auf den Kranken und den Ablauf des Krankheitsprocesses ausübt. Und diese und die vielen anderen Imponderabilien der Krankenpflege, die wissenschaftlicher Analyse bisher noch nicht zugänglich waren, wiegen gar gewichtig, und auch die Zeit wird kommen, wo sie alle in ihrem inneren Wesen durch die Wissenschaft eine Erklärung finden werden. Für heute sind sie noch ungekannte Dinge hinsichtlich ihrer Wirkung, Namen nennen sie nicht; sie zu erkennen, ist eben das Object künftiger wissenschaftlicher Forschung. Aber sich ihrer zu bedienen, sie alle klar und zielbewußt zum Ausgleich der gestörten Functionen zu verwenden,

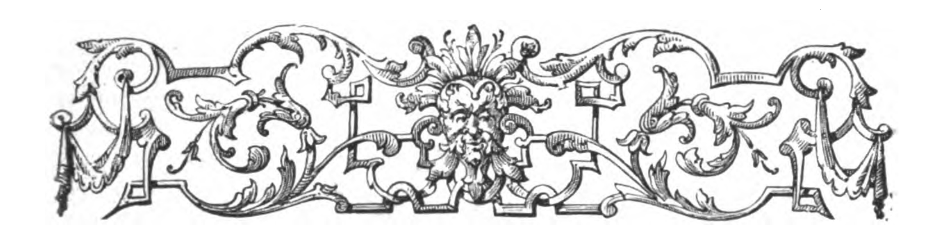
hat durchaus die volle wissenschaftliche Berechtigung, und über sie abzuurtheilen, ohne sie zu kennen, wäre ein schwerer Fehler. Denn jedes Urtheil über Unbekanntes ist ein Vorurtheil.

Und ebenso leichtfertig wäre die Meinung, das sorgfältige Eingehen in's Detail, die Regelung der kleinsten und unwesentlichsten Dinge, welche den Kranken betreffen, für überflüssig und kleinlich zu erachten. Minima non curat praetor, gewiß; in der Krankenpflege jedoch soll sich der Prätor um Alles kümmern. Ist die Krankheit nun einmal ein Kampf, so soll der Rather und Helfer in ihm sich auch die bewährten Gepflogenheiten der Strategie thatsächlich zu Nutze machen. Was das deutsche Heer unüberwindlich macht, ist nicht allein der Genius seiner Führer, sondern die unablässige Sorgfalt und peinliche Genauigkeit, mit welcher diese auch das Geringste und scheinbar Gleichgültigste in dem großen Betriebe selber anordnen und bestimmen. Da ist kein Gamaschenknopf, kein Kochgeschirr, das nicht von der höchsten Commandostelle aus geprüft und angeordnet wäre; denn diese weiß sehr wohl, welch' einen gewaltigen Einfluß ein Versagen irgend eines Moments an einer anscheinend unbedeutenden Stelle auf das Functioniren des Gesammtapparates hat. Um wieviel gewaltiger ist die Rückwirkung einer jeden, selbst der geringfügigsten Maßnahme in dem subtilen, lebenden Organismus, wie wirkt hier der kleinste Reiz durch die Summation seiner Effecte bis zu erheblichen Aeußerungen fort, wie muß an einem so überaus reactionsfähigen Wesen Alles, ausnahmslos Alles, was an ihm eine Einwirkung auslösen kann, in Berechnung gezogen und geleitet und geregelt werden. Da ist das Kleinste eben noch groß genug, um beachtet zu werden.

So ist denn die Krankenpflege nur anscheinend eine rein praktische Disciplin; thatsächlich ruht sie durchaus auf wissenschaftlichem Boden. Die Aufgabe der Wissenschaft ist es, nach der berühmten Definition, die Vorgänge in der Natur zu beschreiben. Nun denn, lehren wir die jungen Mediciner, die Vorgänge am menschlichen Körper, welche infolge seiner täglichen Anpassung an die Umgebung in ihm sich abspielen, kennen und erfassen zu lernen, machen wir sie vertraut mit den Wechselwirkungen zwischen dem menschlichen Organismus und seinem materiellen und geistigen Milieu, lehren wir sie klar sehen in den tausendfältigen Bedingungen des Lebens, dann werden sie auch dermaleinst im Stande sein, wenn sie für Kranke Rathgeber und Helfer sein sollen, mit allen Mitteln, welche Natur und Kunst uns an die Hand geben, den kranken Organismus in die besten für ihn möglichen Bedingungen zu bringen. Sie werden dann die hohe Befriedigung in ihrem Berufe davontragen, den Kampf um's Dasein in dieser Welt, wo Alles Allem feindlich wird, für den Menschen gemildert, zu seiner Abfindung mit ihm das Mögliche beigetragen zu haben. Sie werden dann auch, wenn sie so ihre Aufgabe und ihren Lebenszweck erfassen, fernbleiben von ödem, unwissenschaftlichem Schematismus, fern von

dem Haschen nach specifischen Mitteln gegen die Krankheiten. Aber auch die Gesammtheit, die es doch am nächsten angeht, wird sich dann der natürlichen Grenzen der medicinischen Wissenschaft bewußt werden, sie wird nichts Unmögliches, nichts Unnatürliches mehr von ihr beanspruchen und nicht mehr von, der geheimnißvollen Formel des Recepts in todter Sprache, noch von der gleichermaßen geheimnißvoll erzeugten Substanz specifischer Heilmittel alles Heil und alle Gesundheit erwarten. Denn nur auf der tiefsten Culturstufe glaubt man an die Medicinmänner.





Die Sage vom Ewigen Juden in Italien.

Von

Alfred Ruhemann.

— Rom. —

Es ist keine allzukühne, vielleicht auch nicht einmal allzuneue Behauptung, daß man in Italien über alles Andere besser unterrichtet ist, als über das eigene Volk, seine Empfindungen, Gebräuche und geistigen Schätze. Der gebildete Italiener hat die klassische Vergangenheit seines Landes ziemlich gut am Schnürchen; er kennt die lateinischen Dichter und die vaterländische Litteratur bis in die neuste Zeit hinein. Er spricht fast täglich von Titius und Cajus und wirft gern mit klassischen Citaten um sich, was sich stets sehr großartig anhört — die Sagen und Sitten der Leute seiner eigenen Heimat aber kennt er nicht, und er giebt sich auch keine Mühe, sowohl sie, wie die Provinzen des Landes überhaupt kennen zu lernen, nicht einmal diejenigen, die an den großen Verbindungsstraßen liegen. Ich könnte ein gutes Dutzend von römischen Bekannten: höheren Beamten, Aerzten, also gebildeten Leuten anführen, die sich nicht einmal soweit aus ihrer angeborenen Trägheit aufzuraffen vermögen, um — mit einer Eisenbahnfahrt von nur 5½ Stunden — Neapel kennen zu lernen! Ich kenne in Neapel noch gebildetere Leute, Professoren der Universität und Gelehrte, welchen die Abhänge und der Vulcan des Vesuvs noch eine „terra incognita“ sind!

Als am 20. September 1870 die Kugeln der italienischen Truppen Bresche in die Porta Pia in Rom legten, zog ein unverkennbarer Hauch der Aufklärung und des Fortschrittes mit ihnen in die ewige Stadt und in die Gefilde des ehemaligen Kirchenstaates ein. Die mit blutigen Opfern erkämpfte Einigkeit war endlich gesichert worden, und es hätte die Krönung dieses Opfers sein müssen — so wenigstens hatte man es erwarten dürfen —

daß die seit Jahrhunderten getrennten Provinzen Italiens sich um so inniger an den so heiß ersehnten Stamm, an Rom also, schließen würden. Anstatt dessen spukt das Gespenst des Regionalismus heute toller als zuvor im politischen und wirthschaftlichen Leben dieser unglücklichen Nation, und diese Interessenwirthschaft, von deren Vorhandensein der italienische Parlamentarismus den schlagendsten Beweis liefert, hält natürlich auch das geistige und wissenschaftliche Leben nieder und im Bann.

Unter solchen Umständen konnte der grundlegendste Zweig der neuzeitigen Geschichtsforschung, die Volkskunde, in Italien bisher nur kümmerlich gedeihen. Feudalismus und Priesterthum, welche jede selbstständige Regung des Volkscharakters erstickten und die allgemeine Unwissenheit stärkten, haben nicht nur die sichtbaren Merkmale der größten Culturepoche der Welt zertrümmert, sondern auch — was noch schlimmer — mit dem Schlamme der künstlichen Verdummung die fruchtbaren Gefilde der Ueberlieferungen und Sagen des Volkes zugedeckt. Die letzten dreißig und einige Jahre haben wohl hier und da diesen Schlamm ein wenig gelüftet. Ein knappes Dutzend beherzter Männer und Frauen, das den hohen Werth des „Folklore" erkannte, hat sich wohl daran gemacht, zu retten, was noch zu retten war: bisher aber waren ihnen nur Wenige auf diesem Wege gefolgt. Es ist auf diese Weise ein ungeheures und unersetzliches Material für die Erforschung der Geschichte der italienischen Völkerstämme aus seinen Sagen und aus deren Vergleichung mit den Sagen und Liedern anderer Rassen und Völker verloren gegangen. Die in das Grab gesunkenen Geschlechter haben die Märchen und Gesänge, welche ihr Mund in jenen schlichteren Zeiten gewiß noch in großer Fülle zu erzählen wußte, mit in die Vergessenheit hinübergenommen, denn es ist keine Feder vorhanden gewesen, welche sie aufgezeichnet hätte. Bei der gegenwärtigen Verflachung der Sitten und Gewohnheiten des Lebens aber, nun sich schon der Bauer selbst seiner altehrwürdigen Sonderheiten und Sondersprüchlein zu schämen beginnt, drohte die ernste Gefahr, daß die letzten Reste der von den Ahnen ererbten Märchen und Gesänge des italienischen Volkes kaum noch vor dem Untergange und dem Vergessenwerden zu retten waren.

Italien! In keinem anderen Lande haben sich durch zwei Jahrtausende die Rassen der drei alten Erdtheile so gemischt wie hier. Wo sonst, wenn nicht in Italien, konnte ein Volk aus dem endlosen Gewühl heidnischer Gottheiten und christlicher Märtyrer, sagenhafter und geschichtlicher Helden bis zu Napoleon dem Ersten, Victor Emanuel und Garibaldi hinauf die kühnsten Märchengebilde spinnen? Es bezweifelt Niemand, daß es das gethan hat. Aber erst der wackere Giuseppe Pitrè machte den Gedanken in den siebziger Jahren zur That, als er zusammenzuraffen begann, was das Volk auf Sicilien an geistigen Schätzen und Vermächtnissen noch besaß. Nach ihm sind D'Ancona, De Gubernatis, Graf, Maria Savi-Lopez und noch Dieser oder Jener gekommen; an einer planmäßigen, wissenschaftlichen

Ausbeutung des italienischen „Folklore“ aber hat es bis vor Jahr und Tag gefehlt.

In letzter Stunde aber ist zum Glück noch ein Hoffnungsstern aufgegangen: seit November 1893 besitzt Italien, dank der unermüdlichen Hingabe des Professors Angelo de Gubernatis an diesen Gedanken, eine Gesellschaft zur Sammlung aller im Volk umlaufenden Ueberlieferungen. An ihre Spitze hat sich Königin Margherita in Person gestellt, und zwar als Mitarbeiterin, indem sie selbst Volkssagen in den Alpenthälern der Berge Piemonts und Savoyens zu sammeln gedachte. Als die Gesellschaft gegen Ende November ihre Thätigkeit eröffnete, zählte sie bereits an achthundert Mitglieder in allen Theilen Italiens, denen sich solche in Deutschland, England, Amerika und anderen Ländern sofort angeschlossen haben. Der Minister hat ebenfalls das seinige gethan, indem er die Lehrer in den Provinzen ganz besonders anhielt, ihre Aufmerksamkeit auf die Sagen und Lieder des Volkes zu richten. Es ist nunmehr also die erfreuliche Aussicht vorhanden, daß die letzten Reste der Volksüberlieferungen in Italien festgehalten werden, ehe sie völlig verschwinden, und daß aus ihnen heraus manche noch dunkle Punkte der Geschichte dieses Landes eine willkommene Aufklärung erhalten.*)

Man wird aus Vorstehendem sehr leicht begreifen, wie es kam, daß noch im Jahre 1880, und zwar in der „Encyclopédie des Sciences Religieuses“ ein so bedeutender Romanist wie Gaston Paris seine damalige Abhandlung mit den Worten schließen konnte: „Die Volksthümlichkeit des „Ewigen Juden“ ist auf gewisse Striche des nordwestlichen Europas, so auf Deutschland, Skandinavien, die Niederlande und Frankreich beschränkt“, und: „Wir wiederholen am Schluß dieser Abhandlung über die Sage vom Ahasver, die sich in einem deutschen und protestantischen Milieu gebildet hat, daß sie in Spanien, Italien und dem östlichen Europa völlig ungekannt zu sein scheint.“ Inzwischen hat auch die böse Wissenschaft die so viel durchforschte und so rührend umdichtete Sage vom Ewigen Juden jeder Poesie zu entkleiden versucht. Der kürzlich verstorbene große Charcot in Gemeinschaft mit seinem Assistent Meige haben nachgewiesen, daß den semitischen Rassen besonders eine eigene Art von Hysterie und Nervosität anhaftet, welche sie zu einem rastlosen Umherwandern zwingt. Diese Krankheit befällt ganz besonders diejenigen Juden, welche im östlichen Europa unter der russischen Knute im tiefsten Elend schmachten. Sie suchen ihr Unglück hinter sich zu lassen, indem sie sich in verkehrsreichere Mittelpunkte begeben. Aber auch hier verbessert sich ihr Loos nicht. Und dieses düstere Verhängniß, welches ihnen anhaftet, treibt sie ruhelos von Ort zu Ort, selbst aus den Heilstätten, an deren Pforten sie halb verhungert, halb entkleidet zusammen-

*) Und wie recht hatte ich, als ich obige Einleitungsworte schrieb! Nach kaum anderthalbjährigem Leben ist auch diese Gesellschaft hinüber, gescheitert an der Gleichgültigkeit und Freibeuterei, welche in Italien regelmäßig der ersten Begeisterung und Opferfreudigkeit zu folgen pflegt! Der Verfasser.

brechen. So gewaltig tragisch auch diese Auslegung der Entstehung der Ahasverussage ist, so soll sie uns doch nicht die uns lieb und vertraut gewordenen poetischen Gebilde eines Hamerling, Hauff, eines Sue und Quinet zertrümmern. Die medicinische Wissenschaft soll Recht behalten, aber auch diejenige, welche die wirren Gänge aufzuklären sucht, die dieses wunderbarste, dunkelste, ergreifendste aller Märchen im Laufe der Jahrtausende durchlaufen ist. Ich glaube deshalb, daß mir trotz Charcot und Meige in Deutschland, dem Patronatslande der Sage vom Ahasver, Niemand gram sein wird, wenn ich viele, bei uns noch unbekannte Dinge über den Ewigen Juden aus Italien berichte, und wie sich im Kopfe des italienischen Volkes seine düstere Gestalt gemalt hat und noch malt.

Ein Land, welches die ersten christlichen Märtyrer in seinem Schoße barg, das mit dem Blute derselben noch fester als durch die römischen Waffen mit dem Orient und den Leidensstätten des Heilands sich verband, konnte in seinem Erwachen aus dem Heidenthume, wie man doch wohl annehmen muß, kein einziges der Begebnisse aus dem Leben und Wirken des Jesus von Nazareth missen, am wenigsten eines, welches die letzten Stunden des edlen Märtyrers verbitterte. Das mit einer außerordentlichen Einbildungskraft ausgestattete Volk Italiens stellte sich in seinem ebenso schnell empfänglichen, wie leicht verwirrbaren Geiste bald die Schandthat des Kriegsknechtes Malchus oder Marcus vor, der, anstatt der empfangenen Wohlthaten eingedenk zu sein, die ihm der Erlöser damit erwies, daß er ihm das im Garten von Gethsemane abgehauene Ohr wieder anheilte, den Heiland auf seinem letzten Wege verspottete. Man blieb auch nicht bei der Verspottung stehen, sondern glaubte vielmehr der Schilderung, daß Marcus — dieser Name wurde landläufiger als Malchus — dem Verurtheilten mit der eisenbeschuhten Linken in das Gesicht geschlagen habe. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß durch die Evangelisten diese Malchussage nach Italien gebracht wurde und daß sie deshalb als die älteste der uns bekannten betrachtet werden darf. Sie ist schnell genug volksthümlich geworden, wozu viel gedruckte Berichte, wie die des Carlo Ranzo, Edlen von Venedig, und des Priesters Francesco Alcarotti, letztere von Pitrè und D'Ancona in einem Nachdrucke des Jahres 1849 entdeckt, wesentlich beigetragen haben. In einem palatinischen Codex des 17. Jahrhunderts und in einem Manuscripte, welches sich — nach Mittheilung von R. Renier im „Journal für die Geschichte der italienischen Litteratur" — unter sechzig anderen „Florentinischen Novellen und sonstigen sich besonders auf die Stadt Florenz beziehenden Erzählungen" in der königl. Akademie der Wissenschaften in Turin befindet, lautet der Titel dieser Sage gleichmäßig in deutscher Uebertragung: „Erzählung eines sichtlichen und leiblichen Augenzeugen, welcher als gewiß behauptet und sagt, gesehen und mit seinen Händen berührt zu haben jenen Soldaten, der neben Anna dem Jesus Nazarenus eine Ohrfeige gab, mit ganz besonderer Schilderung, in welcher Weise er so glücklich gewesen ist, eine so großartig

wunderbare Sache zu erblicken, wie sie noch niemals gesehen worden ist." Pitrè theilt das Vorhandensein eines weiteren Belegs für die Malchussage mit, der sich, nach Erkundigungen unseres verdienstvollen Forschers Dr. Neubaur in Elbing, in der Universitätsbibliothek zu Bologna befindet. Hier lautet der Titel in der Uebertragung: „Erzählung jenes Dieners, der unserm Heilande Jesu Christo einen Backenstreich gab, und welche Strafe er duldet. Und eine andere Erzählung, die ein umherirrender Jude that, der sich bei dem Leidensgange und dem Tode des Erlösers zugegen fand. Turin, bei Carlo Grosso, Buchhändler im Bezirk des Gallo. Mit Erlaubniß." Der Titel des schon erwähnten Neudrucks des Jahres 1849 heißt: „Erzählung | des Zustandes, in welchem sich befindet | der verfluchte und undankbarste | Malchus | der die Kühnheit hatte zu geben | eine Ohrfeige | Christo unsrem Herrn | wie man von einem ernsten (grave) Verfasser hört. | Neapel | bei Avallone 1849". Schließlich fand D'Ancona, wie er in der „Nuova Antologia" mitgetheilt hat, einen noch anderen Druck bei den Verlegern Miglio und Crotti in Novara. An diesen Bericht desselben Venetianers Ranzo ist ebenfalls die gleiche „Erzählung des umherirrenden Juden" angehängt, welche Pitrè in der Turiner Ausgabe fand. Dieser letztere Bericht ist aber leider keine italienische Originalerzählung vom Ewigen Juden, sondern lediglich eine Uebersetzung der bekannten, deutschen, grundlegenden Sage vom Ewigen Juden, die Paul von Eitzen geschrieben hat. Man hat allerdings Eitzen in Erizen verwandelt und spricht von „Ahasverus, der sich jetzt Putadeus nennt." Zum Schlusse ist auch eine Art wissenschaftlicher Erklärung der Erscheinung vom rastlos wandernden Juden angefügt, welche die Behauptung verwirft, daß der Jude ein böses Gespenst sei, vielmehr ein natürlicher Mensch. Leben doch, nach den Makrobiern, die Menschen unter dem Aequator siebenhundert Jahre, und gab es doch zur Zeit Karls des Großen Einen, der dreihundert Jahre alt wurde.

Jene genannten Drucke und Neudrucke der Sage vom Kriegsknechte Malchus weichen in vielen Zügen von einander ab, wenn auch der Grundtenor des Märchens stets derselbe bleibt: ein Beweis, daß diese Litteratur schon seit vielen Jahrhunderten bestand und zwar in einer außerordentlichen Fülle, vielfach ausgehend von demselben Berichte des Ranzo, vielfach aber auch schon vor demselben. Ja, es ist eigentlich merkwürdig, daß nur so wenige und fast gleichlautende Drucke auf uns überkommen sind; ist doch der Zug der Pilger nach dem Morgenlande bis in das 16. Jahrhundert hinein ein außerordentlicher geblieben, und kaum geringer die mündliche oder schriftliche Berichterstattung ihrer Erlebnisse. Während nämlich im Turiner, von Renier angeführten Codex Carlo Ranzo beim Edelmanne Morosini in Venedig das Begebniß erzählt, ist der Gewährsmann des Ranzo im Nachdrucke von Novara der vicentinische Edelmann Penaglio Lorenzo. Der schon erwähnte Francesco Alcarotti, Pfarrer an der Kathedrale der Stadt Navara — augenscheinlich Novara — welcher die gleiche

Erzählung des Ranzo als eigene wiedergiebt, führt als die Zeugen „seiner“ Geschichte den Cardinal Delfino, Patriarch von Aquila (Aquileia), den Generalprocurator von S. Marco Giacomo Soranzo und den zum Botschafter in Konstantinopel an Stelle des Antonio Trupola — soll heißen Tiepolo? — bestimmten Giovanni Coronario — Cornaro? — an, schließlich den Herrn Giovanni Enea Raporto — Da Porto? — aus Vicenza. Und des Weiteren muß die Erzählung des Ranzo in der einen oder anderen Form dem Verfasser der von Helbig und Neubaur angezogenen deutschen „Relation“ bekannt gewesen sein, die aus dem 17. Jahrhundert stammt. Der deutsche Autor aber glaubt zu wissen, daß der venetianische Patrizier, welcher das merkwürdige Abenteuer in Jerusalem erlebte, aus dem Geschlechte der Bianchi gewesen sei. Ranzo, Bianchi, Alcarotti oder wie immer der nach Jerusalem Gepilgerte geheißen haben möge, hatte das Glück, in der heiligen Stadt einem Türken zu begegnen, der einstmals von des Pilgers Geschlecht zum Gefangenen gemacht, von seinem Herrn aber gut behandelt worden war. Der ehemalige Sklave ladet den Fremdling zum Abendessen ein, und um keine Absage zu hören, verspricht er ihm eine außerordentliche Sehenswürdigkeit. Nach genossenem Imbiß entnahm der Türke einer Truhe einen Schlüsselbund, eine Laterne und eine halbe Kerze. Alles dieses versteckte er unter seinem Kaftan. Er ließ sodann den christlichen Edelmann schwören, vor Ablauf von zehn Jahren keiner menschlichen Seele zu verrathen, was er ihm zeigen würde, weil ihm selbst sonst ein großes Leid zustieße. Die Beiden wanderten nun eine gute Viertelmeile, bis sie an einen schönen Palast gelangten. Der Türke schloß nacheinander drei eiserne Thüren auf, worauf sie ein unterirdisches Gemach betraten, dessen Wände und Fliesen aus Mosaik gemacht waren. Dieses Gemach war aber keineswegs unbewohnt, ein ganz in Eisen gehüllter Mann mit dem Schwerte an der Hüfte spazierte darin unermüdlich von einer Wand zur andern mit der wie zum Schlage erhobenen Rechten. Carlo Ranzo merkte sich jede Einzelheit dieser merkwürdigen Erscheinung. Er sah, daß der Gewappnete von mittlerer, hagerer Statur und stark gebräunter Gesichtsfarbe war, hohlliegende Augen und einen leichten Bartanflug hatte. Der Türke hob von Neuem an: „Seht einmal, Herr Carlo, ob es Euch gelingt, ihn zum Stillstehen zu bringen.“ Herr Carlo versuchte es muthig, aber trotzdem er selbst stark und kräftig war, gelang es ihm nicht, den Marsch des Kriegers zu unterbrechen. Der Türke erklärte nunmehr dem Venetianer, dieses sei der Soldat, welcher an dieser Stätte dem Jesus Nazarenus eine Ohrfeige gegeben habe. Er sei deshalb bis zum Tage des jüngsten Gerichts an diesen Ort gebannt worden. Der Soldat esse nicht, trinke und schlafe nicht, spreche nicht, sondern gehe rastlos auf und ab. Herr Carlo Ranzo hat sein Wort gehalten. Erst zwölf Jahre später hat er bei einem Bankett beim Edelmann Morosini in Venedig sein Erlebniß verrathen und hinzugesetzt: „Ich ging eines Tages an einem herrlichen, mit einem Säulengange geschmückten

Palaste vorüber und hörte daselbst einen mächtigen Lärm von Ketten und Geißelhölzern. Es befand sich aber keine andere Seele in der Nähe als eine hochbetagte Frau. Zu ihr ging ich, um sie zu fragen, was wohl dieser Lärm zu bedeuten hätte. „Herr', sagte sie, ,schon seit vierzig Jahren stehe ich hier, und sowohl am Tage wie in der Nacht habe ich diesen Lärm vernommen. Man sagt, dieses sei der Palast des Pilatus gewesen, wo Jesus Nazarenus an die Säule gebunden war und gegeißelt wurde.' Ich, Ihr Herren, bin Euch ein wahrhaftiger Bürge für Alles das, was ich Euch erzählt habe, denn ich selbst habe jenen Soldaten gesehen und ihn mit der Hand berührt; die Geißel aber habe ich mit diesen meinen eigenen Ohren vernommen."

Während der Bericht des Ranzo, wie anzunehmen ist, zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts im Druck erschien, hat die Verschmelzung der Gestalt des Kriegsknechtes Malchus mit dem Apostel Johannes oder mit dem Pförtner Johannes, woraus die Figur des Ewigen Juden zweifellos entstanden sein dürfte, selbst in Italien schon viel eher stattgefunden. Vorherrschend in der Vorstellung der Italiener aber blieb trotzdem die Auffassung, daß es Malchus gewesen ist, der den Herrn schlug, und der für diese Frevelthat wandern muß, bis ihm der Herr selbst gebieten wird, zur ewigen Ruhe einzugehen. Professor D'Ancona verdanken wir die Mittheilung, daß der von 1482 bis 1528 in Siena lebende Chronist Sigismondo Tizio bei Besprechung der Gemälde von Andrea di Vanni unter dem Jahre 1400 von Johannes Buttadeus spricht, weil der Künstler, der von 1369 bis 1413 lebte, diesen Peiniger des Erlösers in der Ecke eines Gemäldes abgebildet hatte. Tizio erzählt des Weiteren, daß auch er von der Erscheinung des Johannes Buttadeus in Siena selbst des Längeren gehört, diese jedoch für fabelhaft erklärt hätte. Es schien ihm, als stützte man sich lediglich auf die Behauptung des Astrologen Guido Bonatti aus Forli, dessen Dante im 20. Gesang der „Hölle" gedenkt. Bonatti erzählt, daß er in Ravenna einem gewissen Richard begegnet wäre, der sich rühmt, bereits am Hofe Karls des Großen, also um vierhundert Jahre früher gelebt zu haben. Es sei auch damals, so fährt Bonatti fort, ein großes Gerede von einem Johannes Buttadeus gewesen, der zur Zeit Christi gelebt habe, als der Erlöser zum Kreuze geführt wurde, und zu diesem selbst habe Christus gesagt: „Tu expectabis me, dum venero." Johannes Buttadeus sei auf einer Wallfahrt zum heiligen Jacobus im Jahre 1267 durch Forli gekommen. Bonattis Bericht ist, wie Neubaur beweist, auch in einem der ältesten deutschen Drucke der Sage enthalten.

Nimmt man hier noch einen Bericht des Ser Mariano aus Siena über seine Reise in das gelobte Land hinzu, welcher ebenfalls von der Schandthat eines gewissen Johannes Buttadeus spricht, aber ehrlich genug ist, zu gestehen, daß er nur von diesem gehört, ihn nicht selbst erblickt hatte, so wären dieses wohl die Anfänge zur Volkssage vom Ewigen Juden in

Italien. Man darf sich eben nicht an die Benennung stoßen, die Gestalt bleibt immer dieselbe. Von Malchus oder Marcus spricht die italienische Ueberlieferung, von Johannes die viel ältere englische, und den Spitznamen Buttadeo hat nach der Etymologie des Wortes und nach Ansicht aller Forscher ohne Zweifel Italien dem räthselhaften Wesen des ruhelosen, jüdischen Kriegsknechtes oder Pförtners des Pontius Pilatus gegeben. Buttare = stoßen, schlagen; deo = der Gott: euo bell'e fritto! Die Sage ist eben, von Kreuzrittern zuerst nach Europa überführt, von Land zu Land und wieder zurückgewandert und hat daher dieses kosmopolitische Aussehen erhalten. Jede Provinz Italiens hat sie sich dann nach eigenem Gefallen zurechtgestutzt. Haben nun die wenigen ältesten italienischen Dichter, die sich mit der Gestalt des die Rückkehr des Erlösers erwartenden „Buttadeo" — nicht des umherirrenden — beschäftigen, aus diesem Kosmopolitismus geschöpft oder bereits aus den Vorstellungen des eigenen Volkes? Cecco Angiolieri in Siena, zum Beispiel, bediente sich bereits vor Ser Mariano und vor Tizio dieses Namens in einem der haßerfüllten Sonette gegen seinen Vater, in welchem er sagt:

Il pessimo e 'l crudele odio ch'i porto
A diritta ragione al padre meo
Il farà vivar più che Botadeo:
E di ciò, buon di me, ne sono accorto;

Mein grausamer, aber gerechter Haß gegen meinen Vater wird ihn noch so lange leben lassen, wie Buttadeus. Im selben Sinne äußert sich, nach Mittheilung des Florentiner Gelehrten Morpurgo, Nicolò de Rossi aus Treviso. Es scheint sich also zu ergeben, daß die Sage vom „wartenden" Sünder ursprünglich in Italien allein verbreitet war, und daß ihre Erweiterung zum „ruhelosen" Juden erst durch fremdländische Einflüsse erfolgte. Es scheint ferner festzustehen, daß der Ursprung sowohl der einen wie der anderen Auslegung im Norden Italiens wurzelt, denn bisher erwähnte ich thatsächlich nur Personen und Städte des nördlichen Italiens. In Siena namentlich ist der Glaube an das leibliche Vorhandensein des Ewigen Juden noch heute sehr lebendig. Die Sage tritt dort in zweierlei Gestalten auf. Nach der einen hat sich die Erde unter Ahasver aufgethan, und er ist in ein tiefes Loch gefallen. Er bemüht sich nun, dieses Loch weiter auszugraben; wenn er mit dieser Arbeit fertig ist, fällt er geradenwegs in die Hölle. Wo Buttadeus von der Erde verschlungen wurde, hört man den unaufhörlichen Lärm, den sein Grabewerk verursacht. Letztere Annahme wäre also die Fortpflanzung der Erzählung des Venetianers Ranzo von dem Lärm der Geißelung im Palaste des Pilatus zu Jerusalem. Nach der anderen, in Siena umlaufenden Auslegung, die Alessandro D'Ancona von Marzocchi in Siena mitgetheilt wurde, wäre Buttadeo, gleich dem Malchus, ebenfalls in ein unterirdisches Gemach eingeschlossen. Er tobt in diesem Gemache umher und verabreicht sich selbst unermüdlich die Ohrfeige, die er einst Christo zu

Theil werden ließ. Mit der Zeit ist unter seinen Füßen eine Art Grube entstanden, in der er jetzt schon bis zur Nase steckt. Wenn die Höhlung ihm erst über den Kopf reichen wird, wird die Welt untergehen. In der Provinz Siena unterscheidet man demnach die Gestalt des Malchus ausdrücklich von dem Ewigen Juden. Ich möchte daher behaupten, daß durch die von außen nach Italien überführten, abweichenden Auslegungen der Sage vom Ewigen Juden sich nach und nach Malchus von Ahasver getrennt hat, und daß Beide dann als zwei besondere Wesen bis heutigen Tages in der Phantasie des Volkes weiterlebten. Auffallend ist, daß, nach Pinoli, man in einer Gegend Piemonts dem Juden den Namen „balarin d' Padona“ beigelegt hat. Eine venetianische Auslegung hat mit der letztgenannten aus Siena eine große Aehnlichkeit. In Venetien läßt man den Juden um eine auf einem Berge stehende Säule kreisen und ihr die Ohrfeige geben, die er ehedem nicht Jesus selbst, wohl aber Maria, dessen Mutter, verabreichte. Diese Beleidigung konnte Jesus nicht vergeben! Auch dort hat er schon einen Graben unter sich durchgetreten, in welchem er bereits bis an den Hals steckt. Auch dort wird sein Versinken bis über den Kopf den Untergang der Welt mit sich bringen. Der Venetianer aber überläßt Gott die Entscheidung über das Schicksal, welches den Ewigen Juden nach Untergang der Welt treffen soll. Leider hat der Letztere wenig Aussicht, so bald von seinem Leiden erlöst zu werden. Kommt Jemand des Weges über jenen Berg, auf welchem Ahasver die Säule ohrfeigt, so fragt der Letztere, geradeso wie wir fragen: Entschuldigen Sie, wie spät ist es am Tage, ob die Weiber noch immer geschlagen werden. Bejaht der Gefragte, wie selbstverständlich, so seufzt Buttadeo tief auf und sagt: „So ist es noch immer nicht Zeit, denn ehe die Welt untergehen kann, dürfen die Weiber sieben Jahre keine Prügel bekommen!“ Das ist echt italienische Auffassung!

Ein herzhafter Sprung über die Meerenge von Messina nach Sicilien, und die landläufige Sage erhält sofort ein anderes, wärmeres Gesicht. Hier sind „Marcu“ und „Buttadeo“ dem Volke in Fleisch und Blut übergegangen: sie sind sprüchwörtlich geworden. Von einer Person, häßlich von Aussehen und Charakter, sagt der Sicilianer: „Havi 'na faccia di lu judeu Marcu.“ Der Kerl hat ein Gesicht wie der Jude Marcus. Von einem Menschen, der nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen kann, meint der Insulaner: È un Buttadeu; ò come Buttadeu; nun sta mai ferma come Buttadeu, curri sempre come Buttadeu“, und so fort. Pitrè, der verdienstvollste „Folklorist“ Italiens, berichtet auch von der äußeren Erscheinung desselben. Er trägt einen unsauberen Hut (cappelaccio) mit breiten Krämpen, überaus langen Bart und Haare, beide weiß wie Schnee; sein Antlitz drückt starkes Leiden aus; sein Körper ist bedeckt mit einem langen und weiten Ueberrock von tiefrother Farbe; seine Stiefel sind arg zerrissen. In diesem Aufzuge wird er wohl auch nach der Meinung

der Leute in Salaparuta dem Bauer Antonino Cascio und seiner jüngsten Tochter erschienen sein, als Beide zur Winterszeit außerhalb des genannten Ortes in einer Hütte weilten, um sich am Feuer zu wärmen. Die Tochter des Bauern erzählt, daß Hut und Schuhe der fremdartigen Erscheinung gelb, roth und schwarz gestreift waren. Antonino hatte eine mächtige Furcht vor dem Fremdling. Letzterer aber beruhigte ihn, indem er sagte: „Fürchte Dich nicht, ich heiße Buttadeus." Sofort erinnerte sich Cascio der Sage; er lud den Ewigen Juden ein, sich neben ihn an das Feuer zu setzen, und ihm die merkwürdige Geschichte seiner Wanderungen zu erzählen. Buttadeo willfahrt dem Wunsche des Cascio, da er aber nicht sitzen darf, so wandert er während der Erzählung im Zimmer aufgeregt und rastlos umher. Ehe Buttadeo den Bauern und seine Tochter verließ, lehrte er sie noch „fünf Gebete an die himmlische Hand, außerdem noch eines an die linke Hand Jesu".

Ein zweiter Forscher sicilianischer Legenden, Salomone-Marino, theilt zwei weitere Auslegungen der Sage mit, wie sie in Borgetto von Mund zu Mund gehen. Wie Salomone sich überzeugte, ist diese Ueberlieferung auch in Palermo, Partinico und anderen Orten lebendig geblieben. Wie der Bauer Pietro Randezzo in Borgetto dem genannten Herrn erzählte, habe der frevelhafte „abreu" vor der Thür seines Hauses auf der Bank gesessen, und als Jesus, der mit dem Kreuz auf der Schulter an ihm vorüberkam, Jenen bat, sich ausruhen zu dürfen, ihn mit Schimpfworten fortgewiesen. E mancu tu ha a' rripusari nni la to' vita, caminannu sempri sempri, antwortete ihm der Erlöser. „Und Du sollst Dein Lebelang Nichts zum Ausruhen haben, Du wandre immer und ewig." Und so ist es geschehen. „Jetzt ist er alt," fuhr der Bauer Randezzo fort zu erzählen, „ja überalt, aber er stirbt nie, dieser Hebräer, der den Namen Buttadeo erhielt, weil er Jesus Christus zurückgestoßen (arributtau) hat. Und mancher hat ihn schon durch Borgetto kommen sehen, während es um Mitternacht stark regnete, blitzte und donnerte; Niemand aber sah ihn stehen bleiben oder auch nur ein Stückchen Brod annehmen, weil, wie er selbst sagt, es ihm verboten ist, so zu thun, bis das letzte Gericht gesprochen ist." Hier hat also die Sage keine Aehnlichkeit mit der des Malchus, ebensowenig in der fast gleichlautenden Erzählung des Bauern Giuseppe Morici aus demselben Orte. Der Letztere nennt den Juden aber nicht Buttadeo, sondern Arributta-Diu", den „Gottstoßer", wörtlich übersetzt. „Wer ihn erblickt," meint dieser letztere Gewährsmann, „dem erzählt er gern die Leiden Jesu, die Schmerzen und Foltern, die dieser erlitt, und dabei weint der ‚Gottstoßer' blutige Thränen. Er trägt einen Turban, einen Rock, der wie ein Hemde aussieht, aber von blutrother, ein wenig dunkler Farbe; auch führt er einen hölzernen Stecken in Händen." Vom wahren Malchus dagegen handelt das Gedicht vom „Marcu disperatu", dem „verzweifelten Markus", welchem auch eine gleichlautende in Sicilien umlaufende Erzählung in Prosa entspricht:

— — — — — — — — — — — — — —
Lu' Judeu Marcu 'n pedi si spinciu
Cu 'na 'nguanta di ferru ben armatu
A Cristu detti un schiaffu fortimenti,
Di 'mmacca sdillintò li sagri denti.

Der Jude Marcus giebt hier also Christo einen so heftigen Schlag mit dem eisernen Handschuh, daß ihm „alle Zähne im Munde springen". Die Phantasie des Volkes veranschaulicht an der Hand täglicher Ereignisse sich solche Situation sehr deutlich, wie man sieht. Eine zweite Lyrik von Marcus, wie er auf Sicilien durchaus heißt, findet sich im dritten Theile der „Passionen Jesu Christi" vor, wo gesagt wird:

E cu 'na vogghia trânna si slancian
Lu Juda Marcu a lu Signuri Diu;
Di rabbia 'na guanciata cci tiran
Ca 'n terra menza facci cci scinniu
E San Petru piriculu 'un guardan,
Tagghia 'n orrichia a ddu cani Judiu:
Gesù Cristu di 'n terra la pigghian,
Unn 'era la firita la junciu.

Das wäre also die Geschichte aus dem Garten von Gethsemane, zusammengewürfelt mit dem Vorfalle auf dem letzten Gange des Heilands. Die sicilianische Auffassung von der Vertreibung Christi von dem Hause des Juden, vor welchem er ausruhen wollte, entspräche den Worten in dem alten französischen Liede vom „Ewigen Juden":

Ote-toi, criminel,
De devant ma maison
Avance et marche donc
Car tu me fais affront.

Neben Pitrè will auch D'Ancona sich von der Einwirkung der französischen Dichtungen über denselben Gegenstand auf die italienische Volkslitteratur überzeugt haben. Er fand bei einem der fliegenden Händler in Tivoli, die allerlei Canzonen und ähnliche geistige Volksspeisen verkaufen, als da sind Traumbücher, Berichte von grausigen Mordthaten in Poesie und Prosa und so fort, eine in Poesie gekleidete Legende vom Ewigen Juden, die sich aber bei näherer Besichtigung als eine fast wortgetreue Uebertragung der französischen „Complainte" erwies. Auch der Name des Juden lautet sowohl in der französischen wie italienischen Dichtung gleichmäßig, Isaac Laquedem:

Isaac Laquedem
Pour nome me fut donné
Né à Jerusalem.

und der italienische Dichter Giovanni Romani:

Isaac Laquedemme è il nome mio,
Jerusalemme mio sol natiò . . . .

Ein ungleich poetischeres Gewand hat die Sage vom Ewigen Juden in den italienischen Alpen angenommen, besonders im Aosta-Thale. So erzählen Maria Savi-Lopez in ihren vortrefflichen „Alpensagen" (Stuttgart Ad. Bonz und Co.) und Corona in „Aria di Monte." Nach ihnen: „ce bougre de Mont Cervin non c'era." An der Stelle, wo sich jetzt die riesige Pyramide des Monte Cervino erhebt, gab es einst eine blühende Stadt, in welcher der Ewige Jude eine freundschaftliche Aufnahme fand, so daß er in einer kurzen Rast seine müden Glieder ruhen konnte. Als er aber nach tausend Jahren wiederkehrte, fand er an Stelle der gastfreundlichen Stadt den unheimlichen Gebirgsriesen. Tief betrübt über das Schicksal derselben, weinte er lange, und aus seinen Thränen ist der schwarze See unweit von Zermatt entstanden. Die Savi-Lopez und auch Tschudi haben gefunden, daß im ganzen Zuge der Alpenkette der Glaube umgeht, das Erscheinen des Ewigen Juden ziehe Unglück nach sich. Derselbe Aberglaube ist in Frankreich eingewurzelt. Bevor Ravaillac Heinrich IV. ermordete, war Ahasver in Beauvais, Noyon und anderen Städten Frankreichs gesehen worden. In der Schweiz gilt der Ewige Jude auch als Prophet. Auf dem Passe von Zermatt nach Breil ruhte ebenfalls der Fluch, den Ahasver durch das Ueberschreiten desselben darauf zurückgelassen hatte. Der heilige Theodulus brach denselben, indem er zuerst nach ihm den Paß überschritt und die dort sich aufhaltenden giftigen Schlangen beschwor. Der Hügel ist daher nach dem Heiligen benannt worden.

Die Vermuthung, daß auch in Italien der Glaube an die Existenz und das zeitweilige Erscheinen des Ewigen Juden vorhanden und weit älter sein müßte, als die bisher bekannte Litteratur ergab, ist glänzend gerechtfertigt worden durch eine neuere Entdeckung, die aber leider auch Deutschland den Ruhm zu nehmen scheint, die älteste Geschichte vom Ewigen Juden zu besitzen. Zweihundert Jahre vor dem Auftreten Ahasvers in Deutschland ist er in Toscana wiederholt erschienen, und daß hier keine Phantastereien, sondern thatsächliche Begebnisse erzählt werden, beweisen auf das Schlagendste die außerordentlich interessanten Documente, welche S. Morpurgo, der verdienstvolle Bibliothekar an der „Riccardiana" in Florenz, gefunden und geprüft hat. In der schlichten, gemeißelten Weise des 15. Jahrhunderts erzählt uns ein gewisser Antonio di Francesco d'Andrea, der mit seinen Brüdern Andrea und Bartolomeo in Borgo a San Lorenzo und in Florenz selbst ansässig war, von ihrem wiederholten Zusammentreffen mit „Giovanni Votaddio, auch genannt Giovanni, Gottesdiener" während der Jahre 1410 bis 1420; ferner von den Ereignissen, die sich auf Grund der Erscheinung des Ewigen Juden in Florenz abgespielt haben.

„Zu Ehren und zum Ruhm des allmächtigen Gottes, in seiner Dreiheiligkeit Vater, Sohn und heiliger Geist, und seiner immer jungfräulichen

Maria, und des gesammten himmlischen Hofes vom Paradiese," so hebt der genannte Antonio seinen merkwürdigen Bericht an, „werde ich, armseliger Sünder oder besser gesagt, großer gewohnheitsmäßiger und häufiger Sünder, in diesem Hefte eines der wunderbarsten Dinge in Erinnerung bringen, wie sie vielleicht der größte Theil der heute Lebenden niemals wird vernommen haben. Und mit großem Zagen habe ich die Feder in die Hand genommen, um diese so wunderbaren Dinge zu erinnern und niederzuschreiben, weil man mir darin nicht glauben möchte. Deshalb gehe ich mit Furcht an das Werk. Ich will mir aber Muth zusprechen und rufe Gott und die andern Bewohner des Himmels als meine Zeugen an, auch Jene, die noch am Leben sind und zum Theil jene Dinge mit ansahen, die ich im Folgenden erzählen will. Deren Namen werde ich nach Maß und Bedarf kundgeben, sobald im Verlaufe der Arbeit es Zeit sein wird, sie zu nennen."

Nach dieser vertrauenerweckenden Einleitung theilt uns Antonio di Francesco d'Andrea mit, daß ihm die Erscheinung des Gottesdieners Johannes vom Hörensagen bereits bekannt war, ehe er dessen persönliche Bekanntschaft machte. „Votaddio" oder Buttadeo — ich will bei dem geläufigeren Namen bleiben — sei fast in allen Theilen der Provinzen Italiens gesehen worden. Alte Leute versicherten Antonio, daß sie selbst den Juden gesehen und gesprochen hätten. Ein ganz besonders glaubwürdiger Gewährsmann hierfür sei ihm der greise Bartolo di Jachopo aus Faena im Gebiete von Firenzuola, ein Mann, der stets fromm und achtbar gelebt habe. Dieser habe Antonio versichert, daß Johannes in seinem Hause in Borgo a San Lorenzo di Mugello sich ausgeruht und ihm von vielen Dingen gesprochen habe, die nur Gott allein hätte wissen können. Seitdem habe sich Buttadeo in Italien nicht mehr sehen lassen, weil er ja auch die übrigen Theile der Welt besuchen müsse. Antonio will gefunden haben, daß es ungefähr an hundert Jahre dauert, ehe der Jude wieder demselben Lande einen Besuch abstatte. Demnach wäre also schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Sage und die Erscheinung des Ewigen in Italien, wenigstens im nördlichen Theile der Halbinsel, bekannt gewesen! Genug, in dem December des Jahres 1411 — nach den Untersuchungen Morpurgos muß es aber das Jahr 1416 gewesen sein — gegen Weihnachten kehrte ein gewisser Giano di Duccio aus Bologna nach letzterer Stadt zurück, aus welcher er sich nach Toscana und zwar nach Borgo a San Lorenzo geflüchtet hatte, weil die Verbannten Bolognas, namentlich die Ghuidotti ihm gedroht, sie würden ihn so lange hungern lassen, bis er die eigenen Kinder äße. Giano di Duccio war nämlich ein Freund von Luigi da Prato, dem Regenten Bolognas. Da die Guidotti keine Aussicht zu einer Rückkehr nach Bologna hatten, so hielt es Giano für richtig, selbst nach Bologna zurückzureisen. „Sie brachen also von Borgo auf mit einem Pferde, das zwei Körbe trug. In einem saßen Duccio, zwölf Jahre alt, im anderen Giovanni im Alter von acht

Jahren — beide die Söhne des genannten Giano." Andrea, der Bruder des Chronisten Antonio, führte das Pferd, während hinter ihnen Giano selbst auf einem starken Gaule dahertrabte. Im Gebirge nun überfiel sie ein so fürchterliches Schneetreiben, daß die Pferde fortwährend ausglitten, fielen und die Kinder somit in großer Gefahr schwebten. Mit Mühe und Noth erreichten sie Rifredi, an der alten Straße nach Bologna.

„Während sie sich ein wenig ruhten, erreichte sie der genannte Giovanni Votaddio, der kräftig bergab marschirte. Der bewußte Andrea rief ihn deshalb an und sagte: „O Bruder, wenn es Dir beliebt, leiste uns aus Liebe zu Gott ein wenig Gesellschaft, damit diese Kinder nicht zu Schaden kommen." Jener war nämlich im Gewande des „pinzochero" vom dritten Orden des heiligen Franziscus, aber ohne Mantel und mit nur einem Schuhe versehen. Er antwortete: „Gut, Gott zu Liebe." So ging er mit ihnen, die Hände an die Körbe gelegt. Und Andrea führte das Pferd, während Giano auf seinem Pferde ritt. Während sie so reisten — und die Gefahr war groß — wandte sich der bewußte Johannes Gottesdiener an Giano und fragte: „Willst Du, daß ich diese Knaben rette?" Antwortete Giano: „Ja, bei Gott." Sagte Johannes: „Wo wollen wir übernachten?" In Scharichalasino," antwortete Giano. „Auf denn, im Namen Gottes," sagte Johannes. Und mit diesen Worten setzte er sich auf jede Schulter einen der Knaben und sagte: „Haltet Euch fest an meinen Haaren." Er hatte die Kapuze heruntergenommen, und so geschah es. Und da ihm der Schuh unbequem war, warf er ihn fort. Er ging davon, und in wenigen Augenblicken war er ihren Augen entschwunden, so daß sie ihn nicht mehr erblickten. Er langte bei der Herberge eines Wirthes, Namens Chapechio an. Er setzte die Kinder daselbst an das Feuer, tröstete sie, ließ ein Paar guter Kapaunen abschlachten und über das Feuer hängen, und sie schmorten schon im Topfe, als Giano eintraf, der sicher glaubte, seine Söhne verloren zu haben, jetzt aber in großer Freude war."

In der Herberge nach dem Nachtmahle legt Buttadeo die erste Probe seiner unheimlichen Allwissenheit ab. Während man behaglich am Feuer sitzt, fragt Giano den Wirth, wie die Geschäfte gehen. Der Wirth jammert ob der schlechten Geschäfte, die ihm nicht einmal erlauben, seine Töchter zu verheirathen. Darauf lacht Buttadeo und erklärt den Reisegefährten, es gäbe auf der ganzen Strecke von Bologna nach Florenz kein stärker besuchtes Gasthaus wie dieses. Auch habe der Wirth Geld genug, um seine Töchter zu verheirathen, denn er halte 240 Goldgulden in einem Loche, keine zwei Armlängen von Gianos Bette entfernt, versteckt. Der Wirth leugnet und man zankt sich ein wenig. „Ich glaube, ich habe Gaukler (ciarlatani) im Hause," meint der erboste Wirth. Am nächsten Morgen aber zieht er doch Buttadeo bei Seite und fragt ihn um Rath. „Verheirathe Deine Töchter," antwortet ihm der Allwissende, „andrenfalls verkünde ich Dir, daß sie schlecht gerathen werden." Der Herbergsvater that, was ihm der Jude rieth, und

er hatte es nicht zu bereuen. Es muß übrigens bemerkt werden, daß Antonio ausdrücklich erwähnt, der Gottesdiener habe sich nicht des Bettes als Lagerstätte bedient. Trotzdem Ahasver hier uns als ein ganz anderes Wesen erscheint, ist der ursprüngliche Charakterzug des Ruhelosen durchaus nicht verwischt worden. „Und das jetzt habe ich erzählt, damit Ihr verstehet, wie ihm alle verborgenen Dinge offenbar sind," schließt Antonio diesen Theil seiner Aufzeichnungen, „jetzt wollen wir von größeren Thaten sprechen."

Buttadeo beweist in Wahrheit, daß er nicht ein Charlatan ist, der nur geschickt errathen, wohin der Wirth seine Goldgulden zu stecken pflegt. Während er mit Giano, Andrea und den beiden Knaben weiter des Weges nach Bologna zieht, erklärt Giano ihm die Veranlassung zur beschwerlichen Reise in starrer Winterszeit. Nicht wenig verblüfft mag Letzterer gewesen sein, als ihm Johannes mit aller Seelenruhe verrieth, daß innerhalb zehn Tagen die Ghuidotti sich wieder im Besitze von Bologna befinden würden! Giano will sofort umkehren, der Jude aber sagt, er hätte Nichts zu fürchten, wenn er seinem Rathe folgen wollte, im Gegentheil, er würde alsbald der beste Freund der ihm bisher feindlichen Sippe sein. Und somit verblieb Ahasver vom Sonnabend Abend bis Montag früh im Hause Gianos zu Bologna. Während dieser Frist berieth sich nicht nur Buttadeo mit Giano, sondern stellte ihm auch ein „brieve", ein Breve also aus, welches ihn vor jeder Hausdurchsuchung oder ähnlichen Belästigungen schützen würde. Dann verließ Buttadeo seinen Gastfreund. Andrea begleitete den Ruhelosen bis zum Thore und wollte ihm unterwegs ein Paar neue Stiefel kaufen. Der Jude aber schlug sie aus, versprach dagegen Andrea durch Handschlag, ihn in seinen Häusern in Borgo und in Florenz zu besuchen. Wie es Ahasver vorausgesagt, so geschah es. Giano wurde der gute Freund der Ghuidotti. Die Erhebung der Bolognesen zu Gunsten der Letzteren fand am 5. Januar 1416 statt. Es ist daher leicht nachzuweisen, daß, wie schon oben bemerkt, Antonio, der Chronist, sich im Datum irrte, wenn er 1411 schrieb.

Der ewige Jude durchstreifte darauf die ganze Lombardei, die Marken von Treviso und Ancona. In Vicenza wollte ihn der „chapitano", der Statthalter, aufknüpfen lassen. Als man aber den Strick anziehen wollte, war der Buttadeo nicht von der Erde freizubekommen, trotzdem der Statthalter selbst anfaßte. Ein neuer Strick riß in drei Stücke. „O wahrer und allmächtiger Gott," ruft an dieser Stelle der Chronist mit der ganzen Naivetät seiner Zeit und seines Glaubens aus, „wie groß ist doch Deine Liebe zu Deinen Freunden, daß ein solcher Hanfstrick, der einen Thurm hätte heben können, in mehr Stücke zerfiel, als sie selbst die Fäulniß hätte schaffen mögen!" Und so gelangte endlich der Jude auch nach Borgo a San Lorenzo, während Antonio di Ser Tommaso Redditi daselbst als Podestà waltete (23. April bis 23. October 1416). Seine Anwesenheit wurde schnell bekannt, und die ganze Stadt lief auf dem Platze zusammen, um Buttadeo mit den tölpelhaftesten Fragen zu belästigen, „thierisch und

6*

wenig ehrerbietig", wie der Chronist in gerechtem Unmuth sich ausdrückt. Sie fragten ihn: „Wie lange werde ich noch zu leben haben?" „Wird mir das Glück beschieden sein?" „Werde ich Kinder haben?" Und Aehnliches. Der Jude selbst ist es, der den Leuten von Borgo den Ernst des Lebens in die Erinnerung ruft. Zum Podestà gewendet, sagt er: „Wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, so würdet Ihr sehr betrübt sein, und Mancher würde heiße Thränen weinen. Ehe Ihr noch aus dem Amte treten werdet, soll Einer, der sich in diesem Kreise befindet, an eben dieser Stelle gehängt werden." Und so geschah es, denn daselbst wurde auf Befehl desselben Podestà Erchole, den man für den besten aller jungen Männer hielt, an den Galgen geknüpft. Von Borgo siedelte der Ewige nach Florenz über in das Haus des „demüthigen" Antonio, woselbst ihn auch Messer Lionardo d'Arezzo, der Kanzler der Republik, aufsuchte, und über drei Stunden mit ihm im geheimen Gespräche blieb. Messer Lionardo, von vielen Bürgern befragt, was er von dem Gottesdiener halte, gab zur Antwort: „Entweder ist er ein Engel Gottes, oder er ist der Teufel. Er hat alle Wissenschaften der Welt inne, er kennt alle Sprachen, alle Vocabeln von allen auserlesenen Provinzen." Mehr verrieth Messer Lionardo nicht. Es muß bemerkt werden, daß Lionardo Bruni, genannt d'Arezzo, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war. Glaubte er wirklich an das Märchen, welches ihm Buttadeo auftischte?

Im folgenden Jahre kehrte der Jude abermals in das an der Ecke von Alberti da San Romeo gelegene Haus der Brüder von Francesco d'Andrea zurück. Der Chronist nennt alle die Patricier, die Buttadeo besuchten, so die Peruzzi, Ricasoli, Busini, Morelli, Alberti und Andere von nah und fern. „Ich hatte Furcht, daß die Dielen meines alten und kleinen Hauses brechen würden, und so sagte ich Allen: Er wird gewiß heute Abend in einer Herberge übernachten. Und Alles wartete geduldig vor der Thür, bis die ganze Straße überfüllt war. Es fanden sich in den ersten Abendstunden viele Würdenträger der Republik ein, mit diesen, dem Bruder Bartolomeo und dem Schreiber selbst schritten wir mit Fackeln durch die gestaute Menge, um den Ewigen zum Hause des Ser Pagolo di Ser Lando Fortini, des damaligen Kanzlers, zu führen, und doch wurden wir nicht gesehen. O wahrer Gott, wie bewunderungswürdig sind doch Deine Werke!" Am nächsten Morgen führte man den Juden in den Palazzo der Signoria selbst, und Letztere erhielt von ihm sehr wichtige politische Aufschlüsse. Der damalige Johannes oder Buttadeo scheint demnach seine Augen hübsch offen gehalten zu haben. Er ist jedenfalls ein äußerst geschickter, seiner Zeit weit überlegener Mensch gewesen, unter Umständen vielleicht auch ein politischer Agent! Die vornehmen Herren hatten am Abend bis Mitternacht auf das Erscheinen Buttadeos gewartet und verabreichten dafür Antonio eine derbe Kopfwäsche. Erst auf das Zeugniß des Kanzlers hin wurde geglaubt, daß der Johannes in der That trotz der Fackeln ungesehen durch die Menge geschritten sei. Unter Jenen, die trotzdem nicht

an die Kräfte des Gottesdieners glauben wollten, befand sich auch der Geschichtsschreiber Giovanni Morelli. Er wünschte sich ein Amt, um erproben zu können, ob der wunderbare Fremdling auch die Fähigkeit besitze, durch die Luft zu verschwinden. Diese Gelegenheit ließ nicht auf sich warten. Morelli wurde im Jahre 1413 zum Vicar von Mugello ernannt. Buttadeo besuchte in demselben Jahre den Ort und ruhte, von vielem Volke begleitet, in der Kirche San Donnino, nördlich von der Stadt selbst aus. Hierher schickte der Vicar seine Sendboten, schließlich die ganze berittene Leibwache aus, um den Ewigen zu sich zu entbieten und ihn unter Umständen mit Gewalt und gefesselt vor sich führen zu lassen. Während das Volk in Buttadeo drang, der Obrigkeit nicht Widerstand zu leisten, lachte er und meinte, nicht einmal der Vicar könne ihn zu Etwas zwingen, was ihm nicht gefiele. Um aber schließlich dem Oberbefehlshaber der „famigliari", der Leibwächter, keine Ungelegenheiten zu bereiten, rief er dem sich schon erfolglos Entfernenden nach, er werde schon vor ihm beim Vicar sein. Der Jude schlug darauf einen anderen Weg ein und war richtig viel früher beim Vicar. Dieser ließ ihn zwischen sich und seiner Gemahlin Platz nehmen, und es wurde Vieles geklatscht. Auch beklagte sich Giovanni Morelli beim Buttadeo, daß ihm seine junge Frau keinen Nachwuchs bescheeren wollte. Buttadeo verhieß ihm einen Sohn, noch ehe er vom Amte scheiden würde. Diese Prophezeiung ist nach Allem, was bekannt, nicht eingetroffen, wohl aber ist es erwiesen, daß die junge Frau dem Vicar noch während seiner Amtsführung durchbrannte. Kurz, Morelli hatte seines Unglaubens nicht vergessen. Als sich Johannes nach dem Nachtmahle verabschieden wollte, complimentirte ihn der Vicar in ein „ehrenwerthes" Gefängniß, das heißt in eine sichere Kammer, die unter dem Fundament des Thurmes in den Felsen eingelassen war. In dieser Kammer „befand sich auch ein ehrbares Bett, trotzdem Johannes nicht in einem solchen zu schlafen pflegte. Der Raum enthielt zwei kleine Fenster, die mit starkem Eisen so dicht bekleidet waren, daß nicht eine Maus hätte hindurchschlüpfen können; ferner eine Bohlenthür mit einer niedrigen engen Oeffnung, ebenfalls mit starkem Eisen ausgeschlagen und einem mächtigen Schlosse versehen." Hier hinein wurde Johannes gesperrt. Als der Vicar am nächsten Morgen das Verließ öffnen ließ, war natürlich kein Johannes mehr darin zu entdecken.

Die von Antonio erzählte Geschichte berichtet des Weiteren, daß Buttadeo auch in den Jahren 1414, 1415 und 1416 in seinem Hause weilte, und von anderen sich an diese Besuche knüpfenden Begebnissen. Während des zweiten Besuches wohnte Buttadeo in der Herberge und gab hier den Brüdern ein großes Essen. Zum Schlusse brannte Antonio, dem Chronisten, eine Frage auf der Zunge. Er verlangte zu wissen, ob der Jude wirklich der Giovanni Votaddio sei. Dieser belehrte ihn darauf, daß man seinen Namen verstümmelt habe. Er nenne sich „Giovanni Battédio", das heißt

Johannes, der „Gottprügler". Und nun wiederholte er dem Neugierigen die sattsam bekannte Erzählung vom letzten Gange des Heilands. Als Antonio schließlich aber nochmals fragte, ob er auch thatsächlich derselbe „Gottprügler" sei, antwortete Buttadeo: „Versuche nicht Weiteres zu erforschen, Antonio." Und damit schlug er die Augen nieder, aus denen eine Thräne herniederrollte. Der Schluß der Chronik des Antonio ist rührend. Als der Jude zum letzten Male bei ihm einkehrte, rang seine Frau mit dem Tode. Buttadeo heilte sie, indem er abermals ein Breve ausfertigte und es der Kranken um den Hals hing. „Mit diesem Breve habe ich noch viele und verschiedene Krankheiten heilen können," schreibt Antonio. „Endlich lieh ich es Einem, der es mir nicht wiedergab: Gott verzeihe ihm! Als Johannes mich verließ, umarmte er mich, was er vorher nie gethan. Ich staunte darob und fragte: „Werde ich Euch nie wiedersehen?" Er antworte: „Nie mehr mit den körperlichen Augen." Und so ging er. Er begab sich in das Kloster vom Paradiese, wo ihn die Mönche gefangen nahmen, um ihn der Obrigkeit auszuliefern. Während der Nacht aber verschwand er, und die Mönche standen verdutzt da. Seitdem kam er nicht mehr in diese Gegenden. Und so trabt er durch die Welt, bis Gott die Lebendigen und die Todten richten wird in seiner Majestät und im Thale von Josaphat. Möge er für uns beten, damit Gott uns unsere Sünden vergebe, und er uns zum Himmel eingehen lasse. Amen!"

Der treffliche Morpurgo hat außer obiger Chronik, die sich unter den Strazzi'schen Dokumenten vorfindet, auch ein Tagebuch des Salvestro di Giovanni Mannini entdeckt, der im Jahre 1416 Podestà von Agliana war, den Besuch Buttadeos und dessen politische Orakel empfing. Was sagen unsere Gelehrten zu so merkwürdigen Beiträgen zur Geschichte der Sage vom „Ewigen Juden"?





Das Briefgeheimniß während der französischen Revolution.

Von

K. G. Bockenheimer.

— Mainz. —

Unter den Mißständen, deren Beseitigung die Wähler zu den Etats généraux Frankreichs im Jahre 1789 fast einstimmig verlangten, erscheint in den s. g. Cahiers die von der Regierung bis dahin geduldete, vielfach sogar verlangte Verletzung des Briefgeheimnisses. Die Unverletzlichkeit des letzteren stellten die Wähler auf gleiche Stufe mit der Freiheit der Person, des Eigenthums und mit dem Rechte der freien Meinungsäußerung. Solche Gleichstellung war durchaus zutreffend, insofern jedes Eindringen in die in Briefen niedergelegten Geheimnisse Anderer als eine Beeinträchtigung der aus dem Begriffe der Persönlichkeit hervorgehenden und mit der letzteren verknüpften Rechte, als eine Verletzung des Anspruchs auf Treue sich darstellt. In dem Maße, in welchem eine Regierung die Persönlichkeit würdigt und schützt, in demselben Maße würdigt und schützt sie das Geheimniß des Briefverkehrs. Dafür bietet die Geschichte Frankreichs im 18. Jahrhunderte und zu Anfang dieses Jahrhunderts den besten Beleg. Wie die Regierung Ludwigs XIV. in Frankreich in Mißachtung der persönlichen Freiheit das Aeußerste leistete, so schwer versündigte sie sich an dem Briefgeheimnisse, nicht etwa blos unter dem heuchlerischen Vorwande der Fürsorge für das Staatswohl, sondern auch zur Befriedigung der Neugierde des Königs, der über den Pariser Klatsch auf dem Laufenden sich halten wollte. Auch die Nachfolger Ludwigs XIV. trieben neben dem Mißbrauche mit den lettres de cachet den hergebrachten Unfug mit der Eröffnung der Briefe, wie dies aus den Beschwerden der Wähler der Etats généraux erhellt.

Mit dem Zusammentreten der letzteren durfte man die Beendigung des schwer empfundenen Mißbrauches erwarten. In der That verkündigte die Volksvertretung bereits im Juli 1789 den Grundsatz der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses. Sie that dies noch, bevor sie mit der Aufstellung der Menschenrechte, mit der Gewährleistung der vollen Entfaltung der persönlichen Freiheit, sich beschäftigte. Nachdem die gesetzgebende Gewalt wiederholt veranlaßt worden, für den Briefschutz einzutreten, ging sie später dazu über, den zugesagten Schutz durch ernste Strafbestimmungen zu erhöhen. Allein wie in anderen Dingen, so erwies sich auch hier im Fortgange der Revolution die Gesetzgebung als wirkungslos gegenüber dem Auftreten der jeweiligen Machthaber in Paris und in den Provinzen, welche in Verübung von Willkürlichkeiten und Gewaltthätigkeiten die alten Behörden weit in Schatten stellten. Wo immer mit der hereinbrechenden Anarchie neben den gesetzmäßigen Gewalten die Herrschaft des Pöbels oder der Clubs sich geltend machte, und wo immer die eingesetzten Behörden in den Dienst der Parteien und deren Leidenschaften sich stellten, da gab es, den Erklärungen und Strafandrohungen der gesetzgebenden Gewalt zum Trotz, weder einen Schutz der Persönlichkeit, der freien Meinungsäußerung, noch einen Schutz des Briefgeheimnisses. Als gar die republikanische Gesetzgebung in einem Augenblicke des heftigsten Kampfes zwischen den um die Oberherrschaft streitenden Parteien für einen ganz bestimmten Fall die Durchforschung der Briefe gestattete, da machten die damals allgewaltigen Gemeindeverwaltungen die Ausnahme zur Regel. Ihr Beispiel blieb maßgebend für die sie ablösenden republikanischen Behörden, namentlich zur Zeit des Directoriums. Während aber die letzteren zur Rechtfertigung ihres Verhaltens der Post gegenüber zu einer allerdings willkürlichen Auslegung des Gesetzes ihre Zuflucht nahmen, glaubten die Polizeiminister des Kaiserreichs über alle Bedenken sich wegsetzen zu dürfen und beeinträchtigten den Briefverkehr in einer Weise, die das Verhalten der Behörden bei Beginn der Revolution noch harmlos erscheinen ließ.

Den Anlaß zu der oben erwähnten ersten Aeußerung der Volksvertretung vom 25. Juli 1789 gab ein in jeder Hinsicht merkwürdiger Vorfall. Unmittelbar nach Erstürmung der Pariser Bastille (14. Juli 1789) waren an den verschiedensten Orten Frankreichs ernste Unruhen ausgebrochen, die bereits am 16. Juli einen Theil des Adels, darunter auch den Grafen Artois, den Bruder des Königs Ludwig XVI., zur Flucht in's Ausland veranlaßten. Der rasch sich vollziehende Verfall der königlichen Gewalt ermuthigte die Rädelsführer der Bewegungen in Paris und in den Provinzen, auf eigene Faust neue Behörden einzusetzen. So entstand in Paris ein republikanischer Gemeinderath, der den Astronomen Bailly zum Maire bestellte und es als seine erste Aufgabe erachtete, den verrätherischen Absichten der Königspartei nachzuspüren. In Verfolg dieses Bestrebens fing die neue Behörde eine Sendung des Barons Castelnau, des Vertreters

Frankreichs in Genf, ab, um sich in den Besitz von Briefen, die an den Grafen Artois bestimmt waren, eigenmächtig zu setzen. Bailly sandte die also erlangten Briefe an den Präsidenten der Nationalversammlung in Versailles, der sich weigerte, die Schriftstücke, die nicht etwa in Verlauf einer Untersuchung zu Folge richterlicher Beschlagnahme angehalten worden waren, zu öffnen und der Versammlung kundzugeben. An diese in öffentlicher Sitzung vom 25. Juli 1789 erfolgte Weigerung des Vorsitzenden knüpfte sich sofort eine lebhafte Besprechung, indem mehrere Mitglieder der Volksvertretung, unzufrieden mit der Haltung ihres Vorsitzenden, auf Mittheilung der Briefe bestanden, unter dem Vorbringen, daß hier die Rücksicht auf das Staatswohl allein in Betracht komme. Einer der entschiedensten Vertreter dieser Ansicht war der redegewandte, zu den Constitutionellen zählende Marquis Gouy-d'Arcis, der davon ausging, daß man in Kriegszeiten Briefe erbrechen dürfe, dem Kriege aber die Zeit der Unruhen und geheimen Treibereien völlig gleichstehe. Einer lebhaften Unterstützung hatte der Marquis von Seiten Robespierres sich zu erfreuen. „Ohne Zweifel," so bemerkt dieser, „ist das Briefgeheimniß unverletzlich; aber, wenn eine ganze Nation in Gefahr ist, wenn Anschläge gegen ihre Freiheit geplant werden, dann wird das, was zu anderer Zeit als Verbrechen erscheint, zu löblichem Handeln. Nachsicht gegen Verschwörer ist Verrath gegen das Volk." In der Widerlegung dieser Ansicht begegneten sich die Wortführer der verschiedensten Parteirichtungen innerhalb der Versammlung. Der charakterfeste Armand Gaston Camus, einer der Vertreter der Stadt Paris, verwies auf die in den Cahiers zu Tag getretene Willensäußerung aller Wahlkreise und auf das eigentliche Wesen des Briefverkehrs. Ein geschlossener Brief, so meinte der Redner, ist gemeinschaftliches Eigenthum Desjenigen, der ihn abgesendet hat, und Desjenigen, der ihn empfangen soll oder empfangen hat; ohne sich gegen die ersten Rechtsgrundsätze aufzulehnen, darf man darum kein Briefsiegel eröffnen. Den Rechtsstandpunkt streifte auch der Bischof von Langres. Er hielt es zwar für erlaubt, Briefe eines dem Vaterlande verdächtigen Menschen zu erbrechen; allein der Verdacht muß begründet sein und darf sich nicht lediglich auf irgend eine Anzeige stützen. Ganz entschieden trat der Demokrat Duport gegen die Eröffnung der Briefe ein. „Es ist," so rief er, „einer Nation, welche die Gerechtigkeit liebt, die sich auf Ehrlichkeit und Offenheit Etwas zu gut thun will, durchaus unwürdig, eine derartige Schnüffelei zu begehen." Den stärksten Stoß versetzte dem Antrage auf Mittheilung der Briefe einer der Väter der Revolution, Graf Mirabeau. Wo immer damals eine Beeinträchtigung der Freiheit in Frage stand, hatte kein Mitglied der Versammlung so zündende Worte wie er; dabei verstand kein Anderer gleich ihm die jeweils auftauchenden Fragen an der Hand der Erfahrungen des Lebens zu prüfen und zu behandeln. Für ihn war hier nicht blos eine Rechtsfrage im Spiele, für ihn drehte es sich noch um den Nachweis, daß der Vertrauensbruch

völlig nutzlos sei. „Was erfährt man,“ so fragte er, „aus Briefen? Glaubt man im Ernste, daß die Anschläge zu gefährlichen Unternehmungen durch die Post befördert werden? Selbst politische Nachrichten erfährt man nicht auf diesem Wege. Welche große Gesandtschaft, welcher Träger eines besonders wichtigen Auftrags umgeht nicht die Gefahr der Nachspürung auf der Post?“ Die zu erwartende Ausbeute steht nach seiner Ansicht in keinem Verhältnisse zur Versündigung an Treue und Glauben unter den Menschen. Am Schlusse seiner Abstimmung schildert Mirabeau den von der begehrten Maßregel zu besorgenden Eindruck wie folgt: „In Frankreich beraubt man unter dem Vorwande der öffentlichen Sicherheit die Bürger des Eigenthums an ihren Briefen, welche die Eingebungen des Herzens, den Schatz des Vertrauens verwahren. Diese letzte Zuflucht der Freiheit haben Diejenigen verletzt, welche von der Nation zum Schutz ihrer Rechte berufen wurden; sie haben durch ihren Beschluß es ermöglicht, daß die geheimsten Regungen des Herzens, die kühnsten Eingebungen des Geistes, die Ergüsse eines oft unbegründeten Zornes, die vielfach schon im nächsten Augenblicke wieder zurückgenommenen irrigen Unterstellungen zu Beweismitteln gegen dritte Personen sich gestalten, daß, ohne es zu wissen, Bürger gegen Bürger, Freunde gegen Freunde, Söhne und Väter gegeneinander zu Richtern werden, daß sie einander verderben, denn die Versammlung hat es ausgesprochen, daß sie zu Grundlagen ihrer Urtheile zweideutige Mittheilungen machen werde, die sie sich nur durch ein Verbrechen beschaffen konnte.“

Nach diesen Auseinandersetzungen unterblieb die Erbrechung der Briefe. Eine gesetzliche Regelung der angeregten Frage erfolgte weder in der Sitzung vom 25. Juli 1789 noch in jener vom 27. Juli darauf, als die Frage von Neuem besprochen wurde.

Die Aeußerungen der Nationalversammlung hinderten nicht die Fortsetzung des einmal eingerissenen Mißbrauches. Nach Jahresfrist kam die Frage nochmals an die Volksvertretung. Es hatte nämlich die Municipalität von Saint-Aubin eine an den Generalintendanten der Post, d'Ogny, gerichtete Postsendung angehalten und eine Reihe von Briefen erbrochen, welche für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris und für die Minister Spaniens bestimmt waren. Diesmal bekannte die Versammlung Farbe, indem sie durch Decret vom 10.—14. August 1790 das Briefgeheimniß für unverletzlich erklärte und Privaten wie Behörden die Befugniß, Briefe zu eröffnen, absprach. Noch einmal verkündigte die Versammlung in demselben Monat August 1790 den Grundsatz der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses, als sie durch Decret vom 26.—29. August den von den Postcommissären zu leistenden Eid regelte. Diese mußten eidlich geloben, das Briefgeheimniß treu zu wahren und den Gerichten jede Zuwiderhandlung gegen den Briefschutz, sobald sie davon Kenntniß erhielten, unverzüglich anzuzeigen.

Auf diejenigen, welchen an der Aufrechterhaltung der Ordnung Nichts gelegen war, machten die vorgenannten Decrete, welche der Strafandrohungen für den Fall der Verletzungen des Briefgeheimnisses entbehrten, keinen sonderlichen Eindruck. Wo immer Unruhen entstanden, da waren auch die Briefe in Gefahr. So wurde die Jagd nach Briefen in Paris in großartigem Maße betrieben im Juni 1791 aus Anlaß der Flucht der königlichen Familie und in Verfolg eines Decretes der Nationalversammlung vom 21. Juni, das die Bürger von Paris zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Vertheidigung des Vaterlandes aufforderte. Eine der ersten Schutzmaßregeln war die Einhaltung aller eingelaufenen Briefe, wogegen die Nationalversammlung noch am nämlichen 21. Juni einschritt. Trotzdem ging die Fahndung nach Briefen ruhig weiter, wie dies ein Decret der Nationalversammlung vom 10.—20. Juli 1791 belegt. Darnach hatten einzelne Verwaltungen und Gemeindevorstände zum Schutze des Staates die Ueberwachung des Postverkehrs in die Hand genommen, Postfuhren angehalten, die Führer derselben gezwungen, Packete an anderen Orten als in den Posträumen niederzulegen, die Diensträume der Postdirectoren untersucht und die Austheilung der Briefe verzögert. Da nach Ansicht der Nationalversammlung ungesetzliche Mittel der bezeichneten Art höchstens im Augenblicke drohender Gefahr oder allgemeiner Unruhen geduldet werden dürften, nicht aber zu Zeiten, wo alle zur Aufrechterhaltung der Ordnung erforderlichen Maßregeln bereits getroffen wären, so schärfte die Nationalversammlung noch einmal die zum Schutze des Postverkehrs erlassenen gesetzlichen Bestimmungen zur Nachachtung ein. In der Begründung ihres Beschlusses hatte die Nationalversammlung angedeutet, daß es Fälle gäbe, in welchen der Grundsatz der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses nicht in Betracht käme. Solche Fälle sich zurechtzulegen, war keine besonders schwierige Aufgabe für diejenigen, welche Unruhen anzuzetteln im Begriffe waren, oder welche durch Verdächtigung ihrer Gegner sich diese vom Halse schaffen wollten.

Die in dem zuletzt erwähnten Decrete unterlaufene Abschwächung des Grundsatzes der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses sollte durch Strafbestimmungen ausgeglichen werden. In dieser Absicht bedrohte der Code pénale vom 25. September bis 6. October 1791 (im 2. Theil I. Titel, 3. Abth. Art. 23) die vorsätzliche, absichtliche Unterdrückung eines der Post anvertrauten Briefes sowie die Verletzung oder Erbrechung von Briefsiegeln mit der Strafe der dégradation civique. Wurde das vorbezeichnete Verbrechen auf Grund eines Befehls der vollziehenden Gewalt oder durch einen Postbeamten begangen, so traf den Minister, welcher den Befehl ertheilt oder den Befehl mit seiner Gegenschrift gezeichnet, ferner Jeden, der den Befehl in Vollzug gesetzt, den Postagenten, der ohne Befehl gehandelt, eine Strafe von zwei Jahren Gefängniß. Wenige Wochen nach Verkündigung des Gesetzes übersandte ein Pariser Bürger der gesetzgebenden Versammlung einen Brief,

der zur Verlesung gebracht werden sollte. Kaum bemerkte die Versammlung, daß der Brief durch unbefugte Hand eröffnet worden war, als sie sofort die Verbrennung des Briefes verordnete (10. December 1791).

Außerhalb des Sitzungssaales der gesetzgebenden Versammlung legte man sich keineswegs Beschränkungen auf, um das Briefgeheimniß zu schonen. Die Männer, welche die Greuelthaten des 1. September 1792 veranstalteten, hatten ihren Werkzeugen die Weisung ertheilt, bei Durchsuchung der Wohnungen der Bürger vor allen Dingen nach Briefen zu forschen. Briefe, einerlei wie der Besitz derselben erworben worden, waren, als einmal das Revolutionsgericht seine Thätigkeit eröffnete, die besten Beweismittel, um politische Gegner an's Messer zu bringen, so lange das Revolutionsgericht überhaupt noch auf die Beobachtung der Formen eines Verfahrens Werth legte.

Eine Sorte von Briefen wurde zur Zeit, als der große Entscheidungskampf zwischen Girondisten und Jacobinern bereits begonnen hatte, durch Decret des Nationalconventes vom 9.—11. Mai 1793 von dem Postschutze förmlich ausgeschlossen und vogelfrei erklärt, nämlich der Briefwechsel der auf die Liste der Emigranten gesetzten Personen. Nach Art. 3 des gedachten Decretes sollten die Briefe dieser Personen in Gegenwart des Generalrathes der Gemeinden eröffnet, die vorgefundenen Werthgegenstände beschlagnahmt werden.

Um diesem Gesetze nachzukommen, durchforschten die Gemeinden täglich die Briefsendungen. Ueber die Art und Weise, wie dieses Geschäft betrieben wurde, belehren uns die Protokolle der Straßburger Municipalität, die im Drucke vorlagen. In Straßburg beschloß am 15. Frimaire II der Ausschuß der Wachsamkeit und allgemeinen Sicherheit, „daß dem Director der Briefpost eingeschärft werden soll, die ankommenden Briefe nicht anders zu öffnen, als in Gegenwart der Mitglieder der Propaganda, welchen die Bürger Jung und Wilvot beigegeben werden sollen." Zur besseren Würdigung dieses Beschlusses sei nur darauf hingewiesen, daß die Propaganda eine Privatgesellschaft, und der Bürger Jung seines Zeichens Schuster war. Wenige Tage später, am 24. Frimaire, wurde der Bürger Stamm mit der Durchsuchung der Briefe betraut, auf dessen Bericht hin die weiteren Weisungen an den Postdirector, Brülbaut, ergehen sollten. Bezeichnend für das Treiben dieser Straßburger ist die Thatsache, daß sie eines Tages eine an einen Kaufmann in Kopenhagen gerichtete Sendung eröffneten und darin einen Brief des Ministeriums des Aeußeren in Paris antrafen, der zum Theil chiffrirt war. Nach vollendeter Durchlesung, so weit dieselbe möglich war, ging der Brief an den Ort seiner Bestimmung ab. Einmal entnahm man einer Postsendung einen Baarbetrag von 300 Livres, um ihn gegen Assignaten in gleichem Betrage umzuwechseln.

Was man sich in Straßburg herausnahm, das erlaubte man sich allerwärts in Frankreich während der Zeit der Schreckensherrschaft und der

Allgewalt des Jacobinerclubs. Allein auch nach dem Sturze Robespierres und nach Einführung der Directorialregierung glaubten die obersten Behörden von dem Grundsatze der unbedingten Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses zur Sicherheit des Staatswohles Abstand nehmen zu dürfen.

Zunächst erhielt der obenerwähnte Artikel des Strafgesetzbuches in dem neuen Code des délits et des peines vom 3. Brumaire IV einen Zusatz dahin: „Durch den gegenwärtigen Artikel wird Nichts geändert an dem der Regierung zustehenden Rechte der Ueberwachung der Briefe, welche aus fremden Ländern kommen und nach solchen Ländern bestimmt sind.“ Im Einklange mit diesem, den Werth des gesetzlich verkündigten Schutzes des Briefverkehrs bedenklich herabmindernden Zusatze zum Gesetze erscheint sodann ein Ausschreiben Carnots vom 11. Floréal IV, welches den Commissär der vollziehenden Gewalt bei den Municipalitäten — jene von Paris ausgenommen — anwies, die aus Spanien und Italien kommenden oder dorthin bestimmten Briefe zu öffnen und jene Briefe zurückzubehalten, welche an deportirte Priester oder Emigranten gerichtet waren, oder welche Aufklärung über Angriffe gegen die Sicherheit des Staates enthielten.

Die zurückbehaltenen Briefe sollten sofort dem Polizeiminister vorgelegt werden.

Auf Grund dieser Anordnungen entwickelte sich ein regelmäßiger Spionirdienst auf der Post, der einen solchen Umfang annahm, daß ein Mitglied des Rathes der Fünfhundert sich veranlaßt sah, den eingerissenen Unfug öffentlich zur Sprache zu bringen. Allerdings wirft es ein ungünstiges Licht auf die Gesinnung, aus welcher die Anregung des Abgeordneten Imbert Colomès hervorging, wenn noch im Laufe der durch ihn veranlaßten Verhandlungen die Entdeckung gemacht wurde, daß Colomès in geheimer Verbindung mit dem Prinzen Condé stand. In den Sitzungen vom 26. Messidor und 8. Fructidor V wurde für und gegen die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses weitläufig verhandelt. Für die Berechtigung der Regierung zur Ueberwachung des Briefwechsels trat mit aller Entschiedenheit ein Mann ein, der schon einmal der von der seiner Partei so hoch gehaltenen freien Bewegung der Bürger einen empfindlichen Stoß versetzt hatte, Jean Debry, der Vater des Fremdengesetzes, das, angeblich zum Zwecke der Ueberwachung der Fremden erlassen, die Gesinnung der Bürger einer für Viele verhängnißvollen Beobachtung und Erforschung unterwarf. Es ist ein merkwürdiges Verhängniß gewesen, daß der Schutz fremder Papiere so wenig Gnade fand in den Augen eines Mannes, der um geheimer Papiere halber beinahe sein Leben hätte lassen müssen. Nur durch einen unbegreiflichen Glücksfall entging Debry dem Schicksale, das am 28. April 1799 vor Rastatt die übrigen Mitglieder der französischen Gesandtschaft ereilte, als die Papiere der letzteren geraubt werden sollten. Im Rathe der Fünfhundert stand Debry so ziemlich allein; dagegen ging seine Ansicht im Rath der Alten durch, die der Meinung waren, die Regierung

des Directoriums könne ohne die bisher beliebte Behandlung der Briefe nicht auskommen, womit allerdings der gesetzgebende Körper der damaligen Zeit der Staatsgewalt kein rühmliches Zeugniß ausstellte.

Nach wie vor wurde unter der von der Achtung der Zeitgenossen wohl nicht getragenen Directorialherrschaft nach dem Briefwechsel verdächtiger Personen gefahndet. Verdächtig war aber unter dem Directorium gerade so wie zur Zeit der Schreckensherrschaft ein Jeder, der dem jeweiligen Machthaber nicht gefiel.

Hielt schon das Directorium sich befugt, über einen im Jahre 1789 so feierlich verkündigten Grundsatz sich hinwegsetzen zu dürfen, so erwies sich die von einem außergewöhnlichen Selbstbewußtsein geleitete Regierung des Consulats und des Kaiserreichs in dieser Beziehung noch viel weniger ängstlich. Weder Napoleon noch Fouché schreckten vor dem Erbrechen von Briefen zurück, wenn sie hinter Geheimnisse Anderer kommen wollten. Sie fanden hierbei eine allzeit bereite Beihilfe bei dem obersten Leiter des Postwesens, Lavalette, der, wie Schlosser berichtet, die „polizeiliche Verletzung des Geheimnisses der Privatcorrespondenzen und das Erbrechen der Briefe im Großen betreiben" ließ. Den Höhepunkt der Mißachtung der Persönlichkeit und der freien Meinungsäußerung erreichte die kaiserliche Regierung nach den Niederlagen in Rußland. Um das Geheimniß der letzteren so lange wie möglich vor den Franzosen zu bewahren, gab der Kaiser den Befehl, die vom Auslande kommenden und dahin abgehenden Briefe anzuhalten. Zu dem für solche Zwecke bereits in Paris errichteten Cabinet gesellten sich von da an die geheimen Cabinete in Ostende, Brüssel, Hamburg, Berlin, Mailand und Florenz. Ein Wink der oberen Behörde genügte, um Briefe anzuhalten, deren Inhalt der Kaiser oder dessen Minister kennen wollten. Das stand in vollem Einklange mit den übrigen Willkürlichkeiten, die sich die Polizei in Frankreich gegen Ende des Kaiserreichs erlauben durfte, nach Maßgabe des kaiserlichen Decrets vom 3. März 1810, wonach die Regierung befugt war, mit Umgehung aller zum Schutze der persönlichen Freiheit erlassenen Gesetze auf Grund eingezogener Berichte ohne Weiteres und auf unbestimmte Zeit Personen zu verhaften, die man den Gerichten nicht überliefern wollte.

Von Anwendung der großen Grundsätze des Jahres 1789 war, wie hier an einem Beispiel gezeigt worden, schon bald nach deren Verkündigung keine Rede mehr gewesen, weil die Franzosen keine Republikaner waren wie die Nordamerikaner, die noch vor den Franzosen die Freiheit sich errungen hatten und sie zu bewahren verstanden.





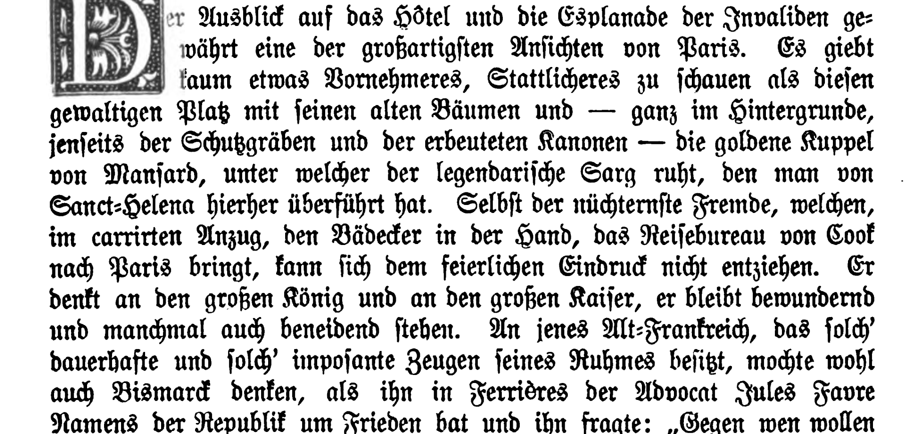
Rivalinnen.*)

Novelle

von

François Coppée.

— Paris. —



Der Ausblick auf das Hôtel und die Esplanade der Invaliden gewährt eine der großartigsten Ansichten von Paris. Es giebt kaum etwas Vornehmeres, Stattlicheres zu schauen als diesen gewaltigen Platz mit seinen alten Bäumen und — ganz im Hintergrunde, jenseits der Schutzgräben und der erbeuteten Kanonen — die goldene Kuppel von Mansard, unter welcher der legendarische Sarg ruht, den man von Sanct-Helena hierher überführt hat. Selbst der nüchternste Fremde, welchen, im carrirten Anzug, den Bädecker in der Hand, das Reisebureau von Cook nach Paris bringt, kann sich dem feierlichen Eindruck nicht entziehen. Er denkt an den großen König und an den großen Kaiser, er bleibt bewundernd und manchmal auch beneidend stehen. An jenes Alt-Frankreich, das solch' dauerhafte und solch' imposante Zeugen seines Ruhmes besitzt, mochte wohl auch Bismarck denken, als ihn in Ferrières der Advocat Jules Favre Namens der Republik um Frieden bat und ihn fragte: „Gegen wen wollen Sie denn eigentlich noch Krieg führen?“ — „Gegen Ludwig den Vierzehnten,“ soll da der eiserne Kanzler geantwortet haben.

Indessen, in den Augen des Parisers, der ja schon seit Langem an den glänzenden Anblick gewöhnt ist, hat die Esplanade der Invaliden wohl auch ihre melancholischen Seiten. Ganz in der Nähe befindet sich ein armseliges Stadtviertel, der „Große Kieselstein“ genannt, und wenn das Wetter mild oder auch nur erträglich ist, so sendet dasselbe in die prachtvollen Anlagen seine betrübten Müßiggänger, seine in Lumpen gehüllten

---

*) Einzig autorisirte Uebersetzung von Lothar Schmidt.

Spaziergänger hinaus. Ein seltsamer Philemon, ein braver Alter, dessen Brust mit Medaillen besät ist und der an seiner Soldatenmütze eine Cocarde trägt, humpelt auf hölzernen Stelzfüßen neben einer scheußlichen Baucis in schmutzigem Camisol dahin. Ein uraltes Mütterchen mit gebeugtem Rücken treibt vor sich oder zieht am Rocke hinter sich zwei oder drei ungesunde Kinder her. Ausgestreckt auf einer Bank und den schäbigen Filzhut in die Augen gedrückt, schläft ein Landstreicher und träumt vielleicht von einem Verbrechen, das er im Sinne hat.

Der Gegensatz zwischen dem schmutzigen Elend und dem königlichen Luxus ist mir immer schmerzlich gewesen.

In Venedig verleiden mir die Weiber mit langem Kopftuch, die mit den Pantoffeln klappern und sich in Einem fort in ihrer rothen Mähne mit den Fingern herumkratzen, San Marco und den Dogenpalast, und im Hyde-Park zu London machen mir die zerlumpten Gestalten mit nackten Füßen, welche sich allenthalben auf dem Rasen herumsielen, das Gewimmel der Equipagen und das Reiten der blonden Amazonen geradezu verhaßt.

Andererseits hat aber die Volksmenge für mich wiederum einen großen Reiz. Ich mische mich gern unter sie. Deshalb führe ich oft meine Gedanken nach der Esplanade und nach dem „Großen Kieselstein" spazieren.

Als ich so eines Tages unter den großen Bäumen der Esplanade der Invaliden einherging, bemerkte ich zwei alte Frauen.

Der Monat Februar neigte sich seinem Ende zu, und die bereits warme Nachmittagssonne ließ an den Zweigen die bronzefarbenen Knospen erglänzen. Die beiden Alten, welche, wahrscheinlich wegen der Feuchtigkeit, noch nicht im Freien zu sitzen wagten, wandelten langsam dahin, wobei die Bejahrtere sich zitternd und schwerfällig auf den Arm der Genossin stützte, die, obschon eine hagere, elende Gestalt, sich dennoch kerzengerade trug und voller Energie schien. Alle Beide waren ärmlich, aber sauber gekleidet. Ihre schwarzen Halstücher waren sorgfältig aufgesteckt, ihre weißen Hauben glänzten vor Reinlichkeit. Damit die Kranke bei der geringsten Ermüdung ausruhen konnte, trug die Rüstigere einen Klappstuhl unter'm Arme. Sie richtete geduldig ihre Schritte nach denen der Freundin und schaute sie alle Augenblicke zärtlich und liebevoll an. Sie mochte etwa zehn Jahre jünger sein als die Andere, welche, eine Ruine in Menschengestalt, mindestens sechzig zählte. Sie allein besaß von Beiden noch ein wenig Kraft, ein wenig Gesundheit. Das mußte für Jene mit genügen. Wenn man ihnen begegnete, so dachte man unwillkürlich an jene ländlichen Gespanne, wo ein Pferd einäugig und das andere völlig blind ist und die trotzdem den Karren ziehen.

Die beiden Frauen interessirten mich sofort. Ich beobachtete sie.

Die Greisin mußte sicher einstmals schön gewesen sein. Die Haube vermochte kaum das reichliche schneeweiße Haar zusammenzuhalten. Eben-

mäßig waren die Züge ihres unbeweglichen, gelben, gichtbrüchigen Gesichtes, und unter den noch schwarzen Brauen schimmerten die tief eingesunkenen Augen in einem fieberhaften Glanze.

Die Andere, rothhaarig, einstmals mit weicher Haut und weißem Teint — mochte vielleicht ebenfalls hübsch gewesen sein. Doch grausam verfährt die Zeit mit den Reizen der Jugend! Nur Runzeln und Flecken läßt sie zurück. Und trotzdem erregte dieses elende, welke Gesicht noch Gefallen durch seinen milden Blick und sein gütiges Lächeln.

Schwestern waren sie nicht; sie hatten nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander.

Der Anblick jener beiden armen Geschöpfe, die aufeinander gestützt, ihre schwachen Kräfte vereinten, hatte mich wahrhaft gerührt. — Das schöne Wetter hielt einige Tage an, und so traf ich die beiden Alten öfters wieder.

An gewissen Einzelheiten, an ihren Händen, über welche sie immer Handschuhe von grauer Baumwolle gezogen hatten, an einem unerklärlichen Etwas in ihrer ganzen Erscheinung, merkte ich, daß sie nicht immer eine so gewöhnliche Kleidung getragen hatten und daß sie einstmals, wie das Volk sagt, bessere Tage gesehen hatten. Ihr Verlangen, des geringsten Sonnenstrahles zu genießen, trotz ihres Alters und ihrer Hinfälligkeit auszugehen, ließ mich vermuthen, daß sie während des langen Winters in irgend einer traurigen Mansarde des „Großen Kieselsteins" eine Art Gefangenen-Dasein führten. Ich stellte sie mir vor im Geiste, wie sie da hockten, die Füße auf der Wärmflasche, und von ihren Erinnerungen zehrten.

Sie erregten immer mehr mein Mitleid und — daß ich es nur gestehe — auch meine Neugierde.

Nun kannten auch sie mich vom Sehen. Eines Tages, als die ganz ungewöhnlich laue Luft ihnen gestattete, sich auf einer Bank niederzulassen, setzte ich mich neben sie, und alsbald knüpften wir ein Gespräch an. Der weibliche Instinct, der weit sicherer und zarter als der des anderen Geschlechtes ist, ließ sie Vertrauen zu mir fassen. Und kurz und gut, nach einer Stunde kannte ich ihre Lebensgeschichte.

Dieselbe ist rührend, ich will sie erzählen.

II.

Existirt noch ein Besucher des Vaudevilletheaters, der sich an Nelly Robin erinnert?

Vielleicht nein. Aber im Winter des Jahres 1859 war sie eine der schönsten Huris des muselmännischen Paradieses, das damals die Truppe dieses Theaters aufführte. Freilich zwischen dieser Darstellung und dem Himmel des Propheten herrschte der Unterschied, daß all' diese reizenden

Schauspielerinnen nur sehr zweifelhalte Ansprüche auf den Titel „Fräulein“ hatten, einen Titel, welcher, wenn anders man dem Koran glauben will, den Huris ewig und unverbrüchlich zukommt.

Sie war brünett, hatte einen marmorblassen Teint und weiches, wolliges Lockenhaar. Groß und schlank, von wunderbarem Wuchse, besaß sie ein Paar dunkle Augen, die immer in sinniges Träumen verloren schienen.

Ihre göttergleiche Schönheit, in der sich Würde und Anmuth paarten, hätte die florentinischen Meister der Renaissance entzückt. Und doch hatte Nelly nur einen armen Hutmachergehilfen zum Vater, den die Sorge um seine zahlreiche Familie fast zu Boden drückte. Kein Wunder, daß das Mädchen, um welches man sich wenig kümmern konnte, in allen Gassen der Stadt sich herumtrieb. Ein Nachbar, der Maschinist am Belleville-Theater war, verführte sie und nahm sie zu sich. Jetzt mußte sie arbeiten, daß ihre Hände rauh und roth wurden, mußte sie für den Trunkenbold, der sie mit Schlägen tractirte, kochen und ihm seine schmutzige Bude auskehren. Sie war bereits fast zweiundzwanzig Jahre alt, als Lamorlière, der erste Heldendarsteller des Theaters, welcher trotz seiner Bärentatzen, seines gefärbten Schnurrbartes und seiner fünfzig Jahre noch immer Pascha hinter den Coulissen geblieben war, sie zu bemerken und ihr zum Zeichen seiner Gunst das Taschentuch hinzuwerfen geruhte. Die Vorstadtbewohnerin bekam einen riesigen Respect am ersten Abend, wo sie das bescheidene Logis des Schauspielers betrat, der seine eigenen Möbeln besaß und die Zimmerwände mit alten Theaterzetteln und goldenen Papierkronen decorirt hatte, den glorreichen Zeugen seiner ehemaligen Erfolge im Süden, in Agen, Auch und Montauban.

Der Schauspieler war zweifellos gegen die Verehrung von Seiten der holden Weiblichkeit bereits abgestumpft. Ehemals hatte er bei seinen Gastrollen in der Provinz den häuslichen Frieden von mehr als einer Familie gestört. Die Frau eines Steuereinnehmers im Departement Tarn-et-Garonne war ihm nachgelaufen, und in Gers hatte er die Gattin eines Unter-Präfecten stark compromittirt. Dennoch aber schmeichelte die naive Bewunderung des armen Mädchens dem Herzen des alten Schmetterlings, der es bereits müde war, rastlos von Blume zu Blume zu flattern. Sie sollte am nächsten Morgen wieder heimkehren; so war es abgemacht. Indessen nach acht Tagen wusch und plättete sie ihm bereits seine Wäsche.

Sie knüpften also ein Verhältniß mit einander an. Nelly lebte an der Seite des ersten Helden in einer beständigen Aufregung. Sie nannte ihn „Herr Lamorlière“, wenn sie mit den Nachbarn von ihm sprach, sie diente ihm wie eine verliebte Sklavin. Sie sorgte auf's Peinlichste für ihn, wurde in seine Toilettengeheimnisse eingeweiht und lernte ihm das Haar färben, welches sie mit Hilfe von Wassern und Salben aus Grau-

Grün-Roth in's schönste Schwarz sich verwandeln sah, ohne daß sie darum auch nur im Geringsten aufgehört hätte, Lamorlière als den Jüngsten und Schönsten unter den Sterblichen zu betrachten.

Er war im Grunde genommen ein guter Kerl. Er war gerührt, daß sie ihn so sehr bewunderte und so gut bediente. Er interessirte sich für Nelly, erkannte, daß dieselbe trotz ihrer Unwissenheit durchaus nicht dumm war, gab ihr ein wenig declamatorischen Unterricht und sorgte dafür, daß sie in kleinen Rollen debütiren durfte. Nach einem halben Jahre gab sie schon ganz leidlich die Naiven.

Lamorlière, der bereits seit mehreren Jahren nur noch in kleinen Orten gastirte, bekam durch einen glücklichen Zufall ein Engagement an dem „Großen Theater" zu Lille, wo sein in der Provinz erworbener Ruhm zum letzten Male hell aufstrahlte. Diejenigen, welche ihn damals nicht in den „Piraten der Savanne" die große Wahnsinnsscene spielen gesehen haben, in der er, wild auflachend, an vergiftetem Java-Liqueur stirbt, können sich keinen Begriff von dem alten pathetischen Spiel machen, das heute gänzlich aus der Mode gekommen ist. Da er just um diese Zeit eine kleine Erbschaft machte, so konnte Nelly in präsentablen Costümen neben ihm debütiren. Sie war und konnte auch nur immer eine mittelmäßige Schauspielerin sein. Doch bei ihrer außerordentlichen Schönheit hatte sie trotzdem glänzende Erfolge. Alle reichen Lebemänner fingen Feuer. Doch sie schwärmten vergebens. Nelly, die voller Bewunderung und Dankbarkeit für Lamorlière war, blieb ihm unerschütterlich treu, und drei Jahre lang sahen die Bewohner von Lille mit Staunen, wie dieses wunderbare Geschöpf in einem Schmuck aus Talmi Komödie spielte und ehrlich sittsam am Arme des alten Schauspielers allabendlich aus dem Theater kam.

Als Lamorlière am Abende seines Benefizes, wo er sich in der Rolle des Fischers Gasparde sehr erhitzt hatte, heimkehrte, erkältete er sich unterwegs derartig, daß er bald darauf an einer Lungenentzündung starb. Der Schmerz Nellys war ein aufrichtiger; indessen sie ließ sich bald — wie das nicht anders zu erwarten stand — von einem reichen Müßiggänger, einem vier- oder fünffachen Millionär trösten, der seit drei Jahren nur dann seinen Krimstecher hervorholte und in's Theater ging, wenn das herrliche Mädchen auf die Bühne kam. Dieser geschmackvolle Mensch begriff, daß zu solch' mattem Teint und solch' dunklen Haaren nur echte Diamanten paßten. Er miethete ihr eine prachtvolle Wohnung und ließ sie auf Gummirädern fahren.

Das ehemalige Gassenmädchen aus Charonne, welches früher sich oft für zwei Sous Backwerk in einer Düte zum Frühstück gekauft hatte, nahm diesen Luxus als etwas ganz Selbstverständliches hin, ohne deshalb interessirt oder habsüchtig zu werden. Im Grunde genommen, langweilte sie ihre neue Lebensweise sogar. In der Gesellschaft ihres Geliebten, eines hübschen, kaum vierzigjährigen Provinzialen, der sich sehr viel auf seinen

blonden Backenbart zu gute that, worin noch kein einziges Silberhaar erglänzte und dessen Freigebigkeit Nelly Robin Kutscher, Köchin und Kammerfrau verdankte, sehnte sie sich fast nach der Zeit zurück, wo sie ihren Lamorlière mittelst einer Pomade verjüngte oder ihm nach der Heimkehr von der Probe eigenhändig das Mittagessen bereitete.

Larmorlière hatte immer seine ihm ergebene Freundin mit Nachsicht und Schonung behandelt, wenn er auch ihr gegenüber den überlegenen Ton des ersten Heldendarstellers und die Protectormiene eines vom Publicum verhätschelten Schauspielers niemals verleugnete. Er trug es ihr nicht nach, daß sie aus dem niederen Volke stammte und daß sie gewisse, den Mädchen aus den Vorstädten eigene Manieren beibehielt, so z. B. ihr lautes Lachen oder verschiedene Redensarten oder ihre Lieder, welche sie mit leiernder Stimme hersang, wenn sie ihre bescheidene Garderobe ausbesserte. Sie hatte für den alten Schauspieler ein aufrichtiges Gefühl der Dankbarkeit und Freundschaft empfunden, während Mallet-Deshaumes — so hieß ihr jetziger Verehrer — in vieler Beziehung ihr einen lästigen Zwang auferlegte.

Er war ein bischen conventionell, der schöne Herr aus Lille, und wollte sich mit seiner Maitresse Ehre einlegen, wollte, daß sie Benehmen zeigte. Er hatte eine unangenehme Art und Weise, alle Augenblicke zu wiederholen: „Aber meine Liebe, so was sagt man nicht, so was thut man nicht," und dabei strich er sich mit einem Schildpattkämmchen, das er stets bei sich trug, den goldenen Bart. Indem so der correcte Gentleman vier Jahre lang an ihr herumschulmeisterte, langweilte sich Nelly Robin zwar gehörig, erhielt aber Erziehung und wurde eine Dame, ohne indessen ihre natürliche Heiterkeit einzubüßen.

Nun kam eines Tages der Director des Vaudeville-Theaters nach Lille, um sich einen Komiker anzusehen, welcher daselbst mit großem Erfolge auftrat, weil seine Nase zwei Centimeter länger war als die des berühmten Hanswursts Hyacinth. Bei dieser Gelegenheit bekam er Nelly Robin zu Gesicht und war von ihrem Anblick wie geblendet. Sie war 28 Jahre alt und hatte den Höhepunkt ihrer Schönheit erreicht. Gerade um diese Zeit suchte er die schönsten Weiber zu engagiren, denn er wollte die „Dirnen" spielen, eines jener satirischen Lustspiele gegen den Luxus der Halbwelt, die damals in der Mode waren und worin die hübschesten Mädchen, mit Diamanten bedeckt, auf der Bühne erscheinen mußten, um die zornigen Tiraden des Sittenrichters einigermaßen zu rechtfertigen. Mit einem Contracte in der Hand kam der Director in Nellys Garderobe. — „Schnell, Feder und Tinte!" Sie unterzeichnete alsbald den gestempelten Bogen auf dem Toilettentische zwischen Schminken und Pomaden. Denn sie hatte die Provinz und die Lebemänner von Lille herzlich satt, die beim Souper vom Steigen der Baumwolle sprachen. Sie hatte genug von Mallet-Deshaumes und seinem decorativen Barte. Noch an demselben

Abend brach sie mit ihm, und sechs Wochen später debütirte sie im Vaudeville in den „Dirnen“.

Die Rolle war klein. Sie trat erst im dritten Acte auf und hatte nur 25 Zeilen zu sagen. Aber bei der Première herrschte in den Couloirs eine Aufregung: „Nein, was das für ein hübsches Mädchen ist!“ Die Pariser verloren die Köpfe. Im Foyer ließ sich eine Unmenge von Herren im schwarzen Frack und weißer Cravatte Nelly Robin, die man umringte, vorstellen. Ihr Director hüpfte vergnügt in der Schaar der Bewunderer herum. — „Liebe Freundin, ich stelle Ihnen Herrn Cohn vor.“ Und der jüdische Bankier präsentirte seinen mit Breloques behängten dicken Bauch. — „Obrist Sagé von den Gardereitern.“ Der Offizier knickte mit einer steifen Verbeugung zusammen wie ein Federmesser. Doch auf einmal machte Alles respectvoll einem etwa sechzigjährigen Herrn mit welken Lippen und hohlen Augen Platz. Der Director stürzte auf ihn zu: „Excellenz! . .“ — Es war Graf B . . ., der Rath des Kaisers. Er nahm die Schauspielerin bei Seite und sprach lange leise mit ihr. Sie hörte mit zu Boden gesenkten Augen zu.

Endlich konnte sie in die Garderobe zurückkehren und sich umkleiden; aber alle Augenblicke klopfte es: „tock, tock!“ — Es war die Garderobière, die mit einer Visitenkarte und mit Blumen kam. Alle Blumenläden der Nachbarschaft wurden an jenem Abend geplündert.

Sie wurde eine jener galanten Gebieterinnen, eine verschwenderische, luxuriöse Courtisane. Sie bewohnte ein eigenes Hôtel, besaß die theuersten Toiletten und fuhr die Avenue du Bois in einem kostbaren Wagen entlang, den ein Paar Pferde im Preise von fünfzehnhundert Louisdor zogen. Alle Photographen stellten in den Schaufenstern ihr Bild aus. Die Damen der Halbwelt platzten vor Neid, und die Damen der guten Gesellschaft ahmten ihre Hüte nach. Ein geschickter Schwankdichter schrieb ihr zwei oder drei leichte Rollen auf den Leib, in denen sie fast Talent zeigte und womit das Theater kolossale Einnahmen erzielte. Ihretwegen ruinirte sich Cohn an der Börse und floh nach Belgien, und die alte Herzogin von Esmont mußte ihre Güter verkaufen und ihren Sohn, der sich in wahnsinnige Schulden gestürzt hatte, unter Curatel stellen lassen. Gerade durch die abweisende Kälte, mit der sie die zahlreichen Anbeter behandelte, erzielte sie die größten Triumphe. Launisch, aus purem Trotz, sagte sie Nein und immer wieder Nein zu einer nordischen Hoheit, einem bildhübschen Fürsten, der extra ihretwegen in Paris blieb und sie allabendlich von seiner Loge aus anschmachtete. „Der kann warten, bis er schwarz wird!“ pflegte sie lächelnd zu sagen. Doch sie hatte nicht mit Unrecht solch' große Erfolge. Sie war gutmüthig, klug und ungeziert; sie besaß den für ein Weib ihrer Art unschätzbaren Vorzug, daß sie allezeit lustig und guter Dinge sein konnte, sie entzückte und nahm für sich ein durch den Gegensatz zwischen ihrer vornehmen Schönheit und ihrer heiteren Lebensfreude. Sie bezauberte ihre Liebhaber

geradezu. Man behauptete allen Ernstes, daß Sagé, der Oberst von den Gardereitern, für den der Kaiser hunderttausend Franken Schulden bezahlte, die jener ihretwegen gemacht hatte, bei Solferino den Tod gesucht habe, weil sie Nichts mehr von ihm wissen wollte.

Gefiel diese Lebensweise Nelly? War sie dabei glücklich? Mein Gott, ja! Sie sehnte sich durchaus nicht mehr nach jener Zeit zurück, wo sie Lamorlière die Wirthschaft geführt hatte. Wie sollte auch ein armes Mädchen, das ohne alle moralische Erziehung aufgewachsen war und in der frühesten Jugend bereits das Laster kennen gelernt hatte, nicht durch ein solches „Glück“ geblendet werden?

In zwei Jahren hatte sie vier oder fünf Liebhaber, denen sie willfährig, ja, zu denen sie sogar liebenswürdig war; aber sie brachte sie alle, ohne es selbst zu wollen, an den Bettelstab. Es war ihre Schwäche und auch ihr Vorzug, daß das Gold in ihrer Hand verdampfte wie Wassertropfen auf glühendem Metall. Sie verschwendete ungeheure Summen mit unglaublichem Leichtsinn. Die Männer, die sich ihretwegen ruinirten, sie beklagte sie nicht einmal. Und sie hatte Recht. Keiner von ihnen hatte sie wirklich geliebt. Nicht aus Leidenschaft, sondern aus Genußsucht und Eitelkeit hatten dieselben nach ihrem Besitze gestrebt. In dem festlichen Trubel des eleganten Paris zur Zeit des Kaiserreichs lebte das schöne Mädchen, berauscht von den Triumphen, die es feierte, dahin, ohne zu ahnen, daß es ein Herz besaß.

III.

An einem Novembernachmittage kehrte Nelly Robin von einer langen Probe ermüdet heim. Sie hatte sich eben in ihrem Schlafzimmer auf der Chaiselongue ausgestreckt und rauchte eine russische Cigarette, als ihr die Kammerfrau, indem sie verächtlich ein schiefes Maul zog, eine ziemlich beschmutzte Visitenkarte überreichte, worauf die Schauspielerin folgenden Namen las:

Saint-Firmin,
zweiter Regisseur am kaiserlichen Odeon-Theater.

„Wie! lebt der arme gute Teufel wirklich noch? . . . Er soll gleich hereinkommen,“ rief Nelly mit ihrem munteren Lächeln.

Das erinnerte sie an ihre Jugendzeit. Dieser Saint-Firmin war ein Komiker, der einstmals in Belleville mit ihr und Lamorlière zusammen gespielt hatte.

Er erschien auf der Thürschwelle, machte eine Verbeugung, die demüthig und anspruchsvoll zugleich war, und obschon Nelly ihn bereits seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte, so erkannte sie doch sofort den kleinen Mann mit dem Gesicht, das braun war wie die Farbe einer gekochten Kartoffel, und mit dem schwarzen Haar, das wie eine Perrücke am Schädel klebte.

Er war ziemlich reducirt gekleidet und trug einen falschen Diamanten für vierzig Sous in der Cravatte aus rothem Satin.

Sie konnte nicht einmal sagen, daß er gealtert hatte. Saint-Firmin hatte jene schwer auf ihr Alter zu taxirenden Gesichtszüge der Schauspieler, welche schnell welk werden, welche sich aber dennoch verhältnißmäßig lange gegen den Zahn der Zeit vertheidigen.

„Guten Tag, Saint-Firmin!" sagte Nelly herzlich und reichte ihm ihre schöne, warme Hand. — „Wie geht's Dir? Was ist inzwischen aus Dir geworden? . . . Das ist aber 'mal ein gescheidter Gedanke von Dir, daß Du Deine alte Collegin besuchst."

Das trübselige Gesicht des Komödianten hellte sich auf. Der feindliche Blick der Kammerfrau und die kostbaren Tapisserien des Vorzimmers hatten ihn einen ganz anderen Empfang befürchten lassen.

Er reckte sich und reichte Nelly mit theatralischer Geberde die Hand.

„Na! ich sehe, daß Du ein gutes Mädel geblieben bist wie früher zu Lamorlières Zeit."

Und indem er seine wirkliche Bewegung noch übertrieb und in seinen aufgerissenen Augen die Thräne, welche den Leuten vom Theater immer zur Verfügung steht, erblinken ließ, fuhr er fort:

„Man hat gut über sie reden . . . es geht dennoch nichts über die Künstler."

Sie hieß ihn neben sich niederzusitzen auf einem bequemen Lehnsessel.

„Nun, Saint-Firmin, womit kann ich Dir helfen? . . . Auf Deiner Karte hab' ich gesehen, daß Du jetzt am Odeon, an einem kaiserlichen Theater bist . . . Entschuldigen Sie, daß ich . . . . Aber als Regisseur . . . . Du spielst also nicht mehr Komödie? . . ."

— „Nein," erwiderte er, „ich habe vorläufig auf die Bühne verzichtet . . . . ich bin nur noch bei der Leitung beschäftigt."

In Wahrheit war seine Hauptbeschäftigung am Odeon, die Rufe und die Coulissengeräusche zu machen und auf Treppen und Gängen mit einer Klingel herumzulaufen. Er war der rollende Donner, der plätschernde Regen, der heulende Wind. Er war die rasselnde Postschaise, welche davon fährt, der Papagei der alten Dame, welche schreit: „Hast Du gefrühstückt, Lora?" Der Stoß Teller, welcher klirrend zu Boden fällt, die Uhr, welche beim Eintreten des Verräthers die Mitternachtsstunde mit zwölf schaurigen Schlägen verkündet, der Pistolenschuß des Verzweifelten, der sich an der Straßenecke eine Kugel durch den Kopf jagt. Doch dank der Illusionsfähigkeit der Komödianten, dank ihrer Gabe, Alles in ein glänzenderes Licht zu stellen, sprach er jenes Wort „Leitung" aus, als wenn er Bankdirector oder Präsident irgend einer Eisenbahngesellschaft gewesen wäre.

„Ich kann mir denken," . . . sagte Nelly mit freundlichem Lächeln. „Hundertfünfundzwanzig Franken monatlich, nicht wahr? . . . Solltest Du

Dich in momentaner Geldverlegenheit befinden, so genire Dich nicht ... Du weißt ja ..."

Doch der alte Mime war, obwohl sehr arm, ein rechtschaffener Mensch, der Etwas auf Anstand und Würde gab. Er machte die klassische Geste der Ablehnung, die Geste des Hippokrates vor den Geschenken des Artaxerxes und sagte, ohne sich verletzt zu fühlen, sondern im Gegentheil von Nellys edlem Anerbieten gerührt:

Ich danke, Robin, ich brauche Nichts. Man ist nicht reich, aber man schlägt sich so durch ... Nein, ich komme, Dich um etwas viel Wichtigeres zu bitten ... Ich protegire einen jungen Dichter und hab' mir in den Kopf gesetzt, seinem ersten Stücke zu einer Aufführung zu verhelfen."

Angesichts der trübseligen Miene des Biedermannes versuchte Nelly vergebens ein mitleidiges Lächeln zu unterdrücken. Sie kannte das Theater und wußte, daß der Einfluß eines zweiten Regisseurs im günstigsten Falle gerade ausreiche, um der Tochter eines Portiers, welche ihre Abende frei hat, eine Statistenrolle zu verschaffen.

„Höre und staune!" sagte Saint-Firmin. „Es handelt sich um keine Rolle für Dich, noch überhaupt um ein Stück für's Vaudevilletheater .... Das Werk, von dem ich rede, ich möchte, daß die Schauspieler des Kaisers es im Théâtre Français zur Aufführung brächten. Und das wäre auch nicht mehr als billig ... Du hast nun glänzende Beziehungen — ja ja, mein schönes Fräulein, wir wissen das — Beziehungen, welche bis in's Ministerium, ja sogar bis in die Tuilerien reichen, und wenn Du Dich für meinen jungen Mann interessiren willst, so kannst Du viel für ihn thun ... Du siehst, liebe Robin, was ich von Dir erwarte, ist eine Gefälligkeit, an der ich persönlich gar nicht interessirt bin ... Es handelt sich nicht um ein umfangreiches Werk", fügte er hinzu, indem er aus der Tasche seines Ueberziehers ein kleines Heft hervorzog ... „nur um einen Einacter in Versen ... Aber es ist etwas Köstliches, es sei denn, daß ich Nichts von der Sache verstände. Und ich verstehe mich darauf ... Du weißt doch noch in Belleville? ... Man nannte mich da immer den Dramaturgen .... Also darf ich auf Dich rechnen, Robin?"

Nelly fühlte sich sehr geschmeichelt. Bisher hatte sie alle Welt, ihr Director, ihre Collegen, selbst ihre Liebhaber nur als schönes Weib betrachtet, und das war Alles gewesen. Der alte Saint-Firmin, der zu ihr schlechthin als Künstlerin sprach, kitzelte die Eitelkeit des schönen Mädchens. Sie versprach ihre Unterstützung und wollte wissen, wie der Protégé des alten Regisseurs hieß.

„Nun, erzähl' mal, Alterchen," sagte sie heiter: „Wie hast Du ihn kennen gelernt? ... Wo hast Du ihn getroffen?"

— „In der Garküche! sehr einfach," antwortete der gute Mann. „Meiner Treue, Du kannst Dir denken, Robin, daß ich nicht im ‚Englischen Café' zu Mittag esse und daß ich nicht gleich beim ersten Glase eine andere

Flasche Champagner für 20 Franken geben lasse unter dem Vorwande, daß die erste nach dem Korken schmecke. Ich nehme meine Mahlzeiten bei einem Weinkaufmann in der Rue Vaugirard ein, an welche eine Kutscherstube anstößt. Daselbst habe ich mein Dichterlein bemerkt, der, wie Du mir glauben kannst, sich kein Beefsteak mit Bratkartoffeln und keinen Schoppen Rothwein leisten darf. Der arme Tropf! Dazu reichen seine Mittel nicht aus. Er begnügt sich gewöhnlich mit einem Menu für fünfzig Centimes, welches aus Brot, Suppe und ausgekochtem Rindfleisch besteht, und dazu trinkt er eine Flasche „Pumpenheimer". Der gute Junge gefiel mir auf den ersten Blick. Aermlich, aber sauber. Seine blonden Haare glänzen goldig im Sonnenschein, er trägt einen kleinen, am Kinn getheilten Bart, hat braune schüchterne Augen, die sich zu Boden senken, wenn man ihn anblickt, mit einem Worte, er schaut sanft und traurig drein, wie ein 25jähriger Christus. Ich mochte ihm noch so oft Oel und Mostrich hinübereichen, es war nicht möglich, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen. Als ich ihm aber endlich beigebracht hatte, daß ich ein alter Künstler wäre, der seit 30 Jahren Komödie spielte und am Odeon engagirt sei, da hatte er keine Furcht vor mir und wurde aufgeknöpfter . . . Wir sind mitsammen im Park von Luxemburg spazieren gegangen, und dort hat er mir, während wir um den Springbrunnen herumwandelten, sein allerliebstes kleines Stück auswendig vorgetragen. Bei der zwanzigsten Runde sagte er den letzten Vers. Ich war ganz weg! Vor dem Schwänehause habe ich ihn umarmt. Er hat mir sein Manuscript anvertraut. Ich hab's nochmals gelesen. Famos! Allein, Du begreifst, was konnte ich für ihn thun. Sollte ich von dem Stücke mit dem Director des Odeons sprechen? Ich, der zweite Regisseur? Er würde zu mir gesagt haben: „Schön, schön," würde darauf das Ding in eine Schublade geworfen und mir den Auftrag gegeben haben, in der Garderobe einen Zettel anzuschlagen, der besagte, daß die dumme Gans, die Deborah, zwanzig Franken Strafe zu zahlen habe, weil sie nur dann pünktlich zur Probe käme, wenn ihr kleiner Unter-Lieutenant Arrest hätte . . . Und dann sagte ich mir auch: „Du brauchst ja nicht gleich mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Wer kann Dir hierbei behilflich sein?" fragte ich mich. Und da dachte ich gleich an Dich, mein schönes Kind. Ich wußte, daß Du Dein Glück gemacht hattest, ich hatte mir erzählen lassen, daß Du den General-Intendanten persönlich kennst und außerdem noch eine Unmenge anderer großer Thiere . . . Und ich hab' vielleicht ganz gut daran gethan, Dich zu besuchen, denn Du bist immer noch das gute Mädel, das Du früher warst . . . Ach, wie würde ich mich freuen, wenn's Dir gelingen möchte . . . denn, ohne Scherz: ich hab' den Jungen sehr lieb gewonnen. Er ist gerade so alt, wie meiner jetzt sein könnte, wenn ich geheirathet hätte oder wenn ich eine Geliebte gehabt hätte. Doch Du weißt ja, wie das ist. Alles ist immer nur für die ersten Rollen da. Unsereins, beim komischen Fach ist nur im besten Falle im

Stande, eine flüchtige Neigung zu erwecken. Ich bin allein alt geworden wie eine Coulissenratte . . . Na, Du hast nun das Manuscript nebst Namen und Wohnung. Thu, was Du kannst, und sobald Du Näheres weißt, so schreib' mir, ich will Dir dann meinen jungen Dichter herschicken. Denn ich hab' ihm Nichts von diesem Schritte erzählt, für den Fall, daß es mißglückte."

„Und wie heißt denn Dein Günstling, Saint-Firmin?" fragte Nelly Robin, welche während der malerischen Erzählung des Komödianten träumerisch und sinnend an jenen armen, unbekannten und hübschen Dichter denken mußte.

„Jean Delly . . . und dieser Name wird dereinst berühmt werden, dafür stehe ich Dir."

„Ich will mich gleich morgen für Deinen jungen Mann verwenden," versetzte Nelly. „Es trifft sich gerade gut, daß ich morgen mit einigen einflußreichen Persönlichkeiten soupiren muß . . Ich hoffe, Alterchen, Du wirst bald gute Nachrichten von mir erhalten. Jetzt aber muß ich Toilette machen. Ich speise heut außerhalb."

Sie streckte dem alten Regisseur ihre Hand hin, die dieser artig nach den strengsten Vorschriften des Theaterstils küßte. Dann entfernte er sich, guter Hoffnung voll.

IV.

Frau Delly, die Wittwe eines Infanterieoffiziers, welcher in der Krim der Cholera erlegen war, hatte durch Protection in Beauvais die Leitung eines Tabakladens erhalten. Dieser war ihre alleinige Einnahmequelle. Ihr einziger Sohn, der auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt eine Freistelle erhielt, machte daselbst gute Fortschritte, obwohl er eine schwächliche Gesundheit besaß und oft träumerisch und zerstreut war. Mit neun Jahren verlor er seine Mutter, und nachdem die Begräbnißkosten bezahlt waren, hatte er keine hundert Franken in der Tasche. Mit dem problematischen Zeugnisse eines Baccalaureus versehen und dem Hirn voller vager Pläne und schöner Träume kam er nach Paris und fristete dort ein kümmerliches Dasein. Der bedauernswerthe junge Mann, in dem eine Flamme reinster Begeisterung glühte, mußte Schreiberdienste verrichten und verkaufte außerdem an die Schüler höherer Lehranstalten ein wenig von seiner classischen Bildung. Der Dichter mit der feinen, zarten Empfindung trug gebrauchte Stiefeln, welche er bei dem Schuhflicker billig erstand, und aß in übelriechenden Kneipen die breite Bettelsuppe der Tagelöhner. Er hatte keine Angehörigen. Sein Vater hatte lange vor seinem Tode die wenigen Verwandten, die er besaß, aus dem Gesichte verloren. Seine Mutter war ein natürliches Kind gewesen, und als der Offizier sie aus Liebe heirathete, mußte er das Militärreglement, das, wie man weiß, eine gewisse Mitgift vorschreibt, heimlich umgehen. Wohl hatte Delly während

seiner Schulzeit einige Freundschaften geschlossen, und die meisten seiner ehemaligen Mitschüler wohnten in Paris. Doch diese gehörten wohlhabenden Familien an, und der Dichter in seinem Stolze suchte keinen von ihnen auf, ja er mied sie sogar geflissentlich.

So lebte er drei Jahre lang in schrecklicher Vereinsamung. Er bewohnte in einem alten Hause am Quai Saint-Michel eine elende Mansarde, in der man im Sommer vor Hitze umkam, während Einem im Winter das Waschwasser im Kruge gefror. Die Kammer war gar zu traurig. Delly hielt sich darin nur auf, um den schönen Schlaf der Jugend zu schlafen. Er langweilte sich furchtbar. Ach, die langen Stunden, die er mit niederem Gesindel, mit betrunkenen Copisten zusammen im Schreibbureau verbringen mußte, bis tief in die Nacht hinein, um lumpige drei Franken zu verdienen. Dann konnte er endlich, nachdem er Seite an Seite gefügt, mit Schmerzen im Kreuz und mit dem Krampf in der Hand heimkehren. An einigen Tagen der Woche gab er in kleinbürgerlichen Häusern Unterricht, die Stunde für vierzig Sous. Und auch dies war eine wenig erfreuliche Beschäftigung, wenn er so neben seinen unsauberen Buben sitzen mußte, die sich mit den Fingern in der Nase herumstöberten und sich die Federn in den Haaren abwischten.

Dabei konnte er noch von Glück reden, wenn er Abschriften zu machen oder Nachhilfestunden zu geben hatte. Seine leider allzu zahlreichen Mußestunden verbrachte er mit Lesen auf der Bibliothek Sainte-Geneviève, oder er füllte sie mit ziel- und endlosen Spaziergängen aus, bei denen er, langsam schlendernd, seinen Träumereien nachhing.

Bei einer solch' erbärmlichen Lebensweise hätte der arme Dichter schließlich geistig verkommen müssen. Er schrieb Nichts mehr und fügte der Sammlung seiner zarten sinnigen Gedichte, die er trotz alledem in weniger schlimmen Stunden verfaßt hatte, keine Zeile hinzu.

Jean Delly war bereits der Verzweiflung nahe, da rettete ihn die Liebe.

Es war an einem Junisonntage. Die Luft war, nachdem es soeben aufgehört hatte zu regnen, lau und feucht. Jean Delly wandelte im Jardin des Plantes einher. Dem aufgeweichten Erdboden entströmte ein Geruch von frischem nassen Grün. Aus der Menagerie herüber ertönte in Einem fort seltsames Vogelgeschrei. Jean bewunderte die rothen Trauben an den Bäumen aus Palästina, welche Buffon hierher verpflanzt hatte. Da begegnete ihm die, welche seine Freundin werden sollte.

Ihre Handschuhe waren gerade nicht mehr gut, ihre Schuhe nicht mehr neu zu nennen. Im Monat Juni trug sie ein schwarzes Kleid! Sie hatte einen garstigen Strohhut auf, welcher mit drei Kornblumen garnirt war. Doch welch' ein Glanz, was für eine jugende Frische strahlte aus diesem gesunden, zwanzigjährigen Gesichte, das von dichtem rothen Goldhaar umrahmt war!

Ein Kenner würde vielleicht auch die schönen Körperformen des Mädchens mit Wohlgefallen betrachtet haben, doch Jean Delly sah nur die dunkelbraunen Augen, die ihn sanft anblickten.

Sie war offenbar arm wie er und machte ebenfalls ihren Sonntagsnachmittagsspaziergang. Instinctiv folgte er ihr einige Schritte. Sie ging in die Menagerie und blieb vor den Zebras stehen. Er machte ebenfalls nicht weit von ihr Halt, und zum zweiten Male begegneten sich die Blicke Beider. Das schlichte Volk liebt nicht die langen Idylle, und so standen sie denn bald darauf dicht nebeneinander über die Brüstung des Bärenzwingers gelehnt. Und wiederum eine Weile später, als sie bei den Antilopen vorbeikamen, hatte Jean Delly, dessen Lippen trocken und dessen Ohren glühend roth waren, den Muth zu sagen: „Ach die hübschen Thiere, nicht, Fräulein?“ So kam, wenn auch Anfangs nur stockend, ein Gespräch in Gang. Vor dem Affenhause tauschten sie ihre Namen aus, und als die Wandelgänge des Gartens sie zum zehnten Male zum Elephanten führten, da gaben sie sich den Arm und waren in eine so interessante Unterhaltung vertieft, daß sie jetzt garnicht mehr daran dachten, dem Dickhäuter Roggenbrot anzubieten, obwohl dieser seinen Rüssel mit einer Geduld, die einer besseren Sache werth war, nach ihnen ausstreckte.

Sie, gnädige Frau, die sie dreimal am Tage sich an- und ausziehen, ärgern sich jetzt vielleicht, wenn Sie mich lesen. Erstens nämlich würden Sie niemals zu bemerken geruhen, daß ein junger Mann hübsche Augen hat, wenn er nicht Ihrer Gesellschaftssphäre angehört und wenn er Ihnen nicht in aller Form vorgestellt wäre. Und sodann würden Sie auch, bevor Sie ihn Ihre Schwäche ahnen ließen, ihm alle nur möglichen Geduldproben auferlegen. Er hätte sie erst bei unzähligen Diners, Thees und Vorstellungen in der Comédie-Française und der Oper treffen müssen. Er wäre gezwungen gewesen, sich fünf- oder sechsmal im Hintergrunde Ihrer Loge die „Favoritin“ anzuhören, ehe Ihr Blick gelegentlich des großen Duetts: „Oh, komm', komm', Dir will ich mich ergeben“ ermuthigend den seinigen getroffen hätte und wahrscheinlich erst nach drei Bällen und einem Dutzend Walzern hätte Ihre Hand die seinige bedeutsam gedrückt —

Nicht als ob Sie, schöne Frau, ein Ausbund von Tugend wären, aber Sie verlangen eine bestimmte Werbezeit von Ihrem Verehrer. Werden Sie es dem armen Kinde, das Jean Delly im Jardin des Plantes traf, verzeihen, daß es so wenig Umschweife machte? Vielleicht halten Sie gar das Mädchen für schamlos. Doch es war eben nur freimüthig und naiv. Während jenes Spazierganges durch die Menagerie am Arme des Dichters mit der sanften Stimme und den traurigen Augen hatte Marie im Herzen ein geheimnißvolles Maßliebchen entblättert: „er liebt Dich ... von Herzen ... mit Schmerzen“ u. s. w., und auf den letzten Stiel war das Wort: „kann's garnicht lassen“ gekommen. Alsbald hatte Jean Marie erzählt, daß er allein und unglücklich wäre, und Marie äußerte sofort darauf den hoch-

herzigen Wunsch, seine Genossin zu werden und ihm ein wenig Glück zu bringen. Doch, glauben Sie mir, gnädige Frau: allzu schnell gab Marie dennoch nicht dem Ungestüm seiner zärtlichen Liebe nach. Sie war ein Weib, wie Sie es sind, und wie Sie besaß sie Schamgefühl und sogar auch ein bischen Koketterie. Acht Tage waren erforderlich und drei Rendezvous zur Abendzeit in der friedlichen Rue Cuvier, bevor sie sich entschloß, zu Jean in die Mansarde am Quai Saint-Michel hinaufzukommen. Aber in jener Frühlingsnacht wurde da oben im Mondenscheine, der die Dachstube erleuchtete, ein Fest von Thränen und Küssen gefeiert, wie ich Ihnen, gnädige Frau, nur eines wünschen möchte, nachdem Sie für gut befunden, daß Ihnen Ihr Verehrer genügend den Hof gemacht hat und Ihrer Gegenliebe würdig ist.

Marie, bereits mit zehn Jahren Waise, war von einem Onkel, einem Eisenbahnbeamten, aufgezogen worden. Dieser war ein rechtschaffner und nicht mehr junger Mann, ein kinderloser Wittwer. Aus Gutmüthigkeit und auch, weil er es bequem fand, beim Heimkommen den Tisch gedeckt und das Bett gemacht zu sehen, hatte er die Nichte zu sich genommen. Später war dieselbe Lehrmädchen und späterhin Gehilfin bei Frau Indiana, einer sehr beschäftigten Modistin, geworden. Sie bekam aber daselbst nur einen geringen Gehalt, denn sie war nicht sehr geschickt. Man verwandte sie deshalb hauptsächlich dazu, geschäftliche Gänge zu besorgen. Ihr alter Onkel überwachte sie so gut wie gar nicht. Als sie Jean Delly kennen lernte, war sie nicht mehr unschuldig. Pflegen doch die Unterhaltungen der Mädchen in derartigen Ateliers mitunter sehr indecent zu sein. Nachdem sie im Alter von sechzehn Jahren von einem Ladenschwengel verführt und bald darauf verlassen worden war, hatte sie einen gewissen Abscheu vor den Männern bekommen und war vorsichtig genug, sich mit keinem Anderen mehr einzulassen. Indessen, die Liebkosungen eines Dichters, der in Allem, was er sprach und that, das Weib in ihr respectirte, berauschten und verführten sie. Die beiden jungen Leute, welche Nichts hatten als ihre Küsse, beteten einander an. Marie mußte in Einem fort an ihren Freund denken, sei es nun, daß sie im Atelier saß und nähte oder durch die Straßen von Paris lief. Ja selbst, wenn sie des Abends zu Bette ging und sogar noch im Traume verfolgte sie sein Bild. Und Jean lebte nur noch der Minute, wo Marie zwischen einer Besorgung und der andern zu ihm heraufkam, ihre Hutschachteln unter'm Arm, das Paradies im Auge und im Herzen. So kam neue Lebenslust über den Dichter, er fing wieder an zu arbeiten, und in einigen Stunden reiner, begeisterter Freude schrieb er in Dialogform jenes entzückende Idyll „Die Sternennacht“ nieder, das später nach der Aufführung im Théâtre Français von Seiten des Publicums ihm die Bezeichnung „Theokrit von Paris“ eintrug.

Jean las zuweilen Marie seine Verse vor. Sie hörte ihm begeistert und vielleicht mit mehr Gefühl als mit Verständniß zu. Ihn beseligte es,

bewundert zu werden, und seine Zärtlichkeit für Marie wuchs infolgedessen noch. Allerdings, er liebte sie nicht mit gleicher Innigkeit wie sie ihn. Bei einer derartigen Musik giebt es nicht einen vollkommenen Accord. Jean war gut, aber er besaß ein beträchtliches Theil Egoismus wie alle wahrhaften Künstler. Trotzdem vermochte er nicht ohne Wärme und ohne innerliche Zufriedenheit an diese schlichte Freundin zu denken, die sich ihm mit Leib und Seele hingegeben und die sich besinnungslos in seine Arme geworfen hatte, wie man sich in einen Abgrund stürzt. Er vermochte sich sein Leben nicht mehr vorzustellen ohne sie; und da er, im Grunde genommen, billig und gerecht dachte, so träumte er nicht von Glück und Erfolg, ohne daß er in seiner Phantasie die mit einbegriff, welche ihm in seinem gegenwärtigen Elend eine Trösterin war.

So liebten sich Jean und Marie bereits seit mehreren Jahren mit einer Liebe, deren eben nur die armen Leute, welche keinen anderen Genuß und keine andere Zerstreuung kennen, fähig sind. Schüchtern von Natur und aller Initiative bar, lebte der junge Mensch dahin, arbeitete wohl hin und wieder, suchte aber keine Gelegenheit auf, die ihn zur Geltung bringen könnte. Da führte ihn der Zufall in dem Wirthshaus, wo er zu speisen pflegte, mit dem alten Saint-Firmin zusammen. Jean Delly hatte keineswegs an's Theater gedacht, als er seine „Sternennacht" schrieb, und der Enthusiasmus des Komödianten nahm ihn daher Wunder. Mit nicht viel Hoffnung vertraute er ihm sein Manuscript an. Was hätte auch ein armer Unter-Regisseur am Odeontheater ausrichten können? Um so größer war deshalb das Erstaunen des Dichters, als er vierzehn Tage später einen äußerst liebenswürdigen Brief erhielt, worin ihn der Leiter der Comédie Française eigenhändig zu seinem Werk beglückwünschte und ihn einlud, ihn baldigst zu besuchen.

V.

Noch an demselben Abend, wo Saint-Firmin ihr das Manuscript übergeben, hatte Nelly Robin es im Bette gelesen. Das hübsche Mädchen verstand nicht viel von Litteratur. Wie viele Schauspielerinnen lernte sie ihre Rolle auswendig, ohne das Stück zu kennen, und schließlich machte sie ihre Sache ganz leidlich, nachdem Verfasser und Regisseur sie in den Proben gehörig gedrillt hatten. Doch für Verse, für gereimte Phrasen, die von Liebe sprachen, hatte sie jenes instinctive Gefühl, das die Mädchen der Vorstädte bereits als Schulkinder bekunden, indem sie auf den Schreibheften für 10 Centimes eifrig den Text der Romanze zu entziffern suchen, welche der Leiermann, seinen Kasten drehend, mit näselnder Stimme hersingt. Die Musik in Jean Dellys Gedicht war köstlich. Dieselbe rührte Nelly und schien ihr noch weit schöner als die Couplets, die sie als kleines Gassenmädchen auf den Straßen gesummt hatte. Sie schlief endlich ein und

träumte von dem jungen Dichter, der mit den Kutschern zusammen essen mußte und dessen Verse ihr so zu Herzen gegangen waren.

Der Geliebte Nellys war damals der Herzog von Eylau, der natürliche Sohn des heldenhaften Marschalls, des ehemaligen Tambours, welcher auf der Brücke von Arcole neben Napoleon zum Angriffe getrommelt hatte. Er war ein hübscher, ein wenig blasirter Mann, von eleganten Manieren, doch von weniger als mittelmäßiger Intelligenz. Das zweite Kaiserreich hatte aus ihm nicht mehr als einen Kammerherrn machen können. Beim Souper, welches der Herzog am folgenden Tage in einem vornehmen Restaurant einigen Freunden aus den Tuilerien gab, erschien Nelly mit dem Manuscript Jean Dellys. Es war nicht gerade eine für Liebespoesien empfängliche Gesellschaft da versammelt. Lauter Leute mit grauen Köpfen und steifen Hälsen. Aber zur Rechten der Schauspielerin saß Herr Caduc, der Privatsecretär und intimste Freund des Kaisers. Er war ein wohlwollender, litterarisch hochgebildeter Mensch, von ungeheurem Einfluß auf das Theater. Dieser mußte ihr das Versprechen geben, die „Sternennacht“ zu lesen. Acht Tage darauf erhielt Nelly von Caduc eine Karte folgenden Inhalts: „Ein kleines Meisterwerk. Ich begebe mich sofort nach der Comédie Française.“

Nelly schrieb hocherfreut über den Erfolg ihrer Empfehlung an Saint-Firmin. Doch der arme alte Mime bekam den Brief nicht zu lesen. Drei Tage lang lag er bereits im Hospital todtkrank darnieder. Und da er dem Dichter von seinem Besuch bei der Schauspielerin Nichts gesagt hatte, so erhielt diese keine Antwort und war beleidigt wegen des Schweigens, in das sich Saint-Firmin und sein Günstling hüllten. Bald hatte sie im Strudel der Vergnügungen Beide vergessen.

Indessen das mitunter recht launenhafte Glück entschädigte plötzlich Jean Delly für seine unberühmte Vergangenheit.

Noch waren nicht vierzehn Tage verstrichen, seitdem er Saint-Firmin das Manuscript übergeben hatte, als er eines Morgens ein Billet vom Director der Comédie Française erhielt. Marie konnte ihn an diesem Tage nicht besuchen, und der Umstand, daß er die gute Kunde seiner lieben Freundin nicht alsbald mittheilen konnte, erfüllte den Dichter trotz seiner ausgelassenen Freude mit einem Gefühl von Traurigkeit. Heut war auch nicht einmal im Hospital Besuchszeit, sodaß er selbst nicht dem alten Saint-Firmin seinen heißen innigen Dank aussprechen durfte.

Mit klopfendem Herzen und schier beängstigt von seinem Geheimniß, machte Jean Delly, nachdem er den räthselhaften Brief mindestens zehn Mal durchgelesen, sorgfältig Toilette, um sich nach dem Théâtre Français zu begeben. Zum Glück hatte er einen passablen Gesellschaftsrock und eine nette Cravatte, ein Geschenk Maries. Er verließ das Haus. Die schmutzigen Straßen machten auf den Glücklichen einen festlichen Eindruck, der wolkenschwangere, traurige Novemberhimmel schien zu lachen, und die Leute, die

er unterwegs traf, kamen ihm vor, als wären sie die verkörperte Güte und Freundlichkeit. Jean hatte noch mehrere Stunden Zeit bis zu seinem Besuch. Er ging nach der Rue Monsieur-le-Prince, um einem seiner Schüler Unterricht zu geben. In seiner Erregtheit übersah er diesem den schrecklichen Barbarismus „Romanibus“ im lateinischen Exercitium. Die Folge davon war, daß der arme Schlucker von Gymnasiast bis an's Ende des Schuljahres für diesen entsetzlichen Schnitzer die ärgsten Sticheleien von Seiten seines Ordinarius zu ertragen hatte. Darauf wanderte Jean nach der Garküche. Und während er nun in Gesellschaft von Droschkenkutschern speiste, glaubte er mit den Göttern des Olymps bei Tische zu sitzen und Nektar und Ambrosia zu genießen, obwohl man in Wirklichkeit ihm nur einen in ranzigem Oel gebackenen Kalbskopf und einen Schoppen höchst verdächtigen Weines vorgesetzt hatte. Nach dem Mittagsessen machte er sich festen Schrittes und erhobenen Hauptes auf den Weg.

Doch kaum war er vor dem berühmten „Molière-Hause“ angelangt, als seine ganze Begeisterung schwand. Es überkam ihn auf einmal eine unbeschreibliche Schüchternheit. Auf der Wendeltreppe schienen ihn die prachtvollen Portraits und die stolzen Büsten der berühmten Schauspieler der Vergangenheit anzublicken, als wollten sie sagen: „Was will denn dieser armselige Gesell bei uns?“ Und der Portier, dem er seinen Namen nannte, musterte ihn mit einer so verächtlichen Miene, daß er sich fragte, ob er nicht geträumt habe, oder ob er wirklich nach dieser Stätte des Hochmuths berufen worden sei.

Der Dichter fand indessen in Gegenwart des General-Intendanten, der ihn auf's Schmeichelhafteste empfing, seinen Gleichmuth wieder. Sein Stück würde binnen Kurzem, in zwei oder spätestens drei Monaten, von dem Lesecomité geprüft und gleich darauf angenommen und gespielt werden. Herr Caduc hätte den kaiserlichen Schauspielern einen außerordentlichen Dienst geleistet, indem er dieses kleine Meisterwerk zu ihrer Kenntniß gebracht habe. Nun begriff der junge Mann mit Staunen, daß er vom Hofe protegirt wurde. Und als er verwirrt Dankesworte stammelte, da antwortete ihm der Intendant:

„Danken Sie Herrn Caduc. Besuchen Sie ihn nur.

Er ist ein Mann von feinem litterarischen Geschmack und wohnt hier ganz in der Nähe, Rue de Rivoli . . .“

Jean begab sich alsbald dahin und wurde in ein schönes, hellerleuchtetes Bibliothekszimmer geführt, dessen beide Fenster nach dem Garten der Tuilerien hinausgingen. Der liebenswürdige Greis ließ nicht lange auf sich warten und begrüßte ihn mit der gewandten Eleganz eines Hofmannes:

„Sie sind mir zu keinerlei Danke verpflichtet. Im Gegentheil, ich bin stolz darauf, dem Publicum mit Ihrer Dichtung dieselbe Freude zu bereiten, welche ich bei der Lectüre dieser reizenden Verse empfunden

habe . . . Uebrigens habe ich das Werkchen selbst erst von anderer Seite empfangen und zwar aus den Händen der Schönheit. Nelly Robin vom Vaudeville-Theater hat mir Ihr Manuscript übergeben. Sie sagte, daß sie es von einem Ihnen bekannten Schauspieler bekommen habe . . ."

Und als der junge Mensch in immer größeres Erstaunen gerieth, fügte Caduc hinzu:

„Wußten Sie es denn nicht? . . . Ja, ja, das Pariser Leben, von dem man viel zu viel Schlechtes spricht und in dem trotz alledem ein Mensch von Verdienst nicht lange unverborgen bleibt, bringt mitunter wunderbare Zufälle mit sich . . . Legen Sie also Fräulein Robin Ihren Dank zu Füßen. Sie spielt heut Abend; Sie werden sie in ihrem Garderobenzimmer finden . . . Und ich bin überzeugt," so schloß der freundliche Greis mit einem Lächeln, das ein ganz klein wenig verschmitzt aussah, „der Dichter wird ihr ebenso gut gefallen wie die Dichtung."

Nelly Robin! . . . Jean Delly wiederholte diesen Namen in Einem fort, indem er durch die Straßen von Paris dahineilte. Er hatte diesen Namen bisweilen in der Zeitung gelesen, und mit demselben verband sich ihm die Idee der Freude, des Reichthums und der Ueppigkeit. Er hatte bei den Photographen das Bild der blendend schönen Schauspielerin gesehen. Also Nelly Robin verdankte er diesen Dienst! Er fühlte sich seltsam bewegt bei dem Gedanken, daß dieses schöne Wesen, das, man mochte ihr nachreden, was man wollte, doch immerhin eine Künstlerin war, ihn aus dem Elend und aus dem Dunkel emporziehen würde.

„Wenn ich morgen Marie mein Abenteuer erzählen werde, wird sie diese Nelly Robin anbeten," dachte er.

Doch alsbald stieg ihm ein Zweifel in dieser Hinsicht auf.

„Wer weiß? Marie wird es vielleicht verdrießen, daß dieses Glück von einem anderen Weibe kommt . . . Pah, ich werde ihr die Sache schon auseinandersetzen."

Und nun ging es über die Champs-Elysées, wohin der Zufall seine Schritte gelenkt hatte. Das Bild seiner kleinen Freundin begann ein wenig in seiner Erinnerung zu verblassen bei dem Gedanken an die schöne Wohlthäterin. Ach, wie viele Stunden mußten noch vergehen, bevor er sie sehen konnte. Sie würde ihn in ihrer Garderobe empfangen. Er sollte in die Geheimnisse des Theaters eindringen, hinter jene mysteriösen Coulissen gehen, hinter denen seine naive Phantasie eine Märchenwelt verborgen glaubte. Er fühlte sich so unsicher, daß er fürchtete, er würde sich linkisch und ungeschickt benehmen. Wie sollte er das passende Wort und den richtigen Ton finden, ihr zu danken? Und dann würde sie lächeln und ihm die Hand reichen . . .

Der empfindsame Dichter schrieb die Unruhe seines Herzens dem Dankbarkeitsgefühle zu, das ihn beherrschte.

An jenem Abende war Nelly bei schlechter Laune, als sie in's Theater kam. Erstens hatte sie nämlich mit dem vierundfünfzigjährigen Herzog von Eylau eine schrecklich langweilige Partie Bézigue von vier bis um sechs Uhr spielen müssen, und sodann hatte sie der Kammerherr es auch entgelten lassen, daß der neu erschienene Gotha'sche Hofkalender einen genealogischen Irrthum enthielt. Wie der Sturmwind war Nelly in ihr Ankleidezimmer geeilt und hatte dabei eine Garderobenfrau fast über den Haufen gerannt. Indessen unfähig, lange böse zu sein, hatte sie sich im Pudermantel an den Toilettentisch gesetzt und begann sich zu frisiren, als der Theaterdiener ihr melden kam, daß ein gewisser Herr Jean Delly beim Portier sei und sie einen Augenblick zu sprechen wünsche.

„Jean Delly?" . . . Wer ist das, Jean Delly? . . . Ah, ja, der junge Dichter, der Freund Saint-Firmins . . . Na, der hat sich aber 'mal Zeit genommen, mir seinen Dank zu sagen . . . . Er soll hereinkommen."

Sie nahm sich vor, trotz alledem liebenswürdig zu sein und dem genialen jungen Manne einen freundlichen Empfang zu bereiten.

Und als er nun auf der Thürschwelle erschien, kreideweiß im Gesicht vor Aufregung, da erhob sie sich, und, ohne den Pudermantel, der über dem kostbaren Mieder geöffnet war, zu schließen, ging sie auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Kommen Sie nur näher, damit man Sie beglückwünscht, mein Herr . . . Ihr kleines Stück ist allerliebst, und ich hoffe, es wird bald aufgeführt werden . . . Kommen Sie nur weiter, lassen Sie sich doch 'mal anschauen . . . ich bin erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Sie zog ihn in's Zimmer herein und hieß ihn neben ihr auf einem schmalen Divan niedersitzen. Und während nun Jean, in Folge des herzlichen Empfanges, des Parfüms ihrer Kleidung, des warmen Druckes ihrer Hände und überhaupt der Berührung mit dem schönen Weibe verwirrt und entzückt, Worte des Dankes stammelte, betrachtete sie ihn mit Aufmerksamkeit.

Nelly zählte bereits dreißig Jahre und hatte eine ziemlich schwelgerische Vergangenheit hinter sich. Dennoch überkam sie plötzlich ein ganz eigenartiges Gefühl, wie sie es nie zuvor gekannt hatte. Dieser schöne junge Mann, dieser talentvolle Dichter, der mit großen seelenvollen Augen schüchtern zu ihr aufschaute, wie kam es nur, daß er einen so seltsamen Eindruck auf sie machte?

War das etwa Liebe, was sie heut zum ersten Mal in ihrem Leben empfand?

Instinctiv und unwiderstehlich fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Sie war wieder das schlichte Mädchen aus dem Volke geworden und erinnerte sich ihrer heißblütigen Jugendgefährtinnen von den Straßen der Vorstadt, zu denen der brutale Geliebte nur zu sagen braucht: „Komm!" und welche diesem dann gesenkten Hauptes folgen.

Was sie einander sagten? Banale Phrasen. Sie machte ihm irgend einige Complimente, wobei sie mehrmals dieselben Worte gebrauchte. Dann auch befragte sie ihn, wenn auch in wohlwollender, so doch in ziemlich ungeschickter Weise, über sein bisheriges Leben. Er antwortete kaum. Trotz seiner Unerfahrenheit Frauen gegenüber, fiel ihm doch an der Schauspielerin eine gewisse Unruhe auf, deren Ursache er sich freilich nicht zu deuten wußte. Die warme, parfümgeschwängerte Luft im Garderobenzimmer nahm ihm den Kopf ein, und da er Nichts mehr zu sagen hatte und durch längeres Verbleiben zu stören fürchtete, stand er auf, um sich zu verabschieden.

„Sie werden mich bald wieder besuchen, nicht wahr?" ... sagte Nelly leise, fast bittend.

„Mit Freuden," antwortete er. „Wann darf ich ...?"

„Um dieselbe Zeit in meinem Ankleidezimmer ... bin ich stets allein."

Er verbeugte sich; sie reichte ihm ihre Hand. Und als nun Jean in die kühle Abendluft hinaustrat, da schien es ihm, als ob Nellys Hand vorhin in der seinigen gezittert habe.

„Wie schön sie ist!" dachte er, während er seiner entfernten Wohnung zuschritt ... „Meiner Treu! ich will doch lieber Marie sagen, daß Saint-Firmin mein Manuscript direct Caduc übergeben hat. Wenn Marie erführe, daß diese herrliche Person mich protegirt, so würde sie am Ende vielleicht eifersüchtig werden und sich betrüben ... Besser, die Kleine erfährt Nichts."

VI.

Der Dichter brachte seine Lüge vor, und Maries Freude war groß, als sie hörte, daß die „Sternennacht" bald aufgeführt werden würde. Aber es dauerte nicht lange, da verdrängten Kummer und Sorgen die Festesstimmung in ihr. Es schien ihr, als ob mit einem Male der Geliebte kühler gegen sie geworden wäre. Vor Kurzem noch, wenn sie zu ihm kam, so stand Jean schon ungeduldig und erwartete sie auf der Thürschwelle, noch bevor sie die letzte Treppe erstiegen hatte. Und dann das glückselige Lächeln, die Umarmung, der Kuß, womit er sie empfing! Doch jetzt war er nicht mehr derselbe. Immer noch sanft und gut zu ihr, ja, aber weniger zärtlich. Dabei zerstreut. Sie suchte ihn zu entschuldigen. Ohne Zweifel ging ihm gegenwärtig Vieles im Kopfe herum. Pläne und Hoffnungen bezüglich der Gestaltung seines ferneren Schicksals beschäftigten ihn. Dennoch beunruhigte es sie, daß er so war, sogar in ihren Armen, im Augenblick der innigsten Hingebung. Aengstlich fragte sie ihn:

„Woran denkst Du eigentlich?"

Die Antwort, die er gab, konnte sie beruhigen.

„Nun, an mein Stück! Woran denn sonst ... In vierzehn Tagen ist Leseprobe, Du weißt es ja."

Er sagte die Unwahrheit, und während Marie sich dicht an ihn schmiegte und sein Gesicht mit unzähligen Küssen bedeckte, dachte er an Nelly, an jene üppige Blume, deren Duft er eine Weile lang geathmet hatte und deren sinneverwirrendes Parfüm ihn überall hin verfolgte.

Warum war er seit zehn Tagen immer noch nicht wieder im Vaudeville-Theater gewesen? Nun einfach: Mariens wegen. Es war doch nicht hübsch von ihm, ihr gegenüber ein Geheimniß zu haben. Er tadelte sich selbst wegen seiner Treulosigkeit. Sie liebte ihn doch so sehr! Und er liebte sie doch auch! Was auch kommen würde, sie sollte immer seine Gefährtin, seine Freundin bleiben, immer im Innersten seines Herzens die erste Stelle einnehmen. Und nun lehnte er liebestrunken sein Haupt an ihre Schulter und betrachtete dieses naive Kindergesicht, das lange, aufgelöste und in goldigen Strähnen über ihren Rücken hinabfallende röthliche Haar, das weiche, rundliche Kinn und die dunkelbraunen, großen Augen, die von Zeit zu Zeit ihm vertrauensvoll entgegenglänzten.

„Nein! es wäre unrecht von mir!" sagte er sich. „Ich werde diese Nelly Robin nicht mehr besuchen."

Aber er sollte ihr bald wieder begegnen, ohne daß er es beabsichtigte. Es geschah dies auf dem Kirchhofe Père-Lachaise an einem offenen Grabe, in das man soeben den Sarg des im Hospitale verstorbenen Saint-Firmin hinabgelassen hatte. Schmerzlich bewegt durch den Verlust des ihm aufrichtig und treu ergebenen Freundes, hörte Jean Delly, dessen Stück am Tage zuvor mit großem Beifall in der Comédie Française aufgenommen worden war, die Worte des De profundis an. Ein feiner, kalter Regen fiel vom Himmel hernieder, und nur eine kleine Anzahl Collegen des alten Regisseurs hatte diesem bis nach dem Kirchhof das Geleit gegeben. Nur drei oder vier junge Schauspieler vom Odeon und etwa ein Dutzend alter Mimen mit glattrasirten, welken Gesichtern, die einstens zusammen mit Saint-Firmin gespielt hatten, waren anwesend.

Als man das Weihwasser sprengte, erschien plötzlich, in einen prächtigen Pelz gehüllt und einen kostbaren Kranz am Arme tragend, ein Weib. Jean erkannte alsbald Nelly Robin. Das gute Mädchen kam, dem Zeugen ihrer traurigen Vergangenheit den letzten Liebesdienst zu erweisen.

Rasch näherte sie sich dem Grabe, senkte das Haupt, schlug ein Kreuz, murmelte leise ein kurzes Gebet und übergab dem Todtengräber den Kranz. Nun bemerkte sie Jean, der sie begrüßte.

Unter dem schwarzen Schleier hervor warf sie ihm einen zärtlichen und zugleich betrübten Blick zu. Seit vierzehn Tagen hatte sie immerwährend an den jungen Dichter denken müssen. Jeden Abend hatte sie ihn in ihrem Ankleidezimmer erwartet, aber vergebens. Wie ein Vorwurf lag's in ihren Augen, und er deutete sich das zu seinen Gunsten.

Sie standen auf dem schmutzigen Kirchhofe in der Nähe der Leichenhalle, und über ihnen breitete sich, düster und wolkenschwer, der Decemberhimmel aus.

Die Liebe ist stärker als der Tod.

Die Schauspielerin wandte sich an Jean.

„Der arme Saint-Firmin!... Wir hatten ihn alle Beide gern, nicht wahr?"

In Wahrheit aber dachten sie kaum noch an ihn, den armen Saint-Firmin. Nachsichtig lächelnd, sah sein Schatten gewiß schon auf sie herab aus dem Paradiese der Schauspieler, wo diese alle immer eine dankbare Hauptrolle zu spielen haben und wo sie ihren Namen immer fett gedruckt auf dem Anschlagszettel erblicken.

Jean und Nelly entfernten sich von dem Grabe und schritten die mit traurigen, entlaubten Bäumen bestandene Allee entlang.

„Warum haben Sie mich denn nicht besucht?" fragte sie leise.

Er antwortete in demselben Tone:

„Ich wagte es nicht . . ."

Nun gingen sie schweigend neben einander her. Am Ausgange des Kirchhofes wartete das Coupé Nelly Robins.

„Sie fahren doch mit mir nach Paris zurück? Nicht wahr, Herr Delly?"

Kaum saß Jean neben ihr in dem engen Wagen, dicht an sie gedrängt und von ihrem Parfüm und von dem weichen Pelze sanft umschmeichelt, da verlor er den Kopf. Nelly, die gar wohl das Leuchten seiner Augen bemerkte, schmiegte sich noch dichter an ihn und lehnte den Kopf auf seine Schulter.

„Ich lieb' Dich ja, weißt Du's denn nicht?" hauchte sie.

Sie hatten Küsse ohne Zahl gewechselt, als das Coupé vor der Wohnung der Schauspielerin hielt. Nelly sprang zuerst aus dem Wagen, Jean hinterdrein. Er wollte sich verabschieden, doch sie zog ihn mit sich in's Haus hinein.

Im Vorzimmer kam ihnen die Kammerfrau entgegen.

„Der Herr Herzog ist seit zwanzig Minuten da," sagte sie. „Er erwartet Madame im Boudoir."

Der Herzog! Sie hatte ganz vergessen! Das war die Zeit, um welche er mit ihr seine endlose Partie Bézigue zu spielen pflegte.

Mit einer Handbewegung entließ sie die Kammerfrau; und, indem sie um den Hals Jeans, dessen Gesicht plötzlich einen stolzen, finsteren Ausdruck angenommen hatte, ihre Arme schlang, bat sie:

„Ach, sei nicht bös! Verzeih mir. Morgen, wenn Du willst, wirst Du der Herr hier im Hause sein . . . Und Du mußt mir auch versprechen, heut Abend in's Vaudeville zu kommen . . ."

Also ihr Geliebter! Einer von Vielen! . . . O nein; er besaß Ehrgefühl und Eigenliebe, der Dichter. Er machte sich von ihr los, grüßte und verließ ohne Antwort das Zimmer.

Draußen auf der Straße eilte er erregt mit großen Schritten dahin, „Nein!" dachte er, „ich werde heut Abend bestimmt nicht in's Vaudeville gehen! . . . Schön ist sie wie der Tag, und wie Feuer brennen ihre Küsse auf den Lippen. Aber ich bin nicht einer von denen, die mit

Anderen die Liebe theilen und die, wenn einer von diesen Anderen plötzlich erscheint, sich im Kleiderschrank verstecken ... Der Herr! hat sie gesagt ... morgen, wenn ich will! Der Herr in all' dem Luxus, den sie einem Anderen ... mehreren Anderen verdankt! Und ich habe nicht Geld genug in der Tasche, um ihr einen Rosenstrauß zu kaufen! ... Wofür hält sie mich denn eigentlich? ... Und dennoch ... ich bin thöricht und undankbar ... Aber Marie? ..."

Er suchte sich durch den Gedanken an Marie zu erheben. Hatte er wirklich ernstlich daran gedacht, sie zu verlassen? Niemals! Ein bischen Untreue, das war das ganze Verbrechen, das er hatte begehen wollen. Das war am Ende verzeihlich, und er hatte darum noch lange nicht aufgehört, seine kleine Freundin zu lieben ... Jedoch? ... Jean wunderte sich selbst darüber, mit welcher Gemüthsruhe er soeben es fertig gebracht hatte, sie, wenn auch nur in Gedanken, zu betrügen. Unwillkürlich verglich er die beiden Frauen mit einander, und alsbald bemächtigte sich ein plötzlicher Rausch seiner Sinne. Noch fühlte er auf seinen Lippen die glühenden Küsse der heißblütigen Sünderin! Ach was! er war auch gar zu scrupulös ... Das schöne Geschöpf hatte für ihn eben einen kleinen Faible. Warum sollte er sich das nicht gefallen lassen? Freilich, vor allen Dingen Offenheit. Sie sollte es erfahren, daß er nicht frei war; er würde das ihr selbst sagen, heute Abend noch.

Um acht Uhr war er im Ankleideraum bei Nelly. Sie bestürmte ihn mit Liebkosungen. Sie kniete vor ihm nieder, küßte ihm die Hände.

„Du brauchst nur ein Wort zu sagen," wiederholte sie ein Mal über das andere, „und ich weise dem Herzog die Thür, und ich gehöre Dir, Dir ganz allein."

Der Dichter faßte sich ein Herz und beichtete.

Bebend schnellte sie empor:

„Wie, Du hast eine Geliebte?"

Jean suchte einzulenken, zu erklären. Ja, ein Mädchen, das gut und lieb in seinem Unglück und in seiner Einsamkeit zu ihm gewesen wäre. Aus Dankbarkeit hatte er sie anfangs wieder geliebt, jetzt fühlte er nur noch Freundschaft für sie. — Und er sprach die Wahrheit. —

Nelly konnte sich nicht darüber wundern. War es ihr doch dereinst ebenso gegangen!

„Ich werde dem Herzog mein Haus verbieten!" rief die Schauspielerin ... „Brich Du mit dem Mädchen."

Eine so grausame Logik erschreckte Jean Delly förmlich. In seiner Harmlosigkeit machte er den thörichten und unnützen Versuch, ein Weib seiner Rivalin gegenüber zu vertheidigen. Nie würde er es über's Herz bringen, Marie so schnöde zu verlassen. Sie würde ja ganz verzweifelt sein. Er mußte Zeit haben, sie auf die Trennung vorzubereiten, sonst wäre sie zu Allem fähig. Sie liebte ihn ja so grenzenlos.

In den Augen einer Kokette würde Jean sich durch eine derartige Ungeschicklichkeit unmöglich gemacht haben. Da aber Nelly wirklich in ihn verliebt war und ein gutes Herz besaß, so senkte sie den Kopf und flüsterte:

„'s ist wahr. Die Kleine hat Dich gewiß sehr lieb . . .“

Nun machte sich der Dichter die eigne Naivetät zum Vorwurf. Er umarmte Nelly, sprach zu ihr zärtlich, leidenschaftlich:

„Was schert uns Dein Herzog? Was schert uns Marie? Können wir uns nicht trotzdem gut sein?“

Aber sie wandte den Kopf bei Seite.

„Nelly, was ist Dir?“ rief er besorgt.

Und wie er nun einen Kuß auf ihren Mund drücken wollte, sah er, daß das schöne Mädchen die Augen voller Thränen hatte.

Er glaubte sie verletzt zu haben und bat sie reumüthig um Verzeihung. Da ergriff sie von Neuem seine Hände, bedeckte sie mit Küssen, netzte sie mit der warmen Fluth ihrer Thränen und sagte ihm, wie innig lieb er ihr sei. Nein, böse war sie ihm nicht. Im Gegentheil, sie hatte ihn um Entschuldigung zu bitten dafür, daß sie ihn zu gewinnen gehofft. Sie hatte, wie ihresgleichen alle es wenigstens einmal in ihrem Leben thun, sich der trügerischen Hoffnung hingegeben, ihre Schuld durch Liebe zu sühnen. Das war eine Thorheit, sie sah es ein. Ueberdies sei er ja auch nicht mehr frei.

„Entweder Du täuschst mich absichtlich, oder Du belügst Dich selbst,“ rief sie schluchzend, „wenn Du behauptest, daß Du Deine Marie nicht mehr liebst. Sie ist Deine erste und einzige Freundin gewesen, sie hat Dir Trost gebracht in den Tagen des Unglücks. Ich beneide sie, aber ich kann sie nicht hassen. . . . Hören Sie, theurer Freund,“ fuhr sie nach einer Pause scheinbar ruhig fort, „glauben Sie, es ist das Beste, wir gehen von einander jetzt und sehen uns nie wieder, — das wird Ihnen und mir gut sein. Versuchen wir, einander zu vergessen.“

Außer sich vor Schmerz, stürzte der Dichter Nelly zu Füßen, bat und flehte, schwur, daß er sie aufrichtig liebte, und glaubte an seine Schwüre. Doch sie blieb standhaft und besaß sogar die Kraft, ihm „nur noch einen einzigen Kuß“ zu versagen. Zu allen seinen Betheuerungen schüttelte sie blos den Kopf. Und als er endlich, mehr gezwungen, als freiwillig, sie verließ, da konnte sie hoffen — oder auch fürchten — daß er nicht mehr zurückkehren würde.

VII.

Er kam schon am nächsten Tage wieder, er kam alle Abende wieder, und sie empfing ihn, war gut und zärtlich zu ihm, ohne ihm indeß nachzugeben, noch ihm Hoffnung zu lassen, daß sie ihm jemals nachgeben

könnte. Und, wie es so oft bei Liebesabenteuern vorkommt: sie waren Alle unglücklich.

Alle; zunächst Nelly. Sie hatte jetzt volle Gewißheit, daß der Dichter rasend in sie verliebt und völlig bereit war, seine Marie zu verlassen. Auch sie dachte jetzt daran, ihre Kette zu brechen, und man würde alsdann, so gut es anging, als ein rechtes Liebespaar, von Liebe und Luft leben. Aber sie besaß einen Fonds von Edelmuth. Es widerstrebte ihr, daß ihr Glück das Unglück einer Anderen herbeiführen, das Ergebniß einer grausamen Handlungsweise sein sollte. Auf alle Fälle wollte sie dies nicht veranlassen. Niemals hätte sie zu Jean gesagt: „Brich mit Deiner Marie," und wiederum, wäre er gekommen, ihr zu sagen: „Ich habe mit ihr gebrochen," sie wäre ihm an den Hals geflogen. Indessen, er sagte es nicht, und sie fragte sich dann mit gar bitterem Zweifel, ob er denn für sie nur sinnliche Begier, nur eine vorübergehende Neigung hege.

Marie war nicht minder zu beklagen. Jeden Tag wurde Jean Delly gleichgiltiger, verdrießlicher. Beklagte sie sich darüber, so entschuldigte er den Wechsel seiner Laune mit seiner Zerstreutheit: denn er ging jetzt alle Nachmittage in's Théâtre Français, der Einstudirung seines Stückes beizuwohnen. Aber das einfache Mädchen, gewarnt durch den sehr sicheren Instinct des vernachlässigten Weibes, täuschte sich hierin nicht, und jeden Augenblick durch ein rauhes Wort, durch eine ungeduldige Geste ihres Geliebten erschreckt, lebte die arme Kleine in beständigem Aufruhr des Herzens und ahnte eine Katastrophe.

Jean litt ebenfalls. War er bei Nelly Robin, so lebte er, unaufhörlich allen Tantalusqualen preisgegeben, in einer Aufregung der Sinne, und sobald er zu Marie zurückkehrte, empfand er ein schreckliches Gefühl von Müdigkeit und Mitleid. Denn, ohne sich bis jetzt dazu entschließen zu können, dachte er doch bereits daran, sie zu verlassen, und dabei empfand er im Voraus Abscheu vor seiner Feigheit und seiner Undankbarkeit.

Sie waren eben Alle unglücklich. Ja! Alle, bis zu dem unglückseligen Herzog von Eylau, der jetzt mehr denn je die Gabe besaß, die nervöse Nelly Robin im höchsten Grade zu reizen, und der die barschen Abweisungen seiner Maitresse ebenso wenig wie die zahllosen Fehler begriff, die er seit einiger Zeit beging, wenn er Bézigue spielte.

Er war das erste Opfer der Situation, der arme Herzog: Wegen eines Nichts, des Ausspielens einer Karte — rundweg verabschiedet. Er war gleichwohl nicht anspruchsvoll gewesen, wenn er nur seine obligate Partie von 4 bis 6 hatte. Er entfernte sich discret, und mit ihm verschwanden die Päckchen Tausendfrankscheine. Bah! Nelly kümmerte sich viel um Geld! Sie liebte.

Ohne irgendwie ihre Ausgaben, ihr Hauswesen zu verringern, verkaufte sie einen Schmuck nach dem andern und lebte in den Tag hinein mit der Sorglosigkeit der Maitressen.

Endlich wurde die „Sternennacht“ im Théâtre Français gespielt. Man erinnert sich noch des Triumphes! Das Premièrenpublicum, alle die alten, abgelebten Roués weinten dabei vor Rührung. Das erfrischte sie, das that ihnen wohl.

Den Tag nach der Aufführung machte der Name Jean Delly, hoch gepriesen, die Runde durch die Zeitungen, d. h. durch Frankreich, durch Europa. Der Dichter, dessen Gesicht noch ganz pudrig war vom Bruderkuß seiner Interpreten, wurde hinter einer Coulisse von dem dicken Verleger Beer erwischt, der ihm schnurstracks das Manuscript seines Stückes abkaufte und ihm 5000 Franken in die Hand drückte. Bei den ersten Aufführungen saß Nelly in der Loge des Herrn Caduc, weinte Freudenthränen und applaudirte so stürmisch, daß sie ihren Fächer zerbrach, während ganz im Hintergrunde der einzigen Loge, die man dem Dichter bewilligt hatte, Marie in den Armen der Freundin aus dem Atelier, die sie begleitet hatte, vor Aufregung verging.

Mißtrauen wir dem Glück. Es macht die Guten besser, aber für den Egoisten ist es gefährlich, und der Mann, der Erfolg gehabt, glaubt, ihm sei Alles erlaubt.

Bei seinem späten Erwachen am nächsten Morgen in der Mansarde des Quai St. Michel erhielt Jean Delly von Nelly Robin einen überschwänglichen Brief und ein Packet Journale, die warm seinen Ruhm verkündeten. Er war berühmt, er war geliebt. Auf einmal. Nein! Er besaß ja Nelly nicht. Ein einziges Hinderniß — und das war Marie. Da fiel sein Blick auf die Banknoten, die ihm Beer am Abend gegeben, und die er bei der Heimkehr auf den Tisch geworfen hatte. Geld! Lösten sich nicht mit Geld am häufigsten die Jugendliebschaften, die Liebeleien des Quartier Latin? 5000 Franken, das war für eine Handwerkerin schon Etwas, womit sie sich etabliren konnte, eine Art Aussteuer, der Anfang eines Glücks vielleicht. Und für ihn konnten sie das Lösegeld, seine Freiheit bedeuten. Und schließlich hatte er ja keine Jungfrau verführt. Marie hatte ihm nur, und zwar aus eigenstem freien Antriebe, zwei Jahre ihres Lebens geschenkt. 5000 Franken! Das hieß bezahlt! . . .

Und Jean Delly war kein Bösewicht! Noch am Abend, im Hochgefühl des Triumphes, hatte er seine kleine Freundin, die ihn ganz schüchtern auf der Straße, am Eingang für die Schauspieler, erwartete, freudig umarmt . . . Aber ein ungestillter, rasender Wunsch verblendete ihn.

O Gefühllosigkeit, o Härte des Menschenherzens! O über die Niedrigkeiten, die in einer Minute erdacht, beschlossen, ausgeführt sind!

Marie würde ihn ohne Zweifel so bald als möglich besuchen, vielleicht diesen Morgen schon.

Er kleidete sich hastig an und schrieb in einem Zuge den Abschiedsbrief. Er beschwor Marie, ihm zu verzeihen. Aber er liebte sie nun einmal nicht mehr. Sie könnten sich hinfort gegenseitig doch nur noch zur

Qual leben. Und, das Geld anzubieten, fand er, der Mann der Feder, eine geistvolle, fast zärtliche Wendung.

Er legte die Hülle, die den Brief und die Banknoten enthielt, recht augenfällig auf den Tisch, sagte im Fortgehen dem Portier, daß, wenn Fräulein Marie käme, oben Etwas für sie läge, stieg in eine Droschke und ließ sich zu Nelly fahren.

Seit einigen Tagen spielte sie nicht mehr im Vaudeville, wo ihr Engagement soeben zu Ende gegangen war. Einige Monate zuvor hatte sie, angesichts sehr vortheilhafter Anerbietungen nach Rußland, abgelehnt, es zu erneuern. Dann war Jean erschienen, sie hatte sich nicht mehr von ihm entfernen wollen, und noch am Abend zuvor hatte sie den Theateragenten abgeschüttelt, der in sie drang und sich nicht erklären konnte, warum ein hübsches Weib eine Reise in das Land der Rubel abschlug.

„Es ist geschehen. Ich habe mit ihr gebrochen!" rief Jean in den Armen der Schauspielerin.

Und er erzählte ihr, mit häßlicher, egoistischer Freude, die schlechte Handlung, die er soeben begangen. Nelly, eine Maitresse trotz alledem, bewunderte ihn und war stolz und gerührt, daß er, ohne zu zögern, um ganz ihr anzugehören, das erste Gold geopfert hatte, das ihm das Glück zuwarf.

„Und ich, ich bin auch frei!" sagte sie zu ihm, auf seine Schulter gelehnt, „ich bin Dein und gehöre Dir für immer! ... Dieser Luxus, der mich umgiebt, erregt Dir Abscheu ... Du bist stolz, Du hast Recht ... Nun, beruhige Dich nur ... Ich habe bis jetzt, ohne zu rechnen, gelebt, und seit vierzehn Tagen habe ich den Herzog fortgeschickt, der meine Schulden bezahlen wollte ... Wohlan, Möbel, Toiletten, Schmuck, Alles lasse ich meinen Gläubigern ... Du wirst eine Kameradin haben, die eben so arm ist wie Du .. Sprechen Sie, mein Herr, werden Sie dann auch noch Ihre Freundin im Grisettenkleide lieb haben? Bah! Es ist gar nicht so lange her, daß ich höchst eigenhändig meine Wäsche ausbesserte und meine Suppe kochte ... Ich werde das Theater verlassen, willst Du? ... Du würdest doch zu eifersüchtig sein, nicht wahr? wenn ich dort bliebe, und ich, ich könnte nicht genug bei Dir sein ... Nein, ich will Deine Wirthschafterin werden, und Du sollst sehen, wie ich Dich pflegen werde, während Du allerhand schöne Sachen schreiben wirst ... Zunächst wirst Du jetzt Deinen Lebensunterhalt verdienen; Du wirst nicht reich sein, bei Gott! ... Dichter haben kein Glück. Aber ich werde so vernünftig sein ... Ja! wir werden sogar noch große Sprünge machen können. Und Du wirst mir bald mein erstes Schmuckstück kaufen ... Ohrringe in Doublé, zehn Franken das Paar, wie jene beim Juwelier in der Rue Ménilmontant, die so sehr meinen Neid erregten, da ich mich noch als Kind auf der Straße umhertrieb ... O mein Jean, wie liebe ich Dich!" ...

Und wie er sie feurig an sich preßte, fügte sie, sich losmachend, hinzu:

„Nein, noch nicht, noch nicht und nicht hier . . . Hier erinnert mich Alles an meine Vergangenheit, widert mich Alles an . . . O vergieb mir! Ich war ja Dir noch nicht begegnet, ich wußte ja nicht, was es heißt, zu lieben . . . Nein, ich will noch heut Abend zu Dir kommen, in die ärmliche Wohnung, wo Du so unglücklich gewesen bist. Ich werde dorthin kommen, um nicht mehr fortzugehen, und Nichts will ich mitbringen als die Kleider, die ich am Leibe trage . . . Sprich, bist Du einverstanden? . . . Jetzt gehe an Deine Geschäfte . . . Du mußt Dich im Theater zeigen, Du mußt allen Deinen Bekannten danken, Deinen Interpreten, jenen Journalisten, die Dich soeben als großen Dichter ausposaunt haben und die man subtil behandeln muß . . . Ich kenne das . . . Währenddem werde ich hier Alles regeln, und das wird nicht lange dauern, ich versichere Dich. Ich werde nicht einmal die wenigen Louis in meinem Portemonnaie behalten . . . Es giebt ja genug Sammelbüchsen für die Armen . . . Erwarte mich heut Abend, um sechs Uhr, und laß uns unser gemeinsames Leben damit beginnen, daß wir in Deiner Kneipe speisen, mit jenen Kutschern zusammen, weißt Du? dort, wo Du den armen St. Firmin kennen gelernt hast . . . Es liegt mir daran, daß auch ich ein wenig Dein großes Elend getheilt habe!“ . . .

Jean ging, berauscht von Stolz, eine solche Leidenschaft eingeflößt, solche Opfer veranlaßt zu haben.

Allein und von dem Wunsche beseelt, sobald als möglich die Spuren ihres galanten Lebens zu vernichten, nahm Nelly zuerst aus einem Schubfache einige Packete Briefe und warf sie in's Feuer.

Sie sah sie brennen und wollte gerade ihrer Kammerfrau klingeln, um ihr den soeben gefaßten Entschluß anzukündigen, als diese erschien und sagte:

„Kann Madame das Mädchen Ihrer Modistin empfangen? . . . Sie ist unten mit dem bewußten Hut, den Madame vor acht Tagen bestellt hat.“

„Laß sie heraufkommen,“ erwiderte Nelly Robin mechanisch.

Und während die Kammerfrau gehorchte, dachte die Schauspielerin und konnte nicht umhin zu lächeln:

„Ein Hut für fünf Louis! Ich werde ohne Zweifel auf lange hinaus keinen solchen mehr tragen, und dieser soll nach der Execution durch die Gerichtsdiener bezahlt werden wie das Uebrige . . . Bah! ich will ihn heut Abend aufsetzen, wenn ich mich bei Jean einlogiren werde.“

Denn welche Macht der Erde vermöchte eine Frau, selbst wenn sie närrisch vor Liebe, selbst wenn sie in einer Krise der Leidenschaft ist, zu hindern, daß sie einen hübschen Hut probirt?

Das Mädchen trat ein und öffnete seinen Carton.

„Lassen Sie sehen,“ sagte Nelly.

Sie stellte sich vor ihren Spiegel, rückte den koketten Chiffon auf ihrem Kopfe zurecht und bemerkte erst jetzt im Spiegel das Gesicht der jungen Modistin.

Was hatte sie nur, die arme Kleine mit den goldrothen Haaren? Warum waren jene hübschen kaffeebraunen Augen mit Thränen gefüllt?

Und warum stützte sie sich wie ohnmächtig auf die Lehne eines Fauteuils?

Es war Marie, die den Hut gebracht hatte.

Oh! wie war sie heut Morgen so fröhlich aus dem Atelier weggegangen, ihren Carton unter'm Arm!

Schnell, erst zu Jean! Er mußte lange geschlafen haben, nach all' den Aufregungen seines Triumphes. Sie würde ihn beim Aufstehen finden, ihren Vielgeliebten, ihren Dichter, wie er endlich glücklich war. Aber nein, schon ausgegangen! „Sie können sofort hinaufgehen, Fräulein," hatte ihr der Portier gesagt, „es ist oben Etwas für Sie."

Was das oben war? großer Gott! es war der schreckliche Brief und jene Banknoten, die sie sogleich wieder fortgeworfen hatte, die ihr in den Fingern gebrannt hatten. So, das war zu Ende. Jean liebte sie nicht mehr und verabschiedete sie, bezahlte sie wie eine Dirne. Roth, als hätte sie einen Backenstreich erhalten, todt das Herz, das Blut im Gehirn, war sie geflohen und weinte auf der Straße, ohne sich zu schämen.

Wenn Sie einen großen Kummer haben, wenn Ihr Liebhaber Sie verläßt, schöne Dame mit den drei Toiletten täglich, so verriegeln Sie Ihre Thür, Sie schließen sich in Ihr Boudoir ein mit einem Flacon englischen Riechsalzes, und Sie können dann wenigstens in der Einsamkeit schluchzen. Ich beklage Sie, gewiß! denn das Leiden ist dasselbe für das Herz einer verlassenen Frau, ob es nun unter Seide oder unter grobem Zwillich schlägt. Aber haben Sie gütigst Mitleid mit dem kleinen Laufburschen von Modistin, die vor allen Passanten, die Trottoirs entlang, um ihr verlorenes Glück weint, und die, trotz ihres Schmerzes, — der ebenso grausam ist wie der Ihrige, schöne Dame, — dennoch ihre triviale Besorgung nicht vergessen darf und einen Hut zur Kundin tragen muß.

Marie hatte Nelly Robin niemals gesehen, hatte ihren Namen erst heut Morgen erfahren, wußte Nichts von ihr. Ohne daß die Eine oder die Andere es ahnte, standen sich die beiden Rivalinnen gegenüber.

Vor dem Gesicht der Unbekannten, das durch den Schmerz verstört war, wurde Nelly von Mitleid erfüllt. Von Natur sehr gutmüthig, war sie es um so mehr an diesem für sie so glücklichen Tage.

„Was fehlt Ihnen denn, meine liebe Kleine?"

Aber Marie sank unter der Wucht ihres allzu schweren Kummers auf einen Divan und barg den Kopf in ihren Händen. Nelly setzte sich liebreich neben sie und war mit mütterlicher Zärtlichkeit um sie bemüht.

„Ein schwerer Kummer wohl? . . . Kommen Sie, mein liebes Kind, weinen Sie nicht so . . . Sie kennen mich zwar nicht, aber Sie können Vertrauen zu mir haben! . . . Ich würde so zufrieden sein, wenn ich Ihnen helfen könnte . . . Und, auf alle Fälle, sagen Sie mir getrost, was Sie so betrübt."

Sich anvertrauen ist ein so natürliches Bedürfniß, und diese schöne Dame schien so gütig! Seit zwei Stunden irrte Marie in Paris umher, sterbensmatt vor Verzweiflung: Sie offenbarte das Geheimniß derselben in einem Weheruf.

„Jean! . . . Mein Jean hat mich verlassen! . . .“

Ihr Jean? . . . Nelly war das Herz wie zugeschnürt infolge einer Vorahnung. Mehrmals hatte sie mit eifersüchtiger Neugier den Dichter über seine kleine Freundin befragt: „Hübsch, nicht wahr? Wie sieht sie denn aus? Und jetzt, just während sie dieses jugendliche, von Thränen überströmte Gesicht betrachtete, das dem ihren so nahe war, und unter dem in Unordnung gerathenen rothen Haar diese Stirn, auf die sie, einer Regung der Sympathie folgend, beinahe ihre Lippen gedrückt hätte, erinnerte sich die Schauspielerin der verlegenen Antwort Jean Dellys: „Ein Rothkopf mit braunen Augen.“

„Ein Liebeskummer also. Ich dachte mir's,“ sagte Nelly mit veränderter Stimme. „Lassen Sie hören, Liebchen, erzählen Sie mir das . . Und vor Allem: wie heißt denn das herzige Kind, das so großen Kummer hat?“

Und das junge Mädchen warf Nelly unter Thränen einen Blick der Dankbarkeit zu und antwortete mit Anstrengung:

„Wie gütig Sie sind, Madame! . . . Ich heiße Marie.“

Da wurde die Hand, welche die ihrige drückte, eisig kalt, der Arm, der um ihre Taille lag, sank herab. Aber Marie achtete nicht darauf. Eine Stimme von Mitgefühl hatte sie gebeten, ihr Herz zu erleichtern. Es schüttete sich aus, es ergoß sich in Klagen und Schluchzen.

„Mein Jean! . . . Ich liebte ihn so sehr! . . . Wenn Sie wüßten!“

Und Marie ließ sich zu Nellys Füßen gleiten, behielt die Hand der Dame, die soviel Mitleid zeigte, in der ihrigen, küßte sie wiederholt schmeichelnd wie ein krankes Kind und erzählte von den zwei Jahren ihres Glücks und ihrer Liebe, wo alle Minuten ihres Lebens Jean gehört hatten, wo jeder Stich ihrer Nadel von einem Gedanken der Anbetung für ihren Vielgeliebten begleitet gewesen war. Sie hatte geglaubt, daß er sie liebte. Aber sie war weder thöricht noch eitel gewesen. Sie sagte sich wohl manchmal mit Seufzen, daß ein unwissendes Mädchen wie sie nicht die einzige Liebe eines Dichters sein könnte. Zweifellos wird er von anderen Frauen verführt werden, die ihn liebten — er war ja so entzückend! — und würde ihr untreu werden. Alles vergeht, Alles hat ein Ende, sie wußte es wohl. Sie durfte nur hoffen, daß er ihr einen kleinen Raum in seiner Freundschaft wahren werde, daß er stets ein wenig Zärtlichkeit für diejenige haben werde, die ihm während seiner traurigen Jugend Glück gespendet hätte. Hundert Mal hatte er es ihr geschworen. Wenn sie ihn doch wenigstens sehen, mit ihm zusammenkommen könnte — und gar nicht einmal oft, wenn er es so gefordert hätte — ihn zu pflegen, sobald er krank wäre, sie hätte sich mit einer kargen Zärtlichkeit begnügt, solch einer,

wie man sie wohl beiläufig dem Hunde des Quartiers zu Theil werden läßt. Aber nein. Er trieb sie in hartherziger, in brutaler Weise von sich. Oh! über den Schlechten und Undankbaren! Und er warf ihr wie einen Schimpf dieses elende Geld hin! Geld! Sie brauchte Nichts mehr. Ihr Jean hatte ihr das Herz gebrochen. Sie würde daran sterben, ja wohl! sie würde daran sterben! Und wenn der Tod auf sich warten ließe, je nun, es gab Wasser unter den Brücken und Kohlen bei dem Kohlenhändler! . . .

Heftig legte ihr Nelly die Hand auf den Mund.

„Was sagen Sie da, kleine Unglückliche? . . .“

Vor ihrer Rivalin hingesunken, den Kopf auf deren Knieen, schwieg Marie, und jetzt weinte sie, weinte und weinte.

Und während Nelly noch das trostlose Mädchen betrachtete, fühlte sie sich von namenlosem Mitleid ergriffen. Denn: das Unglück, das sie hier vor Augen hatte, es war ihr eigenes Werk. Wahrhaftig, das erste Mal, wo sie ernstlich liebte, hatte sie kein Glück. Sie konnte nur glücklich sein, indem sie Böses stiftete. Und während sie diese arme kleine Marie betrachtete, die Jean ihr opferte, empfand sie ein unbestimmtes Gefühl des Neides. Sie selbst hatte diese echte und aufrichtige Leidenschaft, diesen schönen Schmerz, nie kennen gelernt. Das Beste, was ihr noch das Leben, dessen goldene Schande sie jetzt verabscheute, geboten hatte, das waren — welcher Hohn! — die bei Lamorlière verlebten Jahre, ihre Ergebenheit als dienende Maitresse eines alten und lächerlichen Komödianten. Marie konnte doch nach alledem wenigstens sterben. Sie hatte gelebt, hatte geliebt; sie hatte eine kurze, aber entzückende Jugend genossen. Oh! Wie beneidete Nelly sie um ihren schönen Traum, selbst um den Preis eines so rauhen Erwachens! . . . Aber wie sie so von Neuem ihr Opfer betrachtete, das völlig niedergeschmettert war, dem beständig große Thränen unter den geschlossenen Augenlidern hervorquollen, und das den rührenden Eindruck eines verwundeten Vögleins machte, da regte sich das gute Herz Nellys, und sie wurde zugleich von einer unbestimmten Verachtung, einer Art von Abscheu gegen diesen Jean erfaßt, diesen Egoisten und verführerischen Dichter, dem sie sich so unklug hingegeben hatte, dem sie, sie konnte es sich nicht verhehlen, jene schlechte Handlungsweise inspirirt hatte, und der sie ohne Zweifel bald ihrerseits würde Qualen erleiden lassen, da sie ihn ja auch liebte.

„Und sagen Sie mir, Liebchen,“ fragte sie das junge Mädchen, das sich ein wenig beruhigte, „wissen Sie, um wessen willen Sie verlassen sind?“

„Ach! nein,“ antwortete Marie. „Seit einiger Zeit hatte ich wohl bemerkt, daß Jean mir gegenüber nicht mehr derselbe war. Aber ich hatte so viel Vertrauen zu ihm! Ich wies meinen Argwohn weit von mir, tadelte mich sogar deswegen . . . Aber die Lebensweise Jeans ist eine andere geworden; er geht jetzt hinter die Coulissen. Dort wird er vermuthlich irgend eine schöne Schauspielerin gefunden haben, die viel liebenswürdiger ist als ich, Toiletten hat und Luxus treibt, von Huldigungen umgeben ist,

und die es versteht, die Kokette zu spielen und einen Mann eifersüchtig zu machen... Oh! so ist es, gewiß, und ich war von Anfang an verloren... Denn ich verstand ja nur, ihn unsinnig zu lieben, meinen Jean, und hatte ihm Nichts weiter zu geben, als mein armes Herz! . . ."

Und während Marie mit keuchenden Worten ihrem Schmerze noch freien Lauf läßt, siehe, da ist im Geiste Nelly Robins soeben ein Wunsch entstanden, ach! ein Wunsch, der ihr viel Schmerz bereitet, der aber gebieterisch, unwiderstehlich ist, nämlich: sie will auf Jean verzichten und ihn dieser armen Kleinen zurückgeben. Sie kennt das Leben, sie weiß, was sie aufgiebt. Mit dreißig Jahren liebte sie zum ersten Male, und es war köstlich. Ach! es ist sehr hart, diese späte Liebesblüthe sich aus dem Herzen zu reißen. Dieselbe wird nicht wiederkehren, deß ist sie sicher. Und nicht allein Jean vermißt sie, sondern auch die Empfindung, die sie für ihn hegte. Ja, es ist hart! Aber das schöne Mädchen hat alle Verderbniß gekostet, ohne ihren Fonds von Edelmuth, ohne ihr angeborenes Gerechtigkeitsgefühl, ihren plebejischen Sinn für Gleichheit zu verlieren. Daß ihr die schönen, aber duftlosen Camelien widerwärtig geworden sind, ist das ein Grund, jenem Kinde, das da vorübergeht, sein armseliges Veilchensträußchen zu nehmen, das nur zwei Sous werth ist, aber gut duftet? . . .

Schöne Dame, mit den drei Toiletten täglich, Sie würden ebenso handeln, davon bin ich überzeugt. Sie tragen in Herzensangelegenheiten keine Eitelkeit und keine Selbstliebe hinein; und sollte der Cavalier Ihrer besten Freundin versuchen, Ihnen den Hof zu machen, so ist Ihnen das, ich zweifle nicht daran, im höchsten Grade unangenehm. Geben Sie mir nur das Eine zu: daß diese Nelly Robin, trotz all' ihrer Flecken, das Herz ganz ebenso auf dem rechten Fleck hatte, da sie, selbst in voller Leidenschaft, in vollem Begehren, einem Instincte der Gerechtigkeit und des Erbarmens gehorchte.

Nelly hatte Marie aufgehoben, hatte sie neben sich niedersitzen lassen.

„Wollen Sie, mein Kind," sagte sie mit herzlicher Stimme, „daß ich Ihnen jetzt einen guten Rath gebe?"

„Gewiß, Madame, aber zuvor lassen Sie mich Ihnen sagen, wie sehr ich verwirrt bin . . . Ich habe Ihnen soeben tausend Thorheiten erzählt, und ich bitte Sie dafür recht sehr um Vergebung."

„Lassen wir das. Sie sollen mir später danken . . . Die Brutalität, womit Ihr Geliebter Sie verlassen hat, ist meines Erachtens ein Beweis dafür, daß er in einer Augenblickslaune, in der Heftigkeit gehandelt hat . . . Und dies ist nicht das Gewöhnliche bei ihm, nicht wahr? . . ."

„Oh! gewiß nicht . . . Er ist immer so nett gegen mich gewesen!"

„Nun wohl, Sie müssen ihn wiedersehen. Ja! ich kenne die Menschen. Zu dieser Stunde, ich möchte darauf schwören, bereut er schon, so schlecht gewesen zu sein; denn er muß inzwischen nach Hause zurückgekehrt sein und

dort jenes Geld wiedergefunden haben ... Sie müssen ihn so bald als möglich wiedersehen ... Können Sie es schon heute?"

„Ich kann zu ihm gehen, wie ich es oft that, nach 6 Uhr, wenn ich aus dem Geschäft komme."

„Versäumen Sie das nicht. Wollen Sie es mir versprechen? ... Entweder hat dieser Jean kein Herz, oder er wird erröthen über seine Handlungsweise vor diesen schönen, ganz verweinten Augen ..."

„Ach, Madame, hoffen Sie das? ... Oh! ich bin nicht so stolz, ich würde schon mehr als zufrieden sein, wenn er mich nur noch ein bischen lieben wollte, nur aus Mitleid ... Aber ich wage selbst daran nicht zu glauben."

„Aber ich, mein Liebling, ich bin beinahe gewiß, daß er Ihnen einen Empfang bereiten wird, über den Sie erstaunt sein werden ... Also abgemacht. Sie werden heut Abend zu ihm gehen ... Versuchen Sie nur, bis dahin nicht mehr zu weinen ... Und jetzt umarmen Sie mich, denn ich werde Ihnen zu beweisen wissen, wie sehr ich Ihre Freundin bin."

Und Nelly küßte sie auf die Stirn und verabschiedete das junge Mädchen, das noch sehr in Unruhe war, ein wenig getröstet jedoch und von einer leichten Hoffnung beseelt.

Bei der Rückkehr in seine Wohnung hatte Jean auf seinem Tische die Banknoten vorgefunden, die Marie hatte liegen lassen.

„Bah! ich werde schon machen, daß sie das Geld nimmt," hatte er zu sich gesagt, wobei er indessen ein wenig üble Laune und einige Scham empfand.

Aber er hatte auch nicht umhin gekonnt, zu denken:

„Diese herzige Kleine! Sie liebte mich trotzdem."

Dann hatte er aber diese unbequeme Erinnerung wieder von sich gewiesen, hatte ein wenig Ordnung in sein Zimmer gebracht und schritt nun, in nervöser Aufregung, mit klopfendem Herzen, wie ein gefangener Löwe im Käfig auf und ab; er sehnte ja so heiß die Stunde herbei, den Augenblick des Triumphes und der Liebe, da Nelly zu ihm kommen würde.

Aber um $5^1/_2$ Uhr erschien der Portier mit einem Briefe, den ein Dienstmann soeben gebracht hatte, ohne auf Antwort zu warten, und Jean las, das Herz von einem Schüttelfrost durchbebt, folgende abscheuliche Zeilen:

„Erwarten Sie mich heut Abend nicht, mein lieber Poet. Weder heut Abend, noch jemals. Behandeln Sie mich als Kokette, als eine Elende. Verachten Sie mich, hassen Sie mich. Aber es geht nun einmal nicht anders.

Heute Morgen, nach Ihrem Weggange, ist mir plötzlich klar geworden, daß wir alle Beide im Begriff standen, eine große Thorheit zu begehen. Und zwar hat mich, ich gebe es zu, eine unbedeutende Kleinigkeit aus meinem Traume gerissen. Meine Modistin hat mir einen neuen Hut für fünf Louis gebracht, und ich habe mich hierbei erinnert, daß solche Blumen nicht am Fenster einer Mansarde wachsen. Nach acht Tagen schon hätte

ich die hübschen Hüte und das Uebrige vermißt. Sie haben sich getäuscht, ich bin nur eine Maitresse, aber eine gutes Mädchen, das Ihnen trotz alledem eine große Enttäuschung erspart. Versuchen Sie nicht, mich wiederzusehen. Ich habe soeben ein Engagement nach St. Petersburg abgeschlossen, wo der Großherzog, der mich vorigen Winter in einer Loge des Vaudeville bewunderte, mich durchaus, und zwar nicht so sehr aus der Entfernung, wiedersehen will. Aber bevor ich mich nach den Eisfeldern des Nordens aufmache, will ich ein Sonnenbad nehmen und reise daher noch heut Abend nach Nizza ab, wohin mich der Herzog von Eylau, ein Freund, gegen den ich sehr ungerecht war, begleiten wird. Leben Sie wohl und viel Glück. Ich hoffe, daß Sie in einigen Tagen, nach ruhiger Ueberlegung, nicht allzu sehr einem Weibe zürnen werden, die so glücklich gewesen ist, mein lieber Poet, Ihr erstes Debüt am Theater zu erleichtern, und die nicht aufhören wird, sich für die neuen Erfolge zu interessiren, die Ihnen sicherlich noch beschieden sind.

Ihre Freundin trotz alledem Nelly Robin."

Diesen Brief, den Nelly im Fieber ihrer guten Regung, aber doch mit recht schwerem Herzen und mit so mühsamer Anstrengung geschrieben hatte, las Jean Delly zum zehnten Male wieder, allen Qualen der ungestillten Sehnsucht und tödtlich verletzten Eigenliebe preisgegeben, als Marie ankam.

Obwohl der Schlüssel in der Thür steckte, hatte das junge Mädchen doch zuerst schüchtern geklopft, ach! wie bei einem Fremden. Aber Jean, ganz außer Fassung, hatte Nichts gehört. Sie erschien daher plötzlich, ganz eingeschüchtert vor ihm und richtete zu ihrem undankbaren Freunde einen furchtsamen und treuen Blick empor wie ein geschlagener Hund.

Die gute Nelly hatte sich nicht getäuscht. In einem Gedankenblitze verglich der phantasiereiche Mann die beiden Frauen, ihre beiderseitige Liebe zu ihm. Wie hatte er doch diesem herzigen Kinde entsagen können um eines eitlen und verdorbenen Frauenzimmers willen? Ihn schauderte. Und dann kam Marie auch gelegen: sie war die Tröstung.

Jean eilte auf sie zu und preßte sie leidenschaftlich an sich.

„Vergieb mir!" sagte er zu ihr mit zitternder Stimme. „Vergieb mir, meine innig geliebte Marie! . . . Du bist die Treuherzigkeit, die Offenheit, Du bist das schlichte Glück und die wahrhafte Liebe! Und ich stand im Begriff, Dich zu verlassen, um einer Lügnerin, einer Elenden willen! . . . Aber das ist ganz aus, ich schwöre es Dir! . . . Und da ich hinfort kein Geheimniß mehr vor Dir haben will, nimm, lies" — fügte er hinzu, indem er ihr den Brief reichte — „und sieh, um welcher Person willen ich im Begriff war, Dir soviel Leiden zu bereiten und eine Infamie und eine Feigheit zu begehen!"

Marie, berauscht und wie betäubt von Glück, schwankte und ließ sich auf einen Stuhl nieder, und während der Dichter vor ihr auf die Kniee

sank und seine vor Scham rothe Stirn in den Schooß seiner Geliebten barg, las sie den verhängnißvollen Brief und den Namen, mit dem er unterzeichnet war: „Nelly Robin!“

So, also um Nelly Robin hatte sie Jean verlassen wollen! Nelly Robin, dieselbe, der sie heut Morgen ihr Unglück anvertraut hatte! . . . Und nun begriff Marie die großmüthige Lüge und das hochherzige Opfer ihrer Rivalin und war gerührt bis in's innerste Herz.

VIII.

Dreißig Jahre sind nun seit damals vergangen, und die beiden alten Freundinnen, die mir an einem lauen Nachmittage des Vorfrühlings auf einer Bank der Esplanade der Invaliden ihre Geschichte erzählt haben, sind Niemand anders als Marie und Nelly.

Alle Beide aus dem Volke und aus dem Elende hervorgegangen, sind sie auf ihr alten Tage, gedrängt durch widriges Geschick, dorthin zurückgekehrt.

Jean Delly erschien am Dichterhimmel wie ein Meteor: er glänzte plötzlich hellleuchtend auf, um alsbald wieder zu verschwinden. Kurze Zeit nach dem Erfolge seiner „Sternennacht“ und des Bandes Gedichte, welcher ihr folgte und der der litterarischen Welt die Hoffnung gab, daß ein großer Dichter geboren sei, — wurde er krank, siechte dahin und arbeitete nicht mehr. Kaum 25 Jahr alt, starb er, von der Schwindsucht dahingerafft, in den Armen seiner treuen Marie, der er, ein Egoist bis zum Ende, nicht einmal seinen Namen vermachte. Mit der bescheidenen Baarschaft, die er ihr hinterließ, miethete das arme Mädchen einen kleinen Laden und versuchte, von ihrem Geschäft zu leben. Aber sie war weder eine gewandte Verkäuferin noch eine sehr geschickte Arbeiterin; ihr Unternehmen prosperirte nicht, und sie war überglücklich, daß sie, dank einer geringen Summe Geld, die ihr noch blieb, eine alte Leihbibliothek im „Großen Kieselstein“ kaufen konnte, wo sie ihr Dasein fristete, indem sie gleicherweise Schreibmaterialien wie Zeitungen verkaufte. Ihre Sinne waren abgestorben am Krankenbett Jeans, in den langen Nachtwachen, und ihr Herz hatte sich bei dem letzten Seufzer des Dichters für immer geschlossen. Uebrigens, ihr weiblicher Reiz, ganz Anmuth und Frische, verging schnell. Nach und nach, in Folge nagender Arbeit des Kummers, der Armuth, der Einsamkeit, ließ sie sich gehen und wurde ziemlich rasch eine alte Frau, die in einem Umschlagetuch und einer Haube einherging.

Nelly hingegen, die bis in die Vierziger schön geblieben, setzte ihr tolles Leben in St. Petersburg fort, als sie plötzlich von einer Gliederlähmung getroffen wurde. Ihr Verfall vollzog sich rasch und war schrecklich. Nach Paris fast lahm zurückgekehrt, lebte sie daselbst eine Zeit lang von den Trümmern ihres Schiffbruchs und von dem Ertrag einer ihr be-

willigten Benefizvorstellung. Aber da sie in keiner Weise auf die Zukunft bedacht war, so lernte sie rasch das Elend kennen. Die alten Bewunderer waren todt oder in alle Winde zerstreut. Sie mußte bei einigen Colleginnen von ehemals, die glücklicher oder verständiger als sie gewesen waren, die demüthigende Rolle einer heruntergekommenen Freundin spielen, der man hie und da einen Louis oder ein altes Kleid giebt. Bald, ach! versagten ihr auch diese schmachvollen Almosen. Ihre allzu bittere Noth, ihre Gebrechlichkeit wirkten abstoßend. Da, mitten in ihrer Verzweiflung schöpfte die unglückliche Frau wieder ein wenig Muth. Sie erinnerte sich, daß sie ja als junges Mädchen im Camisol gegangen und oft zum Frühstück eine ganz gewöhnliche Wurst gegessen, die sie im Schlächterladen schmarotzt hatte. Als ehemalige Schauspielerin konnte sie auf Unterstützung, sehr minimale zwar, aber regelmäßige, von Seiten der Theater-Verwaltung und einiger Wohlthätigkeitsgesellschaften rechnen. Sie verkaufte ihre letzten galanten Lumpen, miethete in einem entlegenen Viertel nahe am Marsfelde eine Mansarde und beschied sich damit, dort wie eine Bettelfrau, aber ohne Schande, zu leben.

So trat Nelly Robin, der Prinzen von Geblüt zu Füßen gelegen hatten, die aber jetzt ungefähr wie eine alte Wollkämmerin aussah, eines Tages, um ihr „Kleines Journal“ zu kaufen, in den Laden Maries, der „Mutter Marie“, wie man sie in der Vorstadt zu nennen pflegte.

Sie hatten sich nur einmal in ihrem Leben gesehen, aber in welcher unvergeßlichen Stunde! Sie betrachteten einander lange, und trotz ihrer so grausam verwüsteten Züge erkannten sie einander schließlich am Blick, der sich nicht verändert.

„Aber . . . Sie sind die Geliebte Jean Dellys? . . .“

„Sie sind Nelly Robin!“

Und, die Kehle wie zugeschnürt, erstickend vor Aufregung, näherten sich die beiden Frauen, faßten sich an den Händen und umarmten sich unter Thränen.

Sie sahen sich alle Tage, um von der Vergangenheit zu plaudern. Marie sagte jetzt Nelly, wie dankbar sie ihr stets dafür gewesen sei, daß Jene ihr einst Schonung bewiesen; und Nelly konnte Marie gestehen, daß jene Liebe, die sie angesichts des Unglücks ihrer Nebenbuhlerin geopfert hatte, die einzige wahrhafte ihres zügellosen, im Grunde so traurigen Lebens gewesen war.

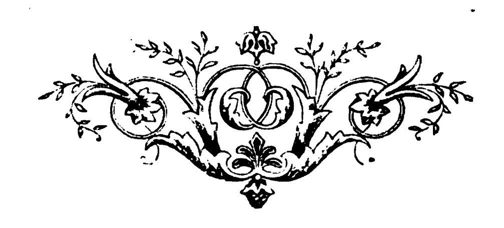
Es that ihnen allen Beiden unendlich wohl, von dem theuren Verstorbenen zu sprechen. Sie liebten einander im Andenken an ihn. Bald entschlossen sie sich, beisammen zu wohnen, und die gutmüthige Marie pflegte die Gebrechliche nach besten Kräften und brachte es durch die Macht des Beispiels nach und nach dahin, daß die einstige Courtisane ihre Gewohnheiten der Ordnung und der Decenz annahm. Ihr beiderseitiges Unglück wurde vereint erträglich. Welch' sauberen und anständigen Eindruck

machten die beiden armen Freundinnen an dem Tage, wo sie mir ihre Mittheilungen anvertrauten! Man hätte sie für zwei recht würdige Matronen gehalten, ich versichere es. Wie rührend war es, wenn Marie in ihren Händen die fast leblose Hand der Gelähmten wieder zu erwärmen versuchte! Und wie glänzten die noch immer wundervollen Augen Nellys, die einst ganze Säle von Zuschauern entzückt hatten, von Dankbarkeit, wenn sie auf ihrer Freundin ruhten!

„Sie können sich keinen Begriff machen, mein Herr, von ihrer Ergebenheit für mich," sagte die alte Nelly am Schlusse ihres Berichts zu mir. „Aber sie ist ein wahrer Schatz für mich, diese Marie . . . Und so erfinderisch, so sparsam! Wenn wir unsere vier Sous zusammenlegen, so leiden wir wahrhaftig an Nichts Mangel . . . Niemals eine Klage, eine Ungeduld, obgleich ich immer krank und recht beschwerlich bin . . . die zärtlichste Tochter könnte nicht mehr für ihre Mutter thun . . . Und warum ist sie so? — frage ich Sie. Weil ich sie einmal, das ist schon sehr lange her, unglücklich gesehen und ein gutes Herz gehabt habe . . . Sollte man nicht meinen, sie fühlt sich, um ein so Geringes, meine Schuldnerin?" . .

Aber die andere Greisin unterbrach sie mit einem Blick, und ich werde niemals den tiefen, den leidenschaftlichen Klang ihrer Worte vergessen:

„Nun ja, ich bin Deine Schuldnerin, Deine Schuldnerin auf ewig! . . . Du hast mir einst das gelassen, was Du mir nehmen konntest und was Du selbst ach! niemals besessen hast, meine liebe Nelly . . . Ich werde das niemals vergessen, und ich werde niemals genug für Dich thun . . . Denn, sehen Sie," fügte sie hinzu und wandte mir ihr verwelktes Gesicht zu, dem ihr Lächeln gleichwohl einen flüchtigen Reiz verlieh — „sehen Sie, ein wenig Liebesglück in der Jugend, das ist Alles, was wir Gutes im Leben haben, wir armen Frauen."





Illustrirte Bibliographie.

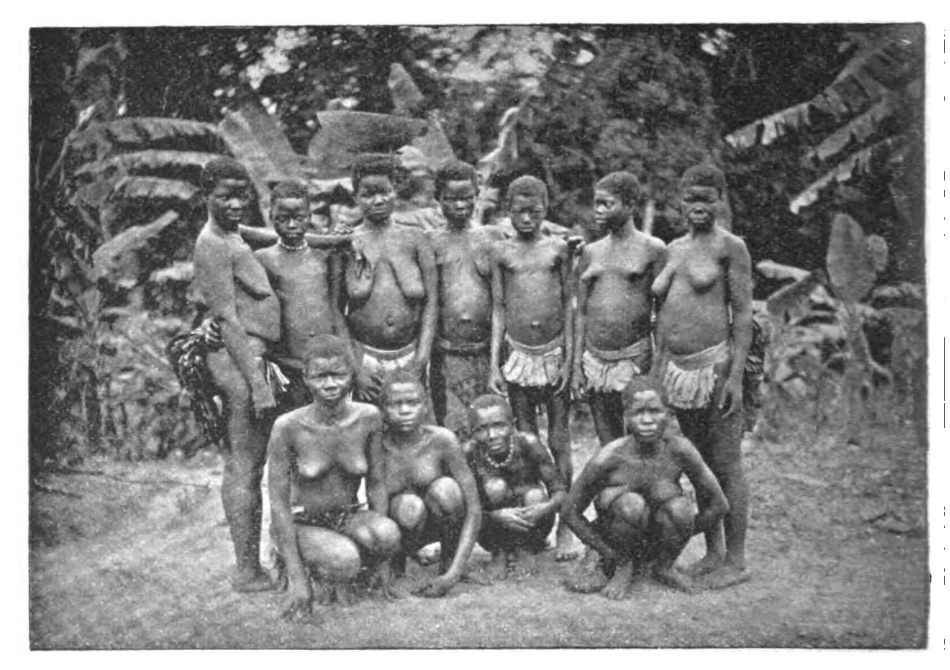
Deutschlands Kolonien. Ihre Gestaltung, Entwickelung und Hilfsquellen. Von Rochus Schmidt. Mit Bildern und Karten. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Schall und Grund.



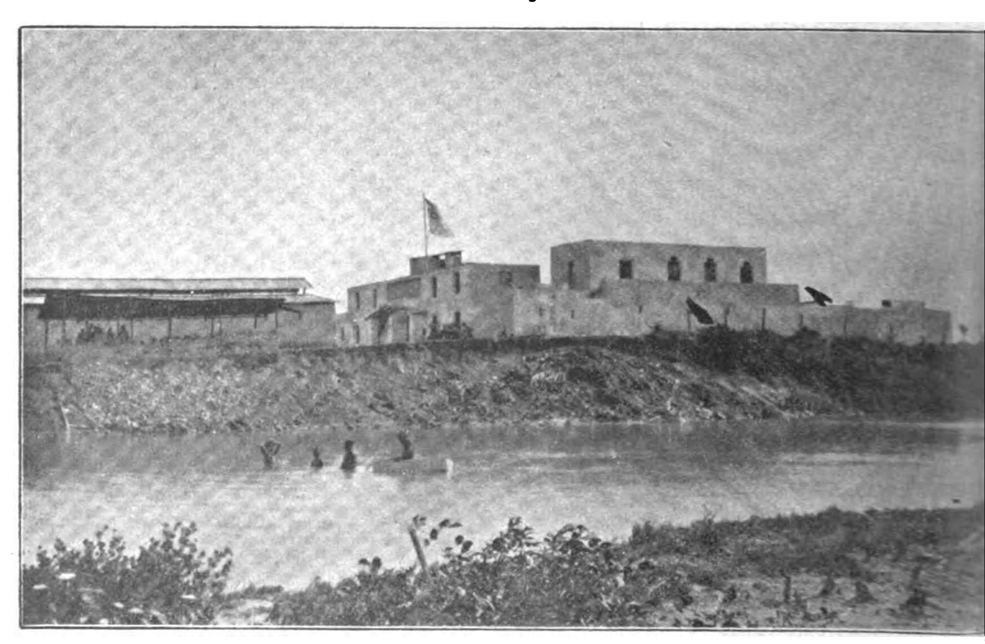
Flußpartie auf Samoa.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist hinreichend bekannt. Sein früherer Chef, Major von Wissmann, nennt ihn in einem einleitenden Worte einen der im Afrikadienste erfahrensten Offiziere und weist darauf hin, daß, wenn er auch bislang nicht Zeit und Gelegenheit gefunden habe, die Arbeit durchzulesen und in Folge dessen über das Werk selbst Kritik nicht üben könne, der langjährige Aufenthalt des Verfassers in Ost-Afrika, seine Stellung während des Aufstandes, und endlich seine Thätigkeit als Offizier der kaiserlichen Schutztruppe ein werthvolles Urtheil gewährleisten; er ist überzeugt, daß dieses Buch wie kaum ein anderes beitragen wird zur Aufklärung der Verhältnisse in unseren überseeischen Besitzungen, und daß es das Interesse an denselben stärken und mehren wird.

Das Buch behandelt im ersten Bande Ost-Afrika und im zweiten Bande West-Afrika und die Südsee. Der Verfasser, der aus eigener Anschauung nur über Ost-Afrika schreiben kann, ist weit davon entfernt, seine dort gewonnenen Erfahrungen zu verallgemeinern und auf andere Colonien zu übertragen. Er hat vielmehr bezüglich der Südsee und West-Afrikas die vorhandenen Quellen gesichtet und benutzt und auch von den Mittheilungen und Beiträgen seiner in den Colonien wohlerfahrenen Freunde und Bekannten reichlichen Gebrauch gemacht. So stammen z. B. die



Kru-Neger.

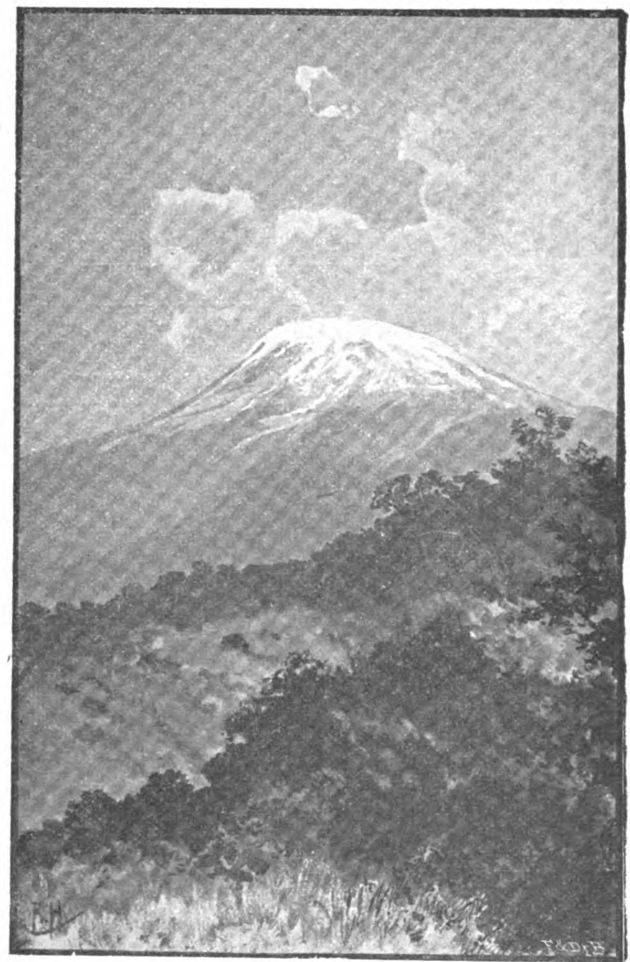


Station Saadani.

Aus: Rochus Schmidt: „Deutschlands Colonien". Verein der Bücherfreunde, Schall und Grund.

Abschnitte über die Colonien in der Südsee sämmtlich aus der Feder des dort wohlbewanderten Dr. Neubaur.

Im ersten Bande folgt auf eine kurze „Einführung“, in der die Colonialbewegung in Deutschland als Ausfluß einer handelspolitischen, für die nächsten Jahrhunderte maßgebenden Strömung hingestellt wird, eine Geschichte der colonialen Unternehmung Brandenburg-Preußens an der Westküste Afrikas, ein Abschnitt, der seinen Platz besser im zweiten Bande gefunden hätte, während das 5. und 6. Kapitel des zweiten Bandes, die sich mit dem deutschen Schutzgebiete in der Südsee und auf den Samoa-Inseln beschäftigen, vielmehr in den ersten Band hineingezogen werden mußten. Den Rest dieses Bandes füllt dann die Schilderung Ost-Afrikas, so weit es den Deutschen gehört. Schmidt geht von der Erwerbung der Colonie durch Dr. Carl Peters aus, legt dann ihre weitere Entwickelung bis zum Eingreifen der Reichsregierung dar, schildert ferner die Niederwerfung des Aufstandes durch Major von Wissmann und giebt endlich ein Bild von der Colonie nach dem deutsch-englischen Vertrage, wobei auch der Abtretung der deutschen Schutzherrschaft über Witu an England Erwähnung geschieht. In sieben weiteren Kapiteln werden die naturwissenschaftlichen, militärischen und wirthschaftlichen Verhältnisse Deutsch-Ost-Afrikas eingehend berücksichtigt und Antisclaverei, Mission und Colonialverwaltung in meist angemessener Weise besprochen.



Kilima-Ndjaro.
Aus: Rochus Schmidt: „Deutschlands Colonien“. Verein der Bücherfreunde, Schall und Grund.

Den größten Theil des zweiten Bandes nimmt die Darstellung Deutsch-West-Afrikas ein, wozu im weiteren Sinne auch Kamerun und das Togoland gerechnet werden. Den deutschen Missionen in diesen Colonien ist ein besonderes Kapitel gewidmet. Den Schluß bildet dann eine Darstellung der Entwickelung und Bedeutung von Kaiser Wilhelms-Land, des Bismarck-Archipels, der Salomons-, Marschall- und Samoa-Inseln.

Beiden Bänden sind zusammen über 200 Bilder und 8 Karten in Schwarzdruck beigegeben; die ersten zeichnen sich nicht immer durch Deutlichkeit aus.

Der Verfasser sieht in Bezug auf unseren auswärtigen Besitz mit ruhigem, aber vertrauensvollem Blick in die Zukunft. Bezeichnend hierfür ist z. B. seine Ansicht über Deutsch-West-Afrika. Diese erste deutsche Colonie hat eine schwere Zeit im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens durchgemacht, aber sie hat nunmehr die größten Schwierigkeiten überwunden; die Zeit der friedlichen Arbeit, der eigentlichen Aussaat ist jetzt gekommen, und gerade hier ist eine gute Ernte zu erhoffen, da diese Colonie in einem Punkt alle anderen übertrifft. Sie bietet dem deutschen Ansiedler Gelegenheit, wenn auch nur durch Ernst und Arbeit, sich und seinen Nachkommen dauernd eine deutsche Heimat über dem Ocean an der Grenze der Tropen zu schaffen, wo er nicht vergessen ist, sondern unter dem Schutze einer örtlichen deutschen Regierung sein deutsches Wesen, seine deutsche Art und Sitte sich und seinem Vaterlande erhalten kann. —

Wir stimmen, im Ganzen genommen, dem Urtheile Wissmanns über den inneren Werth des Buches bei, wünschen aber bei ferneren Auflagen den sprachlichen und syntactischen Ausdruck, der an manchen Stellen viel zu wünschen übrig läßt, einer gründlichen Verbesserung unterzogen. H. J.

Bibliographische Notizen.

Grundriß der Psychologie auf experimenteller Grundlage. Dargestellt von Oswald Külze, Privatdocenten an der Universität Leipzig. Mit 10 Figuren im Texte. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Külze, gegenwärtig Professor der Philosophie an der Universität Würzburg, ist ein Schüler Wundts. Ihm ist, und mit Recht, die Psychologie keine philosophische, sondern eine Erfahrungswissenschaft. Wohl huldigen allen neueren Psychologen diesem Grundsatz, noch nie ist aber die Seelenlehre so consequent von aller metaphysischen Speculation befreit und ausschließlich als eine physische Wissenschaft behandelt worden, wie von Külze. So läßt er die Frage, was die Seele ist, ganz aus dem Spiele; ein transcendentales Bewußtsein, eine substantielle Seele, ein immaterieller Geist und Aehnliches sind ihm nicht Vorwürfe wissenschaftlicher Erörterung, werden daher ganz außer Acht gelassen und in das Gebiet der Metaphysik verwiesen. Bezeichnungen, wie die erwähnten, sind ihm nichts Anderes als Ausdrücke, welche dasjenige an den Erlebnissen andeuten sollen, was von erlebenden Individuen abhängig ist. Die subjectiven oder subjectivirten Vorgänge, Bewußtseinsthatsachen, psychischen oder geistigen Zustände haben für ihn nur diesen Sinn, und das Bewußtsein, die Seele oder der Geist stellen uns die Summe aller solcher Erscheinungen in unserem Sprachgebrauche dar. So ist dem Verfasser die Psychologie eine vollständige Beschreibung der von erlebenden Individuen abhängigen Eigenschaften der Erlebnisse. Dazu gehören nicht nur solche, die keinen objectiven Zusammenhang darstellen, also lediglich individuelle Zustände sind, wie Affecte, Triebe und dergleichen, sondern auch Thatsachen, die zugleich ein vom Individuum unabhängiges Verhalten aufweisen und somit auch einer naturwissenschaftlichen Untersuchung anheimfallen, wie die Vorstellungsobjecte mit ihren raum-zeitlichen Beziehungen. Von diesem Standpunkte aus behandelt Külze zunächst die Elemente des Bewußtseins, wobei er sich ganz besonders der experimentellen psycho-physischen Methode befleißigt. Als Elemente des Bewußtseins betrachtet er die Empfindungen, als welche er diejenigen einfachen Bewußtseinsvorgänge, deren Abhängigkeitsbeziehungen zu bestimmten nervösen Organen in Peripherie und Centrum des Gehirns stehen, ansieht, und die Gefühle, die sich als Lust und Unlust charakterisiren. So haben die Gefühle keine objective Bedeutung neben ihrer psychologischen, sie sind etwas rein Subjectives, während die Empfindungen auch eine dem Subject unabhängige Seite aufweisen. Bei den Empfindungen sind Qualität und Intensität zu unterscheiden. Der eigentliche Reichthum unseres Seelenlebens beruht hierauf. So kann man etwa 13000 unterscheidbare Qualitäten der Empfindungen unterscheiden, deren Zahl noch durch die mannigfaltigen Combinationen dieser Elemente und durch die unterscheidbaren Zustände, in denen jede Qualität nach ihren Eigenschaften ge-

geben sein kann, wesentlich erhöht wird. Ganz außerordentlich arm erscheint gegenüber der Empfindung der qualitative Bestand der Gefühle, die sich nur in die beiden Gruppen der Lust- und Unlustgefühle scheiden lassen. — In einem zweiten Theile wird dann von den Verbindungen der Bewußtseinselemente gehandelt, die uns als Verschmelzung und als Verknüpfung entgegentreten. Jene ist dadurch charakterisirt, daß die Analyse der in ihr enthaltenen Elemente durch die Verbindung erschwert, diese dagegen dadurch, daß die Analyse der von ihr enthaltenen Elemente durch die Verbindung erleichtert ist. Bei den Verknüpfungen werden dann räumliche und zeitliche unterschieden und deren Eigenschaften und Beziehungen erörtert. Ein dritter Theil des Werkes beschäftigt sich endlich mit dem Zustande des Bewußtseins, wobei noch die Frage des Willens und des Selbstbewußtseins, sowie Schlaf, Traum und Hypnose zur Sprache gebracht werden.

H. O.

Grundzüge der physiologischen Psychologie. Von Wilhelm Wundt, Professor an der Universität Leipzig. Vierte umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Erster Band mit 143 Holzschnitten. Zweiter Band mit 94 Holzschnitten. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Zwei Jahrzehnte sind nunmehr verflossen, seitdem Wilhelm Wundt mit seiner physiologischen Psychologie vor die Oeffentlichkeit trat. Es war im Jahre 1874, als das Werk zum ersten Male erschien; seitdem hat es vier Auflagen erlebt und einen Weltruf erlangt, ist es doch ein standard work, wie wir auf diesem Gebiete kein zweites besitzen. Die experimentelle Methode, die von Ernst Heinrich Weber in genialer Weise in die psychologische Forschung eingeführt und von Fechner systematisch ausgebildet worden ist zum Zwecke der Ergründung der Wechselbeziehungen zwischen den physischen und psychischen Vorgängen des Lebens, sie ist von Wundt in einer Weise entwickelt und vervollkommnet worden, daß die „Leipziger psychologische Schule“ heute die Hegemonie ausübt. Wenn auch Manches von der Lehre Wundts noch problematisch ist, Manches Widerspruch herausfordert, so hat er doch in seinen „Grundzügen der physiologischen Psychologie“ ein Werk von eminenter Bedeutung, von klassischem Werthe geschaffen, ein Werk, das wohl fundirt und fest gefügt ist, dessen Grundpfeiler sicher stehen, wenn auch der innere Ausbau noch manche Veränderungen nöthig machen wird. Diesseits wie jenseits des Oceans, in der alten wie in der neuen Welt, hat Wundt begeisterte Anhänger gefunden, noch nie ist ein Psycholog bei aller Gelehrsamkeit, wir möchten sagen, so populär gewesen, als Wundt, allerdings nicht von einer Popularität, wie sie Bulwer meint, wenn er sagt: „Wir werden populär, indem wir affectiren, ärmer an Geist zu sein, als wir wirklich sind,“ sondern von einer Popularität, wie sie auf biologischem Gebiete Darwin, oder auf allgemein naturwissenschaftlichem Alexander von Humboldt errungen haben, eine Popularität, die Führerschaft bedeutet. Wenn nun auch die Anschauungen Wundts in den betreffenden Kreisen sattsam bekannt sind und auch in einem Essay in diesen Blättern bereits derselben eingehender gedacht worden ist, so hat es eine besondere Bewandtniß, wenn wir der neuen Auflage seiner „Grundzüge der physiologischen Psychologie“ hier Erwähnung thun, indem das Werk nicht nur in allen Theilen eine gründliche Umarbeitung erfahren hat, sondern indem ihm auch in einem speciellen Punkte eine wesentliche Ergänzung und Erweiterung zu Theil geworden ist, durch die es namentlich für den Forscher werthvoller geworden ist und an Brauchbarkeit für denselben außerordentlich gewonnen hat. In den zwei Jahrzehnten von Wundts Thätigkeit auf psychophysiologischem Gebiete hat sich für die betreffenden Untersuchungen eine eigenartige Methodik herausgebildet, wie sie in Wundts Laboratorium geübt wird. Dieser veränderten Lage ist nun der Verfasser in der neuen Auflage des Werkes durch eingehendere Erörterung der principiellen methodologischen Probleme und durch eine genauere Beschreibung der wichtigsten technischen Hilfsmittel gerecht geworden, wodurch er gewiß Vielen, namentlich denen, die sich mit psychophysiologischen Forschungsarbeiten beschäftigen, einen großen Dienst erwiesen hat. Nicht unerwähnt wollen wir hierbei lassen, daß auch die Verlagshandlung, die seit ihrem Bestehen eine besondere Ehre darin gesucht hat, nicht nur bedeutende wissenschaftliche Werke herauszugeben, sondern sie auch in möglichster Vollendung erscheinen zu lassen, daß die Verlagshandlung, sagen wir, die Erreichung des genannten Zweckes durch reichere Ausstattung des Werkes mit gut ausgeführten Holzschnitten in dankenswerthester Weise gefördert hat.

H. O.

Asien und Europa. Nach altägyptischen Denkmälern von W. Max Müller. Mit einem Vorworte von Georg Ebers. Mit zahlreichen Abbildungen in Zinkotypie und einer Karte. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Wir haben hier das Werk eines jüngeren Aegyptologen vor uns, der sich bereits manche Sporen auf dem Gebiete gelehrter Forschung verdient hat. Waren seine bisherigen Arbeiten ausschließlich seiner Fachdisciplin gewidmet und schwersten Kalibers, so wendet er sich in dem vorliegenden Buche an einen weiteren Leserkreis. Der Geschichtsforscher, der Geograph und Ethnograph, wie der Kunsthistoriker und Archäologe, finden nicht nur außerordentliche Anregung in dem Werke, sondern auch Befriedigung. Ein reiches und werthvolles Material ist hier kritisch gesichtet mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zusammengetragen worden, worauf dann der Verfasser das Gebäude der eigenen Schlußfolgerungen errichtet, die nicht selten von den althergebrachten und breitgetretenen Wegen abweichen, so daß auch dem Werke eine außergewöhnlich originelle und neue Ausblicke eröffnende Seite eigen ist, wobei der Verfasser zwar kühn und mit viel selbstbewußter Energie zu Werke geht, ohne sich jedoch auf gewagte, in der Luft schwebende Speculationen einzulassen. Von ganz besonderem Interesse sind die Ergebnisse des Verfassers für Länder- und Völkerkunde; in dieser Beziehung ist noch kein Werk vorhanden, das dem von Müller ebenbürtig an die Seite gestellt werden könnte. Einzelforschungen giebt es wohl nach dieser Seite hin mehrfach, allerdings oft sehr verborgen und namentlich für weitere Kreise, worunter wir nicht Laien in der Wissenschaft verstehen, aber nicht Aegyptologen, schwer zugänglich. Der Stoff hat aber nicht allein für letztere Bedeutung und würde nur zum kleineren Theil verwerthet sein, gelangte er nur in die Hände dieser. Das Werk ist aber nicht nur dadurch von Wichtigkeit, daß es das sehr zerstreute und vielfach vergrabene Material zu einem Ganzen vereint, sondern auch durch dessen Deutung. Zwar dürfte es hier manchem Widerspruche begegnen, zumal es sehr selbstständig und ohne viel Rücksicht auf Anderer Meinungen zu nehmen, vorgeht. Dies wäre nun, wenn die entgegengesetzte Ansicht wohl begründet wird, sehr löblich, vorausgesetzt, daß dabei auch die gehörige Form und der schickliche Ton gewahrt bleiben. Nun ist Müller allerdings außerordentlich vorsichtig, nicht leicht wird er sich eine Blöße geben, von geistreichen, aber leichtfertigen Conjecturen hält er sich fern, und wenn einmal eine Schlußfolgerung auf nicht allzu festen Füßen steht, so ist davon wohl Niemand mehr überzeugt, als er selbst, den dann freilich auch die Schuld nicht trifft, sondern die Mangelhaftigkeit und Dürftigkeit der Ueberlieferungen. Er ist sich aber auch dieser seiner Vorzüge bewußt und macht von diesem Bewußtsein ausgiebigen Gebrauch. Wir bedauern, auf Einzelheiten des ebenso gehaltvollen, wie gedankenreichen Werkes hier nicht näher eingehen zu können, es ist eine überaus verdienstvolle Arbeit, sowohl durch die mit peinlicher Sorgfalt erzielte Vollständigkeit im weitesten Rahmen, wie durch die wissenschaftliche Verwerthung des Materials, die immer einen gewaltigen Reiz ausübt, auch wenn man der Ansicht des Verfassers nicht beistimmen kann, und zur Polemik herausfordernd wirkt, wodurch die anregende Wirkung des Buches außerordentlich gesteigert wird. Nur beipflichten können wir Müller, wenn er am Schlusse seines Vorwortes bemerkt: „Mein verehrter Lehrer Georg Ebers hat diese mühevolle Arbeit mit so thätigem Interesse verfolgt und gefördert, daß es mir doppelt eine Pflicht der Dankbarkeit schien, seinen Namen auf das Widmungsblatt zu setzen. Dank schulde ich auch der Verlagsbuchhandlung, welche die großen Kosten der Veröffentlichung ausschließlich getragen hat und den anstelligen Setzern der Drugulin'schen Druckerei in Leipzig." Es ist nur recht und billig, daß hier auch der Verlagsbuchhandlung und Druckerei rühmend Erwähnung gethan wird, beide haben sich um die Ausführung des schwierigen und Opfer erheischenden Werkes nicht geringe Verdienste erworben.

H. O.

Anti. — Croccolo's Synagoge. — Der barmherzige Bruder. — Von Heinrich Steinen (H. York). Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Die im Geiste religiöser Toleranz verfaßten Novellen sind inhaltlich sehr ansprechend geschrieben, ebenso ist an ihnen zu rühmen, daß jedes lästige Vordringen einer Tendenz vermieden ist, — nur die Form, in welcher sie uns geboten werden, läßt Manches zu wünschen übrig, stilistische Nachlässigkeiten und sprachliche Unschönheiten sind uns wiederholt aufgefallen.

mz.

Voran die Liebe. Von S. Fritz. Kleine Geschichten. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Die kleinen feuilletonistischen Plaudereien sind ebenso unterhaltend, wie stilistisch elegant geschrieben und erscheinen uns mustergiltig für das Genre, dem sie angehören.

mz.

Zwischen zwei Nächten. Neue Gedichte von Gustav Falke. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung.

Schon der Umstand, daß der altrenommirte Verlag von Cotta das neue Büchlein des Hamburger Dichters in Verlag genommen hat, beweist, daß wir es hier mit einem ganzen Mann zu thun haben, einer Persönlichkeit, welche sich erhebt über das Gros der Lyriker. Und in der That, Falke repräsentirt eine Eigenart, ebenso weit entfernt von den Gefühlsausdrücken der lyrischen Dichter älterer, wie von den himmelstürmenden, phrasenvollen, welt- und formverachtenden Gaben neuerer Richtung. Es ist ein gewaltiger Fortschritt, den er seit seinem ersten Buche „Tanz und Andacht“ gemacht hat. Verrieth sich auch dort schon der begabte Poet, so war doch Manches noch unabgeklärt, manche Vorwürfe der dichterischen Behandlung nicht ganz würdig und wieder Manches in den mystischen Schleier gehüllt, den jetzt die moderne Poesie und die moderne Malerei so sehr lieben. Bis auf wenige Ausnahmen hält sich „Zwischen zwei Nächten“ von mystischen Gedanken frei. Eine volle, eigenartige Persönlichkeit tritt uns hier entgegen, eine wunderbare Zartheit der Naturauffassung und bei allem Pessimismus, der des Dichters Seele ergriffen hat, doch eine versöhnliche Weltweisheit, welche jede einzelne poetische Gabe abgeklärt erscheinen lassen.

So kommt auch der Humor in dem Buche zu seinem Rechte, („Deutschland über Alles“, „Die Concurrenten“, „Am Himmelsthron“), wenn er auch nur mit einem Auge lacht und im anderen die Mannesthräne zeigt.

Daß die Form tadellos ist, versteht sich bei Falke von selbst; und der Dichter besitzt auch die seltene Kunst, mit kurzen Strichen unendlich viel zu sagen. Es sei gestattet zur Charakterisirung des Dichters, — (der den Lesern dieser Zeitschrift durch die im Juli-Hefte veröffentlichten Dichtungen bereits auf's Vortheilhafteste bekannt geworden ist. D. Red.) — eine kurze Probe zu geben:

Zwiegespräch.

Ein mildes Auge, eine kühle Hand,
Ein güt'ger Mund mit einem leisen Zug
Von Schelmerei. Er war's, der vor mir stand,
Den ich von je als Freund im Herzen trug.

Ich komm' zu mahnen, sprach sein sanftes Wort.
Sei guten Muthes, wenn wir geh'n. Du weißt,
Es ist nach einem stillen Friedensort,
Und daß man, die dort wohnen, selig preist.

Zuvor lösch' ich ein müdes Flackerlicht,
Küsse von einer kranken Stirn den Schmerz.
Ein Kind. Ein Held. Ein bräutlich Angesicht,
Ein Kaiserhermelin. Ein Mörderherz.

„Gewaltiger, jetzt siehst Du schrecklich aus!“
Wie auch mein Thun Dich ängstigt, ich bin gut.
Zerstreute Kinder hol' ich euch nach Haus,
Daß wieder ihr im Schoß der Mutter ruht.

ls.

Ein verlorenes Leben. Lyrisches Epos. Von Hugo Kegel. Dresden, E. Pierson.

Es sind kleine Gedichte verschiedensten Genres, welche zusammen die Schilderung eines verfehlten Daseins geben; darunter echte Perlen deutscher Lyrik, welche an die früheren Schöpfungen des Dichters in seinem, bereits in vierter Auflage erschienenen Buche: „Gegen den Strom“ erinnern.

ls.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Baginsky, Dr. Adolf, Die hygienischen Grundzüge der mosaischen Gesetzgebung. Zweite Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn.

Baumbach, Rudolf, Aus der Jugendzeit. Fünftes Tausend. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Das Berlinerthum in Litteratur, Musik und Kunst. Von einem Unbefangenen. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.

Beyerlein, Franz Adam, Dämon Othello. Trauerspiel in vier Aufzügen. Leipzig, Konstantin Wild.

Burgwedel, Carl, Wetterbüchlein. Praktische Anleitung zur Beobachtung und Voraussage des Wetters mit einem Anhang: Falb's kritische Tage. Mit 24 Abbildungen. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne.

Deutschlands Ruhmestage 1870—71. In Schilderungen von Mitstreitern. Lieferung 1. Rathenow, Max Babenzien.

Donnelly, Ignatius, Atlantis, die vorsintfluthliche Welt. Deutsch von Wolfgang Schaumburg. Leipzig, Siegbert Schnurpfeil.

Die Grundgesetze der sittlichen Weltordnung in ihren Beziehungen zur Religion, sowie zum Staats- und Rechtsleben. Als Eingabe an das Königlich Preussische Justizministerium in Berlin. Herausgegeben von T. H. Franke (H. Wortmann), Zürich und Säckingen, H. Wortmann.

Hanstein, Dr. Adalbert von, Gustav Freytag, Gedächtniss-Rede, gehalten auf dem vierten allgemeinen deutschen Schriftsteller- und Journalistentag. Heidelberg, J. Hörning.

Harlan, Walter, Neue Traktätchen. Mit einer Umschlagzeichnung von Walter Caspari. Leipzig, Constantin Wild.

Hirth, Georg, Die Localisationstheorie, angewandt auf psychologische Probleme, Beispiel: Warum sind wir „zerstreut"? Mit einer Einleitung von Ludwig Edinger. Zweite vermehrte Auflage. München, G. Hirth's Verlag.

Jahn, Dr. Hermann, Aus Deutschlands grossen Tagen. Erlebnisse eines 24ers im deutsch-französischen Kriege. Eine Jubelgabe. Braunschweig, Albert Limbach.

Kahlenberg, Hans von, Ein Narr. Roman. Dresden und Leipzig, Karl Reissner.

Königsberg, Werner von. Nimm mich mit. 1. Auflage. Hirschberg, Geisler u. Ike.

Das neue Allgemeine Krankenhaus zu Hamburg-Eppendorf. Unter Mitwirkung von Dr. H. Curschmann, Geh. Med.-Rath, o. ö. Professor der klinischen Medicin in Leipzig, früherem Director des Neuen Allgemeinen Krankenhauses zu Hamburg, bearbeitet von Dr. Th. Deneke, Physicus in Hamburg. Zweite vermehrte Auflage, mit Beiträgen von Dr. H. Schmilinsky, mit einem Situationsplan und 25 in den Text gedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn.

Krauss, Friedrich, S., Billige Bräute. Lustspiel. Wien, Carl Graeser.

Die Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausg. v. Karl Schneidt. II. Jahrgang. Nr. 43—45. Berlin, Hugo Storm.

Mann, Heinrich. In einer Familie. Roman. Zweite Auflage. München, Carl Rupprecht.

Martens, Kurt, Wie ein Strahl verglimmt. Drama in einem Act. Leipzig, C. Wild.

Meyer, Julius, und Silbermann, I., Die Frau im Handel und Gewerbe. Berlin, Richard Tändler.

Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10 000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen. Neunter Band. Hübbe-Schleiden bis Kausler. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Mokrauer Mainé, Oscar, Die Entstehungsgeschichte patriotischer Lieder verschiedener Völker und Zeiten. Leipzig und Baden-Baden, Constantin Wild.

Nordhausen, Richard, Urias Weib. Eine Grossstadt-Geschichte. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Die Nothwendigkeit weiträumiger Bebauung bei Stadterweiterungen und die rechtlichen und technischen Mittel zu ihrer Ausführung. Mit 13 eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.

Perfall, Anton Freiherr von, Die Sünde. Novelle. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.

Plan von Budapest mit kurzem Wegweiser und Strassenverzeichniss in ungarischer und deutscher Sprache. Vierte Auflage. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Ostdeutsche Reform, Blätter zur Förderung der Humanität. Vierter Jahrgang, Nr. 15 u. 16. Königsberg i. Pr., Braun und Weber.

Reichhold, Karl, Kunst und Zeichnen an den Mittelschulen. II. Das Flachornament des Alterthums. Mit 48 Tafeln in Photolithographie. Berlin, Georg Siemens.

Rein, W., Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Erster Band, 11. u. 12. Lieferung. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Rigutini, Giuseppe, und Bulle, Oskar, Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. Dritte Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Rogge, Dr. Bernhard, Vom Kurhut zur Kaiserkrone. Zweiter Band: Das Buch von den preussischen Königen. Mit 9 Brustbildern. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Rüderer, Joseph, Die Fahnenweihe. Eine Komödie in drei Acten. München, Carl Rupprechts Verlag.

Saubert, Dr. B., Germanische Welt- und Gottanschauung in Märchen, Sagen, Festgebräuchen und Liedern, eine zum Verständniss der Märchen u. s. w. gebotene Erläuterung. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Unterwegs, Schilderungen und Naturansichten von den beliebtesten Reisewegen. Attersee — Mondsee — Wolfgangsee. Mit 9 Tonbildern, 54 Text-Abbildungen, einer Planskizze, einem Uebersichtskärtchen und einem Panorama. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.

— Die Donau als Völkerweg, Schiffahrtsstrasse und Reiseroute. Mit 300 Abbildungen und Karten. 10. Lieferung. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Sommerfeldt, Dr. Gustav, Nationalstaat oder Demokratie? Ueber das Woher und Wohin der Reichspolitik am Ende des 19. Jahrhunderts. Königsberg i. Pr., Bernhard Teichert.

Suttner, Bertha von. Einsam und arm. Erster Band. Dresden, Leipzig und Wien. E. Piersons Verlag.

Telmann, Konrad, Dunkle Tiefen. Geschichten. München, Carl Rupprechts Verlag.

Thiele, Dr. phil. Richard, Die Theaterzettel der sogenannten Hamburgischen Entreprise (1767—69). Beiträge zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte. Die Wichtigkeit der Theaterzettel für Lessings Hamburgische Dramaturgie. Erfurt, Hugo Güther.

Thieme, Karl Ludwig, Richard Wagner im Dienste französischer Maler. Eine kritische Studie. Leipzig, Constantin Wild.

Veritatis Amicus, Jesus von Nazareth nach neutestamentlichen Quellen. Heilbronn, Max Kielmann.

— Was uns Jesus noch weiter sagt. Zweite unveränderte Auflage, Heilbronn, Max Kielmann.

Wegener, Dr. Richard, Poetischer Fruchtgarten. Cöthen, Paul Schettlers Erben.

Wehmer, Dr. R., Grundriss der Schulgesundheitspflege unter Zugrundelegung der für Preussen gültigen Bestimmungen. Mit 17 Abbildungen. Berlin, Richard Schoetz.

Weingartner, Felix, Die Lehre von der Wiedergeburt und das musikalische Drama nebst dem Entwurf eines Mysteriums. Die „Erlösung." Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer.

Wien, Illustrirter Wegweiser durch Wien und Umgegend. Sechste Auflage. Mit 76 Illustrationen, zwei Plänen im Texte, einem Plan von Wien und einer Karte des Semmerings. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.

Ziel, Ernst, Das Prinzip des Modernen in der heutigen deutschen Dichtung. Zeitgemässe Betrachtungen. München, Carl Rupprecht.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.


Band 75. — Heft 224.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
November 1895.
19. Jahrgang.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

November 1895.

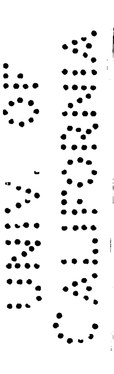
Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Wolfgang Kirchbach.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



Wolfgang Kirchbach

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

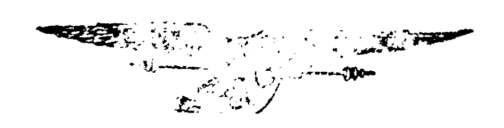
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXV. Band. — November 189[illegible]. —

[illegible]



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Wolfgang Kirchbach

[illegible] v. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXV. Band. — November 1895. — Heft 224.

(Mit einem Portrait in Radirung: Wolfgang Kirchbach.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Nur zwei Veilchen.

Novelle.

Von

M. Stona.

— Schloß Strzebowitz (Oesterr.-Schlesien). —

I.

Josepha war eine süße, liebe kleine Frau, nicht gerade glücklich, aber auch nicht unglücklich. Ihr Leben floß in der ungewissen Dämmerung dahin, die dem Morgen oder der Nacht vorangeht.

Ihr Gatte, Gerhard Hiller, war zu Zeiten so übelgelaunt und verdrießlich, daß sie es manchmal bereute, ihn geheirathet zu haben. Doch konnte sie Niemand einen Vorwurf machen, denn sie hatte sich ihr Schicksal selbst gewählt. Ihr Vater und ihre Geschwister — die Mutter war schon lange gestorben — warnten sie vor der Ehe mit dem um zwanzig Jahre älteren Manne; sie aber hörte auf Keinen. Gerhard schwur, daß er sie auf den Händen tragen wolle, und sie glaubte es ihm.

Das junge Paar nahm seinen Wohnsitz auf Hillers Landgut Altdorf in einer österreichischen Provinz.

Schon die Flitterwochen bereiteten Josepha manche Enttäuschung. Der Hagestolz, der sich spät entschließt, eine Ehe einzugehen, bringt seiner Frau als Morgengabe ein ganzes System verknöcherter Gewohnheiten und Eigenheiten mit, für das er eine liebevolle Rücksicht als etwas Selbstverständliches verlangt. Um Josepha das Studium seiner Launen zu erleichtern, beeilte sich Gerhard, sie sogleich mit ihnen bekannt zu machen.

Sie fand bald, daß er eine zum Mindesten eigenthümliche Art habe, sie auf den Händen zu tragen. Hatte sie irgend ein Versäumniß verschuldet, war eine Schleife ihres Kleides ungeknüpft, stand das Mittagessen um fünf Minuten zu spät auf dem Tisch: so konnte er außer sich gerathen und schmähen, als ob sie ein Verbrechen begangen hätte. Anfänglich wollte sie

verzweifeln. Doch als sie sah, daß er wegen jeder Kleinigkeit in die gleiche Aufregung gerieth, stumpfte ihre Reue sich ab, und sie nahm die Ausbrüche seines Zorns gleichgiltig hin.

Gerhard gehörte zu jenen Männern, die klug genug sind, ihrer übeln Laune nur vor ihrer Frau die Zügel schießen zu lassen, in Gesellschaft aber stets heiter, gesprächig und unterhaltend erscheinen. Wenn sie besonders gut aufgelegt sind, werden sie sogar witzig. Solche Männer bleiben ihrer Frau gegenüber stets im Vortheil; denn wenn diese unter dem Druck der kleinlichen Quälereien, die sie zu Hause erduldet, einmal es wagt, ihrem Gebieter vor Zeugen ein heftiges Wort zu sagen, so läßt er es mit der Miene eines Märtyrers über sich hinbrausen, wohl wissend, daß Alle, die es gehört, auf seiner Seite stehen werden. „Welche unbesonnene Frau! Der arme Mann mag bittere Stunden erleben!"

Josepha hatte ihrem Gatten — vielleicht noch mehr sich selbst — ein Töchterchen geschenkt, und das kleine Wesen füllte ihr ganzes Herz aus. Ihm erzählte sie ihr Leid und ihre Freuden, als es noch wie eine geschlossene Blume in seinem Bettchen lag, und wie es später die Aermchen um ihren Hals schlang, da war es ihr, als ob ihr in dem Kinde eine zärtliche Freundin heranwachse.

Indessen sollte ihr bald vom Schicksal eine zweite Freundin zugeführt werden, die an Jahren, Erfahrung und weltlicher Klugheit Josepha weit überlegen war.

Sie hieß Helene von Wallheim. Ihr Mann, ein reicher Fabrikant, war das genaue Gegentheil von Josephas Gatten; still und verschlossen in großer Gesellschaft, doch von liebenswürdiger Gesprächigkeit in vertrautem Kreise, dabei jung, kraftvoll und gütig, mit einem für einen Mann fast zu weichen Gemüth. Er betete Helene an; sie erschien ihm als das Muster jeder Vollendung. Und Helene war es zufrieden.

Sie liebte Heinrich auf ihre Art. Nicht blind und abgöttisch, nicht heiß und leidenschaftlich, sondern mit ruhiger Zärtlichkeit. Sie war sich über seine Fehler und Vorzüge ganz klar und wog die einen gegen die anderen mit Ueberlegung ab.

Und weil seine Vorzüge zu jenen gehörten, die ihr sympathisch waren — es gab auch solche, die sie nicht leiden konnte, z. B. eiserner Fleiß und Consequenz — seine Fehler aber, die allzugroße Nachgiebigkeit und der Hang zur Verschwendung, sehr leicht sich ertragen ließen, war sie mit Heinrich vollkommen zufrieden. Er schmückte ihr Leben mit Kostbarkeiten, sie schmückte das seine mit ihrer fröhlichen Laune.

Sie war viel zu klug, sich ihm je mürrisch oder verdrießlich zu zeigen, vielleicht auch zu eitel dazu; denn sie liebte ihre Schönheit weit mehr als ihren Gatten. Ihre Schönheit war von jener eigenen Art, die wie ein Zauber in einem Gesichtchen aufzuleuchten vermag, das uns sonst blaß und unbedeutend erscheint. Der Geist ist es, der all die anmuthigen Linien

weckt und das Antlitz gleichsam von innen heraus erblühen läßt. Helene wußte in solchen Augenblicken genau, wie sie aussah, wußte, daß sie unwiderstehlich war.

In den Maitagen des Jahres 1892 bereitete ihr Gatte ihr eine freudige Ueberraschung. Er kaufte ihr eine Villa auf dem Lande. Sie fiel ihm dafür um den Hals und nannte ihn ihren lieben, einzigen Heinrich.

Nachdem Helene mit Gatten und Dienerschaft — Kinder hatten sie nicht — in das neue Sommerheim übersiedelt war, hielt sie Umschau in der lieben Nachbarschaft.

Es kam die große Frage, mit wem man verkehren sollte. Frauen, unbedeutende, geschmacklose Landfrauen, reizten Helene gar nicht. Eine oder die andere wollte sie ertragen, wenn es des Mannes wegen sich lohnte — mehr absolut nicht.

Sie war der Ansicht, daß ein dummer Mann noch immer mit seinem Verstande für eine Plauderei ausreicht, während die beschränkte Frau zu einem lebenden Bleigewicht wird, das Einen unbarmherzig in die Tiefen der Langenweile zieht.

Es traf sich vortrefflich, daß Wallheims gleich bei der ersten Orientirungsreise in die nächste Stadt einem alten Studiengenossen Heinrichs begegneten, der mit seiner jungen Frau nur eine Stunde von der Villa entfernt lebte. Es war Gerhard Hiller. Gerhard war in vorzüglichster Stimmung, und seine Einfälle entzückten Helene. Man beschloß, gute Nachbarschaft zu halten. Helene besorgte heimlich nur Eines: daß Hillers Frau eine gar zu langweilige Provinzlerin sein werde.

Zwei Tage später wurde der Besuch in Altdorf gemacht.

„Gott, wie geschmacklos!“ sagte Helene sich, als sie Josepha erblickte.

„Himmel, wie elegant!“ dachte Josepha.

Man ließ sich um einen runden Familientisch nieder. Gerhard war in seinem Element. Sein Geist phosphorescirte förmlich. Er unterhielt seine Gäste, indem er kleine Anekdoten von seiner Frau zum Besten gab. Josepha war an diese Erzählungen gewöhnt, die dem Gespräche auf ihre Kosten einen pikanten Reiz gaben, dennoch verletzte sie heute dieser Ton. Sie besorgte nicht, lächerlich zu erscheinen; allein sie fürchtete, die Oede ihrer Ehe könnte errathen werden. Auch schien es ihr nicht die richtige Art, Frau von Wallheims Interesse zu erregen, an dem ihr so viel lag. Für ihr Leben gern hätte sie mit der schönen, weltgewandten Dame verkehrt. Sie kam sich unscheinbar neben ihr vor, die Worte fielen ihr so blöde von den Lippen, und bewundernd blickte sie auf Helene, die so anmuthig plauderte, so graziös sich zurücklehnte und es sich gar nicht merken ließ, daß sie ein neues Kleid trug, — ein Ereigniß, das man allen Nachbarinnen aus der Provinz auf den ersten Blick ansah.

Auch Helene fühlte sich zu Josepha hingezogen — um der Bewunderung willen, die unverhohlen aus den Augen der kleinen Frau sprach. Sie hätte

gern mit ihr allein geplaudert, denn daß Josepha in Gegenwart ihres Gatten befangen war, hatte sie auf den ersten Blick gemerkt. Eine Frage nach dem Garten brachte den erwünschten Erfolg: Gerhard schlug einen Spaziergang vor.

Die beiden Frauen gingen mit einander, und Josepha schien nun aufzuathmen. Alles, was sie sagte, trug den Zauber einer ungesuchten Originalität.

„Haben Sie viel Verkehr in der Umgebung?“ fragte Helene.

„Leider nicht, und das ist so schade, denn ich habe das Glück, daß mir so viele Menschen gefallen!“

Sie weiß gar nicht, wie herzig sie ist, dachte Helene.

Fast zu lange dauerte die erste Visite, und beim Abschied versprach man, einander oft zu besuchen.

„Aus dieser Josepha ließe sich viel machen,“ sagte Helene bei der Rückfahrt. „Ich glaube, es wäre nicht schwer, ihr die Provinzlerin ein wenig abzuschleifen.“

„Wenn sie nur hübscher wäre,“ meinte Heinrich.

„Hübsch? Sie könnte es dazu bringen, reizend zu sein. Es liegt so viel in ihr, aber es müßte erst geweckt werden. Ihr Männer ahnt ja gar nicht, daß sogenannte Schönheit oft nur eine geschickte Vereinigung zahlloser Künste und einiger bescheidener Gaben der Natur ist. Eine Frau muß ihre Vorzüge und ihre Schwächen kennen und jene zu heben, diese zu verbergen verstehen. Die arme Josepha aber ist sich weder der einen noch der andern bewußt. Sie lebt hin, wie eine geschmacklose Schneiderin sie verzeichnet, und frisirt sich, als ob sie ihre eigene Köchin wäre. Trotzdem gefällt sie mir viel besser als ihr Gatte.“

„Wie? Gerhard ist doch ein famoser Mensch!“

„Wie man's nimmt. Ein Mann, der es wagt, in Gesellschaft die kleinen Schwächen seiner Frau zu geißeln, ist der geborene Haustyrann unter vier Augen. Wie froh bin ich, daß Du nicht so bist, Heinrich!“ lachte sie und wandte ihm ihr rosiges Gesicht zu.

„Aber Gerhard ist so witzig, und das bin ich leider nicht,“ sagte er.

„Dafür bist Du gut, und das ist mir tausendmal lieber.“

II.

Zwischen Altdorf und der Villa entspann sich ein lebhafter Verkehr. Da Helene fühlte, daß Josepha noch immer eine kleine Scheu vor ihr habe, trug sie ihr das Du an. Josepha war selig, und in ihre Beziehungen zu Helene trat nun eine innige Vertraulichkeit. Wie unter Freunden der eine Theil immer der Dominirende ist, so war es auch hier. Josepha unterwarf sich vollkommen dem überlegenen Urtheil Helenens, ließ sich von ihr Alles sagen und nahm sogar ihre Rügen mit dankbarem Lächeln hin.

Einmal traf Josepha Helene vor dem Toilettetisch, ihr blondes Haar ordnend.

„Nein, wie geschmackvoll Du Dich frisirst," rief sie „und — und hast doch —

„Viel weniger Haar als Du, willst Du sagen?" vollendete Helene lachend. „Ja, siehst Du, Kind, nicht die Fülle, der Geschmack ist entscheidend. Setze Dich einmal nieder, ich will Dir zeigen, wie man es macht." Und in wenigen Minuten veränderte sie Josephas Aussehen auf das Vortheilhafteste, indem sie ihr Haar in einen prächtigen Knoten schürzte und an der Stirn, wo es früher straff angespannt gewesen, in leichten Wellen empor hob.

„Du verstehst aber auch Alles!" rief Josepha.

Nun hüllte Helene sie in ein Morgenkleid aus weicher rosa Seide und führte sie vor den Spiegel. Josepha erröthete vor Vergnügen, als sie sich erblickte.

„Siehst Du, wie entzückend Dir helle Farben stehen! Du kleidest Dich wie eine Matrone. Unter uns gesagt: Du vernachlässigst Dich sogar. Wenn ich an Deinen grauen Schlafrock denke, in dem ich Dich letzthin überraschte — brr! Wie kannst Du hoffen, Deinem Mann zu gefallen, wenn er Dich mit abgerissenen Bandschleifen und fehlenden Knöpfen sieht?"

„Er sieht mich ja gar nicht an!"

„Das begreif' ich. Glaub' mir, Josepha, wir Frauen sollen stets auf unser Aeußeres achten. Die Männer sind eitler auf uns, als wir es ahnen, und wenn wir aufhören, uns zu schmücken, fangen wir an, sie zu langweilen. Es ist viel besser, man sieht wie die Tochter seines Gatten aus, als wie seine Mutter."

„Ach, Helene," seufzte Josepha, „wenn Du Gerhards Launen kennen würdest, verginge Dir vielleicht auch die Lust, an Dich zu denken!"

„Ich würde vor Allem trachten, mit Gerhard gut auszukommen."

„Wie denn?"

„Das will ich Dir sagen. Dein ehrlicher Charakter wird sich vielleicht dagegen sträuben, doch nicht alle Wege sind gerade, und die krummen führen uns oft am schnellsten an's Ziel, weil wir sie durchlaufen können, während wir auf den geraden breiten Straßen fein schicklich und gemessen dahinschreiten müssen. Ich würde vor Allem die Schwächen Gerhards studiren, denn beherrschen wir die Schwächen eines Mannes, dann beherrschen wir ihn selbst."

„So klug bin ich nicht. Ich habe längst alle Macht über Gerhard verloren."

„So gewinne sie wieder!"

„Dazu ist es zu spät."

„Es ist nie zu spät," entgegnete Helene. „Hör' meinen Rath. Wenn Du im Unrecht bist — und glaube mir, Du bist es oft — schweig'

und ertrage seine Launen. Warte, bis Du im Recht sein wirst. Hast Du einen eklatanten Fall, dann tritt ruhig und bestimmt gegen Gerhard auf. Tobt er, so laß ihn toben, beharre aber mit fester Entschlossenheit auf Deinem Standpunkt. Sobald sein Zorn verraucht, wird er sein Unrecht einsehen, und das ist Dein erster Sieg."

„Ich will es versuchen," sagte Josepha und umarmte die verständige Freundin.

Eines Tages ruhte Helene auf einer indischen Chaiselongue in ihrem Schreibzimmer. Weiche, seidene Kissen in allen Regenbogenfarben umgaben sie, eine kostbare Decke, die sie einst aus Egypten gebracht, breitete sich über ihre schmalen Füße.

Frau von Wallheim war nicht etwa krank; im Gegentheil, die süße Ruhe, der sie sich hingab, war das Zeichen eines besonderen Wohlbefindens.

Wie eine Rose auf den Wellen des Meeres, wiegte sie sich in ihren Träumen. Mit immer gleichem Vergnügen ließ sie die Augen über all die Kostbarkeiten und bunten Gedächtnißzeichen gleiten, die sie von ihren Reisen mitgebracht und mit tändelndem Geschmack auf Tischchen und Consolen verstreut hatte. Ihr Zimmer war ein kleines Museum, dessen Werth seine Besitzerin auf eine capriciöse Weise bestimmte. Manche Bandschleife, manche welke Blume galt ihr mehr als der Krug aus Pompeji oder die kunstvolle Elfenbeinschnitzerei, welche die Verwandlung der Daphne darstellte. Nur Helene verständlich, erzählte jedes Ding seine Geschichte und zauberte entschwundene Bilder vor die Seele der Herrin.

In Nizza war's, während der unvergeßlichen Carnevalstage, da hatte sie jene Drahtmaske, die dort in der Ecke hing, über ihren Kopf gestülpt, jenes Hirtentäschchen mit „Confetti" umgethan und mit der kleinen Schaufel auf biegsamem Rohr kampflustig die weißen Geschosse nach rechts und links geschleudert, während ein tolles Maskentreiben sie umtobte. . . . Und dann war plötzlich eine Menschenwoge gekommen, die sie von ihrem Gatten trennte. Nur der deutsche Baron blieb an ihrer Seite, der so lange auf die Gelegenheit gewartet, ihr seine Liebe zu gestehen. Jetzt bot sich die Gelegenheit, und er — er fand nicht die Worte. Wie blöde er war!

Oder achtete er sie so hoch, daß er fürchtete, sie durch sein Geständniß zu beleidigen?

Sie hätte ihm so gern zugehört — solche Geständnisse waren eine berauschende Musik für ihre kleinen Ohren — und sie hätte ihn dann herzlich ausgelacht, so herzlich, daß er in ihr Lachen eingestimmt haben würde, wie es die Meisten thaten, die dankbar die weiße Hand küßten, welche sie aus Freundschaft ihnen bot. Manche freilich murrten und zogen sich grollend zurück — was that's! Andere schlossen die Reihen.

Nun ruhten ihre Augen eine Secunde lang auf einem Blatt Papier, das lässig an einen Palmenfächer gesteckt war und die Worte trug: Tout

bonheur, que la main n'atteint pas, n'est qu'un rêve. Ein Unglücklicher hatte ihr einst diesen Spruch geschickt, und sie bewahrte ihn in der dämmernden Ahnung, daß auch ihr das echte Glück ewig fern bleiben würde.

Während sie jetzt sinnend vor sich hinsah, klopfte es an die Thür, und Josepha stürmte in's Zimmer.

„Verzeih', daß ich Dich überfalle.... Die Sehnsucht, Dich zu sehen, war zu groß!"

Helene erhob sich freudig und begrüßte die Freundin. Sie plauderten ein Weilchen von gleichgiltigen Dingen, dann bat Josepha: „Laß' uns in den Wald gehen! Die Luft im Zimmer ist so schwül."

Arm in Arm verließen sie die Villa. Helene betrachtete lächelnd die junge Frau. „Ich sehe mit Freude, daß meine Rathschläge Dir schon Erfolge brachten," sagte sie. „Du bist selbstständiger, ruhiger, sicherer geworden — und hundertmal hübscher . . . weißt Du das?"

„Ich weiß nur, daß ich Dir dankbar bin. Ohne Dich wäre ich versauert, verbauert, versumpft und verstumpft!"

„Und nun wird am Ende gar eine kleine Weltdame aus Dir! Es thut Nichts, wenn Du nur glücklich bist . . . . und das bist Du doch, nicht?"

„Ja, siehst Du, mit dem Glück ist das eine eigene Sache. Ich war ja früher auch nicht glücklich, aber mir ist, als ob ich erst jetzt erkenne, wie arm mein Leben ist, das Leben meines Herzens. . . . Sag' mir, Helene, hast Du nie die Sehnsucht gehabt, zu lieben, glühend zu lieben?"

„Nein." Frau von Wallheim kannte in der That nur die Sehnsucht, geliebt zu werden.

„Siehst Du, ich möchte Etwas erleben, das groß, herrlich, göttlich wäre und mit einem Male diese entsetzliche Leere ausfüllen würde, die mir da drinnen entgegen gähnt. Mir ist manchmal, als ob mein Herz eine finstere Höhle wäre. Früher hab' ich gedacht, daß es so sein müsse, daß gewiß viele Frauen mit mir das gleiche Schicksal theilen, aber jetzt scheint es mir oft, als ob ich's nicht länger ertragen könnte! Lieber tausend Qualen leiden und wissen, daß man gelebt hat, als dieses gleichgiltige Dasein weiter führen!"

„Aber das ist ja offene Empörung!" neckte Helene.

„Es ist Sehnsucht, heiße, übermächtige Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem, nach Etwas, das meine Wege nie durchkreuzen soll. Und vielleicht ist diese Sehnsucht darum, weil sie sich ihrer Hoffnungslosigkeit bewußt ist, so verzehrend."

Sie waren zu einer alten Eiche gekommen. Ihre mächtigen Aeste zum Himmel erhebend, schien sie stolz aus dem Boden emporzustreben, ein Urbild der Kraft und Zähigkeit. Eine Rasenbank zog sich um sie hin. Hier

warf sich Josepha nieder und blickte mit ihren sonst so träumerischen, jetzt brennenden Augen auf Helene, die ruhig sagte:

„Ich weiß nicht, was das Leben Dir noch bringen wird, ob es Deine Wünsche erfüllen kann oder nicht. Sieh diese mächtige Eiche. Sie wollte auch einmal in den Himmel wachsen, und als sie sah, daß es nicht ging, da begnügte sie sich damit, ihre Wurzeln um so tiefer in den heimatlichen Boden zu senken. Von dieser Eiche können wir viel lernen."

„Du bist so ruhig, so besonnen. Sag' mir, hast Du schon geliebt?"

„Ich glaube ja," erwiderte Helene gedankenvoll; „als ich ein ganz kleines, kaum elf Jahre altes Mädchen war. Damals hatte ich ein so leidenschaftliches Herz wie Du, und ich liebte einen jungen Mann von zwanzig Jahren, der gewiß keine Ahnung hatte, wie viel er dem Kinde war. Alles, was ein Weib an heimlicher Liebe empfinden kann, von dem süßen Erwachen des Gefühls und der leidenschaftlichen Zärtlichkeit bis zum glühenden Trennungsschmerz, Alles ist damals durch die Seele des Kindes gezogen, unbeachtet von Allen und ungekannt. Mein Herz war eine kleine Gluthenwelt, in der die wundersamsten Dinge vor sich gingen. Aber wie es das Schicksal der Welten ist, sich immer mehr und mehr abzukühlen, so war es auch mein Schicksal, immer kälter zu werden, und ich glaube, daß ich der vollständigen Vereisung nicht mehr fern stehe."

„Du bist zu früh gereift, ich bin zu lange Kind geblieben" — sagte Josepha. „Man führte mich nicht in die Welt, ich lernte Niemand kennen ... ich war ja das Stiefkind der Familie, klein und häßlich. Keiner beachtete mich. Und als dann endlich ein Mann kam, der um so vieles älter und vernünftiger war als ich, dem ich gefiel, der es mir sagte, da war ich so stolz, so überglücklich! Ich sah mich mit einem Male gefeiert, von meinen Geschwistern beneidet, und zögerte keinen Augenblick, diesem Mann in seine Heimat zu folgen. Und dort erkannte ich, welch' ein kalter Egoist er ist, der mich nur dann beachtet, wenn er Etwas an mir zu tadeln findet, und der in der Ueberzeugung lebt, daß ich Gott dafür danken kann, daß er, Gerhard Hiller, mich zu seiner Frau erhoben hat. Es ist wahr, mich hungert und dürstet nicht; doch nach dem Hunger und dem Durst der Seele fragt Niemand! Das ist mein Leben: eine freudlose Jugend, eine glücklose Ehe, eingeschlossen rings von Tugenden und Pflichten. Und wenn ich endlich dahin gekommen sein werde, dieses jauchzende, pochende Herz, das nach Liebe verlangt, stückweise zu Tode gemartert zu haben, dann wird man mich zur Belohnung für all' diese Bravheit in der Familiengruft beisetzen."

„Du bist eine kleine exaltirte Person," sagte Helene und legte ihre Hand auf Josephas Schulter. „Ich sage Dir voraus, daß Du noch sehr viel sündigen wirst, aber blos in Deinen Gedanken. Du gehörst zu den Frauen, welche die schrecklichsten Dinge ausführen — in ihrer Phantasie, die aber in Wahrheit nie ein Haar breit vom Wege der Tugend abweichen,

denn ihr Pflichtgefühl ist größer als ihre Sehnsucht. Zu ihrem Glücke; denn so genießen sie in ihren Träumen alle Wonnen, ohne je von einem erdrückenden Schuldgefühl zermalmt zu werden. Zum Sündigen nach den gewöhnlichen Begriffen der Welt gehören entweder sehr leichtsinnige, gedankenlose Frauen, die nicht wissen, was sie thun, oder starke Naturen, die mit Ueberlegung fallen. Du gehörst weder zu den einen noch zu den andern."

„Und Du?"

„Ich gehöre zu den kalten Frauen, und die gehören auf ein anderes Blatt."

III.

Wenige Tage später sollte die ländliche Stille der Villa durch einen Besuch unterbrochen werden. Heinrich erhielt den Brief eines Freundes aus Wien, in welchem dieser um die Erlaubniß bat, für einige Tage Wallheims Gastfreundschaft in Anspruch nehmen zu dürfen.

Helene hatte Walter von Erlach vor zwei Jahren im Salon einer Bekannten kennen gelernt. Er war ihr durch sein wundervolles Clavierspiel aufgefallen, und sie entdeckte später eine überraschende Vielseitigkeit der Talente an ihm. Genial als Musiker wie als Maler, mit einer Seele, die für die Kunst glühte, und einem Körper, der die Strapazen jedes Sports bedurfte, um den Ueberschuß an Kraft auszugeben, glich er dem Uebermenschen der Modernen oder den Halbgöttern der Antike.

Helene wußte nach der ersten Stunde, die sie mit ihm verplauderte, daß ihr hier ein Mann entgegentrat, der dem Zauber ihrer Persönlichkeit nicht erliegen würde.

Sie sprachen damals viel mit einander, unter Anderem auch von der Liebe. Helene sagte, daß sie die Neigung über die Liebe stelle, denn die Liebe sei veränderlich, sie verspräche einen Himmel und gäbe manchmal Nichts; die Neigung aber, ihre gütige Schwester, ist treu und unwandelbar.

Herr von Erlach blickte sie forschend an, als wollte er auf dem Grund ihrer Seele lesen, und sagte dann: „Wie modern! So spricht nur, der keiner Liebe mehr fähig ist . . ." Sein Urtheil über Frau von Wallheim faßte Walter am nächsten Tage in die Worte zusammen: „Eine der interessantesten Frauen, die ich kenne. Sie ist wie ein Pastellbild mit den rothen warmen Lippen und den großen kalten Augen, die den schönen Mund Lügen strafen."

Helene fühlte instinctiv, daß sie seinen Geist interessire, ohne sein Herz zu berühren, und sie war viel zu klug, um sich nur einen Augenblick den Schein zu geben, als suche sie mit ihm zu kokettiren. Das rettete ihr seine Sympathie. Er suchte ihre Gesellschaft und wurde im Laufe der Zeit ein gern gesehener Gast ihres Salons. Aufrichtige Zuneigung brachte Walter Helenens Gatten entgegen, mit dem er auf sportlichem Gebiete viele Anknüpfungspunkte fand und dessen ruhige Güte ihm wohl that.

Nun war der interessante Gast in der Villa eingetroffen.

„Sie werden sich bei uns furchtbar langweilen," sagte ihm Helene bald nach seiner Ankunft. „Sie dürfen nicht hoffen, hier einen geistvollen Salon zu finden, wo Sie das Gold Ihrer Einfälle ausstreuen können. Wir sind nur auf Kupfer eingerichtet. Höchstens daß manchmal dürftig etwas Talmi aufblitzt."

„Um so besser, gnädige Frau. Alles, wonach ich mich sehne, ist Ruhe, göttliche Ruhe. So im grünen Walde liegen, wo Gräser duften und Vögel singen, die Zeit vorüber gleiten lassen und Nichts fühlen, weder Hoffnung noch Leid, weder Sehnsucht noch Liebe, das schwebte mir als das Höchste vor, wenn ich an den Besuch bei Ihnen dachte."

„Sehr schmeichelhaft. Diese bescheidenen Wünsche können Ihnen vollauf erfüllt werden. Sie dürfen mit Unterbrechung der Mahlzeiten täglich zwölf Stunden im Walde träumen und Nichts empfinden, wenn Sie das zu Wege bringen. Bevor Sie aber dieses Klosterleben im Grünen beginnen, wollen Sie mit uns bei einem Gutsbesitzer in der Nachbarschaft einen Besuch machen, ja?"

„Wo bleibt die ländliche Stille, die Abgeschiedenheit!" klagte Walter. „Ich sehe schon, eine schöne Frau besuchen, und wenn es im entlegensten Winkel der Welt wäre, heißt immer, sich in den Strudel der Geselligkeit stürzen."

„Sie fabeln. Von einem Strudel der Geselligkeit ist keine Rede. Der Gutsbesitzer hat eine einzige Tochter, die noch nicht zählt, und eine Frau, die ganz einzig ist."

„Und natürlich erwartet, daß man ihr den Hof macht."

„Wenn sie das erwarten würde, wäre sie nicht einzig. Uebrigens will ich Nichts mehr von ihr sagen. Sie sollen sie morgen selbst kennen lernen."

Josepha war durch einige Zeilen von Helene auf den neuen Gast vorbereitet worden. Sie schien sehr befangen zu sein. Herr von Erlach imponirte ihr offenbar, und sie verlor ganz die natürliche Sicherheit ihres Wesens. In der Kunst, Conversation zu machen, hatte sie es noch gar nicht weit gebracht, wie Helene mit Schrecken bemerkte. Sie nahm sich vor, ihr bei nächster Gelegenheit eine kleine Anleitung über das Gespräch mit Fremden zu geben. Josepha kümmerte sich nicht im Geringsten darum, was die Gäste interessiren konnte; sie erschöpfte ein Thema bis zur Ermattung und brach das nächste in dem Augenblick ab, als man sich dafür zu erwärmen begann. Auch sprach sie zuviel von sich und ihrer Familie.

Auf Walters Frage, ob sie viel beschäftigt sei, erwiderte sie: „Ach nein. Man braucht mich nicht. Mein Mann hat seinen Beruf, mein Kind die Wärterin, die Köchin die Wirthschaft — nur ich habe Niemand. Es kommt mir manchmal vor, als ob ich die Ueberflüssigste in meinem Hause wäre."

Um dem planlosen Umherirren des Gesprächs ein Ende zu machen, forderte Helene Walter auf, Etwas vorzuspielen."

„Ah, Sie sind musikalisch!" rief Josepha und klatschte in die Hände. „Das ist herrlich! Ich liebe die Musik so sehr."

Walter trug ein schwermüthiges Lied vor und bat dann Josepha, seinem Beispiele zu folgen.

„Ich singe blos," entgegnete sie.

Auch das noch! dachte Helene mit Schrecken. Josepha, die eine schöne, klangvolle Stimme hatte, pflegte nämlich häufig in reizender Verwirrung mitten in einem Liede Melodie und Text zu vergessen. Auch heute verlor sie gleich nach den ersten Tacten den Faden und unterbrach sich.

Walters musikalisches Feingefühl schien jedoch gar nicht darunter zu leiden. Er ruhte nicht eher, als bis das Lied zu tadellosem Vortrag gebracht war.

Gerhard und Heinrich staunten über diesen unerwarteten Fortschritt. Frau von Wallheim war sehr gespannt, auf dem Rückweg Walters Urtheil über Josepha zu hören. Er konnte nicht genug Worte des Entzückens finden. Welche Natürlichkeit! welche Frische! Wahrlich, diese junge Frau war von einem Zauber, wie er ihn nie gekannt. Sie glich jenem dunklen Vergißmeinnicht, das in schattigen Waldesgründen vergessen blüht, und nur darum jenes tiefe, herrliche Blau behalten hat, weil die Sonne ihm noch nie gluthversengend in's Herz geblickt.

Helene sah ihn überrascht an. Merkwürdiger Mensch! dachte sie. Es giebt für ihn kein Frauenräthsel. —

Die nächsten Wochen vergingen für Josepha in einem Taumel von Vergnügungen. So glücklich wie jetzt hatte sie sich noch nie gefühlt. Eine fast ausgelassene Fröhlichkeit beherrschte sie; sie glich einem übermüthigen Kinde; oft ersann sie tolle Spiele, mit denen sie Helene zur Verzweiflung brachte und Walter entzückte. Er konnte sich nicht satt sehen an ihren anmuthigen Bewegungen, nicht satt hören an ihrem hellen klingenden Lachen. Sie erschien ihm wie eine sonnige Fee. Er fühlte, daß er einem jungen Herzen gegenüberstehe, welches einer leidenschaftlichen Liebe fähig sei, und über das er mit jedem Tage an Macht gewann. Der Gedanke, dieses glühende Empfinden zu wecken, reizte ihn.

Josepha war so ganz anders als die verwöhnten Frauen, die er bisher gekannt; als die kalten, berechnenden Koketten, denen er ausgewichen, oder die allzuweichen, empfindsamen Seelen, die seiner Leidenschaft sich hingegeben hatten. Hier umfing ihn zum ersten Mal der ganze Zauber einer echten, zarten Weiblichkeit. Er fühlte sich wohl wie nie; er vergaß jedes tändelnde Spiel. Viel früher als Josepha selbst wußte er, daß sie ihn liebte. Die Situation schien ihm neu; sie machte ihn nachdenklich, und was ihm lange nicht passirt war — er ward natürlich.

Josepha hingegen kam gar nicht zum Denken. Sie lebte einzig der wonnigen Gegenwart und sorgte nicht einen Augenblick um das Morgen. Der blaue Himmel lachte ihr in's Herz.

Helene beobachtete sie und Walter mit wachsender Unruhe.

Das war kein kokettes, graziöses Spiel, wie sie es liebte; es drohte ein himmelstürmender Ernst zu werden, und sie mußte Alles daran setzen, um den lieben Landfrieden zu bewahren.

Schon wünschte sie sehnlichst Walters Abreise herbei, allein der junge Mann schien gesonnen, das Ende seiner Tage in der Villa abzuwarten.

Eines Nachmittags erschien Josepha allein bei Helene. „Gerhard hat ein neues Pferd bekommen, das er jetzt versucht," erzählte sie. „Er will später herüberreiten."

„Was beginnen wir heute?" fragte Walter. „Befehlen Sie Musik oder lawn tennis, oder sind Sie gegen Ihre sonstige Gewohnheit für das Stillsitzen eingenommen?"

„Ich bin zu gar Nichts aufgelegt," entgegnete Josepha.

„Was fehlt Ihnen?" fragte Walter besorgt.

„Eigentlich Nichts. Aber ich bin so unruhig, beinahe sorgenvoll. Ich glaube, ich war in der letzten Zeit zu lustig, nein — nicht lustig, zu fröhlich."

„Was soll denn das für ein Unterschied sein?" fragte Helene.

„Ich kann Dir das nicht erklären. Die Lustigkeit kann Einem für einige Stunden von außen anfliegen, die Fröhlichkeit kommt immer aus der Tiefe des Gemüths."

Das war einer jener Aussprüche, die Walter an der kleinen Frau so sehr liebte; sie enthüllten blitzartig den grübelnden Sinn, der ihr bei aller Kindlichkeit eigen blieb.

„Gehen wir spazieren," schlug Helene vor.

Josepha erhob sich. Es war ein trüber Nachmittag mit warmer, schwüler, gesättigter Luft. Schon sanken die ersten gelben Blätter von den Bäumen. „Sehnsüchtige Schwärmer, die den Tod nicht erwarten können," wie Helene sie nannte.

Man näherte sich dem Walde. Alte Eichen mit mächtigen, knorrigen Stämmen umsäumten den Weg.

Kein rechtes Gespräch wollte sich entspinnen. Da kam ein Diener ihnen nachgeeilt und bat die Gnädige, für einige Augenblicke nach Hause zu kommen. Nur ungern verließ Helene das Paar und versprach, so bald als möglich zurückzukehren.

Walter und Josepha ließen sich auf einer Bank nieder, um zu warten. Ihretwegen hätte Helene sich nicht zu beeilen brauchen; sie waren gar nicht ungeduldig. Walter sah die junge Frau von der Seite an. Sie trug ein weißes Kleid, das in zarten Wellenlinien sie umfloß. Er konnte den Blick nicht von ihr losreißen. Sie fühlte es und erröthete über und über. Verwirrt neigte sie den Oberkörper leicht vor, als wollte sie Helene nachspähen. Er mußte an sich halten, um der Versuchung zu widerstehen, sich vor ihr niederzuwerfen und ihre Hände, ihre Lippen, ihre ganze wonnige

Gestalt mit heißen Küssen zu bedecken. Wußte er doch, sie würde ihn erschreckt und zornig zurückweisen, wie sehr sie ihn auch liebte, denn es träumte ihre Reinheit von einer schuldlosen Liebe. Da kam ihm der Gedanke, wie bald er von ihr scheiden müsse, vielleicht ohne sie ein einziges Mal an sein Herz gezogen zu haben, und seine Leidenschaft wuchs.

„Nur noch wenige Tage, und ich sehe Sie vielleicht nie wieder!“ sagt er plötzlich mit bebender Stimme.

Sie erschrickt. Das Entsetzliche, die Oede ihres verlassenen Lebens taucht vor ihr auf. Sie sieht starr vor sich hin, dann, als ob sie reden wollte, wendet sie den Kopf, ihre Augen heften sich mit einem wachsenden Blick auf ihn, doch sie sagt Nichts.

„Sie werden mich nicht vergessen, nicht wahr?“ fragt er.

Sie ist sehr bleich geworden, sieht wieder vor sich hin, schüttelt den Kopf und sagt: „Nie.“ Dann athmet sie tief und will aufspringen. Doch sie vermag es nicht. Sehnige Arme halten sie umschlungen, und jugendfrische, brennende Lippen pressen sich auf die ihren. Eine Secunde giebt sie der Wonne nach, die über sie hereinfluthet . . . Dann erfaßt sie plötzlich eine wilde Angst, sie reißt sich los und flieht wie besinnungslos dem Walde zu. Er ihr nach. Mit wenigen Sätzen hat er sie erreicht. „Josepha!“ jubelt er.

Da bringt der Schall von Pferdehufen an ihr Ohr, und im nächsten Augenblick sprengt Gerhard in rasendem Galopp ihnen entgegen. Josepha hat nur noch Zeit, aus dem Wege zu springen. Die plötzliche, blitzartige Bewegung des weißen Kleides erschreckt das durchgegangene Pferd; es wirft sich zur Seite und schleudert den Reiter aus dem Sattel. Mit dem Kopfe gegen einen Baumstamm anprallend, stürzt er zu Boden, indeß das schnaubende Roß davonjagt.

Das Alles war in wenigen Secunden geschehen. Josepha, noch zitternd von den Küssen des Geliebten, kniet, ihrer Sinne kaum mächtig, vor dem leblosen Gatten und sucht das Blut, das einer tiefen Kopfwunde entquillt, mit ihrem Taschentuch zu stillen.

„Er ist todt!“ jammert sie.

Walter erwidert kein Wort, er hebt mit seiner Riesenkraft den Verwundeten empor und trägt ihn wie ein Kind der Villa zu.

IV.

Helene verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart, als Walter ihr mit der schrecklichen Bürde entgegen kam. Sie traf sofort alle nöthigen Vorkehrungen, ließ den Kranken in ihr Zimmer betten und schickte in die nächste Stadt nach dem Arzt, während Heinrich telegraphisch aus Wien die schleunige Ankunft eines Professors erbat.

Josepha saß zu einer Bildsäule erstarrt an dem Lager des Kranken. Tausend wirre Gedanken flogen ihr durch den Kopf; abgerissene Reime von Liedern, die sie als Kind gehört, und die in keinem Zusammenhang mit dem Augenblick standen. Nein, Gerhard durfte nicht sterben; so groß konnte ihre Schuld nicht sein! Er mußte ihr erhalten bleiben, ihr und ihrem Kinde; er mußte gesund werden! Ihr ganzes übriges Leben sollte eine schweigende Abbitte sein.

Der herbeigeholte Arzt erklärte die klaffende Kopfwunde als ungefährlich; ein Tropfen Blut jedoch, der aus dem linken Ohr gedrungen war, hieß ihn die Befürchtung aussprechen, daß die Schädeldecke durch den scharfen Anprall einen Sprung bekommen habe. An eine Ueberführung des Kranken nach Altdorf konnte nicht gedacht werden.

Nach sechs Stunden traf der Professor aus Wien ein. Er schloß sich der Diagnose seines Collegen an und bezeichnete die Stelle, wo der muthmaßliche Sprung sich befand. Sein Ausspruch lautete ernst, aber nicht hoffnungslos. Wohl schwebte der Patient augenblicklich in Lebensgefahr, aber er konnte genesen; freilich war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß eine Gehirnerschütterung die übelsten Folgen nach sich ziehen konnte. Alles hing von dem Verlauf der nächsten Tage ab.

Nachdem er mit dem ordinirenden Arzte eine genaue Behandlungsweise vereinbart hatte, reiste der Professor nach Wien zurück. Herr von Erlach schloß sich ihm an, ohne Josepha wiedergesehen zu haben. —

Die Villa war in tiefes Schweigen getaucht; man flüsterte nur, man ging auf den Fußspitzen; eine ängstliche Spannung lag auf allen Gesichtern. Heinrich und Helene bewiesen in diesen Tagen Josepha eine hingebungsvolle Freundschaft.

Endlich war der gefürchtete Termin abgelaufen: Gerhards Zustand besserte sich, und Josepha athmete auf. Neue Hoffnung erfüllte sie, und mit der Hoffnung kam langsam und zögernd — die Erinnerung. Wie weit fortgescheuchte Vögel kehrten die Gedanken an Walter wieder. Vergeblich suchte sie sein Bild zurückzudrängen . . . Aus irgend einer Falte ihres Herzens tauchte es vor ihr auf. Sie preßte die Hände an die Schläfen und konnte es doch nicht hindern, daß eine süße, selige Erinnerung sie durchglühte.

Wie eine stille, namenlose Freude lag es oft über ihr Antlitz hingegossen. Oeffnete Gerhard in solchen Momenten die Augen, da sah er sie überrascht an. So war sie ihm noch nie erschienen, so weich, so träumerisch, so glücklich. Es rührte ihn tief.

„Sie weiß, daß ich gerettet bin,“ dachte er. „Wie gut sie ist!“

Josepha pflegte ihn mit liebevoller Sorgfalt. Sein Bewußtsein kehrte immer anhaltender zurück. Zwar versank er noch dann und wann in eine Art Betäubung oder sprach mit weit geöffneten Augen verworrene Dinge, doch besserte sich sein Zustand mit jedem Tage.

Bald machte er sich schwere Vorwürfe darüber, daß er in das friedliche Leben der Villa eine solche Störung gebracht, und begehrte, nach Altdorf überführt zu werden. Als man seinen Wünschen nicht nachgeben wollte, steigerte sich sein Verlangen zu maßloser Heftigkeit.

Der Arzt hielt es für das Zweckmäßigste, ihm den Willen zu thun, da keinerlei Gefahr mehr damit verbunden war.

So fuhr denn eines Morgens Josepha mit ihrem Gatten, vom Doctor geleitet, nach Altdorf.

Sie hatte alle Ursache, zufrieden zu sein. Die Befürchtungen der Aerzte waren grundlos geblieben; als einzige Folge von Gerhards Krankheit blieb eine nervöse Reizbarkeit zurück, die sich sonderbarer Weise nie gegen seine Frau richtete. Mit ihr war er gütig wie nie zuvor. Aus seinem ganzen Wesen sprach Dankbarkeit. Wenn sie sich anklagte, durch ihren übereilten Sprung Schuld an seinem Sturz zu sein, widersprach er lebhaft. Er allein hatte das Unglück herbeigeführt, weil er das durchgegangene Pferd nicht zu zügeln gewußt . . . Seine frühere Rücksichtslosigkeit und Strenge wich einer milden Zärtlichkeit.

Er wunderte sich jetzt, wie leicht mit Josepha auszukommen war. Ein wenig Nachsicht, ein freundlicher Blick, und er erreichte mehr als ehemals mit einer Fluth von zornigen Worten. —

Inzwischen war der Herbst gekommen, das große Maskenfest der Natur. Helene fand die bunte Scenerie in Wald und Feld reizend; sie ließ aber doch die Koffer packen, denn vom Landleben hatte sie gerade genug. Sie erklärte Heinrich, daß sie dringend einer Erholungsreise bedürfe, und bestimmte ihn, nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Wien mit ihr über Paris an die Riviera zu gehen.

Auch für Gerhard war eine Luftveränderung geboten; der Arzt empfahl ihm Arco.

So wurden denn Schloß und Villa zu gleicher Zeit von ihren Bewohnern verlassen. Nur Josephas Töchterchen, die kleine Else, blieb mit ihrer Kinderfrau in Altdorf zurück, da ihre Lebhaftigkeit Gerhard zu sehr aufregte.

V.

Die ersten Tage in Arco erschienen Josepha recht einsam. Die fremden Menschen ließen sie gleichgiltig; sie sehnte sich gar nicht danach, Bekanntschaften zu machen.

Häufig schrieb sie an Helene. „Aber wie umständlich ist doch dieses Schreiben,“ klagte sie einmal. „Vom Herzen in den Kopf, in die Hand, in die Feder, auf's Papier und noch immer nicht bei Dir!“

Ein Fest war es für sie, wenn Helenens Antwort eintraf. Frau von Wallheim war eine routinirte Briefschreiberin; sie wußte sich stets dem Geiste desjenigen anzupassen, dem sie schrieb — sie konnte auch brieflich

kokettiren, wenn es der Mühe lohnte. Mit Josepha plauderte sie heiter und witzig und erzählte von Land und Leuten, die sie sah. Von ihren Erlebnissen erzählte sie Nichts. Nur eine Bemerkung ließ auf sie schließen.

„Wenn Frauen das Bewußtsein haben, zu gefallen, dann sagen sie, daß sie sich vortrefflich unterhalten. Also: ich unterhalte mich königlich!“

Eines Tages sollte Josepha eine unerwartete Ueberraschung erleben. Als sie von einem Spaziergange nach Hause zurückkehrte, rief ihr Gerhard entgegen: „Rathe, wer in Arco angekommen ist!“

„Helene!“ rief Josepha, von plötzlicher Freude erfüllt.

„Fehlgeschossen! Ein Herr ist es, ein interessanter junger Mann. Nun — räthst Du's noch nicht?“

„Nein, das kann ich unmöglich errathen,“ stammelte Josepha. Den Namen, der sich ihr auf die Lippen drängte, vermochte sie nicht auszusprechen.

Mit um so größerer Leichtigkeit that es Gerhard. „Herr von Erlach ist gestern angekommen. Ich bin ihm soeben begegnet und habe ihm gesagt, daß wir heute auf der Promenade sein werden. Aber Du scheinst ja gar nicht erfreut . . .“

„Das ist wirklich eine Ueberraschung. Bleibt er lange hier?“

„Er weiß es nicht. Es hängt von Nachrichten ab, die er erwartet. Mach' Dich nur rasch bereit, Du siehst etwas blaß aus . . . es fehlt Dir doch Nichts?“

„Nicht das Geringste. Im Gegentheil, ich fühle mich so wohl.“

„Gott sei Dank!“

Josepha wandte sich ab, um ihre Bewegung zu verbergen, und ging in ihr Zimmer.

Sie sollte ihn wiedersehen! Kein Zweifel, nur um ihretwillen war er gekommen.

Widerstreitende Empfindungen stürmten auf sie ein. In den Jubel, der sie erfüllte, mischte sich Angst, Furcht vor der Zukunft. Es war ja jetzt Alles, Alles anders geworden! Früher, als Gerhard kalt und rücksichtslos mit ihr war, überließ sie sich ohne Besinnen ihren Gefühlen; sie wußte ja, daß er nicht nach dem Besitze ihres Herzens fragte, wenn sie ihm nur treu blieb. Jetzt aber bewies er ihr mit jedem Tage, wie theuer sie ihm sei. Er liebte sie, und seine Liebe legte ihr Verpflichtungen auf. Wie sollte sie Walter begegnen? Sie vergrub den Kopf in den Händen.

„Bist Du bald fertig?“ fragte Gerhard aus dem Nebenzimmer.

„Gleich, mein Freund,“ erwiderte sie.

Einige Minuten später trat sie mit ihrem Gatten aus dem Hause. Herr von Erlach kam ihnen entgegen.

Sie begrüßten sich herzlich wie gute Bekannte; nur die Hände bebten, die sie einander reichten.

Man sprach von gleichgiltigen Dingen, von Arco, von Wien. Gerhard blieb plaudernd mit einem Bekannten zurück, und das junge Paar schritt allein weiter.

Jetzt erst wagte Walter, Josepha voll in's Antlitz zu blicken. In seinen Augen spiegelte sich die ganze Freude, sie wiederzusehen. Dann glitt ein Schatten über seine Züge. „Sie haben eine schwere Zeit durchgemacht," sagte er in tiefer Bewegung.

„Ja, es war furchtbar. Eine jener Zeiten, die ganze Wandlungen in dem Menschen hervorbringen."

Er sah sie forschend an. „Es scheint wirklich, daß Sie ernster geworden sind?"

„Finden Sie? O, ich kann noch gerade so herzlich lachen, wie früher."

„Und ich wollte, ich könnte Sie hören . . . wie früher. Es war so schön!"

Josepha erschrak. Nur um Gotteswillen an keine gemeinsamen Erinnerungen rühren. „Wirklich? Ich habe ein schlechtes Gedächtniß. Ich habe Alles vergessen."

„Alles?" fragte er mit weicher Stimme.

Sie lachte; in ihrem Lachen war ein gezwungener Ton, der ihn verletzte.

„Dafür haben Sie etwas Neues gelernt," sagte er.

„Was denn?"

„Ein grausames Lachen!"

Seine Augen streiften sie mit einem bitteren Vorwurf. Sie fühlte, daß er litt, und hatte nur den einen Wunsch, ihn zu versöhnen. Mit der alten Herzlichkeit rief sie aus: „Sind Sie böse? Verzeihen Sie mir!"

„Man ist nur zu leicht geneigt, Ihnen zu verzeihen!" sagte er glücklich. In diesem Augenblicke hatte Gerhard sie erreicht. —

Mehrere Tage vergingen. Walter wußte nicht, was er von Josepha halten sollte. Sie vermied es, mit ihm allein zu sein; Allem, was er sagte, suchte sie mit einer gezwungenen Heiterkeit zu begegnen, die oft in einem grellen Widerspruch zu seinen Worten stand. Ihre bezaubernde Natürlichkeit war verschwunden, und, was er nie an ihr beobachtet: es erwachte eine fast nervöse Sucht in ihr, sich in den Strudel der Geselligkeit zu stürzen. Sie wurde bald der Mittelpunkt eines Kreises, der sie bewunderte.

Gerhard war nicht im Geringsten eifersüchtig; er freute sich über Josephas kleine Triumphe und brachte ihr ein blindes Vertrauen entgegen.

Walter dagegen fühlte alle Qualen der Eifersucht. Verführerischer, begehrenswerther denn je erschien ihm Josepha, und die Sehnsucht, sie in seine Arme zu schließen, beherrschte seine Sinne mit übermächtiger Gewalt. Und doch gab es Augenblicke, wo sein Glaube an sie erschüttert war, und

er sie für kalt und herzlos hielt. Wiederholt wollte er abreisen ohne ein Wort des Abschieds, aber er vermochte es nicht. Liebte Sie ihn? Hatte sie aufgehört, ihn zu lieben? Den feinen Frauenkenner verließ das sichere Urtheil, das er in jedem andern Falle gefällt haben würde. Seine Leidenschaft verwirrte sein Denken.

Eines Abends fand eine Tanzunterhaltung statt. Josepha hatte ihr Erscheinen zugesagt; an Gerhards Arm betrat sie den Saal. Sie war bleich, und ihre Lippen umspielte ein nervöses Lächeln.

Bei ihrem Anblick krampfte sich Walters Herz zusammen. Seine Hand preßte die ihre. Die junge Frau erschrak und wandte sich von ihm ab einem Herrn zu, der sie um die erste Tour bat.

Walters Blicke folgten ihr mit lodernder Qual. Nur einmal trafen sie die ihren, und ein wildes Weh ergriff Josepha, als sie seine schmerzerfüllten Züge sah. Sie hätte sich an seine Brust werfen, willenlos all dem Kampf entsagen und das Leben hingeben mögen für eine Stunde des Glücks. . . . Da begegneten ihre Augen Gerhard, der freundlich lächelnd ihr zunickte, und sie gewann ihre Fassung wieder. Nicht um sie allein handelte es sich, es galt Gerhards Frieden, es galt ihr Kind.

Als wollte sie sich betäuben, gab sie sich an diesem Abend immer leidenschaftlicher dem Tanze hin, und ausgelassener denn je schien ihre Laune. Niemand hätte ahnen können, daß hinter der glänzenden Maske die Verzweiflung sich barg.

Walter hörte keinen Augenblick auf, sie zu beobachten. Er konnte nicht daran zweifeln, daß sie sich vortrefflich unterhielt. Von den Thränen, die durch ihr Lachen zitterten, merkte er Nichts. Es erfaßte ihn plötzlich der brennende Wunsch, mit ihr zu sprechen.

Während einer Pause trat er auf sie zu. Sie fühlte, daß seine Augen die ihren suchten, und ihr Blick wich ihm aus. Das machte ihn rasend. Er neigte sich zu ihr nieder und flüsterte mit bebender Stimme: „Ich habe einst geglaubt, daß Sie ein Herz haben, aber Alles beweist mir, wie sehr ich mich täuschte. Sie *spielen* nur mit Herzen, und Ihre Koketterie ist darum raffinirter als jede andere, weil sie schwerer zu durchblicken ist. Ich aber *habe* sie durchblickt, gnädige Frau . . . seien Sie dessen sicher — und . . . leben Sie wohl für immer!"

Und ehe sie noch die Kraft fand, ein Wort zu erwidern, verbeugte er sich und verließ sie.

Am nächsten Morgen war er abgereist. Niemand wußte wohin.

VI.

Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt in Arco kehrten Gerhard und Josepha in ihre Heimat zurück. Gerhard, völlig wieder hergestellt, war in fröhlichster Stimmung. Die kleine Else erquickte seine Mußestunden durch

ihr rosiges Geplauder, und Josepha, die sorgsame, pünktliche Josepha gab ihm nie wieder Ursache, unmuthig zu werden. Seine Augen ruhten oft mit innigem Wohlgefallen auf ihrer zierlichen Gestalt. Wie himmelweit verschieden ist die Josepha von einst und die Josepha von heute! sagte er sich oft. Daß auch er ein Anderer geworden, daran dachte er nicht. Er wäre vollkommen zufrieden gewesen, wenn nicht Eines ihn befremdet hätte: die trübe Stimmung, der Josepha sich von Zeit zu Zeit hingab. Sie konnte ohne jeden äußern Grund einsilbig, ja traurig werden. Still blickte sie dann vor sich hin, und wenn er sie ansprach, da schien es, als müsse sie ihre Gedanken erst aus weiter Ferne herbeiholen, um ihm antworten zu können.

Was ihr wohl fehlen mochte? Vergebens zerbrach er sich den Kopf darüber. Die Einsamkeit, sagte er sich endlich, der harte Winter verderben ihre Laune. Mit dem Frühling und mit Helene wird ihre Fröhlichkeit wiederkehren. Damit tröstete er sich.

Doch die kalte Jahreszeit war es nicht, die Josepha bedrückte. Sie krankte an einem andern Leid. Mit einem schrillen Mißton war der Traum ihres Herzens zersprungen; sie fühlte sich verkannt, der Lüge angeklagt von dem Manne, um dessen willen sie so viel gelitten, und dieses Bewußtsein verbitterte ihr das Leben. Sie war ja zufrieden mit dem ruhigen Dasein an Gerhards Seite; das leidenschaftliche Sehnen, das sie einst erfüllt, war erloschen; nur den einen glühenden Wunsch konnte sie nicht aus ihrer Seele bannen: daß Walter ihr Gedächtniß hochhalte, wie sie es verdiente.

Anfangs April kehrten Heinrich und Helene in ihre Villa zurück. Helene beschleunigte ihre Ankunft Josepha zu Liebe, deren Briefe sie riefen.

Jubelnd schlossen sich die Freundinnen in die Arme.

„Eigentlich sollte ich Dir zürnen!“ rief Helene, als die beiden Frauen sich zurückgezogen hatten, und zupfte Josepha lachend am Ohr. „Du hast mir einen meiner getreuesten Anbeter geraubt —“

„Ich — Dir?“

„Natürlich! Deinen Gatten. Glaubst Du, ich habe es nicht gleich gemerkt, daß er jetzt nur Augen für Dich hat?“

Josepha lächelte. „Ach ja — er ist sehr lieb und gut mit mir —“

„Warum siehst Du aber dann bekümmert aus? Ich glaube gar, wir haben Sorgen!“

„Ach, Helene wenn Du wüßtest . . .“

„So beichte Dir das Leid von der Seele! Wozu bin ich denn da, wenn nicht, um Dir zu rathen, zu helfen?“

Und Josepha begann ihre Geschichte. Sie schilderte Walters Ankunft in Arco, jedes Wort, jeden Blick bis zu dem letzten bitteren Lebewohl. „Jetzt weißt Du, warum ich so traurig bin,“ schloß sie. „Weil ich eine

ehrliche Frau bleiben wollte, hält er mich für eine herzlose Kokette, und dieses Bewußtsein ist mir unerträglich!"

„Dein Benehmen war eben danach, ihn an Dir irre werden zu lassen. Du hättest ihm ehrlich die Wahrheit sagen sollen."

„Dazu fand ich nicht den Muth."

„O über Euch tugendhafte Frauen, die Ihr so stolz seid auf Eure Stärke und doch so elend in Eurer Schwäche! Und was nun?"

„Das frag' ich Dich! Kannst Du ihm nicht sagen, wie Alles gekommen ist? Und daß es so kommen mußte?"

„Nein, mein Kind, das mußt Du selbst thun."

„Ich — aber wie?"

„Wie?" wiederholte grübelnd Helene. Dann sagte sie einfach: „Schreib' es ihm. Nicht in Form eines Briefes. Erzähl' ihm ein Märchen. Es war einmal ein einsames Frauenherz, das sehnte sich nach Liebe . ."

„Ja, das will ich thun!" rief Josepha, von dem Gedanken hingerissen, mit leuchtenden Augen. „Ich will ihm schreiben, und er wird mich verstehen. —"

Schon am nächsten Tage brachte sie Helene den Brief. „Ich bitte Dich, lies . . . Ist es gut so?"

Helene überflog das Blatt und sah die Freundin überrascht an. So viel Zartheit, so viel Vollendung hatte sie ihr nicht zugetraut. Josepha erzählte ein Märchen von der jungen Frau eines nicht mehr jungen Fischers, die sich in einen fremden Burschen verliebt hatte. Ohne etwas Arges zu denken, gab sie sich dem beseligenden Gefühl der Jugend hin, die sich an Jugend schließt. Da schlug im Sturm der Nachen des Fischers um, Kameraden retteten den Ertrinkenden und brachten ihn erstarrt an's Ufer. Bei seinem Anblick erschrak die Frau bis in die Seele vor dem Gedanken an einen anderen Sturm, der plötzlich hereinbrechen und vom Vater ihres Kindes sie für immer trennen konnte. So groß ihre Angst, so groß war ihr Jubel, als der Gatte die Augen aufschlug. Sie gelobte sich in jener Stunde, ihr Glück hinfort nur an seiner Seite zu suchen. — Wochen vergingen; da sah sie den Burschen wieder. Sie floh ihn, er aber rief ihr grausame Worte zu, die ihre Erinnerung an den schuldlosen Wahn, der so schön und so süß war, vergifteten, weil sie sich von demjenigen verkannt sah, dessen Achtung sie vor jeder Anderen verdiente. Josepha schloß mit den Worten: „Es wachsen wohl am Donaustrand viel blaue Veilchen. Nur zwei von ihnen in das beigeschlossene Couvert gelegt, würden einem Frauenherzen sagen, daß es verstanden ist, einem Herzen, das viel gekämpft hat, bis es zu jener Entsagung sich emporgerungen, die in sich selbst das reinste Glück einschließt."

Das Couvert, welches sie dem Briefe beilegte, trug Helenens Adresse.

Eine Woche später fuhr Heinrich in die Stadt. Helene hatte abgelehnt, ihn zu begleiten. Sie lag in ihrer Chaiselongue und dachte an Josepha.

Da klopfte es an die Thür; der hereintretende Diener brachte die eingetroffenen Briefe.

Helene ließ sie flüchtig durch die Finger gleiten. Plötzlich stutzte sie. Was war das? Ein Couvert, so leicht, als ob es leer wäre. Sie hielt es gegen das Licht. Ja, das waren sie, die Veilchen!

Sie klingelte und befahl, sogleich einspannen zu lassen. Eine halbe Stunde später war sie auf dem Wege nach Altdorf.

Sie traf Josepha allein vor dem Hause. „Ich bringe Dir Botschaft!“ flüsterte sie und gab ihr den Brief.

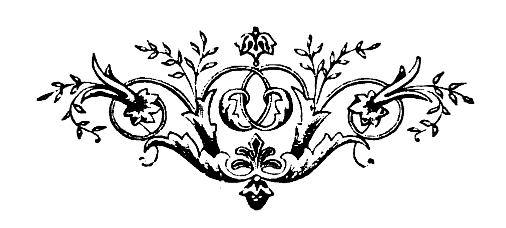
„Helene!“ rief Josepha mit einem Aufschrei und drückte ihn an sich. Dann zog sie die Freundin in stürmischer Aufregung mit sich fort in ihr Zimmer. Hier riß sie das Couvert auf. Zwei Veilchen, an ein Epheublatt geknüpft, fielen ihr entgegen. Jauchzend drückte sie die Blumen an ihre Lippen und bedeckte sie mit Küssen; ihr ganzes Wesen offenbarte eine namenlose Seligkeit. Lachend und weinend zugleich sank sie neben einem Stuhl zu Boden.

„Sieh mich nicht an!“ bat sie. „Laß mich, bis dieser Sturm vorübergeht. Er hat mich verstanden! O Gott, wie glücklich bin ich!“

Helene stand indessen an die Thür gelehnt und blickte mit großen, weitgeöffneten Augen auf die Freundin. Das hatte sie nie empfunden! Wie arm kam sie sich vor. Sie gedachte all der unwürdigen Koketterien, all der bunten Abenteuer, hinter denen nicht ein warmes Gefühl sich geborgen, und schaudernd erkannte sie mit einem Male die ganze Oede und Leere ihres Lebens. Was lag ihr an den Leidenschaften, die sie erweckt. Nur Liebe giebt der Liebe Werth. Sie hatte so lange mit Herzen gespielt, bis die Liebe verspielt war.

„Du bist so stumm,“ sagte Josepha und blickte auf. „Ich komme Dir recht kindisch vor, nicht wahr?“

Helene schüttelte ernst den Kopf. Dann sagte sie leise: „Ich beneide Dich.“





Wolfgang Kirchbach.

Von

Alfred Stoeszel.

— Dresden. —

Der litterarische Rubrikeneifer unserer Tage — übrigens keine specifisch moderne Krankheit — pflegt in der Regel mit zwei Kategorien sich zu behelfen. Er theilt, was da kreucht und fleucht in der Welt der Litteratur, in die beiden großen Gruppen der „Alten" und „Jungen" oder der lieben Abwechselung halber auch in die der „Idealisten" und „Realisten" und begeht damit zu den tausend Fehlern, deren er damit sich schuldig macht, auch den tausendundersten: indem er eine ganze, große Gruppe von Leuten einfach ignorirt, die weder alt sind noch jung, weder ausschließlich Idealisten, noch unbedingte Realisten, die aber in dem litterarischen Concerte doch so gewichtige Parte spielen, daß man sie nicht übersehen kann, ohne damit das Litteraturbild der Zeit geradezu zu fälschen.

Ihre Jugendjahre fallen in eine Periode, wo diejenigen, die als die „Alten" nachmals so viel verlästert und begeifert wurden, im Zenithe ihrer Geltung standen, und wo der deutsche Leser keine Götter kannte außer ihnen; in den Anfang der siebziger Jahre, der Jahre nach dem Kriege, die zugleich die Jahre einer großen, breit dahinfluthenden liberalen Strömung und jenes volkswirthschaftlichen Aufschwunges waren, der in dem Krach von 1873 nachmals sein freilich nicht gerade überraschend schnelles Ende fand. Der Hegelianismus, wenn auch im Grunde längst überwunden, warf doch noch seine letzten, matt aufleuchtenden Wellen, der Materialismusstreit war noch nicht verstummt, und mächtig wurden vor Allem die Geister durch Pessimismus und Darwinismus aufgerührt, die ihrem Höhepunkt zustrebten.

Seine Jugendeindrücke wird man so leicht nicht los. Und als der Naturalismus aufkam und alsbald üppig in die Halme schoß, da hatte ein Theil aus jener Gruppe sich überdies seine ersten litterarischen Sporen bereits verdient. Sie warfen sich der vorwärts stürmenden und allzu oft über's Ziel hinaus schießenden Bewegung nicht blindlings in die Arme; sie standen ihr vielmehr schon kritisch gegenüber; aber ganz freilich vermochten sie es auch nicht, sich ihrer Einwirkung zu entziehen. Dazu waren sie noch nicht genug in sich gefestigt, noch zu unfertig, zu viel noch in der Entwicklung begriffen. So entstand eine eigenartige Mischung in ihnen — und sicher nicht die schlechteste —, die jene Gruppe scharf sonderte von den an der bisherigen Kunstübung starr festhaltenden „Alten" und sie nicht minder stark auch schied von den im alleinselig machenden Naturalismus befangenen und alles Uebrige verdammenden „Jungen", die, Kinder einer anderen, weniger historischen, weniger philosophischen und fast möchte ich sagen, weniger gebildeten Zeit leichten Herzens Götter stürzten, an die jene Andern sicher nie zu rühren gewagt hätten, eine ehrfurchtsvolle Scheu vor ihnen, das Erbtheil ihrer Jugendjahre, allzutief noch im Herzen.

Zu jener litterarischen Gruppe, die zwischen zwei Welten so recht in der Mitte steht, gehört auch Wolfgang Kirchbach. Er ist 1857 in London geboren. Sein Vater, ein Maler und begabter Schüler Schnorrs, von dessen künstlerischen Fähigkeiten unter Anderem auch die Deckengemälde in dem Rubenssaale der Dresdner Galerie Zeugniß geben, stammte aus Dresden, war aber 1852 nach London ausgewandert, wo er eine junge, geistvolle Rheinländerin heirathete, eine intime Freundin der Frau Montefiores, des bekannten Philanthropen, der in seinem eigenen Hause sogar dem jungen Paare die Hochzeit rüstete. Was in London damals an interessanten Deutschen sich aufhielt, stand auch mit Kirchbachs Eltern in regem Verkehr; so insbesondere das Ehepaar Kinkel und Ferdinand Freiligrath; Karl Blind war ihr Hausnachbar, und dessen durch sein Bismarckattentat 1866 zu so trauriger Berühmtheit gelangter Sohn Ferdinand war des kleinen Wolfgang eifrigster Spielkamerad, bis Kirchbachs Eltern schon 1860 wieder nach Dresden übersiedelten. Hier ließen sie dem Knaben seinen ersten Unterricht angedeihen, wie er hier im Wesentlichen seine ganze wissenschaftliche Ausbildung überhaupt erhielt, zuerst in dem auch über Dresden hinaus eines guten Rufes sich erfreuenden Krause'schen Institute, wo Albert Möser, der sicher nicht nach Gebühr gekannte und gewürdigte Lyriker, sein Hauptlehrer war, und dann nach dem Tode der Mutter und nachdem der Vater eine Stelle als Director der Kunstakademie in Chile angenommen hatte, die ihn sieben Jahre lang von der Heimat und seinen Kindern ferne hielt, im Neustädter Gymnasium daselbst.

Dem greisen Hermann Grimm ist jüngst das Selbstbekenntniß entschlüpft, daß, was hinter dem Beginn dieses Jahrhunderts liege, ihn nicht mehr festzuhalten vermöge. Als zwängen die völlig veränderten Lebensbedingungen

auch zu völlig neuer Gedankenarbeit, so concentrire sich all' seine geistige Thätigkeit nur noch auf die Gegenwart. Aber für eine jüngere Generation, als die, der Grimm angehört, ist diese Grenze zu fern noch gerückt, und über den Krieg von 1870 hinaus vermag noch kaum Etwas das Interesse unseres litterarischen Neuwuchses zu erregen. Kirchbach jedoch hatte von seinen Eltern nicht nur die Erinnerung an jenen großen Freiheitssturm, der über ganz Europa dahin gebraust war, als Erbtheil überkommen, auch von der geistigen Atmosphäre der Zeit war ihm ein gut Stück haften geblieben, in der ja auch noch ein großer Theil derjenigen athmete, die seine Lehrer waren. Der Bruch mit dem Idealismus, mit der speculativen Philosophie hatte sich, wenigstens in den Aelteren von ihnen, noch nicht vollzogen, und was in ihnen noch lebendig war, theilte sich naturgemäß auch ihren Schülern mit. Aber daneben fanden doch auch schon die neu die Zeit bewegenden Lehren eines Darwin und Schopenhauer, eines Strauß und Feuerbach ihren Eingang in die Schule, und bezeichnend für den Zeitgeist jener Periode ist es, daß an dem Gymnasium, auf dessen Bänken Kirchbach saß, ein naturwissenschaftlicher Wanderverein von den Schülern begründet wurde, dem sich bald auch eine Elite aus anderen Gymnasien anschloß. Neben naturwissenschaftlichen Excursionen in Dresdens herrliche Umgebung liefen regelmäßig dann auch Vorträge der Mitglieder, in denen man, von den Naturwissenschaften ausgehend, dem Urgrund aller Dinge in seiner Weise nachzuspüren sich bemühte. „Kraft und Stoff", die „Welt als Wille und Vorstellung", Darwin, Häckel und Hartmann, Nichts war diesen jungen Leuten fremd, und mit Wehmuth blickt man jenem naturwissenschaftlichen Wanderverein wissensdurstiger Jünglinge gegenüber auf unsere heutige Gymnasialjugend, die zum großen Theile von allen diesen Dingen Nichts oder herzlich wenig nur weiß, dafür aber im Reservelieutenant und Corpsstudenten als Ideal gar vielfach einem Gigerl- und Streberthum nacheifert, von dem die Jugend von ehedem Nichts wußte.

Zugleich aber zeitigte die nachhaltige und keineswegs nur sportsmäßig betriebene Beschäftigung mit so ernsten Dingen bei vielen von jenen jungen Leuten eine geistige Frühreife, die in mancherlei selbstständigen Versuchen nach dieser oder jener Richtung hin sich manifestirte. In Kirchbach drängte sie nach der Seite des poetischen Schaffens, und neben zahllosen dichterischen Schülerarbeiten, die den Stempel von solchen unverkennbar auf der Stirn tragen, findet sich doch schon auch Manches, was weit über die kindlichen Geh- und Stehversuche des dichtenden Gymnasiasten hinausragt. So stammt die in seinen „Ausgewählten Gedichten"*) enthaltene Ballade „Strandräuber" aus jener Zeit, so das Trauerspiel: „Eginhard und Emma", das der Autor jedoch erst demnächst, in völlig neuer Bearbeitung freilich, erscheinen lassen wird; so war vor Allem auch das erste Buch, mit

*) Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1883.

dem Kirchbach als Schriftsteller vor der Oeffentlichkeit debutirte, seine schon 1878 erschienenen „Märchen"*), von Anfang bis zu Ende auf dem Gymnasium geschrieben.

Ein starkes Talent spricht aus diesen seinen poetischen Erstlingen, eine üppig wuchernde Dichterphantasie, ein philosophischer Tiefsinn, der das Zaubergewand der Märchenform nur lose oft sich um die Schultern hängt, und eine seltene Fähigkeit, selbst solche Erscheinungen unseres modernen Lebens, die man gewöhnlich sonst als aller Poesie feindlich hinzustellen pflegt, für seine Dichtung sich nutzbar zu machen; herauszuholen, was an poetischem Kerne auch in ihnen enthalten ist, und damit einen Wirklichkeitszug, einen Hauch modernen Lebens in jene Dichtungsart zu bringen, die aus dem Reiche der Phantasie allein zumeist sonst doch nur ihre Wurzeln nährt; Alles nur nicht die helle Stimme des Schülers, der aus einem unreifen Knabengesicht damals noch in die Welt blickte, als er seine „Märchen" schrieb.

Dafür ist es der naturwissenschaftliche Wanderverein, dessen Spuren deutlich erkennbar, nicht nur durch dieses Buch allein, sondern fast durch Kirchbachs gesammte dichterische Production hindurch sich verfolgen lassen. Rein äußerlich betrachtet schon, spielt der Naturforscher, der Sammler, der den Erdbau nach irgend einer naturwissenschaftlichen Merkwürdigkeit durchstöbernde Gelehrte in Kirchbachs Werken eine große Rolle; innerlich ist es die aus seinen, auch später fortgesetzten naturwissenschaftlichen Studien gewonnene Weltanschauung, der philosophische Untergrund sozusagen, und oft auch die Methode der Naturwissenschaft, deren Wellenschlag fast aus jeder seiner Arbeiten mehr oder minder deutlich an unser Ohr schlägt. Was naturalistisch an Kirchbachs künstlerischem Schaffen genannt werden kann, rührt aus dieser Quelle. Aber es ist darin nur enthalten, wie ein starker Einschlag in ein im Uebrigen ganz anders geartetes Gewebe, dessen Structur die gute Schule unserer klassischen Dichterperiode nur zu deutlich verräth. Dieser Einschlag wird größer in der Zeit, nachdem Kirchbach das Gymnasium verlassen und aus der immerhin durch die Schule im Wesentlichen bestimmten Geisteswelt hinausgetreten war in eine andere, in der es mächtig eben zu gähren anfing, und wo allzuschrille Trompetenstöße der ersten litterarischen Revolutionäre gerade zum Ansturm riefen gegen die in ausgefahrenen Gleisen einer immer größer werdenden Verflachung entgegengehende sogenannte idealistische Dichtung. Denn er war jung, wie die Heerrufer alle der neuen, wildaufschäumenden Bewegung, und ihr Einfluß machte sich umso stärker auf ihn geltend, je mehr er in persönliche Berührung mit ihnen trat. So war, als Conrad seine „Gesellschaft" in München begründete, auch Kirchbach mit bei dem „lebhaften Plänklergefecht gegen gewisse verhockte Zustände der deutschen Litteratur", das aus dieser

*) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Zeitschrift her eröffnet wurde. Freilich nur so lange es ein Plänklergefecht blieb. Als aber in langen und erbitterten Kämpfen dann ein rüder Ton auf Seite der vorwärtsstürmenden Jugend einzureißen begann, da war Kirchbach nicht mehr unter jenen „Stümpern", die „den edlen, alten Homer selbst als grasgrünen Anfänger zu bezeichnen" sich erdreisteten. Die Scheidung ward reinlich zwischen ihm und ihnen vollzogen. Kirchbach hatte genug an allen den „Pariser Schreiern" und mehr noch an ihren „deutschen Nachrednern". Mit scharfer Klinge zieht er jetzt gegen diejenigen selbst zu Felde, in deren Lager er vor Kurzem noch geweilt hatte, und ihre Irrthümer und opfert wieder den alten Göttern, die gänzlich freilich niemals aus seinem Herzen verdrängt waren, selbst zu jener Zeit nicht, da er anscheinend der neuen Lehre eifrigster Adept gewesen.

Nun will ihm auch die einseitige Auffassung der Wissenschaft als Naturwissenschaft nicht ganz mehr behagen, er liest wieder fleißig Hegel und bekennt sich als einen Verehrer seiner Philosophie. Aber er verfällt doch auch wieder nicht in das andere Extrem, in thörichtem Uebereifer das Kind mit dem Bade zu verschütten. Er ist nicht blind dafür, daß die deutsche Litteratur allmählich zu einer Frauenlitteratur herabgesunken war, in welcher der nach bewährten Recepten immer von Neuem wieder angefertigte Familienblattroman eine fast unumschränkte, aber Alles, nur keine segenbringende Herrschaft übte, und er beklagt es, daß es so geworden. „Leider weiß ich," sagte er, „daß in Deutschland gegenwärtig gar viele Männer von ihren Frauen die poetische Nahrung sich vorschreiben lassen; ja, sie betrachten die Wirkung eines Kunstwerkes auf ihre Frauen womöglich als das ästhetische Kriterium der Sache. Das ist eine Thatsache, und mit dieser Thatsache ade Historienmalerei in Kunst und Dichtung! Ade Shakespeare, ade Goethe und alle Kunst, die al fresco malt!" Und bei einer anderen Gelegenheit, wo er eintritt für das Recht des Künstlers, sich seine Stoffe zu holen, woher es ihm beliebe, ein Recht, das er durch Cliquen- und Schulenweisheit sich nicht schmälern lassen will, sagt er: „Die Mißachtung des geschichtlichen Romanes, welche man neuerdings mit einer gewissen thee-ästhetischen Vornehmthuerei betreibt, ist gerade so viel werth, wie im andern Lager die geflissentliche Hochmüthigkeit, mit der man die Modernen und Modernsten für keinen Schuß Pulver werth erklärt." Er hingegen weiß recht wohl, was an den Modernen und Modernsten auch Gutes ist, zu schätzen, und mehr als einmal greift er deshalb nach dem Schiffchen, das modernen und modernsten Lebens kräftige Fäden genug dann in seine Dichtung mit verwebt.

Die Darstellung der künstlerischen Entwicklung Kirchbachs ist hier der Schilderung seines Lebensganges vorangeeilt. Noch während Kirchbach auf dem Gymnasium saß, war sein Vater aus Chile heimgekehrt. Er fand seine beiden Söhne — der Bruder des Dichters ist der bekannte Münchener Maler gleichen Namens — herangewachsen und zu den schönsten Hoffnungen

berechtigend. Allein es war ihm nicht lange vergönnt, sich ihrer zu erfreuen, und nur kurze Zeit schon, nachdem er den Boden des Heimatlandes betreten, wurde er den Seinigen wiederum entrissen. Es war nicht viel, was nach seinem Tode zurückgeblieben, und die Brüder waren in der Hauptsache nun auf sich selbst angewiesen, auf ihre eigenen Kräfte und Fähigkeiten. Unser Dichter bezog, nachdem er seine Gymnasialstudien beendigt, die Universität Leipzig und hörte hier ein paar Semester lang historische und philosophische Vorlesungen, wenn auch ohne rechte innerliche Befriedigung. Auf der einen Seite waren es allerlei dichterische Pläne und Arbeiten, welche ihn zu sehr beschäftigten und erfüllten, um für viel Anderes daneben Raum zu lassen; mehr aber war es noch eine Reihe äußerer Momente, welche den Wunsch in ihm zeitigen mußten, rascher zu einer selbstständigen Stellung zu gelangen, als dies auf den Schneckenwegen einer auf ein langwieriges Universitätsstudium sich gründenden Carrière möglich gewesen wäre. Es waren dies seine beschränkten finanziellen Mittel und ein Verlöbniß, das er schon als Primaner eingegangen war, und das ihn übermächtig nun nach einer Vereinigung mit der geliebten Braut drängte. So ward eine quälende Unruhe und Ungeduld in ihm erzeugt, die ihn immer stärker von seinen Universitätsstudien abzog und immer mehr der Litteratur zuführte. Denn er sah darin, daß er ganz sich ihr widmete, die einzige Möglichkeit, rasch sich auf eigene Füße zu stellen, und mancherlei Erfolge, die er, so mit seinem Roman „Salvator Rosa", schon errungen, ermuthigten ihn zu dem Schritte, das Brotstudium ganz an den Nagel zu hängen. Trotzdem waren es schwere innere Kämpfe, die er durchlebte, ehe er zu dem entscheidenden Schritte sich entschloß. Arge Zweifel plagten ihn, ob sein Talent auch stark genug sich erweisen würde, um über die bösen Tage, die durch die Jagd nach einer Existenz ihm unzweifelhaft noch bevorstanden, ihm hinwegzuhelfen, bis er kurz entschlossen endlich die Schiffe hinter sich verbrannte, Leipzig und der Universität den Rücken kehrte, nach München übersiedelte und sich dort, noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, verheirathete.

Neun Jahre lang blieb er, mit einer einzigen größeren Unterbrechung von fast einem Jahre, das er in Italien zubrachte, in München, und fast mit allen dort lebenden Schriftstellern, so mit Heyse, Lingg, Greif, Grosse, Fulda, Stieler, Conrad, Weltrich u. A. trat er nach und nach in persönlichen Verkehr.

Die Münchner Jahre waren für Kirchbach mehr die Jahre einer innerlichen Entwicklung, mehr die eines geistigen Ausreifens, als die Jahre einer reichen und bedeutsamen dichterischen Production. Was in der Zeit gährte, mußte auch in ihm sich erst noch klären. Nach seinen ersten schöpferischen Anläufen stand ihm jeder Weg offen. Er konnte nach rechts eben so gut gehen, wie nach links. Aber er war doch ein viel zu philosophischer Kopf, um sich bei der Richtung, die er zu nehmen hatte, vom

Zufall allein nur bestimmen zu lassen. Er mußte den neuen Theorien erst auf den Grund sehen, sich mit ihnen auseinandersetzen, und auch den alten Wahrheiten nochmals in's Gesicht leuchten, ob sie sich auch als echt noch erwiesen, ehe er sich entschied.

In einer Reihe von Aufsätzen, die gesammelt und mit einigem Anderen vereint unter dem Titel „Ein Lebensbuch"*) erschienen sind, hat er dies auch gethan. Sie zeugen alle von einer großen Belesenheit und von eingehendsten Kenntnissen auf mannigfachen Gebieten seitens ihres Verfassers, dessen geistiges Rüstzeug allerdings ein ganz anderes ist, als das so mancher jüngerer Autoren, die mit erstaunlich leichtem Gepäck in dieser Hinsicht oft ihres Weges wandeln. Aber sie zeigen zuweilen auch einen spintisirenden Geist, wie er so vielen seiner sächsischen Landsleute eigen ist, einen bohrenden Tiefsinn, der sich in Sackgassen verrennen kann, ohne eigensinnigerweise einen Ausweg daraus auch nur finden zu wollen.

Als eine solche Sackgasse wollen uns z. B. Kirchbachs Theorien über den Vers erscheinen, den er als die wahre realistische Form der Dichtung im Gegensatze zur Prosa preist, die „rein als äußerliche Form eine durchaus undichterische, unpoetische Form" sein soll, niemals im Stande, eine poetische Form werden zu können. Alle Prosaschriftsteller und selbst Autoren, wie Dickens, Keller und Zola, sind ihm demnach im gewissen Sinn keine wirklichen Dichter, und nur die „Halbbrüder" der eigentlichen Poeten.

Es ist erstaunlich, welchen Scharfsinn Kirchbach aufwendet, um eine solche Theorie zu stützen, für die er immer wieder neue Gründe in's Treffen zu führen weiß. Zuerst ist ihm der Vers schon deshalb die wahre realistische Form der Dichtung, weil die Natur selbst in dieser realistischen Form rhythmisch arbeitet und ihre Kraftleistungen bewältigt. Dann aber erscheint ihm die Redensart, kein Mensch rede in Versen, kein Einwand. „Denn es redet erst recht kein Mensch von Natur in Prosa. Das, was wir Prosa nennen, ist eine sehr mühsam errungene Denkform, welche wir Alle erst haben erlernen müssen . . . Die Prosa ist deshalb keine realistische Form, sondern eine abstracte."

Aber wenn die ganze Natur auch ausschließlich nur in Rhythmen spräche, was sie, nebenbei gesagt, aber keineswegs thut, und ich erinnere in dieser Hinsicht nur an den Wind, der in den unregelmäßigsten und unrhythmischsten Stößen zuweilen doch sich austobt — die Prosa bliebe doch die realistischere Form der Dichtung, so lange die Menschen nicht in Versen reden; wofern man unter einer mehr oder minder realistischen Dichtung nur eine solche versteht, die in mehr oder minder getreuer Weise das Bild des wirklichen Lebens in der Dichtung künstlerisch widerspiegelt. Und es redet kein Mensch in Versen. Selbst wenn man die Kirchbach'sche Ansicht gelten lassen will, daß die Prosa, weil sie sich der sogenannten Syntax in ihrer

*) L. Ehlermann, Dresden.

ausgebildeten Form bedient, eine abstracte Denkform sei, die wir erst mühsam alle haben erlernen müssen, dann ist diese mühsam erlernte, abstracte Denkform doch die realistischere Form, weil die Menschen ihrer sich bedienen und nicht der ursprünglichen Form des Verses. Aber wäre dann nicht die allerursprünglichste Form zugleich die realistischste, und war diese allerursprünglichste Form wirklich der Vers? Und dann: Sprechen die Fischer an der Nordsee oder die Holzknechte in den bayerischen Bergen etwa in kunstvoll gebauten Perioden, oder mit einem größeren syntaktischen Apparate, als auch der Vers ihn nicht entbehren kann? Aber sprechen sie deshalb in Versen? Und scheucht der Vers wirklich, wie Kirchbach an einer anderen Stelle wieder meint, die Erinnerung an jene banale Wirklichkeit hinweg, die in einem Stücke wie seinem „Gordon Pascha" z. B. störend sonst es uns zum Bewußtsein brächte, daß Gordon und der Mahdi ja nicht deutsch, sondern englisch resp. arabisch gesprochen haben? Und thäte er es, wäre er dann wieder realistischer, als die Prosa, da doch der realistische Effect, daß man nämlich jene sogenannten „philologischen Nebengedanken" über den Vers vergessen soll, nur durch den Verzicht auf die Vorstellung erzielt würde, als wäre es ein Stück wirklichen Lebens, was sich da vor unseren Augen abspielt?

Aber wie es Prosa genug giebt, die unrealistisch ist im höchsten Grade, so haben wir auch Verse in Fülle, die realistischer wirken als manche Prosa, und es wird Alles nur darauf ankommen, wie Prosa und Vers gehandhabt werden. Den fanatischen Prosaverkündern, denen jeder Vers wie ein Verbrechen gegen die wahre Poesie erscheint, ist Kirchbach mit Recht entgegengetreten, mit Unrecht aber ist er umgekehrt wieder selbst zum fanatischen Versverkünder geworden, der keine Götter gelten lassen will, außer dem Rhythmus, dem er meines Bedünkens sogar eines seiner Werke, das Trauerspiel „Der Ingenieur"*) zum Opfer gebracht hat. In seiner ursprünglichen Prosafassung hat das Stück in München reichen Beifall sich errungen; in seiner Umarbeitung in Versen will es mir fast als die schwächste von Kirchbachs Arbeiten erscheinen, und ganz deutlich kann man an mehr als einer Stelle es ersehen, daß oft nichts Anderes die Wirkung der Dichtung beeinträchtigt, als der Vers allein. Mag man eben hundert Mal auch dem Vers die Berechtigung zugestehen, für jeden beliebigen Stoff angewandt zu werden; es wird immer doch Themata geben, die mehr für eine Prosabehandlung sich eignen, als für eine solche in Versen, Themata, bei denen die vollendetste Meisterschaft des Versdichters die gleiche Wirkung zu erzielen im Stande ist, die dem auch weit weniger begabten Prosaschriftsteller zu erreichen ganz mühelos gelingt. Ein solches Thema ist der Vorwurf des Ingenieurs zweifellos, und der Vers sitzt ihm daher auch nur wie ein geliehenes Gewand, das ihn drückt und

*) Dresden, L. Ehlermann.

beengt an allen Ecken und Enden und ihn an jeder freien Bewegung hindert.

Mit dem „Ingenieur“ schließt gleichzeitig die erste Periode von Kirchbachs künstlerischem Schaffen, in der außer den bereits angeführten Werken noch die zweibändige Novellensammlung „Kinder des Reichs“, ein Band „Ausgewählte Gedichte“, sowie das Drama „Der Menschenkenner,“ *) entstanden sind. Es war dies, wie bereits erwähnt, mehr die Periode einer innerlichen Entwicklung eines geistigen Sichausreifens, Wachsens und Werdens, als die einer reichen und bedeutsamen dichterischen Production, und so findet sich naturgemäß viel ungegohrener Most noch in dem damals Geschaffenen; daneben aber freilich auch gar Manches, das man mit zu dem Besten zählen muß, was Kirchbach überhaupt hervorgebracht.

Mit dem im letzten Jahre seines Münchner Aufenthaltes geschriebenen Roman „Der Weltfahrer**“) beginnt dann eine neue Periode seines dichterischen Schaffens. Der Most hat ausgegohren. Es ist kein Tastender, Suchender mehr, der uns aus den in raschem Aufeinander sich nun folgenden Werken entgegentritt; sondern eine fertige, gereifte Dichterphysiognomie. Sein „Weltfahrer“ aber bildet nicht nur äußerlich den Abschluß seiner Münchner Jahre, er zieht auch gleichsam die Summe aus allen den Eindrücken, die der Dichter in einer so langen Zeitperiode empfangen, und er gestaltet sich zu einer gründlichen Abrechnung mit dem Münchner Naturalismus und dessen hauptsächlichsten Vertretern, von denen einzelne, mehr oder minder deutlich porträtirt, in dem Werke selbst erscheinen. Allein er ist deswegen noch lange nicht etwa eine Huldigung für eine Kunstübung, die, wie Kirchbach sehr wohl wußte, in Conventionen allmählich erstarrt war. Im Gegentheil; er ist vielmehr ein Protest gegen die herkömmliche Anschauung von dem, was poetisch sein soll, und was nicht. „Es ist doch eine herrliche Zeit, in der wir leben,“ ruft Konrad Hermann, ein junger naturalistischer Lyriker und eine der am besten gezeichneten Figuren aus dem „Weltfahrer“ aus, „nicht das Zeitalter Homers, ja, nicht das Zeitalter Goethes möchte ich um die lebendige, gesteigerte Poesie geben, welche uns gerade der technische Fortschritt gebracht hat. . . . Siehst Du, die Mühle, das Mühlenrad, das erscheint Jedermann poetisch. . . . So wird eine Zeit kommen, wo man auch das Eisenbahnrad als die traulichste Poesie besingt, ja, wir stehen schon zur Hälfte mitten in dieser Zeit. Denn auch die Mühle und das Mühlenrad ist ja nur eine uralte Maschine; sollten da nicht unsre unendlich vervollkommneten Dampfmaschinen, elektrischen Maschinen auch unendlich dichterischer sein? Es ist nur Gewöhnung. Schön und poetisch wird die Welt erst zu der Zeit werden, da

---

*) Sämmtlich erschienen bei L. Ehlermann, Dresden.

**) Dresden, E. Pierson.

man Alles in Maschinen und Mechanismen aufgelöst hat.... Das ist unsre neue Poesie! Die wollen wir verkünden; die will ich Euch bringen!"

Die Wege dieser neuen Poesie war Kirchbach freilich schon in seinem Erstlingswerke, in den „Märchen" gewandelt; aber jetzt vermochte er sie doch mit einer ganz anderen, gereifteren Beherrschung der künstlerischen Mittel zu gehen, wie ehedem. Wer den episodisch in den „Weltfahrer" eingeflochtenen „Mikrobenroman" gelesen, der wird sich auch dem Eindrucke nicht zu entziehen vermögen, daß er hier einem Cabinetstückchen gegenüberstehe, welches allein schon das Werk über das Durchschnittsniveau gewöhnlicher Unterhaltungslectüre hinaus zu heben vermöchte. Aber das ist der Roman auch sonst in keiner Weise. Dazu ist er zu sehr gesättigt mit dem geistigen Inhalte der Zeit. Es ist, als hätte Kirchbach in dem Weltfahrer sein Lebenswerk zu schreiben beabsichtigt. Alles, was ihn bewegte, was er erlebt, gesehen und gelernt in seinem bis dahin verhältnißmäßig noch so kurzen und doch so inhaltsreichen Leben, die Erinnerungen seiner Gymnasiastenzeit mit ihren Liebhabereien und dem naturwissenschaftlichen Wanderverein, dessen Andenken das Buch auch gewidmet ist, seine späteren inneren Kämpfe, die Weltreisen seines Vaters, alle seine mannigfachen philosophischen, naturwissenschaftlichen und historischen Studien, sein Ringen nach geistiger Freiheit, nach Unabhängigkeit von jeglicher Schulmeinung, das ganze Bild der Zeit mit ihren hundertfach sich durchkreuzenden Strömungen und Unterströmungen, das Alles, Alles suchte er in das eine Gemälde zusammenzufassen. Und doch ist es nicht überladen, und seine frischen Farben erfreuen, gleichgiltig ob sie aus dem naturalistischen Farbentopfe geholt sind, wie in dem Schlußcapitel mit seinem fast zolamäßigen Ausklingen oder in dem grausig packenden Nachtstücke, wo die freiwillig von ihrem Manne geschiedene Frau Streicher, die nur deshalb den Gatten freigab, damit dieser seinen in's Wanken gerathenen finanziellen Verhältnissen mit einer freilich stark verbrauchten, aber wohlsituirten Tänzerin aufhelfe, dem wieder vermählten Manne, dem sie in krankhafter Sentimentalität selbst das Brautbett gerichtet, und dann auch sich selbst in der Hochzeitsnacht die Gurgel abschneidet — oder ob jene Farben dem Malkasten der idealistischen Richtung entstammen, wie in der reizenden Idylle des zweiten Capitels.

Aber so wenig haushälterisch der Dichter in seinem „Weltfahrer" mit seinen Mitteln auch umgegangen ist, er hat doch bei Weitem nicht sich auszugeben vermocht, und was fast wie der Schlußstein seines ganzen Dichterlebens sich ausnahm, war doch erst der Grundstein zu einem Bau, bei dem der Künstler emsig noch am Werke ist. Das Beste ist ihm vielleicht noch vorbehalten; das Beste, was ihm bisher aber gelungen ist, hat er gleich in seinem nächsten Werke, dem Bühnenmärchen „Die letzten Menschen"*) gegeben, einem Vorläufer jener ungezählten Märchen, welche die Theater ein

*) E. Pierson, Dresden.

paar Jahre später als Rückschlag der großen naturalistischen Hochfluth nun uns allzufreigebig fast credenzen.

Ein Stück für die große Masse sind die „Letzten Menschen“ jedoch in noch weit geringerem Grade, als der „Weltfahrer“ etwa ein Roman für die Menge derjenigen ist, die mit ihrer Lectüre nur dem plattesten Unterhaltungsbedürfnisse zu Hülfe kommen können oder wollen; viel mehr sind sie ein Stück für litterarische Feinschmecker, und wie sie selbst höhere Ansprüche an den Zuschauer stellen, so werden sie in der Hauptsache auch solche besonders interessiren, die ihrerseits ein größeres Maß von Ansprüchen in litterarischen Dingen zu stellen gewohnt sind. Aber das soll nicht etwa ein Tadel sein. Die „Letzten Menschen“ sind kein Buchdrama. Ein starker dramatischer Zug lebt in ihnen trotz des tieferen philosophischen Sinnes, der durch die reichbewegte Handlung hindurchschimmert, ohne ihn doch mehr zu belasten, als etwa der Blüthenstaub, der die Flügel des Falters überdeckt, und eine Fluth von Phantasie und Stimmung ist über das Ganze gegossen, die auch denjenigen in ihre Zauberkreise zwingen, denen jener tiefere Sinn des Stückes immer ein ungelöstes Räthsel bleiben muß.

Es ist der Welten Ende, das uns in den „Letzten Menschen“ vorgeführt wird; aber nicht, wie es in den uralten Mythen gemalt sich findet, sondern wie die Naturwissenschaft als unausbleiblich es uns vorhersagt. Die Sonne will verlöschen, und der Erdball vereist.

„Doch eh' der eis'ge Tod die starre Welt umschließet,
Noch einmal Leben aus der bangen Nacht entsprießet,
Noch einmal trifft der Sonne letzter Strahl
Erwärmend in das kühle Erdenthal . .
Da blüht die Erde auf im sanften Licht . . .
Ein Paradies erwächst im Silberkranze
Der Eisgebirge . . . ,“

durch das ein Menschenpaar, das letzte, hindurchwandelt. Und rings um dieses herum tummeln sich zu neuem Leben erweckte Fabelwesen, Faune und Sirenen, Kentauren und Tritonen, Satyrn und Nymphen, Proteus und der alte, große Pan selbst, mit einem göttlichen Behagen, das von den quälenden Zweifeln, von all den Leiden, die auch des letzten Menschenpaares Brust durchwühlen, Nichts kennt und weiß. Es ist oft fast wie ein Stück gedichteten Böcklins, aus dessen Bildern in der Schack'schen Galerie zu München Kirchbach ja auch mannigfache Anregung empfangen haben mag; aber es weht auch ein großer tragischer Zug durch das Stück hindurch, der aus der Gegenüberstellung jener mit glühenden Farben gemalten, faunisch den Augenblick genießenden und um die Zukunft unbekümmerten Fabelwelt und dem unsäglichen Jammer erfließt, der die letzten Menschen ihrem eigenen und der Erde sicher nahem Ende gegenüber erfaßt.

Der rechte Mann war hier an den rechten Stoff gekommen. Das Reich der Phantasie ist so eigentlich Kirchbachs Domäne und daneben die philosophische Speculation, und in beiden Richtungen konnte er hier nach

Herzenslust sich ausleben, ohne doch befürchten zu müssen, durch ein Zuviel nach dieser oder jener Seite hin, wie es in anderen seiner Werke ab und zu doch sich geltend macht, entweder als allzu phantastisch oder allzu tiefsinnig zu erscheinen.

So wurden seine Schwächen selbst zu Vorzügen an diesem Stoffe, an dem der Autor einen ebenso glücklichen Griff gethan, wie an dem Stoffe zu seinem nächstfolgenden und bisher wohl verbreitetsten Werke, dem „Leben auf der Walze“*). So grundverschieden die beiden Vorwürfe aber auch sind, es leitet doch eine Brücke von dem einen zum andern, die nach einem rein aus dem Boden der Phantasie entsprossenen Werke, wie die „Letzten Menschen“ es sind, die Wahl eines Themas verständlich erscheinen läßt, in dem das erbärmliche Leben des Handwerksburschen und Pennbruders behandelt ist. Und diese Brücke ist nicht nur in dem Contrast zu suchen, nicht nur darin, daß das Pendel, nachdem es nach der einen Seite sich ausgeschwungen, nun auch zurück und nach der entgegengesetzten Seite schlagen muß. Kirchbach ist kein Gesellschaftsmensch, kein Mann des glatten Salons; er fühlt sich am wohlsten in Wald und Flur, auf weiten Fußwanderungen oder in der Stille seiner Studirstube, vertieft in seine Bücher und Studien, und er kennt demnach die ihm gleichgültige Welt, die die Salons bevölkert, weit weniger, als jene Welt, der er das größte Interesse, eine warmherzige, tiefe Liebe entgegenbringt, die Welt der Dichter und Denker, wie das Leben und Weben draußen in der Natur. Davon hat er zwei Seiten bisher uns nur geschildert, im „Weltfahrer“ das stille, geheimnißvolle Leben der Pflanzenwelt, in den „Letzten Menschen“ das Treiben aller der Fabelwesen, mit denen seine Phantasie ihm die Natur bevölkert; nun wendet er sich auch dem zu, was an Menschenkindern im Dunkel des Waldes oder auf der zwischen endlosen Feldern sich dahinziehenden Landstraße umherkrabbelt, jener tagscheuen Brüderschaft, die kein anderes Heim hat, als Mutter Grün und die Penne. Und er schildert sie trotz dem waschechtesten Naturalisten. Er kennt ihre Sprache, jenes seltsame Rothwelsch, in dem sie mit einander verkehren, und ihre Gewohnheiten, alle die Nüancen der Species, ihre guten und bösen Seiten, und er weiß sie plastisch und anschaulich genug uns zu schildern. Daß der Roman überdies in eine Zeit fiel, wo eine ganze Richtung in der Kunst mit Vorliebe das Leben der Enterbten und Elenden zum Gegenstande ihrer Darstellung machte und bei dem eben herrschenden großen Interesse für alle sogenannten socialen Fragen auch den lebhaftesten Widerhall erweckte, in eine Zeit, wo durch des Theologen Paul Göhre interessante Studie: „Drei Monate Fabrikarbeiter“ die Theilnahme für die in Kirchbachs Werke geschilderte Menschenklasse gerade eine besonders starke war, vermochte den Werth der Arbeit freilich nicht zu erhöhen; aber es verhalf

*) Berlin, Verein der Bücherfreunde.

dem Buche doch mit zu einer größeren Popularität, als frühere Arbeiten des Autors ihrer mehr oder minder starken Exclusivität wegen sich je vermuthlich errungen hätten, so daß Kirchbach seit dem „Leben auf der Walze" wohl mit zu dem verhältnißmäßig sehr kleinen Kreise von Autoren zu zählen ist, deren Namen auch weiteren Kreisen geläufig sind.

Aber, als wäre es ihm darum zu thun gewesen, nach diesem seinem erfolgreichsten Werke nicht ein für alle Mal zum Naturalisten gestempelt zu werden, so finden wir den Dichter schon in seiner nächsten größeren Arbeit, die er auf eine Sammlung von Novellen unter dem Titel „Miniaturen"*) hat erscheinen lassen, in „Des Sonnenreiches Untergang"**) auf ganz anderen Pfaden. Es ist der Weg der historischen Tragödie, den er diesmal schreitet, der Weg Shakespeares und Schillers, auf dem er, ob er gleich nie ihn bisher noch gewandelt, merkwürdig gut sich zurecht findet. Ganz anders, wie in den Bühnenwerken seiner ersten Schaffensperiode, wie im „Ingenieur" und im „Menschenkenner", ist er jetzt Herr des technischen Handwerkszeugs, kennt er die Forderungen des Theaters, weiß er seine Handlung zu gruppiren und dramatisch wirksam aufzubauen. Der Fortschritt ist ganz unverkennbar. Die Flügel sind ihm gewachsen, und sie erlahmen nicht mehr nach kurzem Fluge, sondern tragen ihn sicher empor nach dem hohen Ziele, das er sich gesteckt.

Es ist ein dankbares Thema, die Eroberung Perus durch die Spanier, das der Dichter sich wieder zum Vorwurf für seine Tragödie erkoren, reich an tragischen Momenten und wirksamen Contrasten, die nach einer Dramatisirung förmlich zu drängen scheinen, und die es uns vergessen lassen, wie fernab jene Ereignisse alle uns im Grunde liegen. Was in dem Stoffe lag, hat Kirchbach auch geschickt herauszuholen verstanden. Aber ebenso geschickt hat er zugleich mit seinen künstlerischen Mitteln hauszuhalten gewußt, und ob das Drama auch seinen Höhepunkt am Ende des zweiten Actes schon erreicht: es weiß doch bis zum Schluß noch uns zu fesseln. Der Versuchung in diesem „Culturdrama" der Schilderung jenes hochentwickelten Culturzustandes, wie er uns in dem auf communistischer Grundlage aufgebauten peruanischen Staatswesen in drastischem Gegensatze zu der empörenden Barbarei und Grausamkeit jenes bigotten, rohen und allen Lastern ergebenen spanischen Pöbelhaufens entgegentritt, dessen Führer Pizarro nicht einmal des Lesens und Schreibens kundig war, auf Kosten der Gesammtwirkung einen allzubreiten Raum zu gönnen, ist Kirchbach dabei klug aus dem Wege gegangen, und was er an culturhistorischen Reminiscenzen geboten, hat er discret und ohne alle Aufdringlichkeit gethan.

Schade, daß gerade die Hauptfigur des Dramas, der letzte Inka Atahuallpa, einige Ungleichheiten in der Charakterzeichnung aufweist. Im

---

*) Stuttgart 1892. J. G. Cotta.

**) Dresden 1894. E. Piersons Verlag.

ersten Acte, in dem Zwiste mit seinem Bruder Huaskar, den Atahuallpa vom Throne verdrängte, um sich selber darauf zu setzen, sind die Sympathien des Zuschauers im Grunde alle auf Huaskars Seite. Und mit Recht. Denn wenn Atahuallpa alle seine Verwandten, die zu dem Bruder gestanden, Männer und Frauen, nach glücklich errungenem Siege, auf daß sie ihm nicht weiter gefährlich werden können, in den Felsenabgrund stürzen läßt und ihnen, denen in wenigen Augenblicken die „heiligen Häupter" zerschlagen werden sollen, auf ihrem traurigen Wege zur Richtstätte, als wollte er sie noch höhnen, zuruft:

„Wie glücklich seid Ihr Alle! Ihr geht hin,
Wo Euch unsterblich Leben blühen wird,
Indessen wir in dieser Welt der Arbeit
Noch länger uns're Mühsal tragen müssen!"

so kann man nicht anders, als mit Huaskar sich über eine so grobe Heuchelei in tiefster Seele zu entrüsten. Es wird Einem schwer, demselben Manne dann in den Tagen seines Unglücks jenes Maß von Mitleid entgegenzubringen, das der Dichter in uns offenbar erwecken will, und das wir sicher sonst auch für ihn empfunden hätten. Und mit Mühe nur vermag man deshalb in der sonst hochdramatischen Scene, wo Atahuallpa in der Ahnengruft die Mumien der todten Inkas befragt, ehe er, sich zu retten, den Bruder heimlich um's Leben bringen läßt, den Gedanken zu unterdrücken, ob dieser große Komödiant, als der er im ersten Acte sich erwiesen, nicht auch hier abermals nur ein Theaterstückchen aufführt, während sein Entschluß, den Bruder zu opfern, längst schon gefaßt war, und daß ein Schurke, Atahuallpa, somit hier nur an einen noch weit größeren Schurken, Pizarro, gerathen.

Um so besser ist Kirchbach dafür die Charakteristik der Spanier gelungen, und für einige Schwächen des Stücks bietet er reichlichen Ersatz in einer Reihe unleugbarer Vorzüge, so in einer brillanten Farbengebung, die die Bilder längstvergangener Zeiten lebensfrisch uns vor das Auge stellt, und in einigen fein abgetönten lyrischen Momenten, die, als Ruhepunkte gleichsam, die dramatisch stark bewegte Action stimmungsvoll unterbrechen. Immerhin war es, so dankbar, wie erwähnt, das Thema einerseits auch ist, auf der anderen Seite doch ein nicht zu unterschätzendes Wagniß, in der Zeit Ibsens und des socialen Trauerspiels für eine historische Tragödie in fünffüßigen Jamben noch Interesse erwecken zu wollen; aber der Erfolg der ersten Aufführung am Dresdner Hoftheater, der weitere Aufführungen auf einer ganzen Reihe erster Bühnen folgen sollen, hat es allein schon bewiesen, daß das Wagniß geglückt ist.

Einen ungleich größeren Wagemuth hat Kirchbach aber doch noch mit seiner nächsten Tragödie „Gordon Pascha" bewiesen. Wir haben die Ereignisse alle miterlebt, die dem Stücke zu Grunde liegen. Mit ängstlicher Spannung haben wir s. Z. monatelang das Vorwärtsbringen des Entsatz-

heeres unter Wolseley verfolgt, in banger Erregung, ob es noch gelingen würde, Gordon und seine Getreuen zu erretten, um endlich die Kunde von dem verhängnißvollen „Zu spät“ zu vernehmen. Und nun soll uns das Alles auf dem Theater vorgeführt werden, und nicht etwa in einem Ausstattungsstücke oder in einer jener Sensationskomödien, die mit Vorliebe ja des Allerneuesten und Actuellsten sich bemächtigen, sondern in einem ernstgemeinten Drama, das mit der vollen Prätension einer wirklichen litterarischen Leistung auf den Plan tritt. Das Experiment ist neu, wenigstens für unsere Tage. Aber warum, meint Kirchbach, soll das, was vor mehr als zweitausend Jahren dem Aeschylus mit seinen Persern erlaubt war, ohne daß ein hypochondrischer ästhetischer Codex es ihm verwehrte, nicht auch dem modernen Dichter gestattet sein?

Die Zeiten haben sich gewandelt, die Menschen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sind dieselben nicht mehr, wie die in Aeschylus' oder Shakespeares Tagen. Sie sind weit weniger naiv, als jene, zu sehr darauf erpicht, die Dichtung darauf hin anzusehen, ob sie auch nur der Wahrheit, der Wirklichkeit entspräche, zu wenig daran gewöhnt, die Einrichtungen und Errungenschaften unseres modernen Lebens auch als poetische Elemente anzusehen, deren eine höhere Ansprüche erhebende Dichtung sehr wohl sich bedienen darf. Und deshalb ist das Unternehmen, den Zeitgenossen ein Drama, das sie selber miterlebt haben, im Spiegel der Dichtung vorzuführen, heutzutage ein ganz anders gewagtes, als es ehedem gewesen, und auch deswegen, weil die Gefahr allzunahe liegt, in das Genre eben jener Sensationskomödien hineinzugerathen, von denen wir eben gesprochen. Indem Kirchbach seinen „Gordon“ in Verse goß, hat er diese letzte Klippe wenigstens mit Geschick zu umgehen gewußt. Von vornherein hat er damit sein Drama in ein höheres Niveau gerückt und den Zuschauer zu einem ganz anderen Maßstab für die Beurtheilung gezwungen, so sehr befremdlich es für den ersten Augenblick auch wirkt, Gordon Pascha oder den Berichterstatter der Times mit dem sehr wenig poetisch klingenden Namen Power in Versen reden zu hören.

Wie in des „Sonnenreiches Untergang“, so sind es auch hier zwei Welten, die einander gegenüberstehen. Aber diesmal sind nicht wie dort die Wilden die besseren Menschen, sondern die durch den edlen und hochherzigen Gordon repräsentirten Europäer, denen im Mahdi und dessen lawinenartig sich mehrenden Anhängern eine nach außen zwar glanzvolle Gruppe entgegengesetzt wird, glanzvoll, weil im Besitze einer ungeheuren Machtfülle, aber morsch und faul im Innern bis auf die Knochen, weil auf Lüge und Betrug aufgebaut. Und wie in dem Inkadrama, so erliegt auch hier das Gute im Kampfe mit der brutalen Uebermacht. Das Böse triumphirt. Aber es ist nun einmal so der Gang der Ereignisse gewesen, an denen, gerade, weil sie uns so verzweifelt nahe liegen, freilich nicht viel sich ändern ließ, und Kirchbach glaubte von der historischen Wahrheit schon deswegen umsoweniger

abweichen zu dürfen, als eben diese Wirklichkeit im vorliegenden Falle ihm „das beste ethische und sittliche Motiv der ganzen Dichtung" zu sein schien. Und doch wäre eine kleine Retouche der Wirklichkeit dem Gesammtbilde vielleicht von Vortheil gewesen, in dem die einzelnen Figuren immerhin plastisch und scharf von dem stimmungsvoll gezeichneten Hintergrund sich abheben.

Unter ihnen gebührt dem Mahdi und seiner Gruppe, die freilich das lebendige Colorit des Orients und mit dem malerischeren Costüm weit mehr Theatralisches überhaupt schon von Hause aus vor den in dem Drama auftretenden Europäern voraus hat, unbedingt der Vorzug, und nur das weibliche Element scheint uns in der Charakteristik ein klein wenig zu kurz gekommen zu sein. Aber das ist eine Schwäche des Dichters überhaupt; und mit Ausnahme der Frau Streicher in seinem „Weltfahrer", in der Kirchbach freilich einen Charakterkopf von blendender Wirkung geschaffen, sind fast alle seine Frauengestalten, wenigstens insofern sie den besseren Ständen angehören, mehr ausgedacht, als geschaut. Er kennt die Frauen zu wenig; aber der Tadel, der in diesen Worten für den Dichter liegt, schließt zugleich doch wieder das höchste Lob für den Menschen Kirchbach ein, der seit seiner, wie erwähnt, in so jungen Jahren eingegangenen Ehe in Herzenssachen vermuthlich Nichts weiter mehr erlebt hat.

Vor wenigen Wochen vollendete Kirchbach sein 38. Lebensjahr; er steht somit in einem Alter, in welchem andere Talente sich oft erst zu entwickeln pflegen; aber wenn man die Fülle dessen überblickt, was er bereits geschaffen — und zu den schon erwähnten Werken sind noch seine letzten Arbeiten, ein Roman „Der Wein", das bereits citirte Drama „Eginhard und Emma", sowie ein Operntext „Der Spiegel" (Musik von Franz Curti) zu ergänzen, auf die hier nur aus dem Grunde nicht näher eingegangen werden konnte, weil sie, im Erscheinen begriffen, noch nicht vorlagen — dann nimmt die stattliche Anzahl von Bänden sich aus, wie das Endergebniß eines langen und arbeitsamen Dichterlebens, dessen auch ein doppelt so Alter wie Kirchbach keinesfalls sich zu schämen brauchte. Und sicher hat Kirchbach auch den Gipfel seines Könnens noch lange nicht erreicht. Denn ob das Beste, was er uns bisher gegeben, seine „Letzten Menschen", gleich in den Anfang seiner zweiten Schaffensperiode fällt, so ist doch ein Fortschreiten, wie es von seiner ersten zu seiner zweiten Periode constatirt wurde, auch innerhalb eben dieses zweiten Abschnittes in vieler Hinsicht nicht zu verkennen, ein Wachsen und Entfalten seiner Kräfte, das offenbar immer noch im Steigen begriffen ist. Seine besten Karten hat Kirchbach also vermuthlich noch nicht ausgespielt; aber er hat doch genug davon gezeigt, um die Ehrung gerechtfertigt erscheinen zu lassen, die ihm dadurch widerfahren, daß der in Dresden tagende Congreß der „Association littéraire et artistique internationale" ihn zu seinem Vorsitzenden erkoren, eine Ehrung, die allerlei zufällige und äußerliche Gründe allein wohl kaum herbeigeführt hätten.



Gedichte.

Von

Ludwig Jacobowski.

— Berlin. —

Dorfidyll.

Des Küsters blondes Töchterlein
Sitzt mit dem Lehrer ganz allein.
Im Flieder singt die Nachtigall
Und singt von Liebe mit süßem Schall.
Sie sieht zur Seite, er spricht kein Wort,
Das Vöglein singt noch immerfort.
Das klingt so hell von Lust und Freud',
Da rückt er still an ihre Seit'
Und küßt das Blondhaar immerzu,
Sie schließt die beiden Augen zu . . .

Im Brombeerbusch am Gartenzaun,
Da ist ein junger Bursch zu schaun.
Der Hansel ist's, der Ackerknecht,
Dem war die Sache gar nicht recht.
In Erlenblättern der Nachtwind rauscht,
Er steht am Zaun und steht und lauscht.
Dann schleicht er fort durch's Rübenfeld.
Er pfeift jetzt auf die ganze Welt.
Im Wirthshaus ist heut' Rauferei,
Da schlägt er Tisch und Bank entzwei!

Die Nacht.

Und wenn mich Deine süße Stimme riefe,
So süß, wie keine Nachtigall gelacht,
Ich müßte thun, als wenn ich tief schon schliefe, —
Ich habe Furcht, denn draußen steht die Nacht.

Ich will nicht frevelnd nach den Sternen greifen,
Doch nach den Blumen, die in meiner Macht,
Denn um in's Ungemeßne zu entschweifen,
Ich habe Furcht, denn draußen steht die Nacht.

Halt' aus, mein Herz, wenn auch mit Schwertesschärfen
Ein großes Weh Dich überelend macht,
Denn um mein kleines Leben hinzuwerfen, —
Ich habe Furcht, denn draußen steht die Nacht . . .

Rothe Rosen.

Ein Körbchen Rosen sandt' ich Dir in's Haus.
Du suchtest Dir die beiden schönsten aus.
Heut Abend prangt das dunkelrothe Paar
Als einz'ger Schmuck in Deinem schwarzen Haar.

Mich siehst Du nicht! Ich aber schau Dich an.
Es ahnt kein Mensch, was ich Dir angethan,
Kein Mensch im Saal, daß mit dem Rosenpaar
Mein Segen ruht auf Deinem Lockenhaar.

Der Wundervogel.

Vor'm Fenster steht ein Ahornbaum,
Da singt ein Vöglein seltne Lieder,
Das kommt aus fremdem Himmelsraum
In jeder Sommernacht hernieder.
Doch wenn die letzten Blüthen blühn
Und weiß und roth zur Erde wehen,
Dann muß es in die Fremde ziehn,
Wo andre Blüthen auferstehen.

Tiefdunkel war die Sommernacht,
Da hob das Vöglein seine Schwingen.
Ich hörte halb im Traume sacht
Sein letztes Klagelied verklingen.
Ich bin so sterbensmüde jetzt
Und möchte schlafen wie die Andern.
Was sang das Vöglein doch zuletzt? —
„Sei still, auch Du wirst balde wandern ...“





Die Jüngstdeutschen des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Rudolf von Gottschall.

— Leipzig. —

Es ist etwas Mißliches mit den geschichtlichen und litterargeschichtlichen Parallelen: Der Satz „omne simile claudicat“ findet auch auf diese seine Anwendung. Gleichwohl sind sie immerhin lehrreich, da sie doch das Gleichartige hervorheben, was verschiedenen durch die Zeit getrennten Epochen eigen ist, und wenn eine neue litterarische Richtung sich lärmend als eine Revolution ankündigt, welche alles bisher Dagewesene über den Haufen wirft und carmina non prius audita auf dem litterarischen Markte anstimmt, so mag man sie doch mit der Weisheit des Ben Akiba zur Ordnung rufen und ihr nachweisen, daß schon vor einem Jahrhundert in dasselbe Horn gestoßen wurde und Vieles von dem, was sie als eine unerhörte Neuerung ausposaunt, nur eine Wiederholung, ein Abklatsch früherer dichterischer Bestrebungen und Leistungen ist, welche die Litteraturgeschichte aus dem Lethe, in dem sie sonst vergraben sind, bisweilen hervorholt.

Es würde die Grenzen eines Essays überschreiten, wollte ich die Parallele zwischen den Jüngstdeutschen des neunzehnten und denen des achtzehnten Jahrhunderts im Einzelnen durchführen; es kommt hier nur darauf an, einige Hauptgesichtspunkte hervorzuheben, um zu zeigen, wie sich das Neueste, das sich so stürmisch geberdet, mit dem Alten, das längst verschollen ist, berührt.

Wie in jener Zeit, besonders in dem Jahrzehnt von 1770 ab, wimmelt es auch gegenwärtig von Genies auf dem Parnaß, und die Revolution der

Litteratur wirft Alles über Bord, was die früheren Jahrzehnte dieses Jahrhunderts geschaffen. Sieht man diese Genies aber näher an, so paßt auf sie Vieles von dem, was die damaligen älteren Litteraturgrößen über die jüngeren Stürmer und Dränger äußerten; eine kleine Blüthenlese solcher Meinungsäußerungen mag dies bestätigen. Gegen die Selbstberäucherung dieser Genialitäten wandte sich Lavater: „Genie! tausendmal und niemals mehr als in unserer Aftergeniezeit hergeworfenes Wort — aber der Same bleibt nicht, jeder Hauch des Windes weht ihn weg — jedes kleine Talentmückchen nennt noch ein kleineres Genie, damit dies wieder zu Kleineren hinabrufe: seht an die Höhe hinan! Aber Flieger, Rufer und Stürmer, die sich einander hinauf und hinabräucherten und vor — genierten, die Sonne geht auf, und wenn sie aufgegangen, was seid ihr?" Aehnlich schrieb Nicolai 1776: „In nur fünf Jahren wird das wilde Wehen verrauscht sein, und dann wird man ein paar Tropfen Geist im Helm und im Tigel ein großes caput mortuum treffen." „Das Publicum", sagt Jean Paul, „las und labte sich an dem ästhetischen Schnepfendrecke dieser cynischen Dichter, da es für echten Bombast vielleicht mehr Geschmack besitzt als ganz Paris, denn wenn der ungekünstelte einfältige, natürlich rohe Geschmack nicht nur der richtigste ist, sondern auch der ist, der brennende dicke Farben, Quodlibetbilder und mäßige Uebertreibung zu genießen weiß, so muß er doch wahrhaftig bei einem Lesepublicum zu finden sein, das größtentheils aus jungen Leuten, Studenten, Kaufmannsdienern und ungebildeten Geschäftsleuten besteht. Jetzt ist der Parnaß ein ausgebrannter Vulcan, und wo haben wohl jene Männer, die aus Goethes Esse funkelnd stoben, ihren Glanz und ihre Wärme gelassen?" Viel schärfer noch ging den Satiriker Lichtenberg diesen Litteraturrevolutionären und sich gegenseitig vergötternden Genieaposteln zu Leibe. „Das deutsche Publicum," sagte er in seinem „Parakletor oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind," „verlangte Originalgenies und Originalwerke. Es war eine Lust anzusehen, dreißig Yorike ritten auf ihren Steckenpferden in Spiralen um ein Ziel herum, das sie den Tag zuvor mit einem Schritt erreicht hätten, und der, der sonst beim Anblick des Meeres und des gestirnten Himmels Nichts denken konnte, schrieb Andachten über eine Schnupftabaksdose. Shakespeare standen zu Dutzenden auf, wo nicht allemal in einem Trauerspiel, da in einer Recension; da wurden Ideen in Freundschaft gebracht, die sich außer in Bedlam nie gesehen hatten, Raum und Zeit in einen Kirschkern geklappt und in die Ewigkeit verschossen; es hieß: eins, zwei, drei; da geschahen tiefe Blicke in das menschliche Herz; man sagte seine Heimlichkeiten, und so ward Menschenkenntniß." Gegen die Sprache und den Styl der Kraftgenies richtet er seine witzigen Ausfälle in der „Bittschrift des Wahnsinnigen"; er copirte die beliebten Elisionen. „Gebs'n, woll's n't sonst'n. Sieh's Genie, wie's n' Wolken webt? Ob d's Genie siehst? Wenn d's nit siehst, host die Nasen nit 's Genie z'riecher." Oft angeführt ist die

Aeußerung Lichtenbergs, er müsse täglich sehen, daß Leute zum Namen Genie kämen, wie die Kellerasseln zum Namen Tausendfuß, nicht weil sie soviele Füße haben, sondern weil die Meisten nicht bis auf vierzehn zählen wollen. Auch Wieland, der von den Jüngeren viel gelesen, aber auch heftig angegriffen wurde, ärgerte sich über die „lausichten Gelbschnäbel, die sich air geben, als ob sie mit Shakespeare Blindekuh zu spielen gewohnt wären.“ Der durch seine geistvollen Reisebriefe bekannte Schriftsteller Sturz ermahnte die jüngeren Geniemänner zur Bescheidenheit und veröffentlichte einen sehr heftigen Erguß seines Unwillens über die jüngste Litteratur unter der Maske eines Freundes, der ein derartiges Sendschreiben an ihn gerichtet; er spricht darin von der sinnlosen, zerhackten, holprigen Prosa oder den flachen Knittelreimen, die uns jetzt nach zehn Jahren geboten würden, nachdem wir Lessing, Mendelssohn, Zimmermann, den Agathon und Sulzer gelesen, uns an Klopstocks himmlischen Gedichten, an Wielands irdischen ergötzt hätten; er weist hin auf die Pöbeleien im Drama und der Satire, auf die Einfälle, sich niederzulassen in der leeren sumpfigen Gegend der Natur, dort allein Moor- und Haideblumen zu sammeln: durch solche Würfe seien die Griechen wahrlich nicht unsterblich geworden. Von ihrem Genie, das in der vollkommensten Euphemie tiefen Gehalt in reizenden Ausdruck gekleidet, hat Aristoteles seine Regeln empfangen und nicht Gesetze dem Genie gegeben, die man jetzt so gern verachten möchte, weil man sie nicht mehr ausüben könne.

Einer der Hauptführer der Sturm- und Drangperiode und ihr Taufpathe, Klinger, gehörte doch zu denen, die schon im nächsten Jahrzehnt zur Besinnung kamen, wenngleich seine dichterische Schöpferkraft mit jenem jugendlichen Ungestüm mehr oder weniger verlöscht zu sein schien. In der Ausgabe seines Theaters 1785 spricht er sich über seine früheren dramatischen Arbeiten und diejenigen seiner Genossen aus; er nennt sie individuelle Gemälde einer jugendlichen Phantasie, eines nach Thätigkeit und Bestimmung strebenden Geistes, die in das Reich der Träume gehören, mit denen sie nahe verwandt zu sein scheinen. „Wer aber gar kein Licht in diesen Explosionen des jugendlichen Geistes und Unmuthes sucht, ist nie in dem Fall gewesen, Etwas davon in sich selbst zu fühlen. Ich kann heute so gut darüber lachen, als Einer, aber soviel ist wahr, daß jeder junge Mann die Welt mehr oder weniger als Dichter oder Träumer ansieht. Erfahrung, Uebung, Umgang, Kampf und Anstoße heilen uns von diesen überspannten Idealen und Gesinnungen. Eben dieses lehren die Dichter und Künstler, daß Einfachheit, Ordnung und Wahrheit die Zauberruthen seien, womit man an das Herz des Menschen schlagen müsse, wenn es ertönen soll. Die Klagen sind unendlich, die man über die wilden Producte führt, die zu Zeiten in der deutschen Welt und besonders für's Theater erscheinen. Soviel ist indeß gewiß, daß wir Deutschen durch diese Verzerrungen gehen müssen, bis wir sagen mögen, so und nicht anders behagt's dem deutschen Sinn. Nichts reift ohne Gährung.“ Und viele Jahre später, als der Dichter Klinger längst

zum Weltmann geworden und das Kind aus der Proletarierwiege eine hohe Lebensstellung erreicht hatte, schrieb er in den 1803 herausgegebenen „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Litteratur": „Warum kann ein welterfahrener Mann nichts Excentrisches vertragen? Weil er gesehen hat, daß es zu Nichts führt, zu Nichts taugt, Nichts befördert, selbst das Lachen nicht. Alles, was es wirkt, besteht darin, daß es dem ein Zeichen anklebt, der sich damit schleppt oder der von diesem Wesen besessen ist. In der Welt ist ihm keine Stelle angewiesen, und in der Litteratur ist es gegen den Menschenverstand. Aber warum treten so viele unserer jungen Leute mit dem Zeichen als Schriftsteller auf? Eben darum, weil sie junge Leute sind und es ihnen noch an alledem fehlt, was sie zum Auftreten berechtigen könnte."

Den Kennern der jüngstdeutschen Turba wird es nicht entgehen, daß sowohl diese letzte Aeußerung, als auch sehr viele andere Bemerkungen damaliger namhafter Schriftsteller gegen die Stürmer und Dränger, die wir hier angeführt, mutatis mutandis, auch auf die Jüngstdeutschen passen, die wie jene eine Revolution der Litteratur mit vollen Backen ausposaunen, die bisherigen Litteraturgötter zu entthronen und sich an ihre Stelle zu setzen suchen. Sie haben Recht, wie ihre damaligen Vorgänger, wenn es sich um Modegötzen handelt, und es ist damals sowie jetzt sehr viel gebrechliches Nippzeug zur Anbetung und Verehrung auf den Toilettenaltären aufgestellt worden; wenn dies von den Ellenbogen einer jüngeren Generation heruntergestoßen wird, daß es im Staub zusammenklirrt, so ist hierin nur ein Fortschritt zu sehen. Und wie in jener Zeit des Sturms und Drangs, so weht auch in der jüngsten, sich überstürzenden litterarischen Bewegung ein frischer Hauch, und ein durch offene Fenster hereinkommender Luftzug verscheucht die Miasmen, die sich allmählich in der Stickluft des Götzendienstes mit gefeierten Nichtigkeiten erzeugt haben; aber der Sturm ist zunächst mehr Programm, und es zu verwirklichen, bemüht sich meistens vergebens die künstlerische Ohnmacht.

Neu ist aber auch das Princip nicht, das jetzt auf die Fahne geschrieben wird, das Princip des Naturalismus; wir finden es wieder in dem Programme der Stürmer und Dränger des vorigen Jahrhunderts. Damals aber hatte es den Cronegk, Brahe, Gleim, den Gottschedianern gegenüber mehr Berechtigung als jetzt, wo wir eine klassische Litteraturepoche hinter uns haben, und wo Goethe Meisterwerke eines geläuterten Realismus geschaffen hat. Damals suchte man die falschen Götzen mit Hilfe Shakespeares zu stürzen; jetzt ist Shakespeare uns in's Blut übergegangen, und einen Schiller und Goethe zu den falschen Götzen zu rechnen, das getrauen sich doch unsere verwegensten Bilderstürmer nicht; nur die Epigonen jener Klassiker werden meuchlings aus dem Wege geräumt. Im Ganzen aber ist der neue Naturalismus ein Rückfall in das unklare Treiben der alten Stürmer und Dränger und in die ästhetische Anarchie, welche jene

gepredigt haben. Da begegnen wir auffallenden Aehnlichkeiten in Theorie und Praxis, und wie in einem Verirspiegel mögen manche der Jüngsten ihr groteskes Gebahren in den Verzerrungen jener Zeit wiederfinden.

* * *

Nicht blos die Stürmer und Dränger predigten damals den Naturalismus; auch der nach Volksthümlichkeit strebende Bürger, der verlangte, daß die deutsche Muse nicht auf Reisen gehen, sondern ihren Naturkatechismus zu Hause auswendig lerne. Ebenso erklärt Schlosser in seinem Sendschreiben an Lenz, „die Versemacher hätten alle nur an der Hülle gehangen und den Geist nicht gekannt, der sie belebte; es gebe tausend Formen, und es sei nur ein Geist, der sie belebe, eine Regel, und die sei: fühle, was Du fühlen machen willst. Und die Regel lehre keine Aesthetik." Emancipation von den Regeln — das war die Losung; was Stolberg sang: süße, heilige Natur, laß mich gehn auf deiner Spur — das war die alleinige Regel auch für das dichterische Schaffen. Natürlich galt der Protest vorzugsweise der Weisheit des Aristoteles; namentlich das Drama sollte sich von dessen Weisheit freimachen. Hatte Lenz schon die französische falsche Auslegung der aristotelischen Regeln wiederlegt, so gingen die Stürmer und Dränger noch weiter und machten mit dem ganzen Aristoteles reinen Tisch. Vor Allem that dies Jacob Michel Reinhold Lenz, einer der begabtesten, aber auch verwildertsten Jünger jener Dichterepoche, in seinen „Anmerkungen über's Theater", die er in Straßburg noch vor dem Erscheinen von Goethes „Götz von Berlichingen" geschrieben hatte. Daß dies Evangelium der Stürmer und Dränger auch das Evangelium der Jüngstdeutschen ist, daran kann man um so weniger zweifeln, als es in merkwürdiger Weise von einem jüngeren Schriftsteller wiederholt wird, der indeß himmelweit davon entfernt ist, von einem solchen Vorgänger Etwas wissen zu wollen, sondern etwas Funkelnagelneues zu bieten glaubt und die ganze Aesthetik früheren Datums aus ihren Angeln hebt, wir meinen Henri Oertelmann, der 1892 eine „Dramatik, Kritik des mythologischen Systems und Begründung eines neuen" herausgegeben hat. Schon der Titel beweist, daß sich der Verfasser für einen Reformator hält, der novum quid atque inauditum verkündigt; jedenfalls aber ist seine Theorie im Einklang mit der jüngstdeutschen Praxis. Er wendet sich, ganz wie Lenz, gegen den Satz des Aristoteles, daß die Zusammensetzung der Begebenheiten, die Fabel für den dramatischen Künstler das wichtigste, daß die Handlung der letzte Endzweck des Dramas sei. „Diese Vorschrift," sagt Lenz, „müsse für die neueren Dichter geradezu umgekehrt werden; nicht die Fabel sei das Präcipium und gleichsam die Seele unserer Tragödie, sondern die Charaktere. Fabula est una, si circa unum sit. Das leugnet Aristoteles. „Bei den alten Griechen," sagt Lenz, „war's die Handlung, die sich das Volk zu sehen versammelte; bei uns ist's die Reihe von Handlungen, die wie

Donnerschläge aufeinander folgen, eine die andere stützen und heben, in ein großes Ganze zusammenfließen müssen, das hernach nichts mehr und nichts minder ausmacht, als die Hauptperson, wie sie in der ganzen Gruppe ihrer Mithändler hervorsticht." Lenz behauptet, die Mannigfaltigkeit der Charaktere und der Psychologieen sei die Fundgrube der Natur; hier allein schlage die Wünschelruthe des Genies, und sie allein bestimme die unendliche Mannigfaltigkeit der Handlung und Begebenheiten in der Welt. Und an einer anderen Stelle sagt er, die heutigen Aristoteliker malten Leidenschaften ohne Charaktere. „Wo aber bleibt da der Dichter? wo die Folie, wo die individuelle Kenntniß der menschlichen Seele, wo die unekle, immer gleich glänzende, rückspiegelnde, sie mag in Todtengräberbusen forschen oder unter dem Reifrock der Königin? Nach meiner Empfindung schätz' ich den charakteristischen, selbst die Caricaturenmaler zehnmal höher als den idealischen — hyperbolisch gesprochen, denn es gehört zehnmal mehr dazu, eine Figur mit eben der Genauigkeit und Wahrheit darzustellen, als das Genie sie erkannt, als zehn Jahre an einem Ideal der Schönheit zu cirkeln, das endlich doch nur in dem Gehirn des Künstlers, der es hervorgebracht, ein solches ist." Man sieht, Lenz schreckt nicht vor der Consequenz zurück, daß selbst ein Dramatiker, der Caricaturen schafft, mehr auf dem rechten Wege sei, als ein idealer Fabulist, der eine einheitliche Handlung zu schaffen sucht. Was ein Henri Gertelmann mit dem Anspruch, ein neues ästhetisches System zu gründen, in seiner Schrift proclamirt, das deckt sich in so auffallender Weise mit den Grundsätzen von Lenz, daß es dem Kundigen als eine nackte Wiederholung erscheint. Die Charaktere, sagt er, bilden den eigentlichen Gegenstand des Dramas. Aufgabe der Dichtung ist es, Vergnügen zu bereiten durch Darstellung von Charakteren. Die Handlung im Drama ist in erster Linie zu beurtheilen in Absicht auf die Charaktere; als Ganzes kommt sie erst in zweiter Linie in Betracht, und ihre sogenannte Einheit ist kein dramatisches Gesetz. Er fügt hinzu, daß die Sprache des Dramas die der Wirklichkeit nachahmen und die Personen charakterisiren müßte. Das neue System erweist sich also als etwas sehr Altes, und die Uebereinstimmung der durch mehr als ein Jahrhundert getrennten Dramaturgen beweist nur die geistige Verwandtschaft in den litterarischen Bestrebungen der beiden Epochen.

Giebt man die Einheit der Handlung preis, so kommt man leicht bei den Zola'schen lambeaux de la vie humaine auch im Drama an. Und das ist den Stürmern und Drängern ebenso oft begegnet, wie den Jüngstdeutschen, obschon der dramatische Instinct bei vielen lebendig genug war, um die Folgen einer falschen Theorie abzuwehren; doch die von Lenz verlangte Mannigfaltigkeit der Begebenheiten zeigte sich oft genug in einem verwirrenden Nebeneinander von Handlungen, das im Drama ganz unzulässig ist, weil es auch die Theilnahme zersplittert. Die Compositionslosigkeit ist der Hauptfehler dieser ganzen Dramatik des achtzehnten und auch

des neunzehnten Jahrhunderts. Lenz selbst giebt dafür Beispiele genug; der genial veranlagte Dichter, der aus einem Wirrsal des Lebens in's andere gerieth und dem Irrsinn verfiel, hat Stücke geschrieben, wie „Der Hofmeister", von denen man nicht begreift, wie sie auf die Bühne kommen konnten; allerdings geschah das nur in einer Schröder'schen Bearbeitung am Hamburger Stadttheater. Die Handlung springt in diesem Drama, in welchem mehr als zwanzig Personen mitspielen, hin und her; sie verwandelt sich oft in ein Sittengemälde, das selbstgenugsam im Verhältniß zu den sonstigen dramatischen Lakonismen einen breiten Platz einnimmt. Dies hängt mit der Theorie des Dichters zusammen, nach welcher die Charaktere sich im Drama ausleben müssen; die einzelnen Gruppen entfalten sich fast ganz selbstständig, die Verknüpfung ist überaus locker. Der Geliebte des in dem Hofmeister entführten Gustchens, Fritz, und sein Freund haben in Leipzig die mannigfachsten Abenteuer, die mit jener den Codex der Handlung bildenden Geschichte gar Nichts gemein haben. Und überdies geht Alles durcheinander, die Handlung springt hin und her. Erich Schmidt sagt in seiner Schrift über „Lenz und Klinger" in Bezug auf den „Hofmeister": „Bei diesem raschen Wechsel der Bilder ist es mir immer, als hörte ich das lustige ‚Schau sie, guck sie' und sähe Leute zwischen den getrennt stehenden Personen oder Gruppen behend hin und her springen. Auf einer Seite dreimaliger Scenenwechsel! Kaum hält er bei Einem still, so fällt ihm ein, was wohl gerade der Andere macht. Der Zuschauer soll Alles sehen, so will es die mißverstandene englische Technik." Noch ärger geht's im „Neuen Menoza" her, dessen Held mit der Diogeneslaterne Menschen sucht — der Dichter hat keinen Begriff von dramatischem Zusammenhalt, von künstlerischer Oekonomie. In den Dramen Klingers ist Beides trotz aller Uebertriebenheit der Empfindung und der Erfindung besser gewahrt, noch mehr in Heinrich Leopold Wagners „Kindesmörderin". Auch unsere jüngste Dichtung huldigt der Anschauung, daß ein Drama nur aus zusammengerückten Lebensbildern bestehen soll. Die Einheit der Handlung gilt für Aberglauben. Wir brauchen blos auf Gerhart Hauptmanns „Weber" zu verweisen, die nur aus einer Reihe von Tableaus und Genrebildern bestehen. Die Personen kommen und verschwinden; jeder Act, ja fast jede Scene hat einen neuen Helden. Der dramatische Aufbau ist höchst primitiver Art und mit der Holzart gezimmert; das Ganze sind Guckkastenbilder, und das Theater nähert sich dem „Raritätenkasten", der in mancher Hinsicht das Ideal der Stürmer und Dränger war.

Wir haben gesehen, wie Lenz selbst den Caricaturenmaler für einen größeren Künstler hält als den akademisch cirkelnden Dichter, welcher auf die Fabel den Hauptnachdruck legt. Er sah sich wohl selbst dabei im Spiegel, denn seine Charaktere sind ihm nur zu oft als Caricaturen gerathen, ja, wo die Fratze ihr gutes Recht hat, wie in der Posse, da leistet er bisweilen Anerkennenswerthes. Auch in seiner ernsten Dramatik schafft

bei ihm die Ueberladung mit charakteristischen Zügen, die zu scharf ausgeprägt sind bis in's Barocke und Bizarre, die Caricatur. Graf Camäleon und Donna Diana im „Neuen Menoza“ sind solche bis zur Ungenießbarkeit chargirte dramatische Figuren. In Klingers „Sturm und Drang“ ist der alte Kartenhäuserbauer Berkley eine ungewollte Caricatur, und es ist nicht leicht, den logischen Sinn aus seinem blödsinnigen Gestammel herauszuhören; beabsichtigte Caricaturen aber sind die Freunde des Helden Wild, der blasirte Blasius, der mit seiner Langenweile auch seine geliebte Luise ansteckt, und der überschwängliche La Feu mit seinen pastoralen Schwärmereien und seiner Liebe zu der reifen Schönheit Katharine; doch die blos im Uebertriebenen bestehende Possenhaftigkeit ermüdet. Auch die tragischen Charaktere wie die beiden Guelfos in den „Zwillingen“ sind so chargirt, daß sie dicht an der Grenze der Caricatur stehen. Sagt doch Bürger von dem jüngeren Guelfo, eine Bestie wie diesen müsse man tödten wie einen tollen Hund, und das Stichwort „ein Löwenblutsäufer“ kam auf die Tagesordnung. Doch auch wo das Charakteristische sich innerhalb ästhetischer Grenzen hält, kann sein Uebergewicht die Handlung lähmen. Das sind Einseitigkeiten einer falschen Theorie, die sich wie Bleigewichte an die dramatischen Gestalten in vielen Dramen jener Epoche hängen. Charaktere, die sich Selbstzweck sind, gehören in das Werk des Theophrast, aber nicht auf die Bühne. Wie das dramatische Interesse und die Lebensfähigkeit der Stücke darunter leidet, das beweist z. B. der „College Crampton“ Gerhart Hauptmanns, dessen Held ein bedauerlicher, dem Trunk ergebener Künstler ist — ein Charakter, aus dem nur einige dürftige Fäden der Handlung herausgesponnen sind. Aehnlich ist es in vielen anderen jüngstdeutschen Stücken. Noch heute gilt, was Herder in der „Adrastea“ sagt: „Die Charakterkomödien wie die aufgeputzten Charaktertrauerspiele sind hinkende Stücke. Will ich Charaktere beschrieben sehen, so nehme ich Theophrast, la Bruyère, Aristoteles' Rhetorik. Ohne daß sie in eine Fabel greifen und mit ihr innig verwebt sind, hindern sie das Lustspiel. Isolirt steht sodann der breit angemeldete Charakter vor mir, geschildert, nicht handelnd. Angeputzt wird er und angezogen, rings um ihn werden Spiegel gestellt, daß man ihn ja von allen Seiten erblicke und wahrnehme. Dann wird er entkleidet, man zeigt seine Höcker, wohl gar wird er lebendigen Leibes operirt, secirt — eine peinliche Kunst!“ Namentlich was die Höcker betrifft, darin leisten die Stürmer und Dränger, die Jüngstdeutschen und vor Allem ihr Meister Ibsen mehr, als Herder in ahnendem Gemüthe vorgeschaut. „Die trefflichsten Stücke,“ sagt Herder, „sind nie ohne Fabel, und je besser es der Dichter verstand, desto sorgsamer ließ er den Charakter dem Gewebe der Fabel nur dienen.“ Die absonderlichen bizarren Charaktere, deren Handlungsweise etwas Unberechenbares hat, sind in neuester Zeit wieder Mode geworden, und besonders der Blasius Klingers findet manchen Abklatsch unter den jüngstdeutschen Helden.

Alle Dramen der „Stürmer und Dränger“ sind in Prosa geschrieben; es lag darin gegenüber der etwas phrasenhaften Dramatik der Cronegk, Brahe, Schlegel, Weiß ein Protest, die Wendung zur Natur- und Lebenswahrheit; Gerstenbergs „Ugolino“, der auch dieser Richtung angehörte, und der maßvollere „Julius von Tarent“ von Leisewitz sind ebenfalls in Prosa geschrieben. Doch diese Prosa erscheint nicht in alltäglicher Gewandung; sie zeigt den Gegenschlag gegen die getragene Versdichtung zunächst in der Derbheit und Rohheit des Ausdrucks, welche dem steifbeinigen tragischen Pathos herausfordernd auf die Hühneraugen trat. Darin sind sich alle diese Dichter gleich; der Cynismus als crasser Vertreter der Naturwahrheit hat das große Wort. In einer der originellsten Scenen des „Hofmeisters“ von Lenz, als der alte Major seine entehrte Tochter aus dem Teiche zieht, in den sie sich gestürzt hat, schwankt derselbe zwischen seiner Freude über die Rettung des Kindes und seiner inneren Empörung über ihre Schande und giebt diesen widerspruchsvollen Gefühlen in sehr kräftigen Wendungen Ausdruck: „Gustel, was fehlt Dir? Hast Wasser eingeschluckt? Bist weg, mein Gustel? — Gottlose Canaille! Hättest Du mir nur ein Wort vorher davon gesagt, ich hätte dem Lausejungen einen Adelsbrief gekauft, da hättet Ihr können ‚zusammenkriechen!‘“ Weiterhin sagt er: „Ich verzeih' Dir, verzeih' Du nur mir! Ja aber nun ist's nicht mehr zu ändern; ich habe dem Hundsfott eine Kugel durch den Kopf geknallt;“ und dann wieder: „O Du mein einzig theuerster Schatz! Daß ich Dich in meinen Armen tragen kann, gottlose Canaille.“ Eine ähnliche Kraftsprache findet sich in Wagners „Kindesmörderin“; da sagt der alte Humprecht, ein Vorgänger des Musikus Müller in „Kabale und Liebe“: „Das Lumpengezeug! Der verdammte Nickel! Den Augenblick soll sie mir aus dem Hause! Keinen Bissen kann ich in Ruhe fressen, solange die Hure noch unter einem Dache mit mir ist!“ und als er den Sündenfall seiner Tochter erfährt, sagt er zur mitschuldigen Mutter: „Bestie, vermaledeite Bestie, hast Du meine Tochter zur Hure gemacht!“ In Klingers „Sturm und Drang“ sagt La Feu gleich beim Beginne des Stückes: „Ist keine alte Hexe da, mit der ich charmiren könnte? Ihre Runzeln sollen mir zu Wellenlinien der Schönheit werden, ihre heraussstehenden schwarzen Zähne zu marmornen Säulen an Dianas Tempel, ihre herabhängenden ledernen Zitzen Helenas Busen übertreffen.“ Der Held des Schauspiels, Wild, sagt ein anderes Mal: „Nimm Deinen Degen so, nimm Deinen Degen, oder ich würge Dich in diesem Fieber und freß Dir's Herz aus dem Leibe.“ Auch bei Maler Müller finden sich genug derartige, schon von Friedrich Schlegel gerügte Kraftphrasen. „Der Faulkerl“, „lümmelt“, „Mistgesicht“, „Passionsflegel“, „ich schmeiß' Dir Deine Grimasse“. In seinen Idyllen, sowohl in seinen antiken wie in seinen deutschen, läßt Müller im Gegensatze zur Sentimentalität Geßners und seinen empfindsam ausgemalten Arkadien die Derbheit der rohen Natur und einer oft zügellosen Sinnlichkeit walten.

Müllers „Satyr Mopsus“ verspricht der Nymphe als höchsten Glücksgenuß: „er wolle sie im Grünen jagen, ihr die Kleider vom Leibe reißen, sie hetzen und kitzeln nach Herzenslust, sie auf dem Bauch herumwerfen und ihre Schenkel solange platschen, daß sie ihr funkeln sollen wie eine zeitige Granate; sie füttern und mästen wolle er, daß sie feist würde und dickleibig und einen Kragen von Speck bekäme wie ein fettes Ferkel.“

Abgesehen von diesen rohen Derbheiten schwankt der Stil der Stürmer und Dränger zwischen dem überschwänglich Schwülstigen und dem trivial Nüchternen: eine Mischung, die stets wiederkehrt bei den kraftgenialen Dramatikern bis auf die jüngsten deutschen Ausläufer. Das kühnere Bild, das der Ode geläufig ist, die Hyperbel ist in die dichterische Gewandung als Hauptschmuck hineingewirkt. Bei Maler Müller, besonders in den dramatischen Fragmenten, reicht eine Hyperbel der anderen die Hand. „O mein Herz hüpft mir vor Freuden, wenn ich an sie denke! Ist es nicht, als wenn Erd' und Himmel sich erschöpft hätten, um Vollkommenheit zu bilden.“ „Lies es laut, daß jede Wand sich entsetze und der unempfindsame Stein vor Scham erröthe.“ Auch Wagners „Kindesmörderin“ ist reich an Hyperbeln: „Die mögen meinetwegen auch ein Gewissen haben, das größer ist als die Metzgerau draußen;“ „Soll mich der Teufel lebendig zerreißen, eh' ich ein Wort hinzusetze.“ „Wenn er heute Satisfaction von mir verlangt, so soll er sie haben, und wenn tausend Schaffotte und tausend Galgen daneben stünden.“ „Die Rippen im Leibe tret' ich ihr entzwei!“ „Mit wahrer Herzenswonne will ich mich in seinem Blut herumwälzen.“ Die schwunghafteste, aber auch schwülstigste Kraftsprache findet sich bei Klinger, fortwährende Anastrophen und Epistrophen, emphatische Wiederholungen, gewagte, oft geschmacklose Bilder: „Der Tod hat sich längst um meine Gebeine gehängt, losreißen werd' ich ihn diesmal nicht. O Camilla kann Einen aus Todesschlaf wecken, kann Einen umwerfen mit einem Blick.“ „Ich möchte diese Feuerwolken zusammenpacken, Sturm und Wetter anregen und mich zerschmettert in den Abgrund stürzen.“ „Schau nicht, Camilla! Vetter Guelfo heult, und wenn er heult, heult Lieb' aus ihm.“ Heulen und Brüllen sind Lieblingswendungen des Dichters. Eine fieberische Bewegtheit charakterisirt seinen ganzen Dialog.

Es ist keine Frage, daß Schillers Jugenddichtungen den Geist der Stürmer und Dränger athmen; sie waren ein Nachspiel dieser Epoche, und das Verbindungsglied bildete der gefangene Dichter Schubart oben auf dem Hohenasperg, ebenfalls ein Kraft- und Feuergeist. An Hyperbeln sind die „Räuber“, „Fiesco“ und „Kabale und Liebe“ noch reicher als die Dramen Klingers und seiner Genossen; doch dem schärfer Blickenden kann es nicht entgehen, daß in den Schiller'schen Hyperbeln eine große dramatische Kraft liegt, während in denen Klingers und der Anderen nur die geschwollene Kraftphrase, höchstens ein stürmisches Naturell sich ausprägt, dem seine

Lebensäußerungen Selbstzweck sind, auch wo sie die dramatische Wirkung verpfuschen, statt ihr zu dienen.

Hand in Hand mit diesen überschwänglichen Ergüssen gehen aber bei den Kraftdramatikern die Naturlaute der Empfindnug; oft löst sich der Dialog in Interjectionen auf. Die haha, hoho, hu sind besonders bei Klinger überall zu finden und ersetzen oft das Pathos des Dramatikers, das sich nach Hegels Ansicht stets „expliciren" soll. Namentlich der Held in „Sturm und Drang", Wild, ist unerschöpflich in solchen Ausrufungen, und auch der Held der „Zwillinge", Guelfo, wird stets seine „Hu" ausstoßen, wenn etwas Grausiges in der Luft liegt. Eine ergötzliche Probe dieser Poesie der Ausrufungen findet sich in dem Fragment, das Seuffert in seinem Werke über den Maler Müller, aus dessen „Heinrich V." mittheilt: „Weg — weg, weg! Verflucht sei aller Trost — o! Ich will die Zunge zertreten, die mir von Geduld spricht — oh! oh! oh! oh! ach! So mit mir umzugehn — so! — so! — so mit mir umzugehen! Mein armes graues Haupt zu verstoßen — Wind und Wetter, allen Elementen preis! Oh, oh! oh!" Das klingt wie eine Parodie auf König Lear.

Daß auch unsere jüngstdeutsche Dramatik zwischen dem Ueberschwänglichen und Wortkargen hin und her irrlichterirt, ist unbestreitbar. Ibsens Vorbild hat den scandinavischen Lakonismus bei uns eingebürgert, und einige der Jüngsten geberden sich, als hätten sie in der Einsamkeit der nordischen Fjords das Sprechen verlernt. Es ist wahr, daß sich bei Gerhart Hauptmann, dessen Feder nur gelegentlich einige Cynismen ausspritzt, wohl hin und wieder jene in Epigramme und Empfindungslaute sich zuspitzende Wortkargheit findet, daß er sich aber von dem Schwülstigen und Aufgebauschten freihält, und daß Sudermann, welcher den Jüngsten ja von diesen selbst nicht zugezählt wird, auch nur selten eine Kraftphrase verpufft und mehr französischen Esprit funkeln läßt; doch wir haben eine große Zahl von Dramen aus dem Atelier der jüngstdeutschen Muse gelesen, in denen, trotz der dazwischen liegenden geläuterten classischen Epoche, die Unarten der Stürmer und Dränger, ihre Geschmacklosigkeiten, Alles, was Platen die „gestotterte Phrase der Unkunst" nennt, sich in auffallender Weise wiederholen.

* * *

Gemeinsam ist dieser jüngsten Epoche mit der alten Genieepoche die Vorliebe für die comédie larmoyante, das Rührschauspiel mit guten Ausgängen oder auch mit traurigen, nur daß dies Traurige sich nicht entfernt mit dem Tragischen deckt.

Kein Geringerer als Herder in der „Adrastea" hat eine Lanze für das bürgerliche Trauerspiel, für die comédie larmoyante gebrochen. „Je geordneter," meint er, „die Menschen und die Staaten werden, desto mehr mindere sich der Zunder zur tragischen Flamme; eine gewisse Rauhheit der Seele in Herrschsucht, Rache, Stolz, Grausamkeit scheine unter der Hand

der Zeit abgeschliffen, wenigstens geglättet zu sein, daß sie so scharf nicht ätze oder schneide; wir fordern jetzt einen fröhlichen, wenigstens einen gemäßigten Ausgang." Die Herabstimmung der hohen Tragödie zu dem sogenannten bürgerlichen Trauerspiel ist also keine Erniedrigung, keine Entweihung. Der Ungeheuer auf Thronen sind wir satt; wir wollen in den uns näheren Ständen und Verhältnissen Menschen sehen, die mit eigenerer Kraft als vielleicht jene die Schickung abwenden oder gegen sie kämpfen. „Hat das rettende Stück einen fröhlichen Ausgang, so schmerzt uns der Spottname einer weinerlichen Komödie (comédie larmoyante) nicht; wir haben unter diesem Namen rührende Stücke der leidenden und geretteten Menschheit. Ueberhaupt ist's ein gutes Zeichen, daß wir den Geschmack am Flitterstaat der altfranzösischen sowie an der gothischen Pracht der englischen Tragödie verloren haben; auch die Theilnahme am Geklirr und Gelärm des alten gedankenlosen Ritterwesens ist fast vorüber". Und diesen Absagebrief an die Tragödie schrieb Herder zu einer Zeit, als, um einen volksthümlichen Ausdruck zu gebrauchen, kaum einen Hundeklaff von ihm entfernt, Schiller in demselben Weimar seine Trauerspiele: „Wallenstein", „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans" geschrieben hatte und diese Stücke dort am Hoftheater gegeben wurden. Gerade über die Kotzebues und Ifflands trug Schiller mit diesen Stücken einen Sieg davon, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich immer glorreicher bewährte. Doch auch die vorausgehenden Stürmer und Dränger hatten zugleich mit dem Natürlichkeitsprincip die comédie larmoyante gepflegt, und man kann auch an ihren Stücken nachweisen, wie in dieser Mischgattung sich leicht das Tragische entweder blos zum Traurigen abstumpft oder Beides leer ausgeht und ein darauf angelegtes Stück plötzlich ein gutes Ende nimmt. In dem „Hofmeister" von Lenz verführt der Held ein junges adliges Mädchen, seine Schülerin, deren Bräutigam auf der Universität sich herumtreibt und sie zu vergessen droht. Das Mädchen will sich in's Wasser stürzen, der eigene Vater rettet sie. Der junge Student aber heirathet sie, ohne das beneficium inventarii geltend zu machen. Darüber setzt man sich leicht hinweg. Ein versöhnlicher Schluß erhält das Publicum bei guter Laune. Der Hofmeister selbst aber abälardisirt sich; aber auch dieser tragischen Greuelthat wird die Spitze abgebrochen, denn er heirathet trotzdem ein naives, in ihn verliebtes Schulmeistertöchterlein. Eine merkwürdige Ehe! Doch mag's biegen oder brechen — es muß sich einmal Alles zum Guten wenden. In Klingers „Sturm und Drang" herrscht eine grimme Todfeindschaft zwischen Lord Bussy und Lord Berkley. Die Söhne von Beiden, die in die Lande versprengt sind, finden sich in Amerika wieder, der Eine, der junge Berkley, ein verwilderter Seecapitän seines Zeichens, hat den alten Bussy auf seinem Schiff entdeckt und ihn bei stürmischer See in einem Boote ausgesetzt und dem sicheren Tode geweiht. Darüber ergrimmt der Held des Stückes, Wild, und es soll zum Zweikampf kommen. Da erzählt ein

Mohrenknabe, ein Liebling des Kapitäns, daß er damals diesen getäuscht und den Bussy in einem Versteck des Schiffes in Sicherheit gebracht habe. Das führt nun eine allseitige Versöhnung herbei — das Stück, eine Tarantella des wahnwitzigen Hasses, endet mit einem fröhlichen Walzer. In anderen Stücken ist der Abschluß ein trauriger, ohne jede tragische Bedeutung. So endet in den „Soldaten" von Lenz der Conflict damit, daß der Vater seine Tochter, die von einem Offizier verführt worden, als Straßendirne wiederfindet. Mit dieser schmerzlichen Entdeckung bricht das Stück ab — dahin führen die Liebschaften der Soldaten, der Offiziere — das ist dieselbe Warnung und Mahnung wie diejenige, mit welcher der Hofmeister schließt. Dort heißt es: „Hütet Euch vor den Söhnen des Mars!" hier: „Hütet Euch vor der Privaterziehung der Töchter!" Das Alles ist nicht Tragödie, sondern comédie larmoyante. Leopold Wagners „Kindesmörderin" war anfangs als Tragödie gedacht und niedergeschrieben. Doch drei Jahre darauf hat sie der Dichter selbst in eine comédie larmoyante verwandelt, durch eine Umdichtung, welche sie nicht nur in unseren „delicaten, tugendlallenden Zeiten" bühnenmöglich machen sollte, sondern auch dem Ding am Ende eine andere Wendung gab, „um allen seinen Zuhörern eine schlaflose Nacht zu ersparen." In diesem ironisch angeführten Motiv liegt ja der Hauptgrund für den Vorzug, welchen damals wie jetzt die Bühnen dem Rührstück vor der Tragödie gaben.

In heutiger Zeit ist die comédie larmoyante von Frankreich herübergekommen und beherrscht die Bühne. Viele Dramen der eigentlichen Repertoiredichter gehören diesem Genre an, auch die meisten Stücke der Jüngstdeutschen. An traurigen Ausgängen fehlt es in denselben nicht; aber das Traurige ist nicht das Tragische. Fast alle Ibseniaden gehören in diesen Bereich, auch die erfolgreichsten Stücke der letzten Zeit, Sudermanns „Ehre" und „Heimat". Der Abschluß des ersten Dramas ist ein versöhnlicher, doch das Tragische der socialen Gegensätze: das Vorder- und Hinterhaus stellt noch viele Tragödien der Zukunft in Aussicht. In der „Heimat" ist der Schluß ebenfalls von jener abgestumpften Tragik, die dem Rührstück eigen ist. Der alte Soldat stirbt gleichsam an der Wiederbegegnung mit seiner Tochter; Magda aber setzt nach diesem psychologischen Mord wahrscheinlich ihren Siegeslauf als Künstlerin fort. In „Sodoms Ende" geht der Held zwar zu Grunde, aber der Untergang dieses innerlich verwüsteten und gemüthsrohen Menschen ist nur, wie das Verlöschen einer herabgebrannten Kerze. Wenn in Halbes „Jugend" die Heldin nach ihrem Fehltritt durch die Kugel eines Blödsinnigen fällt, so ist dies ein durch einen Zufall hervorgerufener Knalleffect, der mit der inneren Schuld und Sühne nicht das Geringste gemein hat. Und wenn in Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen" der Held, der junge Vockerath, ein geistreicher Privatgelehrter und Darwinist, sich in's Wasser stürzt, weil die Züricher Studentin sein Haus verlassen hat, die seinen Geist und auch sein Herz zu

fesseln verstand, so stellt sich der Held des Stückes mit diesem Selbstmord nur ein geistiges Armuthszeugniß aus, und man sieht in diesem Abschluß nur einen bedauerlichen Vorgang. Auch Berthold Litzmann, einer der eifrigsten Vorkämpfer Hauptmanns, bekennt, daß er diese Schlußkatastrophe nicht als organisch empfindet. Die comédie larmoyante ist also bei den Stürmern und Drängern so beliebt, wie bei unseren Jüngstdeutschen; nur sind die letzteren nie über dieselbe hinausgekommen, betrachten sie als die alleinberechtigte Form moderner Dramatik, während von jenen Vorgängern nur Reinhold Lenz ausschließlich bei ihr stehen blieb. Der machtvolle Klinger aber hat nicht nur von Hause aus auch echte Trauerspiele, wie die „Zwillinge“ gedichtet, sondern auch Geschichtsdramen, eine Komödie und Dramen aus dem Alterthum, wie Aristodemus, Damokles und die Stücke, deren Heldin die Medea ist, in denen er sich als Vorläufer Grillparzers zeigt.

* * *

Die Lyrik der Stürmer und Dränger ist nicht fruchtbar gewesen. Da ist die jüngstdeutsche Lyrik ergiebiger. Will man jene in ihrem ganzen Umfange würdigen, so muß man Talente mitheranziehen, die nicht in den engeren Kreis der Parnaßstürmer gehören, aber doch das Gepräge der Richtung mehr oder weniger zur Schau tragen: den Tyrannenhasser Schubert, die grandios sich geberdenden Brüder Stolberg, und selbst den volksthümlichsten von Allen, Bürger, der in seiner ungenirten Stoffwahl und in seinen cynischen Derbheiten, in Allem, was Schiller an ihm so scharf tadelte, der Richtung sehr nahe stand. Die Brüder Stolberg zählte Goethe zu dem herkulischen Centaurengeschlecht, das mit Vermögen und Kraft nicht wußte wo aus und ein. Gerade in ihrer Lyrik gehörten sie ganz zu dem Geniesturm. Ihre Oden haben einen überschwänglichen Ton, oft aber geniale Kühnheit — und das Ueberschwängliche, wenn auch einem ganz anderen Zeitgeist huldigend, findet sich in unseren jüngstdeutschen Oden von Bleibtreu, Linke, besonders Conradi, der feingestimmte Ton oft durch gelegentliche Derbheiten unterbrochen, wie es bei den Stürmern und Drängern und ihren nächsten Jüngern auch der Fall war.

Von den eigentlichen Führern der Bewegung war Klinger kein Lyriker. Er hat bisweilen „wüthige Verse“ gemacht, wie er selbst in der „Neuen Arria“ sie vorlesen läßt, Verse ohne Metrum und Harmonie — die Regellosigkeit moderner ästhetischer Starkgeister hat auch „wüthige Verse“ genug an's Licht gefördert. Das reizende Gedicht „Sophiens Liebe“ ist ein ausnahmsweise glücklicher Wurf der Klinger'schen Muse. Maler Müller hat als lyrischer Dichter kaum eine bestimmte Physiognomie. Ode und Idylle lösen sich bei ihm ab; er ist meist zügellos in der Form; am besten gelingen ihm die reimlosen freirhythmischen Verssysteme, der Ton der Hymne, auch für das Liebesgedicht; das Lüsterne überwiegt bei ihm das Ueppige. Der wirklich begabte Lyriker jener Zeit ist Reinhold Lenz; seine ersten Liebes-

gedichte lassen sich kaum von den Goethe'schen unterscheiden; sie haben denselben Duft, dieselbe Anmuth. Wenn Otto Gruppe in seiner Schrift „Reinhold Lenz, Leben und Werke“ nach einer Zergliederung seiner Liebesgedichte sagt: „Möchten die so durch die Lebensumstände beleuchteten Gedichte den Eindruck erwecken, daß wir es hier mit einem der größten Lyriker nicht nur Deutschlands, sondern aller Zeiten zu thun haben,“ so hat er wohl den Bogen des Lobes etwas zu straff gespannt. Doch zweifellos nimmt Lenz als Lyriker einen hohen Rang ein. Wenn Gervinus sagt, daß seine Leistungen unter die traurigsten Beispiele der unsinnigen Verirrungen gehören, die den Deutschen eigenthümlich sind, da sie das Gepräge seines wirren Wesens an sich tragen, wenn Menzel ihn wegen seiner rastlosen Fieberhitze und Zuchtlosigkeit ausschilt und von seinen Gedichten nur sein schablonenhaftes Landplagenpoem erwähnt, so würde ein Blick auf diese Liebeslieder allerdings die gestrengen Richter milder gestimmt haben. Wenn er der Geliebten zuruft:

„Du allein giebst Trost und Freude;
Wärst Du nicht in dieser Welt,
Stracks fiel alle Lust zusammen,
Wie ein Feuerwerk zerfällt.

Wenn die schöne Flamm' erlischet,
Die das all gezaubert hat,
Bleiben Rauch und Brände stehen
Von der königlichen Stadt.“

so ist das lyrische Fracturschrift in den kräftigsten Zügen, und ganz im Goethe'schen Ton erklingen die Verse:

„Und unter Locken, welche fliegen
Um ihrer Schultern Elfenbein,
Verräth ein Seitenblick beim Siegen
Den schönen Wunsch, besiegt zu sein!“

Stürmische Leidenschaft athmet das frei rhythmische Gedicht: „Der verlorene Augenblick“. Das möchte noch am meisten an einzelne Ergüsse der neuesten Stürmer und Dränger erinnern, während jene Goethe'sche Grazie ihnen unerreichbar geblieben ist.

* * *

Was indeß der neuesten litterarischen Bewegung das erkennbarste Gepräge aufdrückt, das ist die rücksichtslose Kühnheit in geschlechtlichen Dingen, womit sie das Lügengewebe heuchlerischer Conventionen zu zerreißen suchen und als Apostel nackter Lebenswahrheit die große Revolution der Litteratur durchgeführt zu haben glauben. Und doch bewegen sie sich gerade hier in den alten Geleisen, welche die fin-de-siècle-Litteratur des vorigen Jahrhunderts ausgefahren hat, und es zeugt von einer großen Unkenntniß derselben, wenn man hier etwas Neues und Niedagewesenes zu

bieten glaubt; ja eine Anthologie dieser geschlechtlichen Kühnheiten braucht sich nicht auf die Stürmer und Dränger zu beschränken, sondern sie kann die ganze damalige Unterhaltungslitteratur mit in ihre Kreise ziehen. Ein Blick darauf ist auch nach einer anderen Seite sehr lehrreich. Die Litteratur befand sich dem Staate gegenüber damals in einem Zustande der Unschuld; die Zumuthung, daß die Vertreter der Justiz sich mit ihren Erfindungen beschäftigen und sie vor Gericht stellen würden, hätte sie mehr befremdet als erschreckt. Damals gab es kein Reichsstrafgesetzbuch mit Unzuchtsparagraphen; damals gab es keine lex Heinze und keine Umsturzvorlage, und ein heutiger Staatsanwalt würde einen Augiasstall ausräumen müssen, wenn er alle diese Dramen und Romane vor das Forum des Strafrichters ziehen wollte. Die Ernte der Missethat stand damals in vollen Halmen und erforderte einen „Schnitter sonder Gleichen".

Bleiben wir zunächst bei den Stürmern und Drängern der stricten Observanz. Reinhold Lenz vor Allem pflegte das „sexuelle Problem", um diesen terminus technicus zu gebrauchen, mit dem so viel Unfug getrieben wird. Sein „Hofmeister" verführt das Edelfräulein, das seiner Erziehung anvertraut ist; sie wird schwanger. Wie hat man sich bekreuzigt vor Hebbels Maria Magdalena! — In den Romanen und Dramen jener früheren Zeit sind schwangere Mädchen so oft die Heldinnen, daß man sie zu den „stehenden Figuren", besonders der Dramatik rechnen kann. Das schwangere Fräulein aber will sich in's Wasser stürzen, wird aber schließlich von ihrem früheren Bräutigam Fritz geheirathet, der über das kleine Versehen hinwegsieht. „Darüber kann kein Mann hinweg" — damals stand man nicht auf dem Standpunkte des Hebbel'schen Secretärs. Die Episoden haben den gleichen Charakter wie die Haupthandlung. Das Universitätsleben in Leipzig bringt Fritz mit einem Genossen zusammen, welcher die Tochter des Musikus Rehaar verführt hat und heirathet, als er das große Loos gewonnen. Die Mädchenverführungen stehen in diesem Stücke in Blüthe. Im „Neuen Menoza" wird die Blutschande dramatisirt — wenigstens heirathen sich der Prinz und seine Geliebte, in welcher er am Tage nach der Hochzeit seine Schwester erkennt. Doch die Rolle des Oedipus wird ihm erspart — sie ist nicht seine Schwester, sondern in ihrer Jugend vertauscht worden. Gleichwohl steckt das Problem der Geschwisterehe unheimlich in der Luft. In dem Stücke „Die Freunde machen den Philosophen," handelt es sich um eine Scheinehe, ähnlich etwa wie in Hebbels „Julia". Stephan, ein junger, liebenswürdiger Philosoph, liebt Seraphine, die Braut des Prado, und am Schluß ist Prado so gefällig, sie zu heirathen, doch nur, um ihr seinen Namen zu geben; alle ehelichen Rechte tritt er an den Philosophen ab. In den „Soldaten" wird Marie, die Tochter des Kaufmanns Wesener, von einem Offizier verführt und auch entführt. Wir finden sie wieder im Dienste der Venus Vulgivaga. Man sieht, die Lenz'sche Dramatik ist ein Wespennest der prickelndsten und anstößigsten Verhältnisse

und wäre ein rechtes Fressen für einen modernen Staatsanwalt, wenn die beabsichtigten Gesetze durchgegangen wären.

Wir haben schon gesehen, welchen zügellosen Verkehr die Faune und Nymphen in Maler Müllers antiken Idyllen mit einander treiben, und auch in den pfälzischen Idyllen, der „Schafschur" und besonders den „Nußkernen", fehlt es nicht an cynischen Bemerkungen und Klatschereien. Die Studentenscene in seinem „Faust" ist übertrieben roh; sie vorzugsweise bestimmte Friedrich Schlegel zu dem Ausspruch, Müllers „Faust" sei Handwerksburschenpoesie. Der erste Act von Wagners „Kindesmörderin" spielt im gelben Kreuz, einem Bordell; die Verführungsscene wird hier des Breiteren verbreitet. Wie der Leuchter vom Tisch fällt und das Licht ausgeht — Evchen hebt den Leuchter auf, der Hauptmann greift darnach, aber er greift „dran vorbei", was Evchen zu dem Ausruf: Pfui! veranlaßt; das sind Scenen, die an Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" erinnern. Das Gespräch des Lieutenants mit der kupplerischen und verliebten Mutter Evchens oder gar seine Unterhaltung mit der Dienstmagd, deren Bekanntschaft er früher in einem traulichen Café gemacht; das ist Naturalismus de pur sang und müßte jüngstdeutsche Bewunderung erregen. Was Klinger betrifft, so hat auch er zur Zeit, als er in den Erbfolgekrieg zog, vom wüsten Soldatenleben mit fortgerissen, mehrere recht lascive Romane geschrieben. Von Klinger sagt Erich Schmidt, er bringe unbedenklich das Sinnlichste auf die Bühne, nicht ohne einen kühnen Wurf in Simsone. Der „Simsone Grisaldo" war es, der dem Dichter den Spottnamen des „Löwenblutsaufers" eintrug. In seinem Lustspiel „Der Schwur wider die Ehe", in welchem er, der Vorrede zufolge, deutsche Sitten schildern will, läßt der Graf Blumin, ein Weiberhasser, seinen Sohn schwören, daß er nie ein Weib heirathen, aber so viele Weiber als möglich verführen solle. Er vergißt diesen Schwur, als er eine junge Wittwe kennen lernt, die auch ihrerseits geschworen hat, alle Männer zu verführen und keinen Mann zu heirathen. Der Vater intervenirt und bietet selbst der Wittwe seine Hand. Sie schlägt ein, weist aber zuletzt Vater und Sohn zurück.

Auch Heinse wird oft den Stürmern und Drängern beigezählt, obschon er wesentlich unter Wielands Einflüssen stand, von denen jene Nichts wissen wollen; in die siebenziger Jahre fällt noch sein schlüpfriges Gedicht „Die Kirschen" und sein „Laidion", welches die Geschicke der Lais behandelt. Die Buhlerin wird von einem Todtengericht, dem sie ihre Lebensgeschichte erzählt, von jeder Schuld freigesprochen und für würdig erklärt, die elysischen Wonnen zu genießen, besonders, weil sie die Waage der Gerechtigkeit unter dem Hemde getragen, Jugend und Alter gleichmäßig beglückt und ihren Gewinn mit den Armen getheilt. An diese Lais erinnert die Théroigne von Méricourt in dem jüngstdeutschen Epos der Eugenie delle Grazie „Robespierre"; denn auch diese Théroigne rühmt sich, ihre Gunst den Häßlichen geschenkt und diesen so für fehlende Lebensfreude Entschädigung geboten zu

haben. „Laidion“ ist eine Apotheose der Prostitution. Heinses Hauptwerk „Ardinghello“ enthält neben den Kunstbetrachtungen, in denen manches Schöne und Beachtenswerthe gesagt ist, eine Reihe von Liebesabenteuern, in denen zum Theil höchst emancipirte Frauencharaktere die Hauptrolle spielen. Seine erste Liebe ist eine Cäcilia; sie wird Mutter durch ihn, er ersticht ihren Bräutigam am Hochzeitstage. Dann gilt seine Leidenschaft einer Lucinde, die er zu verführen sucht. Eine Freundin derselben, Fulvia, schleicht sich zu ihm unter dem Namen Lucindens und beglückt ihn. Sie will ihm dafür diese in die Arme spielen; doch sie hat schon einen Bräutigam, der bei den Saracenen gefangen ist. Wenn Ardinghello diesen befreie, so wolle sie ihm zuerst angehören. Darüber stellt sie ihm eine Verschreibung aus. Weiter kann man die Freigeisterei der Leidenschaft nicht treiben. Ardinghello stellt ihr nach der Befreiung des Bräutigams diese Verschreibung zurück, und sie wird wahnsinnig. Dann liebt Ardinghello eine höchst freidenkende Römerin, die sich Jedem hingiebt, der ihr gefällt. Nach manchen Liebesabenteuern Ardinghellos heirathet sie diesen, ist aber damit einverstanden, daß sich Ardinghello mit seinen Freunden, allen seinen früheren Geliebten und deren Kindern auf einer griechischen Insel ansiedelt. Dieser Roman, der überdies viele Nuditäten enthält, würde wohl gegenwärtig das Loos von Zolas „Nana“ getheilt haben.

Noch wollen wir aber einen Blick auf die fin-de-siècle-Litteratur werfen, die mit den principiellen Vertretern der Genieepoche wenig gemein hat, aber doch unter ihren Einflüssen steht: auf die Unterhaltungslitteratur in Roman und Dramatik — und auch dieser Blick wird uns zeigen, daß die Muse der Jüngstdeutschen, insofern sie geschlechtlich keck und zügellos auftritt, schon im vorigen Jahrhundert sogar in einer großen Massenproduction gleichartige Wendungen und gleichartigen Stil wiederfinden kann. Die Lieblingsschriftsteller waren damals Cramer, Spieß und Lafontaine. Cramers „Deutscher Alcibiades“ ist ein Pendant zu Heinses Ardinghello; er liebt immer mehrere Mädchen und Frauen zugleich. Er wird Fürst, und zwei derselben, seine Gemahlin Risa und seine Geliebte Julie, theilen sich ihn. Eine eifersüchtige Gräfin schießt auf ihn, wird aber von einem seiner Jäger mit einem Hirschfänger getödtet. In dem Roman der „Glückspilz“ hat Fritz, ein junger Gehilfe eines alten Verwalters, ein ehebrecherisches Verhältniß mit dessen Frau Dorchen. Der Alte entdeckt dasselbe, schlägt aber weiter nicht Lärm, sondern schickt Fritz fort. Derselbe liebt und heirathet ein anderes Mädchen, Lieschen. Dorchen hat indeß mit seinem Nachfolger das gleiche Spiel begonnen. Im „Freiherrn von Rubin“ tödtet der Held den Bruder seiner Geliebten, doch diese selbst, als seine Frau, buhlt mit einem Baron, den er ebenfalls niederschießt. In allen diesen Romanen herrscht der gemeinste Ton. Cramers „Rasereien der Liebe“ sind Erzählungen höchst schlüpfriger Art. Von den Romanen von Spieß wollen wir nur zwei erwähnen: „Cäcilie oder die gottlose Tochter“ und „Aurelie

Waldenborn". Cäcilie ist ein achtzehnjähriges junges Weib, allen Lastern hingegeben, ruinirt ihren Gatten, ihre Eltern, flieht nach Amerika, wo sie in die Hände von Kannibalen geräth, welche ihren Freunden die Brüste abschneiden und fressen, sie selbst ist nur dadurch von diesem Schicksal errettet worden, weil die Kannibalen, als sie das nackte Weib mit Keulen niederschlagen wollen, Spuren von einer niedrigen Krankheit entdecken; ihr Fleisch ist zu unrein, um verzehrt zu werden.

Aurelie von Waldenborn wird Maitresse eines Fürsten, auf Geheiß eines geheimen Tugendbundes, der durch ihren Einfluß bewirken will, daß er das Land gut regiere und beglücke.

Der rührselige Lafontaine bewegt sich zwar meistens auf dem Gebiete bürgerlicher Tugend, doch er hat auch Anwandlungen, bei denen seine Sentimentalität bedenklich in's Frivole hinüberschielt. So hat er mehrere Romane geschrieben, wie z. B. „Engelmanns Tagebuch" und „Hermann Lange", in denen Mädchen in aller Unschuld schwanger werden. In Knigges Romanen, besonders in der „Geschichte Peter Clausens" und den „Verirrungen des Philosophen" kommen viele gemeine Scenen vor. Julius von Voß schildert in seinen Romanen das wüste preußische Offiziersleben, das er zum Theil mit cynischen Schmutzfarben ausmalt. Vieles erinnert an den „Simplicissimus". Eins seiner Hauptwerke sind die „Abenteuer einer Marketenderin", die aus Weimar stammt, in einem dortigen Bordell geboren und erzogen ist und sich dort einen gewissen Bildungsfirniß angeeignet hat. Dem Schusterlehrling Samuel bringt sie diese Bildung bei, und zwar finden diese platonischen Gespräche auf zwei neben einander befindlichen Abtritten statt, wo auch Romeo zuerst seine Julie gefunden. Die späteren Abenteuer der Heldin bringen manches tragikomische Intermezzo, wie den Schuß, der sie dort verwundet, wo die neapolitanische Venus ihren unsterblichen Ruhm gefunden. Die kleinen Erzählungen von Voß sind ein ragoût-fin für die Frivolität; sie erinnern an die „Braunen Märchen" von Sternberg. Die Erzählungen von Gustav Schilling bewegen sich in sächsischen Offizierskreisen. Der Held seines großen Romans „Guido von Sohnsdom" ist ein Don Juan, der Liebesabenteuer mit vielen Damen hat, sowohl vor der Ehe, als auch später während der Ehe. Und alle diese Damen sprachen eine sehr eindeutige Sprache. Die fünfzig Bände der Schilling'schen Erzählungen liefern auch nach dieser Seite hin eine reiche Ausbeute.

Neben diesen leichtfertigen Romanen gingen andere einher, welche sich weniger nach französischem als nach englischem Muster gebildet hatten und moralisirende Tendenzen verfolgten. Wenn man diese indeß mit unseren heutigen Familienblattromanen vergleicht, so zeigt sich doch auch ein merklicher Unterschied; denn auf dem Wege zur Tugend und ihrem Schlußaccord berühren sie doch das Laster und seine Dissonanzen oft genug in einer Weise, welche den Rothstift unserer Redacteure herausfordern würde. In

dem vielbändigen Roman des Superintendenten Hermes, „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“, einem der tugendreichsten, erlebt die Heldin mancherlei Abenteuer, sie kommt sogar mit einem Herrn Lesse in einem Bett zusammen; doch wie es in Shakespeares „Othello“ heißt: she means not any harm. „Das Fräulein von Sternheim“ der Frau Laroche ist eine brutale Verführungsgeschichte: doch die Tugend bleibt siegreich, wenn sie auch zu Grunde geht. In dem Romane „Julchen Gruenthal“ wendet sich Helene Unger gegen die damaligen französischen Sitten, besonders in den Pensionsanstalten: die Heldin, Julie, die Tochter eines Anwalts, geräth in diese Verderbniß und endet als gemeine Buhlerin. In dem Roman „Die Pupille“ von Johann Jakob Dusch besteht die Katastrophe darin, daß Walter seine Geliebte in der Trunkenheit auf einem Maskenball entehrt, sich aber einbildet, es sei eine Andere gewesen. In Schummels „Empfindsamen Reisen“ entschließt sich der Held, ein Mädchen zu heirathen, welches schwanger ist. Die Romane von Wezel, von denen „Tobias Knaut“ eine Zeit lang selbst einem Herder und Wieland zugeschoben wurde und in welchem auch Gervinus einen tieferen Zug erkennt, haben mit den Producten der eigentlichen Genieepoche Nichts gemein, und doch sind sie keineswegs frei von den Krankheiten derselben. Die Abenteuer des zwerghaften buckligen Knaut wären für unsere heutigen Familienblätter unmöglich. Einmal, als er im Teich badet, stiehlt ihm eine Zigeunerin seine Kleider; zwei junge Fräuleins, darunter besonders Adelheid, nehmen sich seiner an und erbarmen sich seiner Nacktheit. Am Schlusse des Romans besucht Knaut ein Bordell, wo er seine frühere Wohlthäterin wiederfindet und ohne Weiteres heirathet. In „Belphegor“, einem der Voltaire'schen Komödie nachgebildeten Roman, gehen noch merkwürdigere, aber auch meistens sehr anstößige Dinge vor sich. Die schöne Akante weist ihren Verehrer aus dem Hause und ertheilt ihm solche Fußtritte, daß er das Hüftbein bricht, Fronal tritt an seine Stelle. Belphegor zieht in die weite Welt. Der Freund und die Freundin gesellen sich wieder zu ihm. Akante erzählt, wie sie die Maitresse des Papstes Alexanders III., und dann diejenige eines Markgrafen gewesen sei, auf dessen Befehl, als er ein Recht zu haben glaubte, eifersüchtig zu sein, sie der Nase und der rechten Hand beraubt und im ganzen Gesicht geschunden ward. Später gerathen sie in einen Amazonenstaat, wo die Weiber so lange Brüste haben, daß sie im koketten Spiel dieselben bald über die Achseln werfen, bald fallen lassen; auch haben sie zu Gesellschaftern Affen, deren Schwanz ein natürlicher Spiegel ist, worin sie sich beschauen. Akante wird später todtgeschlagen, als sie einen Ehemann verführen will. Aehnlich sind die Romane: „Die wilde Betty“, „Wilhelmine Arend“, in welchem eine Opernsängerin die Hauptrolle spielt, durch welche ein Hamburger Kaufmann seiner Gattin untreu wird. Diese, die sich nicht scheiden lassen will, lebt dann in Bigamie mit einem Geliebten Webster.

Wie der Roman, so bot auch die damalige Schaubühne Vieles, was sich heutigentags das Publicum nicht gefallen lassen würde. Wezel selbst hat einige derartige Lustspiele geschrieben wie z. B. „Der blinde Lärm", in welchem ein Edelmann seiner verwittweten Nichte nur unter der Bedingung zu heirathen gestattet, daß sie in der Ehe drei Kinder bekomme. Ihr Geliebter wird von einer Nebenbuhlerin verleumdet, er habe an sich so gehandelt, wie der Hofmeister von Lenz; doch das wird durch die That widerlegt; eine Pariser Opernsängerin ist von ihm guter Hoffnung, und der Edelmann giebt ihm nun vertrauensvoll die Hand seiner Nichte. Von Kotzebues Schauspielen hat „Menschenhaß und Reue" wohl mit Unrecht den heftigsten Tadel der sittenstrengen Litterarhistoriker erfahren als eine Beschönigung des Ehebruchs. Doch dann müßte die christliche Lehre von Buße und Reue und Sündenvergebung ebenfalls beanstandet werden. Es ist ein Ehebruchsdrama, wie die neufranzösischen; Eulalie geht mit einem Offizier durch; doch im Stücke erscheint sie als Magdalena, und der Gatte verzeiht ihr. Da ist doch nichts Anstößiges, wohl aber in der von Kotzebue gedichteten Fortsetzung, wo Mainau die reuige Eulalia beruhigen will, indem er sich der gleichen Sünde zeiht und ein von einem Bauernburschen geschwängertes Mädchen besticht, daß sie aussagt, er sei der Schuldige. Noch heute bekannt sind die „beiden Klingsberge" und der von Lortzing zu einer Oper benutzte „Rehbock". Die „Sonnenjungfrau", Rocoa, die guter Hoffnung ist von einem Spanier und geopfert werden soll, bis der Ynka von Peru selbst das thörichte Gesetz aufhebt, gerade zur rechten Zeit, sodaß jetzt alle Sonnenjungfrauen nach Herzenslust lieben können, und die naive Gurli in den „Indianern in England", welche von europäischen Sitten keinen Begriff hat und in aller Unschuld die anstößigsten Dinge sagt, waren damals so beliebte Bühnenrollen wie die „Grille" und die „Lorle" der Frau Birch in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Der Held des Lustspiels „Bruder Moritz" will durchaus ein gefallenes Mädchen heirathen, das selbst seinen Sündenfall eingesteht. Auf gleichen Ton gestimmt waren die damals so beliebten Lustspiele von Bretzner und Jünger. Wir erwähnen nur Bretzners „Liebe nach der Mode", ein Lustspiel, in dessen Mittelpunkt ein Heirathsbureau ist mit verschiedenen sehr lockeren Ehebundwerbern, aber noch schlimmere „Ehemänner", denn da findet sich der Hofrath, der seine Frau gegen ein kostbares Bild einem Hauptmann abtritt. In der „verstorbenen Ehefrau" spielt eine erwachte Scheintodte die Hauptrolle und ordnet einige mißliche Liebesverhältnisse, die sich nach ihrem Tode angesponnen. In Jüngers Lustspielen: „Verstand und Leichtsinn", „Die unvermuthete Wendung" wird das frivole Wiener Leben geschildert.

Ueber diese ganze Production sagt der Litteraturanzeiger von 1799: „Die verfluchtesten Schriften kommen seit den letzten 35 Jahren zum Vorschein und über 7000 Romane und Liebeshistörchen, die als Giftpflanzen den braven Charakter der deutschen Weiber und Töchter schon auch ver-

dorben haben.“ Aus dieser Versumpfung hat sich die Litteratur selbst emporgerafft und geläutert, nachdem die Classiker immer mehr Anerkennung gefunden; es hat dazu nicht der Gesetze, nicht der Eingriffe des Staates bedurft. Die Litteratur ist wie der Speer der Minerva, sie heilt selbst die Wunden, die sie schlägt.

* * *

Uns kam es darauf an, hier den thatsächlichen Nachweis zu führen, daß das Neue, was die Jüngstdeutschen in Theorie und Praxis zu Tage fördern und dessen sie sich rühmen als unerhörte Großthaten und revolutionärer Umwälzungen der Sitte, zum großen Theil dem alten Sturm und Drang des vorigen Jahrhunderts angehört. Wir wollen hier keineswegs zu Gericht sitzen weder über die Stürmer oder Dränger, noch über die jüngsten Epigonen derselben. Wir sind keine Anhänger eines geschlechtlichen Purismus, der einer geistvollen Entwicklung der Litteratur ebenso hinderlich ist, wie die Maß- und Zügellosigkeit. Möglich, daß aus dem neuen Sturm und Drang auch eine neue Classicität hervorgeht wie Goethe und Schiller aus dem Kreise der Stürmer und Dränger, denen ihre Jugenderzeugnisse angehörten und daß Sudermann der Schiller und Hauptmann der Goethe des neunzehnten Jahrhunderts wird!

Doch wer kann dies wissen? Es ruht im Schoß der Götter!





Rußland in Centralasien.

Von

C. Maschke.

— Breslau. —

Die politischen Folgen der neuesten kriegerischen Ereignisse in Ostasien zwischen Japan und China werden voraussichtlich die alte Rivalität Englands und Rußlands in diesem Erdtheile von Neuem und in verschärftem Grade hervortreten lassen, es dürfte demnach die öffentliche Aufmerksamkeit auch auf das allmähliche, aber unaufhaltsame Vordringen der Russen im asiatischen Centralgebiete wieder in erhöhtem Maße hingelenkt werden. Wenn England sein Handelsmonopol in China möglichst aufrecht zu erhalten und daher bei Gelegenheit des Friedensvertrages zwischen China und Japan im Einverständniß mit letzterer Macht selbstsüchtig besondere commerzielle Vortheile für sich zu gewinnen sucht, Rußland aber durch die Errungenschaften Japans in China sich in seinen ostasiatischen Interessen bedroht sehen muß, so spitzt sich durch diese Verhältnisse der Gegensatz zwischen den beiden genannten europäischen Großmächten in bedrohlicher Weise zu, und es wird dann zwischen dieser Collision der russischen und englischen Interessen in Ostasien und den äußerst empfindlichen Berührungspunkten beider Staaten im Centralgebiete des Erdtheils sehr bald eine gewisse Wechselwirkung eintreten müssen.

Wenn hier von Centralasien die Rede ist, so soll damit nicht blos des Erdtheils eigentliches Mittelgebiet gemeint sein, dessen engeren Begriff Freiherr von Richthofen in seinem großen Werke „China" lediglich auf die Länder zwischen dem Altai-Gebirge im Norden, den Pamirs im Westen, dem Hochland von Tibet im Süden und der Wasserscheide der Hauptströme von China — Jantsekiang und Hoangho — sowie dem Changangebirge im Osten beschränkt sehen will. Dieser Kern von Innerasien ist bis jetzt noch

nicht zum Gegenstande politischer Streitigkeiten geworden, und China gilt hier noch immer als unbestrittener Machthaber. Für die vorliegende Studie kommen vielmehr nur die der westlichen Peripherie des eigentlichen Centralgebietes vorliegenden Länder von Turan und Iran in Betracht, die Alexander von Humboldt ebenfalls zu seinem Centralasien rechnete, und von diesen hier namentlich die Kirgisengebiete, Westturkistan mit den Chanaten Bochara und Chiwa, die Turkmenensteppe und Afghanistan.

Hohe gewaltige Gebirgsmassen schließen Mittelasien im Allgemeinen von den nach den Meeren zu geöffneten Ländern des Erdtheils ab und trennen es andererseits im Innern in verschiedene Theile.

Im Norden und Osten wird die Grenze durch den Altai mit seinen ostwärts sich erstreckenden Verzweigungen gebildet, dann durch den Inschan, Aläschan und das hohe Gebirge des Kokonor. Im Süden zieht sich als Wasserscheide der Karakorum — Mustagh oder Thangla — hin, westwärts in dem Hindukusch sich fortsetzend. Der Hauptkamm dieses Gebirges, an welches sich im Westen mittelst niedrigerer Höhenzüge der den Südrand des Kaspischen Meeres begrenzende Elburs anschließt, stellt sich als der Nordrand des Hochlandes von Iran dar, während seine Verzweigungen in Afghanistan und die von Norden nach Süden streichende Solimankette das Grenzgebirge Irans gegen Indien bilder. Als westlichen Grenzwall von Mittelasien endlich sehen wir den Kaukasus.

Mit dem Altaisystem im Zusammenhange und von ihm nur durch eine etwa 21 km breite Einsenkung getrennt, zieht sich das Thianschangebirge hin, und zwar in zwei Hauptrichtungen, von Südwest nach Nordost und von Nordwest gegen Südost. Im östlichen Thianschan trennt eine riesenhaft aufragende Gebirgsmasse den chinesischen Kreis Kur-kara-usu in der westlichen Mongolei vom Lande der Dschulduz in Ostturkestan und setzt sich östlich in weniger hohen Parallelketten fort bis zur chinesischen Provinz Kansu. Die von Nord nach Süd streichende Kette des Thianschan scheidet Ost- und Westturkestan in die zwei großen Längenthäler des Amu-Darja und des Tarim und ist von den nordwestlichen Fortsetzungen des Himalaya nicht, wie im Norden vom Altai, durch eine Senkung geschieden, sondern beide Gebirgssysteme gehen hier durch zahlreiche kurze sich absondernde und einander durchschneidende Ketten das eine zum anderen über. Zwischen den Quellflüssen des Amu-Darja und Tarim liegen die wüstenähnlichen Hochflächen der Pamirs auf der Grenze von Ost- und Westturkestan. Mit dem Himalaya stehen noch in Beziehung der Karakorum, welcher, ihm nördlich vorgelagert, sich von Westen nach Osten hinzieht, ferner der Küenlün und, diesem im Westen sich anschließend, die von Südost gegen Nordwest streichenden, noch immer 6000 m Höhe übersteigenden Gebirgszüge, welche unter dem Namen Belur-Tagh zusammengefaßt werden. Der am Terek-Paß beginnende, von Nordost nach Südwest sich erstreckende mächtige Gebirgswall führt aber den Namen Alai. Derselbe bildet die Wasserscheide zwischen

dem Sir- und Amu-Darja. Centralasien stellt sich übrigens keineswegs als ein einziges, ununterbrochenes Hochplateau dar. Turkestan, mit dem Stromgebiete des Amu-Darja im Westen und des Tarim (Jarkand) im Osten, bildet eine große, in der Mitte gehobene Einsenkung, die östlich im Gebiete der Mongolei endet. Ebenso sehen wir im Plateau von Iran eine bedeutende Depression in Seistan. Die ausgedehnteste Niederung befindet sich aber in den nach dem Kaspischen Meere zu sich abdachenden Steppen. Die unabsehbaren Einöden Centralasiens sind mit fliegendem Sand, mit Salzlachen und weithin sich erstreckenden Morästen bedeckt und gestalten sich nur hin und wieder zu Steppen mit einer an Arten verhältnißmäßig reichen Flora. Einen ungeheuren Ländercomplex umfaßt die aralo-kaspische Niederung; östlich davon liegen die Wüsten Kisilkum und Batkatkum, und südlich von diesen erstreckt sich die meist wasserarme Turkmenensteppe. In Chorasan schließt das fruchtbare Land die völlig weglose Wüste Lut ein. Im Süden des Hindukusch nehmen die unfruchtbaren Gegenden große Flächen ein. Oestlich des Thianschan erstreckt sich im Norden die Wüste Gobi mit ihrem schmutziggelben, sandiglehmigem Steppenboden, auf welchem aber auch Hügel und Berge über 2500 m hoch emporragen, in einem Raume, der Frankreich viermal an Größe übertrifft. Leblose Stille soll hier herrschen. Es fehlt zwar nicht an Oasen, aber erst am Nordabhange der Mongolei, nach Sibirien und dem Baikalsee zu zeigen sich Anfänge von Flüssen und ein verhältnißmäßig reicher entfaltetes Leben. Charakteristisch für das Gebiet von Centralasien ist andererseits die große Zahl von bedeutenden Seen, welche mit keinem der großen Oceane in Verbindung stehen und die Sammelbecken für zahlreiche Flüsse bilden, soweit letztere nicht in den Wüsten sich verlieren. Auch die Hochgebirge sind reich an Alpenseen, und eine Menge Flüsse entspringen ihnen.

Die gebietende, oder wenigstens die gefürchtete und von den Nomaden als Herrin der Welt betrachtete Macht in Centralasien ist unbestreitbar Rußland. Die Länder unmittelbar an der Peripherie des oben bezeichneten engeren Centralgebietes, also die von Turan, befinden sich fast sämmtlich unter russischer Herrschaft, während den Besitz des iranischen Hochlandes Rußland und England fortgesetzt sich streitig machen.

Das Vorgehen Rußlands in Centralasien wird aber immer verschieden beurtheilt werden, je nachdem dies von dem einen oder von dem anderen politischen Standpunkte aus geschieht.

Die Anhänger Englands werden natürlich urtheilen, wie der Ungar Vambéry in seiner Schrift „Centralasien und die englisch-russische Grenzfrage". Man wird unter ihnen behaupten, daß die Engländer eifrig beflissen wären, den armen und unterdrückten Orientalen das Beste und höchst Erreichbare zu bieten, daß dagegen durch den russischen Civilisirungsproceß die asiatischen Nationen, welche ihm seit vier Jahrhunderten schon unterworfen seien, Nichts gewonnen, sondern sowohl moralisch wie materiell nur

verloren hätten, und daß diese Völker heute noch unserem westlichen Culturbegriffe ebenso fern ständen wie ihre unter der Herrschaft des fanatischen Mohammedanismus noch lebenden Stammesbrüder. Es wird allerdings zugestanden, daß die russische Civilisation trotz aller Mängel und Lasten, die ihr anhafteten, doch noch immer jener überlegen wäre, die dem Mohammedanismus entspränge, der, wie fruchtbar er auch in der Vergangenheit gewesen sein möge, jetzt doch nur mehr einem gänzlichen Aufgeben aller Willens- und Thatkraft und einem Zurückversinken in frühere primitivere Entwickelungsphasen zum Vorwande diene. Man will auch durchaus nicht leugnen, daß Rußland, indem es eine gewisse gesetzliche Ordnung in einigen barbarischen Staaten Asiens einführte, in denen Gewaltthätigkeiten und Blutvergießen schon weite Länderstrecken verödet hatten, auch vielen im Elende schmachtenden Menschen Wohlthaten erwiesen habe. Doch sei es trotzdem fraglich, ob man jene neuen Zustände und Verhältnisse, die in diesen Landstrichen auf russischen Einfluß zurückzuführen wären, auch wirklich Civilisation nennen könnte, und ob man sagen dürfte, daß Rußland damit auch nur einen Strahl des glorreichen Lichtes der modernen Cultur des christlichen Wesens nach jenen Regionen gelenkt habe. Die halbe Million Kasan-Tartaren, die einen geistig begabten Bruchtheil der türkischen Nation bildeten und in alten Zeiten um ihrer moslemitischen Cultur willen berühmt gewesen seien, zeigten, außer in einigen höchst oberflächlichen Zügen, in ihrem socialen und politischen Leben auch keine Spur vom Geiste unseres Jahrhunderts. Das Volk werde in seiner moralischen Apathie belassen und danke seine geringe Geistesbildung einzig der Schule, die es selbst gegründet habe und aus eigenen Mitteln erhalte. Allerdings befänden sich in Kasan von der Regierung errichtete Schulen, doch wäre der Geist und die Tendenz des Unterrichts echt russisch, nur darauf ausgehend, die Tataren zu Christen und Moskowitern umzuwandeln, damit sie dem russischen Reiche um so leichter einzuverleiben seien. Aehnlich solle es bezüglich der Baschkiren sich verhalten, eines gleichfalls zahlreichen Theiles der turko-tatarischen Rasse, welcher seit undenklichen Zeiten seinen Sitz im Uralgebirge hat. Die Baschkiren wären, obwohl schon seit zwei Jahrhunderten unter russischer Herrschaft stehend, vom moralischen wie vom materiellen Gesichtspunkte aus betrachtet, schlimmer noch daran als die Stammesbrüder an der Wolga. Arm und bedrückt, von den fanatischen orthodoxen Russen vernachlässigt und verachtet, wären sie nahezu auf die Hälfte ihrer ehemaligen Zahl zusammengeschmolzen. Dasselbe Beobachtungsresultat will man nordöstlich hinauf bis Tobolsk und im Süden abwärts bis zum Altaigebirge festgestellt haben. Ueberall trete die Thatsache entgegen, daß mit dem Erscheinen der russischen Civilisatoren sich die Eingeborenen rasch verminderten und daß die Regierung anstatt sich der grausam unterdrückten Unterthanen anzunehmen, weit eher noch das Zerstörungswerk der russischen Kosaken, Popen und Kaufleute unterstützte. Um die gänzliche Wirkungslosigkeit der russischen Civilisations-

Bestrebungen zu erkennen, brauche man nur solche Völkerschaften zu betrachten, die, lange schon unter russischer Herrschaft stehend und zum Christenthum übergetreten, sogar der griechisch-katholischen Kirche angehörend, somit also von allen Seiten den Einflüssen von Kirche und Staat zugänglich, dennoch keine Resultate derselben aufzuweisen hätten. Als Beispiel werden zunächst die Tschuwaschen aufgeführt, am rechten Ufer der Wolga und am linken des Stromes in südöstlicher Richtung bis Orenburg, die seit 1528 Unterthanen des Zaren sind. Diese türkische, auf nahezu 600 000 Seelen sich beziffernde Völkerschaft sei 1743 zum Christenthum übergetreten. Sie habe seit ihrer Unterwerfung sich ausschließlich unter der eisernen Hand der russischen Verwaltung befunden und, obwohl vorzugsweise aus friedlichen Ackerbauern bestehend, dennoch durch die civilisatorische Herrschaft keinen Segen erfahren. Der Tschuwasche von heute wäre noch so unwissend und abergläubisch, wie seine Vorfahren einst gewesen, er sei nur nominell ein Christ und bete insgeheim immer noch seine alten heidnischen Götter an. Die ugrische Bevölkerung, wie die Tscheremissen, Wotjaken und Wogulen sollten aber noch übler dran sein. Weder ihr Alltagsleben noch ihre Denkweise oder ihre socialen Beziehungen wiesen auch nur den geringsten Einfluß westlicher Civilisation auf. Es hätte sich wenig oder Nichts bei ihnen geändert, seit sie den väterlichen Schutz des Zaren genossen, dessen Regierung sich damit begnüge, friedliche und willfährige Steuerzahler heranzuziehen, und nicht daran denke, die Existenzbedingungen der ihrer Sorge anvertrauten Völkerschaften zu verbessern. So seien denn die Jakuten im fernen Osten an den Ufern der Lena beinahe auf die Hälfte ihrer früheren Zahl zusammengeschmolzen, und die Wogulen befänden sich nahezu schon auf dem Aussterbeetat. Die Krim-Tataren, eine berühmte Eroberer-Rasse, die zu Beginn des vorigen Jahrhunderts eine halbe Million Seelen gezählt, bezifferten sich jetzt nur noch auf 80 000. Dieselbe erschreckende Abnahme wiesen die nogaischen Tataren auf, und die wegen ihres Kampfesmuthes und Unabhängigkeitssinnes berühmten Bewohner des westlichen Kaukasus seien beinahe gänzlich vom Schauplatz ihrer Thaten verschwunden. — Wahre Loblieder stimmt aber Vambéry auf die Engländer in Indien an. Auch erklärt er die in Europa vorherrschende Meinung, daß Großbritannien sein Indien der Verarmung zuführe und sich an ihm nur bereichere, für eine durchweg lächerliche.

Die Freunde Rußlands dagegen entschuldigen die ungenügenden Resultate der moskowitischen Civilisatoren, indem sie behaupten, daß die Mißerfolge der letzteren nicht der ungenügenden Befähigung derselben zuzuschreiben, sondern auf den halsstarrigen Widerstand zurückzuführen seien, welchen die Mohammedaner beinahe überall den Civilisationsversuchen europäischer Eroberer entgegensetzten. Man spricht die Ueberzeugung aus, daß Rußland, dessen Bevölkerung größtentheils aus Asien stamme, und das in seinem socialen Aufbau noch gar manchen asiatischen Charakterzug aufweise, jedenfalls geeigneter

sei, in den noch halbbarbarischen Ländern dieser alten Welt westliche Cultur zu verbreiten und einer gesetzlichen Ordnung zur Herrschaft zu verhelfen, als das strenge, kalte, unbeugsame England. Eine weite Kluft tremne den vom potenzirt europäischen Geist erfüllten Engländer von dem von einer Jahrtausende alten Cultur imprägnirten Asiaten. Ein minder verfeinerter Einfluß, eine inmitten der beiden Culturstufen stehende Macht müßte eine ungleich wirksamere Vermittelung bilden, und Rußland, das auf der Grenze dieser beiden so verschiedenartigen socialen Gestaltungen sich befinde, vermöge daher die westliche Civilisation unbedingt erfolgreicher im Orient zu verbreiten, als dies für England möglich wäre. General Skobelew, ein genauer Kenner der asiatischen Verhältnisse, sprach aber seine Ansicht bezüglich Englands dahin aus, daß dieses die ihm unterworfenen Völker schwer bedrücke und in einen Zustand der Sklaverei zurückzwinge, einzig zu Gunsten des englischen Handels und damit die Briten reich würden.

Die Wahrheit und das Richtige dürfte wohl, wie meistens bei den Anschauungsverschiedenheiten im Leben, auch hier in der Mitte aller dieser Beurtheilungen liegen. Andererseits vermag man eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von der Lage Rußlands in Centralasien und seinem Verhalten dort nur zu gewinnen, wenn man sich vorher mit der historischen Entwickelung dieses Ländererwerbs vertraut gemacht hat. Ist letzteres aber geschehen, so wird der von einem unparteiischen Standpunkte aus Urtheilende dem zielbewußten, klugen und beharrlichen Vorgehen Rußlands, sowie den Leistungen seiner Offiziere und Soldaten die Anerkennung und eine gewisse Theilnahme wohl nicht versagen können. —

Die Rivalität zwischen Rußland und England mußte von jenem Zeitpunkte an in's Leben treten, wo Spanien, Portugal, Holland und Frankreich von dem Eroberungsgebiete in Asien sich zurückzogen und das alte Mutterland dem Ehrgeize und dem Eigennutze der beiden erstgenannten Nationen überließen. England hat seine Eroberungsbahn langsam, aber stetig von Süden aufwärts verfolgt, bis sich aus der kleinen Handelsgesellschaft ein gewaltiges Reich aufgebaut. Das Hauptmotiv war jedenfalls das Gelderverdienen! Unser germanischer Vetter jenseits des Canals ist frei von jeder unpraktischen Empfindsamkeit. Was Rußland aber anbelangt, so sind die Ursachen seiner Eroberungen und ist auch der Verlauf derselben wesentlich anderer Art. Der ganze Aufbau des russischen Reiches basirt ausschließlich auf Eroberungen und Annexionen. Die Russen bildeten ursprünglich eine kleine Körperschaft von Slaven, aufgepfropft auf ugrische, turko-tatarische und finnische Elemente. Allmählich dehnten sie sich dann aber aus, und sie würden sicherlich schon im Mittelalter eine hervorragende Rolle in den geschichtlichen Ereignissen gespielt haben, wenn nicht zeitweilige Umwälzungen und durch asiatische Eroberer hervorgerufene Kriege die Entwickelung der russischen Nation zurückgehalten hätten. Die beiden bedeutendsten Hemmnisse in ihrem Entwickelungsgange bildeten der Einbruch

der Mongolen unter Dschengis Chan und der große Krieg gegen Timur. Gerade durch diese geschichtlichen Ereignisse wurde die im Werden begriffene moskowitische Macht gewaltsam gelähmt. Vom Geiste christlicher Civilisation getragen, vermochte das russische Volk schließlich doch über die barbarischen Repräsentanten Asiens zu triumphiren. Die Goldene Horde wurde auseinander gejagt, das Reich Timurs fiel in Trümmer, und das siegreiche Rußland, das sich eine eroberte Länderstrecke nach der andern einverleibte, trat die Erbschaft seiner asiatischen Vorgänger an. Nachdem es sich den Landstrich an der unteren Wolga unterworfen hatte, theilte es dann seine Aufmerksamkeit zwischen dem Westen und dem Osten, und nach beiden Richtungen hin errang es unerwartete Erfolge. Im Osten erschien es jetzt als der Repräsentant Europas, wie dieses vor 300 bis 200 Jahren war; mit besseren Waffen ausgerüstet, als der barbarische Gegner, vermochte Rußland mit verhältnißmäßig kleinen Kriegerschaaren große Völkerschaften sich zu unterwerfen. Sibirien wurde im 16. Jahrhundert erobert, und zwar hauptsächlich mit Hilfe der russischen Kosaken. In demselben Jahrhundert soll Rußland auch bereits mit Centralasien in Handelsverkehr getreten sein, die ersten geschichtlich nachweisbaren Beziehungen finden wir aber erst zur Zeit Peters des Großen. Die Absicht, einen Weg nach Indien ausfindig zu machen, veranlaßte im Jahre 1717 den Zar, eine kleine Truppenmacht unter dem Fürsten Bekewitsch Tscherkassi nach dem im Süden des Aralsees und der Kirgisensteppe gelegenen Chanate Chiwa zu entsenden, um hier mit dem asiatischen Souverain Verbindungen anzuknüpfen, womöglich bis Indien vorzudringen. Bekewitsch hatte indessen zu großes Vertrauen in seine militärische Stärke gesetzt, ließ sich auch von den trügerischen Versprechungen des schlauen asiatischen Fürsten täuschen und ging in Folge dessen sammt seinen Truppen durch Verrath zu Grunde. Das Ende des Unternehmens war also ein sehr klägliches gewesen. Zur Zeit des Todes Peters des Großen, 1725, hatte Rußland in Mittelasien noch keine Besitzungen.

Nachdem jedoch die Russen die Grenze des Don und des Ural, den alten durch die Kasakenlinien gebildeten Wall, einmal überschritten hatten, konnte Nichts mehr ihr weiteres Vorgehen aufhalten. Um seine neuen Unterthanen zu schützen, sah sich Rußland in die unvermeidliche Nothwendigkeit versetzt, auch den angrenzenden Völkerschaften, die nur von Raub und Plünderung lebten, sein Joch gewaltsam aufzuerlegen. Waren aber die einen dieser feindlichen Völkerstämme einmal unterjocht, so mußten immer wieder noch neue unterworfen werden, weil sie Beunruhigungen verursachten. Und so kam es allmählich, daß wir heute die Russen an der Grenze von Afghanistan stehen sehen. Die Lage Rußlands in Centralasien war also von Anfang an dieselbe, wie die aller civilisirten Völker, welche mit halbwilden Nomadenstämmen in Berührung kommen. Nur indem man sie zum Gehorsam zwang und an ein friedlicheres Leben zu gewöhnen suchte, vermochte man ihren kriegerischen Einfällen und Raubzügen Einhalt

zu thun. Die Folge war dann aber in der Regel, daß die Unterworfenen nun ihrerseits wieder den feindlichen Belästigungen der eigenen unruhigen Nachbarn mehr ausgesetzt waren. Daraus entstanden für die Russen periodische und weit ausgreifende kriegerische Unternehmungen gegen einen Feind, der in Folge seiner lockeren Organisation eigentlich unfaßbar war. Beschränkte man sich darauf, ihn zu züchtigen, so konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß binnem Kurzem er seine Feindseligkeiten erneuerte, denn in seinen Augen war jeder Rückzug des Gegners ein Zeichen von dessen Schwäche. Um diesen fortwährenden Unruhen also ein Ende zu machen, blieb Rußland schließlich Nichts übrig, als bei seinem Vorrücken in den feindlich gesinnten Ländern in diesen auch festen Fuß zu fassen und sich durch Anlage von Befestigungen Stützpunkte zu verschaffen. Bei diesem Vordringen hat allerdings der kriegerische Geist der russischen Truppenführer wohl mitunter den Gang der Ereignisse gegen die Pläne der Regierung und zum Verdrusse der Diplomaten beschleunigt. Im Allgemeinen lehrt uns aber die Geschichte, daß das Schicksal aller Völker unter solchen Verhältnissen doch stets das gleiche gewesen. China mußte in der Mongolei erst ungeheuere Steppenflächen erobern, um seine natürlichen Grenzen gewinnen zu können. Ebenso wurden die Vereinigten Staaten in Amerika, Frankreich in Algerien, England in Indien nicht blos durch Egoismus und Habsucht, sondern auch durch die Nothwendigkeit, sich festzusetzen und zu sichern, unvermeidlich auf den Weg der Vergrößerung und Ausdehnung gedrängt. Auch Rußland hat demnach nicht blos aus Eroberungssucht die so ungeheueren materiellen Opfer und Lasten in Centralasien sich auferlegt. — In der zwölfjährigen Verwaltungsperiode von 1868 bis 1879 ergaben z. B. die Einnahmen gegenüber den Ausgaben ein Deficit von 66815940 Rubeln. —

Bis in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinein hatte also Rußland noch keinen Landerwerb in Centralasien aufzuweisen. Erst im Jahre 1734 unterwarf sich die Kleine Horde der Kirgisenkasaken in dem westlichen Theile der Steppe, und zwar anscheinend freiwillig. Die Freude über dieses Ereigniß sollte jedoch nicht lange währen, denn bald sahen sich die Russen genöthigt, der Raubzüge der neuen Unterthanen des Reiches in das russische Culturland hinein sich zu erwehren, und, um diesen feindseligen Beunruhigungen schließlich ein Ende zu machen, zur planmäßigen Unterjochung der Kirgisensteppen zu schreiten. Es fiel damit Rußland eine überaus schwierige Aufgabe zu. Abgesehen von den hartnäckigen Kämpfen, welche es mit den Eingeborenen durchzufechten hatte, stellte ihm auch die Natur gewaltige Hindernisse in den Weg. Endlose, wüste Flächen mit abwechselndem harten Lehmboden oder fußtiefem Sand und ausgedehnte wasserlose Landstrecken waren zu überwinden.

Die Steppe wurde von zwei Seiten, von Osten und von Westen her, in Angriff genommen. Für das erstere Vorgehen bildete Sibirien die Basis.

An der westlichen Grenze Chinas glitten die russischen Kasaken vom Altai herab zum Issikul-See, ebenso geräuschlos, wie es den russischen Vorposten am westlichen Rande des Kirgisenlandes von der Kleinen Horde gelang, sich an den Aralsee und an den Sir-Darja heranzuziehen.

Dieses langsame, aber stetige siegreiche Vordringen, das Werk zweier Jahrhunderte, charakterisirt die Hartnäckigkeit, Ausdauer und Klugheit der Russen. Wenn wir aber mit Erstaunen und Bewunderung die Erfolge betrachten, die Rußland mit verhältnißmäßig sehr geringen Kräften an seinen ursprünglichen Ost- und Südgrenzen und weit darüber hinaus errungen hat, so dürfen wir namentlich einen Factor nicht übersehen, der wesentlich dabei mitgewirkt. Es sind dies die russischen Kasakenvölker. Sie waren stets für Rußland von unschätzbarem Werthe und sind dies auch heute noch, indem mit ihrer Hilfe hauptsächlich die weiten Steppengebiete cultivirt wurden und werden. Die russischen Kasaken bilden gewissermaßen den Uebergang von den civilisirten Russen zu den halbwilden nomadisirenden Steppenvölkern und das Bindeglied zwischen ihnen. Solange die Kasaken Südrußlands noch ihre Unabhängigkeit hatten und oft mit den Feinden des moskowitischen Reiches gemeinsame Sache machten, waren der Russen Fortschritte in der Steppe nicht bedeutend. Erst nachdem Rußland diese Kasaken unterworfen und sich zu treuen Dienern gemacht hatte, war es ihm möglich, allmählich der Steppengebiete Herr zu werden und seine Grenzen immer mehr zu erweitern. Von den Grenz-Kasakenlinien aus wurde ein beständiger Vertheidigungs- und Angriffskrieg gegen die Steppen unterhalten, und je nachdem man in der letzteren Gebiete weiter vordrang, wurden die alten Kasakenlinien verlassen und neue vorgeschoben. Die Kasaken bekämpften dabei die wilden Völkerschaften der Steppe nicht immer blos mit den Waffen, sie knüpften auch friedliche Verbindungen mit denselben an und wirkten durch List und Ueberredung. Sie assimilirten sich ihnen sogar, wurden am Kuban und Terek halbe Tscherkessen, am Ural halbe Kirgisen und boten so, da sie stets eine feste Treue dem Zaren bewahrten, das beste Mittel, die wilden Völkerschaften zu bändigen und zu zügeln. In dem eigenthümlichen Wesen und Charakter der Kasaken, die geborene Krieger, schlaue Handelsleute und Ackerbauer mit den Sitten und Gewohnheiten der Nomaden, Alles zu gleicher Zeit sind, findet das Räthsel der Unterwerfung und des Zusammenhalts so ungeheurer Steppengebiete, wie sie im russischen Reiche vereinigt sind, hauptsächlich seine Erklärung und Auflösung.

Die Kirgisen, welche das weite Gebiet in Vorderasien bewohnen, das im Norden vom Quellgebiete des Uralflusses, der Festungslinie längs des Tobol und von hier östlich bis Omsk am Irtisch, im Nordosten und Osten vom Irtisch, vom westlichen Gebiete der Seen Saian und Alakul begrenzt wird, im Süden aber vom Alatau, dann von den Flüssen Tschu und Sir-Darja, dem Aralsee und dem Ust-Urt, im Westen endlich vom Kaspis-

See und Uralfluß, repräsentiren den Typus der türkischen Nomaden. Von Anfang an setzten sie den Eindringlingen jene specielle Widerstandsform entgegen, die ebensowohl bei den Nomaden Amerikas, wie bei jenen Asiens zu beobachten ist. Zuerst ließen sich einige einflußreiche Häuptlinge durch Geschenke und Auszeichnungen gewinnen. Mit der eingegangenen Lehnsverpflichtung wurde es dann aber nicht ernst genommen, und sobald der russische Unterhändler dem Schauplatz den Rücken gekehrt hatte, vergaß der Kirgisenhäuptling sowohl die Geschenke, wie den Eid, den er geleistet. Rußland mußte demnach zu anderen Mitteln greifen. Es legte an verschiedenen Punkten kleine Forts an, um den Handelsleuten auf ihren Zügen Obdach und Schutz zu gewähren. Den Kirgisen wurden aber Schulen und Gebethäuser erbaut, um sie durch Erziehung und Religion zu civilisiren. Bei diesen letzteren Maßregeln geschahen große Mißgriffe seitens der russischen Verwaltung. Man pflegte officiell die tatarische Sprache, während diese doch gar nicht die Muttersprache der Steppenbewohner war, und legte Moscheen an, während der Volksglaube noch ein schamanischer war. Durch diese fehlerhaften Einrichtungen wurde nur den Erbfeinden christlicher Regierungen, den tatarisch-mohammedanischen Priestern Vorschub geleistet, die jetzt in großer Zahl aus Innerasien herbeieilten, um sich in der Steppe niederzulassen. Die russische Regierung entschloß sich daher im Jahre 1820, die Kirgisen vollständig zu russischen Unterthanen zu machen. In der Steppe wurden an Punkten, die sich für die Umgegend zu Verkehrs-Centren eigneten, Befestigungen erbaut und in denselben russische Kasaken angesiedelt. Dieses System fand zunächst am Irtisch Anwendung und dann 1835 in der Orenburger Steppe. So entstand eine Befestigungslinie in der Mittleren, und die ilezkische in der Kleinen Horde der Kirgisen. Aber auch diese Maßnahmen vermochten den Zweck, Ruhe im Kirgisenlande herzustellen, noch nicht ganz zu erfüllen, so lange die räuberischen Schaaren noch Gelegenheit fanden, durch Entweichen in die unabhängigen Chanate im Süden der Steppe, nämlich nach Chokand, Bochara und Chiwa, sich eventuell der Strafe zu entziehen. Namentlich wurde ihnen Unterstützung geboten durch den Chan von Chiwa. Nachdem daher russischerseits der Posten Nowo-Alexandrowsk an der Kaidabucht des Kaspischen Meeres, der Emba-Posten, 400 Kilometer südlich von Orenburg, und Akbulak, etwa 160 Kilometer weiter südlich nach dem Ust-Urt-Plateau zu, angelegt worden waren, wurde 1839 von Orenburg aus ein Expeditionscorps unter General Perowski gegen Chiwa entsendet. Dasselbe hatte eine Stärke von 20000 Mann und einen Train von 10000 Kameelen. Heftige Kälte und Mangel an Lebensmitteln, sowie furchtbare Schneegestöber nöthigten aber Ende Januar 1840 den russischen General nach dem Verluste der Hälfte seiner Mannschaft schon auf dem halben Wege zur Umkehr. Eine große Anzahl wegen Erschöpfung auf den Märschen Zurückgebliebener war in feindliche Gefangenschaft gerathen. Die Expedition war also vollständig gescheitert. Auch nahm

die russische Regierung jetzt Abstand davon, einen neuen Kriegszug durch die Steppen am Aralsee zu versuchen, entschloß sich vielmehr, in anderer Weise einen entscheidenden Schlag vorzubereiten, für welchen die Sir-Darja (Jaxartes-)Linie als Operationsbasis dienen sollte. Zu letzterem Zwecke mußte man sich aber zunächst des Chanates von Chokand bemächtigen, das 1840 der Emir von Bochara seinem Gebiete einverleibt hatte.

Nach einem 1846 ausgebrochenen, von den Russen aber mit Erfolg niedergeworfenen Aufstande der Kirgisen erhielten Embinsk und Akbulak feste Garnisonen, und in der Steppe entstanden außerdem die Posten Uralskoje und Orenburgskoje. In demselben Jahre hatten auch die Kirgisen der Großen Horde zwischen dem Balkasch-See und dem Thianschan-Gebirge die russische Oberherrschaft anerkannt. Südöstlich des genannten Sees wurde von den Russen der Stützpunkt Kopal angelegt. Um dieselbe Zeit entstand Raimskoje an der Mündung des Sir-Darja. In Orenburg sammelte man Kriegsvorräthe aller Art an. Im Jahre 1847 begann dann General Perowski, langsam aber sicher vorzurücken, indem er in gewissen Entfernungen eine Reihe von Forts errichtete, welche die ersten Glieder der Kette bildeten, die später den Sir-Darja mit Rußland verbinden sollte. Auf dem Aralsee wurde eine kleine Flottille errichtet. Die Recognoscirung des Landes dehnte man bis zu dem feindlichen Fort Ak-Mesdschet im Gebiete von Chokand aus. Die russische Grenze zog zu dieser Zeit von Ost nach West über den Jlifluß zum Alataurücken und längs des Tschu zum Sir-Darja. In den folgenden Jahren gelang es dem General Perowski, den Marsch durch die Wüste Kara-kum, im Nordosten vom Aralsee, zu bewerkstelligen und nach harten Kämpfen sich Ak-Mesdschets zu bemächtigen. Es wurde hier das Fort Perowski angelegt. Der Krimkrieg und die polnische Revolution nahmen dann zwar eine Zeit lang die Thätigkeit der Russen nach anderen Seiten hin in Anspruch, nichtsdestoweniger wurde aber auch in Centralasien fortgefahren, wichtige Punkte von Sibirien aus zu besetzen. Im Jahre 1854 wurde die Festung Wernoje am Nordabhange des transilienſischen Alatau gegründet. Die Linie des Sir-Darja war bereits durch das Fort Nr. 1 Kazalinsk, das Fort Nr. 2 Karmakschi und das von Perowski, letzteres etwa 350 Kilometer östlich vom Aralsee gelegen, gut gesichert.

Es begannen um diese Zeit blutige innere Fehden in dem Chanate von Chokand, hervorgerufen durch Thronstreitigkeiten zwischen den herrschenden Familien. Auch das Chanat Bochara wurde in Mitleidenschaft gezogen, und schließlich führten diese kriegerischen Verwickelungen zu Feindseligkeiten zwischen den beiden genannten Staaten und Rußland. Die Truppen des Zaren unterwarfen 1861 die Karakirgisen, nahmen das Fort Dschulek an der Sir-Linie und eroberten im Juni 1864 Aulieata, sowie die Stadt Turkestan (Hazret). Gleichzeitig schoben sich andere russische Abtheilungen vom Siebenstromland hervor, indem aus dem Bezirk Semiretschensk eine

Expedition heranrückte, um im Süden ihre Verbindung mit der Colonne vom Sir-Darja zu bewirken.

An der Spitze des Detachements von Wernoje, welches nur eine Stärke von 2000 Mann hatte und 12 alte Kanonen führte, war General Tschernajew ausgezogen, um für Rußland eine weit ausgedehnte Provinz zu erobern. Vor den Mauern von Tschimkent schlug er dann die 40000 Mann starke Armee des Chan von Chokant und trat hierauf den Marsch gegen Taschkent an. Die Geschichte dieses Zuges ist damals in Centralasien geradezu zu einer Epopöe geworden. Die schlecht genährten und mangelhaft ausgerüsteten russischen Soldaten drangen in dem unbekannten Lande vor, wie zur Eroberung einer neuen Welt. Als General Tschernajew schließlich vor Taschkent stand und eben im Begriff war, sich in den Besitz dieses Schlüssels von Turkestan zu setzen, erhielt er vom Kriegsministerium den Befehl, umzukehren. Doch der russische General steckte die Depesche stillschweigend in die Tasche und nahm die feindliche Hauptstadt. Am Tage nach der Entscheidungsschlacht bei Taschkent ging Tschernajew ganz allein, ohne jede Bedeckung in die äußerst feindlich gesinnte Stadt hinein, um dort ein Bad zu nehmen. Er kannte wohl seine Orientalen. Dieser Zug tollkühnen Muthes war gleichzeitig ein Act berechnender Politik, denn er erwarb dem General mit einem Schlage die Bewunderung der Asiaten, die das Außerordentliche lieben und auf deren Einbildungskraft vor Allem eingewirkt werden muß, wenn ihnen imponirt werden soll. Von dieser Zeit her schrieb sich der weit verbreitete große Ruf, dessen Tschernajew dann als Militärgouverneur und Chan von Taschkent genoß.

Die Einnahme von Taschkent wirkte in England äußerst überraschend. Wenige Wochen vorher, ehe dieses Ereigniß in Europa bekannt wurde, soll Lord Palmerston sich noch dahin geäußert haben, daß gar manche Generation noch kommen und gehen müsse, ehe es Rußland gelingen werde, die tatarische Schranke niederzureißen und sich dem Lande zwischen Bochara und Indien zu nähern.

Fürst Gortschakoff veröffentlichte dann aber in einer Cirkularnote von 1864 die Gründe, welche Rußland dazu bestimmt hatten, sich Taschkents zu bemächtigen. Es wurde darin auf die unabweisbare Nothwendigkeit hingedeutet, die beiden Befestigungslinien der russischen Grenze, deren eine sich von China zum Issikul-See hin, die andere vom Aralsee den Sir-Darja entlang zog, durch feste Punkte in solcher Art zu verbinden, daß sämmtliche russische Posten in die Lage kamen, wenn nöthig, einander unterstützen zu können, und daß kein Zwischenraum offen gelassen wurde, der den nomadischen Stämmen gestattete, ihre Plünderungseinfälle fortzusetzen. Ferner wurde als von der größten Wichtigkeit bezeichnet, diese Befestigungslinie derartig vorzuschieben, daß sie sich in einem Landstriche befand, der nicht nur fruchtbar genug war für die Verproviantirung der Besatzung, sondern auch geeignet für eine Colonisation, die allein nur er-

möglichen konnte, dem occupirten Lande für die Zukunft geordnete Verhältnisse und Wohlstand zu sichern, indem sie die benachbarten Völkerschaften der Civilisation zuführen sollte. Schließlich wurde für dringend nothwendig erklärt, die Befestigungslinie in endgiltiger Weise zu fixiren, um den gefährlichen und beinahe unvermeidlichen Veranlassungen zu entgehen, durch die fortwährenden Beunruhigungen seitens der Grenznachbarn zur Wiedervergeltung gedrängt zu werden, die schließlich zu einer endlosen Ausdehnung führen konnte. Mit diesem Ziele vor Augen wollte Rußland zu dessen Verwirklichung ein System finden, das nicht allein auf Vernunftgründen beruhte, die immerhin elastisch waren, sondern auch auf geographischen und politischen Bedingungen, die von bestimmter und bleibender Art sein mußten.

Das neuerworbene Land wurde mit der Sir-Darja-Linie und den am Issikul-See gemachten Eroberungen, wo man vom Fort Wernoje bis an den Narije vorgedrungen war, zu dem Grenzgebiete Turkestan vereinigt.

Die russischen Erfolge in Chokant veranlaßten jetzt den Emir von Bochara, in den Kampf einzutreten. Es erging von ihm an den General Tschernajew die kategorische Forderung, die Eroberungen herauszugeben, anderenfalls würde „der heilige Krieg" proclamirt werden. Auf russischer Seite war inzwischen ein Wechsel im Kommando eingetreten. Des abberufenen General Tschernajew Stellvertreter, der General Romanowsky, ging aber auf die Herausforderung Bocharas kühn und verwegen mit seinen 3600 Mann den überlegenen Massen des Emirs Mozaffer entgegen. Im Mai 1866 kam es in der Ebene bei Irdschar, zwischen Taschkent und Samarkand, zum Zusammenstoß mit den 40000 Mann starken Schaaren Bocharas. Die blutige Schlacht nahm einen unglücklichen Ausgang für den Emir Mozaffer, der sein Heil in der Flucht suchen mußte. Von da an gehörte das ganze Sir-Thal den Russen, deren Siegesmarsch die Bocharen tief entmuthigte. Ende Mai wurde die Stadt Chodschent erstürmt. Anfangs October fiel Dschisak und Mitte desselben Monats Ura Tjube, Beides strategisch wichtige Punkte an Pässen nach Kaschgar (Ost-Turkestan). Im Jahre 1867 wurde das bis dahin dem Generalgouvernement Orenburg unterstellt gewesene mittelasiatische Gebiet als selbstständiges General-Gouvernement Turkestan organisirt. General von Kaufmann trat an die Spitze desselben.

In dem Chanate Bochara drängten inzwischen die Ulemas energisch auf die Fortsetzung des Kampfes bis zum Aeußersten gegen die ungläubigen „Urussen". Der Emir betrieb mit fieberhafter Eile die Befestigung von Samarkand und concentrirte dann seine Streitkräfte am linken Ufer des Serafschan. General Kaufmann stand im Mai 1868 mit seinen 3500 Mann bei Tasch-Kuprink auf der Straße nach Samarkand. Die bedrohlichen Maßnahmen des Feindes veranlaßten ihn, die Initiative zu ergreifen und gegen das bocharische Heer vorzugehen. Angesichts des Gegners durchwateten die Russen den Fluß Serafschan, ohne sich durch das Feuer der

auf den gegenüber liegenden Höhen aufgestellten zahlreichen feindlichen Artillerie aufhalten zu lassen. Mit Ungestüm warfen sich dann die russischen Truppen auf die Bocharen und jagten sie in die Flucht. Am folgenden Tage zog der Sieger in Samarkand ein und besetzte die Citadelle. Hier ließ General von Kaufmann sein Kriegsmaterial und die Feldspitäler unter dem Schutze einer Besatzung von 700 Mann zurück, während er selbst die Verfolgung des Feindes wieder aufnahm. Die Einwohner von Samarkand hielten aber die Abwesenheit der russischen Hauptmacht für eine günstige Gelegenheit, um die Stadt vom Feinde zu befreien. Sie öffneten den aus Schachrisebs herabgestiegenen kriegerischen Bergbewohnern die Thore und machten sich an die Belagerung der Citadelle, deren schwache Besatzung sich plötzlich von etwa 10000 Mann angegriffen sah. Mit rühmlicher Tapferkeit führten aber die Russen vom 14. bis 20. Juni die Vertheidigung durch. Alles, was nur noch ein Gewehr zu heben vermochte, selbst die Kranken und Verwundeten hielten die über einen Kilometer langen Wälle mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit besetzt. Nach einem erbitterten und schweren Kampfe von sechs Tagen und sechs Nächten wurde endlich die brave Besatzung, von der bereits mehr als ein Drittel getödtet war, durch das Wiedereintreffen des Generals Kaufmann aus ihrer äußersten Bedrängniß befreit. Das russische Corps hätte sich den ernstesten Gefahren ausgesetzt gesehen, wenn der Platz in die Hände der Sarten gefallen wäre. Damit würden die Russen ihres ganzen Materials beraubt und von der Rückzugslinie abgeschnitten worden sein. Zur Strafe für den Verrath wurde Samarkand drei Tage lang der Plünderung preisgegeben. Der Emir von Bochara erkaufte jetzt reumüthig den Frieden. Rußland erklärte sich bereit, die Selbstständigkeit des Chanats zu erhalten, annectirte jedoch den mittleren Lauf des Serafschan mit Samarkand und Katta-Korum.

Waren somit Chokand und Bochara zu Vasallenstaaten Rußlands geworden, so blieb jetzt noch Chiwa zu unterwerfen. Das Unternehmen gegen dieses Chanat wurde aber auf das Sorgsamste und von langer Hand vorbereitet. Zunächst setzten sich die Russen am östlichen Ufer des Kaspischen Meeres fest. General Stoljetow gründete 1869 an der Stelle eines kaukasischen Fischerdorfes die Militärstation von Krasnowodsk. Im Frühjahr 1870 besetzte man das in dem transkaspischen Großen Balkan gelegene Tasch-Arwat mit den beiden Etappenposten Michael und Mulla-Kari. Im Herbst desselben Jahres führte eine Expedition schon 200 km weiter nach Osten. Fernere Recognoscirungen in der Richtung auf den See Sary-Kamysch fanden 1871 statt. An der Mündung des Atrek wurde das Fort Tschikischlar angelegt. Im März 1873 trat Rußland dann in den Krieg gegen Chiwa ein.

Die Gesammtstärke der für das Unternehmen bestimmten russischen Truppen betrug 14 300 Mann. Dem General-Gouverneur von Turkestan, General v. Kaufmann in Taschkent, wurde der Oberbefehl übertragen. Das

Expeditions-Corps war in sechs Colonnen formirt, die von Norden, Osten und Westen auf weit auseinander liegenden Wegen nach der im Centrum befindlichen Culturoase vorrücken sollten. Die Ausgangspunkte der verschiedenen Abtheilungen waren: Taschkent, Fort Perowski, 500 km nordöstlich von ersterem gelegen, Fort Kazalinsk, weitere 300 km entfernt, Embinskoje, 400 km nordwestlich von Kazalinsk, Alexandrowsk, über 700 km südwestlich von Embinsk, und Krasnowodsk, mehr als 500 km südlich von Alexandrowsk, und zwar Luftlinie gerechnet. Zieht man ferner noch in Betracht, daß es nicht selbstständige Armeen waren, die hier 40 bis 100 deutsche Meilen von einander entfernt, nach dem gleichen Operationsziele hinstreben sollten, sondern kleine Detachements von 2000 bis 4000 Mann, so müssen die ungeheueren Schwierigkeiten, mit denen das ganze Unternehmen zu kämpfen hatte, erst recht klar werden, namentlich da die obwaltenden Umstände erforderten, daß die einzelnen kleinen Colonnen noch endlose Trains mit sich führen mußten. Der Plan für die Expedition war aber mit großer Sachkenntniß und äußerst geschickt entworfen worden. Die verschiedenen Abtheilungen trafen trotz aller Hindernisse, die überwunden werden mußten, bis auf nur eine von ihnen, gleichzeitig vor der Hauptstadt Chiwa ein. Einzig und allein die von Krasnowodsk vorgegangene Colonne hatte nicht durchzudringen vermocht, dabei aber doch ihren Hauptzweck erfüllt, nämlich das ganze Unternehmen gegen die Beunruhigungen durch die Teke-Turkmenen zu sichern.

Die Abtheilungen des Corps von Turkestan setzten sich zunächst am 13. März in Marsch. Das Gros davon, etwa 2650 Mann mit 6700 Kameelen stand unter dem Befehl des Generals Golowatscheff und schlug von Taschkent aus die südliche Richtung ein. Dasselbe gelangte am 16. März an den Sir-Daja und nach dem Zuge durch die Hungerwüste, wo die Wasserbeschaffung bereits schwierig war, am 22. nach Dschisak. Von hier wurde dann in westlicher Richtung längs der Nordabhänge der Bergausläufer des Nuratau weitermarschirt. Die Truppe hatte dabei nicht blos mit Entbehrungen aller Art, sondern auch mit den jähen Temperaturwechseln und mit elementaren Gewalten zu kämpfen. In der Nacht zum 29. März wüthete z. B. ein Steppensturm und riß die Zelte des Lagers nieder, während bei 6° Réaumur Kälte ein Meter hoch Schnee fiel. Ungleich größere Strapazen noch brachte dann aber die Durchschreitung der Kisilkum-Wüste. Bei drückender Hitze und erstickendem Staube, der nur zeitweilig durch Regenschauer niedergehalten ward, ging der Marsch nahe der bocharischen Grenze durch die Sandwüste. Die Truppen erreichten trotzdem in bester Gesundheit Aristan bei Kaduk, dann Chalaata, wo als Stützpunkt die St. Georgs-Befestigung angelegt wurde. Auf dem verhältnißmäßig kurzen Wege von letzterem Orte nach dem Amu brachte jedoch der völlige Wassermangel das ganze Corps dem Verschmachten nahe. Nur das Auffinden einiger Brunnen schaffte noch Rettung. Am 18. Mai wurde

der Uebergang über den Amu-Darja (Oxus) bei Scheicharik gewaltsam erzwungen, nachdem das turkestanische Corps in diesen unwirthlichen Gegenden 850 Kiometer in 67 Tagen zurückgelegt hatte.

Eine Abtheilung des Corps, 2500 Mann stark, mit 2800 Kameelen, war in zwei Colonnen von Kazalinsk und Fort Perowski aus vorgerückt, hatte sich dann bei Irbitkai am Jani Darja unter Oberst Golow in sich vereinigt und war bei Chalaata zur Colonne Golowatscheff gestoßen. Bei Irbitkai wurde das kleine Fort Blagawetschenskoje erbaut.

Das Corps von Embinskoje unter General Werewkin trat seinen Marsch am 7. April an, und zwar mit 2100 Mann und 2700 Kameelen. Ohne besondere Hindernisse erreichte es auf dem, 1839 dem General Perowski durch den Steppenwinter so gefährlich gewordenen, 670 km langen Wege am 17. Mai die Urgaspitze des Aralsees, durchschritt die ausgetrocknete Aibugirbucht und befand sich jetzt im Culturlande.

Eine kaukasische Abtheilung von 2400 Mann, welche unter Oberst Lomakin bei Alexandrowsk auf der Halbinsel Mangischlak versammelt worden war, hatte einen 900 km weiten Weg bis zum Aralsee zurückzulegen und vereinigte sich dann am 26. Mai hinter Kungrad mit der Colonne Werewkin. Das felsenzerklüftete Plateau des Ust-Urt, das bis dahin für unpassirbar gegolten, hatte nirgends unüberwindliche Schwierigkeiten geboten. Die vereinigten Colonnen Lomakin und Werewkin mußten dann aber im Culturlande zahlreiche feindliche Angriffe zurückweisen und Schritt für Schritt sich den Weg vorwärts erkämpfen. Am 27. Mai wurde die Stadt Chodscheili besetzt, wo 6000 chiwasische Krieger gestanden hatten, und am 30. Mangit gewaltsam genommen.

Eine zweite kaukasische Abtheilung war unter Oberst Markosow von Krasnowodsk aus vorgegangen, um in dem sogenannten alten Bett des Oxus gegen Chiwa vorzubringen. Von Igdi an stieß sie aber schon auf endlose Flugsandhügel, fand keine Brunnen und sah sich demnach zur Umkehr genöthigt. Indessen hatte Markosow mit seinen 2400 Mann hinter Igdi einen Angriff der Turkmenen so energisch zurückgewiesen, daß dieser mächtige Wüstenstamm infolge dessen davon Abstand nahm, dem Chan von Chiwa zu Hilfe zu eilen.

Das Unternehmen gegen Chiwa sollte durch eine bei Kazalinsk ausgerüstete russische Flottille von 2 Dampfern und 3 anderen Fahrzeugen, mit insgesammt 19 Geschützen, unterstützt werden. Dieselbe vermochte jedoch nicht zur Action zu gelangen, da sie bereits oberhalb Kungrad im Taldikarn Halt machen mußte.

Das gesammte Corps des Generals von Kaufmann vereinigte sich am 10. Juni unter den Mauern von Chiwa in der Stärke von 12 000 Mann. Nach einem kurzen Gefechte in den Vorgärten und nachdem durch das Artilleriefeuer eine Bresche in die Stadtmauer gelegt worden, bot Chiwa, wo bereits eine Insurrection ausgebrochen war, die unbedingte Unter-

werfung an. Der Chan sollte die Verwaltung des Landes behalten, jedoch unter russischer Oberaufsicht. Der wichtigste Erfolg für die Russen war aber die mittelst Urkunde und Proclamation erklärte vollständige Aufhebung der Sklaverei in diesen Gegenden. Durch diese Maßregel wurde das Freundschaftsband zwischen Chiwa und den Räubern der Steppe, den Turkmenen zerrissen.

Ehe es jedoch zum thatsächlichen Friedensschlusse kam, mußte von den Russen noch ein Feldzug in das Land zwischen Chazawat und Alt-Urgendsch, westlich der Orte Ambar und Taschauz, gegen die Jomuden-Turkmenen unternommen werden. Dieser wilde Wüstenstamm bildete die größte Plage der benachbarten Landstriche. Er brandschatzte die friedliche Landbewohnerschaft von Chiwa und spielte sich trotzdem den Russen gegenüber als Befreier der Chiwesen auf. General von Kaufmann dictirte demnach den Jomuden, um sie die russische Ueberlegenheit fühlen zu lassen, eine Contributionsstrafe zu und entsandte behufs deren Beitreibung den General Golowatscheff mit 8 Compagnien, 8 Sotnien Reiterei, 10 Geschützen und 1 Raketenbatterie in die Niederlassungen der Turkmenen. Schon am 21. Juli kam die russische Abtheilung in Contact mit dem Feinde, zu einem großen und blutigen Gefechte führte aber ein Angriff, den die Jomuden am 25. bei Tschandir mit starken Reiterschaaren gegen die Russen unternahmen. Trotz des gegen sie gerichteten mörderischen Kartätschen- und Schützenfeuers stürzten sich die wilden Steppenreiter wiederholt in die Reihen der Russen hinein, während es einem Theile von ihnen durch Umgehung der Stellung des Gegners gelang, sich der beim Nachtrab befindlichen russischen Kameele zu bemächtigen. Schließlich nöthigte aber das ruhige und sichere Feuer der Russen die Jomuden doch zur Flucht, und auch die erbeuteten Kameele wurden ihnen wieder abgenommen. Sie versuchten dann zwar noch einen zweiten Angriff, wurden jedoch abermals zurückgejagt und von den Kasaken bis in die Nacht hinein verfolgt. Trotz dieser Niederlage wagten die Turkmenen schon zwei Tage später, die Russen in ihrem Lager von Ilaly und Kysyl-Tschakata anzugreifen. Vor Tagesanbruch des 27. Juli warfen sich etwa 10 000 Jomuden mit einer bei den centralasiatischen Moslems bis dahin noch nicht gekannten Energie und Tapferkeit auf das kleine Corps Golowatscheff. Die Steppenreiter hatten auf den Kruppen der Pferde je einen zweiten Mann hinter sich sitzen: diese Leute waren barfuß und nur mit einem Hemde bekleidet, dessen Aermel heraufgestreift waren; sie bildeten eine besondere Kategorie von Kriegern, es waren Fanatiker, die sich ausschließlich dem Tode geweiht hatten. Wenige Schritte vor der russischen Linie sprang der auf der Pferdekruppe sitzende Mann ab und stürzte sich, nur mit blanker Waffe in der Hand, gegen die russischen Bajonette. Mann gegen Mann, Brust an Brust wurde gekämpft. Die Feuerwaffen wurden für die Russen fast unanwendbar, nur die blanke Waffe allein konnte gebraucht werden. Es entstand ein fürchterliches Handgemenge und blutiges Gemetzel. Nach-

dem der Kampf in dieser Weise den ganzen Morgen über fortgewüthet hatte, gelang es endlich der russischen Kaltblütigkeit und Disciplin, die Oberhand über die mehrfache Ueberlegenheit des wilden Gegners zu gewinnen. General Golowatscheff befand sich aber mit seiner kleinen Schaar in dem Gebiete der Jomuden in einer so bedenklichen Lage, daß General von Kaufmann sich veranlaßt sah, am 27. Juli mit dem Rest seines Corps nachzurücken. Golowatscheff zerstörte dann noch am 29. drei Wagenburgen des Feindes, wodurch dieser an 3000 Fuhrwerke und 9000 Kameele verlor. Die Jomuden waren jetzt gedemüthigt und versprachen zu bezahlen. Man nahm ihnen Geiseln ab, doch wurden nach dem Abzuge der russischen Truppen die Turkmenen freilich wieder ebenso unbotmäßig, als sie vorher gewesen waren.

Der Kampf mit Chiwa hatte aber sein Ende erreicht. Am 24. August wurden die Friedensbedingungen unterzeichnet. Alle Besitzungen der Chiwesen am rechten Ufer des Amu-Darja und das Delta dieses Flusses bis zum Amu-Taldik wurden dem russischen Gebiete einverleibt. Im Uebrigen ward Chiwa ein Vasallenstaat Rußlands. Gegenüber von Chanka und dem Uebergangspunkte über den Amu errichteten die Russen in der überaus fruchtbaren Gegend die Festung Nowo-Alexandrowsk, wo fortan der Sitz der militärisch organisirten Verwaltung des neuen Gebiets sich befand. Der Rest des Corps Kaufmann trat vom 24. bis 28. August den Rückmarsch in der Richtung auf Mangischlak, Orenburg und Taschkent an. Die ersten beiden Orte wurden in 30 Tagen, der letztere nach 42tägigem Marsche erreicht. Die Russen hatten die Zeit ihrer Anwesenheit in Chiwa zu vielseitigen wissenschaftlichen Expeditionen benutzt, die dann auch weiter fortgesetzt wurden und deren Erfahrungen später die endgiltige Bewältigung der Turkmenen sehr erleichtern sollten.

Im Jahre 1876 kam es dann nochmals zu einem Kriege Rußlands mit Chokand. Dieses Chanat wurde jetzt vollständig unterworfen und als Provinz Ferghana dem General-Gouvernement Turkestan einverleibt. Rußland breitete sich demnach bereits über den größten Theil von Centralasien aus, vom Kaspischen Meere im Westen bis zum Issikul-See im Osten, von Sibirien im Norden bis zu den Turkmenen-Sandsteppen im Süden.

Aber auch hier mußte russischerseits schließlich mit Energie vorgegangen werden, wenn das Ansehen des Zarenreiches bei den mittelasiatischen Völkerschaften auch ferner gewahrt bleiben sollte. Hatten schon 1873 die Turkmenen eine Hauptrolle als Stütze des Chans von Chiwa und als Gegner der Russen gespielt, so setzten sie auch später noch das Räuberwesen fort und dehnten ihre Züge nicht selten bis in die Nähe der russischen Befestigungen des transkaspischen Militärbezirks aus. Obwohl die von den Russen seit 1874 wiederholt unternommenen Expeditionen von Krasnowodsk aus eigentlich glücklich verlaufen waren, indem 1876 Kysyl-Arwat erobert,

1878 Tschad besetzt worden, so hatte der Hauptzweck, die Turkmenen zur Botmäßigkeit zu zwingen, doch nicht erreicht werden können. Man war russischerseits immer wieder in den Bereich des eigenen Territoriums zurückgegangen, und die Steppenbewohner hatten dies als ein Zeichen der Schwäche angesehen. Die Russen beschlossen demnach eine letzte Expedition, um die Turkmenen endgiltig zur Ruhe zu bringen. Mit Anfang des Jahres 1879 begannen die nöthigen Vorbereitungen. Wie bei den Unternehmungen in Mittelasien in der Regel, schien es sich auch hier wieder mehr um einen Kampf mit den geographischen und topographischen Verhältnissen des Landes handeln zu sollen. Waren die von diesen gebotenen Schwierigkeiten überwunden, so glaubte man auch den Widerstand der Bewohner leicht bewältigen zu können. Zum Ausgangspunkte der Expedition wählte man Tschikischlar an der Atrekmündung. Von hier aus war nur eine Wüstenstrecke von etwa 50 Kilometern bis zur Teke-Oase zu durchschreiten. Das für das Unternehmen bestimmte Corps wurde aus 16 Bataillonen, 2 Escadrons und 18 Sotnien Reiterei, 26 Geschützen, 1 Raketenbatterie und 1 Sappeurcompagnie kaukasischer Truppen unter General Lazarew gebildet. Diesem Befehlshaber war General Lomakin als Adlatus beigegeben. Der Transport der Truppen nach Tschikischlar begann Anfangs April, war aber in Folge der großen Landungsschwierigkeiten erst Ende Juni beendet. Auch die Beschaffung des erforderlichen großen Trains machte viel Schwierigkeiten. Namentlich kostete es nicht wenig Mühe, die nöthigen Tausende von Kameelen aufzubringen. Dazu kamen noch 1500 Karren mit 1700 Pferden. Auch die Ausrüstung und die Verpflegung der Truppen verlangten besondere Maßnahmen. Nach Abrechnung der Etappentruppe blieben dann 7 Bataillone, 2 Escadrons Dragoner, 7 Sotnien Kasaken mit 13 Geschützen und 1 Sappeurcompagnie zum Vormarsche verfügbar.

Am 6. Juni ging eine Avantgarde unter Oberst Fürst Dolgorucki in der Richtung auf Tschad voraus. Ihre Hauptaufgabe war, für die nachfolgenden Truppen den Weg möglichst gangbar zu machen. Dem Atrek und von Tschad aus dem Ssumbar folgend, erreichte Dolgorucki am 17. Juni Dusolum an letzterem Flusse. Die Entfernung von 208 Kilometern war in 12 Tagen zurückgelegt worden. Zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen mit Tschikischlar hatte man Etappenposten längs des Atrek und Ssumbar etablirt. In Tschad wurden Magazine, ein Artilleriepark und ein Hospital des Rothen Kreuzes angelegt. Nachdem die Avantgarde ihre Aufgabe, den Weg zu bahnen, gelöst hatte, marschirte sie in der Richtung auf die Teke-Oase weiter. Entgegentretende Turkmenen-Schaaren wurden verjagt. Dolgorucki erreichte am 6. August Bendessen und ging mit der Cavallerie nach Bami vor. Zur Verfolgung der in nördlicher Richtung zurückgegangenen Teke-Turkmenen wurden zwei kleine Abtheilungen entsandt, welche den Feind beim Brunnen Kara Singer bezw. beim Aul Nias wieder erreichten und ihm 1200 Kameele und 6000 Hammel abnahmen.

Das Gros des russischen Expeditionscorps hatte inzwischen noch qualvolle Wochen im Lager von Tschikischlar ausharren müssen, bei schlechtem, ungesundem Wasser und einer Hitze, die 44 Grad Réaumur erreichte. Erst am 30. und 31. Juli vermochte dasselbe der Avantgarde zu folgen. General Lazarew hatte krankheitshalber zurückbleiben müssen. Am 5. August hatte das Gros Tschad und am 9. Disolum erreicht. Die Märsche waren in Folge der Hitze von oft 46 Grad und des meist salzhaltigen Wassers überaus beschwerlich. Am 19. August wurde Chodschakala erreicht. Bei Chorolum beginnt ein hügeliges Terrain, das nach und nach in Kalkberge übergeht, die sich in dem Kopet-Dagh bis 3100 Fuß Höhe erstrecken. Das Ersteigen des Gebirgsstockes auf schmalen Saumpfaden längs tiefer Abgründe und schroffer Felswände war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Die Geschütze mußten durch Mannschaften fortgeschafft werden. General Lazarew war seinen Truppen bis Tschad nachgefolgt, hier aber seinen Leiden erlegen. General Lomakin übernahm vorläufig den Oberbefehl und beschloß, von Chodschakala, das zum Etappenort gemacht wurde, den Einmarsch in die Teke-Oase sofort fortzusetzen. Am 22. und 23. August trat man die Bewegung an. Die Avantgarde des Fürst Dolgorucki bestand aus drei Bataillonen, der Sappeur-Compagnie, 4 Schwadronen, 5 Geschützen und der Raketenbatterie, General Graf Borch führte die zweite Colonne von 3 Bataillonen, 3 Sotnien und 3 Geschützen. Der in dem gebirgigen Gelände äußerst mühselige Marsch ging über Bami, Beurma, Artschman, Darum nach Jarodscha. Man stieß dabei nur auf vereinzelte Abtheilungen von Tekes. Alle Auls waren verlassen. Nach den eingegangenen Nachrichten sollten sich die Turkmenen nach Geoktepe zurückgezogen haben und hier erst Widerstand leisten wollen. Am 27. wurde von den Russen Jarodscha erreicht, und am 28. war das Marschziel Geoktepe. Einige Kilometer vor letzterem Punkte zeigten sich in beiden Flanken der russischen Colonne berittene Tekes. Am Fuße des Kopet-Dagh bei dem Aul Jegman Batyr waren größere Massen des Feindes versammelt, die dann die Colonne Borch angriffen, jedoch zurückgeworfen wurden. Auch die gegen die Avantgarde vorgehenden Turkmenen vermochten der russischen Reiterei nicht Stand zu halten und den Vormarsch nicht zu verhindern. Geoktepe bildet einen der wichtigsten Punkte der Teke-Oase und war mit Dengiltepe zu einer Festung vereinigt. Eine Thonmauer von 5 bis 7 Meter Höhe und etwa 2 Meter Breite, sowie ein davor liegender 1½ Meter tiefer und 5 Meter breiter Graben schlossen einen großen Raum ein, in welchem etwa 9000 Kibitken (Zelte) für die geflüchtete Einwohnerschaft der Achal-Oase aufgestellt waren. Rings um die Festung lagen noch kleinere Forts, Kala genannt. Sie waren quadratisch angelegt, mit einer Seitenlänge von 100 Metern; ihre Mauern hatten ebenfalls eine Höhe bis zu 7 Metern und einen Graben vor sich. Die nördlichste der beiden auf der Westseite gelegenen Kalas war mit der Hauptbefestigung durch einen Wall verbunden. Südlich davon lag eine befestigte Mühle. Unmittel-

15*

bar an dem in dieser Gegend gänzlich unzugänglichen Kopet-Dagh liegt der Aul Jangikala, in welchem die Bewohner der anderen verlassenen Auls versammelt waren.

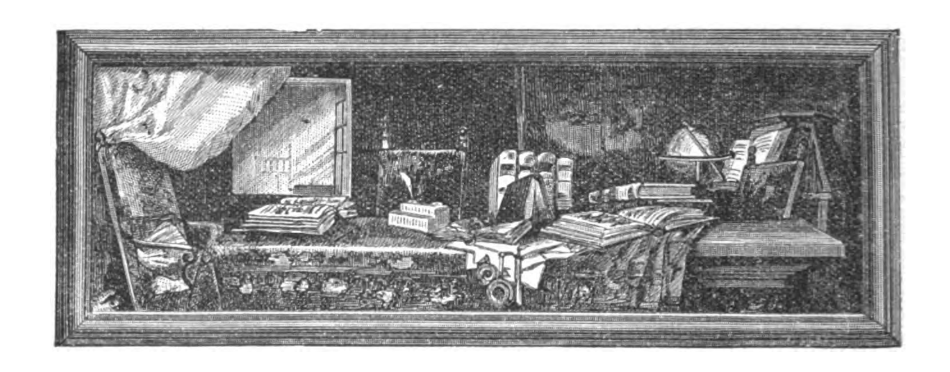
Gegen Mittag traf die russische Avantgarde vor der Festung ein und ließ durch ihre Artillerie die nördliche und die Mühlenkala unter Feuer nehmen. Die Turkmenen erlitten bedeutende Verluste, ergänzten sich aber immer wieder durch neuen Zuzug aus der Festung. Die nördlich der letzteren auftretenden Tekes wurden durch die russische Cavallerie und Artillerie trotz verzweifelter Gegenwehr und trotz eines Ausfalls feindlichen Fußvolks zurückgetrieben. Auch eine Kala östlich von Geoktepe wurde genommen, so daß man die rückwärtigen Verbindungen bereits beherrschte. Auf der Westseite war es aber inzwischen der russischen Infanterie gelungen, sich der vorgeschobenen Befestigung zu bemächtigen. Vor dem Angriffe gegen den Hauptwall sollte indessen das Eintreffen der zweiten Colonne erst abgewartet werden. Diese war um 3 Uhr Nachmittags zur Stelle, doch befanden sich die Mannschaften in Folge der Hitze von 40 Grad in äußerst erschöpftem Zustande. Die Abtheilung Borch wurde nach der Nordseite der Festung dirigirt, ihre Geschütze verstärkten das Feuer der Avantgarden-Artillerie. Es war somit die ganze West- und Nordfront und theilweise auch die Ostfront von Geoktepe umfaßt. Gegenüber der Nordwestecke waren 1 Bataillon und 2 Sotnien als Reserve zurückgehalten. Dahinter standen die Trains mit ihrer Bedeckung versammelt. Nach den bei den früheren Expeditionen gemachten Erfahrungen glaubte General Lomakin auf einen weiteren ernsten Widerstand der Turkmenen nicht rechnen zu brauchen, und so beschloß er denn, noch an demselben Tage die Entscheidung herbeizuführen, zumal seine Truppen in Bendessem nur auf 14 Tage verproviantirt waren. Um 5 Uhr Nachmittags wurden die russischen Truppen zum Sturm vorgeführt. Der Hauptwall der Nordfront war bald in ihren Händen, der Vertheidiger wurde hier mit dem Bajonett vertrieben. Ein weiteres Vordringen gegen die von den Tekes auf das Hartnäckigste vertheidigten Kibitken war aber nicht möglich. Auf das Aeußerste erschöpft und bedeutend in der Minderzahl, unterlagen die Russen trotz aller Tapferkeit dem besonders im Nahkampfe sehr gefährlichen Feinde. Der russische Angriff wurde sowohl hier, wie auf der Westseite, wo nur unter den größten Schwierigkeiten der Hauptwall hatte erstiegen werden können, vollständig abgeschlagen. Große Massen des Vertheidigers warfen sich jetzt auf die zurückfluthenden Russen, und nur das Eingreifen der Reserven rettete dieselben vor völliger Vernichtung. Die Verluste bei den russischen Truppen waren verhältnißmäßig bedeutend. Die im Gefecht gewesenen 134 Offiziere und 2890 Mann zählten an Todten und Verwundeten 27 Offiziere und 411 Mann. Die Tekes sollen allerdings Tausende verloren haben.

Am 28. August Abends hatte General Lomakin noch in der Nähe der Festung das Bivouac bezogen, doch schon bei Tagesanbruch ging er bis nach

Karakays, 10 Kilometer weit, zurück. An eine Wiederholung des Angriffes konnte vorläufig wohl nicht gedacht werden. Andererseits erlaubten die unzureichenden Verpflegungs-Vorräthe nicht, von den militärischen Stützpunkten länger entfernt zu bleiben, da es auch an der Möglichkeit fehlte, Verpflegungsmittel von dort heranzuziehen. Es blieb also nur übrig, sich auf die Operationsbasis zurückzuziehen. Am 30. August wurde der Rückmarsch angetreten. Der Transport der Verwundeten, für welche nur ganz ungenügende Fortschaffungsmittel vorhanden waren, zwang zu kleinen Märschen, so daß die Ankunft in Tschikischlar sich sehr verzögerte. Erst Ende December trafen aber die Truppen im kaukasischen Militärbezirk wieder ein.

(Schluß folgt.)





Thomas Huxley.

Von

Alexander Tille.

— Glasgow. —

Wie in der Völkergeschichte sich ein Stamm leise, fast unmerklich, emporarbeitet und ausbreitet, bis er dann mit einem Schlage als Macht, vielleicht sogar als Weltmacht, auf den Schauplatz der Staaten tritt, die miteinander im Wettbewerb um die Erdherrschaft stehen, so ist es auch auf dem Gebiete der Weltanschauungsgeschichte. Während hier eine Reihe Gewalten, oft auch nur eine einzige, dem äußeren Anschein nach unbestritten das ganze Feld beherrschen, bildet sich mitten unter ihnen eine neue Macht empor, die kaum Jemand bemerkt, und die, wo sie bemerkt wird, höchstens Spott einheimst, bis sie plötzlich bei einem äußeren Anlaß als Weltanschauungsmacht in den Vordergrund tritt und die anderen Mächte siegreich zurückwirft. Als am Ende des 15. Jahrhunderts Christoph Colon Amerika entdeckte und bald darauf die Kugelgestalt der Erde positiv durch die erste Erdumsegelung nachgewiesen wurde, war die Erde in den Köpfen weniger Begabter zu einer im Raume frei schwebenden Kugel geworden, die den Mittelpunkt des Weltalls bildete, auf der aber doch für geographische Begriffe wie Hölle, Paradies, Ende der Welt nicht mehr so recht Raum war. Als dann Kopernikus im folgenden Jahrhundert der Erde diese stolze Mittelstellung nahm und sie als einen der Planeten in einem Kreise um die Sonne laufen ließ, und unmittelbar darauf Kepler die Gesetze der Planetenbewegung entdeckte, durch die aus jenem Kreise eine Ellipse ward, da nahm bei wenigen großen Geistern die Vorstellung ein Ende, als ob die Erde der Mittelpunkt des Weltalls sei und als solcher unter der ganz besonderen Obhut des Weltgottes stünde. Als dann Newton die Gesetze des Falles ergründete und die Mondbahnen auf sie zurückführte,

da zog in diesen Anschauungskreis die Vorstellung der Gesetzmäßigkeit ein, wie sie noch niemals darin geherrscht hatte. Galileis astronomische Entdeckungen und physikalische Forschungen, die Mechanik von Stevinus und die Magnetenlehre Gilberts trugen diese Idee einer unbegrenzten Gesetzmäßigkeit durch das Gesammtgebiet der unorganischen Natur, während trotz der anatomischen Forschungen in Frankreich und Italien das Gebiet der Physiologie davon so gut wie unberührt blieb, bis Harvey (1619) die Entdeckung des Blutkreislaufes machte. Es kann die Frage sein, ob die fast gleichzeitige Entdeckung der Logarithmen durch Napier (1614) oder die Entdeckung Harveys schließlich die weitertragende ist. Aber das Eine ist sicher, daß erst Harveys Entdeckung in den engsten Fachkreisen der Mediciner der Vorstellung ein Ende bereitete, daß der menschliche Körper der Tummelplatz immaterieller Dämonen sei, die auf ihm ihre Kämpfe ausführten und ihre Feste feierten, was sich dann als Bauchgrimmen, Zahnschmerz oder Lachlust und Behaglichkeit zum Ausdruck brächte. Erst am Ende des nächsten Jahrhunderts kam durch die Kant-Laplace'sche Weltentwicklungshypothese ein neues Element in diese Vorstellungskreise der Gelehrten. Nachdem man zunächst im Universum Ordnung geschaffen hatte, begann man sich jetzt mit seiner möglichen Geschichte zu beschäftigen.

Diese wissenschaftlichen Entdeckungen haben mit der Geschichte der volksthümlichen Weltanschauung von 1500 bis 1800 kaum Etwas zu thun. Dieselbe ist vielmehr wesentlich von den Resten altgermanischer Weltanschauung (namentlich in ethischer Hinsicht) und dem Christenthum beherrscht, das den germanischen Stämmen dereinst als fertiges Lehrgebäude entgegengebracht worden war. Seit dem 17. Jahrhundert wirkt dann die Vorstellungswelt und Auffassungsweise des griechisch-römischen Alterthums ein wenig ein, indem sie aus den gebildeten Kreisen heruntersickert. Im Kerne aber bedeutet das 16., 17. und 18. Jahrhundert für die breiten Schichten des Volkes noch immer eine Zurückdrängung der conservativen germanischen Weltanschauungselemente und ein Vordrängen namentlich asketisch-düsterer Vorstellungen und der christlichen Lehre von der Gleichheit der Menschen untereinander, die schließlich zu den demokratischen Bewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts führte. Ja selbst die Weltanschauungsentwicklung der höheren Stände ist in keiner Weise abhängig von jenen Fortschritten in der Naturwissenschaft. Sie wird im Gegentheil von denselben Gewalten geschaffen, von denen diese geschaffen werden, steht also neben ihnen. Der Deismus mit seinem Lux naturae ist ganz und gar kein Erzeugniß naturwissenschaftlicher Entdeckungen, und ebenso wenig ist es der Offenbarungsunglaube des Lessingalters. Zwischen der Entwicklung der Philosophie und der Weltanschauung der Gebildeten bestehen dagegen in jenen Tagen enge Beziehungen, weit engere als heute, und fast jede Phase jener findet im Laufe eines Jahrzwanzigst in dieser einen Nachhall. Seitdem das Christenthum in den Gebildeten zurückgeht — in Deutschland fast genau seit dem

Ende des 30jährigen Krieges, in England seit etwa einem Menschenalter eher — hält sich die Masse der Gebildeten an die nicht weniger dogmatischen Offenbarungen der abstracten Dichtung aus Ideen, die sie Philosophie nennt, und glaubt dabei, sich einzig von der gottgegebenen Vernunft leiten zu lassen. Als Goethe sich eingehend mit allerlei naturwissenschaftlicher Fachlitteratur beschäftigt und hie und da sogar versucht, seinen Gedanken darüber poetischen Ausdruck zu geben, wie in der Metamorphose der Pflanzen und der Thiere, da verstehen ihn seine Zeitgenossen einfach nicht, während sie Schiller zujauchzen, wie er im „Verschleierten Bild zu Sais" die mittelalterliche Vorstellung von der Gottgefälligkeit des Nichtforschens, des Sichbescheidens mit seiner Unwissenheit, verherrlicht; denn selbst die Naturschwärmerei der Mitte des 18. Jahrhunderts hat die rein litterarische Bildung nicht zu überwinden und der Naturforschung die Herzen der Gebildeten nicht zu erschließen vermocht.

Erst als im 19. Jahrhundert die Entdeckungen sich mit ungeahnter Schnelle folgten, als die Molecularhypothese breiteren Boden gewann und das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ganz neues Licht auf den Kraftbegriff warf und das Aequivalent von Wärme und Arbeit entdeckt ward, als Herbart den Begriff der Lebenskraft zerstörte und die Seele zum Vorgang machte, als Lyells Theorie der Continuität geologischer Veränderungen Annahme fand und Lamarck der Vererbung erworbener Eigenschaften Anhänger gewann, da begann sich in der Naturwissenschaft eine gewaltige Spannung vorzubereiten, die zu einer machtvollen Explosion in das Gebiet der allgemeinen Weltanschauung hineinführen mußte. Aber noch fehlte der zündende Funke. Er erschien endlich 1859 mit Darwins „Ursprung der Arten". Er vereinigte im Nu die verschiedenartigen vereinzelten Entdeckungen, die sich in dem großen Kellergewölbe der Naturforschung unter dem Tempel der mittelalterlichen Weltanschauung aufgehäuft hatten, zu einer Sprengmasse von Riesenkraft. Langsam hob sich der Tempel unter dumpfem Dröhnen, und seitdem sieht das Abendland eine Säule nach der anderen niedersinken und einen Bogen nach dem anderen einstürzen; und was das Schlimmste ist: der Grundbau ist von der tiefsten Tiefe aus zerstört und zerborsten, und nur das Dach hält sich noch nothdürftig im Gleichgewicht, weil geschäftige Zimmerleute es immer gleich da abtragen, wo der Unterbau zusammengestürzt ist. Aber schon fragen die Kinder: „Wann dürfen wir alle Tempelstücke zum Spielen nehmen?" Und die Antwort lautet: „Wenn die großen Leute damit nichts Ernstes mehr werden anfangen können; und das wird bald sein."

Bis zum Jahre 1830 kann man noch nicht von einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung reden. Soviel auch Bausteine zugehauen sind: der Meister fehlt noch, der sie zum Tempel baut, und wenn man gleich heute bauen wollte, man müßte morgen wieder einreißen; denn das Gebäude beleidigte das Auge, es hätte keinen Stil. Solange man noch mit

der Schöpfung der einzelnen Arten der Thier- und Pflanzenwelt zu rechnen hatte, solange diese für unabänderliche Typen galten, von einander durch Klüfte getrennt, die eine übernatürliche Hand befestigt hatte, — so lange konnte man ebenso gut von demselben Gott, der all das vollbracht hatte, jeden Regenschauer senden, jeden Magneten Eisen anziehen und jedem Menschenwesen eine Seele einhauchen lassen. Erst die Idee der Entwickelung hat dem Tempel der Naturwissenschaft seinen Stil gegeben, und darum giebt es eine naturwissenschaftliche Weltanschauung erst seitdem diese Idee Boden faßt, ja eigentlich erst, seit sie in Tagesklarheit vor aller Welt Augen liegt. Diese Weltanschauung ist heute noch nichts weniger als abgeschlossen; aber die Weltanschauungsgeschichte kennt keinen zweiten Fall, in dem soviel auf dem Felde des Ausbaues einer neuen Weltanschauung in einem einzigen Menschenalter geleistet worden wäre, wie seit 1859. Karl Darwin gebührt der Ruhm, den Stil des Flügels der organischen Welt allein entworfen zu haben, aber er hat für die Umbildung der Weltanschauung seiner Zeit selbst wenig geleistet. Dazu fehlte ihm vor Allem der künstlerische Sinn, der die Vorbedingung jeder litterarischen Wirkung auf die weiten Kreise des Volkes ist, und die weite Umfassendheit des geistigen Gesichtkreises. Er ist Zeit seines Lebens der Fachmann geblieben, der den „Ursprung der Arten" geschrieben hatte, und hat den Streitfragen der eigenen Zeit immer fast hilflos gegenübergestanden. Aber was er seinem Vaterlande und der Culturmenschheit nicht zu geben vermochte, das hat ihnen ein Freund und Landsmann gegeben, Thomas Henry Huxley. Er ist trotz Herbert Spencer, des Philosophen des Lamarckismus, der erste darwinistische Philosoph Englands und zugleich dessen größter Weltanschauungskämpfer im 19. Jahrhundert. Er ist mehr als der Popularisator des Darwinismus, er ist ein selbstständiger Denker und selbstständiger Forscher, und durch seine Klarheit und Vornehmheit des Denkens zugleich echt volksthümlich. Er führt nirgends eine Sprache, wie sie Karl Vogt in seinem gegen Rudolf Wagner gerichteten Buche „Köhlerglaube und Wissenschaft" (1855) oder gar in seinen späteren unzähligen Feuilletons anschlägt. Auch wo ihn der Gegner reizt, steigt er niemals auf ein niedriges Niveau herab. Auch er kann spotten, aber sein Spott verletzt nicht wie der Vogts, und an Klarheit und unerbittlicher Logik ist er seinem feurig-romantischen deutschen Mitkämpfer überlegen. Für die moderne englische Theologie mit ihrem Gezänk zwischen den einzelnen Secten bedeutet Huxley ein reinigendes Gewitter. Wie ein solches alle Staubtheilchen aus der Luft wegwäscht, mögen sie nun von den Straßen, den Feldern oder aus den Rauchfängen aufsteigen, so hat er ihre Streitfragen niedergeschlagen, um sie allesammt auf das Studium der wissenschaftlichen deutschen Bibelkritik hinzuweisen.

Huxley nimmt in mehr als einer Hinsicht in dem England des 19. Jahrhunderts die Stelle ein wie Lessing in dem Deutschland des 18. Er ist derselbe streitbare Recke wie Jener, derselbe überzeugungstreue Ehren-

mann, derselbe scharfsinnige Kopf und derselbe mitleidlose Spötter über aufgeblasene Dummheit. Wie der Pastor Goetze in Lessings „Axiomata" und Klotz in den „Briefen antiquarischen Inhalts" fortlebt, so wird wahrscheinlich eine Zeit kommen, wo man Henry Georges „Fortschritt und Armuth" nur noch aus dem Strafgericht kennt, das Huxley in den beiden Essays über „Natürliche und politische Rechte" und über „Capital, die Mutter der Arbeit" über den amerikanischen Maulhelden hat ergehen lassen. Die Art und Weise, wie Huxley das Theorem der Bodenverstaatlichung in dem einen und die Capitaltheorie Georges in dem anderen Essay in kleine Stücke schlägt, ist echt lessingisch. Wer diese Vernichtung eines Litteraten mit angehört oder durchgelesen hat, der ließe sich sicherlich nicht so gern mit dem Autor von Progress and Poverty, das nach Huxleys Worte mehr Armuth enthält als Fortschritt, auf der Straße sehen. Georges Voraussetzungen sind falsch, seine Beispiele sind falsch, seine Schlüsse sind falsch, seine Beweisführung ist confus, er widerspricht sich unausgesetzt, und an hundert Stellen schwafelt er einfach baren Unsinn, sein ganzer Bücherkram ist keinen Heller werth; das ist das Ergebniß dieser Kritiken, wenn anders man diese Blitze und Donnerschläge Kritiken nennen kann. Aus dieser zermalmenden Schärfe, die die scharfgeschliffenen Spitzen des Witzes noch tödtlicher machen, spricht der heilige Zorn der Entrüstung über alles Halbwissen und Falschwissen, alles demagogische Phraseliren und allen nichtigen rhetorischen Putz über halbverstandene, unbewiesene, unbeweisbare, widersinnige, unsinnige Speculationen. „Ein ökonomisches Problem vom physiologischen Standpunkte aus betrachtet" nennt sich „Capital, die Mutter der Arbeit"; aber aus diesen Blättern spricht nicht blos der Physiologe, obgleich auch dieser sein Wissen herleiht, sondern der Mann von weitem Weltverständniß und riesigem Wissen, von leuchtender Verstandesschärfe und sieghafter Klarheit. Dieselben Züge, die den Publicisten, Bibliothekar und Dichter Lessing dereinst in Allem, was er schrieb, so hoch über seine Zeitgenossen hinaus hoben, heben den Naturforscher und Philosophen Huxley darüber hinaus.

Allerdings hat Huxley zur Biologie und Paläologie hochbedeutsame Beiträge geliefert, und auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und der Physiologie die Ergebnisse der modernen Forschung in mustergiltiger Weise zusammengefaßt; allerdings dankt ihm der höhere naturwissenschaftliche Unterricht Großbritanniens seine Organisation und der niedere fast sein Dasein; allerdings lebt seine Lehrthätigkeit in tausenden von Aerzten, Naturwissenschaftlern und Lehrern dauernd fort; aber sein eigentlicher Ruhmestitel gründet sich doch auf die neun Kleinoctavbände in rothbraunem Leinwandband, die den bescheidenen Titel tragen Collected Essays by T. H. Huxley. Sie sind derjenige Theil seines Lebenswerkes, durch den Huxley in lebendige Fühlung mit seiner Zeit und seinem Volke getreten ist, sie enthalten seine Beiträge zur Fortentwickelung der allgemeinen Weltanschauung. In ihnen spricht der Mann, der da erklärt hat, die Wissenschaft sei nur erzogener

und organisirter gesunder Menschenverstand, der sich von dem einfachen Menschenverstande nur unterscheide, wie der Veteran vom Rekruten, in Scherz und Ernst, mit sprudelndem Mutterwitz und würdiger Weisheit, aus dem Schatze eines reichen Wissens und eines reichen Lebens zu seinen Zeitgenossen, die niemals Untersuchungen über ozeanische Hydrozoen gemacht und niemals vergleichende Anatomie studirt haben. Sie stehen in tausenden von englischen Familien auf dem Bücherbrett, und sie sind das bedeutsamste volksthümlich-philosophische Werk, das das England von heute besitzt. Aus ihnen spricht Huxley, der Philosoph, der seiner Zeit vordenkt, ihrem Denken seine Bahnen weist, und ihr Führer ist in der Fortentwicklung ihrer Weltanschauung. In einem Jahrhundert wird es Zeit sein, zu bestimmen, wieviel von dem, was diese Bände umfassen, in die allgemeine Anschauung der Culturmenschheit übergegangen ist. Alles was wir heute zu thun vermögen, ist, uns zu vergegenwärtigen, aus welchem Borne diese Ströme entsprungen sind und gegen welche anderen Fluthen sie angebraust sind, um sie entweder mit sich fortzureißen oder in ihnen spurlos zu verschwinden. In Hinsicht auf diese Leistungen ist Huxley von Freunden und Feinden, die außer Stande waren, sich eine Weltanschauung vorzustellen, die nicht blind von einer dogmatischen Religion abhängig war, „ein Theolog antitheologischer Richtung" genannt worden, d. h. in etwas genaueres Deutsch übersetzt, ein Weltanschauungskämpfer, der außerhalb der dogmatischen Voraussetzungen der Kirchenfrommen stand. Er ist einer der größten Lehrer seines Volkes und einer der größten geistigen Führer seiner Zeit gewesen und hat sein Denken vorsätzlich den schwersten, größten und letzten Weltanschauungsfragen, dem Woher? und Wohin? des Menschen, den socialen Kernfragen, den Grenzen der menschlichen Erkenntniß und der Geltung des Sittengesetzes gewidmet. So umfaßte sein Interesse ungefähr dasselbe Gebiet, über das die „herrschende" Religion noch immer die Alleinherrschaft zu haben behauptet, und insofern war er ein „Theolog". Aber von dogmatischem Geiste war kaum eine Spur in ihm. Einzig hinsichtlich der Anwendung der Entwickelungslehre auf die Ethik ist er an den eigenen Vorurtheilen gescheitert. Auf allen anderen Feldern, auf denen er einer entschiedenen eigenen Meinung Ausdruck verliehen hatte, ist er der weiteren Entwicklung der Forschung mit gespanntem Auge gefolgt und hat neue Ergebnisse nur allzu gern angenommen, wie die zahlreichen späteren Anmerkungen zu seinen früheren Essays beweisen. Er hatte das Glück, auf einem großen, umfassenden Gebiete, gerade demjenigen Gebiete, das am bestimmendsten auf die geistige und sociale Welt des 19. Jahrhunderts eingewirkt hat, die gründlichsten Fachkenntnisse zu besitzen, und sein Leben fiel in die Zeit, in der dessen größte Entdeckung, die Erklärung der Aufwärtsentwickelung des organischen Lebens, gemacht wurde. Als der „Ursprung der Arten" erschien, war Huxley 34 Jahre alt, hatte in London bereits eine wichtige Lehrstellung inne und sich als selbständiger Arbeiter auf dem Ge-

biete der vergleichenden Anatomie bereits einen geachteten Namen erworben. So war ihm die Möglichkeit gegeben, vom ersten Tage an, wo ihm die Erkenntniß der Riesenbedeutung der Entdeckung aufgedämmert war, nachdrücklich für sie einzutreten und sie durch eigene Leistungen fortzubilden.

Thomas Henry Huxley war geboren am 4. Mai 1825 zu Ealing, damals einem kleinen stillen Landstädtchen anderthalb Stunden von London, heute einem Vorort Londons mit über 30 000 Einwohnern. Sein Vater war Lehrer an einer dortigen Schule, die in hohem Ansehen stand. Seiner eigenen Aussage nach hat er von seinem Vater kaum irgend welchen Zug ererbt außer einem heißen Temperament, „jenem Maße von Zähigkeit in der Verfolgung eines Zieles, das unfreundliche Beobachter manchmal Eigensinn nennen," und einem bedeutenden Zeichentalent, das er zwar niemals künstlerisch ausgebildet hat, durch das aber der Anschauungsreichthum seiner wissenschaftlichen Vorlesungen bedeutend gefördert worden ist. Seine Schüler erzählen voll Bewunderung, wie er seine Vorlesung mit einem abenteuerlichen Krakel an die Wandtafel begann, der Allen unverständlich war, wie er dann während des Sprechens im Laufe einer halben Stunde oder Stunde Strich für Strich eintrug, bis schließlich das deutlichste, schärfst umrissene biologische Bild vor den Augen seiner Zuhörer lag, das mit seiner Hervorhebung alles Typischen unauslöschlich in ihrem Gedächtniß haftete. Mehr hat ihm zu seiner Eigenart seine Mutter gegeben: „Physisch und geistig," erzählt er, „bin ich vollständig meiner Mutter Sohn, bis herab zu besonderen Handbewegungen, die bei mir hervortraten, als ich das Alter erreicht hatte, das sie gehabt hatte, als ich sie an ihr bemerkte . . . Meine Mutter war eine schlanke Brünette von erregter und thatkräftiger Gemüthsart und hatte die durchdringendsten schwarzen Augen, die ich jemals in einem Frauenkopfe gesehen habe. Bei nicht tieferer Bildung, als sie die Frauen der Mittelklasse in ihren Tagen hatten, besaß sie eine ausgezeichnete Begabung. Ihr bezeichnendster Kennzug war jedoch die Blitzesschnelle ihres Denkens. Wenn Jemand die Bemerkung machte, sie habe nicht eben viel Zeit darauf verwendet, um zu einem Schlusse zu gelangen, so sagte sie: ‚Ich kann mir nicht helfen, mir blitzt's nur so auf.' Diese Eigenthümlichkeit ist in ihrer vollen Stärke auf mich übergegangen; sie ist mir oft nützlich gewesen, sie hat mir oft schlimme Streiche gespielt, und sie ist immer eine Gefahr für mich gewesen. Und doch, hätte ich meine Tage noch einmal zu durchleben, ich würde mich von Nichts unlieber scheiden, als von meinem Erbe an Mutterwitz."

Als Knabe predigte er Sonntags den Dienstmädchen in der Küche, und lächelnd fügt er dem Bericht dieses Zuges bei: „Das ist das früheste mir erinnerliche Zeichen von jenen starken, kirchlichen Neigungen, die mir mein Freund Herbert Spencer stets zugeschrieben hat, wenn ich auch selbst der Meinung bin, daß sie zum größten Theile latent geblieben sind." Seine Neigung ging darauf, Ingenieur zu werden, aber das Geschick wollte es

anders. Noch sehr jung, begann er unter einem Schwager, der Mediciner war, Medicin zu studiren; aber die Medicin als Heilkunst kümmerte ihn nicht sonderlich. Physiologie — die Ingenieurkunst der lebendigen Maschinen — war das Einzige, was seine Theilnahme dauernd zu fesseln vermochte, und das ist sein ganzes Leben so geblieben. Der Philosoph in ihm konnte sich nun und nimmer mit den bloßen Einzelheiten bescheiden, und er war sich dessen nur allzugut bewußt: „Obgleich die Naturwissenschaft mein eigentlicher Lebensberuf geworden ist, so wohnt doch schrecklich wenig vom echten Naturforscher in mir. Ich habe niemals Etwas gesammelt, und die Einzelforschung ist stets eine Last für mich gewesen. Wirklich am Herzen gelegen hat mir dagegen der architektonische und mechanische Theil der Arbeit, das Herausarbeiten des wunderbar einheitlichen Planes in den tausenden und abertausenden von lebendigen Constructionen und die Modificationen ähnlicher Apparate, um sie zu verschiedenen Zwecken geeignet zu machen."

Nach einer Vergiftung, die er sich bei einer Section zugezogen, und deren Folgen er noch Jahre lang in heftigen inneren Schmerzanfällen zu tragen hatte, vollendete er sein medicinisches Studium an der Charing Cross School of Medicine, wo damals Wharton Jones Physiologie lehrte. Er war der erste und einzige Lehrer, dessen Wissen und Methode auf den siebzehnjährigen Studenten einen nachhaltigen Eindruck machte. Durch eifrige Arbeit suchte er sich den Beifall des Lehrers zu erwerben, und es gelang ihm, dessen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Jones ermuthigte ihn zur Veröffentlichung seines ersten naturwissenschaftlichen Aufsatzes, ja corrigirte dem nachmaligen Meister des Stiles und dem formvollendetsten naturwissenschaftlichen Schriftsteller des folgenden halben Jahrhunderts die kleine Arbeit stilistisch durch, die endlich in der Medical Gazette 1845 erschien. Eben hatte Huxley — mit 20 Jahren — sein obligatorisches medicinisches Studium vollendet, und im Anfang 1846 bestand er das erste Examen eines Baccalaureus der Medicin an der University of London. Das Examen eines Magister der Chirurgie konnte er noch nicht mitmachen, da er dafür noch zu jung war. Gleichwohl trat die Nothwendigkeit an ihn heran, sich sein Brot zu verdienen, und so begann er seine Laufbahn im selbstständigen Leben gleich den meisten jungen englischen Aerzten als Schiffsarzt. Er wandte sich brieflich an den Generaldirector des ärztlichen Dienstes in der Kriegsflotte, bestand sein Examen als Militärarzt und ward zunächst sieben Monate Assistenzarzt am Haslar-Hospital und dann Assistenzarzt auf der Rattlesnake, die ihn durch ferne Meere trug.

„In jenen Tagen," so berichtet er, „war das Leben auf den Schiffen der Kriegsflotte sehr verschieden von dem heutigen, und das unsere war ausnahmsweise hart, da wir oft Monate lang keinen Brief erhielten und außer uns selbst keinen civilisirten Menschen sahen. Dafür hatten wir freilich das Glück, so ungefähr die letzten Reisenden zu sein, die noch auf Leute trafen, die Nichts von Feuerwaffen wußten — so an der Südküste

von Neuguinea — und mit einer bunten Menge interessanter wilder und halbcivilisirter Stämme Bekanntschaft machten. Aber selbst abgesehen von derartigen Erfahrungen und der Gelegenheit zu wissenschaftlichen Arbeiten, die sich mir bot, ist mir persönlich diese Seefahrt von außerordentlich hohem Werthe gewesen. Es war heilsam für mich, unter strenger Disciplin zu sein, durch das Leben vom Nothwendigsten mitten in der Wirklichkeit des Daseins zu stehen, herauszufinden, wie außerordentlich lebenswerth doch das Leben erscheine, wenn man von seiner Nachtruhe auf einer weichen Planke und mit dem Himmel als Baldachin aufwachte und zum Frühstück nur Kakao und Biscuits mit Mehlwürmern vor sich sah; und ganz besonders für eigene Ergebnisse arbeiten zu lernen, selbst wenn Alles zum Kuckuck ging und ich selber mit."

Vier Jahre lang fuhr der junge Assistenzarzt auf der „Klapperschlange" durch die Südmeere, von einer Station zur anderen, und auf dieser Reise legte er in sich selbst den Grund zum selbstständigen Naturforscher und außerhalb den Grund zu seinem wissenschaftlichen Namen. Beitrag auf Beitrag ging an die Linnean Society ab, aber keine Antwort kam. 1849 endlich arbeitete er eine umfänglichere Abhandlung aus und sandte sie an die Royal Society. Aber auch über diese hörte er keine Silbe. Um so größer war seine Ueberraschung, als er sie bei seiner Rückkehr nach England Ende 1850 nicht nur angenommen, sondern sogar gedruckt fand. Ein gewaltiges Bündel Sonderabzüge lag für ihn bereit.

Die nächsten drei Jahre ward Huxley in London beschäftigt. Als er aber dann wieder Befehl erhielt, sich einzuschiffen, gab er den ärztlichen Dienst in der Flotte auf und bemühte sich um mehrere Professuren der Physiologie und vergleichenden Anatomie, jedoch vergebens. Sein Freund Tyndall und er bewarben sich nach englischer Sitte um zwei Professuren an der Universität Toronto, aber zu ihrem Glücke wurden sie nicht gewählt. Als endlich 1854 Edward Forbes von London nach Edinburgh berufen wurde, erhielt Huxley dessen Docentur der Paläologie und Naturgeschichte an der Geologischen Inspection angeboten. Von der Paläologie fühlte er sich jedoch so wenig angezogen, daß er dem Generaldirector der Geologischen Inspection erklärte, Fossilien seien ihm gleichgiltig, und er werde die Docentur für Naturgeschichte aufgeben, sobald er eine physiologische Professur erhalte; dennoch hat er sie bis 1885 bekleidet, und ein großer Theil seiner Arbeiten hat sich auf paläologischem Gebiete bewegt. Selbst seine Collected Essays enthalten einen Band: Discourses Biological and Geological. Damit trat Huxley seine akademische Laufbahn in London an, und trotz der zahlreichen glänzenden Anerbieten, die ihm von auswärts gemacht wurden, hat er London niemals verlassen. Das öffentliche Sprechen war ihm anfangs in hohem Maße unangenehm, aber nach und nach gewöhnte er sich daran und ward der klare, eindringliche, selbstsichere Lehrer, der Tausenden von englischen Aerzten und Naturwissenschaftlern den Begriff der Wissenschaftlichkeit

vermittelt hat, der zu feierlichen Gelehrtenversammlungen mit derselben Meisterschaft sprach wie zu den rußhändigen Arbeitern bei populären Vortragsabenden und der in seiner populären Beherrschung seines Lehrstoffes selbst in England einzig dastand.

Huxley verdankt seiner Ausbildung als Mediciner mehr, als er vielleicht gewußt hat. Es ist die Frage, ob er mit einer speciell auf seinen Beruf zugeschnittenen Vorbildung, selbst wenn es eine solche in den Tagen seiner Jugend gegeben hätte, der umfassende Geist geworden wäre, den die Welt in ihm bewundert hat. Gerade weil sich nachmals, als er in's selbstständige Leben eintrat, sein Interessenkreis so stark specialisirte, wurde es für ihn so bedeutsam, daß er auf mehreren Gebieten außerhalb desselben Einzelkenntnisse besaß, wie sie Darwin sein Leben lang vergeblich ersehnt hat. Heute scheint es unglaublich, daß der Begründer der Entwicklungslehre auf dem Felde der vergleichenden Anatomie nur die bruchstückhaftesten Kenntnisse hatte; aber eben deswegen ward es von so unendlicher Bedeutung, daß sie das Specialgebiet des Mannes war, der zuerst eine umfassende Classification der Lebewesen auf der Grundlage von Darwins Grundsätzen versuchte.

Die seltsamen Glasthiere der südlichen Meere hatten seine Aufmerksamkeit in dem Maße gefesselt, daß er die Siphonophoren zum Gegenstand einer Einzeldarstellung gemacht hatte, der er den Titel „Die oceanischen Hydrozoen" gab. Damit that er von mehr als einem Gesichtspunkte aus einen außerordentlich glücklichen Griff; denn gerade diese Thiere sind es gewesen, was den Einblick in die Entwicklung der Hauptgruppen der Lebewesen im Laufe des letzten halben Jahrhunderts so riesig gefördert hat. Nehmen sie doch eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen den zwei anderen Thiergruppen ein, den einschichtigen und den dreischichtigen, und sind deshalb so wesentlich für die Erkenntniß des Stufenganges des Lebens auf der Bahn allmählicher Entfaltung. Hatte Linné durch seinen unermüdlichen Classificationseifer in der organischen Welt ein wenig Ordnung geschaffen und einen Ueberblick ermöglicht, so hatte Buffon mindestens die Grundlage für den modernen Begriff der Biologie als Wissenschaft gelegt und Cuvier die vergleichende Anatomie und Paläontologie begründet. Durch Lamarck war der Begriff der Entwicklung wieder lebendig gemacht und die Zoologie der wirbellosen Thiere in den Vordergrund geschoben worden. Huxley verglich in seiner Arbeit bereits ganz richtig die Zweischichtigkeit des Baues seiner Glasthiere mit der Zweischichtigkeit, durch welche das höhere Thier vom Wurm bis zum Menschen in seiner embryonalen Entwicklung geht, ein Vergleich, der erst nachmals, nachdem Huxley selbst, auf Darwins Entdeckung fußend, der vergleichenden Anatomie eine neue Grundlage gegeben hatte, seine volle Bedeutung erhielt.

Jetzt, nach seiner dauernden Niederlassung in London, standen Huxley die riesigen Sammlungen der englischen Hauptstadt zu Gebote, und seine

Thätigkeit an der Bergakademie ließ ihm reichlich Zeit zu wissenschaftlicher Beschäftigung. Das ward für ihn von großer Wichtigkeit; denn einmal bot es ihm die Möglichkeit, sich in das neue Lehrfach, das er zu vertreten hatte, gründlich einzuarbeiten, und sodann gestattete es ihm, eine Reihe Specialuntersuchungen vorzunehmen, die ihn als Forscher hohen Ranges zeigen. Sie alle erhielten ihren Kernpunkt erst von der Entwicklungslehre, die mit den Jahren 1858 und 1859 auf den Schauplatz trat.

Als Charles Darwin am 1. Juli 1858 der Linnean Society seine eigene Arbeit „Ueber die Tendenz der Arten, Varietäten zu bilden, und über die Fortsetzung der Varietäten und Arten durch das natürliche Mittel der Auslese" zugleich mit dem Essay von Alfred Russel Wallace: „Ueber die Tendenz der Varietäten, unendlich von der Urform abzuweichen," vorlegte, war Huxley nicht zugegen. Aber die neue Lehre gewann schnell Boden, und Huxley selbst hatte sie sich schon zu eigen gemacht, als am 24. November 1859 die erste Auflage des Werkes „Ueber den Ursprung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampf um's Dasein" erschien.

Mit dem ihm eigenen Humor berichtet er uns von jenem Tage, an dem „Der Ursprung der Arten" geboren ward. „Wer sich von seinem Gedächtniß so weit zurücktragen lassen kann, der wird sich darauf besinnen, daß das neugeborene Kind außerordentlich lebhaft war, und daß eine große Anzahl ausgezeichnete Leute die Kundgebungen seiner kräftigen Eigenart als bloße Unart auffaßten. Um seine Wiege gab es ziemliche Unruhe. Meine Erinnerungen an diese Zeit sind besonders lebhaft, denn ich hatte eine zarte Zuneigung zu dem Kinde gefaßt, das mir außerordentlich viel zu versprechen schien, und so war ich einige Zeit in der Eigenschaft als Unteramme bei ihm thätig und erhielt so mein Theil von den Stürmen, die das Leben des jungen Geschöpfes bedrohten. Das war für einige Jahre fraglos heiße Arbeit. Wenn man jedoch in Betracht zieht, wie außerordentlich unangenehm das Auftauchen des Neulings allen denen gewesen sein muß, die sich nicht auf den ersten Blick in ihn verliebten, so kann man es unserer Zeit zu ihren Gunsten anrechnen, daß der Kampf nicht heftiger war und der bittere und gewissenlose Widerstand so rasch abgestorben ist, wie er ist."

Wenn wir uns heute kaum mehr vorzustellen vermögen, wie gegen den „Ursprung der Arten" in den sechziger Jahren ein derartiges Wuthgeheul losbrechen konnte, wie ein Darwin sich scheuen konnte, seine „Abstammung des Menschen" zu schreiben, und ein Mann wie Huxley für seine „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur" von allen Christenmenschen mit einer Art Bann belegt zu werden vermochte, so ist das gerade der gewaltigste Beweis für die riesige Wirkung dieser Bücher und dieser Männer. Was anders hat den Umschwung geschaffen, kraft dessen heute Jemand, der mit seinem Denken noch nicht auf dem Boden der Entwicklungslehre steht, kaum mehr

für einen Gebildeten gelten kann? Der jüngeren Generation ist die Idee der Entwicklung zur selbstverständlichen Voraussetzung des Denkens geworden, und sie zuckt über Jeden die Achseln, der von dem alten Standpunkt einer Stillstandsweltanschauung aus die Welt der Thatsachen und Ideen betrachtet. Und gerade die allgemeine Weltanschauung in England dankt diesen Wandel weit mehr Huxley als Darwin. Keinen Band des „Nineteenth Century," der „Contemporary Review" oder der „Fortnightly Review" kann man in die Hand nehmen, ohne irgendwie das Wehen von Huxleys Geist zu verspüren, der dem Schiffe der geistigen Zeitkämpfe die Segel bläht. Und wer da weiß, welchen Factor diese Monatsschriften in dem geistigen Leben Großbritanniens bedeuten und wie dort alle die großen Fragen des Tages in der Monats- und Vierteljahrspresse ausgefochten werden, der wird darauf doppeltes Gewicht legen. Ueberdies waren diese Zeitschriften nicht Huxleys einziger Kampfplan. In seiner engeren Berufsthätigkeit, in seinen Werken, in volksthümlichen Vorlesungscursen, als Reformator des Unterrichtswesens und als Mitglied einer großen Anzahl öffentlicher Körper von dem Directorium des Britischen Museums bis zur Universitätsreformcommission und dem Londoner Schulausschuß ist er im gleichen Sinne unaufhörlich thätig gewesen.

In der ersten Auflage des „Ursprungs der Arten" hatte Darwin geschrieben: „In ferner Zukunft sehe ich freies Feld für weit wichtigere Forschungen. Die Psychologie wird auf eine neue Grundlage gestellt werden, auf diejenige der nothwendigen Erwerbung jeder geistigen Kraft und Fähigkeit Schritt für Schritt. Auf den Ursprung des Menschen und seine Geschichte wird dann Licht fallen." Das ist eine gelegentliche nebensächliche Bemerkung, die sich auf ferne Zukunft bezieht, und wenn sie die Abstammung des Menschen von dem affenartigen Proanthropos einschließen soll, dann schließen auch Buffons Sätze, wie: „Die Natur ist nach meiner Behauptung in einem Zustand beharrlichen Flusses und beharrlicher Bewegung" den Satz von der Veränderlichkeit der Arten ein. Huxley hindert wohl nur seine Bescheidenheit daran, in dieser Bemerkung Nichts weiter zu sehen als ein hingeworfenes Wort. Denn ihm selbst gebührt das Verdienst, zuerst und mit voller Klarheit diese wichtigste aller Folgerungen aus der Entwicklungslehre gezogen zu haben, und zwar bereits 1860. In diesem Jahre hielt Huxley sechs Vorlesungen für Arbeiter über die „Beziehungen des Menschen zu den nächstniederen Thieren" und 1862 zwei weitere vor dem Philosophischen Institut in Edinburgh. So konnte er bereits 1863, als er sein kleines Buch „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur" veröffentlichte, sagen, seine Anschauungen möchten richtig oder falsch sein, sicherlich hätte er sie sich nicht übereilt gebildet. Darwin ahnte 1859 kaum, welche Bedeutung sein Buch für die Geschichte der allgemeinen Weltanschauung bekommen werde. Huxley hatte jedoch mit seinem philosophischeren Geiste diesen Punkt sofort erkannt. So schrieb er damals: „Die Frage der Fragen für die Menschheit, das Problem, das allen anderen zu Grunde liegt, ist die Be-

stimmung des Platzes, den der Mensch in der Natur einnimmt, und seiner Beziehungen zum All. Woher unsere Rasse gekommen ist, was die Grenzen unserer Macht über die Natur und der Macht der Natur über uns sind, welchem Ziele wir zustreben — das sind die Probleme, die sich von Neuem und mit unverminderter Theilnahme jedem Menschen aufdringen, der zur Welt geboren wird." Der tiefgebildete Zoolog Huxley, dessen Lieblingsfach vergleichende Anatomie war, war auf diesem Felde Darwin entschieden überlegen.

In seinen „Zeugnissen für die Stellung des Menschen in der Natur" zeigte Huxley durch genaue anatomische Vergleichung, daß der Unterschied zwischen dem Menschen und den höheren Affen viel kleiner sei als der zwischen den höheren und den nächstniedrigeren Affen, und die Abbildung, welche das Skelett des Gibbon, Orang, Chimpanse, Gorilla und Menschen neben einander zeigt, verfehlte nicht, Entsetzen zu erregen. In dem zweiten Capitel, „Die Beziehung des Menschen zu den nächstniederen Thieren" stellte er zum ersten Mal jenen Stammbaum der Lebewesen auf, wie ihn dann Karl Vogt in seinen „Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde" (1863) übernahm und Haeckel in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" (1869) und in seiner „Anthropogenie" grundlegend ausbaute. Und in dem dritten Capitel beschäftigte er sich mit den fossilen Menschenresten, deren populärste deutsche Darstellung nachmals Ludwig Büchner in dem ersten Theile seines Buches: „Der Mensch und seine Stellung in Natur und Gesellschaft" (1869) gegeben hat, und die von höchster Bedeutung sind, weil sie die Lücke zwischen dem heutigen Menschen und den Affenarten der grauen Vorzeit ausfüllen. Mit diesem Buche zog Huxley die wichtigste Folgerung aus der Entwicklungslehre und begründete die Affentheorie oder Affenabstammung des Menschen in einer Weise, daß sie seitdem von der vergleichenden Anatomie nicht wieder in Zweifel gezogen worden ist, und sich ihm Darwin mit seiner „Abstammung des Menschen" (1871) vollständig anschließen konnte.

Diesem Werke folgten eine große Fülle anderer Arbeiten, die sich fast auf das gesammte Thierreich erstrecken, die Wirbelthiere jedoch bevorzugen, bald größer, bald kleiner, bald Einzelheiten feststellend, bald Ergebnisse verschiedener Felder zusammenfassend und dabei niemals den großen Gesichtspunkt der generellen Entwickelung aus dem Auge verlierend, und daran schlossen sich eine Reihe zusammenfassender Arbeiten, die in erster Linie zu Handbüchern für den akademischen Unterricht bestimmt waren.

Er begann mit seinen „Vorlesungen über vergleichende Anatomie" 1864 und ließ diesen weitere Lehrbücher folgen. Sein „Handbuch der Anatomie der Wirbelthiere" (1871) und sein „Handbuch der Anatomie der wirbellosen Thiere (1877) sind die Grundlage des akademischen Unterrichtes der vergleichenden Anatomie in ganz Großbritannien geworden. Seine Physiographie (1877) ist eine Einleitung in das Studium der Natur, wie Deutschland

keine besitzt, und all die kleinen Arbeiten wie „Der Krebs oder das Studium der Zoologie“ (1861) sind als gemeinverständliche Einführungen in ein schwieriges Gebiet wahrscheinlich unübertroffen. Von dem, was Jeder weiß, führt Huxley seine Zuhörer zu dem Wissen, das man wohl von einem Durchschnittsarzt erwarten kann, von da aus zu den Grundzügen aller Zoologie und schließlich zu ihren letzten Problemen und weittragendsten Verallgemeinerungen. „Ein Stück Kreide“ (1868), „Hefe“ (1871), „Die Kohlenbildung“ (1870) sind nahezu gleiche Meisterstückchen. Der englische Gebildete, der heute über die allgemeinen Ergebnisse der Challengerexpedition oder über den Umschwung in der geologischen Forschung sich zuverlässig belehren will, ohne selbst eine ganze Fachlitteratur zu studiren, wendet sich an Huxleys „Biologische und Geologische Discurse“.

Wie Huxley als vergleichender Anatom Karl Gegenbaur nicht erreicht, so steht er als systematischer Biolog auch Darwins größtem Jünger, Ernst Häckel, nach. Mit dessen „Genereller Morphologie“, „Anthropogenie“, oder selbst dessen populärer „Natürlicher Schöpfungsgeschichte“ kann sich keines seiner Werke messen, wie die Leistungen dieses Baumeisters des Systems der gesammten Lebewelt überhaupt in der Gegenwart unübertroffen dastehen, aber darum steht Huxley doch unter den Bahnbrechern des Darwinismus in der ersten Reihe, wenn auch der Schwerpunkt seiner Leistungen in seiner Arbeit für die Weltanschauungsentwicklung seiner Zeit liegt.

Als Huxley sein akademisches Lehramt in London antrat, war es um die naturwissenschaftliche Bildung Großbritanniens schlimm bestellt. Die englischen Universitäten hatten noch nicht einmal selbständige naturwissenschaftliche Professuren, außer so weit es das medicinische Studium unbedingt forderte. Auf den großen Gymnasien Englands in Eton, Harrow, Winchester gab es überhaupt noch keinen naturwissenschaftlichen Unterricht; die technische Bildung war noch in den Kinderschuhen und machte eben ihre ersten schüchternen Laufversuche. Staatliche Volksschulen gab es noch nicht. Das gesammte Schulwesen war dem Privatunternehmen überlassen und stand auf der niedrigsten Stufe. Ueber Elementarunterricht und Bibelstunde kam man nur in den größeren Städten hinaus, und wo Sprachunterricht ertheilt wurde, da bezog er sich einzig auf Latein und Griechisch.

1854 sprach Huxley in der St. Martins Hall in London zum ersten Male über naturwissenschaftliche Bildung. „Ueber den erzieherischen Werth der naturgeschichtlichen Wissenschaften“ lautet der Titel ein wenig steif; und seitdem hat er dieses Feld nicht mehr aus den Augen verloren. Ob er 1868 in der Arbeiter-Akademie in Südlondon über liberale Bildung und ihre Quellen sprach, ob er 1880 mit seiner Rede „Naturwissenschaft und Geistesbildung“ das Mason College in Birmingham eröffnete, ob er 1884 als Lord Rector der Universität Aberdeen über Universitäten in Wirklichkeit und das Ideal von Universitäten sprach, oder 1876 die John Hopkins Universität in Baltimore mit seiner Rede über „Universitätsbildung“ er-

öffnete, ob er über das Studium der Biologie, den Elementarunterricht in der Physiologie, über das medicinische Studium, über die Stellung des Staates zum Aerzteberuf, über die Beziehung der biologischen Wissenschaften zur Medicin oder über technische Ausbildung sprach: allüberall war sein Streben darauf gerichtet, den Naturwissenschaften zu der Stellung in der modernen allgemeinen und gelehrten Bildung zu verhelfen, die ihrer Bedeutung für die Begründung einer eigenen Weltanschauung, für die Ausbildung des Geistes und die Schärfung und Uebung der Sinne entspricht. Um zu diesem Ziele zu gelangen, hat er keine Mühe und keine Anstrengung gescheut und ist über vierzig Jahre lang der Führer der mächtigen Bewegung zur Modernisirung der Bildung in Großbritannien gewesen. Im Londoner Schulausschuß hat er den Kampf gegen den Religionsunterricht mit seinen mythologischen Tendenzen gefochten, und als es 1870 darüber zum Wahlkampfe kam, seine Sache in zäher Arbeit zum Siege geführt. Keinem einzelnen Manne verdankt England so viel hinsichtlich der Ausbreitung der naturwissenschaftlichen Bildung im letzten Menschenalter. Er hat seinem Volke die Lehrer ausgebildet, das Schulgesetz reformiren helfen, die Unterrichtspläne umgestaltet und in der höheren Bildung der Bücherweisheit manchen kräftigen Stoß versetzt. Wenn Latein und Griechisch in dieser Zeit ein gutes Theil von ihrem Monopol eingebüßt haben, so gehört das auch auf Huxleys Rechnung.

Ebenso gut wie Latein und Griechisch könnte man ja Paläontologie zum Kern der höheren Schulbildung machen! „Und es ist wunderbar, eine wie genaue Parallele zu der klassischen Bildung sich mit der Paläontologie ziehen ließe. Erstlich könnte ich ein so trockenes, in seiner Terminologie pedantisches und dem jugendlichen Geiste so widriges osteologisches Lehrbuch aufbauen, daß ich die neueren berühmten Hervorbringungen von Schuldirectoren in all diesen Vorzügen damit aus dem Felde schlüge. Dann könnte ich meine Jungens auf leichte Fossilien eindrillen und all ihre Gedächtnißkraft und ihren Verstand durch die Anwendung meiner osteogrammatischen Regeln auf die Auslegung oder Construction dieser Bruchstücke an's Licht bringen. Denen, die in den höheren Klassen säßen, könnte ich dann einzelne Knochen geben, um aus ihnen Thiere zu bauen, und dem, der es in der Erzeugung von Ungeheuern in der genausten Uebereinstimmung mit den Regeln am weitesten brächte, könnte ich gute Censuren und Prämien geben. Das entspräche dem Versemachen und Aufsätzeschreiben in den todten Sprachen. Wenn ein großer vergleichender Anatom diese Leistungen sähe, so möchte er allerdings seinen Kopf schütteln oder lachen. Aber wie? Würde eine derartige Katastrophe vielleicht die Parallele zerstören? Was würde wohl Cicero oder Horaz über die Erzeugung der besten derartigen Schulleistungen sagen? Und würde sich Terenz nicht die Ohren zuhalten und hinauslaufen, wenn er bei der englischen Aufführung seiner eigenen Stücke zugegen sein könnte?“

Trotz der zahlreichen Kämpfe, in die Huxley verwickelt ward, hat vielleicht keiner seiner bedeutenden Zeitgenossen weniger Feinde gehabt als er. Nachdem er einmal den theologischen Haß überwunden hatte, den ihm seine Affentheorie eingebracht hatte, und man nur noch aus dem Versteck auf ihn schimpfte, hat er selbst bei seinen natürlichen Antagonisten Anerkennung, ja Bewunderung gefunden. In jeder großen, nicht politischen Tagesfrage pflegte man auf seine Meinungsäußerung zu spannen und seinen Worten zu lauschen. Jede wissenschaftliche Ehre ist ihm zu Theil geworden. Jede Ehre, die ihm genehm gewesen wäre, hätte ihm sein Volk unter liberaler wie unter conservativer Regierung gegeben, aber er hatte seine eigene Anschauung über diese Dinge und hätte den Lordstitel sicherlich freundlich abgelehnt: „Ich habe persönlich," schrieb er vor einem Vierteljahrhundert, „keinerlei Vorliebe für Akademien nach continentalem Muster und noch weniger für das System, ausgezeichnete Männer der Wissenschaft, der Litteratur oder Kunst mit Orden und Titeln zu schmücken oder sie durch Sinecuren zu bereichern. Die Männer der Wissenschaft brauchen nur ihren anständigen Tagelohn für mehr als ein anständiges Tagewerk, und die Meisten von uns würden wohl außerordentlich zufrieden sein, wenn wir uns für unsere unablässige Anstrengung bei Tag und bei Nacht das Gehalt verdienen könnten, das in England ein Finanzkammersecretär erster Klasse bezieht, ohne daß er darum seine Fähigkeiten irgendwie sichtlich anzustrengen hätte. Der einzige Adelsstern, der nach meinem Urtheil einen Philosophen kleidet, ist jener Rang, den er in der Achtung seiner Fachgenossen einnimmt: denn sie sind die einzigen zuständigen Richter in solchen Dingen. Newton und Cuvier haben sich erniedrigt, als der Eine den Adel annahm und der Andere ein Baron des Reiches wurde. Die großen Männer, die wie Michael Faraday und George Grote in ihr Grab stiegen, scheinen mir die Würde der Wissenschaft sehr fein und richtig verstanden zu haben, als sie allen derartigen unechten Putz ablehnten."

Wer Huxley einseitig als Naturforscher bezeichnen wollte, thäte bei aller Bedeutung dieses Wortes ihm Unrecht. Ihm selbst schien es, als fühlte er sich von der Ingenieurkunst am stärksten angezogen, aber im Kerne seiner Begabung war er Philosoph und ein Philosoph hohen Ranges. Ein fertiges „System" in acht Bänden hat er allerdings nicht hinterlassen, aber zum Baue der modernen Weltanschauung hat er wahrscheinlich mehr Bausteine geliefert als jeder andere Zeitgenosse. Und dazu befähigte ihn außer seinem umfassenden Wissen seine philosophische Begabung und seine philosophische Bildung.

Für Huxley ist Descartes der Vater der modernen Philosophie. „Sein allgemeines System von den Dingen, seine Vorstellungen von wissenschaftlicher Methode und von den Bedingungen und Grenzen der Gewißheit sind weit wesentlicher und bezeichnender modern als die eines seiner unmittelbaren Vorgänger und Nachfolger." Er ist der würdige Nachfolger des

ersten Agnostikers Sokrates, der es nicht bis zu eigentlichen Schülern gebracht hat, und eine Generation nach dem bereits jenes wildes Spiel der Einbildungskraft einsetzt, das Plato kennzeichnet. „Die Platonische Philosophie ist wahrscheinlich das riesigste Beispiel des unwissenschaftlichen Gebrauches der Phantasie, das es giebt, und die Menge Schaden, die seine Ideenlehre auf der einen Seite und seine unselige Theorie von der Gemeinheit der Materie auf der anderen unmittelbar oder mittelbar dem klaren Denken gethan haben, ist schwerlich abzuschätzen.“ Ihm steht der moderne Geist gegenüber. Er ist nicht „ein Geist, der stets verneint und seine Lust einzig am Niederreißen findet. Ebensowenig freilich einer, der lieber Luftschlösser baut als ganz auf das Bauen verzichtet. Es ist der Geist, der da arbeitet und arbeiten wird „ohne Hast und ohne Rast“, eine Wahrheit nach der anderen einerntet in seine Scheuern und den Irrthum mit unauslöschlichem Feuer vertilgt.“

„In der Reform der Philosophie seit Descartes,“ meint Huxley, „sind wohl die größten und fruchtbarsten Ergebnisse der Thätigkeit des modernen Geistes — vielleicht seine einzigen großen und dauernden Ergebnisse — diejenigen, welche Berkley und Hume zuerst in ihren Werken geboten haben. Der eine hat den Grundsatz von Descartes, daß absolute Gewißheit nur der Kenntniß der Thatsachen des Bewußtseins eignet, bis zu seinem logischen Ergebniß durchgeführt; der Andere hat die Kritik des Cartesius auf das ganze Reich der gewöhnlich als Wahrheiten hingenommenen Sätze ausgedehnt und nachgewiesen, daß wir in der Mehrzahl der wichtigen Fälle von dem Besitze klarer Erkenntniß soweit entfernt sind, daß wir sagen können, wir besäßen überhaupt keine; daß es deswegen unsere Pflicht ist, stillzuschweigen, oder mindestens uns zum Aufschieben des Urtheils zu bekennen.“

In Hinsicht auf die vielen Fragen, auf welche wir empirisch noch keine Antwort zu geben vermögen, nennt sich Huxley einen Agnostiker, seine Denkweise Agnosticismus. Das Wort ist natürlich dem direkten Gegensatz zu den gnostischen Secten der frühen christlichen Kirche entsprungen; und der Begriff rechtfertigt sich damit, daß es besser sei, uns unser Unvermögen, die letzten Weltanschauungsfragen zu beantworten, einzugestehen, als uns durch eine dogmatische scheinbare Antwort über unsere Unwissenheit hinwegzutäuschen. Und nicht nur dies: über viele rein geschichtliche Fragen wissen wir absolut Nichts. So wird uns wahrscheinlich die geschichtliche Gestalt des Rabbi von Nazara für immer in Dunkel gehüllt bleiben. Auch hier ist es besser, wir machen uns nicht mit Hypothesen bloßen Wind vor, sondern bescheiden uns mit unserem Nichtwissen.

Dieses ehrliche Eingeständniß der Unzulänglichkeit der eigenen Erkenntniß, der wahre Agnosticismus, ist aber nur der Vater des Wunsches nach mehr Wissen, nicht sein Dämpfer, und es wäre Thorheit, mit der Theologie gewisse Erscheinungsgebiete als der menschlichen Erkenntniß überhaupt un-

zugänglich zu verschreien. Im Gegentheil, in manchen Punkten wissen wir weit mehr, als die Kirche zugestehen will, und dies gilt vor Allem von der natürlichen Grundlage des Lebens.

Am 8. November 1868 hielt Huxley in Edinburgh einen Sonntagsvortrag über Protoplasma. Das war damals ein starkes Stück und um so mehr, als sich der Vortrag in seinem Kern gegen das Gespenst einer „Lebenskraft“ wandte, das in Deutschland damals schon geraume Zeit durch Herbart seinen Todesstoß erhalten hatte. Jene stickstoffhaltige Kohlenstoffverbindung ist „lebendig“, sie ist der alleinige Träger des Lebens, Leben ist ihre Eigenschaft, ihr Merkmal, und obgleich wir noch nicht im Stande sind, auf chemischem Wege lebendiges Protoplasma zu erzeugen, so ist doch die Hoffnung gerechtfertigt, daß das dereinst noch gelingen werde. Als Huxley 1870 zum Präsidenten der British Association erwählt wurde, gab er in seiner Präsidentenansprache über „Biogenesis and Abiogenesis“ den geschichtlichen Hintergrund der Frage, indem er die Entwicklung der Keimtheorie von Francisco Redi bis in die Gegenwart verfolgte.

Allerdings giebt es auch in Deutschland eine Richtung, die, sich hinter nicht wegzuleugnende erkenntnißtheoretische Thatsachen verschanzend, von einer unüberbrückbaren Kluft zwischen Geist und Materie redet und die von dem Gesichtspunkte aus, daß uns das Wesen alles Stofflichen absolut unerkennbar bleibt, mag man die Materie nun in „Kraftpunkte“ oder in materielle Atome auflösen, sich selbst Idealismus nennt — aber hier ist das alte Wort in einem neuen Sinne gebraucht; es ist nicht mehr der Gegensatz zwischen Stoff und Geist, oder Welt und Gott, wie ihn die Theologie des achtzehnten Jahrhunderts ausgebildet hat, nachdem sie den Gegensatz zwischen Gott und Teufel von der fortschreitenden Bildung aufzugeben gezwungen worden war. Die Zunahme erkenntnißtheoretischer Erfahrung hat diese Kluft vielmehr überbrückt, und diese Ueberbrückung kommt zum Ausdruck in einem Worte, das Büchner und Wundt, Häckel und Du Prel in gleicher Weise brauchen und das von Goethe poetisch verklärt worden ist: in dem Worte Monismus. Eine „Weltanschauung auf monistischer Grundlage“, mag sie sich nun als naturwissenschaftliche oder als übersinnliche bezeichnen, hat sich bereits zum Stichwort herausgebildet. „Monistisch“ ist das Kampfwort gegen den dogmatischen Dualismus geworden, den die Juden einst den Persern entlehnten und der seit drittehalb Jahrtausenden sich unaufhaltsam ausgebreitet hat. Noch liegt er in allerhand Sprachkrystallen festgefroren vor uns, und sobald sind wohl seine Spuren nicht aus dem Denken Europas wegzuwischen. Aber die Wissenschaft weiß bereits, daß Seele und Leib, Geist und Materie, Kraft und Stoff nur Abstractionen sind, die nicht als objective Thatsachen gelten können, weil sie unserem Erkenntnißstandpunkte nicht mehr entsprechen. Kennen wir doch keinen unbewegten Stoff, keinen materielosen Geist und keine Seele ohne Leib. Erst mit dem selbstständigen Zellenleben entsteht

was wir in seinen höheren Entwicklungen als Seele bezeichnen. Mit den einzelnen Dogmen der überlieferten Religion rechtet die deutsche Wissenschaft nicht mehr. Ihr letztes Princip ist es, was sie noch zu bekämpfen hat. England dagegen ist von dem Worte Monismus als Kampfwort kaum noch berührt. Das nachgelassene kleine Buch von George John Romanes „Mind and Motion and Monism“ hat in England ein Unverständniß gefunden wie kaum je ein anderes philosophisches Buch. Romanes war der Weltanschauung seiner Epoche zu weit voraus, um bei seinem Volke Anklang zu finden. Und dennoch ist auf die Dauer dieser Anschauung der Sieg sicher. Wie Albert Lange einst sagte: „Immer wieder wird die Menschheit den Mann freudig begrüßen, der es versteht, in genialer Weise alle Bildungsmomente seiner Zeit benutzend, jene Einheit der Welt und des Geisteslebens zu schaffen, welche unserer Erkenntniß versagt ist,“ so kann auch nie eine Weltanschauung, die wesentlich in einem großen Fragezeichen besteht, die Weltanschauung der Massen, der Völker, der ganzen Culturmenschheit werden; sondern diese kann immer nur in einer positiven Ueberzeugung bestehen. Der Agnosticismus mag eine noch so wichtige Phase im englischen Geistesleben von gestern und heute bedeuten, die neue Weltanschauung ist er noch nicht. Soweit er nicht eine bloße Ermüdungserscheinung des Denkens darstellt, die es dem Gegner in die Schuhe schiebt, den Beweis für die Richtigkeit seiner Anschauung anzutreten, ist er bewußter Skepticismus, wie er in Zeiten heftiger Weltanschauungskämpfe häufig auftritt, wie er aber noch niemals eine mehr als vorübergehende Rolle in der Weltanschauungsentwicklung gespielt hat.

Aber damit soll dem Agnosticismus, der in Großbritannien zwei Millionen Anhänger zählen soll, sein geschichtliches Verdienst durchaus nicht abgesprochen werden. In Zeiten hochgespannten Wunderglaubens kann der Skepticismus ebenso am Platze sein wie in Zeiten der Aufschließung großer unbekannter Naturgebiete die kühne Hypothese, das Hinausgehen über die bereits ganz sicher gestellten Ergebnisse und die Hingabe an ein großes Princip. Thatsächlich hat ja auf diesem Wege die ungeheure Erweiterung der wissenschaftlichen Kenntniß stattgefunden. Bevor die Idee nicht vorhanden ist, läßt sich schlecht planmäßig experimentiren. Der Agnosticismus ist ein wichtiges Glied namentlich in der religiösen Entwicklung des englischen Volkes, und wer den starren passiven Widerstand kennt, den dieses Volk zu leisten vermag, der wird seine Bedeutung zu schätzen wissen.

Die Stellung der breiten Schichten der englischen Bevölkerung zu den Einzelheiten der religiösen Ueberlieferung vor anderthalbem Menschenalter war eine ganz eigenartige und ist es zum Theil noch jetzt. In Folge der Bibelstunden der confessionellen Schulen, deren Schwerpunkt in der Einprägung des genauen Inhalts des alten und neuen Testamentes lag, war der Durchschnittsbrite und vielleicht noch mehr die Durchschnittsbritin mit den heiligen Schriften ihrer Religion in einem Maße vertraut, wie man es

selbst in deutschen protestantischen Pfarrhäusern wahrscheinlich selten finden würde. Liegt doch der Schwerpunkt des deutschen protestantischen Religionsunterrichtes auf ganz anderem Gebiete, nämlich in der Einprägung des Lutherischen Katechismus, in der Erlernung einer großen Anzahl von Bibelsprüchen, d. h. kurzen Citaten meist sehr allgemeinen Inhalts, und in der Kenntniß der „biblischen Geschichte", d. h. einzelner, besonders anziehender Erzählungen, die in besonderen Lehrbüchern vereinigt sind und nur eine Auswahl darstellen. Diese Vertrautheit der englischen Gebildeten mit den heiligen Schriften selbst mußte nothgedrungen dazu führen, daß, wo immer eine Kritik der heiligen Ueberlieferung auftauchte, sie sich gegen die Einzelheiten der biblischen Erzählungen wandte. Während in Deutschland der kritische Vorstoß, ganz der abstracteren Begabung des Deutschen entsprechend, durch Feuerbach und Strauß principiell, theoretisch, auf den Kernpunkt der religiösen Tradition gerichtet ward, löste sich in England der Angriff in eine endlose Menge Einzelgeplänkel über jeden besonderen Punkt auf. Da jedoch die Angreifer in Folge dessen fast immer theilweise auf demselben Boden standen wie die Angegriffenen, so verlor sich fast jeder solche Streit in die Erörterung von Nebenpunkten, was langsam zu der Betrachtung der Frage führte, ob wir über Gott und göttliche Dinge überhaupt Etwas wissen können. Hier war nun Kants Einfluß etwa seit der Mitte der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts entscheidend. Wenn unserer Erkenntniß einmal Grenzen gesetzt sind, und wir Nichts zu denken vermögen, was über Raum und Zeit hinausliegt, dann ist alles Göttliche mindestens unserem directen Erkenntnißvermögen unzugänglich. Gelingt es, den Nachweis zu führen, daß die Dinge, über die die Theologen Etwas zu wissen vorgeben, wie persönliche Unsterblichkeit, Dreieinigkeit der Gottheit, Beziehungen des Menschen zu einer übernatürlichen Welt, ja deren Vorhandensein überhaupt, jenseits der Grenzen unseres heutigen Erkenntnißvermögens liegen — dann, ja dann ist der gesammten „positiven" Theologie der Boden unter den Füßen weggezogen. Dann ist sie auf ihrem eigensten Felde geschlagen, mit Waffen, die sie selbst oft gebraucht und deren Berechtigung sie damit anerkannt hat.

Diesen Kampf in Großbritannien aufgenommen zu haben, ist das Werk des Agnosticismus, dessen Bedeutung für das Inselreich in Deutschland bisher kaum verstanden worden ist. Ist Agnostiker gleichbedeutend mit „verschämter Atheist?" hat man gefragt. Praktischer Atheist ist der Agnostiker allerdings, d. h. er lehnt jede Folgerung aus dem für ihn nicht bewiesenen Vorhandensein eines Gottes für das praktische Leben ab; aber von dem dogmatischen Atheismus eines Charles Bradlaugh ist er weit entfernt. Der Agnosticismus, der, ohne sich zu einem Ignorabimus zu versteigen, sich achselzuckend hinter das Ignoramus verschanzt, hat in mancher Hinsicht Wunder gethan. Obgleich er in theologischen Kreisen dem Atheismus gleich gehaßt wird, ist er doch weit mehr Methode als Dogma und hat dadurch, daß er den

Streitpunkt von dem Gehalt der Dogmen und dem Wortlaut der Bibel in die historische Kritik verlegte, den religiösen Kämpfen Großbritanniens viel von ihrer Schärfe genommen. Um in diesen kritischen Fragen mitreden zu können, muß man schon ein ganzes Theil positiver Kenntnisse haben, und in der Zeit, wo man sich dieselben erwirbt, kühlt sich der Fanatismus für einen bestimmten Glaubenspunkt gewöhnlich ziemlich stark ab, und sicher nicht zum Nachtheile der Lernenden. Wenn wir gar nicht hinreichende Mittel haben, um das Original des „Wortes Gottes" festzustellen, wie können wir uns da über seinen Inhalt streiten?

Niemand kann ernstlich diesem Umschwung die Augen verschließen. Huxley selbst sagte einmal kurz vor seinem Tode: „Vor dreißig Jahren galt eine Kritik über „Moses" bei den meisten achtbaren Leuten für eine Todsünde. Jetzt ist sie zum Range eines bloßen Peccadillo hinabgesunken, mindestens wenn sie vor der Geschichte Abrahams Halt macht." Die Sagen des neuen Testamentes gelten bei der großen Masse der Gebildeten dagegen immer noch für über alle Kritik erhaben, und ihre Voraussetzungen sind noch immer zum großen Theile zugleich die der volksthümlichen Weltanschauung von heute. Gegen sie wendet sich Huxley in dem Bande „Naturwissenschaft und christliche Ueberlieferung" mit voller Schärfe. Was ihm vor Allem als wünschenswerth erscheint, ist die Klarlegung der Thatsache, „daß die Dämonologie des Urchristenthums jeder Grundlage bar ist". „Und hier ist es vielleicht angebracht, zu wiederholen, was ich anderorts immer wieder und wieder betont habe, daß apriorische Vorstellungen über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Verhandenseins einer Geisterwelt, wie sie das echte Christenthum voraussetzt, keinen Einfluß auf mein Denken haben. Für mich ist die Sache nur eine Frage des Beweismaterials: genügt das Beweismaterial, um die Theorie zu tragen oder nicht? Nach meinem Urtheil ist es aber nicht nur ungenügend, sondern ganz ungereimt bedeutungslos. Und aus diesem Grunde müßte ich die Theorie verwerfen, selbst wenn es keine positiven Gründe für die Annahme einer vollständig anderen Weltanschauung gäbe." Und er ist der Ueberzeugung, daß die geschichtliche Entwicklung der Menschheit zum großen Theil in einer Beseitigung des Uebernatürlichen aus seiner ehemals beherrschenden Stellung besteht. Die Frage, wie weit dieser Vorgang sich fortzusetzen hat, ist nach seiner Anschauung die große Streitfrage unserer Zeit. „Die Phraseologie des Supranaturalismus mag den Leuten noch auf den Lippen schweben; in Wirklichkeit aber bekennen sie sich zur Naturwissenschaft. Der Richter, der am Sonntag mit andächtiger Aufmerksamkeit dem Satze lauscht: „Eine Hexe sollst Du nicht leben lassen," weist am Montag eine Anklage einer alten Frau wegen Behexung einer Kuh als albernes Zeug ab. Der Director eines Krankenhauses, der den Exorcismus für die vernünftigen Behandlungsweisen einführte, würde nicht lange in seiner Stellung bleiben. Selbst Kirchenbuchführer bezweifeln den Nutzen des Gebetes um Regen, so lange der Wind von Osten kommt,

und der Ausbruch einer Seuche läßt die Menschen nicht mehr in die Kirche, sondern nach — den Abzugsröhren gehen. Trotz der Gebete für den Erfolg unserer Waffen und die Tedeums für den Sieg glauben wir in Wirklichkeit an starke Bataillone und trockenes Pulver, an die Kenntniß der Kriegswissenschaft, an Thatkraft, Muth und Disciplin. In diesen wie in allen anderen praktischen Dingen handeln wir nach dem Spruche Laborare est orare, geben zu, daß von dem Denken beherrschte Arbeit die einzig annehmbare Andacht ist und daß wir es einzig mit der Natur zu thun haben, mag es eine übernatürliche Welt geben oder nicht."

Tritt Huxley auch nicht planmäßig für die monistische Weltanschauung ein, so weist er doch überzeugend nach, daß der Glaube an einen Dualismus in der Erfahrung nicht die mindeste Grundlage habe, und thut so auch sein Theil für die Ausbreitung des Monismus. Ganz unabsichtlich aber hat er Etwas geleistet, was ihm die englische Theologie herzlich danken sollte. Durch seinen Hinweis auf die deutsche Bibelkritik mit ihren bewundernswerthen Ergebnissen hat er sie aus dem Sectengezänk erlöst und in die Bahn der geschichtlichen Forschung gewiesen. Das hat das Universitätsstudium der Theologie wieder belebt und in dem Lande, das eben daran geht, seine drittletzte und vorletzte Kirche zu entstaatlichen, den Sinn für die Einheit der christlichen Kirchen neugeweckt und der Theologie wieder bedeutendere Geister zugeführt, so daß eine Reform der Dogmatik von innen heraus wieder zur Möglichkeit geworden ist. Die staatlich unterstützten Gemeindeschulen Großbritanniens haben keinen obligatorischen Religionsunterricht, und das trägt in ziemlichem Maße dazu bei, die aufwachsende Generation den Dogmen der einzelnen Bekenntnisse zu entfremden, so daß eine religiöse Bewegung, welche die dogmatischen Formen verflüchtigt, sich in Großbritannien bereits heute vorbereitet.

Hatte Huxley anfangs die Polemik verabscheut und gemieden, so ward ihm das Kämpfen und Streiten nach und nach zu einer lieben Gewohnheit. Und 1889 konnte er sagen: „Zum Schaden meiner Behaglichkeit bin ich die letzten 30 Jahre viel in Streitigkeiten verwickelt gewesen, und die einzige Vergütung für den Zeitverlust und die Geduldproben, die das mit sich gebracht hat, ist, daß ich die Polemik nach und nach als einen Zweig der schönen Künste habe betrachten lernen und ein unparteiisches und künstlerisches Interesse an ihrer Führung nehme." In seinen Auslassungen war Huxley scharf und oftmals sarkastisch, aber niemals grob. Seine Kritik hatte immer eine scharfe Spitze. In dem Essay „Gladstone und die Genesis" schrieb er: „Sokrates soll von den Werken Heraklits gesagt haben, wer sie zu verstehen versuche, solle ein delischer Schwimmer sein, aber was er seinerseits verstehen könnte, sei so ausgezeichnet, daß er geneigt sei, auch an die Trefflichkeit dessen zu glauben, was er unverständlich fände. Bei dem Versuche, des Sinnes in diesen Seiten Gladstones Herr zu werden, hat mich oftmals ein Gefühl überschlichen wie Sokrates, und dennoch nicht ganz dasselbe.

Was ich thatsächlich verstehe, ist mir so sehr als das Gegentheil des Guten erschienen, daß ich mir manchmal einen Zweifel an der Trefflichkeit dessen gestattet habe, was ich nicht verstehe." Zum Wohle Englands werden die großen Streitfragen der Socialpolitik wie der äußeren Politik von Sachkundigen in den großen Monatsschriften ausgefochten, und wohl auf keinem Gebiete zeigt sich die britische Kampflust deutlicher, obwohl diesen Arbeiten die Bitterkeit ähnlicher Auseinandersetzungen in Deutschland gänzlich fehlt. Trotz seiner Tapferkeit im Kampfe hat sich Huxley von den politischen Kämpfen seines Landes völlig fern gehalten, bis die Home Rule Bill auf dem Plane erschien. Aber da hielt es ihn beinahe nicht länger: „Ich habe mich," schrieb er, „mein ganzes Leben lang sorgsam außerhalb des politischen Gebietes gehalten, und jetzt ist es zu spät, daran zu denken, mich jetzt noch dahin zu begeben. Aber wäre ich ein Politiker, ich würde diese Bill bekämpfen, solange ich Leben in mir spürte . . . Regierung vermittelst der durchschnittlichen Meinung ist nur ein Umweg, auf dem ein Volk zum Teufel geht."

Gerade so wie sich die Theologie zur Naturforschung verhält, verhalten sich die socialen Theorien, die heute gang und gäbe sind, zu einer wirklichen Socialwissenschaft. Wenn es ein Gebiet giebt, auf das man die Entwicklungslehre mit überwältigendem Erfolge anwenden kann, so ist es dasjenige des Socialen. Ueber Fragen aus diesem Gebiete hat Huxley ein paar Essays geschrieben, die zu dem Besten gehören, was alle Zeiten hier geleistet haben, und die zugleich Zeugniß für die Kraft und Schärfe seines Denkens ablegen. In einer Arbeit „Ueber die natürliche Ungleichheit der Menschen" fordert er die Gleichheitsmanie Rousseaus und der modernen Demokratie wie des Socialismus vor den Richterstuhl der Naturwissenschaften und zeigt, daß die Menschen an Alter, Geschlecht, Gesundheit, Kraft, Begabung, Fleiß, Thatkraft, Leistungsfähigkeit nicht gleich sind und niemals gleich gewesen sein können, daß es also vollkommen sinnlos ist, einem vollkräftigen Mann und einem Säugling gleiche Rechte zuzuerkennen, und daß insonderheit das „allgemeine Menschenrecht auf den Grund und Boden" Nichts ist als eine leere Phrase. In einer zweiten Arbeit „Natürliche und politische Rechte" zeigt er ferner, daß in der Natur alles Recht gleich Macht ist, daß es nur ein ethisirender Ausdruck ist, wenn der Mensch beim Thiere von einem „Recht auf Nahrung" spricht. Die Tigerin hat das Recht, Alles zu fressen, was sie erjagen und tödten kann, und der Mensch hat das Recht, die Tigerin mit dem dreikalibrigen Dickläufer zu erschießen, wenn er sie nämlich trifft und nicht zuvor von ihr gefressen worden ist. Politische Rechte hingegen sind das Aequivalent für gewisse politische Pflichten, und es ist völlig ungereimt, beide verschiedenartigen Gruppen „Rechte" in einen Topf zu werfen und denselben fleißig umzurühren. Mit diesen Aufsätzen hat Huxley ein epochemachendes großes Reinemachen im Haushalt der landläufigen Sociologie abgehalten, nach dem sich der Schmutz nicht so leicht

wieder festsetzen wird, und unter den Ueberwindern des Rousseauismus und der Demokratie wird ihm immerdar eine Ehrenstelle sicher sein. Aber er ist auch noch ein gutes Stück weitergegangen.

Allerdings hat dieser streitbare Kämpfer gegen alles apriorische Philosophiren sich auf dem Gebiete der Sociologie noch nicht ganz von derlei apriorischen Voraussetzungen frei gemacht. Daß jeder Mensch nur insoweit frei sein soll, als er nicht die gleiche Freiheit Anderer stört, sollte doch erst bewiesen werden. Daß die Gesellschaft ein sittliches Ziel habe, in dessen Erreichung sich die Sittlichkeit verkörpert, daß das Ziel der Regierung das Wohl der Menschheit sei, das alles sind Reste jener Denkweise, die er bekämpft, aber sie betreffen fast alle den Staatsbegriff, über den er mit Spencers einseitigen Theorien abzurechnen hatte, und berühren kaum ernstlich die Gesellschaftsordnung, deren Kernzüge Huxley scharf erfaßt hat. Mag er hier auch noch nicht das letzte Wort gesprochen haben: auf dem Wege von der speculativen Sociologie, die das Heraufführen eines bestimmten, aus ethischen (und zwar sklavenmoralischen) Betrachtungen abgeleiteten socialen Zustandes in eine Gemeinschaft als ihr letztes und einziges Ziel betrachtet, zur Volksstandswirthschaft, deren letztes Ziel das Sichbehaupten und Wachsen der stärksten Gemeinschaften ist, ist Huxley zweifelsohne. In dem Essay über den „Kampf um's Dasein in der menschlichen Gesellschaft" spricht er sich darüber ausführlich aus. Wenn England künftig noch Brot haben will, „dann ist die augenfällige Vorbedingung, daß unsere Producte besser als die anderer Länder sein müssen. Nur aus einem einzigen Grunde zieht man unsere Waaren denen unserer Rivalen vor: unsere Kunden müssen sie zu dem gleichen Preise besser finden als andere. Das heißt, wir müssen mehr Kenntniß, Geschick und Fleiß auf ihre Erzeugung wenden, ohne daß damit die Productionskosten entsprechend wüchsen. Und da der Arbeitslohn einen bedeutenden Bestandtheil dieser Kosten bildet, so muß der Lohnsatz innerhalb bestimmter Grenzen bleiben. Allerdings sind billige Production und billige Arbeit keineswegs gleichbedeutend; aber ebenso wenig können die Löhne über ein bestimmtes Maß hinauswachsen, ohne die Billigkeit der Waaren zu vernichten. Und die Billigkeit und als eine ihrer ersten Voraussetzungen ein mäßiger Arbeitslohn ist somit wesentlich zu unserem Siege im Wettbewerb auf den Märkten der Welt." Erzieht die Arbeiter zu enormen Leistungen, und Ihr werdet ihnen auch enorme Löhne zahlen können; und sie werden trotz derselben ihre Mitbewerber in der Weltconcurrenz ausstechen; das ist die unmittelbare Folge daraus. In der gesammten Natur kommt der Fortschritt nach dem heutigen Stande der Wissenschaft einzig durch die natürliche Auslese der Tüchtigeren zu Stande. Wenn man die Arbeitsleistung eines ganzen Volkes auf eine höhere Stufe heben will, so muß man naturgemäß zu allererst an das gleiche Mittel denken, an die sociale Auslese, kraft deren die tüchtigsten Arbeiter überleben und reichliche Nachkommenschaft erzeugen, während die

untüchtigsten womöglich schon vor dem Heirathsalter zu Grunde gehen. Einen zweiten Punkt, von secundärer Bedeutung allerdings, bietet dann die technische Schulung und Ausbildung möglichst aller vorhandenen Arbeiter.

Obgleich Huxley an mehr als einer Stelle einer Reihe Thatsachen gedenkt, deren Durchführung naturgemäß die in's Stocken gerathene sociale Auslese neu beleben muß, so sieht er doch hier in der Hauptbetrachtung ganz davon ab. Trotz aller scharfen Worte, die er gegen die natürliche Gleichheit der Menschen richtet, wurzelt in ihm die Ueberzeugung von der natürlichen Ungleichheit der Arbeiter und ihrer Leistungen nicht so tief, daß er sie zur Grundlage socialaristokratischer Reformvorschläge machen könnte, mittels deren sich zugleich jene sociale Stabilität erreichen ließe, die ihm so wünschenswerth scheint. Was ihn im Kerne an der Umbildung der Sociologie zur Volksstandswirthschaft hindert, das ist sein Glaube an die Möglichkeit einer Uebervölkerung, den er nicht zu überwinden vermocht hat. Vor einem Jahrhundert hat Thomas Robert Malthus dieses Gespenst des Alterthums wieder aus dem Grabe geweckt, und seitdem ist es wieder umgegangen, bis in Deutschland Radenhausen dagegen zu Felde gezogen ist. Darwin hat die Erkenntniß von der unendlichen Vermehrung alles Lebendigen einen bedeutsamen Dienst geleistet, indem sie ihn auf die Bedeutung des Daseinskampfes hinwies und ihm so die Idee der Auslese der Tüchtigsten brachte. Aber ein Ueberschießen der Bevölkerung über den Nahrungsspielraum ist nur eine Fiction, die in der Wirklichkeit gar nicht vorkommen kann, weil mehr Menschen, als Nahrung finden, ja nicht leben können; und es ist ganz sinnlos, diese Fiction in socialwissenschaftlichen Erörterungen als Thatsache zu betrachten.

Mit Recht weist dagegen Huxley den Anspruch des Einzelnen auf den vollen Ertrag seiner Arbeit ab, wenigstens in so weit sich derselbe in apriorischer Weise begründet.

„Ich glaube nicht, daß es zu viel gesagt ist, daß von allen in dieser seltsamen Welt landläufigen socialen Täuschungen die dümmsten diejenigen sind, welche annehmen, Arbeit und Capital ständen sich nothwendigerweise feindlich gegenüber; alles Capital werde durch Arbeit erzeugt und sei deshalb von natürlichen Rechts wegen das Eigenthum des Arbeiters; der Besitzer des Capitals sei ein Räuber, der den Arbeiter beraubt und sich selbst das aneignet, an dessen Hervorbringung er keinen Antheil hat.

„Im Gegentheil, Capital und Arbeit sind nothwendigerweise enge Verbündete. Capital ist niemals einzig ein Erzeugniß menschlicher Arbeit. Es besteht getrennt von menschlicher Arbeit und ist deren nothwendige Voraussetzung. Es giebt das Material, auf das die Arbeit verwendet wird. Die einzige unentbehrliche Form des Capitals, dasjenige Capital, was zur Ernährung dient, läßt sich nicht durch Menschenarbeit erzeugen. Der Mensch vermag einzig seine Bildung durch die wirklichen Erzeuger zu fördern. Es giebt keine wirkliche Beziehung zwischen dem Betrag Arbeit, der auf

einen Gegenstand verwandt worden ist, und seinem Tauschwerth. Der Anspruch der Arbeit auf das Gesammtergebniß von Verrichtungen, die erst durch das Capital möglich werden, ist einfach eine apriorische Ungerechtigkeit."

Das sind die Ergebnisse, zu denen Huxley durch die Neubetrachtung der Fragen geführt wird, die Henry George mit blödem Gefasel durcheinander rührt, und sie zeigen am deutlichsten, worin die Bedeutung dieser Essays liegt. In seiner Hand ist eine Kritik Henry Georges nicht mehr eine Kritik Henry Georges, sondern sie wird zur Kritik der socialen Gesammtbestrebungen seiner Zeit. Das unglückliche Object, das er gerade beim Schopfe erwischt und gründlich abschüttelt, zittert nicht allein unter diesen Armbewegungen, sondern in ihm zittern alle diejenigen mit, die durch starke oder dünne Fädchen mit ihm verbunden sind, der Boden, auf dem es steht, und der Baum, an dem es sich in seiner Verzweiflung anklammert. Es ist Wenigen gegeben, so das, was eine ganze Zeit aufrührt, aus dem zufälligen äußeren Gewande herauszulösen und es rein und ungetrübt durch persönliche Neigung oder Abneigung vor den Richterstuhl des Denkens zu zerren.

Der Mann, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, alle modernen Denkgebiete mit dem Geiste der modernen Naturwissenschaft und insonderheit der Entwicklungslehre zu durchdringen, konnte unmöglich bei der theoretischen Weltanschauung stehen bleiben. Das Gesammtgebiet des Aesthetischen hat er allerdings nicht in den Kreis seiner Forschung gezogen, wohl aber den Zweig davon, der für den Menschen die größte praktische Bedeutung hat, das Ethische. Am 18. Mai 1893 trat er als Romanes Lecturer im Sheldonian Theater in Oxford mit einer bedeutsamen Arbeit über „Ethik und Entwicklung" vor eine gelehrte Zuhörerschaft, und der Sturm, den er damit hervorrief, hat ihn fast bis an sein Lebensende umbraust, mindestens bis zur Ausgabe des letzten (neunten) Bandes seiner Gesammelten Essays 1894. „Ethik und Entwicklung und andere Essays" nennt sich der Band, und in ihm antwortet der streitbare Greis auf die zahlreichen Angriffe aus allen Lagern. Er, der mit kühnen kritischen Keulenschlägen die speculativen Voraussetzungen der populären Socialtheorien zermalmt hat, er steht hier vor der Frage: welche unmittelbaren Folgen muß die bedingungslose Annahme der Entwicklungslehre für das Gebiet der Ethik haben? und er sucht sie in seiner Weise zu beantworten.

In seiner „Abstammung des Menschen" hat Charles Darwin sich auch mit der Bedeutung der humanen Sittlichkeit für den Aufstieg des Menschen beschäftigt, wenn auch nur flüchtig. Er, der große Verkünder der natürlichen Auslese als des gewaltigsten, fast alleinigen Fortschrittshebels — gerade dieser Punkt schied Darwin ja von Lamarck, der gleich Sir Francis Galton und William Bateson heute allen Nachdruck auf die Vererbung erworbener Eigenschaften legte — sah sich hier vor dem Problem: Welche Rolle spielt die natürliche Auslese in dem Stück Menschheitsentwicklung, das wir in engerem Sinne Geschichte nennen? Welche Rolle spielt sie im modernen

Völkerdasein, und in welchem Verhältniß steht sie zu unseren sittlichen Anschauungen? Den großen Biologen haben seine demokratisch humanen Ideale daran verhindert, die unmittelbare Folgerung für die moderne Ethik aus seinem Gesetz der Auslese zu ziehen, und obwohl seine Aussprüche über diesen Punkt ein sichtliches Schwanken des Standpunktes verrathen, so ist es ihm doch nicht gelungen, hier endgiltige Klarheit zu schaffen.

„Socialer Fortschritt bedeutet Außerkraftsetzen des Waltens der Naturmächte und das Dafüreinsetzen von etwas Anderem, das man das Walten der ethischen Mächte nennen kann.“ Aber dieses Außerkraftsetzen des Waltens der Naturmächte bedeutet einen Kampf. Das Humansittliche „kann sich darauf verlassen, daß es mit einem zähen, machtvollen Gegner zu rechnen haben wird, so lange die Welt steht“. Darum ist die Annäherung der Menschheit an das humane Ideal nicht von dem Nachahmen des Naturwaltens zu erwarten, wie Spencer meint, und auch nicht von der Flucht vor diesem Walten, wie sein Schüler Fiske denkt, sondern von dem Kampfe gegen dieses Walten. Naturwalten und humane Sittlichkeit sind unversöhnliche Gegner, Jedes bedeutet einen Mißton für die Gefühlswelt, in der das Andere heimisch ist.

Diese scharf zugespitzte Fragestellung allein erklärt den Sturm, der auf diese Darlegungen hin in der englischen periodischen Litteratur gegen Huxley von beiden Seiten her losbrach. Die gesammte humane Ethik seines Heimatlandes, ja die kirchliche Ethik hatte sich bereits daran gewöhnt, die Thatsachen der natürlichen Entwicklung zur Stützung der eigenen ethischen Wünsche zu verwenden. Wie der Socialismus eines Bebel mit seinen ultrademokratischen Grundsätzen sich auf das aristokratische Princip der organischen Entwicklung durch natürliche Auslese beruft, so hatte man sich auf theologischer Seite bereits entschlossen, zur Verfriedlichung der künftigen Menschheit sich in Zukunft nicht nur religiöser Mittel, sondern auch der physiologischen Aufhäufung altruistischer Züge zu bedienen. Andrerseits erschien es selbstständigen Denkern gar nicht so ausgemacht, daß sich das allgewaltige Walten der Naturmächte vor den ethischen Wünschen der heutigen Culturmenschen zu beugen habe. Wie, wenn sich diese humanen Wünsche vielmehr vor dem Walten der Naturmächte zu beugen hätten? Wenn die Mitleidsmoral der beiden letzten Jahrtausende mit ihrem Gefolge von vermehrter Krankheit, vermehrtem Leiden, mit ihrer Tendenz zur Sistirung der natürlichen Auslese nur eine trübe unheilvolle Episode in der Geschichte der menschlichen Aufwärtsentwicklung gewesen wäre, nur ein Mißgriff, das humane Ideal ein falsches Ideal, das nothwendig zum Niedergang der Gattung führen müßte?

Wie seine theoretische Ueberzeugung, der Agnosticismus, so führt auch seine ethische Ueberzeugung, der Humanitätsutilitarismus, zu einem großen Fragezeichen. Sie sind beide nicht als die endgiltigen Lösungen jener Riesenfragen zu betrachten, aber dennoch haben sie eine gewaltige Bedeutung.

Denn ihre Fragezeichen sind die Fragezeichen der Zeit, die Fragezeichen der modernen Weltanschauungskämpfe. Und wie der Agnosticismus, die Religion der Bescheidenen, durch den deutschen Monismus überwunden worden ist, so der Humanitätsutilitarismus durch den deutschen Gattungsutilitarismus, der nicht mehr in der friedlich-demüthig-milden, sondern in der frohen, starken, gesunden, leistungsfähigen Menschheit sein Zukunftsideal sieht. In ihm und seinem neuen Ideal ist die Entwicklungslehre wirklich auf die Sittlichkeit angewandt, denn in ihm ist das Friedensideal der Humanität durch das Kampfideal der schönen Stärke ersetzt.

Die Pflanze kämpft. Sie will die ganze Erde
Erobernd überziehn mit ihren Kindern;
Und jede will's, und jede hilft verhindern,
Daß alles Land zur öden Haide werde.

Der Hirsch beweist in tödtlichem Gefecht,
Daß er der Stärkste sei; dann darf er werben.
Des Schwächlings Bildung soll sich nicht vererben,
Und schöne Stärke nur ist Daseinsrecht.

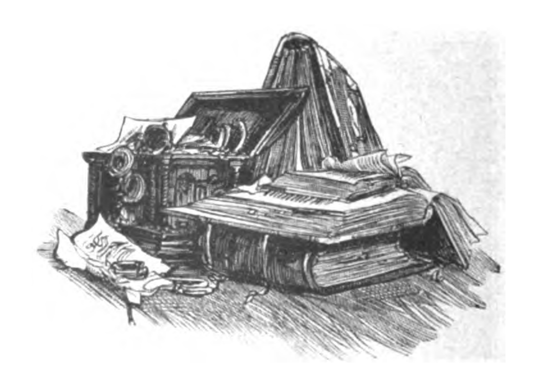
In dem Schwingen seines Schwertes in den Weltanschauungskämpfen der Gegenwart liegt Huxleys Bedeutung, und er selber hat das gefühlt, gewußt und gewollt. Nur wer sich darüber klar ist, daß dies das Höchste ist, was der Einzelne seiner Zeit leisten kann, kann schreiben, was Huxley an den Schluß seiner Selbstbiographie setzte:

„Am allerwenigsten würde es sich für mich schicken, von meinem Lebenswerk zu sprechen oder jetzt am Abend zu sagen, ob ich nach meiner Meinung meinen Lohn erhalten habe oder nicht. Die Menschen sollen parteiische Richter über sich selbst sein. Vielleicht ist das bei jungen Männern richtig, bei alten schwerlich. Beim Rückblick erscheint das Leben schrecklich verkürzt, und der Berg, den man sich in der Jugend zu erklimmen vornimmt, erweist sich, wenn man dann athemlos seinen Gipfel erreicht, nur als der Ausläufer eines unendlich höheren Gebirgszuges. Wenn ich aber von den Zielen sprechen darf, die ich mehr oder weniger bestimmt im Auge gehabt habe, seit ich mein Hügelchen zu ersteigen begann, so sind sie kurz die folgenden gewesen: Die Förderung und Vermehrung der Naturerkenntniß und die Anwendung wissenschaftlicher Forschungsmethoden auf alle Gebiete des Lebens, soweit es eben in meinen Kräften steht. Denn in mir und mit mir ist die Ueberzeugung groß geworden und mit meiner eigenen Kraft gewachsen, daß die einzige Linderung, die es für die Leiden der Menschheit giebt, ist, im Denken und Handeln Wahrhaftigkeit zu üben und der Welt entschlossen in's Gesicht zu schauen, wie sie sich zeigt, wenn man die Hülle des Glaubenstruges abgestreift hat, unter der fromme Hände ihre häßlichen Züge versteckt haben.

In dieser Absicht habe ich den verständigen oder unverständigen Ehrgeiz nach wissenschaftlichem Ruhme, den ich mir vielleicht verstattet habe

zu anderen Zwecken zu hegen, der Vervolksthümlichung der Naturwissenschaft; der Entwicklung und Organisirung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes; der endlosen Reihe Schlachten und Scharmützel über die Entwicklungslehre und der unermüdlichen Bekämpfung des kirchlichen Geistes, des Kirchenthums untergeordnet, das in England wie sonst allerwärts, es sei welches Bekenntnisses es wolle, der Todfeind der Wissenschaft ist.

Im Streben nach diesen Zielen bin ich nur Einer von Vielen gewesen, und ich würde überzufrieden sein, wenn man meiner als eines dieser Kämpfer gedenkt oder auch nicht gedenkt. Umstände, unter die ich mit Stolz die ergebene Liebe zahlreicher Freunde rechne, haben dazu geführt, daß ich zu verschiedenen hervorragenden Stellungen gelangt bin, unter denen die eines Präsidenten der Royal Society die höchste ist. Es wäre falsche Bescheidenheit meinerseits, wenn ich angesichts dieser und anderer wissenschaftlicher Ehren, die mir zu Theil geworden sind, thun wollte, als wäre ich auf der einmal eingeschlagenen Bahn nicht vorwärts gekommen, weil ich sie nicht ganz aus eigner Wahl betreten habe, aber ich würde schwerlich diese Dinge als Zeichen für irgendwelche Leistungen betrachten, wenn ich nicht hoffen dürfte, jenen Weltanschauungsumschwung einigermaßen gefördert zu haben, den man die Neue Reformation genannt hat."





Modeblumen.

Von

Hans Hermann.

— Breslau. —

Ein fibeler Ort, das muß man sagen."

„Und ein anständiger! Nicht gegen gemeine Fettansätze oder ekelhafte Tuberkeln, blos gerade gegen so'n feudalen, reinlichen Rheumatismus oder dito Knochenbruch —"

„Und gegen noch ein feudales, reinliches Leiden: die Langeweile —"

„Nicht zu vergessen! — Na, was ist denn da los?"

Die Frage war nicht unberechtigt. Arm in Arm waren sie die auf den Kurplatz mündende Hauptstraße des rheinischen Weltbades hinuntergeschlendert, die beiden Cavaliere, die einander von Berlin her kannten und sich, übermüdet und doch Ruhe fliehend, hier wiedergefunden hatten. Nun hemmte ihre Schritte der Anblick einer Gruppe von Reitpferden, die vor dem Portale des ersten Hotels des Kurortes von Grooms zum Abritt bereit gehalten wurden. Das elektrische Licht, welches zu dieser Abendstunde taghell den weiten, mit seinen Blumenanlagen, Fontainen und Colonnaden einem märchenhaften Lustgarten gleichenden Platz überfluthete und ebenso aus dem palastartigen Hause herausdrang, ließ jede Schnalle an Sattelzeug und Livrée aufblitzen.

„Was tausend, ein Damensattel? Sollte am Ende gar sie — — Ich hatte doch ihre Erlaubniß, Sie ihr heute Abend beim Fest vorstellen zu dürfen! Aber es ist ihr ja Alles zuzutrauen!"

Wie zur Beantwortung dieser Rede erschien im selben Augenblick eine Dame, begleitet von mehreren Herren, im Portale, Alle zum Austritt gerüstet.

„Wahrhaftig! Was heißt das nun wieder —?" das halb mißbilligend, halb belustigt klingende Murmeln erstarb aber im Nu, und eine

17*

ostentative Begrüßung tönte aus demselben Munde! „Aber was sehe ich, gnädige Frau wollen noch zu so später Stunde zu Pferde, anstatt, wie versprochen, mit Ihrer Gegenwart die italienische Nacht zu verherrlichen?" wurde jener hinzugefügt.

Die Dame lächelte kalt und spöttisch. „Italienische Nacht hin, italienische Nacht her! Ich ward inne, daß zufällig auch ein Mond am Himmel steht und will lieber den genießen. Ein Mondscheinritt — denken Sie nur! Meine Verehrer — hm — ließen sich auch wirklich dazu aufbieten! Wollen Sie mitsein? Aber nein, bleiben Sie nur! Sind ja à quartre épingles für die italienische Nacht. À quatre épingles und, comme toujours, auf der Höhe — bis auf die neue Blume im Knopfloch!"

„Gnädigste laden ein und heben Ihre Einladung auf in einem Athem! Was bleibt Einem da übrig, als zu bleiben?!"

„Nichts weiter. — Ehe Sie mit Ihrem Adjustement soweit wären, verständen sich die Gäule."

„Aus schönem Munde hat der Cavalier alle Vorwände gelten zu lassen!"

„Und maskirt hinter Höflichkeit — Schwächen!"

„O — oh — aber —"

„Geschwind, geschwind!"

„Aber —"

„Einiges Gigerlthum können Sie sich beim besten Willen nicht ableugnen!" — Nicht?"

„O — oh—: aber, es wäre ja allerdings das erste Mal, meine Gnädigste, daß ich die Ehre hätte, mit Ihnen zusammenzutreffen, ohne daß Ihr Arsenal um eine Waffe reicher wäre! Glaube, haben nun wieder blos aus der harmlosen Blume eine gegen mich geschmiedet. Was soll man denn mit so einem bislang noch ordenslosen Knopfloche anfangen?"

„Ob man sich jemals selbst erkennt?"

„Und nun belieben gnädigste Frau gar noch, in aller Schleunigkeit philosophiren zu wollen! Oh — ah!"

„Versehen, reines Versehen — wirklich. Uebrigens: schmiede meine Waffen aus consistenterem Material — wird einem ja genug dazu geliefert."

„Man weiß factisch nicht mehr, was man sagen soll."

„So? Sehen Sie mal an! Aber ich bin gut: um Sie aus der Verlegenheit zu reißen, um doch mal Ihr Licht leuchten zu sehen, eine ganz schulmädchenhafte Frage: „Wo stammen denn eigentlich die Dinger her?" Die goldene Krücke des Reitstöckchens tippte gegen das wunderbar getönte, große Chrysanthemum in des Herrn Knopfloch.

„Um Gotteswillen, gnädige Frau, werden Sie nicht gründlich! Da so immer wärtser."

„Wieder eine Niete!"

„Die Blume? Ja, sie duftet nicht.“

„Ah, sehr gut — wieder!“

„Aber sehen Sie nur, wie tadellos schön in Farbe und Form.“

„Ja, ja: tadellos!“ — Uebrigens wenn ich nicht irre: größtentheils Kulturproduct das!“

Er stand vor ihr in devoter Haltung, die Blume in der Hand.

„Sie wollen sie mir wohl gar verehren — aus Ihrem Knopfloch heraus? Zu liebenswürdig!“ Sie nahm die Blume und steckte sie — dem Pferde in's Kopfgestell.

„Danke gehorsamst,“ klang es pikirt.

Sie lächelte noch kälter, noch spöttischer und saß auf. —

Ihre Begleiter waren wie auf Commando im Sattel, mit klingendem Hufschlag trabte die Cavalcade über den Platz weg, die Straße hinunter. Der ganze Wortwechsel hatte bei der sprudelnden Redeweise der Dame kaum Minuten gedauert.

Der Herr faßte den Freund, der mit der gequälten Miene eines wohlgesitteten Menschen, der gern vorgestellt sein möchte, dabei gestanden hatte, für den aber keine Secunde abgefallen war, wieder unter den Arm.

„Ein pikantes Weib.“

„Wo stammt das Ding eigentlich her?“

„Um Gotteswillen, werden Sie nicht gründlich. Da so immer wärtser.“

„So, so.“

„Na, so schlimm ist es nicht. Gattin des bekannten sportsfreudigen Nabob Oppenstedt —“

„Ach was!“

„Natürlich unglückliche Ehe — unbefriedigte Seele, so was. Nicht gerade Schönheit, aber —“

„Pikant.“

„Ganz recht.“

„Kulturproduct größtentheils, auch das, mein Lieber.“

„Stimmt! Doch was thut's.“

„Man amüsirt sich —“

„Jawohl.“

„Läßt sich gelegentlich auch etwas am Narrenseil führen —“

„Oder thut doch so!“

„Wieder um sich zu amüsiren.“

„C'est ça!“

„C'est ça!“ —

Die Herren betraten das Kurhaus. Ein salutirender Portier — eine hohe, ernste, weiße, säulengetragene Marmorhalle, galonirte Diener darin Spalier bildend — ein Saal, schimmernd von Gold, Glühlicht und Wandgemälden — und dann —

Wenn ein Blumenbeet im Sonnenlichte wogt — gewiß ein hübscher Anblick! Dieser hier war dem vergleichbar, und manches Auge hätte ihn jenem vorgezogen. So that das, mit welchem ihn die beiden Cavaliere in sich aufnahmen; obgleich er fern davon war, sie etwa in Begeisterung zu versetzen! Und das war er:

Eine Menschenmenge. Aber nicht so ein Armvoll, zusammengestrichen auf plumpe Riesenweise von der Erdoberfläche herunter in einen wunderbaren Sack, auf's Gerathewohl: nein, eine mit spitzem Finger auserlesene, behutsam in diesen Zaubersack versetzte, behutsam nach dem Rhythmus rauschender Töne darin auf- und abgeschwungene Menschenmenge. — Das war keine Riesenfaust, das war eine Feenhand, die das that! Und daß die das schöne Geschlecht überwiegend gewählt hatte, das war's, was die Aehnlichkeit mit dem Blumenbeete hervorrief. Zuweilen blitzte ein Leuchtkäfer darin auf, eine Uniform — was von dunklen, farblosen Lebewesen sich darin bewegte, wirkte zur Folie dienendem Schatten gleich. Aber das Licht, das sich über Alles ergoß! Das einer bengalischen Flamme war's, in rothe Gluth tauchend Gebüsche wie Bäume, Wasserspiegel wie Wasserstrahl, Gewänder wie Angesichter. Zauberhaft.

Die Beiden steuerten unentwegt mitten hindurch.

„Hier harrt manches Blümlein des Gepflücktwerdens. Könnte mir stehenden Fußes einigermaßer voluminösen Ersatz verschaffen."

„Haben aber nicht die Absicht."

„Noch nicht! Und dann, der Genre — — Aber nichtsdestoweniger — kommen Sie doch mal —"

„Ich bitte Sie — junge Mädchen!"

„Ja, ja. Sehe 'aber, ist aber auch der einzige Tisch, wo noch Platz." —

Die Präsidentin rückte sich, ganz unmerklich natürlich, in Positur und warf dann, ebenso unmerklich natürlich, einen prüfenden Blick auf das Dreigestirn ihrer Töchter; sie hatte aus einer Schwenkung der Herren, indem sie anscheinend gleichgiltig die langgestielte Lorgnette sinken ließ, bereits errathen, was bevorstand.

Hier wurde kein vorstellungsbedürftiges männliches Individuum übersehen; hier erfolgte demnächst eine Einladung ohne jeden Widerruf zu dem Thee, welchen die Damen nippten; hier bestellte die Mutter „noch zwei Tassen", schenkte die älteste Tochter ein, reichte die zweite die Sahne, die dritte den Zucker. Hier kam alsbald eine Unterhaltung in Fluß, angeregt, doch vernünftig; die Mutter war liebenswürdig, die Töchter wußten — ohne je zu fragen! — über Alles zu reden,' über Alles! — verfehlten jedoch dabei nicht, zuweilen in kleine nette Kindlichkeiten zu verfallen, und waren zu alledem ausnahmslos bildhübsch und so chic wie möglich —

Raketen und Schwärmer knatterten dazwischen, ein Feuerwerk, als wolle es Himmel und Erde in Brand stecken, spielte sich ab um die im

Gewoge liegende Insel dieses Tisches. Fiel kein zündender Funke ab für sie?

„Allerliebst," sagte der eine der Herren zum anderen, als gerade wieder bewundernde Ausrufe der Damen ertönten. Dann empfahlen sich Beide. —

„Wirklich allerliebst."

„War aber Zeit —"

„Daß wir gingen."

„Allerdings!"

„Ja, ja — allerliebst, aber —"

„Auf den Mann dressirt wie der wüthendste Hofhund."

„Offenbar!!"

„Und werden kaum reüssiren."

„Kulturproducte größtentheils — wie die Pikante —"

„Und der Mißerfolg kommt schließlich über die wohlgezogene Allerliebstheit wie das Alter über die degagirte Pikanterie —"

„Bleibt — Oede."

„À qui la faute?!"

„À qui la faute?!"

Sie schlenderten noch eine Weile durch die Menge, wogten mit. Auch sie so ein paar Gestalten, mit spitzen Fingern auserlesen.

„Die Lawn Tennis-Heldin."

„Freie Amerikanerin!"

„Der 's aber doch höllisch zu Kopfe gestiegen —"

„Daß sie in Homburg mit der Großherzogin von Rautenburg gespielt hat — haha!"

„Und die Russin —"

„Trau' nicht recht: Nihilistin."

„Aber zähmbare scheinbar — haha!"

„Mit der Mutter —"

„Parire, eine angenommene."

„Schnöde!"

„Freut euch des Lämpchens und wenn's pedigreelos glüht!"

„Arm in Arm, die Beiden!"

„Was man aus Liebe thut! Jede wartet auf den Apfel. Das Prinzchen ist das Bindeglied."

„Benimmt sich aber mit mehr Geschick als weiland Prinz Paris, Hoheit."

„Na hören Sie — auch viel leichter bei denen! Nehmen's nicht so ernst wie die olympischen Damen."

„Sehr praktisch —"

„Zum Flirten!"

„Zum Flirten!" —

Und sie bemühten sich vergebens, den dichten Kreis zu durchbrechen, der zwei Damen von eigenartiger, in Bezug auf Alter untarirbarer Schönheit escortirte:

„Wollen uns doch 'ranpürschen —"

„Natürlich —"

Es gelang ihnen nicht. —

„Pech."

„Pech." —

Ein Rollstuhl, eine Wolke von lichter Seide und Spitzen darin, schob sich ihnen entgegen.

„Drücken wir uns um die Bühlen."

„Das war nun ein Stern — der Junge dachte, er kanterte einfach in den Himmel —"

„Und hat sich ein Bündel Nerven aufgeladen."

Aber selbst das „Bündel Nerven" machte sich noch anmuthig genug, um nicht die Harmonie der prächtigen Scene zu stören. —

„Na, haben wohl genug von dem Zauber."

„Bon, gehen wir ins Café."

Dieses fashionable Local lag an der Hauptstraße. Sie gingen über den taghellen Kurplatz und bogen um die Ecke. Die Musik drang deutlich bis hier herüber, in Walzertacten — der Tanz begann jetzt.

Plötzlich schoß etwas Großes, Dunkles vor ihren Augen durch die Luft, abwärts. Ein dumpfes Aufschlagen, und es lag zu ihren Füßen!

Es war eine menschliche, eine weibliche Gestalt, was schwarz, unförmlich und regungslos von dem glatten, lichten Trottoir sich abhob; die Kleider verriethen es. Kaum daß die Beiden das erkannt hatten, so wurden Stimmen laut im Hause, vor dem sie standen, Leute kamen herausgestürzt, ein Menschenauflauf sammelte sich von der Straße her im Nu um die Stelle. Die Person hatte man aufgehoben, aus wirrem Durcheinanderrufen, aus hastiger Frage und Antwort konnten sich Uneingeweihte ungefähr zusammenreimen, wer sie war. Die junge Aerztin nämlich, die den hochherrschaftlichen zweiten Stock innehatte, und deren Schild so groß und reclamehaft unten an der Hausthüre prangte. Ob das etwas genützt hatte? Man hätte es meinen sollen, wenigstens sah man sie alle Tage in Equipage „in die Praxis" fahren — eine nicht unschöne, sehr elegante Erscheinung, den beiden Cavalieren war sie schon angenehm aufgefallen.

Doch nun hatte sie sich aus dem Fenster herausgestürzt.

Sie war nicht todt, regte sich, schlug große, unheimliche Augen auf. Ein unartikuliertes Stammeln — dann mochten es Schmerzempfindungen sein, die sie aufstöhnend wieder in Ohnmacht sinken ließen. Als man sie schon im Hauseingange hatte, wurde ein älterer, Herr Doctor angeredeter Herr an ihre Seite geschoben. „In die Klinik," befahl der nach wenigen Secunden. „Holt doch ihre Schwester — Clavierlehrerin, Rothegasse 4

wohnhaft," schrie eine Stimme aus der Portierloge. Jemand mußte die Genannte aber schon benachrichtigt haben; sie war es wohl, die jetzt die lebendige Mauer um die Unglücksstätte durchbrach. Eine schmächtige Gestalt in schlotterndem Regenmantel, ein spitzes Gesicht hinter zerschlißnem Schleier — aber Beides von stoischem Gleichmuth in Haltung und Ausdruck der Katastrophe gegenüber! Bemerkenswerth.

Und sie sprach ein paar ruhige Worte mit dem Arzte, diese Schwester. Träger sollten mit einem Krankenkorbe kommen, die Verunglückte zu holen — und schickte sich dann ebenso ruhig an, in einem Winkel des eleganten Hausflurs einstweilen eine Art Lager für dieselbe herzustellen.

Die beiden Cavaliere hatten natürlich ritterlich Hand angelegt und thaten es auch jetzt. Sie ständen überhaupt ganz zu des Fräuleins Diensten, versicherten sie mit so vollendeter Höflichkeit der verkümmerten fadenscheinigen Clavierlehrerin, wie sie es einer Dame der großen Welt gethan haben würden. Tadellos.

Jene dankte kurz. Der eine bemerkte dann noch flüsternd, daß der Sturz Gott sei Dank verhältnißmäßig gut abgelaufen zu sein scheine; es sollte ein discreter Trost sein.

„Sehr gut," nickte das Mädchen da — sie maß plötzlich die ganze Erscheinung des Sprechers mit einem scharfen Blick — „sehr gut. Denn erstens kann sie immer noch sterben. Zweitens, wenn sie nicht geistesgestört ist und kein Krüppel bleibt, wird sie nun vielleicht eine Berühmtheit. Und endlich wenn Beides oder Eines von Beidem der Fall ist, nun, so geht's auch nur in einem Elend hin."

Sie hatte hart und langsam und beinahe, als sage sie eine Lection her, die sie schon lange auswendig wisse und unwillkürlich auch einmal anbrächte, gesprochen; nun kamen die Träger; sie wandte sich ihnen zu. —

Nach wenigen Minuten war der elegante Hausflur leer. Aus dem Knäul, der sich dem düstern kleinen Zuge nachschob, lösten sich die beiden Herren und setzten ihren alten Weg fort. Diesmal hatten sie Nichts zu bemerken. Im Café tranken sie Sect — deutschen; seit der französische an maßgebender Stelle aus dem Sattel gehoben, war jener zeitgemäß.

Er schäumte — und hat seinen Bodensatz, so selten die Trinker auch Etwas davon gewahr werden. Wenn ihnen das aber ja einmal geschieht, so empfinden sie es natürlich unangenehm — ungefähr so wie die beiden Zecher an den zierlichen blumengeschmückten Tischlein deck Dich des Café Impérial den Eindruck der Scene empfunden hatten, die sie eben miterlebt.

Sie waren übrigens schon über denselben hinweg, steckten auf einmal die Köpfe dichter zusammen. Der Eine erzählt dem Andern eine ganz kleine Hofgeschichte — dabei ist es mitunter klug, die Köpfe dichter zusammenzustecken — welche eine jugendliche Künstlerin, deren Talent in Frage stand, die aber mit hohen Aufträgen beehrt wurde, zur Heldin hatte . . .

Zwischen Schaum und Bodensatz aber kreist und perlt der klare kraftvolle Wein. Und das ist gut. — — —

Außerhalb der Stadt hatte die Cavalcade vorhin ein noch schärferes Tempo angelegt; die in das Kopfgestell des Damenpferdes gesteckte Blume lag bald am Wegrand.

Durch die Luft schwirrte ein Geistchen. Eben hatte es auf dem Krystallrande eines Champagnerkelchs im Café Impérial gehockt, bald goldig schillernd und schön, bald aschgrau und häßlich, immer die Backen aufgeblasen wie ein Posaunenengel. „Zeitgemäß, zeitgemäß," hatte es also genickt und sich in die Brust geworfen. „O Zeitgeist, ungeschlachteter Geselle, nicht anders zu packen denn wie die Pyramide des Cheops von den Händen eines Säuglings, verliere Dich, verliere Dich — vor mir, dem Geistlein des Zeitgemäßen, Zeitgemäßen — dessen Domäne sind Schaum und Bodensatz, Schaum und Bodensatz — denn die sind charakteristisch, modern, — charakteristisch, modern — — modern —"

Und dabei hatte es die Backen noch einmal tüchtig aufgeblasen, und nach dem klaren, perlenden Weine hatte es geschielt mit scheelen Blicken.

Hier in der freien Natur war es viel weniger aufgeblasen. Plötzlich aber stürzte es sich auf die Blume herab: „Du wirst auch mit in den Bodensatz gestampft wie alle die anderen lieben, duftlosen, charakteristischen, modernen —"

„Armen," lächelte der Mond mitleidig, und sie in ihres Daseins letztem Augenblicke noch verklärend, küßte er sie mit seinem reinen Himmelslicht — weil sie doch trotz alledem eine Blume blieb.

Aber das war in den Augen des Geistleins, das die Arme prahlerisch hinter sein Ohr gesteckt hatte, ebenso uncharakteristisch und unmodern wie der klare, kraftvolle Wein zwischen Schaum und Bodensatz.





Mont Saint Michel.

Ein Reisebild.

Von

Richard Beck.

— Zwickau i. S. —

In weiter Bucht des blauen Meeres erhebt sich unweit der Küste Frankreichs, südwestlich von der Hafenstadt Granville, dort, wo die Marken der Bretagne und der Normandie einander berühren, weithin über die unendliche Ebene sichtbar der historisch denkwürdige, in Sage und Dichtung vielbesungene Mont St. Michel. Kirche und Palast, Burg und Gefängniß, Kloster und Dörflein sind auf dem Granitkegel mitten in der See auf- und übereinander gethürmt; die scharfen gothischen Pfeiler und Streben, ehedem in einen spitzen Thurmhelm endend, gestalten die Silhouette pyramidal und verleihen dem ganzen Gebilde das wunderbare Aussehen einer romantischen Felsenburg, eines versteinerten Schlosses, eines „Wunders“ unter den Bauwerken von Menschenhand. In Frankreich als Wallfahrtsort seit mehr denn 1000 Jahren hoch gefeiert und längst ein Zugstück ersten Ranges für die reiselustigen Bewohner der beiden Canalländer, hat der Berg etwa seit einem Jahrzehnt auch in Deutschland seine Verehrer gefunden, ab und zu schaut man sein Bild in einer unserer größeren illustrirten Zeitschriften, hie und da liest man einen mehr oder weniger phantastisch geschriebenen Feuilletonartikel über „das Wunder des Canals“.

Für den Schreiber dieser Zeilen, der die Osterzeit in Paris verlebte, stand es von vornherein fest, die lang ersehnte Stätte zu besuchen, die officielle Mittheilung, daß vom 8. April ab Rundreisebillets mit 6tägiger Giltigkeit zwischen Paris und Mont St. Michel ausgegeben würden, gab die beste Gewähr für eine möglichst bequeme Verwirklichung des Planes, wenngleich sie die Illusion, etwa eine selige Oede menschenleeren Daseins zu betreten, unbarmherzig zerstörte. Aber schön und großartiger Reize voll gestaltete sich trotzdem die unternommene Fahrt, und begünstigt vom herrlichsten in azurner Bläue über die Fluren und die Meerfluth sich wölbenden Osterhimmel, hat sie dem Reisenden einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen.

Man benutzt zu dem Ausfluge, der sich in drei Tagen bequem machen läßt, den Schnellzug, der in Paris auf der gare Montparnasse früh 8 Uhr 30 Min. abgeht. Die Bahn durchläuft zunächst die Banlieue von Paris und mit ihr die einzig landschaftlich reizvolle Strecke. Hat man den Eiffelthurm aus dem Gesicht verloren, zur Rechten den letzten Blick auf den Königspalast von Versailles und die Apollo-

fontaine im Park geworfen, so führt der Zug durch das ewige Einerlei der Normandie; nur die lieblich gelegene Stadt Dreux mit der weithin sichtbaren Grabcapelle der Orléans, die die irdischen Ueberreste des letzten Königs aus dem Hause Philipps Egalité, Ludwig Philipps birgt, bringt eine willkommene Abwechselung in die ebene Landschaft, die wohl fruchtbar und obstreich, Güter und Gehöfte in Menge zeigt, aber im höchsten Grade eintönig und ermüdend auf den Reisenden wirkt. In Argentan hält der Zug zu kurzer Mittagsrast, dann geht's in rasendem Tempo weiter durch gleich einförmige Triften bis Folligny. Hier zweigt eine Seitenlinie ab, die den Reisenden seinem Ziele zuführt; er erreicht zunächst Avranches und kommt damit in die Nähe des Meeres, schon setzt der Seewind ein und kündet durch sein Brausen, daß die Küste nicht mehr fern ist. Es lohnt sich für den Wanderer, in Avranches auszusteigen, der Ort ist voll von historischen Erinnerungen. Bis 1498 war er in englischem Besitz, im Aufstand der Vendéer während der großen Revolution eroberten die Rebellen 1793 nach schweren Opfern das Städtchen, in der Kathedrale, die sich auf dem Gipfel eines Hügels erhebt, beugte der König von England, der stolze Heinrich II. seine Knie vor dem Abgesandten des Papstes und bezeugte demüthige Buße und Reue für den an dem Erzbischof von Canterbury, Thomas Becket, verübten Mord. Für den Geschichtsforscher birgt die Bibliothek des Hôtel de Ville reiche handschriftliche Schätze, 15 000 Bände, die ehedem auf dem Mont St. Michel ruhten. Steigt man auf den Hügel, der die Kathedrale trägt, so hat man weite Umsicht über die Bai von Granville, vor dem Auge des Beschauers erhebt sich in der Ferne der Mont St. Michel und macht wohl den Wunsch rege, schon jetzt nach dem ersehnten Eiland zu gelangen, aber die Partie ist von dieser Seite her wegen der Fluthverhältnisse gefährlich und schwierig zu unternehmen, wir kehren um, besteigen den Zug wieder und verlassen ihn erst in Pontorson, wo ein Wagen unser wartet, uns nach unserem Ziele zu bringen.

Es ist wahr, der ersehnte Kunst- und Naturgenuß muß theuer erkauft werden; wir sind mit unserem Handgepäck dank der verhältnißmäßig großen Anzahl Ostergäste auf ein Minimum von Platz im Wagen beschränkt, der Weg, der mit Gespann zurückgelegt werden muß, ist etwa 1½ Stunde weit, die Fahrt geht durch eine wirkliche Wüstenei, in der selbst das dicht am Strande gelegene Dorf Moidrey keine Oase abgeben kann; dazu streicht über die kalkige durchgebrannte Landstraße eine frische Südbrise und überschüttet Wagen und Insassen mit Lasten weißen Staubes und schweren Schmutzes. Nach Verlauf einer Viertelstunde lüften wir ein wenig die schweren Vorhänge aus Segeltuch, da liegt vor uns in der Ferne im Meer der ersehnte Mont. Schon sehen wir die gothischen Streben; wie eine Pyramide im Sonnenlicht funkelnd und glitzernd ragt er in der weiten Fluth, immer heller und größer tritt der Michelsberg zu Tage. Kurz vor dem Meeresstrande gewinnt die Illusion volles Leben, so mag die Zauberburg Montsalwatsch, so der Brünhild Burg auf Isenstein in der Phantasie der höfischen Dichter ausgesehen haben, wie jetzt die breitbasige, mit Häusern, Mauern, Thürmen und Zinnen dicht besetzte Masse! — Einst lag das Eiland, auf dessen einer Seite gar ein Stückchen Wald Gemäuer und Gestrebe durchwächst, rings vom Meere umgeben, der bequemere Reisecomfort hat Fels und Land mit einer festen Digue, einem Deich, verbunden, auf dem der Reisende sonder Fährniß im Wagen hinübergelangen kann. Nur um zur Dorfgasse am Fuße des Felsens zu kommen, muß der Wagen von der Digue links abbiegen und durch den Meeressand, der jetzt trocken ist, — erst gegen Abend kommt die Fluth — seinen Eingang zum Dorfe suchen. Abwechselnd wöchentlich herrscht hier großes und kleines Meer, zweimal täglich kommt die Fluth, jedesmal 6 Stunden anhaltend, dann liegt das Eiland von den Wogen umtost. Noch lag der Zugang ziemlich trocken zu Tage, als wir einfuhren und an einem alten großen Steinthor, der wappengezierten porte du roi, deren Bogen die Dorfgasse überspannt, Halt machten. Jetzt überschauten wir auch Dorf St. Michel, das unter dem sicheren Schutze mächtiger Steinwälle, gekrönt von der kleinen Pfarrkirche, am Fuße des Berges sich schlangengleich hinwindet.

Seit langen Jahren befindet sich der erste Gasthof im Dörfchen in den Händen der Familie Poulard, d. h. Poulard aîné, denn es giebt auch noch eine ganze Anzahl anderer Gasthäuser unter derselben Firma, die aber des originellen Anstriches und der Vorzüglichkeit entbehren, die jener Herberge eigen sind. Der erste Eintritt in das wohnliche Haus, der mächtige, granitene Kamin, in dem ein Paar kräftige Hammelgigots am Spieße schmorten, rief alte, liebe Erinnerungen an Capri wach, und als Madame Poulard uns patriarchalisch und auch wieder tout moderne, empfing, bewillkommnete und die Zimmer anwies, da war man sofort wie zu Hause. Lieber Leser, kennst Du auf Capri die bekannte Kneipe zum Kater Hidigeigei an der Piazza des Nestchens? Kennst Du da den Signor Padrone und Signora Padrona? Uebersetze Dir Beide in's Französische, und Du hast Monsieur und Madame Poulard vor Dir. So bedeutend ist der Confluz von Fremden auf dem felsigen Eiland, daß unser Hôtel zwei Dependenzen, das „rote" und das „weiße" Haus, hat; wir erhielten unsere Wohnung in ersterem, etwa 50 Stufen zum Theil von sehr zweifelhafter Qualität führten uns herauf; so erhielten wir einen Vorgeschmack der morgenden Kletterpartie. Der Wind war so heftig, daß wir beständig Gefahr liefen, unserer Kopfbedeckungen beraubt zu werden. Oben angekommen, wies uns Marie, der emsige dienstbare Geist des Hauses, immer im schwarzen Kleid, den Kopf mit dem blendend weißen normannischen Häubchen bedeckt, unser Zimmer an, das außen ein Balkon umlief, der eine wonnige Aussicht auf das Meer und entzückende Einsicht in das Gewirr alter Häuser gestattete, das am Fuße des Berges sich ausbreitete. Ein unentbehrliches Requisit der Einrichtung unseres Zimmers bildete eine Papierlaterne, den Weg über die felsigen, ausgetretenen Stufen hinab nach dem Speisesaal zu beleuchten. Nachdem wir uns von den fest haftenden Staubmassen gesäubert hatten, stiegen wir unsere Felstreppen hinab, bei dem wehenden Winde wahrlich kein leichtes Stück Arbeit, und machten einen Ausflug in die Dorfgasse. Welch' ein interessantes Gewinkel! Schwalbennestern gleich scheinen die Häuser in die mächtigen Festungsmauern eingeklemmt, die gepflasterte Dorfgasse vertieft sich in der Mitte, um dem Wasser und dem Unrath Abfluß zu geben. Das ganze Dorf ist ein großes Hôtel und ein großer Bazar, in dem man Andenken an den Mont St. Michel in jeder Qualität kaufen soll, Post und Telegraph, die sicheren Kennzeichen moderner Cultur, fehlen nicht und stehen in seltsamem Contrast zu dem Stück echten Mittelalters, das unserem Blicke sich darbietet. Uns zu weit von Madame Poulards gastlichen Räumen zu entfernen, verbot die hereinbrechende Dunkelheit und der nahe bevorstehende Beginn des Diners, das wir uns heute redlich verdient hatten. Bei der Rückkehr zur porte du roi gewahrten wir auch schon die Fluth, welche jetzt die Insel mit Ausnahme der Digue umbrandete. Bei Tische machte die Frau Wirthin die Honneurs, während die beiden Töchter des Hauses, die in Toilette und Frisur die Pariser Pension, die sie besucht hatten, nicht verleugnen konnten, die Speisen herumreichten. Nach Tische vereinte der Kaffee um den Riesenkamin eine wesentlich anglo-französische Gesellschaft, Deutsche kommen nur selten hierher. Nach 10 Uhr ward die Laterne ergriffen und der luftige Weg über die Treppen nach der Wohnung angetreten; die Osternacht war sternenhell und mondbestrahlt, sie ließ ein herrliches Wetter zur Besichtigung der Festung und des Heiligthums von St. Michel erwarten.

Von 9 Uhr Vormittag ab werden den Fremden die Baulichkeiten gezeigt, es hatte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft zusammengefunden, und die Kletterpartie sollte jetzt beginnen, zuvor aber ward ein Spaziergang um die Wälle unternommen, die eine Reihe herrlicher Aussichtspunkte über Meer und Küste bieten. Die denkwürdige Geschichte unseres Eilandes beginnt mit dem Jahre 709, da Bischof Aubertus von Avranches die große Abtei gegründet haben soll, 763 erhielten sie die Benediktiner, deren Aebte sie zu jenem merkwürdigen Wunderwerke ausbauten, das heute den Felsen bedeckt; romanische Massen mit gothischen im bunten, wirren Wechselspiel, spitzbogige Galerieen und Giebel, Netzwerke von Fialen und Wimpergen kleben am Gipfel und an den Seiten

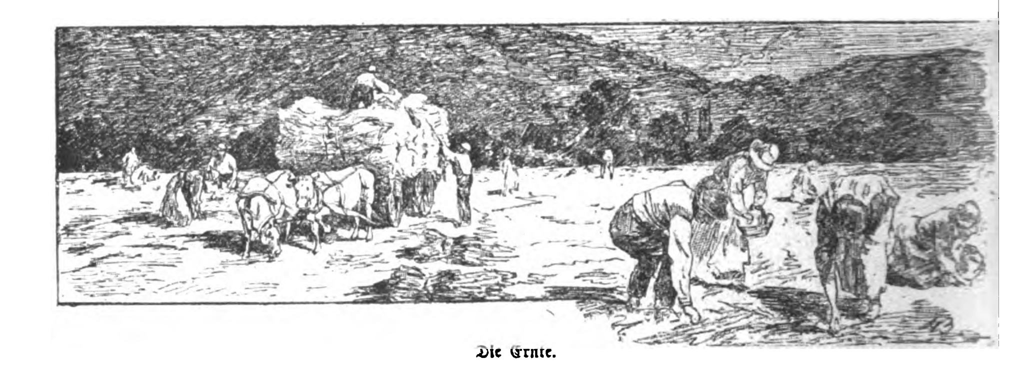
des Berges. Die historischen Erinnerungen sind natürlich außerordentlich reich und mannigfaltig, sie drängen sich dem Beschauer bei jedem Schritte auf. Im großen 100 jährigen Kriege zwischen Frankreich und England ward das Heiligthum zur Festung, die von den Engländern oft vergebens bestürmt und durch ein auf der kleinen Nachbarinsel Tombelaine angelegtes Fort ohne Erfolg bedroht ward, die Veste ist immer jungfräulich geblieben, nie vom Feind überwunden worden. 1469 ward auf der Insel von König Ludwig XI. der Orden des heiligen Michael gestiftet. Lange Zeit, noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, galt die Abtei auch als Staatsgefängniß, aus dem ein Entweichen nicht möglich war: hier schmachtete im eisernen Käfig auf Befehl Ludwigs XV. Victor de la Castague. Bis zum Jahre 1886 war der Berg Wallfahrtsort, seitdem sind alle Bauten daselbst der Verwaltung des Ministeriums der schönen Künste unterstellt, die Wallfahrten haben aber deshalb nicht aufgehört, sondern finden nach der mit den uralten Processionsfahnen reich ausgeschmückten Dorfkirche der Insel statt, die als höchstes Heiligthum die massiv silberne Statue des drachentödtenden Erzengels birgt, die einst die Abtei zierte.

Die Unbilden der Witterung, denen die Baulichkeiten des Berges jeder Zeit ausgesetzt sind, erfordern fortwährende Reparaturen und machen das Wunder von St. Michel zu einem sehr theuren Besitze des französischen Staates. Große Baugerüste fehlen hier nie, sie gehören zum Gesammtbilde der Localität. Sämmtliche Berichterstatter überbieten sich in der Schilderung der Anstrengung, welche die Besichtigung verursachte, vor allen Dingen der vielen hohen und schlechten Treppenstufen, die man dabei hinauf- und hinabzuklettern hat. Gewiß ist dem so, aber es liegt in dieser Art Besteigung gerade ein gewisser Reiz, zudem wird man durch eine Anzahl der schönsten Ausblicke für das mühselige Auf- und Niedersteigen wenigstens etwas entschädigt. Leider ist es augenblicklich ganz unmöglich, die berüchtigte Plattform, die einstmals wohl den hohen Thurm, der das Ganze krönte, trug, und die bekannte „Spitzentreppe" (escalier de dentelle), so genannt wegen des reichen gothischen Maßwerkes, das sie zierlich wie Spinnwebe schmückt, zwischen dem Gewirr der Strebebögen und Fialen des Chores zu ersteigen, denn auch hier finden weitläufige Reparaturbauten statt, die das Hinaufsteigen verbieten. Somit ist auch die Gefährlichkeit der Besteigung, die zu schildern die Reisebeschreibungen nicht müde werden, in das Reich der Fabel verlegt. Was man aber sieht, ist wahrlich interessant genug, um die Bezeichnung „Merveille" für einen Theil des Riesenbaues zu rechtfertigen. Wir gelangen zunächst in die Kirche, die im 11. Jahrhundert vom Abt Hildebert II. begonnen, 1138 vollendet wurde, natürlich im romanischen Stil, den einzelne Theile des Gebäudes noch heute zeigen. Feuersbrünste und Einstürze erforderten einen gothischen Neubau des hohen Chores. Alte Sculpturen zieren noch die Wände der Kirche, wir gewahren eine sehr bezeichnende Darstellung des Sündenfalles und in Reliefdarstellung das Schiff der Kirche auf den Wellen schaukelnd, ein Seitenstück zu Giottos Navicella. An die Kirche schließen sich verschiedene Säle an, sämmtlich nur durch Massen von Treppen nnd Stufen erreichbar, und der berühmte zierliche Kreuzgang, dessen Hängebreiecke über den gekämpferten Säulencapitälen mit wundervollen Bandmustern, jedes anders, geschmückt sind. Die Innenseite des Kreuzganges deckt leider ein modernes Ziegeldach in schreienden bunten Farben, das zwar das zerstörte Dach genau nachahmen soll, aber durch den Glanz seiner Neuheit unangenehm mit dem ehrwürdigen alten Gemäuer contrastirt. Die ganze Kirche scheint am Felsen zu kleben, vor Zusammenbruch schirmen sie, insbesondere den hohen Chor, durch die Pracht seiner Details den Hauptzierat des ganzen Berges, kolossale Unterbauten von einer Größe und Stärke, wie dergleichen nur noch in Assisi, in der Gruftkirche des heiligen Franz, gefunden werden. Die Last der Kirche tragen die „gros Piliers", die dicken 13 Fuß im Durchmesser haltenden Pfeiler, zu denen man durch eine lange Treppenflucht gelangt. Die meisten Gewölbkammern dieser Substructionen sind nun zu Nutzräumen verwendet, die wichtigsten derselben sind: das Promenoir der Mönche, ein kühles Gemach, von mächtigen Säulen

gestützt, auf denen weitausladende Kreuzgewölbe ruhen, ferner die Krypta des Aquilon; endlich befinden sich hier auch die schauderhaften Räume der Gefängnisse für Staatsverbrecher, in die ebensowenig, wie in die entsetzlichen Gefängnisse im Dogenpalaste von Venedig, ein Lichtstrahl sich verirren kann. Weitere Stufenfolgen führen zu dem Refectorium, dem ehemaligen Speisesaale der Mönche, welches zwei Riesenkamine zieren; zur Salle des hôtes, dem Raum, der zum Empfang der Gäste bestimmt war, den leichtere, verhältnißmäßig zierlich ausladende, von dünnen Pfeilern gestützte Kreuzgewölbe tragen. Eine abermalige Treppenflucht geleitet in den Rittersaal (la salle des chevaliers), eine herrliche gothische Halle, die elf kolossale Pfeiler in vier Schiffe theilen, vollendet unter dem kunstsinnigen Abte Thomas des Chambres (1218—1225). In diesem Saale stiftete 1469 König Ludwig XI. den Orden des heiligen Erzengels Michael; wenn auch der Sitz des Ordens schon 1557 nach Vincennes verlegt wurde, so erhielt doch der Saal von der Stiftungsfeierlichkeit seinen Namen. Unter dem Rittersaal wölben sich die weiten Kellerräume, bestimmt, Proviant und Getränke in großen Massen aufzunehmen, um langen Belagerungen Trotz zu bieten, wie sie der Mont St. Michel im hundertjährigen Kriege der beiden Canalmächte so oft auszuhalten hatte.

Nach anderthalbstündigem, mühseligem Herauf- und Hinabklettern Tausender von Stufen gelangten wir wieder in's Freie mit dem Bewußtsein, ein Stück Mittelalter gesehen zu haben, wie es so ausgezeichnet erhalten nicht häufig in Europa vorkommt. Nach einem trefflichen Dejeuner, bei dem die historische Omelette nicht fehlte, kehrte der größte Theil der Anwesenden dem gastlichen Hause Madame Poulards wieder den Rücken, um neuen Ostergästen Platz zu machen. Nur zu bald hatten wir die phantastische Pyramide des unvergleichlich malerischen Berges wieder hinter uns und fuhren nach Granville an den Meeresstrand, um von dort aus am nächsten Tage den Schnellzug wieder zu besteigen, der uns in jäher Eile wieder nach der französischen Hauptstadt führen sollte.



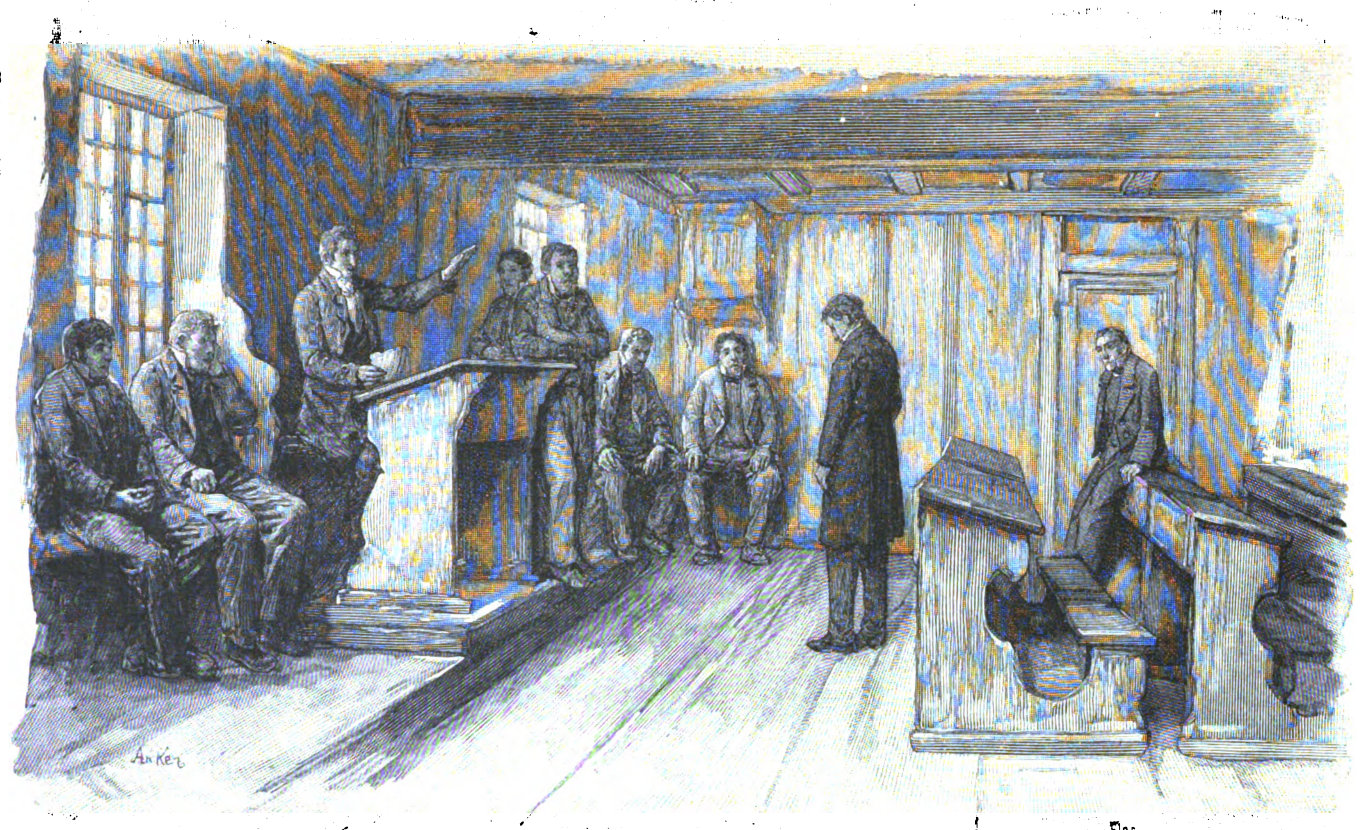


Die Ernte.

Illustrirte Bibliographie.

Jeremias Gotthelf, Ausgewählte Werke. Erste illustrirte Prachtausgabe. Nach dem Originaltexte herausgegeben von Prof. Otto Sutermeister. Vorwort von Dr. K. Schenk, Mitglied des schweiz. Bundesrathes. Mit 200 Illustrationen von A. Anker, H. Bachmann, W. Vigier. Chaux-de-Fonds, Verlag von F. Zahn.

Ein angesehener Litterarhistoriker und Dichter weist in seinem in diesem Hefte veröffentlichten Essay gegenüber den Ansprüchen moderner litterarischer Revolutionäre, als die Vertreter einer neuen, auf wesentlich anderen Grundlagen ruhenden Dichtung betrachtet zu werden, darauf hin, daß die Weisheit Ben Akibas auch auf dem litterarischen Markte Geltung habe. Der Fortschritt, der in der modernen Bewegung liegt, soll damit gewiß nicht in Abrede gestellt werden, und ihre Auswüchse dürfen uns nicht blind machen gegen die Verdienste ihrer Träger. Daß aber diejenigen von ihnen, welche glaubten etwas im Principe ganz Neues, noch nicht Dagewesenes zu verkünden, in schwerer Selbsttäuschung befangen waren resp. sind, dafür liefert Gottschall in seiner Parallele zwischen den „Modernen" und den Stürmern und Drängern des vorigen Jahrhunderts sehr lehrreiche Beispiele. Auch der Dichter, mit dem wir uns anläßlich einer Neuausgabe seiner Werke wieder zu beschäftigen angeregt werden, könnte als Beispiel dienen. Als der als der Vater und das Haupt des extremen Realismus gefeierte Emile Zola geboren wurde, im Jahre 1840, waren bereits mehrere Bände von einem Schweizer Dichter erschienen, der bald als ein Meister realistischer Darstellung und als ein episches Talent ersten Ranges gepriesen wurde. Ja, der Realismus Jeremias Gotthelfs oder Albert Bitzius' ist mitunter sogar so kräftig, so ungenirt, daß der wärmste Verehrer Zolas davon befriedigt sein könnte; die bekannte Schilderung des Kampfes der beiden misttriefenden Mägde in „Uli der Knecht" könnte von dem französischen Meister geschrieben sein; und in der übermäßigen Berücksichtigung des descriptiven Elements steht ihm Jeremias Gotthelf nicht nach. Freilich, im Allgemeinen hält sich der Realismus Gotthelfs von den Maßlosigkeiten Zolas frei; er ist nicht einseitig auf die Nachtseiten und die pathologischen Erscheinungen des menschlichen Lebens beschränkt; der Schweizer Pfarrer, der in engster Berührung mit dem Bauern gelebt, schildert das ländliche Leben ganz anders und sicher nicht weniger wahr und treu, als Zola es in seinem von Gräueln erfüllten Roman „La Terre" gethan; andererseits ist seine naive, realistische Widerspiegelung der bäuerlichen Welt von der sentimentalen Auffassung des durch die Brille des Spinozismus blickenden Berthold Auerbach, dessen Erfolge auf dem Gebiete der Dorfgeschichten in dieselbe Zeit fallen, wesentlich verschieden.



Der Schullehrer vor der Commission.

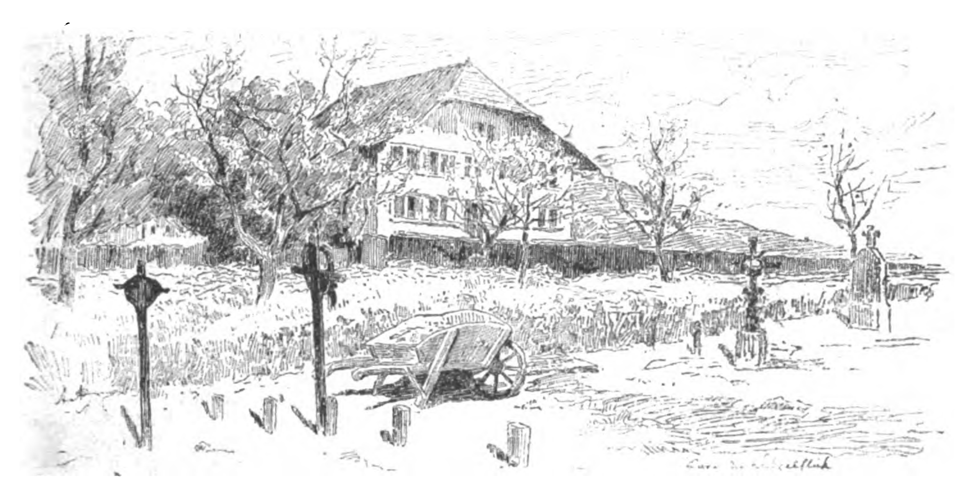
Aus: Jeremias Gotthelf: „Ausgewählte Werke.“ Illustrirte Prachtausgabe. Herausgegeben von Prof. O. Sutermeister. Verlag von F. Zahn, Chaux-de-Fonds.

In Jeremias Gotthelfs Schriften ist zum Schaden ihrer künstlerischen Wirkung neben dem Dichter sehr häufig der Parteimann und der Prediger lebendig: lang ausgesponnene Betrachtungen, pastorale Ergüsse, breite, trocken-lehrhafte Beschreibungen unterbrechen die Handlung und ermüden den Leser; und die Beziehungen auf Personen und Zustände aus der näheren Umgebung des Dichters, die auch nur dieser vertraut und interessant waren, haben dem Dichter in der Werthschätzung und der dauernden Gunst bei dem nichtschweizerischen deutschen Publicum starken Abbruch gethan. Diese Mängel haben es auch verschuldet, daß Gotthelf, kaum vierzig Jahre nach seinem Tode, außerhalb der Grenzen seiner engeren Heimat mehr jene mumienhafte Unsterblichkeit in den Litteraturgeschichten, als jene lebendige Unsterblichkeit, die in der fortdauernden, unmittelbaren Wirkung der Werke auf empfängliche Gemüther besteht, genießt. Und das ist zu bedauern, denn Gotthelf ist mit allen seinen Schwächen ein hervorragender epischer Dichter und ein Volksschriftsteller ersten Ranges, der als solcher erziehend und erhebend



Madeli als Frau Schulmeister.
Aus: Jeremias Gotthelf: „Ausgewählte Werke". Illustrirte Prachtausgabe.
Herausgegeben von Prof. O. Sutermeister. Verlag von F. Zahn, Chaux-de-Fonds.

auch heute noch zu wirken vermag, wenn man ihn in reiner Gestalt, in dem wahren Gehalt seiner Natur dem Volke nahe bringt. Und dies geschieht durch eine neue Ausgabe seiner besten Werke durch Professor Otto Sutermeister. Der Herausgeber, der sich über die angedeuteten Mängel in den Werken Gotthelfs wohl klar war, hat es unternommen, dieselben zu beseitigen, nicht, indem er eine sogenannte „Bearbeitung" lieferte — davon hielt ihn die richtige Pietät für das Wort des Dichters ab — sondern indem er einfach jene störenden episodischen Partieen entfernte. Dies konnte hier ohne Gefahr geschehen, da bei Gotthelf die Tendenz nicht das Kunstwerk durchdringt, sondern gemeinhin nur äußerlich angehängt und eingefügt ist. Der Herausgeber konnte also diese wilden Ranken entfernen, ohne in den Organismus des Werkes schädigend einzugreifen. Außerdem bietet O. Sutermeisters Ausgabe noch nach einer anderen Seite hin eine Vereinigung, indem sie die erste ursprüngliche Lesart, den unverfälschten Originaltext im Gegensatz zu den späteren für Deutschland speciell berechneten Ausgaben und zu den vielfachen Nachdrucken giebt.



Pfarrhaus von Lützelfluh.
Aus: Jeremias Gotthelf: „Ausgewählte Werke.“ Illustrirte Prachtausgabe.
Herausgegeben von Prof. O. Sutermeister. Verlag von F. Zahn, Chaux-de-Fonds.

Die Verlagshandlung F. Zahn in Chaux-de-Fonds hat das verdienstliche Unternehmen des Herausgebers in freigebiger Weise unterstützt, indem sie die Ausgabe von Gotthelfs ausgewählten Werken zu einer vornehmen Prachtausgabe gestaltete, vor Allem durch die Heranziehung dreier hervorragender Schweizer Künstler: A. Anker, H. Bachmann und W. Vigier, welche 200 vortreffliche Illustrationen geliefert haben. Die Ausgabe wird enthalten: Leiden und Freuden eines Schulmeisters; Uli der Knecht; Uli der Pächter; Der Bauernspiegel; Der Sonntag des Großvaters; Elsi die seltsame Magd; Anne Bäbi Jowäger und erscheint in 20—22 monatlichen Lieferungen zum Subscriptionspreise von je 1,20 Mk. — Die schöne Ausgabe sei hiermit bestens empfohlen. O. W.

Erinnerungen von Felix Dahn.

Viertes Buch, 2. Abtheilung (1871—1888). Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

Nach den packenden Schilderungen der ersten Abtheilung dieses Buches, das uns das Jahr 1870, insbesondere die Schlacht bei Sedan, meisterhaft zur Anschauung brachte, hätte man eine Erlahmung des Interesses für den vorliegenden Band befürchten können. Der Dichter hat diese Befürchtung — wenn sie vorhanden war — auf's Glänzendste zu nichte gemacht; ja, ich kann nicht leugnen, daß dieser letzte Band — wenigstens für meinen Geschmack — seine Vorgänger an Fülle des Interessanten, an Reichthum des Charakteristischen noch übertrifft. Es ist der Lebensabschnitt, in welchem der Dichter den Höhepunkt seines dichterischen und wissenschaftlichen Könnens und Wirkens erreicht, den Höhepunkt zugleich seines Liebes- und Lebensglückes. In Königsberg, wohin er am 19. Juni 1872 berufen worden ist, sind fast alle die großen historischen, philosophischen und juristischen Arbeiten, dazu die bedeutendsten poetischen Werke, die zum Theil schon in Würzburg, ja in München geplant und begonnen waren, ausgeführt und vollendet worden. Ueberschaut man die nach Zahl und Umfang, nach wissenschaftlicher und poetischer Gediegenheit außerordentliche Menge von Werken, so fragt man sich staunend: wie ist es möglich, daß die Kraft eines Menschen, der dazu ein

schweres, verantwortungsreiches und zeitraubendes Amt verwaltet, ausreichen konnte, das Alles hervorzubringen? Die Antwort lautet: nur, wer wie Dahn keine Stunde des Tages, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, ungenutzt vorüberläßt, wer die Stunden der Muße, der Erholung auf's Aeußerste beschränkt und seine Zeit so eintheilt, daß jedem Tage gewissermaßen ein genau innegehaltenes Programm zu Grunde liegt, nur der wird im Stande sein, bei gleicher Begabung gleich Großes zu schaffen.

Nachdem Dahn die näheren Umstände seiner Uebersiedelung nach Königsberg berichtet, entwirft er von Land und Leuten in Preußen und insbesondere von der Hauptstadt und ihren Bewohnern eine höchst anschauliche, mit köstlichem Humor durchsetzte Schilderung, die trotz mancher satirischen Randglossen von wärmstem Wohlwollen und aufrichtigster Anerkennung getragen ist. Kommt er doch am Schlusse derselben zu dem Resultat: „In Königsberg liegt doch wohl der Schwerpunkt meines Lebens, und meine dankbarsten Erinnerungen gelten — neben denen an die glückliche Knabenzeit im Elterngarten zu München — der lieben alten Pregelstadt: ganz besonders auch um der Erinnerungen willen, die sich an meine Thätigkeit als Lehrer, an das herzerquickende Verhältniß zu meinen preußischen Schülern knüpften."

Hier in Königsberg war es auch, wo er nach jahrelangem Kampfe mit widrigen Verhältnissen den Bund für's Leben mit Theresen schließen durfte, die ihm seine Häuslichkeit zur Stätte echtesten, unvergänglichen Glückes machte. Die Schilderungen dieses trauten Zusammenlebens und Zusammenarbeitens sind von ganz besonderer Wärme und Anmuth durchdrungen. Erfreulich ist dabei auch, wahrzunehmen, wie von Jahr zu Jahr die Anerkennung und der Ruhm des Dichters wächst und mit ihm zugleich die materiellen Verhältnisse sich fortdauernd günstiger gestalten. Der große Kreis von Freunden und guten Bekannten, die sich allmählich um ihn schaaren, beweisen außerdem, daß nicht nur der Dichter und Gelehrte die wohlverdiente Anerkennung gefunden, sondern daß man vor Allem auch den Menschen oder vielmehr das Ehepaar Dahn von Herzen liebgewonnen hatte.

In die Schilderung aller dieser Verhältnisse, die von des Dichters Stellung in der Gesellschaft, in der Universität, im öffentlichen Leben und in der Politik Kunde geben, sind eine Masse reizender kleiner Anekdoten eingeflochten, die Dahn so meisterlich zu erzählen versteht. Wer Gelegenheit gehabt hat, ihn mündlich solche Anekdötchen vortragen zu hören, der wird ihn bei der Lectüre dieses Buches gewiß an vielen Stellen leibhaftig vor sich sehen, wie er, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, mit erhobenem Zeigefinger und dem ernstesten Gesicht von der Welt die schelmischsten Dinge zum Besten giebt, die allemal das herzlichste Lachen der Zuhörer wachrufen. Hierbei sei auch eines liebenswürdigen Charakterzuges Dahn's erwähnt, den er mit manchem anderen deutschen Dichter theilt: seine Liebe zur Thierwelt, insbesondere zur gefiederten. Wer dächte hierbei nicht an die rührenden Klagen, die Friedrich Hebbel seinem Tagebuche anvertraute beim Tode seines Hündchens und seines Eichhörnchens?

Alljährlich in den großen Universitätsferien unternimmt Dahn mit seiner Frau Reisen nach dem Süden oder an die Nordsee, von denen er mancherlei interessante Einzelheiten zu berichten weiß. Zu diesen gehört vornehmlich eine mehrstündige Unterredung mit König Ludwig II. von Bayern, der den Dichter von Partenkirchen aus nach seinem Bergschloß Schachen abholen ließ. Dieses Zwiegespräch, in dem der König mit einer geradezu verblüffenden Offenheit über Staatsverhältnisse und Persönlichkeiten sich ausließ und der Dichter ebenso offen und unerschrocken antwortete, gehört zu dem Packendsten, das ich je gelesen. Schade, daß der Dichter durch nothwendige Rücksichtnahme gehindert war, ein anderes Zwiegespräch — mit dem Fürsten Bismarck — das er nur andeutungsweise wiedergiebt, ausführlich zu berichten: das wäre vielleicht noch interessanter gewesen, als jenes mit dem unglücklichen König.

In Königsberg nimmt Dahn auch zuerst Fühlung mit dem Theater, auf dem er schöne, ja glänzende Erfolge davontragen sollte. Daß sie trotzdem nicht von Dauer blieben, erfüllt den Dichter mit gerechtem Unmuth. Es ist in der That nicht recht begreiflich, weshalb seine Stücke, die abgesehen von ihrem poetischen Gehalt, doch durchweg einen starken theatralischen Zug haben und ihre Wirkung bei einigermaßen guter Darstellung nie versagen, so ganz von der deutschen Bühne verschwinden konnten. Aber freilich — „beim Theater kommt immer Alles anders", wie der alte Laube zu sagen pflegte, besonders in Deutschland, es bietet Räthsel, die kein Verständiger zu lösen vermag.

Es ließe sich noch viel Schönes und Gutes über das vorliegende Buch, das trotz der Versicherung des Dichters hoffentlich nicht das letzte seiner Erinnerungen sein wird, sagen; hier muß es genügen, darauf aufmerksam gemacht zu haben: geht hin und leset selbst!

Geschmückt ist das Buch durch ein Bildniß des sechsjährigen Felix Dahn, ein allerliebstes Kinderportrait, auf dem uns dieselben Augen entgegenleuchten, die heute noch des Mannes Antlitz beleben: Dichteraugen altern eben nicht. Ferner bietet das Buch ein wohlgetroffenes Bild Theresens und eine Darstellung des gemeinschaftlichen Arbeitszimmers im Hinter-Tragheim zu Königsberg.

Faßt man das Endergebniß der fünf starken Bände zusammen, in denen der Dichter von seinem Leben berichtet, so muß man sagen: es ist eines der glücklichsten, das man sich denken kann, voll Mühe und Arbeit, voll redlichsten, edelsten Strebens, reich an Segen und Erfolgen der schönsten Art. Hoffen wir, daß noch viele Jahre ihm das alte Glück treu bleibt. — e.

Bibliographische Notizen.

Briefe des Grafen Neithardt von Gneisenau an Dr. Johann Blasius Siegling, Professor der Mathematik in Erfurt. Von Dr. A. Pick. Erfurt, Verlag von Karl Villaret.

Daß die classische Biographie Gneisenaus von Pertz und Delbrück hier nur noch ergänzt und erweitert werden kann, ersieht man aus dem vorliegenden kleinen Schriftchen. Der Mensch Gneisenau besonders tritt hier in eine helle Beleuchtung. Der sorgende und theilnehmende Freund, der liebende und aufopferungsfähige Gatte, der wohlwollende Gönner, der wohlthätige Menschenfreund, sie Alle enthalten Eigenschaften, die unserem genialen Feldherrn durchaus eigenthümlich sind. Es ist geradezu ein Genuß, die Briefe zu durchmustern, die er an seinen alten Jugendfreund Siegling geschrieben hat. Daß auch eine liebenswürdige Bonhommie, hier und da ein Fünkchen Ironie dem Feldmarschall nicht fremd ist, zeigt sich an vielen Stellen der Briefsammlung. „Wenn so ein paar Gelehrte reisen, da wird gewöhnlich etwas vergessen oder gestohlen.“ Aber der hier so leise spöttelt, hatte selbst eine tüchtige Ader von einem deutschen Gelehrten und Professor in sich; aus ihr erklärt sich nicht zum Mindesten, daß Gneisenau nach langem Warten so schnell vorwärts gekommen ist. Wd.

Erzherzog Carl von Oesterreich. Ein Lebensbild. Von H. R. von Zeißberg. I. Bd. 1. und 2. Hälfte. Wien und Leipzig W. Braumüller.

Es ist mehr als ein Lebensbild, das hier geboten wird, es ist schließlich im zweiten Theil des 1. Bandes eine Geschichte Oesterreichs in der nachtheresianischen Zeit, in der dieses Land sich zu einem modernen Staate entwickelte. So verfolgen wir den Erzherzog durch die Kinder- und Jugendjahre, durch das Elternhaus bis auf die belgischen Schlachtfelder, wo die französische Revolution sich in kriegerischen Eruptionen Luft machte und dem Prinzen Gelegenheit gab, sich im Kriegshandwerk so auszubilden, daß er wohl befähigt war, später als Reorganisator des österreichischen Heerwesens aufzutreten.

Man darf mit Spannung den nächsten Bänden des Werkes entgegensehen; müssen sie uns doch zeigen, wie der „Sieger von Aspern“ die Arbeit seiner Mannesjahre erfaßt und durchgeführt habe.

Welch umfassender Fleiß auf dieses Werk verwandt ist, und welches ungeheure Material ihm zu Grunde liegt, geht unter Anderem aus den mehr als 2000 Anmerkungen umfassenden Quellennachweisen hervor, die am Schlusse jedes Bandes angefügt sind. Wd.

Fürst Bismarck und seine Zeit. Von H. Blum. 3. und 4. Bd. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser hat sich mit großer Liebe in den gewaltigen Stoff versenkt, den es zu bewältigen giebt, wenn es gilt, einen Bismarck und die von ihm beherrschte Zeit in's rechte Licht zu rücken. Um so schwieriger ist diese Aufgabe, als Sybel's klassisches Werk vorliegt. Aber Blum wendet sich offenbar an ein größeres Publicum, als Sybel's von diplomatischem Geiste getragene Darstellung beanspruchen kann. Ich glaube in der That, daß durch

Blums interessante Schilderungen die Kenntniß von dem Leben und Wirken des gewaltigen Staatsmannes ein geistiges Gemeingut des gebildeten deutschen Volkes werden kann. Druck und Ausstattung lassen Nichts zu wünschen übrig. Mögen sich die folgenden Bände den vorhergegangenen würdig anschließen! Wd.

Politische Schriften von 1848—1868. Von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum und Hart.

Die hier gebotenen Leitartikel aus dem Jahre 48, die politischen Essays und Streitschriften, welche schon früher gedruckt worden sind, konnten mit Recht von Bamberger zu einem Bande vereinigt werden. Sind sie doch alle Zeit- und Spiegelbilder einer gährenden Epoche, in der sich der Constitutionalismus endgiltig zum Leben hindurchrang und Preußen, das vielgehaßte Preußen, immer mehr in die Führerstellung Deutschlands hineinwuchs.

Darin liegt der Reiz dieser Aufsätze, daß sie die Zeitstimmung wiederspiegeln, der viele denkende Köpfe damals huldigten. Die Darstellung ist immer packend und geistreich, mag Bamberger von dem Revolutiönchen in der Pfalz von 1849 ergötzliche Bilder entwerfen, mag er sogar in französischer Sprache den Galliern beibringen, daß sie den Herrn von Bismarck durchaus falsch beurtheilen; Bamberger ist als Parlamentarier durch seine sachlichen, scharfsinnigen und häufig von philosophischem Geiste durchdrungenen Reden bekannter geworden denn als Schriftsteller. Daß er aber zu einem solchen große Fähigkeiten besitzt, beweisen auch diese kleinen Schriften aus einer ungestüm vorwärts drängenden Zeit.

Wd.

Rußland unter Kaiser Alexander III. sowie Politik und Aufgaben Nikolais II. Von F. Neubürger. Berlin, M. Driesner.

Der Titel entspricht nicht ganz dem Inhalt; wir erfahren mehr von Alexander II. als von seinem Sohne. Und das mit vollem Rechte. Denn die nennenswerthen Neuerungen, dazu bestimmt, das große Slavenreich den westlichen Staaten Europas näher zu bringen, sie sind von Alexander II. ausgegangen. Doch das nur nebenbei. Was da erzählt wird von dem russischen Druckerei- und Zeitungswesen, von den Chicanen der Behörden gegen Untergebene, von Kirche, Verfassung und Staat, von dem leichtsinnigen, mehr und mehr verarmenden Adel, von dem alkoholisirten, halb verthierten Bauern, das Alles sind wunderbare Dinge, die den anderen Europäern kaum bekannt sein dürften. Es liest sich wie eine Tragödie, jene Schilderung von der Bauern-Emancipation Alexanders II., von seinem redlichen Streben, seinen Unterthanen alle Errungenschaften der modernen Cultur in Verfassung, Kunst und Wissenschaft zugänglich zu machen. Und die Antwort darauf? Die Dynamitbombe der Nihilisten!

Acutes Interesse dürfen die Partien des Buches beanspruchen, wo die Möglichkeiten eines Krieges zwischen Rußland und Deutschland und seine Folgen erwogen werden. Gewiß, der russische Soldat wäre unwiderstehlich ohne den — Schnaps; der russische Bauer ist intelligent, arbeitslustig und fähig ohne den — Schnaps. Rußland hat unermeßliche Schätze, aber sie sind nicht gehoben und können also gegen Niemand ausgespielt werden. Aber hat denn Rußland ein Interesse daran, einen Waffengang mit Deutschland zu wagen? Der Verf. verneint das und fügt hinzu, daß beide Mächte dabei nur verlieren und Nichts gewinnen könnten.

Die Ausführungen des Verf. tragen den Stempel sorgsamer Studien an der Stirn, weshalb man ihnen gerne Glauben schenken mag, um so mehr, als ein zwanzigjähriger Aufenthalt im Lande und der Verkehr mit allen Bevölkerungsklassen nur dazu beitragen konnte, den Schilderungen des Verf. sicheren Untergrund und ein bestimmtes Colorit zu verleihen. Möchten die Prophezeiungen des Verf. auch bezüglich der Regierungsgrundsätze des jungen regierenden Zaren sich bewahrheiten! Dann wäre von der wilden Ehe zwischen Galliern und Slaven für Deutschland wenig zu fürchten. Wd.

Geschichte Siciliens. Von E. A. Freeman. Deutsche Ausgabe von B. Lupus. 1. Bd. Mit dem Bildnisse des Verfassers und fünf Karten. Leipzig, B. G. Teubner.

Der Uebersetzer und Herausgeber hat sich ein Verdienst um die Wissenschaft damit erworben, daß er des berühmten englischen Forschers Werk auch einem größeren deutschen Publicum zugänglich gemacht hat. Zwar ist es nur ein Torso, der bei dem vorzeitigen Tode Freemans geboten werden kann; aber auch so erhalten wir einen deutlichen Begriff von der Kraft und poeti-

schen Lebendigkeit der Darstellung des Verfassers, der durch seinen langen und wiederholten Aufenthalt auf dem herrlichen Sicilien in die Lage gesetzt war, so zu schildern, wie er es mit eigenen Augen erschaut hatte. Zwar haben wir es in diesem Bande mit der ältesten Geschichte der Mittelmeerinsel, mit ihren Urbewohnern und der Besiedelung durch Phönikier und Griechen zu thun, aber die topographischen Schilderungen haben auch für die Jetztzeit noch ihre Bedeutung, und wer jemals auf den Höhen der Achredina bei Syrakus oder auf der trümmerbesäten Umgebung von Akrogas, dem heutigen Girgenti, gestanden hat, der wird der scharfen Beobachtung und der deutlichen, noch heute geltenden Charakteristik von Städtebildern, wie sie Freeman bietet, seine Bewunderung nicht versagen können.

Sicilien stand einst im griechischen und römischen Zeitalter im Mittelpunkte des damaligen Welthandels. Heute, seitdem die Insel jahrhundertelanger Vergessenheit anheimgefallen war, zieht der moderne Weltverkehr nach Ostindien, an ihren Gestaden dahin, heute bildet sie jahraus jahrein das Wanderziel ungezählter Tausende von Gebildeten! Diesen sei besonders Freemans Werk warm an's Herz gelegt.

Wd.

Die Nothwendigkeit einer europäischen Abrüstung und Steuerentlastung. Von Dr. K. Walcker, Doc. d. Staatsw. an der Universität Leipzig. Sondershausen, Fr. Aug. Eupel.

Der Inhalt der Schrift entspricht wenig dem Titel. Richtiger wäre es gewesen, wie es der Verfasser ursprünglich vorhatte, als Titel zu wählen: „Die Friedensgesellschaften, Kritik und Reformvorschläge.“ Was nun die Kritik der Friedensgesellschaften anbetrifft, so scheint dem Verfasser die Grundidee, von der dieselben ausgehen, nicht voll zum Bewußtsein gekommen zu sein, und so kämpft er häufig gegen Windmühlen. Das, was er über die Schiedsgerichte sagt, halten wir für größtentheils völlig verfehlt. Und wenn er hier von Utopien spricht, so verdienen unserer Meinung nach seine eigenen Vorschläge diesen Namen weit mehr. Jedenfalls würden dieselben eine Verwirklichung erst erfahren können nach langer Vorarbeit durch die Friedensvereine. Uebrigens verkennt der Verfasser die hohe Bedeutung der Friedensbewegung durchaus nicht.

Wp.

Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus. Von Dr. K. Walcker, Doc. d. Staatsw. a. d. Universität Leipzig. 3. völlig umgearb. Aufl. — 5 Bd. d. Handbuch der Nationalökonomie. Leipzig, Roßberg'sche Hofbuchhandlung.

Nach der Vorrede soll die Arbeit „eine Art Grundriß zu Vorlesungen und Studien über die Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus sein“. Dafür mag sie brauchbar sein; als Grundlage für das Selbststudium allerdings wohl nur durch die reichlichen Litteraturnachweise.

In dem zweiten der beiden angefügten „Excurse“ ereifert sich der Verfasser gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht und für ein Socialistengesetz. Wir können nicht behaupten, daß uns dieser Exkurs sonderlich imponirt hätte.

Wp.

Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand. Von F. W. Higginson. Aus dem Englischen übersetzt von Eugenie Jacobi. Neuwied und Leipzig, Aug. Schupp.

Physiologie, Temperament, Heim, Gesellschaft, Erziehung, Beschäftigung, Stimmrecht, werden jedes in einer Reihe kurzer, lose zusammenhängender, fast selbstständiger Capitel besprochen, die sich aber gut lesen und anregend wirken, ob wir ihnen zustimmen können oder zum Widerspruch gereizt werden.

Wp.

Bahn frei! Ein Wort für unsere Frauen. Von Dr. phil. Moritz Popper. Prag, J. G. Calve.

Das Schriftchen würde noch besser für seinen Zweck wirken, als es in der That schon thut, wenn der Verfasser sich von einzelnen Uebertreibungen in Inhalt und Ausdruck freigehalten hätte.

Die Donau als Völkerweg, Schiffahrtsstraße und Reiseroute. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 300 Abbildungen, darunter zahlreichen Vollbildern und 50 Karten, letztere zum Theil in Farbendruck. In 30 Lieferungen zu 50 Pf. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Der durch zahlreiche Schriften, namentlich auf geographischem Gebiete, bekannte und beliebt gewordene Verfasser hat hier ein besonders gelungenes, umfangreiches Werk geliefert. Er entrollt in demselben gleichsam die Lebensgeschichte des größten

Stromes Mittel-Europas, von den romantischen Thälern des Schwarzwaldes bis an das Schwarze Meer — fast vor die Thore Constantinopels. — Der Verfasser theilt das Werk in 4 Haupttheile — in einen hydrographisch-naturwissenschaftlichen, einen historischen, einen nautisch-technischen und einen schildernden Theil. Jeder dieser Theile zerfällt in eine Anzahl Abschnitte. In den bis jetzt hier vorliegenden fünfzehn Lieferungen sind die Theile 1 und 2 beendet und ist mit dem nautisch-technischen Theil begonnen. In belehrender und zugleich unterhaltender Weise sind im ersten Theile, nach einem geologischen Ueberblick, mit großer Sachkenntniß die Wasserstandsverhältnisse, die Bodenplastik und das organische Leben in und an der Donau geschildert, während der zweite Theil in seiner geschichtlichen Abhandlung, von den Spuren der Argonauten angefangen, die Wandlungen verfolgt, welche das Römerthum im Donaugebiete sowie die Völkerwanderung zur Folge hatte. Daran schließt sich die Staatenbildung, die Türkenkriege und die geschichtlichen Ereignisse bis in die Neuzeit. Besonders ausführlich und viel Neues bringend ist der prähistorische Abschnitt gehalten, wie überhaupt das Ganze eine große Auffassung von der historischen Bedeutung der Donauländer durchzieht. — Das Werk ist durch zahlreiche Abbildungen und Karten in tadelloser Ausführung vorzüglich ausgestattet und kann somit warm empfohlen werden.

K.

Das Gold des Nordens. Ein Rückblick auf die Geschichte des Bernsteins. Von Paul Moldenhauer. Danzig, Carl Hinstorff.

Die recht lesenswerthe Schrift giebt eine interessante Darstellung des Wissenswerthesten über Natur und Geschichte des Bernsteins. Nicht befreunden können wir uns mit den Anschauungen des Verfassers über die Entstehung der Eiszeit. Die Zahlangaben auf pag. 28 über die Höhe der Diluvialfluthen können leicht mißverstanden werden.

Wp.

Das Leben des Meeres. Von Dr. Conr. Keller. Leipzig. Heft 2—12. T. O. Weigel Nachf. (Chr. Tauchnitz.)

Die vorliegenden Hefte des schon früher von uns angekündigten Lieferungswerkes behandeln in einer Anzahl von Capiteln eine Reihe interessanter allgemeiner biologischer Fragen wie Genossenschaftsleben, Schmarotzerthum, Farben der Meeresthiere, Meeresleuchten, Wanderungen der Meeresthiere, Strandfauna, Hochseefauna, Thierleben der Tiefsee 2c., um dann zur speciellen Zoologie überzugehen. Es sind bis jetzt systematisch behandelt die Säugethiere, Vögel, Reptilien, Fische, Mollusken, Würmer, Nesselthiere und ein Theil der Urthiere. Zahlreiche gute Holzschnitte und eine Reihe von wunderbaren Farbentafeln erläutern den Text.

Wp.

Wetterbüchlein. Praktische Anleitung zur Beobachtung und Voraussage des Wetters von Carl Burgwedel. Mit 24 Abbildungen. Dresden, Meinhold und Söhne.

Im Vorwort motivirt der Verfasser die Veranlassung zu seiner Schrift durch die Erwägung „daß es an einer kurzen und leichtfaßlichen Anleitung zur Beobachtung und Voraussage des Wetters immer noch fehle.“ Nun sind aber innerhalb der letzten 10 Jahre gerade eine Menge derartiger kleiner Schriften erschienen, die dasselbe Ziel verfolgen, das der Verfasser sich gesteckt hat. Von diesen Schriften scheint der Verfasser keine Kenntniß zu besitzen, oder er ist der Ansicht, daß sie das vorgesteckte Ziel nicht erreicht haben. Der Verfasser bespricht zunächst die Luftströmungen, Wolken und Niederschläge und wendet sich dann den synoptischen Wetterkarten zu, denen der weitaus größte Inhalt des Büchleins gewidmet ist. Es ist daher auch erklärlich, wenn der Verfasser am Schluß betont, „daß nur mit Kenntniß der Wetterlage eines großen Gebietes eine Voraussage des Wetters möglich ist“. Fast möchte es nach den Auslassungen des Verfassers scheinen, als wären mit Hilfe der synoptischen Karten 100% Treffer in der Wettervoraussage zu erzielen, was jedoch in Wirklichkeit nicht der Fall ist. Viel zu wenig Werth legt der Verfasser auf die specifisch localen Verhältnisse, die aber von hervorragender Wichtigkeit sind. Alle diejenigen Wetterbeobachter, denen die telegraphischen Berichte über die Wetterlage in Europa hinsichtlich der barometrischen Maxima und Minima nicht rechtzeitig oder überhaupt nicht zugänglich sind, bleiben auf die reine Localprognose angewiesen. Einzelnes, wie zum Beispiel das Hygrometer, auch das Gewitter ist nur oberflächlich behandelt, und doch sind gerade die elektrischen Erscheinungen bei der Wettervorherbestimmung im Frühjahr und Sommer von größter Bedeutung. Ganz anerkennenswerth ist dagegen die Besprechung

der allgemeinen meteorologischen Verhältnisse, sowie im Speciellen die Erläuterung über die Theildepressionen und die Auswahl von Beispielen über einige wichtige Wetterlagen. Am Schluß bespricht der Verfasser noch „Falbs kritische Tage“. Dem hierüber Gesagten kann man nur zustimmen.
K.

Der kleine Samariter. Aerztlicher Rathgeber bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen von Dr. Schulz. Dresden und Leipzig, Lehmann.

In den Zeitungen liest man fast täglich Nachrichten über in Wohnungen, in öffentlichen Lokalen oder auf der Straße vorgekommene, oft gefahrdrohende Erkrankungen, bei denen zumeist schleunige Hilfe ein dringendes Erforderniß ist. Ein Arzt ist aber gewöhnlich nicht gleich zur Stelle, und es kommt daher darauf an, bis zu seinem Eintreffen die gefährlichen und die Umgebung oft beängstigenden Erscheinungen schnell und sicher zu beseitigen. Hierüber den Laien zu belehren und ihm die erforderliche Aufklärung zu geben, damit er sofort thatkräftig eingreifen kann, hat sich der Verfasser mit dem Motto: „Schnelle Hilfe, beste Hilfe!“ zur Aufgabe gestellt, deren Lösung ihm durchaus gelungen ist. Im ersten Abschnitt behandelt er die plötzlichen Erkrankungen und im zweiten Abschnitt die Unfälle und Verletzungen und die Art der Desinficirung. Ein ausführliches Register am Schluß erleichtert die Uebersicht. Das gut ausgestattete Buch kann bestens empfohlen werden.
K.

Die körperliche Erziehung der Jugend. Von Angelo Mosso, Professor der Physiologie zu Turin. Uebersetzt von Johanna Glinzer. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leop. Voß.

Von Neuem ist in den letzten Jahren der schon für entschieden gehaltene Kampf über die Frage entbrannt, ob wir mit dem „Turnen“ auf dem richtigen Wege zu einer geeigneten Körperpflege uns befinden, immer neue Stimmen lassen sich hören, die zum Mindesten der Alleinherrschaft der Turnerei gegenüber eine größere Beachtung des Bewegungsspieles fordern; immer mehr Leute beginnen ketzerische Meinung über den Werth der Turnerei zu äußern.

Mit dem vorliegenden Werke tritt auch der Verfasser, einer der berühmtesten italienischen Physiologen in den erwähnten Kampf ein, und wir sind gewiß, daß das Werk ein nicht gewöhnliches Aufsehen erregen wird.

Der Verfasser stellt sich auf den bisher allzuoft außer Acht gelassenen Standpunkt, daß die Streitfrage, welche die Körpererziehung behandelt, von Militärpersonen, Schulmännern oder Turnlehrern allein nicht zum Austrag gebracht werden kann, daß es vielmehr die Aufgabe der Physiologie ist, sich mit dem Turnen zu beschäftigen und ein entscheidendes Wort mitzusprechen.

Und schwere Anklagen sind es, welche der Verfasser gegen das Turnen vom Standpunkte seiner Wissenschaft erheben muß; eben so viele und überwiegende Gründe für eine natürliche Bewegungsgymnastik holt er aus dem Arsenale dieser Wissenschaft hervor. Diesen Ausführungen gegenüber ist ein Todtschweigen des Buches oder ein Versumpfenlassen des Kampfs nicht möglich. Der Kampf muß durchgefochten werden, und wir glauben, daß er mit einer Niederlage des heutigen Turnens enden wird.

Aber nicht allein für den Turnlehrer und für alle die, welche sich mit der körperlichen Erziehung der Jugend berufsmäßig oder aus Liebhaberei befassen, ist das Werk unentbehrlich, auch für militärische Kreise ist es von hoher Bedeutung, denn auch der körperlichen Ausbildung der Soldaten, ihrer Erziehung zum Ertragen von Strapazen widmet der Verfasser auf Grund seiner Eigenschaft als Physiologe und Militärarzt einen großen Theil desselben.

Um einen Ueberblick über den reichhaltigen Inhalt zu geben, lassen wir die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte folgen: 1) Die körperliche Erziehung in Italien im Zeitalter der Renaissance. 2) Die moderne englische Erziehung. 3) Die körperliche Erziehung auf den Universitäten. 4) Die Colleges und die Stundenpläne in den Schulen Englands und des Continents. 5) Die Entwicklung des Turnens. 6) Beurtheilung des deutschen Turnens. 7) Das athletische Turnen. 8) Die militärische Ausbildung und die „bataillons scolaires“. 9) Das Schießen nach dem Ziel. 10) Der Tornister. 11) Die Märsche.

Die Uebertragung in das Deutsche ist meisterhaft, Papier und Druck gut. — Kurz ein nach jeder Richtung hin empfehlenswerthes Buch, das in der Bibliothek keines Mannes, der sich mit körperlicher Erziehung beschäftigt, fehlen sollte.

Wp.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.
Comenius-Blätter für Volkserziehung. Leipzig, R. Voigtländer.

Wir freuen uns, constatiren zu können, daß die Comenius-Gesellschaft ihre früher von uns dargelegten Ziele unermüdlich weiter verfolgt, daß sie immer neue Wege sucht, um die Aufgaben, die sie sich stellt, zu lösen. Die „Monatshefte" bringen nach wie vor gediegene wissenschaftliche Arbeiten zur Comeniusforschung, die „Comenius-Blätter", welche an die Stelle der früheren „Mittheilungen" getreten sind, stellen sich vorwiegend auf den Boden der allgemeinen Volksbildung und Volkserziehung, dieses wichtigen Factors auf dem Gebiete der socialen Frage. Sie erstreben Unterstützung und Zusammenfassung aller Bestrebungen auf diesem Gebiet, Errichtung von Volkshochschulen; Erhebung der Sittenlehre zu selbstständigem Lehrgegenstand, die allgemeine Volksschule unter Wahrung der Freiheit des Privatunterrichts, Selbstverwaltung auf dem Gebiet der Schule, Erweiterung der Frauenrechte, Pflege des Genossenschaftswesens 2c.

Wir rufen der C.-G. zu ihren Bestrebungen ein herzliches Glückauf zu.

Wp.

Briefe eines Vaters an seinen Sohn. Nach dessen Abgang an die Universität. Von ***. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Der unbekannte Verfasser theilt in Briefform eine Summe von Lebensregeln mit, die wir Allen, für die sie bestimmt, d. h. Denjenigen, die berufen sind, der herangewachsenen männlichen Jugend Lehren zu ertheilen, und dieser selbst, sofern sie die löbliche Absicht hegt, sich auf die rechten Wege leiten zu lassen, als sehr beachtenswerth rühmen können. Ein Sohn ist auf die Universität gezogen, und der Vater schreibt ihm in dem warmen Tone eines älteren Freundes in einzelnen Briefen, was in jenen Lebensjahren, in denen die Studiensemester sich vollziehen, als anstrebenswerth, als nützlich oder schädlich für die Lebensentwickelung des Einzelnen zu erachten ist. Der Verfasser geht von der, leider, unleugbaren Thatsache aus, daß in ein immer größeres Mißverhältniß die Neigung zu leichtem, mühelosem Lebensgenuß mit einer ideellen Richtung des Denkens und Handelns tritt; daß immer verschobener werden die Grenzen von Gut und von Böse, und über die Pflege der körperlichen und materiell geistigen Kräfte immer mehr die Cultur jener Regungen in den Hintergrund tritt, für die man, sprachgebräuchlich, das Gemüth als Organ bezeichnet. Diese Tendenz, in der jene Briefe geschrieben, können wir gar nicht laut genug als richtig anerkennen, können nicht lebhaft genug den Wunsch aussprechen, daß ihr Inhalt in allerweitesten Kreisen, die Richtung angebend, in der gerathen und gestrebt werden sollte, bekannt werden möchte! Aber auch viele Einzelheiten finden unseren vollen Beifall und flößen uns große Werthschätzung für das klare Denken, die reifen Anschauungen ihres Autors ein. Nur ein Punkt hätte vielleicht eine eingehendere Berücksichtigung finden können: In dem Briefe, der als Thema hat „Der falsche Freund als Versucher" werden auch jene mannigfachen Versuchungen, für die ein junger Mann am leichtesten und häufigsten zugänglich ist, die weitreichendste Gefahr des Jünglingsalters, berührt. Der Vater hofft, daß sein Sohn ästhetisches Gefühl genug besäße, um der gröbsten Art der Verlockung, und Rechtssinn genug, um jenen verführerischen Gelegenheiten, an die sich Verpflichtungen knüpfen könnten, zu widerstehen. — Hier läßt der treffliche Vater weniger seinen wägenden Verstand, das Resultat seiner Erfahrungen, als vielmehr den Wunsch nur zum Ausdruck gelangen.

A. W.

Majestät. Roman von Louis Couperus. Dresden, Heinrich Minden.

In einem Phantasiestaat, der nirgends auf der Landkarte zu finden ist, herrscht eine Dynastie, deren Stammbaum wir vergeblich im Gothaer Almanach suchen würden, und doch begegnen wir in der Herrscherfamilie selbst, sowie in dem sie umgebenden Hofadel manchem vertrauten Zug, der uns an Erscheinungen erinnert, welche im europäischen Staatenleben der Neuzeit eine Rolle gespielt haben; — der Roman ist als eine parodistische Studie über höfisches Leben im Allgemeinen und Kronprinzenschicksal im Besonderen aufzufassen, und der Verfasser hat seine Aufgabe mit psychologischer Gründlichkeit bearbeitet, indem er versucht, das Seelenleben dieser auf schwindelnder Höhe stehenden Persönlichkeiten zu erforschen und zu motiviren. Der Roman ist aber viel zu gekünstelt, um ein wärmeres Interesse erwecken zu können, und die Ausdauer des Lesers wird auf eine recht harte Probe gestellt, um dem Verfasser auf den weiten Irrgängen, den seine

Phantasie einschlägt, folgen zu können, zumal Zweck und Ziel desselben auch am Schlusse ziemlich im Unklaren bleiben. mz.

Der Roman einer Träumerin. Von Maria Solina. Dresden, E. Pierson.

Der Roman umfaßt das Schicksal einer Frau, die aus einem zahlreichen Schwesternkreis als unreifes Mädchen in eine Versorgungsehe gedrängt wird, in welcher sie die schönsten Jahre ihres Lebens gedankenlos verträumt, bis sie in einem Alter, in welchem Andere die Herzenskämpfe längst hinter sich haben, zum Bewußtsein ihrer Rechte an das Glück erwacht. Die Ehe wird nun gelöst, und da sie den Mann ihrer Liebe nicht besitzen kann, so ist sie gezwungen, sich in Abhängigkeit zu begeben, um auf diese Weise, frei von unwürdigen Fesseln, sich selbst leben zu können. Die sehr dürftige Handlung ist in diesem kurzen Auszug wiedergegeben, alles Uebrige ist ein Spielen mit Gefühlen, die alle mehr oder minder unnatürlich sind; überhaupt sind die handelnden Personen keine Menschen von Fleisch und Blut, sondern künstlich construirte Marionetten, mit denen die Verfasserin nach Belieben manövrirt; — derartige Belletristik wirkt auf unreife Gemüther nur verwirrend, gereifte Leser dürften schwerlich Geschmack an derselben finden. mz.

Der Weg zum Frieden. Von O. Heller. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus.

Der in einer spannend entwickelten Exposition das Interesse des Lesers erweckende Roman hält in seinem Fortgange nicht das, was er im Beginne verspricht; dazu ist der Held der Erzählung eine zu abenteuerliche, romanhafte Persönlichkeit, und seine Schicksale, sowie seine endliche Weltflucht liegen zu weit ab von dem Gebiet des Glaubhaften, um nicht das anfängliche Interesse erlahmen zu lassen. O. Heller verfügt über ein gewandtes Erzählertalent; es ist zu bedauern, wenn dasselbe auf Abwege geräth und auch den Mangel an Naturwahrheit unbefriedigt läßt. mz.

Lieder eines Menschen. Von Ludwig Scharf. München, Dr Albert und Comp., Separatconto.

Entschiedene Begabung, aber auch unangenehm berührendes Kraftmeierthum spricht aus den „Liedern eines Menschen". Faust'sches und Heine'sches finden sich in dem Buche, Himmelstürmendes und Weltverachtung. Ein souveränes Hinwegsetzen über Gedankenlogik und Form läßt kaum ein einziges Gedicht zur vollen Wirkung kommen. Die Eigenart eines Dichters vermag wohl Interesse zu erwecken; wenn er aber nicht versteht oder sich dazu nicht verstehen will, dieselbe auch in wirkliche Kunstschöpfungen umzusetzen, so erlahmt dasselbe. Wenige Lieder, wie Sturmeswehen (S. 14.), Gebet eines Menschen (61), können mit ungetrübter Empfindung gelesen werden.

ls.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Bendler G., Der Eine, Roman in zwei Bänden. Berlin, F. Fontane und Co.

Bethusy-Huc, V., Gräfin, Alte und Junge. Roman. Dresden, C. Reissner.

Reden des Fürsten Bismarck, II. Band. Herausg. von H. Kraemer. Halle a./S., O. Hendel.

Bormann, E., Neue Shakespeare-Enthüllungen Heft I. Leipzig, E. Bormann.

Brieger, A., Ausgewählte Gedichte. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.

Buchwald, G. und J. v., Villa Möhl und mehr. Zweite Auflage. Leipzig, R. Friese.

Busse, C., Neuere Deutsche Lyrik. Halle a./S., O. Hendel.

Busse, H. H., Die Graphologie, eine werdende Wissenschaft. Ihre Entwickelung und ihr Stand. Eine orientirende, kritische Darlegung. München, K. Schüler, (A. Ackermann's Nachflg.).

Calmoleone, L., Der Rufer im Streite. Drama in drei Acten. Triest, F. H. Schimpff.

Daudet, A., Die kleine Kirche. Ein Ehe-Roman. Autorisirte Uebersetzung v. Wolfgang Alexander Meyer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Dayot, A., Napoleon I. in Bild und Wort, übertragen von O. Marschall v. Bieberstein. Liefrg. 4—6. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Dincklage, F., Frhr. v., (Hans Nagel v. Brawe) Baroness Dr. Roman. Dresden, C. Reissner.

Duboc, J., Jenseits vom Wirklichen. Eine Studie aus der Gegenwart. Dresden, H. Henkler.

Eschen, M. v., Inmitten der Bewegung. Socialer Roman. 2 Bände. Dresden, C. Reissner.

Friesius, W., Die Waffen nieder! Schauspiel in fünf Aufzügen. Zum 25. Gedenkjahre des grossen Krieges. Leipzig-Anger, R. Lindner.

Goldschmidt, M., Neue Sinngedichte. Frankfurt a./M.-Leipzig, Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Groller, B., Zehn Geschichten. Dresden, E. Pierson.
Hartmann, L., Richard Wagner's Tannhäuser-Festschrift zum Gedenktage der ersten Aufführung am 19. October 1845 in Dresden. Dresden, R. Bertling.
Hafner, J., Der Spiritismus und die moderne Wissenschaft. An Eduard von Hartmann. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. J. Richter.)
Hartung, V., Im Reigen, Neue Lieder. Glarus, B. Vogel.
Jensen, W., Jenseits der Alpen. Novellen. Dresden, C. Reissner.
Keller, C., Das Leben des Meeres. Liefg. 14—16. Leipzig, T. O. Weigel's Nachf.
Klinckowström, A. v., Diebe. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, C. Reissner.
Kloss, I. E., Max Kretzer. Eine Studie zur neueren Litteratur. Dresden, E. Pierson.
Knackfuss, H., Dürer. Mit 127 Abbildungen von Gemälden, Holzschnitten und Handzeichn. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.
Kraska, J., Ein Unglück. Sociales Schauspiel aus der Gegenwart, in zwei Aufzügen. Düsseldorf, Bleifuss & Co.
Kretzer, M., Ein Unberühmter und andere Geschichten. Dresden, E. Pierson.
Die Kritik, Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausg. von Karl Schneidt. II. Jahrgang. No. 52. Berlin, H. Storm.
Die Kunst-Halle, Zeitschrift für die bildenden Künste und das Kunstgewerbe. Jahrgang I. No. 1. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Die österreichische Landwehr. Eine kritische Studie von einem ehemaligen österreichischen Offizier. Braunschweig, Rauert & Rocco Nachflg.
Loti, P., Madame Chrysanthème, Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Malling, M., Ein Roman vom ersten Consul. (Bibliothek der Gesammtlitter. No. 886—888). Halle a./S., O. Hendel.
— Die Frau Gouverneurin von Paris. Bilder vom Französischen Kaiserhofe 1807. Kopenhagen, A. F. Höst & Sohn.
Muret, encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache, Lieferung 17. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdl.
Nachrichten aus dem Buchhandel und den verwandten Geschäftszweigen. Festnummer. Leipzig, Börsenverein der Deutschen Buchhändler.
Newald, J., Friedrich Schlögl. Erinnerungen an einen alten Wiener. Ein Gedenkblatt zur dritten Wiederkehr seines Todestages. Wien, Im Selbstverlage des Verfassers.
Nossig, A., Ueber die bestimmende Ursache des Philosophirens. Versuche einer praktischen Kritik der Lehre Spinozas. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
Pietschker, K., Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris. Potsdam, R. Hachfeld.
Presber, R., Das Fellahmädchen und andere Novellen. Berlin, F. Fontane und Co.
Preser, C., Das Arminslied. Grossenhain und Leipzig, Baumert und Ronge.
Preuschen, H. v., Via Passionis. Lebenslieder. Dresden, Carl Reissner.
Reform, Ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. IV. Jahrg. Lief. 17—18. Königsberg i. Pr., Braun und Weber.
Rigutini, G. und **Bulle**, O., Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch. 4. Lieferung. Leipzig, B. Tauchnitz.
Riotor, L., Le Sceptique loyal. Paris, Bibliothèque Aritistique et Littéraire.
Roderich, A., Künstlerfahrten. Humoresken. Illustrirt von C. Sellner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Schneidt, K., Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. II. Jahrgang. Lieferung 48—51. Berlin, W. H. Storm.
Schultz, A., Kunstgeschichte. Lieferung 5. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhdl.
Schulze-Schmidt, B., L'Omicida. — Il Bricconcello. Zwei Novellen. Dresden, C. Reissner.
Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Die Donau als Völkerweg, Schifffahrtsstrasse und Reiseroute. Mit 300 Abbildungen und Karten. Liefrg. 11—15. Wien, A. Hartleben.
Settegast, Prof. Dr. H., Woher—wohin? Eine freimaurerische Betrachtung. Berlin, E. Goldschmidt.
Skram, A., Agnete. Drama in drei Acten. Deutsch von Therese Krüger und Otto Erich Hartleben. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.
Spitteler, C., Balladen. Zürich, A. Müller.
Stegemann, H., Des Horatius schönste Lieder. Basel, B. Schwabe.
Struck, Dr. F., Die ältesten Zeiten des Theaters zu Stralsund 1697—1834. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Stralsund, Verlag der Königlichen Regierungs-Buchdruckerei.
Struck, Dr. W., Das Bündniss Wilhelms von Weimar mit Gustav Adolf. Ein Beitrag zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges. Stralsund, Verlag der Königlichen Regierungs-Buchdruckerei.
Suttner, A. G. v., Ein Dämon. Roman aus der Gegenwart. Dresden, E. Pierson.
Victoria. Illustr. Zeitschrift für vaterländisch. Sport und kriegsgemässes Radfahren. Heft 1. Berlin, Hacke und Grüzmacher.
Vincenti, C. v., Erlebtes und Fabulirtes. Dresden, E. Pierson.
Wittig, G. C., Urkunden und Beläge zur Günther-Forschung. Striegau, A. Hoffmann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.


KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1895er. Frische Füllung. 1895er.
Täglicher Versand
Quellen
und
deren Wärmegrade.
Sprudel . . 58^{20} R
Mühlbrunn . 40 „
Schlossbrunn 41^{8} „
Theresienbrunn 47^{1} „
Neubrunn . . 47^{8} „
Marktbrunn . 34^{5} „
Felsenquelle . 47 „
Kaiser Karls-Qu. 39^{4} „
Kaiserbrunn. 39^{1} „
Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause
Quellen-
Producte
KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.
Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die
Karlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.


Band 75. — Heft 225.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
December 1895.
19. Jahrgang.
Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

December 1895.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Prinz Emil zu Sc[illegible]
Radirung von Franz Rorich in [illegible]

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in [illegible]
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 [illegible]
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



An unsere Abonnenten!



Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXXV (October bis December 1895), wie auch zu den früheren Bänden I—LXXIV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

...... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6.— pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von *M.* 8.— pro Band.

...... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224

zum Preise von *M.* 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXXIV. (Juli bis September 1895)

...... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI, VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV, XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



Emil Schoenaich-Carolath.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Nord und [illegible]

[illegible]

[illegible]

von

Paul Lindau.

[illegible] Band. — December 18[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXXV. Band. — December 1895. — Heft 225.

(Mit einem Portrait in Radirung: Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Philemon und Baucis.

Von

Emil Schoenaich-Carolath.

— Palsgaard-Juelsminde bei Horsens (Dänemark). —

Baucis:

Philemon! Philemon!
Die Sonne sticht, schwarz ragt der Lorbeerhain,
Von fernen Höh'n naht eine Wetterwolke,
Birgt, veilchenfarben, ferner Blitze Schein.
Die Ziegen blöken ruhelos am Rain,
Und er, der Gute, ging zum Schnittervolke.
Mich bangt um ihn . . kein Sichelton durchschwirrt
Die schwüle Luft mit frohgeheimem Laute,
Dies Schweigen lähmt.

Philemon:

Gruß Dir, Du sorglich Traute.
Den Klippensaum hab' mühvoll ich durchirrt,
Die Böcklein abwärts scheuchend zu den Wiesen,
Sie naschen gern am jungen Schotenkeim
Der goldgebrämten giftigen Cythisen.
Gleich bracht' ich Futter für die Thiere heim.
Jetzt möcht' ich, müd' vom ungewohnten Steigen,
Dankbar die Stirn dem Hüttenschatten neigen.

Baucis:

Dem Schatten nicht, komm in den Sonnenschein,
Die Holzbank trag' ich in den Glanz hinein,
Es ruht sich gut an eigner Hüttenschwelle.

Philemon:

Ach, theure Gattin, wo Dein Lächeln weilt,
Herrscht Gabenfülle, süße Daseinshelle.

Baucis:

Ja, wir sind glücklich, doch — die Zeit enteilt.
Oft spricht mein Herz in ruhelosem Schlage:
Ein Ende droht dem allerschönsten Tage,
Längst wurden schräg an unsrem Pfad die Schatten.
Ach, altersgrauer, treuer Weggefährte,
Daß doch die Jugend ewig, ewig währte!

Philemon:

Vergiß nicht, Liebste, wie so gut wir's hatten.
Was Götterhuld uns Sterblichen erlaubt,
Du streutest es als sanften Rosenregen
Mildherzig, freundlich auf mein altes Haupt.
Dein Thun war Glück, Dein Tageswerk war Segen,
Und täglich noch nimmt Deine Güte zu.

Baucis:

Der Stärkste, Beste, Schönste warst stets Du.

Philemon:

Dem Tage Preis, der Dich mir angetraut.
Wir liebten uns, doch zwischen kahlen Myrten
Schlich Hungersnoth, die Eumenidenbraut.
Poseidon doch hat unsern Gram erschaut:
Im wilden Südsturm brandeten die Syrthen
Blau, gischtbekränzt zum Klippenstrande her . .

Baucis:

Da rissest Du, zu retten uns von Mangel,
An hochgeschwungener, dreigezackter Angel
Den silberfetten Thunfisch aus dem Meer.
Ich aber floh schnellfüßig von den Klippen
Und küßte Dich, deß Arm noch straff vom Fang,
Salzüberschäumt, den Nacken mir umschlang,
Helljubelnd auf die Triumphatorlippen.

(Ein Wanderer erscheint.)

Philemon:

Wie warst Du schön! Wir schritten durch die Nacht,
Auf fremden Bergen hielten Hirtenfeuer
Hochroth und einsam stille Höhenwacht.
Im Süden stand, goldäugig, erdenfern,
Des Liebesglückes großer Funkelstern.
Aus palmenüberdunkeltem Gemäuer
Hob sich das Moosdach, unser Erdenheim;

Du trankest schon vom selbstgebrauten Seim,
Dann, schluchzend, bang, im heißen Rosenhage —

Baucis:

O schweig, o schweig . .

Philemon:

Starb uns in Seligkeit
Der jungen Sehnsucht herbe, letzte Plage.

Baucis:

Sie ging dahin, die nie verschmerzte Zeit.

Philemon:

O kehrt zurück, ihr honigschweren Tage.

Baucis:

Wie ward er alt. Ihm senken sich die Lider,
Er nickt, er schläft. Ach, käm' die Jugend wieder!

Der Wanderer:

Ihr Friedlichen! Euch fiel ein seltnes Loos.
Ach, daß sie schlügen, treuer Liebe Flammen
Um jedes Herz, auf jedem Herd zusammen,
Dann tagten Lenze, herrlich, zukunftsgroß.
Dann könnten Götter diese Welt erwählen
Um, ungestraft, sich Menschen zu vermählen.

Weich' mir vom Haupte, großer Sonnentraum.

Beut Eure Hütte dem Verirrten Raum?

Baucis:

Ein Gast, ein Gast! Seit sich zum Dorfe senkt
Der Händler Pfad, ward uns kein Gast geschenkt.
Dem Tage Heil, der Dich uns zugeführt —
Philemon, flink, jetzt wird der Topf gerührt.

Philemon:

Ein Gast? Vernehm ich recht? Freund, nimm vorlieb,
Gleich flammt das Reisig. Ruhe Dich im Sessel,
Und, Baucis, was Du Gutes hast, das gieb.

Baucis:

Zum Feuer hebe mir noch rasch den Kessel,
Dann tummle Dich. Vom Gärtlein bring herbei
Mir reichlich Minze, Rüben und Salbei,
Gleichzeitig schaff' den Mischkrug aus dem Keller,
Trag' sänftlich ihn, dann hält der Wein sich heller,
Und hol' mir endlich, wenn Du fertig bist,
Vom Dach dies Rauchfleisch, das ich längst vermißt.

Philemon:

Laß, Baucis, mir den Herd nur nicht erkalten!

Baucis:

Hier steht der Tisch, doch ach, gar speisenleer.

Der Wanderer:

Ihr lieben, guten, mildgesinnten Alten,
Mich zu bewirthen fällt nur Reichen schwer.
Verächtlich oft wies ich vom Lebenstische
Des Reichthums fette, goldgeschuppte Fische,
Denn Selbstsucht war des Prunkgelages Kern.
Doch Ihr bewirthet sonder Arg und gern,
Drum brech' ich derb von Euerm Kleienbrote,
Und es behagt mir Euer Wein, der rothe.

Baucis:

Wie treulich ehrt er uns're rauhe Kost!
Hör' an, Philemon! Unter'm Heerdesrost
Briet heut ich Aepfel; wollt' Dich überraschen.

Philemon:

O Gute, nimm sie hurtig aus den Aschen
Und wisse denn: im Bienenstock verwahrt
Liegt Honig noch, den ich Dir aufgespart.
Bring' Alles her, den Fremden wird's erfreuen.

Der Wanderer:

Ihr Guten gebt; es soll Euch nicht gereuen.
Gern mag ich rasten, wohlbetischt und warm,
Doch flammt ob Unbill, unterwegs erlitten
Im Hirtendorf, zu Haupt mir jäher Harm.
Fluch jenem Ort, den quer mein Stab durchschnitten,
Dies Volk ist schlecht.

Philemon:

Hart auf Erwerb versessen,
Doch schlecht? O nein.

Der Wanderer:

Freund, Schulden zu bemessen,
Ist Richteramt und ziemt nur mir allein.
Als Bettler kam ich, weil aus Bettlerwunden
Ein heil'ger Strom zur Menschheit niederquillt,
Bis daß der Gottheit Liebesdurst gestillt.
An jenem Strom, der suchend heimwärts geht,
Harrt, Weltenschicksal wägend, der Prophet.
Mich hetzten sie mit magergelben Hunden,
Die Sichel schor den goldnen Gerstenhag,
Mir ward, statt Speise, Hohnwort, Knüttelschlag.

In jedem Haus, dem ich mein Heil befahl,
Hielt die Genußsucht breit ihr Bacchanal,
Dort lagen sie, die grasse Selbstsucht säugend,
Am Futtertrog, vergleichbar schwarzen Stieren,
Die, wiederkäuend, träg, im Nahrungsgieren
Dem großen Schlachttag stumpf entgegen äugen.
Der Tag kommt bald.

Baucis:

Es bricht Gewitterglanz
Vom Blick des Fremden. Rieth' ich seinen Willen!

Philemon:

Noch hungrig blieb er wohl. Baucis, im Stillen
Erwog mein Sinn: wir opfern ihm die Gans.

Baucis:

Das treue Thier? Weh, wenn sein Zahn sie nagte,
Sie ward uns Freund, die kluge, hochbetagte.

Philemon:

Ach, Gastpflicht mahnt, wir müssen standhaft sein;
Das Messer schärfe sacht am Kesselstein,
Ich will alsbald mit unsres Festes Brocken
Aus ihrem Stall die Hausgenossin locken.
Dann, ahnungslos, wenn sie das Mahl genießt,
Trifft sie der Tod, der jedes Glück beschließt.

Ich habe Muth! Doch, Baucis, immerzu
Wär' es mir lieber, schlachtetest sie Du.

Baucis:

Ich? Nimmermehr, herzloses Ungeheuer!
Doch . . . Du hast Recht. Das finstre Werk gescheh'.
So schlachte sie, doch thu dem Thier nicht weh.

Der Wanderer:

Welch heil'ger Duft umflort ihr Hüttenfeuer.
An dieses Herds verglommner Liebesspur
Erstarkt mein Wunsch nach Glück auf Erdenflur.

Halt ein! Nach Speise lüstet's mich nicht mehr,
Nach Euren Herzen doch trag' ich Begehr.
Wir wollen traulich um den Tisch uns reihen,
Und. redefroh, der Rast ein Stündlein weihen.
Sprecht. Eures Lebens langgemess'ne Zeit
Schuf Euch viel Schweres?

Philemon:

Herr, nur Dankbarkeit.

Baucis:

Der Gute hier trieb uns vom Haus die Plagen,
Mit solchem Gatten ließ sich Alles wagen.

Philemon:

Doch ohne Baucis hätt' ich's nicht ertragen.

Baucis:

Traut nicht dem Wort — die Liebe sprach darein.

Der Wanderer:

Freund, Euer Glück berauscht gleich jungem Wein.
Deß herber Duft hat meinen Mund beflügelt,
Nun traut Euch Wünsche, zahlreich, ungezügelt.
Den Wirthen zollt der Gastfreund ein Geschenk,
Des guten Brauchs, des alten, seid gedenk . . .

Philemon:

Ja, damals gingen Götter noch auf Erden.

Der Wanderer:

Nicht traumhaft lallt die gute goldne Zeit
Aus Märchenmund, — sie lebt, sie prophezeit.
Ihr Priester naht, es reißt sein Mantelschooß,
Und blendend klafft vor frommen Hüttenheerden
Der Wunscherfüllung Goldschatz königsgroß —

Philemon und Baucis:

O laß noch einmal, einmal jung uns werden!

Der Wanderer:

Wie steigt so wild mir Schöpferkraft zu Haupt,
Ein Sonnenstrom, der jedes Bett verloren,
Der ungebändigt, spottend jeder Furt,
Ein jedes Herz, das werth der Neugeburt,
Heimrauschend trägt zu weißen Siegesthoren.

Gewährung soll Euch sein, weil Ihr geglaubt.
Philemon, geh, und taste Dich am Stocke
Zum heißen Gärtlein, aus der Bienenglocke
Brich Dir den letzten süßen Honigseim.
Dann auf dem Bänklein ruhe, wunschvergessen,
Denn nur ein Schlaf im Schatten von Cypressen,
Der kurze Schlaf bringt Jugend wieder heim.
Nun neige sanft Dein Haupt dem kühlen Laube . . .

Baucis:

Sein Fuß ward schwach, er glitte leicht im Staube.
Herr, er ist alt, ich lass' ihn nicht allein.

Der Wanderer:

Auf, mir zu Füßen flattre, fromme Taube,
(exit Philemon)
Ich und mein Werk, wir müssen einsam sein.
Nur, wer sich tief der Einsamkeit befahl,
Hört rauschend nahn des Singschwans Goldgefieder,
Und jubelnd steigt aus süßer Schöpferqual
Sein Werk hervor, sein Kind, sein Lied der Lieder.

Noch zweifelt er, durchschüttert, sturmverstört . . .
Brich denn herab zum morschen Myrtenstamme,
Du grüner Lenz — hier ward ein Glück erhört,
Den Götter Heil, und Phrygiens Sonne flamme.

(Verwandlung.)

Baucis:

Wie ward mir? Wonne faßt mich. Uferlos
Versinkt die Nacht, es schwimmt durch Frühlingsweite
Mein Herzschlag hin, so reich, so jubelgroß.
Wie bin ich selig, selig ich Befreite.
Nun kehre heim, mein erster Liebesruf,
Zu dessen Brust, der neu das Glück mir schuf,
Der Jugend, Jugend mir zurück gegeben.

Der Wanderer:

Viel höher noch soll Dich mein Arm erheben.
So juble denn, Du meiner Träume Kind,
Berausche Dich am jungen Lenz, erwache,
Mit herb gebäumten rothen Lippen lache
Dein Liebeswort dem frischen Lebenswind.
Du bist erwählt, bist Göttern angenehm,
Auf Deiner Stirn, im Zeichen jungen Ruhmes
Trag froh die Krone des Hellenenthumes,
Der ew'gen Schönheit Strahlendiadem.
Den Schöpfer bannt ein tiefer Hoheitsglaube
Vor sein Geschöpf, daß er bewundernd stehe . . .

Baucis:

O gieb, daß nie von meinem Haar zum Staube
Zurück Dein Kranz, Dein blüthenrother, wehe.

Der Wanderer:

Erzittre nicht. Zu meinen Füßen zieht
Der Sonnenball, und hinter Myrtenbäumen
Bleibt er, gluthstarrend, haften am Zenith,
Um ewig über unserm Glück zu träumen.
Erhöre mich, dann wird dies Wunder Dein,
Und meine Kraft verbürgt Dir Herrscherehren;
Unsterblich sollst, mir anvermählt, Du sein.
Dein Liebeskuß soll uns den Ruhm bescheeren
Als Erstlingssohn; der schütte kraftgeschwellt
Sein gleißend Füllhorn auf die schwarze Welt.
Doch Opfer nur, die vorbedingungslos
Trifft vom Olymp der heil'ge Blitzesstoß,
So schmelz' ich Dir die spröden Panzerhüllen,
So raff' ich jubelnd Deinen jungen Leib
Im Blüthensturm hinweg, mein Werk, mein Weib.

Baucis:

Weh mir, laß ab ... Dein Wunsch birgt kein Erfüllen.
Vernichtend, unermeßlich war der Wahn
Und tief der Schmerz, den Du mir angethan!

Der Wanderer:

Lähmt Zagen Dich? Willst Du dem Glück entrinnen?
Kannst Du die Gluth, die Dir um's Haupt ich flocht,
Vergleichen mit des Hüttleins Lampendocht?
Bist Du so klein? Baucis! Kamst Du von Sinnen?

Baucis:

O habe Dank, daß Du mich recht benannt
Und mir den Erdenheimruf zugesandt,
Wo bleibt Philemon?

Der Wanderer:

Du dem Staub Getreue,
Die Du zum großen Sonnenfluge träg,
Schon hängt an Deinem Lippensaume schräg
Und schwer des Glückes Gegenlast, die Reue.
Ach, daß Dein Herz so schwer sich lösen kann
Vom Ehejoch, dem plumpen Zweigespann.
Dein Gatte nahe, dann mit Schmerz und Grauen
Wirst Du das Zerrbild Deiner Schönheit schauen.

Philemon:

Zum ersten Mal hat Baucis mein vergessen,
Doch, sorglich wohl, schafft sie dem Fremden Dank.
Auch mir gewiß bringt sie zur Gartenbank
Nebst dem gewohnten milden Schlummertrank
Ein Bröcklein Abhub, der da blieb vom Essen.

Baucis:

Versucher! Ziehe Deines Wegs allein,
Dir ward die Welt; dies welke Haupt bleibt mein.

Der Wanderer:

So willst Du, taub dem Auferstehungsruf,
Zum Staub zurück, der Armuth nur Dir schuf?
Du, die bestimmt zu großer Siegesreise,
Entwichest mir, Dich flüchtend zu dem Greise,
In seiner Last mühselig heimzutragen
Siechthum und Sünde, Tod und Bettlerplagen,
Die Stirn gefurcht, wenn Erdensonnen stechen?
Nein, Liebesrosen, volle, sollst Du brechen.
An meine Brust, aufschauernde Gestalt,
Ich bin die Kraft, bin Leben, bin Gewalt,
Empor zu mir! In zügellosen Flammen,
In ew'ger Jugend stürmen wir zusammen,

Daß der Olymp sich unserm Glück vermähle!
Dort schläft der Greis — hier steht Dein Gott: Nun wähle.

Sieh dies Geschöpf, von Alterslast gedrückt . .

Baucis:

Reiß mir vom Haar den Kranz, der mich berückt
Ein Siegesheld in Deinem Himmel bleibe,
Allein auf Erden laß den Mann beim Weibe.

Der Wanderer:

Mein Werk mißlang. O großer Liebespfeil,
Den sehnend ich, von Beutedrang geblendet,
In wilder Kraft der Menschheit zugesendet,
Du kehrst zurück, flugzitternd, ohne Heil.
Du flatterst heim, von Herzblut tief geröthet,
Doch mein Blut ist's, und mich hast Du getödtet.

Baucis:

Wach auf, Philemon. Sieh, hier weilt ein Mann,
Der darbend kam, der uns als Gast gehörte,
Der zauberkundig, durch Beschwörungsbann
Dein Weib verlockte, meinen Sinn bethörte.
Umgarnend warf des Perlenfischers Hand
Mir über's Haupt der Schönheit Netzgewand,
Verstrickend mich im goldnen Maschenregen,
Und um ein Haarbreit wär' ich unterlegen.
So lohnt der Fremdling Obdach, Labetrank.

Der Wanderer:

Nun soll, Philemon, einmal noch in Brausen
Der Jugend Südwindstoß Dich übersausen.

Philemon:

Den rost'gen Jagdspeer fäll' ich, Dir zum Dank!
Durch diesen Stahl, der Wolfsblut oft geleckt
An meiner Schwelle seist Du hingestreckt,
Noch wehrt mein Arm lichtscheuem Raubgelichter.

Der Wanderer:

Unholdes Paar, deß Blick der Irrthum deckt,
Vor Euch steht Zeus, der große Herzensrichter.

Erhebet Euch, und wisset: mild gebucht
Ward Eure Schuld; Gott selbst hat Euch versucht.
Erneuter Jugend blitzend Stirngehenk
Es war zu groß, zu herrlich dies Geschenk.
Gerüttelt seid, im Sturm von Haß und Lieben
Ihr schuldlos nicht, doch menschlich wahr geblieben;
Ich bin Euch hold, und eh der Abendschatten
Von dieser Stätte meine Wegspur weht,
Will ich erhören Euer Nachtgebet
Und einen Wunsch, den letzten, Euch verstatten.

Philemon und Baucis:

Nimm uns vom Haupt die Gluth der ew'gen Lenze,
Laß uns, nicht ahnend unsres Lebens Grenze,
An einem Tag, in einem Kusse sterben.

Der Wanderer:

Es sei, doch Jugend sollt Ihr dennoch erben.
Auf Erden schon wird Eurer Liebe Strom
Unsterblich fluthen, wird in Dichtersagen
Zurück zur Welt, der götterlosen, tragen
Des Griechenlorbeers herbes Duftarom.

Nun, hehre Jugend, die mein Bann beschwor,
Kehr jubelnd heim zum rothen Rosenflor,
Zu Frühlingssonnen, die sich niemals wenden.
Laß dieses Paar erfüllen und vollenden
Ihr Loos, das tragisch dunkle, Mensch zu sein.

Kehrt heim und ruht im Erdensonnenschein.

Philemon:

War Alles Traum?

Baucis:

O Glück des Auferwachens!

Philemon:

Nicht ist's denn wahr, daß wild ich schwang den Spieß.

Baucis:

Und Täuschung bleibt es, daß mein Herz Dich ließ.

Philemon:

Dein Herz? mich? — Komm, mein Mund quillt frohen Lachens.
Wir wollen plaudern, auf dem Bänklein ruht
Im Sonnengold es sich so gut, so gut.

Baucis:

Ein Kranichpaar im Aether seh ich kreisen,
Es strebt im Heimweh neuem Frühling nach.

Philemon:

Mein Blick erlosch, mein Aug' ward trüb und schwach.
Der Götter Huld beschirm' ihr Heimwärtsreisen,
Mög' ihnen bald auf frommer Hütten Dach
Ein neues Nest, ein sturmessichres, werden.
Wir aber freun' noch friedsam uns der Erden.

Baucis:

Zwei Kinder sind wir, die durch's Ernteland
Nach langem Fest heimwandern Hand in Hand.

Philemon:

Und deren Lippen, eh' sie müd' sich schlossen
Am Wegessaum, im letzten Sonnenbrand,
Für Alles danken, das sie reich genossen.

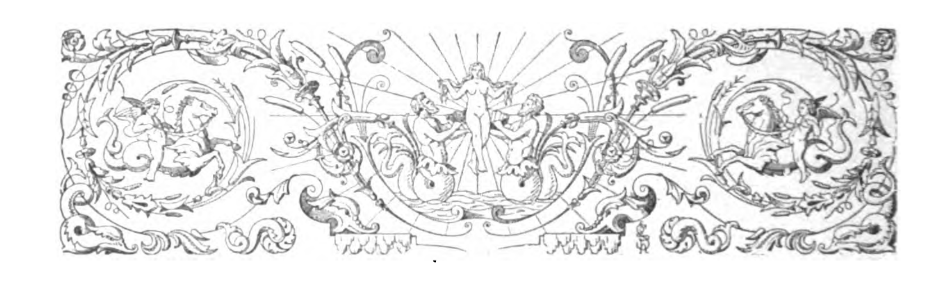
Der Wanderer:
Aus so viel heil'gem Sterbefrieden rauscht
Auch mir zu Haupt ein großes Abschiedsahnen,
Es zieht heran auf Offenbarungsbahnen
Ein neuer Lenz, der Gottheitskränze tauscht.
Aus ferner Luft hör' ich, prophetisch, klingen
Ein großes Flattern von Erlöserschwingen,
Ein Demuthsgott wird wandeln durch die Zeit,
Um still, im blut'gen Ueberwinderkleid,
Im Frührothlicht den Stein vom Grab zu heben,
Nur dieser Gott, nur er, wird ewig leben.

Dann brich zusammen, Griechenherrlichkeit!
Und dennoch schlugst aus trümmerschweren Wogen,
Du zum Olymp der Dichtung Strahlenbogen,
Und dennoch wirst Du, voll gewalt'ger Pracht,
So weit die Sonne flammend niederlacht,
Soweit der Sturm braust, dieser Welt voll Trauer
Heimwälzen Deiner Schönheit Sehnsuchtsschauer,
Dies, Hellas, war Dein Glanz, bleibt Deine Macht.

Die Beiden dort im blühenden Jasmine
Küß sanft vom Leben, Freundin Proserpine,
Doch ihrer Herzen heilig langen Traum
Beschatte still, von ew'ger Liebe rauschend,
Im Spiel des Blattwerks Koseworte tauschend,
Ein kraftgeschwellter schwarzer Lorbeerbaum.

Ich aber will, gelehnt am Pilgerstab,
Dich segnen, Stätte, die mir Obdach gab.
Den wilden Wunsch, der mir zu Haupt geschossen,
Trug ich zu Grab auf goldnen Sonnenrossen,
Zerbrochen starrt der Sehnsucht Flammenspeer.
Auf unerfüllten großen Schöpferpfaden
Sinkt im Getümmel jauchzender Najaden
Der Gott zurück in's frühlingsgrüne Meer.





Ein fürstlicher Dichter.
(Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath.)

Von
Richard Koehlich.
Breslau.

Wirklich große Dichter sind ohnehin spärlich gesäet, zumal in jenen hohen Regionen, wo ein auf das reale Leben gerichteter Ehrgeiz, verbunden mit sorglosem Lebensgenuß, die künstlerische Art der Weltbetrachtung, vor Allem die Reflexion, zurückdrängt. Zu den beiden großen und hochstehenden Poeten, die unser Jahrhundert trotzdem hervorbrachte, zu Byron und Platen, tritt, von Wenigen erst, von diesen aber intensiv gewürdigt, ein dritter, zeitgenössischer: Prinz Emil zu Schönaich-Carolath. Wir wollen zu dieser an sich rein äußerlichen Zusammenstellung von vornherein bemerken, daß der Neuromantiker mit dem Grafen Platen, dessen weltlitterarische Bedeutung vor Allem in seinen Verdiensten um die Formreinheit und erst in zweiter Reihe auf seiner — vorwiegend aristophanischen — Begabung beruht, wenig oder Nichts gemein hat; desto mehr mit dem Briten, wie sich schon aus einem flüchtigen Blick auf die faustischen Probleme und das erotische Milieu der beiden Künstler ergiebt. Eine in's Detail gehende Vergleichung wollen wir uns für den Schluß aufsparen. — Carolath ist am 8. April 1852 in Breslau geboren, wo er unter dem Einfluß seiner Mutter, einer hochbegabten Frau, die auch als Uebersetzerin ernster wissenschaftlicher Werke thätig war, eine vielseitige und gründliche Bildung erhielt. Seine Offizierslaufbahn, die er in Colmar im Elsaß absolvirte, war wohl auch aus diesem Grunde nur von kurzer Dauer; denn das wenig anregende Garnisonleben konnte der reichen Individualität des Jünglings nicht genügen. Ganz allgemein ist die Verfolgung geistiger Interessen, verbunden mit einer leidenschaftslosen, unbefangenen Weltbetrachtung, die gelegentlich auch die Grenzen der üblichen Standes-

interessen nicht achtet, traditionell im Geschlechte der Schoenaich-Carolath. Wir erwähnen hier beiläufig den Prinzen Heinrich, den Reichstagsabgeordneten für Guben. Litteraturkenner werden sich auch eines Herrn von Schönaich erinnern, der als Gottschedianer freilich über den Zopf der vorlessing'schen Epoche nicht hinausgekommen ist. — Prinz Emil machte es wie der unglücklich liebende Versen am Schluß von „Thauwasser": er ging auf Reisen, „von denen man meist nicht wiederkehrt". Er saß am Lagerfeuer der Sioux, er ritt im Samum der Sahara, er jagte die Raubthiere des Orients — und noch heute erzählen dem Gaste auf Schloß Palsgaard so manche Trophäen von den Gefahren, denen sich ihr Besitzer entgegengestellt hat. Nach zwei Jahren kehrte er zurück, und was er heimbrachte, war außer den reichhaltigen Sammlungen vor Allem die Kenntniß fremder Länder, ihrer Völker und Sprachen, auf deren Basis das vornehm schöne, exotische Milieu der reifsten Carolath'schen Dichtungen beruht. Und nun begann in dem stillen, wälderumrauschten Palsgaard am großen Belt, auf dänischem Boden, ein Ringen und Schaffen, dem die Krone künstlerischer Vollendung beschieden ward, als der große Dichter in glücklicher Ehe mit einer Dame aus altem baltischen Adel auch sein Menschenglück fand. Es war, bei der Jugend und wildgährenden Gemüthsstimmung des Prinzen, nahezu selbstverständlich, daß er für seine erste dichterische Bethätigung die subjectivste Kunstform, die Lyrik, wählte. So entstanden die „Lieder an eine Verlorene". Es ist kein Wunder, daß hier der Poet nur Töne der Resignation oder des wilden Schreis nach Selbstvernichtung (Cyclus „Westwärts", der von Freiligraths ausgewandertem Dichter stark beeinflußt ist) findet, daß man von der erlösenden und befreienden Wirkung, die der Goethe'schen — und von den Neuern auch der Greif'schen — Lyrik zu eigen ist, Nichts verspürt. Jede starke Begabung ist positiv; deshalb konnte auch Carolath bei dem rein negativen Resultat der „Lieder" nicht stehen bleiben, die auch, technisch betrachtet, seiner eminenten Schilderungskraft nicht den genügenden Spielraum boten. Vor Allem aber ließ sich das faustische, grüblerische Element nicht in den engen Rahmen des Liedes zwingen.

Ein Dutzendtalent hätte seinen Schmerz in zahllosen Varianten ausgesungen und wäre dann verstummt; Carolath verallgemeinert sein subjectives Empfinden und dessen Ursache und gelangt so zur Menschheitsdichtung. Er sieht sich um und findet auf der weiten Erde kein Fleckchen, das frei wäre von Thränen, die um eine Frau geweint. Und er wirft in der gigantischen „Sphinx" das Problem auf: warum ist die Frau urfalsch und treulos? Die Sphinx, das Weib, selbst weiß die Antwort nicht, aber der weise Jude, den der verzweifelte Guy fragt, löst das Räthsel in dem wunderbaren Gleichniß vom Schöpfer und dem Beduinen, auf das ich später zurückkommen werde. Die Handlung des genialen Gedichtes selbst bringt keine Lösung, denn Guy, der Mann, geht an Santa, dem Weibe, zu

Grunde, indem er sich auf dem Lager der schönsten Frau, satt vor Ekel, selbst den Tod giebt; so ist vorher umgekehrt die engelreine „Angelina“ an der Lüsternheit des Mannes zu Grunde gegangen. Der ringende Künstlergenius suchte nach einer harmonischen Lösung dieses Kampfes zwischen Mann und Weib; er fand ihn in der erhabenen Menschheitsdichtung „Don Juans Tod“. Es ist ebenso charakteristisch wie rühmlich für den Poeten, daß er, seine eigenen Pfade wandelnd, zu demselben Schlusse gelangt wie der reife Goethe im Faust: „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“ und „das ewig Weibliche zieht uns hinan.“ So wird auch Don Juan, der sündige Genußmensch, erlöst durch die opferfreudige Liebe eines reinen Weibes, mit der er, zum ersten Male im Leben freiwillig auf den brutalen Liebesgenuß verzichtend, in sühnenden Flammen eingeht zur ewigen Heimat. Das Verhältniß der Geschlechter, das bisher in dichterischer Verklärung im Mittelpunkt von Caroláths Schaffen stand, hat nun seine endgiltige Lösung gefunden und damit zugleich den Reiz zu weiterer Behandlung verloren. Was er schon in seinem Erstlingswerke ahnungsvoll verkündete, daß nach Ueberwindung des eignen kleinen Leides sein Herz der weiten Welt, der Menschheit angehören solle; was er in der „Sphinx“ klar aussprach, daß von der Frau der Ideenflug empor zur Freiheit führe — das wird zur Erfüllung in der düsteren Novelle „Bürgerlicher Tod“, in der er mit edler Herzenswärme für die Unglücklichen, die unsere socialen Zustände in Elend und Tod treiben, eintritt. Die parallele Erzählung „Adliger Tod“, in der er sich gegen die vielfach begegnende Gleichgiltigkeit und Genußsucht des Adels wendet, hat dem Prinzen natürlich viele Gegner erworben, wie wir leider auch in sonst sehr guten kritischen Rubriken sahen, und auch die obenerwähnte Novelle hat man vielfach als eine Tendenzschrift bezeichnet, und Bornirtheit und böses Gewissen haben ihr wohl gar einen aufreizenden Charakter zugeschrieben. Eine Tendenz hat sie allerdings, aber die denkbar edelste: die Rückkehr zum Evangelium der Liebe, die nach des Dichters Anschauung allein unsere furchtbaren socialen Mißstände heilen kann. Wenn freilich der passive Held, der Schreiber Witthof, unter der ganzen Summe staatlicher und privater Lieblosigkeit und Brutalität zusammenbricht, so wird mancher vielleicht diese Cumulation construirt nennen, und doch macht sie — leider — einen nur allzu wahrscheinlichen Eindruck. Es ist der Geist des schuldlosen Elends, das verhöhnt, mißhandelt, durch die Lande schreitet, es ist Geist vom Webergeiste. Carolath läßt seinen unseligen Helden ausdrücklich die Gemeinschaft der Socialdemokratie meiden, die ihn wahrscheinlich gerettet hätte, und als äußerste Consequenz zieht er nicht, wie Hauptmann es that und und thun mußte, die Revolte, sondern die Weltflucht, den Selbstmord. Traurig genug, daß zwei hervorragende Dichter zu so furchtbaren Schlüssen unabweislich gelangen mußten. Carolath selbst nannte uns gegenüber das Buch „kein Werk der Kunst, ein Werk des Herzens nur“; er möchte es

also wohl nicht als einen Bestandtheil, sondern eine Parallele seines rein künstlerischen Schaffens betrachtet, und das zeugt von richtiger Einsicht; denn seine Muse ist da zu Hause, wo sie in Gold und Purpur schreitet, ein fremdartiges, wunderschönes Weib, nicht wo sie als graue Frau Sorge durch Nacht und Elend wandeln muß. —

Mit der obigen Schilderung des Entwicklungsganges, in seinen Hauptstationen, glauben wir, gewissermaßen das Skelet gegeben zu haben, an das sich die Details der folgenden Analyse zwanglos angliedern mögen.

Ueber das Erstlingswerk des fünfundzwanzigjährigen Dichters, die „Lieder an eine Verlorene", läßt sich wenig mehr sagen, als daß sie ein vielversprechendes Talent bekunden. Bei dem Cyclus „Westwärts", der einen erheblichen Theil des Buches einnimmt, hat offenbar Freiligraths ausgewanderter Dichter zu Pathen gestanden; die eine Nummer ist stark von Lenaus Ahasverdichtungen beeinflußt. Von der zauberischen Farbenpracht und der Schilderungskraft, die dem reifen Carolath eigen ist wie wenigen Lebenden, ist nur erst der Keim vorhanden, und häufig ringt der Poet mit der Sprödigkeit des Ausdrucks. Dazwischen aber treffen wir auf frappante Bilder und immer auf echt dichterische Empfindung. Die gleiche Signatur trägt der rein lyrische Theil; doch seien hier als Perlen erwähnt das Lied „grauer Vogel über der Haide" und die Schlußstrophe (vor einem Dichterdenkmal): „er ist so groß geworden und hat es so weit gebracht, weil ihn ein ganz kleines Mädchen einst endlos elend gemacht." —

Doch schon in den „Liedern" zeigt der Autor einmal die Löwenklaue, in „Sulamith", die auf der Höhe seiner reifen Schöpfungen steht. Er führt Satan ein, nicht als das böse Princip, sondern als den gefallenen Lichtengel, der mit Gott hadert, weil er die Schöpfung für ein Stümperwerk hält, weil er die Menschen unwerth erachtet der göttlichen Liebe, die sie mit Weihrauch umschwelten, im Herzen aber frech durch Koth schleiften — als wüste Travestie. Und scheinbar soll Satan Recht behalten. Im Staube krümmt sich verschmachtend ein Bettler; — da naht mit flatternden Fahnen und dem Palladium eine Pilgerschaar, unter Führung der Priester, zum heiligen Grabe. Ueber den Elenden weg schreitet achtlos ihr Fuß, klingt der Ruf der Priester: auf nach Jerusalem! und hundertstimmig schallt die Osterhymne: Christ ist erstanden! Satan triumphirt: Du weißt Nichts mehr von Liebe, Du schöne Welt; nun bist Du mein, ganz mein. Da zieht desselbigen Weges ein Maronitenweib mit ihrem Kinde, und als sie den Verschmachtenden sieht, legt sie den Säugling zur Erde und bettet das wüste Greisenhaupt an ihre keusche sanftgeschwellte Brust. Dann verhüllt sie ihr weinendes Gesicht und weist dem Neubelebten den Weg.

„Und Satan blickte regungslos ihr nach
Mit den entgötterten, verlor'nen Augen."

Das Gedicht ist in dem für seinen packenden Inhalt zutreffendsten Versmaß, dem Blankvers, geschrieben; und wir selbst hatten vor einigen

Jahren in einem litterarischen Kreise Gelegenheit, die tiefe dramatische Wirkung zu erfahren, die es beim Vortrage durch einen bekannten Recitator ausübte.

Mit der Novelle „Thauwasser“ betrat Carolath zum ersten Male das Gebiet der Prosa. In Deutschland ist das interessante und feinsinnige Buch nahezu verschollen; dagegen hat es neuerdings jenseits des Canals unter dem Titel „Melting snow“ die gebührende Würdigung seitens des Publicums und der Presse gefunden. Die Benennung erscheint auf den ersten Augenblick nicht recht verständlich. Thauwasser — das sind die Wasser der Schneeschmelze, die das erste, das schönste Grün des Frühlings begraben, weil es seine Zeit nicht abwarten konnte; so gehen auch die heiligsten, innigsten Gefühle junger Menschenherzen in der plumpen, eisigen Welt zu Grunde. Wohl war dieses erste junge Grün das beste, das köstlichste, was der Frühling bot; aber es mußte sterben, denn es hat gefehlt gegen das Gesetz der mählichen Entwickelung. So ist es auch ein Naturgesetz, daß wir an unsern heiligsten Empfindungen zu Grunde gehen müssen. So etwa äußert sich der unglücklich liebende Dichter Versen, hinter dessen Maske Carolath selbst unschwer zu erkennen ist. Aber Versen-Carolaths Anschauung ist doch nicht ganz richtig; nicht das Naturgesetz trennt Giacinta und Vent; das thun die socialen Verhältnisse. Es ist nicht eigentlich das uralte Motiv von den Königskindern und von Romeo und Julia, sondern ein viel brutaleres: das Geld. Wenn nicht der junge Student sein mathematisches Staatsexamen machen müßte, um den Vater, einen orthodoxen lutherischen Pastor und die zahlreiche Geschwisterschaar zu erhalten, wenn nicht die reizende und geniale Sängerin just bei ihrem Debüt durch ihr Brustleiden der Aussicht auf Ruhm und Gold entsagen müßte, kurz, wenn nicht der brutale Mammon wäre, so könnten sie der hämischen, tückischen Welt lächelnd den Rücken kehren und glücklich werden. In kurzer seliger Stunde haben sie einander angehört; „über sie hin gingen die Thauwasser“. Giacinta heirathet den Hofrath, ihren väterlichen Gönner, und wird eine schöne stille Frau, die eines Tages, vielleicht nach langen Jahren, erkennen wird, daß sie innerlich längst gestorben ist. Der einst so trockene Mathematiker, welcher von Poesie so verächtlich dachte, wird im heiligen Schmerze selbst zum Dichter, dem eine Handvoll Lieder an Giacinta fast den Ruhm gebracht hätte, dann verstummt auch er. Und Versen geht auf Reisen, von denen man meist nicht wiederkehrt. Eigentlich sind sie Alle untergegangen in den Thauwassern, schließt der Dichter; uns will bedünken, als sei am Naturgesetz und an seinen heiligsten Empfindungen nur Versen untergegangen. —

Das Buch ist in edlem, classisch schönem Stile geschrieben, — eine Seltenheit in unserer Zeit, die zu Nichts Zeit hat, auch nicht zur Feile; — es ist reich an psychologisch feinen Zügen auch in solchem Genre, das eigentlich außerhalb der Sphäre dieses Dichters liegt, und es ist besonders

bedeutsam durch die hohe Auffassung von dem Wesen echter Kunst. Die Kunst ist ein Nessusgewand, das seinen Träger verbrennt; man kann sie nicht ablegen wie ein Kleid, man muß sich ihr verschwören mit Leib und Seele — so äußert sich vor der Undineaufführung Rossi-Kühleborn zu der koketten Darstellerin der Bertalda. Und Bent, der die Poesie als nutzlose Spielerei bezeichnet, erhält von der Geliebten die ernste Entgegnung: ein fröhliches Herz fand niemals ein großes Lied . . . man soll die Poesie achten, wenn man schon das Unglück hat, sie nicht zu lieben. Und Bent geht in seine Kammer und wählt sich zwei Schemata: Bürgers Lenore und Horaz' integer vitae, um auch einmal zu dichten; denn — sagt er sich — die Hauptsache ist die Form, das System, das Uebrige wird schon von selbst kommen. Es kommt aber Nichts, und der junge Student gelangt nachdenklich zu der Einsicht, daß zur Poesie doch noch etwas mehr gehöre als Rhythmus und Reime. — Humor ist sonst die schwächste Saite des großen Dichters; mit dieser erquickenden Episode aber hat er ein kleines Cabinetstück geliefert.

Das nächste Buch waren die 1883 erschienenen „Dichtungen". Da sie jedoch in der 2. der 1893er Auflage an Inhalt und Werth derart erweitert sind, daß sie sich als ein neues Werk präsentiren, und da sie das Allervorzüglichste enthalten, was der Dichter überhaupt schrieb, so wollen wir sie, im Sinne des crescendo, an den Schluß setzen und ihnen zugleich den allerweitesten Raum gewähren. 1884 erschien das zweite Prosawerk, die „Geschichten aus Moll". Die Specification dieses Titels enthält der Theil des Motto: la storia d'infelici amori, la triste melodia. Die zehn kleinen Erzählungen, Märchen und Noveletten sind fast durchgehend auf dieses Motto gestimmt — mit Ausnahme des socialen Nachtstücks „Am Strome", dessen umgestaltetes und erweitertes Motiv später in der Eingangs erwähnten Novelle „Bürgerlicher Tod" wiederkehrt, und des „Nachtfalter", in dem der Poet an dem Gleichniß einer verbrennenden Phaläne den Kampf des ideal veranlagten Künstlergeistes gegen die dumpfe, behäbige Gleichgiltigkeit der Mittelmäßigen behandelt. In den acht übrigen Pièçen erklingt immer wieder das Leitmotiv der „Thauwasser", das Motiv vom Naturgesetz, das uns gerade an den heiligsten Empfindungen zu Grunde gehen läßt. In den Geschichten aus Moll wie in vielen der reifsten Gedichte, die zum Theil eine lyrische Exegese der Prosaschöpfungen bilden, am frappantesten in der „Sphinx" — überall kehrt der Gedanke wieder, daß über die kurzen, einmal genossenen Augenblicke höchster irdischer Seligkeit die Thauwasser brausen. Und wenn doch einmal, wie in „Don Juans Tod", die Vereinigung erfolgt, dann geschieht es gerade auf Kosten dieses irdischen Glücks; denn Juan und Diana feiern in selbstgewähltem Flammentode eine rein seelische Vermählung. Diese Auffassung, die für Carolath typisch ist, deckt sich zugleich mit derjenigen des deutschen Volksliedes, in dem das Motiv von Scheiden

und Meiden eine weitherrschende Rolle spielt. Und in der That ist Carolath ein durch und durch deutscher Dichter, der im lachenden Sonnenschein, unter dem blauen Himmel, den Pinien und dem Lorbeer des Südens immer von deutschen Frauen, von deutschen Tannen, von nordischen Stürmen und Schnee träumt. Bezeichnend ist hierfür die wundervolle Schlußstrophe des Gedichtes „Letzter Tanz", in dem der heimkehrende Poet die Jugendgeliebte als eben getraute Gattin eines Andern sieht:

„Ich wollte, wir irrten im nordischen Land,
Von Keinem geliebt, von Keinem gekannt,
Im Schneesturm über die Haide;
Und daß Du ruhtest unbewußt
In meinem Mantel, an meiner Brust,
Und daß wir stürben Beide."

Auch sonst hat der Dichter in „Deutschland", „Gruß an Deutschland" gerade seiner Heimatsliebe ein rühmliches Denkmal gesetzt. Es ist eben nur der schönheitstrunkene Künstlergeist, der deutsches Empfinden gern in ein fremdschönes, exotisches Milieu kleidet, der den Edelstein in die schillernde Fassung zu fügen liebt. So kehrt auch — um auf die „Geschichten aus Moll" zurückzukommen — gleich in der ersten Skizze der Ritter zur Heimat wieder, um auf den Trümmern seines verrathenen Jugendglücks zu sterben — oder, wie sich die Adlerparabel ausdrückt, er breitete seine Schwingen und flog in die Nacht hinaus, in die schöne, sternenleere Nacht, aus der es kein Erwachen giebt. An der Schwelle des Todes bietet sich ihm ein reines, liebendes Herz, aber er weist es zurück, denn es ist mit einer großen Liebe wie mit der Abendsonne; ehe sie untergeht, ist sie schöner und herrlicher denn je. Und ebenso handelt der „König, der sich todtgelacht hat", weil er nach seiner betrogenen Jugendliebe nicht mehr glauben kann. In „Schön-Lenchen" wird der geliebte, aber verschmähte Junker zum Asketen, der die Beichte jener Frau ungekannt hört; er entläßt sie mit den Worten: „Zieh' hin, Helene, Dir ist vergeben." Das tiefsinnige Märchen „Die Königin von Thule" drückt die Auffassung von dem Zauber gerade der verrathenen Liebe sehr treffend aus. Die Buhle des Goethe'schen Gedichtes muß treulos gewesen sein, meint Gunther Stormeck, denn nur eine Frau, die uns verrathen hat, die uns unendlich wehe gethan, lieben wir bis zum Tode. In der Erzählung „Entlang den Hecken" entsagt das liebende Mädchen freiwillig, um durch einen tiefen Schmerz den Geliebten zur Höhe der Künstlerschaft zu führen — ganz im Sinne der obigen Stelle aus „Thauwasser": ein fröhliches Herz fand niemals ein großes Lied. Und derselbe Gedanke kehrt, zur höchsten Tragik verschärft, als Charlotte Stieglitz Motiv wieder in „Lia". Aber Lias freiwilliger Tod ist nicht nutzlos, wie das Opfer der Stieglitz; denn Giulio wird ein echter Künstler, wenn er auch ein einsamer Mann bleibt, der sein Lebensglück begrub.

Das bedeutendste Stück der Sammlung aber ist unstreitig die dramatisch bewegte Erzählung „Die Rache ist mein". Graf Barinski hat seiner geliebten Raïssa entsagt, um einer hochherzigen Regung willen; er erhebt eine scheinheilige Verworfene zu seiner Gattin, um sie aus ihrer schlechten Umgebung zu retten, wie er meint. Spät gelangt er zu der wahren Einsicht, bei einem Zusammentreffen mit Raïssa, die aus verschmähter Liebe inzwischen seinen Vetter Trekuroff geheirathet hat, entdeckt er sich der Jugendgeliebten, und die Leidenschaft Beider flammt in einer schwachen Stunde unheilvoll auf. Dann trennen sie sich; Barinski zieht als General in einen schweren Krieg. Bei seiner Truppe steht auch ein junger Offizier, Trekuroff; er ist die Frucht jenes leidenschaftlichen Zusammentreffens im Park. Sein Wohl legt die Mutter in einem Briefe dem Geliebten dringend an's Herz; wenn er aus dem schrecklichen Kriege wiederkehre, wolle sie an Gottes Verzeihung glauben, dann wollen auch sie, entsühnt, sich wiedersehen. Dieser Brief in seiner schlichten, einfachen Größe gehört zum Besten, was Carolath geschrieben; er steht auf gleicher Höhe mit dem berühmten Briefe am Schlusse von „Frau Föhns" des Dänen Jakobsen, des großen Dichters von „Mogens" und „Niels Lyhne". Barinsky will den jungen Mann, der natürlich ohne eine Ahnung von seiner wirklichen Herkunft lebt, zum Stabe kommandiren, um ihn den Gefahren der Schlacht zu entziehen; er läßt ihn am Vorabend in sein Zelt kommen und weiß dort sein Vertrauen zu wecken, sodaß ihm Trekuroff auch seine geheime Liebe entdeckt. Es ist dieselbe Verworfene, die einst den Grafen in ihre Netze zog. Uns will dies nach einer Zeit von etwa zwanzig Jahren etwas unwahrscheinlich bedünken, wir meinen, daß für eine moderne Erzählung der Dichter mit dem Alter seiner Personen etwas gar zu — sagen wir — homerisch verfahren sei; aber schließlich kann man sich mit der Thatsache beruhigen, daß es ja wirklich Frauen gab, wie die berühmte Ninon, die ihre Reize bis in's hohe Alter bewahrten. Trekuroff, eine ungebändigte Tigernatur, beharrt bei seinem Vorsatze, jene Frau heimzuführen, und wenn er über die Bahre der Mutter schreiten müßte, und als sie der General eine Ehrlose nennt, zieht er gegen diesen in höchster Wuth seinen Degen — gerade in dem Augenblicke, als die Offiziere des Kriegsraths in's Zelt treten. Dem Kriegsgesetz kann der Höchstcommandirende sein Opfer entziehen; aber er will wenigstens Raïssa schützen — vor ihrem und seinem Sohn. Noch einmal ziehen vor seinem Auge verblühtes Glück und letzte Hoffnungen vorüber, die er mit eigener Hand in's Grab stoßen muß; dann erhebt er sein vornehmes todtblasses Antlitz und commandirt mit fester Stimme: „Nicht zum Stabe! Zum ersten Bataillon der ersten Angriffsstaffel!" —

Was Carolath in den bisher gewürdigten Werken niedergelegt hat, würde genügen, seinen Namen mit größerem Rechte als manchen zehnmal aufgelegten Modedichter unter den Besten der zeitgenössischen National-Litteratur aufzuführen; ein monumentum aere perennius aber, die An-

wartschaft auf einen Platz in der Weltlitteratur hat er sich erst durch die „Dichtungen" geschaffen, in denen er als Lyriker wie als Schöpfer der Menschheitsdichtungen „Angelina" und besonders „Sphinx" und „Don Juans Tod" eine überragende Größe bekundet. Was uns den Lyriker Carolath vor Allem so fesselnd erscheinen läßt, ist die tiefe Innigkeit echter Empfindung, der die Spielerei mit anempfundenen Gefühlen fern liegt. Bei diesem Dichter ist jede Zeile erlebt, — freilich nicht in dem Sinne jenes findigen Staatsanwalts, der anläßlich des bekannten „Märchen"-Skandals äußerte, jedem Kunstwerke müsse nothwendig ein concretes Ereigniß zu Grunde liegen. Dann 'gäbe es allerdings nur noch eine naturalistische Kunst, und jedes noch so kleine erotische Gedicht z. B. müßte ein physisches Substrat zur Voraussetzung haben.

Im künstlerischen Sinne ist dies Postulat der plumpen Materie äußerst gleichgiltig; es genügt — und dies wird auch mit wenigen Ausnahmen die Regel sein — wenn die dichterisch erfaßte Situation seelisches Eigenthum des Schöpfers war. Mit dieser für jeden großen Lyriker unerläßlichen Eigenschaft verbindet Carolath eine weiche Melodik, eine kühne, bilderreiche Sprache und, nicht zuletzt, eine vornehme, edle Weltanschauung, die in Verbindung mit seinem fremdartig schönen und doch so heimisch traulichen Milieu eine Individualität ergeben, welche so stark und eigenartig ist, daß der Kenner die Lieder dieses Poeten unter Tausenden herausfindet, wie der junge, als Kritiker wie als Dichter gleich hervorragende Karl Busse in einer seiner zahlreichen, trefflichen Carolathstudien mit Recht behauptet hat. In formaler Beziehung hält sich der Dichter von allen Künsteleien fern. Fast ausnahmslos verwendet er, in verschiedenen Rhythmen, die gereimte, vierzeilige Strophe, und von strengern, schwierigern Formen gebraucht er nur das Sonett, dessen Quartette er bisweilen nach dem Reimschema der Siciliane behandelt. Origineller, dafür aber weniger glücklich, ist seine Neuerung, die beiden Dreizeiler an den Anfang und die Quartette an den Schluß zu stellen.

Carolath hat ganz Recht; denn der ungekünstelten Empfindung entspricht auch am besten der ungesuchte Ausdruck. — Wie weich und einschmeichelnd klingt gleich die erste Strophe der „Hollunderblüthen":

Es ist ein Apriltag im Süden,
Ein Tag gar süß zu verträumen,
Die Blüthen, die weißen, müden,
Gleiten still von den Bäumen.

Als Beweis für die kühne Bildlichkeit seines Ausdruckes diene eine Stelle aus „Don Juans Tod"; dort vergleicht er Diavas verschleierten Augenstrahl mit Lampen, die durch Alabaster brennen; und anderswo sagt er von der Geliebten, die ihn verrieth, das bunte Leben brause über sie dahin, wie die schimmernden Wogen über die versunkenen Städte Julin und Stavoren. — Durch sein gesammtes Schaffen

geht ein Zug edler und vornehmer Gesinnung (z. B. im Cyclus „Fatthume"):

Auf Wanderschaft von trüber Art
Zwang auch ich durch's Leben
Ein büßend Herz, deſſ' Wahlspruch ward
Geben und vergeben.

Diese Gesinnung läßt ihn auch fremdes Glück, das ihm geraubt ward, neidlos betrachten:

Ich aber will mit leergebliebner Hand
Dich segnen, Glück, das einem Andern reifte,
Und will die Stirn, die finstre, blitzgestreifte,
Aufrichten still zum ew'gen Erntеland.

Die letzte Zeile ist charakteristisch für den reifen Carolath. An zahlreichen Stellen kehrt die Sehnsucht, der Glaube an eine ewige Heimat und einen ewigen Lenz wieder; der philosophische Zweifler wendet sich von Voltaire und Schopenhauer, unter deren Bann seine Jugend stand, ab und wird zum positiv Gläubigen, eine Metamorphose, die durch die Beichte und Buße „Abendgebet" ihren Abschluß findet.

Ich bin mir wohl bewußt, die lyrische Eigenart des Prinzen sehr unzureichend zum Verständniß gebracht zu haben; aber einmal erweist sich keine Poesieform gegenüber der Analyse so spröde wie gerade die musikverwandte Lyrik, und dann soll ja auch die Studie nicht ein Surrogat sein für die eigene Lectüre der Bücher, wie es in unserer Zeit der litterarhistorischen Werke leider üblich ist, sie soll im Gegentheil dazu nur anregen, darum muß ich dem perlenreichen lyrischen Theile der „Dichtungen" Valet sagen und mich begnügen, eine Perle wenigstens dem Leser vorzusetzen („Auch Du"):

Nun hast auch Du gelassen
Von Groll und edlem Streit;
Du fandest goldne Gassen
Der Weltzufriedenheit.

Mich mahnt Dein Herz, das helle,
Nun frei von Kampf und Weh,
An eine Riesenwelle,
Die müde ward der See;

Die sich im Ueberborden
Einst aus dem Meer gewiegt
Und nun, zum Teich geworden,
Tiefblau im Walde liegt.

Wohl deckt mit Blüthenflocken
Mittsommers sie das Rohr,
Wohl tönt's wie ferne Glocken
Aus ihrem Grund hervor,

Wohl nicken grüne Erlen
Darüber schlummerschwer; —
Doch hat sie keine Perlen
Und keine Stürme mehr.

Zwischen der Lyrik und den drei großen Dichtungen steht als Mittelgruppe eine Anzahl kleinerer, deren hervorragendste die grandiose Gedankendichtung „Ein Bild" ist. Sie ist ein Schönheitshymnus von so wunderbarer, reifer Pracht und Tiefe, daß die Gesammtlitteratur ihr wohl wenige

zur Seite stellen kann. An reifer Künstlerschaft übertrifft sie selbst Gastons wundervolle Schönheitsapostrophe in „Angelina" und wird nur von „Don Juans Tod" und den abgeklärtesten Episoden der „Sphinx" erreicht.

„Angelina" ist das Lied von dem uralten Fluche der Schönheit:

Weh' ihm, dem Kind, das ausgesendet ward
Ein reiches Kleinod wunderseltner Art
Durch einen Wald, einsam bei Nacht zu tragen.

Wohl zieht es aus, singend im Abendroth;
Es kehrt nicht heim, am Morgen liegt es todt,
Erwürgt, beraubt im fröstelnden Gehege.

sagt Gaston. Die Schönheit ist eine reine, hohe Göttin; wir aber, der Verdammten blasse Schaar, schlingen nach ihr den Todtentanz:

Und nicht umsonst; Du wirfst Dich vom Altar
In unsre Arme, Kind mit blondem Haar,
Schön wie einst Eva. Göttin halb, halb Dirne
Neigst Du das Haupt, in Sehnsucht gluthbedeckt;
Wir aber mit den Lippen staubbefleckt
Küssen die Gottheit fort Dir von der Stirne.

In den angeführten Versen ist das Leitmotiv der Dichtung klar ausgedrückt. Meisterhaft versteht es der Dichter, schon für die Abwesende unser Interesse wachzurufen, indem er sie zum Mittelpunkt des Gesprächs einer Künstlerschaar in einer römischen Osteria macht. Einer der Gäste schwingt sich sogar zu einer Improvisation auf:

O sprecht, seid Ihr die Waldesfee,
Egeria Philomele?
Oder seid Ihr das Fräulein, das Fräulein vom See
Mit der verlorenen Seele?

Seid Ihr ein Engel, der leuchtend kam
In's schmerzende, lastende Leben,
Um einer Welt voll Weh und Gram
Die Liebe zurück zu geben?

Und er antwortet sich selbst:

Ich trage der Schönheit Kronengeflecht,
Bin Lilith wie Melusina,
Und nur ein entgöttertes Menschengeschlecht
Nennt mich Angelina.

Und als das herrliche, unschuldige Blumenmädchen selbst eintritt, um ihre Waaren anzubieten, läßt der Dichter auf ihrem Scheitel einen unsichtbaren Heiligenschein ruhen:

Den konnte nur ein todtes Mütterlein
In Angst und Schmerz darum gebetet haben.

Selbst der geniale Gaston, der weise Menschenkenner, der dem Mädchen heimlich auf seinen nächtlichen Wegen folgt, muß mit Beschämung

sehen, wie sie tröstend und spendend am dürftigen Lager eines armen fremden Kindes kniet. So schließt der erste Theil scheinbar in sonnigster Perspective. Um so düsterer und niederdrückender hebt sich dafür der zweite ab, in welchem Carolath zeigt, daß er, wo es der Zweck gebieterisch fordert, auch ein Meister naturalistischer Darstellung sein kann. Angelina ist doch gefallen, und der Künstlerschwarm, der von einem Feste heimkehrt, um sich in verrufenen Häusern zu verlieren, pocht auch an ihrer Thür. Eine Martha Schwerdtlein, aber in viel mehr gesunkener Ausführung, thut auf und weist höhnisch die späten Gäste an eine gegenüberliegende Pforte. Diese wird aufgesprengt, und mit Entsetzen sieht sich die trunkene Schaar in einer Kirche, vor deren Hochaltar ein Sarg steht. Im Nu ist die wüste Rotte zerstoben, und der Dichter allein steht dem verlorenen Kinde gegenüber. Da ist es ihm, als blickte selbst das Bild der Schmerzensreichen gnadenvoll auf die Todte herab, und er findet Töne echter Menschlichkeit:

Schlaf' wohl, verblühtes Kind.
Es müssen Blumen sein
Im Scharlachschmuck der Schönheit aufzuflammen
Am Straßenrande. Dir wird Gott verzeihn: —
Uns Andre doch, mög' er uns nicht verdammen.

Da nahen Knaben, die mit neuen Blumen den Altar schmücken; der Morgen bricht an, der Ostermorgen, und machtvoll verkünden die Glocken: Christus ist auferstanden.

In „Angelina" ging das Weib am Danaergeschenk ihrer Schönheit und am Manne zu Grunde; die nächste große Dichtung „Sphinx" bringt gewissermaßen die Sühne des Mannes, der voll Ekel an der genossenen Schönheit des Weibes zu Grunde geht. Die „Sphinx" steht an Tiefe und Größe der Gedanken, an packender Darstellungskraft, an berückender Diction, die uns wie im Fiebertaumel fortreißen, den reifsten Werken Byrons ebenbürtig zur Seite; der lyrische Schmelz ihres ersten Theils wird von dem Engländer wohl nur in dem Anfange von „Parisina" erreicht. Mehr noch als in „Angelina" herrscht eine wildgeniale Zerrissenheit, die an blitzdurchflammte Sturmnächte gemahnt. Auch auf die „Sphinx" passen die Worte der ersten großen Dichtung: sie ist wie ein Gebet, das glücklich anhob und geendet ward in einem Aufschrei . . . auch ihr fehlt nicht das „Fragezeichen am Schluß eines gewaltigen Gedichts."

Mit einem lieblichen Idyll, das den tragischen Kern der Dichtung um so schärfer hervortreten läßt, setzt die grandiose Schöpfung ein. Gleich die Einführung des jungen, schönen Grafenkindes Santa zeigt den reifen Meister.

Sie lief im weißen Kleide,
Ein fröhlich Kind, sorglos durch Busch und Gras,
Frei flog ihr Haar, und aus dem Antlitz blaß
Blitzten so selig ihre Augen beide.

Sie will Abschied nehmen von ihrem Guy, der in den Kampf hinauszieht und dem sie das Versprechen ewiger Treue giebt:

Ewig,
Sprach sie ganz ernst, und wunderseltsam klang
Aus ihrem Kindermunde dieses — Ewig.

— — — — — — — — — —

Noch einmal hielt der Tag, der glückdurchsonnte
Verzögernd Rast und strahlte letzten Frieden
Auf jene Kinder, deren Glück hienieden
Versank am dunklen Lebenshorizonte.

Scharf und düster hebt sich die folgende Episode ab. Es ist Herbstnacht, im Feindsland, am Lagerfeuer der Dragoner. Wie zufällig liest einer der Offiziere einen Brief vor, des Inhalts, daß sich das schöne Grafenkind Santa auf Antrieb des Papstes mit dem alten, aber reichen und hochgestellten Kammerherrn Balbi vermählt hat; gerade jetzt ist die Hochzeitsnacht. Von der Erde springt ein Schläfer auf; es ist Guy; er sammelt sein Reiterfähnlein nnd stürzt in die Nacht hinaus, dem Feinde entgegen, um den Tod zu suchen. Wie durch ein Wunder bleibt er unversehrt und kommt nun zu dem weisen Juden Rabbi Zephanja, der ausgewiesen vor dem Thore der Stadt haust. Dem großen Alchymisten erzählt er schlicht seine Jugendgeschichte (in den Versen: reich, vornehm, jung trat ich hinaus in's Leben u. s. w., auf die ich ausdrücklich hinweise, weil sie Carolaths eigene Jugendentwickelung bezeichnen) und heischt Genesung. Er legt ihm die Fragen vor: warum ist die Frau urfalsch und treulos? Was sendet Gott ein Kind, das durstig ist, in einen weiten Garten, darin die Brunnen rings vergiftet sind? — Die Antwort, die der Fürstensohn erhält, ist an Kühnheit und Größe des gewählten Bildes fast ohnegleichen:

Wenn sein lechzend Roß
Mit Wasser tränkt der kluge Beduine,
Thut in's Gefäß er eine Hand voll Sand,
Das Naß zu trüben. — Siehe, also that
Der weise Schöpfer: in den klarsten Quell
Der Lebenswüste that er emsig Schlamm
Mit vollen Händen, in den schönen Leib,
Den süßen, sinnbethörenden, des Weibes
Goß er Gemeinheit. — Ja, der Schöpfer ist
Ein kluger Hirte; allzu tiefer Trunk
Schadet dem Thiere.

Aber Guy entgegnet: die lechzende Creatur wird auch Trübung und Schlamm todachtlos schlingen; auch er will trinken mit dem Empörungsschrei: mich dürstet! dürstet! Er will es sehn, das hohe Bild von Sais, In seinem Arm entblößt gleich einer Lais. Er will den schuldigen Schöpfer im Geschöpf durch Staub schleifen und rachesatt zu Grunde lachend gehn. So stürzt er davon. — Die nächste Scene zeigt Santa im prunkvollen

Schlafgemach. Auch sie ist nicht glücklich; sie denkt mit Wehmuth an den Jugendgeliebten und die glücklichen sorglosen Kindertage.

Mein Herz wird alt,
Sie sprach es leise, könnt' ich schlafen, sterben,
Mit jenem Traum, mit Dir, o Guy!

Da springt weit auf die Thür, und der Todtgeglaubte steht vor ihr. Santa sucht Ausflüchte für ihren Treuebruch; aber Guy donnert ihr verächtlich entgegen:

Das Grafenkind mit der Madonnenstirne
Für Gold verkauft! Verkauft! Nun, welsche Dirne,
Wie theuer bist Du?

Noch einmal bäumt sich Santas Grafenblut gegen die unerhörte Beschimpfung auf; sie giebt vor, den Jüngling nie ernst geliebt, jenen Schwur nur tändelnd gegeben zu haben. Aber Guy läßt sich nicht beirren.

Du liebtest mich und liebst mich noch — sag: Ja! . . .
Ja, sprach sie tonlos, ja.

Warum sie ihn verrathen hat — sie „weiß es nicht". Guy glaubt ihr, aber er ist nicht der Mann, zu verzichten; ganz im Sinne jener Worte in der Rabbiscene will er nun den Schöpfer im Geschöpf durch Staub schleifen, den Schöpfer, der um das Göttliche im Weibe als Hülle ein kaltes Marmorkleid schlug.

Ich aber bin aus wildem Blut entflammt.
Dies Ampellicht, das matt und rosig flammt
In Deines Leibes marmorweißem Bau,
Ich will's besitzen, wunderschöne Frau;
Küssend ersticken, jubelnd löschen aus
Das rothe Licht, entweihn das Gotteshaus,
Auf die zerrissnen schweren Altardecken
Zu langem Schlafe wunschlos dann mich recken
Und sterbend, als ein satter Rächer sagen:
Im schönsten Weib, deß Auge je geblaut,
Neidvoller Gott, hab' ich die Sphinx erschaut
Und hab' Dein Werk, Dich selbst in ihr, zerschlagen.

— — — — — — — — — — — —

Dem Weib, das irr, berauscht von Liebesfülle,
Im Arm ihm hing, hat bebend er gerissen
Vom weißen Leib die starre Atlashülle
Und es geschleudert in des Prunkbetts Kissen.
Ein Laut, ein Klagwort, girrend, wundersacht . . .
In einer Fluth fahlblonder Lockenhaare
Versanken sie, rings herrschte wunderbare
Jasmindurchhauchte, purpurfinstre Nacht.

Es dürfte nicht viel Poeten geben, die eine solche Situation derart bemeisterten, wie es hier Carolath gethan hat. Allen Realisten, Naturalisten

und sonstigen „isten", die ihre Unfähigkeit hinter dem klingenden Namen eines Systems verstecken, wäre überhaupt zu rathen, daß sie bei dem Schöpfer der „Sphinx" in die Schule gingen, um zu lernen, daß der Schaffende schlechtweg ein Dichter sein soll. —

Der Morgen graut über dem schlummernden Paare. Santa träumt von einem Glück ohne Ende:

Doch seine Brust ging schwer, es brach ein Schrei
Daraus hervor, der klang: Lebwohl — vorüber,
Du Schloß mit dem steinernen Wappenthor
Und den dunklen Eiben darüber!
Ihr wellenden Seen, windwogender Tann,
Lebt wohl, ihr Hochlandshaiden!
Es segnet im letzten Scheiden
Euch ein verlorener Mann.

Aus diesem Traum schreckt Guy auf zum Bewußtsein der Wirklichkeit. Und nun tritt mit einem Schlage die Peripetie ein, die sich in den Worten äußert: Sieh voll mich an, gieb mir die Jugend wieder! Seiner Seele Schwingen lähmt Ekel, es bricht sein Herz vor schalem Abscheu; nun, da Stillung hätte der wilde Wunsch, verlor er seinen Schmerz, das Diadem. Er greift zum Dolche, da bannt ihn eine seltsame Vision. Er meint zu sehen, wie Santa sich vom Purpurpfühl erhebt, wie ihre Züge das fremde, kühle Lächeln der Sphinx annehmen; er fühlt, wie die Seele der Schläferin, ihr selbst unbewußt, ihm das Räthsel des Weibes entschleiern will.

Was Du gesucht, so sehnsuchtsvoll, so bange,
Dies tiefe Etwas ist ein Strahl von Licht,
Den Gott ihr gab, daß man ihn heiß verlange
Und doch auf Erden finde nicht.
— — — — — — — — — —

In jeder Frau liegt der tiefsüße Zug,
Der unbeschreibliche, ein ew'ges Sehnen
In uns erwecken, daß wir aufwärts dehnen
Zu Gott empor des Lebens Probeflug.

Auch der Held der letzten Menschheitsdichtung (Don Juans Tod) sucht in seinem Wollustdrange diesen „Strahl von Licht"; darum zählt auch er — wie wir später sehen werden — zu den Großen, darum ist auch er erlösungsfähig.

Aber die Wollust ist vergänglich, und nur der Schmerz der Entsagung führt zu einsamen Höh'n; das war der Sinn in den Worten des Rabbi:

Wer je das Weib verkämpft, verschmerzt, verwunden,
Steht einsam da, nicht mehr an Gott gebunden,
Denn von der Frau führt der Ideenflug
Empor zur Freiheit.

So heißt es auch hier in der Sphinxvision:

Nur Wenigen schlägt Liebe tiefe Wunden,
Doch jede Wunde wird ein Ritterschlag.
Heil dem, der Glück beim Weibe nie erfunden
Und aus der Tiefe dafür segnen mag.
Das Ewig Weibliche ist Schmerz ohn' Ende;
Wer also groß, daß ohne Groll und Spott
Er schweigend sich von Erdensonnen wende,
Steht freilich einsam da, doch eins mit Gott.

— — — — — — — — —

Das Leben ist ein starker Wanderflug
Zu Gott gerichtet, und auf allen Wegen
Trägt uns des Schmerzes großer Athemzug
Der Heimat zu, dem ew'gen Lenz entgegen.

Auch Guy war auf diesem Wege, ehe er seinen Schmerz wegwarf, das Diadem. Er ist aber doch zu groß, um sich nun nach Art der großen Masse an dem schönen Vollwerk: Leib des Sphinxräthsels genügen zu lassen, und darum muß er sterben. Aber noch ein versöhnender Lichtblick fällt in sein Scheiden. Santa-Sphinx kündet ihm, daß nach Allem, wenn die Geschlechter der Menschen von der Erde verweht sind, wenn der letzte Wollustschrei verhallt ist, auch das Räthsel des Weibes sich lösen wird: als Liebe:

Dann wird die Sphinx erlöst, gebenedeit,
Gleich Memnonssteinen, die tiefbebend klingen,
Das Hohelied versöhnter Ewigkeit,
Ein großes Liebeshallelujah singen.

So heißt es auch ähnlich in der herrlichen Gedankendichtung „Ein Bild":

Was Schönheit hier von Schmerz und Abschied sprach,
Das klingt — wie bald — gleich fernen goldnen Stimmen,
Die rufend über breitem Strome schwimmen,
In der Unendlichkeit als Liebe nach. —

Dann verschwindet die erhabene Vision. Um den Mund der Schläferin spielt wieder wie vordem „ein stumpfes Lächeln satter Seligkeit". Fahlgrau bricht der Morgen herein; der letzte Stern sinkt in die See, und mit ihm entflieht auch Guys Leben.

Zur Seite warf er Santas Haar, das blonde,
Und führte tastend, ohne Laut noch Wort,
Den Dolch in's Herz; so senkt sich eine Sonde
Langsam und still in einen leeren Ort.

Wir haben dem Dichter selbst, so oft es anging, das Wort gegeben und können trotzdem das Bedauern nicht unterdrücken, daß wir nicht das ganze Werk selbst an Stelle jeder commentirenden Zeile abschreiben durften, vor dem wir nach einer kleinen Ausstellung, gegen die theilweise ermüdende Breite der Rabbiscene, die kritische Feder in Demuth aus der Hand legen.

Ein geistreiches Wort sagt, daß es Theaterstücke gebe, vor denen nur das Publicum durchfallen kann. Die „Sphinx" ist schon in der ersten Auflage der Dichtungen (1883) enthalten; das Volk der Dichter und Denker hat es also fertig bekommen, vor dieser Titanenschöpfung ein ganzes Decennium lang durchzufallen — und das ist tausendmal unverzeihlicher, als die Ablehnung einer Theaterpremière, die mit unzähligen Factoren des Zufalls zu thun hat, durch welche, selbst dem besten Stücke gegenüber, auch der reife Kunstverstand einmal beirrt werden kann. —

„Angelina" wie „Sphinx" fassen die Liebe, die Vereinigung der Geschlechter, als einen Kampf auf, in dem ein Theil zu Grunde geht; es lag nahe, im künstlerischen Sinne einen Ausgleich herbeizuführen, die Dissonanzen, in denen die beiden mächtigen Schöpfungen jäh abbrechen, in einen Accord, wenn auch in Moll, aufzulösen. Diese Lösung bringt „Don Juans Tod". Carolath war beim Aufbau dieser Dichtung auf die buddhistisch-schopenhauersche Weltanschauung oder auf den christlichen Mysticismus angewiesen; ein Drittes ist kaum denkbar. Und hierin, in der reinen Abstraction, liegt die Klippe jeder Gedankendichtung, denn, wie Antäos, schöpft auch der Poet seine Kraft aus der Erde. Es ist kein Zufall, daß inferno der bedeutendste Theil der Divina commedia ist, daß Goethe mit seiner magna peccatrix und mit dem ganzen mystisch-symbolistischen Schlusse nicht viel anzufangen wußte. Und doch war Carolath gerade auf das Grethchen-Motiv hingedrängt. Aber Grethchen einerseits ist schon eine Gefallene, Faust andererseits nicht der reine Genußmensch, sondern vor Allem der große Denker mit einem Don Juan-Zuge. Die Gegensätze waren noch nicht genügend verschärft, wenn die Katharsis mit voller schlagender Kraft zur Wirkung kommen sollte. Deshalb ist auch Diana, die jungfräuliche Königin vom Kaukasus, das madonnenhafte, nie gefallene Weib; deshalb steht ihr und dem strengen Prälaten der absolute Genußmensch, der sündenbefleckte Spanier gegenüber, mit dessen unerbittlich consequenter Durchführung zugleich die irdische Substanz, der Erdgeruch der Dichtung, gerettet wird. Don Juan kennt keine andere Liebe, als die des Genusses; auf Erden erkennt er nur ein Ziel: das Weib, am Weibe nur ein Göttliches: den Leib; nicht ein Weib will er, sondern alle Weiber; armsel'ge Beute wär' ihm eine Frau, und Nichts verabscheut er so in den Tod, als Hochzeitsgefasel und Philosophiren. Und doch zählt auch er, wie es ausdrücklich heißt, zu den Großen. Der Widerspruch ist nur scheinbar. Ich erinnere blos an Grabbes wildgeniales Drama, an die Worte des Teufels, daß Faust und Don Juan auf zwei Wegen karren — zu demselben Ziele. Carolath hat die Verwandtschaft der beiden heterogenen Charaktere in sonnenhelle Beleuchtung gerückt. Aus der erzwungenen Verbindung der Venus mit dem ewigen Wanderer Ahasver, aus der Verschmelzung der irdischen Wollust mit der nebelhaften Abstraction läßt er zwei Sprossen hervorgehen:

Das Priesterthum der Lust, des Sangs, der Dirnen
Schuf Don Juan; sein Zwillingsbruder Faust
Als Fürst weltferner Hochgedanken haust
In deutschen Herzen, deutschen Dichterstirnen.

Der freierfundene Mythus dieser seltsamen Augenblicks-Vermählung gehört in seiner genialen Idee, wie in deren classisch schöner Ausführung zu den herrlichsten Emanationen einer großen, freien Künstlernatur. Und mit richtigem Blicke hat der Poet sein Gemälde nicht auf den grauen Hintergrund buddhistischer Entsagungslehre, sondern auf den concretern, farbenreicheren des Christenthums, mit seiner dem Leben verwandten Jenseitstheorie, gezaubert. Wir mußten bei diesen Ausführungen länger verweilen, weil es galt, Schwierigkeiten der Conception aufzudecken, an denen mancher andere große Dichter vielleicht gescheitert wäre.

Die Fabel selbst ist einfach und klar. — In bangen Träumen schon hat Diava den nachtgeweihten Sünder erblickt, wie er nach ihr, dem lichtumstob'nen Kinde, Rettung heischend, die Hände streckt. Da theilt sich der Vorhang, und Don Juan selbst steht vor der Grusenfürstin. In tollem Ansturm hat er, der einzelne Mann, die Wachen überrannt und ist in die Königsburg gedrungen. Das nachdrängende Volk, die Heerführer, der Prälat, fordern einstimmig den Tod des Frevlers. Diava, die schon seit ihren bangen Träumen unter dem Banne des finsteren „Seelenbräutigams" steht, will ihn retten, indem sie ihn zum Gemahle erhebt. Der Fremde aber, dem die Frauen Nichts sind als „Eintagsglückgestalten", will vom Weibe nur Sinnengenuß, alle Fesseln sind ihm gleichbedeutend mit Nichtsein, Tod. Tod, dieses letzte Wort greift — ein äußerst feiner Zug — das wüthende Volk auf; nach kurzem, tollen Kampfe wird Don Juan gebunden, und nun kann ihn Nichts mehr retten, selbst nicht die Fürsprache der jungen Königin; der Prälat läßt sein Opfer nicht mehr los. Nur Eins erreicht sie, daß der Gefangene zur stillen Einkehr in die Schloßcapelle geführt werde, bevor der nächste Morgen ihn auf dem Schaffot sieht. Nach einem bedeutenden, echt dramatischen Zwiegespräch mit dem Prälaten bleibt er allein mit der Fürstin, die seine Fesseln gelöst hat. Hier erzählt er das Geheimniß seiner Herkunft. Meisterhaft schildert nun der Dichter die erwachende Todesangst des trotzigen Mannes, der sein Schaffot zimmern hört und der keinen Trost schöpfen kann aus einem Leben voll Sünde. Und doch will er, zum letzten Male sich selber treu, selbst die Todesnacht als Hochzeitsnacht feiern. Doch immer mehr fühlt er vor Diavas Augenstrahl den wilden Wunsch zerrinnen, der ihm bisher im Blute getobt hat vor jedem Weib, das er noch nicht besessen. Und als sie ihn angstvoll forschend fragt:

Begehrst Du mich, soll Dir mein Leib gehören?
Jetzt wäge wohl! Leib oder Seele? Sprich!

Da sinken die letzten Schlacken.

Die Seele, rief er, denn ich liebe Dich
Und will Dir folgen durch die Seligkeiten. —
An seine Brust zog der verlorene Sohn
Diava sacht, dann hob er den geweihten
Kelch ew'gen Lichtes schweigend vom Ilon.

Er schleudert das Feuer in's Heiligthum; durch die Flammenpracht klingen noch einmal, wie siegendes Osterläuten, Diavas Erlöserworte:

Und harrte Deiner an der Himmelspfort
Um Deiner Sünden der Dämonen Schaar,
Und wenn Dich tausend Mutterflüche bänden,
Zurück scheucht' ich sie mit erhob'nen Händen.
Es wird erfüllt, was Lebenstraum mir war.

Dann begraben die Flammen den entsühnten, dämonischen Mann und seine reine Todesbraut.

Es sank die Burg, durch's Land die Glocken klangen,
Und als die Flammen Hallelujah sangen,
Ist mit dem finstern Seelenbräutigam
Erlöst Diava himmelwärts gegangen. —
Wen Liebesmacht in feurigem Gefährt
Auf Flammenspeichen rettet vom Gemeinen,
Dem werden Sonnen der Vergebung scheinen
Im Heimatland, deß Frühling ewig währt.

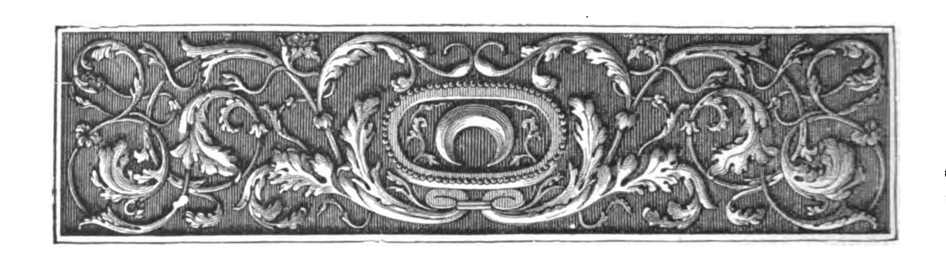
So klingt ohne das „Fragezeichen am Schluß eines gewaltigen Gedichts" (Angelina) die erhabene Schöpfung rein und versöhnend aus, auf die unser deutsches Schriftthum vielleicht noch stolz sein wird, wenn manche „Größe" längst der verdienten Vergessenheit verfallen ist. Die vier Schlußzeilen der Dichtung enthalten allein eine Welt von Schönheit und Größe. In reifer Künstlerschaft ist es mit der herrlichen Gedankendichtung „Ein Bild" das Höchste, was Carolath geschaffen hat, desgleichen an Vollendung der Technik; während „Angelina" häufig, die „Sphinx" in der Rabbiscene, todte Punkte aufweist, schreitet „Don Juans Tod" in rastloser Entwickelung ehern und geschlossen wie ein Drama dahin. An genialen Episoden wird es vielleicht von der „Sphinx" noch übertroffen; aber die höchste Palme erringt allezeit das Genie, gebändigt durch Kunstverstand . . . sonst wäre Grabbe unser größter Dichter, nicht Goethe. —

Morituri te salutant — Prinz Schönaich-Carolath.

Wir hatten am Eingange die Verwandtschaft des Prinzen mit Lord Byron angedeutet, und wir glauben unsere Studie nicht besser als mit einer kurzen vergleichenden Analyse schließen zu können. — Beide sind von hoher Geburt, die ihnen ebenso einen weiten und tiefen Blick in das menschliche Leben gestattet, als sie ihnen die Hindernisse, die sich sonst dem Fluge des Genius entgegenthürmen, aus dem Wege räumte; Beiden war es vergönnt, ihre Subjectivität ausreifen zu lassen, ohne sie einer wirthschaftlichen Pression oder den Launen eines vielköpfigen Publicums unterordnen zu müssen.

Gleich hierbei sei jedoch ein weittragender Unterschied hervorgehoben. Carolath wuchs in einer glücklichen Häuslichkeit heran und hat sie wiederum im reifen Mannesalter sich selbst geschaffen; Byron mußte sie als Kind wie als Mann entbehren, und für diesen Mangel hat ihn weder sein Genie noch sein Reichthum und Rang entschädigt; er ist sein Verhängniß geworden. Aber der Parallelen sind noch genug. Beide wurden von innerer Unrast in die Ferne getrieben, aus der sie jene weitumfassende Kenntniß fremder Länder und Völker heimbrachten, die den Inhalt ihrer Dichtungen in ein fremdes, erotisches Milieu zu bannen liebt. Beide suchen mit Vorliebe Faust- und Don Juanartige Probleme auf, und es ist kein Zufall, daß Carolath sich zu der Harmonie durchrang, die dem Schöpfer von „Manfred" und „Don Juan" versagt blieb. Beide unterziehen sich den aufreibendsten Strapazen: Byron durchschwimmt trotz seines Klumpfußes den Hellespont, Carolath trotzt den klimatischen Einflüssen und den Aufregungen gefährlicher Jagden. Und — last not least — Beide beschließen, so weit man bei dem Prinzen schon von einem Abschluß sprechen kann, ihre dichterische Thätigkeit in rein menschlicher Weise: der Brite im praktisch-nationalen Sinne durch die Hingabe an ein unterdrücktes, für seine staatliche Freiheit ringendes Volk, der Deutsche im theoretisch-internationalen Sinne durch die Hingabe an die Unterdrückten und nach menschlicher Freiheit Ringenden überhaupt. Aber den Kämpfer von Missolunghi umstrahlt eine ewige Gloriole: wie der frühgeschiedene Sänger des Tell ging er im Zenith seines Genius von der Erde und erregt achilleusgleich eine ewige Sehnsucht. Was Carolath aber nach „Don Juans Tod" auf reformatorischen Gebiete u. s. w. geschrieben hat, ist im künstlerischen Sinne als ein großer Rückschritt zu bezeichnen, und es bleibt nur zu wünschen, daß er in die verlassenen Bahnen wieder einlenken möge; denn dort, auf dem Gebiete des Reinmenschlichen, nicht in der Schilderung trauriger socialer Verhältnisse, so sehr sie auch den edlen Menschen ehrt, liegt die Stärke seiner gewaltigen Begabung, die schon aus rein technischen Rücksichten ein Gebiet meiden sollte, auf dem sie all die Wunderfarben ihrer Palette nicht zu verwenden vermag. Und wie diese Farben leuchten, als hätte sie Makarts Pinsel gezaubert! Es wäre schließlich thöricht, wollte man jetzt schon die dichterische Zukunft eines Lebenden, zumal wenn dieser erst 43 Jahre zählt, anticipiren. Und übrigens — was diese Zukunft auch bringen mag, kann sie doch Nichts ändern an der Perspective: Der Schöpfer der „Sphinx" und von „Don Juans Tod" gehört der Weltlitteratur.





Aus Düsseldorfs Glanzepoche.

Ungedruckte Briefe von Felix Mendelssohn-Bartholdy*).

Von

Joseph Joesten.

— Köln. —



Wohl wenige deutsche Städte haben in ihren Mauern ein so vielseitig angeregtes geistiges Leben in einem verhältnißmäßig kurzen Zwischenraum zur Entfaltung und Blüthe kommen sehen, wie Düsseldorf.

Die unvergleichliche Gartenstadt hatte sich schon durch die Wirksamkeit des alten Burgmüller, des Vaters des allzufrüh dahingeschiedenen Componisten Norbert Burgmüller, einen wohlverdienten Ruf auf musikalischem Gebiete erworben, der dort in den weitesten Kreisen den Grund zu einer geregelten musikalischen Bildung zu legen und den Eifer für die Tonkunst nach Kräften zu beleben bestrebt war. In Karl Immermann hatte die deutsche Dichtkunst und Bühne ihren großen Apostel wiedergefunden, der gerade hier mit glücklicher Hand seine reformatorische Thätigkeit entfaltete.

Seit dem Jahre 1826, in welchem Wilhelm von Schadow mit seiner jungen Künstlerschaar in Düsseldorf einzog, schien hier eine neue Blüthe der Kunst aufzugehen. Aus dieser Schule gingen ein Lessing, Sohn, Bendemann, Hübner, Schrödter und Schirmer hervor, deren Charakter wesentlich der romantischen Dichtung entsprach. Auch der jugendliche Ferdinand Theodor Hildebrandt, der nachmalige Lehrer und Professor an der Düsseldorfer Kunstakademie (geb. 2. Juli 1804 zu Stettin, gest. 29. September 1874 zu Düsseldorf), kam mit Schadow nach Düsseldorf.

---

*) Vgl. Briefe aus den Jahren 1830 bis 1847 von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig 1865. 2 Bände. Herausgegeben von Dr. Julius Rietz und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Briefe und Erinnerungen von Ferdinand Hiller. Köln 1878. Verlag von Du Mont-Schauberg.

In diesen Kreis trat im Jahre 1832 zum ersten Mal, auf einer Reise nach Paris zum Besuche der rheinischen Kunststadt, der jugendliche Felix Mendelssohn-Bartholdy. Nach Jahr und Tag zog Mendelssohn schon als Musikdirector in Düsseldorf ein. Er fand zunächst schwierigere Verhältnisse vor, als er erwartet hatte und in dem Privatkreise seines elterlichen Hauses gewohnt war. Schon die ersten Concerte machten ihm viel Arbeit. Erst als Chor und Orchester Freude an der Sache und Achtung vor dem unermüdlichen Fleiße ihres Leiters empfanden, kam auch ein rechter Zug in die Sache. Zu diesen anstrengenden Geschäften hatte Mendelssohn mit der Zeit auch die Leitung der Oper bei dem neuen Theaterunternehmer Karl Immermann übernommen und war hierdurch mit einem Schlage als „Dreiundzwanzigjähriger" der Liebling der ganzen Stadt geworden.

Aber auch in seinen persönlichen Beziehungen entwickelte er nach dem Urtheile der Zeitgenossen eine ungewöhnliche Liebenswürdigkeit, Munterkeit und Beweglichkeit. Anregend und belebend, wie sein künstlerischer Geist war, gab er überall mehr, als er nahm. So war es denn kein Wunder, daß um diesen Liebling der Götter sich eine Schaar von Freunden, Anbetern und Gönnern sammelte. Mendelssohn sah sich jedoch nach geraumer Zeit veranlaßt, von der Direction der Düsseldorfer Oper zurückzutreten.

Wolfgang Müller von Königswinter hat das Verdienst, in seinem bekannten Werke: „Erzählungen eines rheinischen Chronisten, Karl Immermann und sein Kreis", Band 1, S. 48 (Leipzig, Brockhaus) die Gründe, welche für Mendelssohn hierbei entscheidend waren, in das rechte Licht gesetzt zu haben. „Das Wahre an der Sache ist" — so läßt er Mendelssohn selbst sagen — „daß mir die Arbeit über den Kopf wächst. Jedermann weiß, wieviel ich mit den Concerten zu thun habe. Allerdings wurde ich in einem schwachen Augenblicke zu dem Versprechen hingerissen, die hauptsächlichsten Opern zu leiten, weil meine Freunde mich dazu drängten. Nun bin ich aber zu der Einsicht gelangt, daß ich mehr versprochen habe, als ich leisten kann. Ich verliere mich und meine Compositionen über all' dem Schaffen und Wirken in der Außenwelt. Da nun auch mein Freund Julius Rietz, den wir für die Direction der Oper im Allgemeinen von Berlin berufen haben, sich überaus wacker und tüchtig erweist, wie ich es nicht anders erwartete, und da ich also durchaus überflüssig geworden bin, so hielt ich es an der Zeit, mich zurückzuziehen, um an meinem Oratorium Paulus zu arbeiten. Ein Künstler, der Etwas vor sich bringen will, darf sich aber nicht zu sehr zerstreuen. Ich habe bis jetzt noch zu wenig geleistet. Mit meinen Liedern und Clavierstücken ist erst der Weg zu einzelnen Herzen gebahnt. Mit meinem neuen Werke hoffe ich mir das Volk zu gewinnen, so Gott will!"

Mendelssohn, der sich in seinem Vertrage nur auf zwei Jahre verpflichtet hatte (vergl. Lampadius, „Felix Mendelssohn-Bartholdy", Leipzig 1848, S. 43), ging 1835 nach Leipzig, um die Direction der Gewandhaus-

Concerte zu übernehmen. Noch in demselben Frühjahr hatte er das Musikfest zu Köln und am 2. Juli 1835 sein letztes Concert in Düsseldorf dirigirt. Auch die Eltern waren von Berlin herbeigeeilt, um den Triumphen ihres Sohnes beizuwohnen. Von den Zeitgenossen wird uns berichtet, daß selbst diejenigen, die Mendelssohn als einen fremden Eindringling angesehen und ihm manchen Verdruß bereitet hatten, durch sein Claviercapriccio in H-moll versöhnt gewesen, jeder Mund des Jubels voll uud zugleich der Trauer kein Ende gewesen sei.

In Leipzig vollendete er seinen Paulus. Am 22. Mai 1836, einem Pfingstsonntage, wurde dieses Oratorium zum ersten Male in Düsseldorf (im Becker'schen Saale) aufgeführt. Seit Johann Sebastian Bach, Händel und Joseph Haydn hatten die Meisten diese Form verlassen. Mozart widmete sich vornehmlich der Oper und Beethoven der Sinfonie. Nun schlug am Rhein mit einem Schlage ein junger sechsundzwanzigjähriger Componist durch. Man überreichte bei dieser Gelegenheit dem Helden des Tages ein Prachtexemplar des Paulus, mit trefflichen Handzeichnungen von Hildebrandt, Adolf Schrödter, Julius Hübner, Eduard Steinbrück und Heinrich Mücke illustrirt.

Das erste Werk, welches Mendelssohn nach seiner Abreise von Düsseldorf vornahm, war, daß er in Frankfurt am Main die Proben des von seinem erkrankten Freunde Schelble geleiteten Cäcilienvereins fortführte. Hier lernte der „Sohn der himmlischen Cäcilia" auch seine spätere Gattin, Cäcilia Jeanrenaud, kennen.

Aus dieser sonnigen Zeit des jugendlichen Schaffens und Strebens stammt ein Briefwechsel*) aus dem Nachlasse des treuen Freundes des großen Tondichters, des Professors Ferdinand Theodor Hildebrandt, zu Düsseldorf. Wahre Freundschaft verband die beiden Künstlernaturen bis an ihr Lebensende. Ging das Leben des Einen in sich rund und fertig abgeschlossen dahin, so waren dem Anderen im Laufe der Jahre, die er den Freund überlebte, mannigfache Prüfungen und Schicksalsschläge nicht erspart geblieben.

Diese Briefe sind geeignet, den Künstler und Menschen ihres Schreibers in einem klaren und ruhigen Lichte erscheinen zu lassen und über manche Vorgänge und Persönlichkeiten aus der damaligen Düsseldorfer und Leipziger Zeit Aufschluß zu geben. In dieser Hinsicht dürften sie auch das Bild der Persönlichkeit des großen Mannes, wie es aus den Briefsammlungen von Julius Rietz und Ferdinand Hiller uns entgegentritt, einigermaßen ergänzen.

Die Briefe aus Leipzig und Frankfurt vom Jahre 1835 und 1836 stammen aus des Meisters Jugendzeit, die Briefe vom Jahre 1847 sind

*) Diese Briefe sind mir von befreundeter Seite zur Verfügung gestellt worden.

wenige Wochen vor dem am 4. November 1847 erfolgten Tode Mendelssohns geschrieben.

Ich glaube daher den vielen Freunden der beiden Künstler und Freunde einige dieser Briefe von allgemeinerem Interesse bekannt geben zu sollen:

Leipzig, den 31. October 1835
(während die Glocken schön zum Reformationsfeste läuten).

Lieber Hildebrand!

Habe vielen Dank für Deinen lieben, lieben Brief, für den ich Dir schon längst hätte danken und darauf antworten sollen (wäre es auch blos aus Eigennutz gewesen, um bald wieder einen zu bekommen) aber ich war die Zeit her sehr gehetzt und angestrengt und finde erst jetzt, da ich wegen einer kleinen Unpäßlichkeit das Zimmer hüten muß, die rechte Muße, um Deine freundlichen Zeilen so recht con amore erwidern zu können. Wohl war es eine gute Zeit, wo Du täglich an's Fenster kommen und in mein Frühstück hineingucken konntest, wo Du meinen Tagen dadurch gleich einen vergnügten Anfang gabst, und daran habe ich wohl oft schon gedacht, wenn ich leider ganz ungestört frühstücken konnte, überhaupt muß ich Deinen und Schirmer's Brief nicht gerade durchlesen, wenn ich Euch meinen neuen Aufenthalt ganz und gar loben soll; denn für die vielen frohen Stunden, die wir zusammen hatten, finde ich hier wohl keinen Ersatz und Nichts, was daran erinnern könnte. Dafür aber gestehe ich Dir, daß ich erst hier recht empfinde, wie sehr viel mir in musikalischer Hinsicht dort abging, wie viele und ganz unnütze Quälerei ich mit manchen Dingen hatte, die nun einmal eben durch den guten Willen der Einzelnen nicht zu schaffen sind, und wie ich mich also in Beziehung auf mein öffentliches Wirken hier zufrieden fühlen muß. Das Institut der Concerte, bei denen ich bin, besteht seit mehr als fünfzig Jahren, Alles ist im guten geordneten Gange, manche alte hergebrachte Gewohnheiten, die mich zuweilen rühren können, weil sie auf eine vergangene Zeit noch hindeuten, wie mich denn auch ein Zopf oder eine Perücke eines alten Herrn erfreuen kann — dabei ist das Orchester meistentheils jung und lebendig, ungemein sicher eingespielt, sogar einige berühmte Musiker darunter, ich habe einige meiner Ouvertüren mit mehr Ensemble und Genauigkeit gehört, als jemals sonst, und habe dabei das Vergnügen, daß sie selbst Abends jeden augenblicklichen Einfall und Wink des Taktstockes verstehen und ausführen. Wenn Du das mit manchen Proben und Aufführungen, die wir zusammen erlebten, vergleichst, so kannst Du Dir denken, daß mir es hier in musikalischer Hinsicht wohler ist — aber wenn so ein Stück Maler-Akademie nach Leipzig mitten unter die Lerchen ziehen wollte, so wäre es doch ein lustiges Leben. Das geht nun freilich nicht, und so suche ich mich zurückzuziehen und fleißig zu arbeiten. Wenn mir es gelingt, so denke ich mich gegen den Frühling aufzumachen und ein paar Monate zu Fuß zu gehen; daß ich dann jedenfalls über Düsseldorf komme und wohl mal eines Morgens hineingucke, wie der Herr Maler frühstücken thun — das steht fest. Dazwischen liegt noch viel Schnee und Hagel und 15 Abonnements-Concerte, (denn fünf sind erst vorbei) und hoffentlich manches Brieflein von Dir, und überhaupt eben ein paar lange Monate — aber ich freue mich doch schon jetzt darauf, sobald ich lebhaft daran denke. — Wie schlimm steht es aber mit der edeln Malerkunst zu Leipzig! Wer kam in der Messe her, und wird noch jetzt immer vom Abreisen zurückgehalten durch Bestellungen von Portraits? Wen hält Leipzig für ein geschicktes Kerlchen? Niemand anders als Professor Grünler*). Er malt mehrere dicke Buch-

*) Ehregott Grünler, Professor und Hofmaler in Zeulenroda, malte anfangs historische Bilder, warf sich später auch auf die Darstellung von Thieren (Schafen), die ihm besser gelangen, als jene.

händler mit ihren Frauen, und alle rühmen, daß man fast gar nicht zu sitzen brauche und doch seien alle Bilder gleich „zum Erkennen". Ich suchte mehrere mal sehr geringschätzig von ihm zu reden, aber ohne Erfolg. Neulich stellte ihn mir sogar einer vor, aber ich war der Düsseldorfer Akademie eingedenk, zu der ich halb und halb gehöre und ich betrug mich sehr grob und kurz, wegen der Wasserflüsse Babylons, und anderen Unfugs, den ich von ihm gesehen habe. Auch Genelli*) ist hier, schimpft auf ganz Leipzig, und die ganze Welt, und malt nichts. Neulich waren einige zwanzig Bilder ausgestellt, die vom Dresdener Kunstverein verloost werden; das beste darunter war offenbar und nach allgemeinem Urtheile der Hans Sachs von Oer**); mich freute es noch apart, wie ich's so fertig und schön gefirnißt sah, und mich der Zeit erinnerte, wo es halb unbemalt dastand, und ich Dir zum Portrait saß, und Du Oer Rathschläge mit der Fingersprache gabst, und ich die Nürnberger Thürme als Landschafter tadelte — es macht nun doch einen recht angenehmen Eindruck, und gefällt wie gesagt allgemein. Außerdem waren ein paar nette Gegenstände da, namentlich eines von Bürkel***), was mir indessen sehr obenhin gemalt schien, im Ganzen schien mir nur weniges Werth zu haben — ein Berliner Bild mit Pferden und Reitknechten war gräßlich langweilig — der eine Reitknecht muß als Würze eine Wäscherin umarmen — es bleibt doch langweilig. Dagegen habe ich ein Kupferwerk gesehen, das mich sehr amüsirt hat: es sind Pinelli's†) Bilder zum Gedicht Meo Patacca. Kennst Du das? Es erinnert gar zu sehr an Rom, mit allem Prachtvollen und Dreckigen durcheinander. Noch muß ich Dir von einer Sängerin (der Schwester des Malers Grabau)††) erzählen, die hier ist, und die Du einmal hören solltest, wenn sie Beethoven'sche Lieder singt. So etwas Vollkommenes ist mir selten bei einer deutschen Sängerin vorgekommen, und die Düsseldorfer Musensöhne würden schwärmen, wenn sie diesen glockenreinen Vortrag hören könnten. Wenn sie ein bischen hübsch wäre, und jünger, so müßte ich mich auf der Stelle verlieben und thäte den ganzen Tag nichts, als Lieder componiren, während ich jetzt an der Vollendung des Paulus fleißig arbeite. Aber verzeih, daß ich Dir so viel von mir und meinen Umgebungen erzähle, was Dich vielleicht gar nicht interessiren mag. Ich thue es aber mit Absicht, weil Du auch gar zu wenig, oder gar nichts von der Deinigen schreibst; bitte, lieber Hillenbart, hole das bald nach, und sage, was Deine Familie macht, ob die Prinzen noch leben oder schon gemordet sind, was Du für Bilder im Kopf hast, erzähle mir von Schadow's und von Euch allen, auch vom Theater und Immermann, da es mich intressirt, vom Singverein und dem Rath der Alten, und vor allen Dingen schreib mir bald mal wieder. Mit herzlichen Grüßen an Deine Frau und Mariechen bin ich

Dein

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

---

*) Bonaventura Genelli, Zeichner und Maler, geb. 27. September 1800 zu Berlin, gest. 13. November 1868 zu Weimar, ließ sich nach seiner Rückkehr von Italien, 1832 in Leipzig nieder, um dort für den Doctor H. Härtel einen Saal in dessen Gartenhause mit Fresken zu schmücken.

**) Theobald von Oer, der aus Westfalen stammt und später als Maler in Dresden wohnte.

***) Heinrich Bürkel, Genre- und Landschaftsmaler.

†) Bartholomeo Pinelli, Maler, geb. 1781 zu Rom, gest. daselbst 1. April 1835. (Meo Patacco, Dialect).

††) Der Landschafts- und Thiermaler Christian Grabau, geb. 1809 zu Bremen, der mit Vorliebe Wasserfälle darstellte und sich insbesondere durch seine Thierstücke auszeichnete.

Frankfurt a/M den 26. Juni 1836.

Lieber Hildebrand!

Hiebei erfolgt ein Brief der Firma Breitkopf & Härtel mit dem es so zusammenhängt. Sie schreiben an mich und baten ich möchte Dich bitten, Du möchtest erlauben, daß sie für ihre musikalische Zeitung Dein Portrait von mir in kleinem Format stechen (oder lithographiren) ließen. Ihre Absicht schien zu sein, Dein Bild in Leipzig copiren zu lassen, und da ich vor der Leipziger Portraitmalerei und -stecherei höllischen Respect habe, so schrieb ich ihnen zurück, sie würden besser thun, die Sache Dir mitzutheilen und anheim zu stellen; weil Du vielleicht in Düsseldorf selbst oder in Cöln solch einen Stich besorgen und besser machen lassen kannst, als sie in Leipzig. Sie fragen nun also bei Dir an, ob Du diese Gefälligkeit haben wolltest? Da denn doch das Portrait in jedem Falle herauskommen sollte, so wäre mir's natürlich lieber, wenn's gut würde, und dazu kannst Du gewiß am besten verhelfen. Nimm die Belästigung nicht übel, die Dir dadurch entsteht, und thue mir und Härtel's, wenn Du es kannst, den Gefallen, Dich des Dinges anzunehmen, damit ich mit einem vernünftigen Gesicht in die Welt komme.

Wenn es möglich ist, so antworte ihnen recht bald auf ihre Bitte, und fielen dann zugleich ein paar Zeilen an mich mit ab, so wäre das freilich desto prächtiger; wenn auch weiter nichts drin stände, als was Du und die Deinigen machen, und wie es Schadow mit seiner Gesundheit geht.

Ich lebe hier sehr angenehm und mit vielen liebenswürdigen Leuten; doch brauche ich noch Zeit mich von den Düsseldorfer Arbeiten zu erholen, deren Anstrengungen ich erst hier zu fühlen anfing. Rossini's Anwesenheit hier hat alle Musiker in Alarm versetzt, und mir viele Freude gemacht, weil er der geistreichste, amüsanteste Gesellschafter ist, den man in der Welt finden kann. Auch Musik haben wir manches Mal mit einander gemacht, und ich werde Dir lustige Anekdoten von ihm zu erzählen haben; Schade daß Du sie nicht gleich selbst erzählen kannst; es wäre etwas für Dich. Er ist ein toller Prinz. Auch von der hiesigen Ausstellung werde ich mancherlei zu erzählen haben; ein charmantes Bild von Schelfhout*) war wieder da, und überhaupt mehrere hübsche Sachen. Die Madonna von Deger**) und die Landschaft von Pose schienen alle Frankfurter Kunstkenner sehr zu entzücken, und es wurde drüber viel gekannegießert hin und her. Gestern erhielt ich einen kurzen Brief von Woringen, worin er mir wieder alles mögliche Unangenehme über das Düsseldorfer Musikfest und Musikwesen nachträglich auszutrinken giebt; es wird wohl nicht so schlimm sein, wie er es ansieht, in keinem Falle aber sprich ihm davon.

Ich habe aber keine Schreiblaune, weil ich in 3—4 Wochen wieder in Düsseldorf zu sein denke und dann Alles besser mündlich sagen kann, einen Abend müssen wir dann wieder bei Dir mit Schirmer allein zubringen, und wenn noch Pflaumen da sind, so bitte ich Deine Frau, sie bis dahin aufzuheben. Essen will ich sie dann schon.

Lebe nun wohl, Hildebart! Grüße mir Schirmer und Bendemann vielmal und lebe wohl.

Dein

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Frankfurt a/M, den 10 Sept. 1847.

Mein lieber Hildebrand! Habe vielen Dank für Deinen freundlichen Brief, den ich so eben bei meiner Ankunft hier empfing. Und sage auch Deinen Collegen vom Musik-

---

*) Andreas Schelfhout, Landschaftsmaler, geb. 1787 im Haag, gest. das. 1870.

**) Ernst Deger, Historienmaler, der mit den Brüdern Andreas und Karl Müller aus Darmstadt und Franz Ittenbach aus Königswinter die Fresken in der Apollinariskirche zu Remagen am Rhein und später die Fresken in der Schloßcapelle der Burg Stolzenfels gemalt hat.

Comité meinen Dank für das Vertrauen das sie mir durch ihre Anfrage beweisen. Daß mich die Sache, von der es sich handelt, lebhaft interessirt und daß ich daher gern den besten Rath geben möchte, der sich nur ersinnen läßt, das brauche ich Dir wohl nicht erst zu versichern. Aber es wird mir schwer werden; denn seit ich von Rietz' Abgang hörte, habe ich oft gedacht, wem ich wohl diese Stelle wünschte und habe niemand herausfinden können, der unbedingt paßte und für den sie unbedingt paßte. Ehe ich mich daher näher ausspreche, möchte ich Dich bitten mir zu sagen (es versteht sich unter dem Versprechen meiner Verschwiegenheit) wer sich bei Euch gemeldet hat. Vielleicht ist einer darunter, der besser paßt, als einer von denen an die ich gedacht hatte; und ist das nicht der Fall so will ich meine Vorschläge machen so gut ich kann.

Sollte sich keiner finden, der von allen, dem Verein und dem Comité gleich bei Nennung seines Namens per Acclamation angenommen würde, wolltet Ihr dann nicht vielleicht dem Beispiele des hiesigen Caecilien-Vereins und der Mainzer Vereine folgen und für jeden Bewerber einen Abend (oder mehrere) bestimmen, wo sie vor sämmtlichen Mitgliedern eine Probe ihres Dirigirens und Einstudierens, ihres Clavierspiels und ihrer ganzen Art ablegten, wonach dann die Wahl sich richten könnte? Solch ein Verfahren hat manches Tadelnswerthe, aber es ist nicht zu läugnen, daß beide Vereine, der hiesige wie der Mainzer, schon mehreremal sehr gut dabei weggekommen sind. Man zahlte den Bewerbern blos die Reisekosten hin und her, ließ sie nach Belieben ein Werk zum Einstudiren auswählen welches sie konnten oder worauf sie sich vorbereitet hatten, nahm auch (wenn ich nicht irre) irgend ein ihnen unbekanntes und bildete sich so sein Urtheil. Die Herren Schott in Mainz und irgend einer Deiner hiesigen Bekannten würden Dir gewiß alle Details darüber besser angeben können, wenn Du sie wissen wolltest.

Wünschest Du nun meine Antwort bald, lieber Hildebrand, so schreibe mir bald nach Empfang dieser Zeilen hieher, Adr. hôtel d'Angleterre. Ich bleibe noch 5—6 Tage hier; nachher ist meine Adresse wieder Leipzig. Wie gern ich Dir auf alle Deine Fragen mit meiner besten Auskunft zu Diensten bin, brauche ich nicht erst zu sagen.

Für die Idee mit der Partitur meines Elias und den Unterschriften darin für Rietz danke ich Dir und allen sehr herzlich; es hat mir sehr große Freude gemacht. Und daß Du alles dumme Zeug behältst, was mir beim Anschauen Deiner schönen Bilder durch den Kopf fährt und was ich folglich Dir auch gleich sage, das hat mich fast beschämt. Aber Du weißt ja, wie es gemeint, und wie sich niemand mehr darüber freut als ich, trotz der vielen curiosen Redensarten, die dabei zu hören sind. Hoffentlich sehe ich Deinen Othello recht bald; die Desdemona steht mir wohl immer vor Augen, seit ich Dein Bild kenne, und so muß es jedem gehen.

Nun grüße mir Frau und Kinder recht herzlich und sei von den meinigen gegrüßt. Immer

Dein

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Leipzig, den 1. October 1847.

Mein lieber Hildebrand!

Unter den neun Bewerbern, die Du mir in Deinem letzten Briefe nennst, steht Hiller so entschieden obenan, daß nach meiner Meinung kein Zweifel darüber sein kann. Er ist durch sein Talent, seinen Ruf und seine Uebung den andern von Dir Genannten, ja ich glaube Allen überlegen, die sich irgend in Deutschland für eine solche Stelle finden ließen. In dieser Ueberlegenheit liegt das einzige Bedenken, das ich dabei zu nennen wüßte: ich gestehe Dir offen, daß mir die Stelle nicht bedeutend, nicht umfassend genug für Hiller scheint, und daß ich daher nicht glaube, daß sie für ihn paßt (natürlich sage ich Dir dies unter uns, denn es würde manchen Dortigen verletzen, wenn er es erführe). Ich fürchte, daß Hiller auf die Länge mit der dortigen Wirksamkeit nicht zufrieden sein kann, und zwar aus musikalischen und noch mehr aus persönlichen Gründen — indeß er muß das am Ende besser beurtheilen können, als ein Anderer und was seine Kennt-

nisse und Leistungen, mit einem Wort seine künstlerische Befähigung zu dieser Stelle anlangt, darüber kann, wie gesagt, nicht der mindeste Zweifel obwalten.

Von den Uebrigen ist eigentlich nur Hermann Schornstein, den ich aus früheren Zeiten als einen guten Musiker kenne; die Anderen sind mir so gut wie ganz unbekannt. Meinen Vorschlag mit der Concurrenz muß ich nicht recht deutlich gemacht haben; denn von öffentlichen Concerten, die als Probe dirigirt wurden, ist dabei die Rede nicht, sondern nur von den regelmäßigen, wöchentlichen Uebungen des betreffenden Vereins. Indeß braucht daran natürlich nicht weiter gedacht zu werden, wenn es sich von Leuten anerkannten Rufs und bewährter Tüchtigkeit handelt. Dabei bleibe ich aber, daß bei mehreren einander ziemlich gleichen Bewerbern es kaum ein besseres Mittel geben dürfte, die Frage zu entscheiden.

Den Auftrag wegen der Jenny Lind kann ich nicht unbedingt übernehmen. Ich habe sie zu lange nicht gesehen, um etwas von ihren Plänen zu wissen, und es fehlt mir augenblicklich an Gelegenheit, die Correspondenz mit ihr wieder anzuknüpfen. Vielleicht komme ich mit ihr wieder im Laufe des Herbstes zusammen, dann könnte ich sie darüber fragen; aber auch das kann ich dem Comité nicht versprechen.

Erst gestern Abend bin ich von Berlin wiedergekommen, und — — —

Hier bricht der Brief ab. An dieser Stelle ist vermerkt:

N. B. Die andere Hälfte dieses Briefes habe ich an die Kronprinzessin von England abgegeben. Hildebrandt.

Diese andere Hälfte muß wohl einen besonderen Werth durch ihren Inhalt gehabt haben, abgesehen davon, daß es einer der letzten Briefe des großen Tondichters vor seinem am 4. November 1847 erfolgten Tode ist. Nach der Dr. Rietz'schen Sammlung schrieb Mendelssohn noch einen Brief an seinen Bruder Paul, an den General von Webern in Berlin von Interlaken aus und am 25. October 1847 seinen letzten Brief von Leipzig aus an seinen Bruder Paul.





Rußland in Centralasien.

Von

E. Maschke.

— Breslau. —

(Schluß.)

Die Expedition von 1879 gegen die Achal-Teke war also vollständig mißglückt. Ein Unterschätzen des Feindes, in Folge dessen das ungenügende Recognosciren der feindlichen Festung, der Mangel an Belagerungs-Material und eine ganz unzureichende Vorbereitung des Sturmes selbst waren die Ursachen für den Mißerfolg der russischen Waffen.

Daß Rußland demnach für das nächste Jahr eine zweite Unternehmung gegen die Achal-Teke in Aussicht nahm, war wohl selbstverständlich. Nur durch einen vollständigen Erfolg konnten die gefährlichen Consequenzen der verunglückten Expedition wieder ausgeglichen werden. Das Ansehen Rußlands in Mittelasien war jedenfalls gefährdet, es mußte unter allen Umständen aufrecht erhalten, eventuell wieder hergestellt werden.

Im Frühjahr 1880 begann man mit den Vorbereitungen dazu. General Skobelew, ein thatkräftiger, in den centralasiatischen Feldzügen erprobter, erfahrener Offizier wurde zum Oberbefehlshaber ernannt. Er verstand dann, die 1879 begangenen Fehler zu vermeiden, aus den daraus hervorgegangenen Lehren aber Nutzen zu ziehen. Sehr wesentlich für das Gelingen des Unternehmens war die Veranlagung der Operationsbasis. Nicht blos von Tschikischlar aus, sondern auch von dem Michaelbusen des Kaspischen Meeres sollte gegen die Teke-Oase vorgegangen werden. Das beinahe gleich weit von diesen beiden Ausgangspunkten gelegene Bami war als Hauptetappenort ausersehen. Durch seine Lage in der Teke-Oase jenseits des Kopet-Dagh sowie durch seine Umgebung war es vorzüglich geeignet zu einem Centralstützpunkte. Schon am 10. Juni wurde es von einer kleinen Abtheilung

der Etappentruppen unter persönlicher Leitung des Generals Skobelew genommen, befestigt und entsprechend besetzt. Eine sechsmonatige Verpflegung für 8000 Mann, ferner 10000 Artillerie-Geschosse und 2 Millionen Patronen sollten auf den beiden Etappenstraßen dorthin geschafft werden. Es war daher die gründliche Instandsetzung der Wege vom Michaelbusen und von Tschikischlar her nothwendig. Durch die Anlage einer Eisenbahn vom Michaelbusen über Muliakara, Aidin, Achtschakuima in der Richtung auf Kysyl-Arwat wurde der Transport von Truppen und Material noch wesentlich erleichtert. Der Bau war freilich ein schwieriger, einmal der Terrainverhältnisse wegen und dann in Folge des weiten Transports aller dazu nothwendigen Materialien. Am 1. October 1880 waren 22 Kilometer, am 25. Januar 1881 aber 106 Kilometer fertig gestellt, während die ganze Strecke bis Kysyl-Arwat im September 1881 vollendet wurde. Während der Operationen gegen die Teke-Oase fand der Verkehr auf der transkaspischen Bahn aber nur bis Aidin — 84 Kilometer weit — mit Locomotiven statt, von dort ab bis Achtschakuima — 106 Kilometer weit — benutzte man sie als Pferdebahn. Wo der Bahntransport aufhörte, sowie von Tschikischlar ab und längs des Atrek und Ssumbar wurden Wagen oder Kameele verwendet. Die Beschaffung von 20000 dieser erforderlichen Lastthiere war allerdings mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Dieselben mußten selbst bis von Orenburg herbeigeschafft werden. Die Verpflegungsmittel kamen zum größten Theile aus Rußland, aber auch in Persien wurde Getreide aufgekauft. Die Etappenstraßen sicherte man durch Anlage von Befestigungen. Die Etappentruppen hatten für den Schutz der Transporte zu sorgen, die vom Mai bis zum December 1880 sehr häufig durch Angriffe seitens der Turkmenen gefährdet waren. Nach allen diesen vorbereitenden Maßnahmen begann erst im November der Transport der eigentlichen Expeditionstruppen vom Kaukasus her.

General Skobelew hatte aber bereits im Sommer die Feindseligkeiten eröffnet, soweit dies die nothwendige Erreichung von bestimmten Nebenzwecken erforderlich machte. Während 1879 vom General Lomakin vollständig außer Acht gelassen worden war, sich durch zweckmäßige Recognoscirungen Kenntniß über Stellung und Stärke des Gegners zu verschaffen, legte General Skobelew gerade darauf ein großes Gewicht. Bereits am 1. Juli ging er mit einer kleinen Abtheilung aus Bami auf Geoktepe vor. Am 5. erreichte er nach einigen kleinen Scharmützeln Jegani und Batyrkul. Unter dem Schutze vorgeschobener Trupps wurden, trotzdem letztere sich einer bedeutenden Masse feindlicher Reiter gegenüber sahen, am 6. die Befestigungswerke von Geoktepe recognoscirt und Terrainaufnahmen ausgeführt. Am 10. Juli traf Skobelew wieder in Bami ein. Geoktepe sollte von 10000, nach anderen Nachrichten von 40000 Teke-Turkmenen besetzt sein. Im November begann General Skobelew, sich vorwärts Bami Stützpunkte zu schaffen. So wurden am 27. Karys und Kelat, 30 Kilometer von Geoktepe,

den sich hartnäckig vertheidigenden Turkmenen entrissen, am 30. November Jegman-Batyrkul, 11 Kilometer vor der feindlichen Festung. Letzterer Ort wurde dann als „Samurskische Befestigung" zum Ausgangspunkte für die Operationen gegen Geoktepe selbst bestimmt und von hier aus die Etappenstraße nach Bami organisirt. Auch legte man in dieser neuen Befestigung bedeutende Depots von Verpflegung, Munition und Material an. 4000 Kameele und 100 vierspännige Wagen vermittelten den Verkehr zwischen hier und Bami. Es trafen jetzt auch die für die eigentliche Expedition bestimmten Truppen ein. Es waren dies 9 Bataillone, 8 Compagnieen und 2 Kommandos Infanterie, 10 Schwadronen Reiterei, meistens Kasaken, 1 1/2 Compagnien Sappeurs und endlich 75 Geschütze. Die Gesammtstärke des am 15. December in Samurskoje concentrirten Corps betrug 8000 Streitbare.

Zur Vervollständigung der am 6. Juli ausgeführten Recognoscirung wurde eine weitere solche am 4. December zur genauen Erforschung der Westfront von Geoktepe unternommen und hatte ein ziemlich heftiges Gefecht zur Folge. Da ferner Nachrichten bei den Russen eingingen, daß in der feindlichen Festung eine große Bewegung stattfände, wurden am 11. und 12. December die Aufklärungen wiederholt. An letzterem Tage sahen sich die Russen in ein heftiges Gefecht verwickelt; ihre Verbindung mit Samurskoje wurde sogar eine Zeit lang durch die Tekes unterbrochen, und erst ein aus dem Lager ausrückendes Detachement mußte dieselbe wiederherstellen. Nach den Resultaten der letzten Recognoscirungen war also nicht anzunehmen, daß die Turkmenen ihre Stellung hier ohne energischen Widerstand aufgeben würden. Andererseits war letztere zu stark, um sich ihrer mittelst eines forcirten Angriffes bemächtigen zu können. Abgesehen von den Reiterschaaren, die Geoktepe außerhalb vertheidigten und wohl an 7000 Pferde zählten, waren im Innern der Hauptbefestigung, in den Kibitken, noch gegen 40000 Personen untergebracht, die mehr oder minder als Vertheidiger in Betracht kamen. Die Außenwerke waren ferner mit vortrefflichen Schützen besetzt. Der im Nordosten von Geoktepe gelegene, befestigte und mit einer Haubitze armirte Hügel beherrschte aber die ganze Stellung.

General Skobelew entschloß sich demnach zu dem langwierigeren, aber dafür auch sicheren Wege der förmlichen Belagerung. Die Süd- und Ostfront der Festung schienen sich am meisten für den Angriff zu eignen. Um aber zunächst einen Stützpunkt im Süden zu haben, bemächtigte sich Skobelew am 20. December Jangikalas und schlug hier, 1800 Meter von der Südfront der Festung entfernt, sein Truppenlager auf. Schon an demselben Abende mußte von demselben ein Angriff der Tekes zurückgewiesen werden. Nachdem dann die Russen auch auf der Ostfront durch Einnahme der Kala dort sich festgesetzt hatten, wurde am 23. December mit Tagesanbruch die erste Parallele gegen die Südostecke der Festung auf 600 Meter Abstand

eröffnet. Die Belagerungsarbeiten nahmen jetzt ihren regelrechten Verlauf. Die nöthigen Communicationen wurden angelegt, und in der Nacht zum 28. December ward mit dem Bau der zweiten Parallele vorgegangen. Bis dahin hatten die Turkmenen die Arbeiten des Angreifers fast gar nicht gestört. Als aber am 28. mit Einbruch der Dunkelheit die russischen Tranchéen-Arbeiter wieder angestellt wurden, machte plötzlich die ganze Besatzung von Geoktepe einen Ausfall. Derselbe richtete sich namentlich gegen den rechten Flügel und den Rücken der Belagerungsarbeiten. Mit der blanken Waffe in der Hand stürzten sich die Tekes wie Rasende gegen die russischen Linien, sprangen auf die Brustwehren der Laufgräben und hieben von dort aus auf die Russen ein. Sie wurden dann allerdings zurückgeworfen, aber eine Fahne und ein Geschütz blieben in ihren Händen. Nachdem die Russen die Arbeit wieder aufgenommen hatten, erfolgte in der Nacht noch ein zweiter Ausfall, der jedoch durch das Shrapnelfeuer der Artillerie zurückgewiesen ward. Mit welcher Heftigkeit und Erbitterung vorher in den Laufgräben gekämpft worden, beweist namentlich das eigenthümliche Verhältniß bei den russischen Verlusten zwischen Todten und Verwundeten. Während von Letzteren die Russen nur 1 Offizier und 30 Mann zu verzeichnen hatten, waren 5 Offiziere, 95 Mann todt auf dem Platze geblieben.

Am 29. December wurde eine Gruppe von feindlichen Befestigungsanlagen, etwa 100 m vor der südöstlichen Ecke von Geoktepe, durch die Russen genommen, gegen die Festung in Vertheidigungszustand gesetzt und mit den Belagerungsarbeiten verbunden. In der Nacht zum 31. December machte der Feind abermals einen großen Ausfall, der den Russen wieder erhebliche Verluste brachte. Die Turkmenen behielten auch wieder ein russisches Geschütz in Händen. In derselben Nacht wurde aber die dritte Parallele eröffnet, und das russische Lager bis dicht an die erste Parallele herangeschoben. Am 5. Januar fand endlich noch ein dritter Ausfall der Tekes statt, der aber nicht mehr die Energie der früheren zeigte und leicht abgewiesen ward. Mit dem 9. Januar waren dann die projectirten Belagerungsarbeiten vollendet, bis auf einen Minengang, der gegen die Mauer auf der Südostseite der Festung vorgetrieben wurde.

Das russische Artilleriefeuer hatte inzwischen große Verheerungen in der Festung angerichtet, trotzdem ging aber der Feind auf die mit ihm angeknüpften Verhandlungen nicht ein. Nachdem daher bis zum 11. Januar auch die Mine zum Sprengen bereit gestellt und von der Artillerie eine Bresche in der Südfront der Festungsmauer vorbereitet war, wurde für den 12. der Sturm angeordnet. Es waren für diesen 23 Compagnieen bestimmt, während 25 die allgemeine Reserve bildeten. Der Sturm erfolgte in drei Colonnen, gegen die auf der Westfront gelegene Mühlenkala, gegen die Bresche auf der Südseite und die durch die Mine hergestellte Oeffnung auf der Südostseite. Nach hartem, schwerem Kampfe und heftigem Hand-

gemenge gelang es den Russen, sich in den Besitz der Mauer der Hauptbefestigung zu setzen und in das Innere einzudringen. Hier kam es dann zu einem fürchterlichen Gemetzel, dem sich die Tekes schließlich durch die Flucht zu entziehen suchten. General Skobelew ließ aber jetzt die bereit gehaltene Reiterei durch die Festung hindurch zur Verfolgung der in nördlicher Richtung nach der Steppe zu Fliehenden vorgehen. Gegen 8000 Tekes beiderlei Geschlechts wurden bei dieser Gelegenheit von den Dragonern und Kosaken noch niedergemacht. Im Innern der Festung fand man 6500 todte Turkmenen vor, gegen 4000 Weiber und Kinder waren in Gefangenschaft gerathen. Der Sieg der Russen war also ein vollständiger. Sie hatten ihn mit einem Verluste von 32 Offizieren und 366 Mann an Verwundeten und Todten erkauft. Die Belagerung von Geoktepe hatte 19 Tage gewährt. Trotz der heldenmüthigen Vertheidigung seitens der Teke-Turkmenen, trotz der ungeheuren Mühseligkeiten und Entbehrungen, welche die Russen zu ertragen gehabt, hatte dennoch der Muth, die Tapferkeit und die außerordentliche Ausdauer der Letzteren obgesiegt. Von den 40 000 Turkmenen, welche in Geoktepe zusammengedrängt gewesen, war wohl die Hälfte zu Grunde gegangen. Durch diesen erfolgreichen Schlag war die Kraft und die Macht der Achal-Tekes, der bis dahin am meisten gefürchtet gewesenen Nomaden Centralasiens, endgiltig gebrochen worden.

Die Waffenthat von Geoktepe erhöhte aber auch das Ansehen Rußlands in den Augen sämmtlicher Asiaten. In Persien war außerdem das Gefühl der Dankbarkeit dafür, daß die Russen die Nachbargebiete von dem räuberischen Steppenvolke befreit hatten. Seit Jahrhunderten den Ueberfällen der Turkmenen ausgesetzt, waren die friedfertigen und fleißigen Bewohner Irans bisher stets vergeblich bemüht gewesen, bei ihrem Könige und ihrer Regierung Hilfe und Schutz gegen dieselben zu finden. Jetzt wurde Rußland als der Befreier und Erretter des östlichen Persiens gepriesen. Die ganzen Länderstrecken entlang durch Chorasan, vom Scharud angefangen nach Meschhed und Sarachs, und namentlich in den Nachbarbezirken des neuerdings von Rußland unterworfenen Gebietes, vornehmlich in Kabuschan, Budschnurd, Deregög, war die Bevölkerung beflissen, ihre Sympathien für den nordischen Eroberer kundzuthun. Einer der Hauptvortheile aber, die Rußland aus der Unterwerfung des Achal-Teke-Turkmenenlandes erwuchsen, war die feste strategische und auch für die Handelsverbindungen sehr wichtige Position, die es an den Abhängen des Kopet-Gebirges gewonnen hatte. Das östliche Küstengebiet des Kaspischen Meeres ist, außer an den Ausmündungen der Flüsse bis Kysyl-Arwat hin unfruchtbares Land, vollständige Wüste. Bei letztgenanntem Orte erst beginnt die Bodencultur mit Hilfe der Bewässerung vom Gebirge her. Je weiter man aber ostwärts vordringt, um so reicher wird das belebende Element in den Bewässerungscanälen, um so fruchtbarer demnach der Boden, und um so mannigfaltiger und üppiger werden seine Producte. Im Alterthum führte bekanntlich die große Handels-

straße aus dem Innern Asiens nach dem Westen über die südlichen Abhänge des Kopet-Gebirges nach dem Kaspischen Meere, und trotz der Verwüstungen durch die Einfälle der Mongolen erfreuten sich Kahka, Mehne und Abiverd bis zum Ende des 17. Jahrhunderts hin eines bedeutenden Rufes. Es war daher wohl anzunehmen, daß Rußland, im Besitze dieses reichen Landes, seine ganze Kraft darauf richten würde, die ehemalige Culturperiode wieder zu erneuern. Dieser Landstrich war viel leichter zu bevölkern und zu colonisiren, als die Eroberungen in Turkestan. Rußland mußte sich veranlaßt sehen, seine Ansiedlung hier zu beschleunigen, um in dem Gebiete östlich des Kaspischen Meeres festen Fuß zu fassen und sich die große Verbindungslinie herzustellen, die aus dem Innern Rußlands über das Schwarze Meer, durch den Kaukasus und über das Kaspische Meer bis an den Außenrand des Hindukusch sich erstrecken sollte. In der vollen Erkenntniß der Wichtigkeit dieser Aufgabe hatte man den Kaukasus von Batum bis Baku mit einer Eisenbahn überbrückt. Während zur Unterwerfung der Turkmenen geschritten wurde, war gleichzeitig auch der Bau der transkaspischen Bahn in Angriff genommen worden. Nachdem aber die Eroberung des Turkmenenlandes vollbracht war, trug Rußland zunächst dafür Sorge, dasselbe zu pacificiren. Es gelang dies unter dem Nachfolger Skobelews, dem General Röhrberg, im vollsten Maße. Die Flüchtigen wurden zurückgerufen, und die wieder heimkehrenden Achal-Teke-Turkmenen boten jetzt das geeignetste Material für die Kernbildung einer Wüstenbevölkerung von friedfertigen Unterthanen Rußlands. So vermögen denn selbst die Widersacher Rußlands nicht abzuleugnen, daß infolge der Pacification des Turkmenenlandes schon nach wenigen Jahren die Bodencultur, die Industrie und der Handel dort einen großen Aufschwung genommen hatten.

Der Centralpunkt der russischen Verwaltung in dem neueroberten Lande wurde Aschkabad. Dasselbe bildete auch den Sammelort für die Handelsleute, welche dem russischen Invasionscorps auf dem Fuße gefolgt waren. Diese Kaufleute setzten sich zumeist aus Kaukasiern, Mohammedanern und christlichen Armeniern zusammen. Sie besaßen die Fähigkeit, sich mit den Turkmenen zu verständigen und wurden dadurch, daß sie unbelästigt bis in die fernsten Theile des Achal-Gebietes vorzudringen vermochten, die besten Verkehrsvermittler zwischen den Eingeborenen und den Eroberern. Aschkabad, der Mittelpunkt der neuen Handels- und Culturbewegung lockte aber nicht nur die schon der russischen Herrschaft unterworfenen Turkmenen an, sondern bald auch einzelne Glieder der noch unabhängigen Stämme dieses Volkes, wie die Teke aus Merw, der Tetschend-Oase und von den Salor- und Sarik-Völkern. Rußland richtete jedoch im richtigen Verständniß seiner Interessen seine Aufmerksamkeit zunächst auf Merw, das Hauptquartier der noch unabhängigen Teke-Turkmenen. Denn wenn die Achal-Teke auf 150 000 Seelen veranschlagt wurden, so schätzte man die Merw-Teke auf 250 000. Merw war im Alterthum, und zwar in der vormongolischen

Periode, ein großes Handelscentrum gewesen und eine bedeutende Stadt, die an den Ufern des Flusses Murghab gelegen, den geeignetsten Rastpunkt bot für die Karawanen zwischen Bochara und Persien. Das Heer des Dschengis Chan hatte dann die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt, aus dem sich dieselbe nur als elender Ort wieder erhob.

Rußland bahnte jetzt also Handelsverbindungen mit Merw an; im Februar 1882 brach die erste Karawane von Aschkabad dorthin auf. Als Führer fungirte Alichanoff Avarski, aus einem Stamme in Dhagistan. Derselbe gehörte zu jener Klasse von Offizieren asiatischer Herkunft, die, ohne ihrer Religion untreu geworden zu sein, durch ihren gewonnenen Bildungsgrad und durch den Verkehr mit den moskowitischen Kameraden sich vollständig russificirt haben. Indem sie ihrem Namen ein „off" anhängen, nehmen sie auch officiell die russische Nationalität an. Solche russificirte Tataren, die sich dem russischen Staate schon oft als sehr nützliche Diener erwiesen haben, waren auch Velikhanoff, der berühmte Reisende in Kaschgar, ferner Naziroff, Tachiroff, Muratoff und der russische Kalmücke Dandukoff-Korsakoff. Der Pseudo-Kaufmann Alichanoff war nur vierzehn Tage in Merw, trotzdem vermochte er aber schon mit der Ueberzeugung zurückzukehren, daß es nur noch einiger Zeit und Geduld bedurfte, um dasselbe vollständig für Rußland zu gewinnen. Er hatte sogar von dem Turkmenen-Häuptling Machdum-Kuli-Chan das Versprechen zu erlangen gewußt, der Krönung Kaiser Alexanders III. beizuwohnen. Der Besuch des Chans in Moskau erfolgte dann auch thatsächlich. Während aber dieses Ereigniß vor sich ging, streckte General Komarow, der Nachfolger Röhrbergs, einen Fühler nach dem Südosten des Turkmenenlandes aus, indem er den Oberst Muratoff von Aschkabad 200 km weit nach der Tetschend-Oase entsandte, um von dort aus den Marsch um die nordöstliche Grenze Persiens vorzubereiten. Es sollte 140 km von Merw entfernt ein Vorposten gegründet werden für den Fall, daß die freundschaftlichen Verhandlungen nicht zum Ziele führten und die Eroberung von Merw durch Waffengewalt erfolgen müßte. Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich als eine überaus kluge. Anfang des Jahres 1884 ging Alichanoff im Auftrage Komarows nach Merw und verlas dort in öffentlicher Versammlung die Aufforderung, sich der russischen Herrschaft zu unterwerfen. Da die Mahnung den nöthigen Nachdruck erhielt durch den Hinweis auf die Anwesenheit der russischen Kasaken in der Tetschend-Oase, so erklärten sich die Vornehmsten des Teke-Volkes sofort zur Unterwerfung bereit. Die antirussische Partei unter Kadschar-Chan setzte dann zwar noch einigen bewaffeten Widerstand entgegen, wurde aber von den Russen niedergeschlagen und zersprengt. Von Mitte März an besetzte ein Theil der russischen Truppen Kalei-Churschid-Chan, und später wurde in dieser Gegend das Fort Nikolajewsk erbaut. So war Merw in die Hände der Russen gefallen, und Machdum Kuli-Chan wurde zur Belohnung Häuptling der Tetschend-Oase. Durch die Annexion von Merw und die

Unterwerfung des Teke-Volkes hatte sich Rußland aber auch fast die ganze turkomanische Nation unterthan gemacht. Alle Befürchtungen bezüglich weiterer Feindseligkeiteu hatten ein Ende gefunden. Dem Beispiele der Tekes von Merw folgte schon nach kurzer Zeit der turkmenische Stamm der Saryks, und bald war auch die Atek-Oase unterworfen, welche sich von Giaurs bis Sarachi ausdehnt und die Verlängerung der Achal-Oase bildet.

Die Lage von Merw auf dem halben Wege zwischen Persien und Bochara macht dasselbe ferner zum besten Verbindungsgliede zwischen der transkaspischen Eisenbahn, der Handelsstraße von Zeraffchan und dem östlichen Persien. Die natürliche Folge dieser centralen Position war dann die Fortführung der genannten Bahn über Merw, Amu-Darja und Bochara bis Samarkand. Seit undenklichen Zeiten bestand eine Heerstraße zwischen den Chanaten Turkestans und Persien. Auch Rußland schien Anfangs diesem Wege nach Mittelasien folgen zu wollen. Die Richtung von Orenburg über den Oxus bis zum Paropamisus bot aber jedenfalls für eine Armee aus dem Innern Rußlands zu viel Schwierigkeiten und Hindernisse. Auch war der Versuch der Anlage einer Eisenbahn von Orenburg nach Taschkent von vorn herein gescheitert, trotz der Bemühungen des so unternehmenden von Lesseps, der sich bekanntlich mit dem kühnen Projecte getragen hatte, eine Schienenverbindung herzustellen, welche in neun Tagen von Calais nach Calcutta führen sollte.

Rußland hatte also schon lange geplant, seinen Weg nach Innerasien vom Schwarzen Meere durch den Kaukasus, über das Kaspische Meer und entlang der nördlichen Grenze von Persien zu nehmen. Die Eroberung der drei Chanate von Turkestan konnte in dieser Beziehung daher immer nur die Bedeutung haben, durch ihren Besitz sich eine feste Position im Rücken zu sichern. Die Ausdauer, Klugheit und das Geschick, mit welchen Rußland diese eigentliche Marschroute nach Mittelasien in Angriff genommen und verfolgt hat, dürften aber kaum ihresgleichen in der Geschichte der Eroberungen finden. Durch nahezu zwei Jahrhunderte war eigentlich der Plan mit Beharrlichkeit verfolgt worden. Während das übrige Europa noch in gänzlicher Unwissenheit über Land und Leute in dem Gebiete östlich des Kaspischen Meeres verblieben war, hatte Rußland sich eine ziemlich genaue Kenntniß zu verschaffen gewußt von der geographischen Situation und der Topographie des Landes, sowie von den Beziehungen seiner turkomanischen Einwohner untereinander. Nach der Unterwerfung der drei Chanate und der Jomuden vermochte dann aber Rußland sein Ziel mit voller Sicherheit zu verfolgen und zu erreichen.

Durch die Besitznahme von Merw hatte Rußland zunächst wohl auch die letzten turkmenischen Räuberbanden niederwerfen wollen. So lange diese nicht gebändigt waren, konnte auch von Ruhe und Ordnung in Transkaspien nicht die Rede sein. Wie alle anderen großen Staaten Europas muß auch Rußland durch seine asiatische Politik bezwecken, neue Absatzgebiete für seine

nationale Industrie zu finden. Dazu braucht es bei seinem unermeßlichen Besitze in der alten Welt allerdings keine überseeischen Colonieen. Wollte aber Rußland aus seinem centralasiatischen Gebiete endlich auch einigen Nutzen ziehen, so war es unumgänglich nothwendig, durch die Unterwerfung der turkmenischen Völker Sicherheit zu gewinnen und seine Grenzen bis in die Nähe civilisirter Staaten vorzuschieben, welche im Stande sind, die Ruhe in ihrem Innern aufrecht zu erhalten. Ist dieser Zweck einmal erreicht, verkehrt auf dem Oxus eine Flottille, wird Taschkent mit der sibirischen Eisenbahn, Sarachs durch Schienenweg einerseits mit der transkaspischen Linie, andererseits mit Merw verbunden, dann beginnt für Centralasien eine neue Aera der Beziehungen, mit China durch Kaschgar und mit Persien durch die reiche Provinz Chorasan. Die Nomadenstämme Centralasiens bis zum Paropamisus und Hindukusch hin müssen daher nothwendig die Oberlehenshoheit Rußlands anerkennen, anstatt die Afghanistans, welches nicht die Macht hat, dieselben im Zügel zu halten. Auch wird Afghanistan selbst auf die eine oder die andere Weise der russischen Interessensphäre anheimfallen.

Den Schlüssel zu Afghanistan von Nordwesten her bildet aber das am Westende des Hindukuschgebirges gelegene Land Herat. Es war daher ein sehr richtiger strategischer Zug, daß Rußland von Merw Besitz nahm, um sich Afghanistan gegenüber eine Position zu sichern. So hatte auch Alexander der Große sich zuerst Merws, des alten Marghiana, versichert, ehe er das heutige Afghanistan betrat, und das Heer Dschengis Chans erst Merw eingenommen, ehe es Herat besetzte. Denselben Weg schlugen Timur, der Uzbeke Scheibani Chan und der Schah Nadir ein. Merw liegt mit seiner nahezu vollständigen Wasserverbindung 365 Kilometer von Herat entfernt. Die Eroberung Merws durch die Russen bedeutete demnach etwas ganz Anderes noch, als die Annexion einer Oase in einer Sandwüste. Sie stellte zunächst die geschlossene Verbindungskette der russischen Militärmacht her vom Kaukasus bis Turkestan. Mit der Annexion von Achal ist zugleich die Einverleibung von 100000 Mann der vorzüglichsten irregulären Reiterei vollzogen worden, und zwar concentrirt auf eine Entfernung von nur sieben Tagemärschen von Herat. Die Eroberung von Merw bedeutete ferner das erste Zusammentreffen von Kasaken und Afghanen, den gänzlichen Einschluß von Chiwa in das russische Gebiet und die Herabdrückung Bocharas von der unabhängigen Stellung eines Grenzlandes zu der Abhängigkeit einer einverleibten Provinz. Mit der vollständigen Unterwerfung der Turkmenensteppen ist ein Gebiet von 502800 Quadratkilometer abgeschlossen und Rußland in Centralasien um einen Ländercomplex von der Ausdehnung Frankreichs vergrößert worden.

Mit Merw hat Rußland, wie die Betrachtung der geographischen Lage dieses Ortes ergiebt, einen Punkt besetzt, in welchem die Fäden eines weitverzweigten Interessen-Netzes zusammenlaufen. Werfen wir einen Blick auf

das südlich davon gelegene Land, Herat, das bereits als Eingangsthor nach Afghanistan hier Erwähnung gefunden hat, so sehen wir dasselbe am Rande des Hindukusch derartig gelagert, daß dieses Gebirge im Osten den Verkehr zwischen Afghanistan und Centralasien hindert. Von den westlichen Ausläufern des Hindukusch fließen die Hauptströme des Landes herab. Der eine davon ist der Murghab, der am Nordabhange des Safedkoh-Gebirges entspringt, das von den Hezaren bewohnte Bergland durchschneidet, nördlich Pendschdeh mit dem Flusse Chuschk sich vereinigt und jenseits Marutschaks sich in die Ebene ergießt, die das Turkmenenland begrenzt. Zwischen dem Safedkoh (Paropamisus) im Norden und dem Siahkoh im Süden hat aber der Herirud in westlicher Richtung seinen Lauf, wendet sich bei Kuhsan gegen Norden und fließt dann längs der Grenze Persiens an Sarachs vorbei, nach der Tetschend-Oase. Das Land zwischen diesen beiden Flüssen ist überaus fruchtbar. Den wichtigsten Centralpunkt der Gegend bildet aber die am mittleren Herirud gelegene Stadt Herat, über welche die Hauptstraße nach Indien führt. Im südlichen Theile des Landstriches, zwischen den beiden genannten Flüssen, finden wir das Borchut-Gebirge, eine Fortsetzung des Safedkoh. Dasselbe nimmt gegen die persische Grenze hin an Höhe zu und stellt sich als einer der Hauptzweige dar, durch welche der Paropamisus mit dem Elburs vereinigt ist. Weiter nördlich stoßen wir auf die weniger hohe Kette des Elbirin-Kir, eine Reihe von Bergen, die sich bis Pul-i-Chatun hin erstreckt. Man hielt früher die Ausläufer des Paropamisus für eine unübersteigliche Schranke, hat dann aber erkannt, daß der höchste der Gebirgspässe hier sich nicht über 900 Fuß erhebt und daß man von Sarachs nach Herat selbst mit vierspännigem Fuhrwerk sehr gut gelangen kann. Die Wege sowohl über den Borchut, wie über den Elbirin-Kir sind zahlreich und bieten keine erheblichen Schwierigkeiten.

Das Vordringen der Russen gegen die Grenze von Herat, wobei sie sich gleichsam wie ein Keil zwischen Persien und Afghanistan hineinschoben und sich Sarachs bereits bemächtigt hatten, konnte unmöglich ohne Widerspruch seitens Englands bleiben, das bekanntlich selbst die Oberaufsicht über Afghanistan beanspruchte. Es fanden daher eifrige Verhandlungen zwischen London und Petersburg statt. Die beiden Cabinette kamen schließlich darin überein, durch Commissionen an Ort und Stelle die Grenzen zwischen Afghanistan und Rußland von Sarachs nach Chodscha Saleh am Oxus festsetzen zu lassen. Als aber die englische Commission im November 1884 am Herirud eintraf, fand sie zwar die erwarteten russischen Collegen nicht vor, wohl aber Puli-Chatun, 62 Kilometer südlich von Sarachs, von einem Piquet Kasaken besetzt. Doch nicht nur am Herirud war Rußland weiter nach Süden vorgedrungen, sondern auch in jener Gegend des Flusses Murghab, die noch im Besitze der Afghanen sich befand, suchte es Terrain zu gewinnen. Es wollte in der fruchtbaren Region der Umgegend des Paropamisus festen Fuß fassen, nachdem es von Merw aus die Wüste

nach Pendschdeh durchzogen hatte. Schon 1884 gedachte Major Alichanoff den Ort Pendschdeh zu besetzen, fand aber dort eine starke afghanische Besatzung vor und gab daher das Unternehmen vorläufig auf. Später wurde dann aber eine Abtheilung am Murghab gegen Süden vorgeschoben. Die Verhandlungen bezüglich der Grenzregulirung waren inzwischen fortgeführt worden. Um ein Resultat derselben zu sichern, hatte man das Abkommen getroffen, daß Russen, wie Afghanen ihre jeweiligen Stellungen in dem streitigen Lande vorläufig behalten sollten. Rußland war damit einverstanden gewesen, vorausgesetzt, daß keine unvorhergesehenen Zwischenfälle einträten. Im März 1885 kam es aber zu Streitigkeiten zwischen den Afghanen und Russen. General Komarow verlangte deshalb die Räumung des linken Chuschk-Ufers, was jedoch vom Gegner verweigert wurde. Am 25. März kam es in Folge dessen zum Kampfe. Die Afghanen wurden bei Chuschk geschlagen und zogen sich nach Herat zurück. Die Russen nahmen Pendschdeh in Verwaltung. Bezüglich der Stellung am Herirud wurde aber mit England vereinbart, daß Rußland auf den Zulfikar-Paß verzichtete und die Grenze sich nördlich davon hinziehen sollte. Dieselbe begann also am Herirud, 3 Kilometer nördlich Zulfikar, schnitt den Murghab zwischen Pendschdeh und Marutschak und erreichte bei Chodscha Saleh den Amu-Darja. Das ganze Gebiet von Pendschdeh verblieb bei Rußland. Letzteres hatte mit der ihm zugestandenen Grenzlinie zwar nicht die Stadt Herat, aber doch alle Hilfsquellen gewonnen, welche das ausgedehnte fruchtbare Gebiet nur irgend gewährt, und diese mußten ihm von noch größerem Werthe sein, als die Stadt und Festung selbst. Der an Rußland gefallene weite Landstrich war zum Theil schon cultivirt, die bis dahin noch unbebaut gewesenen Flächen konnten aber binnen Kurzem ertragsfähig gemacht werden. Mit der neuen Grenze gegen Herat hatte Rußland jedoch vor Allem einen guten Theil jener von ihm begehrten strategischen Position erhalten und vermochte sich erforderlichen Falls binnen 14 Tagen in den Besitz des noch fehlenden Abschnitts derselben zu setzen. Durch die transkaspische Eisenbahn ist Rußland in der Lage, seine Streitkräfte an der Linie Zulfikar—Pendschdeh vom Kaukasus her mit je einer Division per Woche verstärken zu können. Den Afghanen ist zwar im Borchut und im Paropamisus hier und dort noch ein Paß in Händen geblieben, doch beherrschen die Russen sämmtliche dorthin führende Straßen. Diese Gebirgspässe sind zahlreich, die meisten auch leicht zu forciren oder auf Nebenpfaden zu umgehen. Von Sarachs durch das Thal des Herirud ist bis Herat eine Entfernung von 320 Kilometern zurückzulegen, von Zulfikar aus auf demselben Wege 220, von Kuhsan aus 99 Kilometer Weg. Pendschdeh ist von Sarachs 160 Kilometer entfernt, von Zulfikar 144, von Herat 224. Die Entfernung von Herat nach Akrobat beträgt 128, nach Bala Murghab 224 Kilometer. Nimmt man daher das sehr bescheidene Durchschnittsmaß von 20 Kilometer für den Tagemarsch an, so kann eine russische Division Herat von Pendschdeh aus in 11 Tagen, von

Zulfikar in gleicher Zeit und von Akrobat aus in 7 Tagen erreichen. Jedenfalls läßt sich behaupten, daß von den nächsten Punkten der Grenze aus mittelst Eilmärschen Herat in 8 Tagen genommen werden kann, die Cavallerie und die Kasaken-Batterie aber diesen Weg bereits in 4 Tagen zurückzulegen vermögen. Es ist wohl anzunehmen, daß Rußland nicht für immer in Pendschdeh und in Puli-Chatun stehen bleiben wird, sondern daß es diese beiden Punkte lediglich als letzte Etappen für ein gelegentliches weiteres Vorgehen nach dem Süden betrachtet. Rußland hat gegenwärtig in Transkaspien 2 Schützenbrigaden mit zusammen 8 Bataillonen, sowie 2 Reserve-Bataillone, ferner eine Terek Kasaken-Brigade zu 2 Regimentern mit je 6 Sotnien und 2 Escadrons Turkmenen, endlich noch 3 Batterieen, 2 Eisenbahnbataillone u. s. w. stehen. Da die beiden Reserve-Bataillone im Kriegsfalle sich auf 10 solcher erweitern, so dürfte dann die Gefechtsstärke der regulären Truppen hier etwa 22000 Mann betragen. Der außerdem vorhandenen bedeutenden Masse von irregulärer Turkmenen-Reiterei ist bereits Erwähnung geschehen.

Im Militär-Bezirk Turkestan befinden sich ferner 4 turkestanische Linien-Brigaden mit zusammen 20 Bataillonen, eine turkestanische Schützenbrigade von 4 Bataillonen, eine Artillerie-Brigade von 1 reitenden und 7 Gebirgsbatterieen, 1 Bataillon Festungs-Artillerie u. s. w. Die Kriegsstärke dieser Truppen wird 25000 Streitbare zählen.

Eine bedeutende Truppenmacht steht aber im Kaukasus zur Verfügung. Dieselbe setzt sich zusammen aus 5 Infanterie-Divisionen, 1 Schützenbrigade, 3 1/2 Cavallerie-Divisionen und 5 Artillerie-Brigaden, die auf dem Kriegsfuße eine Gesammtgefechtsstärke von etwa 110000 Mann repräsentiren würden. Außerdem stehen im Kaukasus aber noch 24 Reserve-Infanterie-Bataillone, welche im Mobilmachungsfalle zu 94 solchen erweitert werden. Von Letzteren sind dann 64, in 16 Regimentern formirt, dazu bestimmt, die Feld-Armee unmittelbar durch 4 Infanterie-Divisionen zu verstärken. Es würde also schließlich im Kaukasus eine im Felde zu verwendende Macht von mindestens 177000 Streitbaren zur Verfügung stehen.

Es darf auch nicht übersehen werden, daß es Rußland mit der Zeit gelungen ist, in Centralasien sich bedeutende strategische Vortheile vor England voraus zu sichern. Dazu gehört vor Allem die ununterbrochene Verbindungslinie, die es sich aus dem Mutterlande bis an das Thor von Afghanistan geschaffen hat. Für die 896 Kilometer Eisenbahn von Batum nach Baku braucht ein Militär-Transportzug zu 100 bis 110 Axen (mit 1 Bataillon, bezw. 1 Escadron, oder 1 Batterie) etwa 44 Stunden, und von letzterem Punkte aus durchqueren die Dampfer das Kaspische Meer bis Usun Ada zur transkaspischen Bahn in 24 Stunden. Die Bahnstrecke von 648 Kilometer bis Duschak legt der Transportzug in 32 Stunden, die von 822 Kilometer bis Merw aber in 41 Stunden zurück. Von Samarkand bis Merw sind es 611 Kilometer und demnach etwa 30 Stunden Bahn-

fahrt. Die Entfernung zwischen Duschak und Sarachs beträgt 75 Kilometer. Wie bereits bemerkt, haben die Russen von letzterem Punkte bis Herat noch 320 Kilometer, während für die Engländer von Pashavar aus, vom Endpunkte der indischen Bahn an der Grenze von Afghanistan, noch immer über 750 Kilometer Landweg zurückzulegen sind. Die Strecke, welche Rußland von Herat trennt, bildet ferner ein ebenes, äußerst fruchtbares, reichlich mit Wasser versehenes Gelände, während der mehr als doppelt so weite Weg, welchen die Engländer von ihrer Grenze bis zu genanntem Punkte haben, mehrfach durch wasserlose, unwirthliche Gegenden führt, deren Bevölkerung außerdem auf freundliche Gesinnung und Unterstützung nicht sonderlich rechnen läßt. Wie von genauen Kennern der Verhältnisse in Asien behauptet wird, sollen die Engländer dort überhaupt weniger beliebt sein als die Russen. Was den englischen Einfluß in Afghanistan anbelangt, so hatten allerdings die Ereignisse von 1878 und der folgenden Jahre bewiesen, wie wenig weit die Sympathieen dort für sie gehen, während die russischen Abgesandten von der Bevölkerung stets gut aufgenommen wurden. Da gegenwärtig hauptsächlich nur noch Afghanistan die britischen Besitzungen von den russischen trennt, so ist es wohl erklärlich, daß beide Regierungen Alles aufbieten, um ihren Einfluß dort geltend zu machen. Trotzdem war seit Jahren schon diese Frage in ein ruhigeres Stadium getreten, indem sie nicht mehr als eine empfindliche Ehrensache behandelt, sondern in die einfache praktische Angelegenheit der Grenzbestimmung umgewandelt wurde. Rußland muß freilich die Nothwendigkeit fest im Auge behalten, seinen Besitzungen in Centralasien endlich eine sichere südliche Grenze zu geben und die strategische Basis, die es seit 1884 gewonnen hat, zu vervollständigen. Letzteres kann aber nur durch Schaffung einer entsprechenden Position in Afghanistan geschehen. Mag Rußland noch immer in Ausführung der sogenannten Testamentsbestimmungen Peters des Großen den Weg nach Indien sich bahnen wollen, oder mag es nur die Absicht haben, von seinem centralasiatischen Gebiete aus über die Pamirs in das Innere von China vorzudringen, sei es commerziell, sei es militär-politisch, so wird es doch unter keinen Umständen des beherrschenden Einflusses iu Afghanistan entbehren und auf denselben verzichten können. Nach dem unparteiischen Urtheil Sachverständiger wie z. B. des centralasiatischen Reisenden, des Schweizers Heinrich Moser, ist auch der russische Einfluß im Centralgebiete des alten Erdtheils bereits so groß geworden, daß er keine Rivalität mehr zu fürchten hat. Ein unbestreitbarer Beweis dieses überwiegenden Einflusses lag wohl schon in der friedlichen Besitznahme von Merw. Die strategische Position, welche Rußland gegenwärtig an der Grenze Afganistans inne hat, ist den Engländern gegenüber eine günstige zu nennen. Rußland vermag jetzt in verhältnißmäßig kurzer Zeit und ohne besondere Schwierigkeiten eine starke Armee nach Centralasien zu werfen.

Die englisch-indische Armee hat gegenwärtig wohl einen Effectivbestand

von 223289 Mann, ist aber über ein Ländergebiet vertheilt, siebenmal so groß, wie Frankreich. Dieselbe zählt außerdem nur 72000 englische Soldaten; die Mehrzahl der Truppen besteht aus Eingeborenen. In der Provinz Bengalen, die für Afghanistan zunächst in Betracht käme, befinden sich 135814 Mann Besatzung, worunter 45000 Engländer. Die genannte Präsidentschaft macht aber für sich allein schon den größten Theil von Indien aus und umfaßt ein Areal von 2 Millionen Quadratkilometern. Es steht daher sehr in Frage, ob im Falle eines Krieges an der Grenze von Afghanistan es möglich sein würde, 100000, oder selbst nur 75000 Mann von der indischen Armee dorthin zu entsenden. Und welches Vertrauen könnte wohl England dann zu seinen indischen Söldnern haben, aus denen die betreffende Operations-Armee zum Theile doch wenigstens bestehen müßte. Welchen Einfluß würde ferner wohl die Nachricht von einer immerhin doch als möglich in Erwägung zu ziehenden Niederlage der Engländer auf eine Bevölkerung von 250 Millionen Eingeborenen üben, die zum Theile doch feindselig gesinnt sind und nur von 72000 Mann englischer Truppen bewacht werden. Nach den Berichten der Reisenden in Centralasien darf Rußland andererseits mit Bestimmtheit annehmen, daß die Eingeborenen in jenen Gebieten ihm eventuell eine in's Gewicht fallende Unterstützung gewähren würden. In den Filzzelten der Nomaden soll man vielmehr noch als in den russischen Colonieen von der Möglichkeit eines großartigen Alaman, eines Kriegszuges nach dem Pendschab sprechen. Die Turkmenen von Chiwa und von Gurgan, die Kirgisen und Afghanen würden dann nur desselben Kriegspfades ziehen, welchen bereits ihre Vorfahren einst eingeschlagen hatten.

Der Schwerpunkt des russischen Reiches liegt unbedingt in Asien. Diese Grundanschauung ist schon zu Zeiten Peters des Großen als Axiom der russischen Politik betrachtet worden. Freilich haben ehrgeizige russische Diplomaten, die auf europäischem Gebiete leichter und schneller Eroberungen machen zu können glaubten, die betreffende Anschauung später oft aus den Augen gelassen. Wie die Geschichte uns lehrt, hat Rußland dann ungeheure Opfer an Blut und Geld, und zwar vergeblich gebracht, um auf der Balkan-Halbinsel den maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Das Vordringen in Asien ist dabei allerdings auch nicht verabsäumt worden, und im Centralgebiete dieses Erdtheils ist es Rußland sogar gelungen, sich eine vortheilhafte Position zu schaffen.

Ganz anders verhält sich aber die Sache in Ostasien. Hier hat Rußland seit vielen Jahrzehnten schon verabsäumt, seine Macht in Sibirien, der Wichtigkeit dieses ungeheueren Besitzes entsprechend, zu consolidiren. Rußland hat diese Ländergebiete weder wirthschaftlich sich entfalten lassen, noch dieselben dem Weltverkehr eröffnet und die mächtigen Montanwerthe nutzbar zu machen gesucht, welche sie bergen. Nicht einmal eine strategische Basis hat sich das gewaltige Reich für Sibirien zu schaffen gewußt. Wenn man bedenkt, welche großen, umfangreichen Kriegs-Bauten und Anlagen in den letzten Jahr-

zehnten in der Grenzprovinz Warschau hergestellt worden sind, und in Sibirien hat man die Anlage einer durchgehenden Eisenbahn, dieser so äußerst nothwendigen Hauptverkehrsader, erst 1890 in Angriff genommen. Es war ferner ein großer Fehler Rußlands, daß es nach seinem letzten orientalischen Kriege den größten Theil seiner Wehrmacht an den Westgrenzen gegen Deutschland und Oesterreich dauernd versammelte. Weder der eine, noch der andere dieser Staaten hatte begehrenswerthe Eroberungen auf russischem Gebiete zu machen, das Zarenreich konnte also auch nicht im Entferntesten eines Angriffs von dieser Seite her gewärtigen dürfen. Als ein gleichbedeutender Mißgriff ist aber diese Versammlung des Heeres an der russischen Westgrenze zu bezeichnen, wenn Rußland etwa wirklich geglaubt haben sollte, daß seine Zukunftsfrage zwischen der Weichsel und dem Rhein ihre Entscheidung finden müsse, und daß es das Uebergewicht auf der Balkanhalbinsel auf deutschem oder österreichischem Boden gewinnen könne. Selbst im Bunde mit Frankreich würde es Rußland niemals gelungen sein, einen nachhaltigen Erfolg über Deutschland und Oesterreich zu erringen.

Rußland steht also gegenwärtig mit fast der gesammten Kriegsmacht an seinen europäischen Westgrenzen beinahe isolirt da, während sein Schwerpunkt in Asien liegt. So ist es denn auch gekommen, daß das Zarenreich durch die Ereignisse im Osten des alten Erdtheils eigentlich vollständig überrascht worden. Es drohen dort tief einschneidende politische Ereignisse sich zu vollziehen, ohne daß Rußland augenblicklich in der Lage ist, entscheidend eingreifen zu können. Dasselbe hat zwar zur Zeit in den ostasiatischen Gewässern ein Geschwader von 6 Kreuzern ersten und 4 solchen zweiten Ranges, ferner von 10 Hochseekanonenbooten, 2 Minenkreuzern, sowie 14 Minenträgern und Minenbooten, im Ganzen also von 32 Fahrzeugen versammelt; der in Korea, an der russischen Grenze stehenden japanischen Streitmacht hat es vorläufig aber jedenfalls nur unzureichende Kräfte entgegen zu stellen.

Nach den neuesten statistischen Angaben vermag Japan eine Feld-Armee, einschließlich der Territorial- (Landwehr) Truppen, von 269 748 Köpfen aufzustellen. Die Territorial-Regimenter kommen dabei insofern wohl in Betracht, weil sie unbedingt doch für die Besetzung bezw. Behauptung der eroberten und occupirten Landstriche geeignet sind. In Japan selbst verbleiben dann noch die Miliz von Taschina, bestehend aus einem Infanterie-Corps und einer Artillerie-Abtheilung; 4 Festungs-Artillerie-Regimenter und das Gensdarmerie-Corps. Die Marine zählt 58 Fahrzeuge, darunter 1 Panzerschiff, 7 Kreuzer erster Klasse, 5 Corvetten, 6 Kanonenboote, 26 Torpedofahrzeuge. Durch die Kriegsbeute in dem Feldzuge gegen China wird aber die japanische Flotte jedenfalls noch einen Zuwachs von 1 Panzer, 4 Kreuzern und einer Anzahl von Kanonen- und Torpedobooten erhalten haben.

Rußland hat nach seinen neuesten Dislocationslisten im Militär-Bezirk Amur zur Verfügung 10 ostsibirische Linien-Bataillone, 2 ostsibirische Schützenbrigaden zu je 5 Bataillonen, 2 Fuß-Kasaken-Bataillone, 1 Amur-Fuß-

Kasaken-Halbbataillon zu 3 Sotnien, 1 transbaikalisches Kasaken-Reiter-Regiment, 1 Amur-Kasaken-Regiment, eine Ussuri-Kasaken-Abtheilung, eine ostsibirische Artillerie-Brigade zu 6 Batterien u. s. w. Es ergeben diese Truppen auf dem Kriegsfuße eine Gefechtsstärke von etwa 30000 Mann; man ziehe aber den Flächenraum des Militärbezirkes Amur dabei in Betracht, der beinahe sechsmal so groß ist als ganz Frankreich. Man wird dann ein Verständniß dafür gewinnen, was es zu bedeuten hat, wenn die öffentlichen Berichterstatter davon sprechen, daß die an der äußersten Ostgrenze stehenden russischen Truppen fortwährend Verstärkungen erhalten sollen.

In dem Militärbezirk Irkutsk finden wir dann noch 8 westsibirische Linienbataillone und 7 Reservebataillone. Letztere erweitern sich im Mobilmachungsfalle zu 25 Bataillonen, so daß die Militärmacht des Bezirkes schließlich 33 Bataillone mit insgesammt 32000 Streitbaren betragen würde. Im Militärbezirk Omsk endlich befinden sich noch 3 sibirische Kasaken-Regimenter, 1 Semirjetschensk Cavallerie-Regiment, 1 westsibirische Artillerie-Brigade zu 5 Batterien u. s. w., im Ganzen etwa 12000 Streitbare. Die gesammte Kriegsmacht Sibiriens würde also 74000 Streitbare betragen, das Ländergebiet umfaßt aber einen Flächenraum von beinahe 12½ Millionen Quadratkilometern, fast 24 Mal so groß, wie Frankreich. Wenn nun noch wenigstens die sibirische Eisenbahn bereits fertiggestellt wäre!

Der Ausgangspunkt dieser Bahn ist Samara an der Wolga, welcher Ort nach Westen hin in ununterbrochener Verbindung mit Moskau und Petersburg steht. Gegen Osten reicht von hier die Strecke der europäischen Bahn über Ufa bis Slatoust am Westabhange des Ural. Von letzterem Punkte ab beginnt die neue Bahn mit der kurzen Uralstrecke bis Mijask, worauf dieselbe über Tschelabinsk, Tjukalinsk, Omsk, Kainsk, Tomsk, Moriinsk, Krasnojarsk nach Nischni-Udinsk an der Uda geführt wird, im Allgemeinen der bekannten großen Straße folgend. Es hat diese Strecke eine Länge von 2912 Kilometern, in Rußland an die fruchtbare Region des Tschernosam (Schwarzerde) anschließend und durch den bevölkertsten Theil Sibiriens sich hinziehend. Nischni-Udinsk ist der Mittelpunkt der ganzen Bahn. Die Weiterführung von hier nach dem Kriegshafen Wladiwostok am Japanischen Meer soll aber in folgender Linie geschehen. Zunächst geht die Bahn nach Irkutsk, von dort nach dem Mwensowski-Hafen am Südufer des Baikalsees, dann nordöstlich über Tschita und Nertschinsk nach Strjetensk an der Schilka, dem großen Quellfluß des Amur. Im Thal der Schilka und des Amur läuft dann der Schienenweg abwärts bis Chabarowka, an der Ussuri-Mündung, weiter in südlicher Richtung den Ussuri aufwärts und nach Wladiwostok. Dieser zweite große Abschnitt der Bahn von Nischni-Udinsk bis Wladiwostok wird 765 Kilometer lang, die Gesammtlänge des Schienenweges von Mijask ab demnach 10568 Kilometer betragen. Die zu dem Bau erforderliche Zeit war auf 10 bis 12 Jahre veranschlagt. Gegenwärtig sind die Arbeiten erst an den beiden Endstrecken

im Osten und im Westen so weit vorgeschritten, daß schon auf größere Entfernungen der Betrieb eröffnet werden konnte. Im August 1894 war zunächst die Theilstrecke von Tschelabinsk bis zum linken Ufer des Irtisch, gegenüber der Stadt Omsk, dem Verkehr übergeben worden. Am 25. August traf ein Sonderzug aus Petersburg nach Zurücklegung einer Gesammtstrecke von 3542 Kilometer am Irtisch ein. Im fernen Osten von Sibirien fand sodann am 1. Oktober 1894 die Betriebseröffnung auf der Süd-Ussuri-Bahn, von Wladiwostok bis Ussuri, in einer Ausdehnung von 349 Kilometern statt. Nach der Zeiteintheilung und dem Fortschritte, den die Arbeiten bis dahin gemacht hatten, erwartete man, daß am 1. Januar 1895 auf der westsibirischen Bahn 960 Kilometer, auf der mittelsibirischen Strecke 550, auf der Süd-Ussuri-Bahn 349 und auf der Nord-Ussuri-Bahn 43 Kilometer, zusammen also 1902 Kilometer fertig gestellt sein würden. Augenblicklich soll auf der ganzen Linie mit der äußersten Anstrengung gearbeitet werden, doch dürfte dies für das laufende und wohl auch noch für das nächste Jahr wohl noch kein bedeutendes Resultat ergeben in Anbetracht der gewaltigen Länge von 8666 Kilometern, die Anfangs 1895 noch herzustellen waren.

Nachdem der Krieg zwischen Japan und China eine ernstere Gestalt angenommen hatte und als schließlich mit einem Siege der Japaner gerechnet werden mußte, wurde von der öffentlichen Meinung Rußlands einmüthig erklärt, daß Japan das Land Korea in kein Abhängigkeitsverhältniß versetzen, auf dem asiatischen Continente kein Gebiet annectiren und Formosa sich nicht aneignen dürfte. Die russische Regierung war jedenfalls auch von vornherein entschlossen gewesen, die Abtretung chinesischen Festlandgebietes an Japan nicht zuzulassen, wenigstens nicht in der Nähe der sibirischen Grenze. Welche militärischen Maßnahmen aber Rußland während des Krieges in Ostasien getroffen hat, um seinem Willen erforderlichen Falls auch den nöthigen Nachdruck geben zu können, läßt sich jetzt noch nicht übersehen. Bekanntlich dringen sichere, zuverlässige Nachrichten über russische Verhältnisse und Vorgänge, namentlich militärischer Art, nur sehr schwer und vereinzelt in die Oeffentlichkeit, so daß erst sehr allmählich durch Zusammenfassen dieser stückweisen Nachrichten der Zusammenhang der Maßnahmen erkannt und über deren Bedeutung und Tragweite ein Urtheil gebildet werden kann. Wie in den vorstehenden Ausführungen aber dargelegt worden, dürfte Rußland vorläufig noch nicht in der Lage sein, der japanischen Kriegsmacht an der sibirischen Grenze mit entscheidendem Erfolge entgegentreten zu können. Ohne Zweifel würde das mächtige Zarenreich schließlich ja doch seines kleinen japanischen Gegners Herr werden, bis dahin möchte aber immerhin noch einige Zeit vergehen, und es könnten inzwischen neue Complicationen eingetreten sein. Gleichwie dem russischen Reiche ein Festsetzen Japans auf der chinesischen Küste nicht nur einen neuen Rivalen in dem Streben nach Landerwerb auf Kosten Chinas entstehen lassen, sondern

auch für das russische ostasiatische Küstengebiet eine übermäßige Erstarkung Japans direct bedrohlich werden muß, so wird auch England durch eine wesentliche Steigerung der Machtstellung Japans unbedingt in seinen Handelsinteressen auf das Empfindlichste geschädigt werden. Trotzdem scheint sich das britische Reich jetzt auf die Seite Japans stellen zu wollen, sei es in der Hoffnung, in dieser Weise einige Vortheile in China erlangen zu können, sei es in der Erwartung, den russischen Rivalen in Asien durch einen ernsten Conflict mit Japan geschwächt und auf längere Zeit beschäftigt zu sehen.

Es dürften nämlich auch in Centralasien die Verhältnisse auf eine endliche Auseinandersetzung zwischen England und Rußland und zwar zunächst bezüglich Afghanistans hindrängen.

Die strategische Lage Rußlands in Innerasien an den Grenzen Afghanistans und Indiens hat sich durch den in jüngster Zeit mit England abgeschlossenen Pamirvertrag sehr wesentlich geändert. Das aus dem kleinen Sarikul-See (Woods-, auch Victoria-See) abfließende, fälschlich Oxus benannte Gewässer soll die Südgrenze des russischen Gebietes bilden. Oestlich vom Sarikul-See wird die Grenze durch eine Linie nach Tasch bis zum chinesischen Gebiete verlängert, und westwärts soll der Pandschfluß das russische Territorium von Afghanistan scheiden. Rußland hat somit fast den ganzen Pamir mit Einschluß der bisher von Afghanistan beansprucht gewesenen Staaten Schugnan und Roshan mit den Gund- und Schach-dara-Thälern erhalten; es verzichtete dagegen auf die am linken Ufer des Pandsch stromabwärts von Kalai Wamar, der Hauptstadt von Roshan, gelegenen Gebiete des zu Bochara gehörigen Darwas-Staates. Afghanistan wurde an der bezeichneten Grenze durch einen schmalen, zum Wachanstaate gehörigen Gebirgsabhang abgefunden. China, dessen Aufmerksamkeit durch den Krieg mit Japan in Anspruch genommen war, ging ganz leer aus.

Die Pamirs, von den Kirgisen „Dach der Welt“ genannt, sind trotz ihrer Oede in ganz Centralasien berühmt. Seit den ältesten Zeiten gingen Handelsstraßen über sie hinweg. Die russische Expedition unter General Skobelew von 1875/76, welche zur Züchtigung der Kirgisen auf dem Alai-Plateau stattgehabt, hatte Gelegenheit gegeben, die Gegend genauer kennen zu lernen. Von einem Passe des Alai-Gebirges in Chokand ausgehend, können russische Truppen in sehr kurzer Zeit über das Pamir-Plateau nach Yassin und Gilgit in Dardistan, also in die unmittelbare Nähe des Industhales gelangen. Die Russen haben demnach in dem neuen Pamirvertrage eigentlich fast Nichts aufgegeben, dagegen so gut wie Alles gewonnen.

Andererseits haben die Engländer kürzlich im Tschitralgebiete einen schweren Schlag für ihre Autorität in Indien und Afghanistan erlitten. Das Tschitralgebiet, ein an der nordwestlichen Grenze Indiens am Südabhange des Hindukusch gelegenes Bergland, gehört zwar nicht zu den unmittelbaren indo-britischen Besitzungen, wohl aber zu der englischen Interessen- und Actionssphäre.

Die indische Regierung hatte infolge dessen dort einen besonderen Agenten mit einer geringen, Letzterem als Schutz- und Ehrenwache dienenden Truppenabtheilung stationirt und auch wiederholentlich auf die endliche Erledigung der dort landesüblichen blutigen Thronstreitigkeiten einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Vor einiger Zeit ist indessen der den Engländern genehm gewesene Beherrscher von Tschitral durch einen seiner Verwandten, Schir Afzul entthront und ermordet worden. Letzterer hatte sich dann mit Unterstützung Umras, des Chans von Jandol, welche dieser trotz des bezüglichen Verbotes seitens Englands geleistet, zum Herrscher aufgeschwungen und den englischen General Robertson mit seinen wenigen hundert Mann in dem Fort von Tschitral eingeschlossen. Die indische Regierung ordnete sogleich die Ausrüstung einer stärkeren Expedition unter dem Befehl des Generals Robert Low an, um in dem kleinen Grenzlande Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Vor dem Eintreffen dieser Truppen war es indessen bereits Ende März d. J. zwischen den im Tschitralgebiete zerstreuten kleinen indischen Posten und den Eingeborenen zu blutigen Kämpfen gekommen. Eine Abtheilung des 14. Sikh-Regimentes unter Lieutenant Roß war vom Feinde überfallen und vollständig aufgerieben worden. Daß diese Katastrophe aber eintreten konnte, lag unzweifelhaft wieder an der den Engländern im Felde schon so oft verhängnißvoll gewordenen und doch, wie es scheint, unverbesserlichen Gewohnheit, mit souveräner Verachtung auf den Gegner herabzublicken und sich daher über die einfachsten Regeln der tactischen Sicherung hinwegzusetzen. So wird auch Lieutenant Roß sein Schicksal selbst verschuldet haben. Der britischen Regierung blieb aber nach diesem traurigen Ereigniß keine Wahl mehr. Wollte sie nicht alles Ansehen in den indischen Grenzgebieten, ja vielleicht im ganzen Lande verlieren, so mußte sie die Bergvölker am Hindukusch gründlich züchtigen.

Tschitral und Jandol sind Beides Länder alpinen Charakters. Schnee- und gletscherbedeckte Berge ragen bis zu einer Höhe von 7000 Metern empor. Der Verkehr bewegt sich auf Saumpfaden. Die Ortschaften befinden sich meistens auf schwer zugänglichen Felsen. Die Stadt und Bergveste Tschitral liegt höher als das Hospiz des St. Gotthardt.

Die englische Operation gegen Tschitral war derartig veranlagt, daß zwei Brigaden aus dem Pendschab durch die Berglandschaften Swat und Pandschkora vordrangen, während eine Colonne unter Oberst Kelly von Osten her, von Gilgit auf Tschitral marschirte.

Die beiden unbotmäßigen Fürsten Schir-Afzul und Umra Chan sollten zwar über 80000 Bewaffnete zu gebieten haben, dennoch konnte aber der Ausgang des Feldzuges von vornherein nicht zweifelhaft sein. Den 15000 Mann europäisch geschulter Truppen gegenüber, die mit den besten Mitteln der modernen Waffentechnik ausgerüstet waren, vermochten die wilden Bergbewohner nicht Stand zu halten. So wurde denn auch schon Anfang

April durch zwei englisch-indische Brigaden der Malakand-Paß erstürmt. Derselbe war von 3000 Mann, hauptsächlich Mullahs und Sikhs nebst deren Gefolge, hartnäckig vertheidigt worden. Die auf dem Morah- und dem Schakot-Passe angesammelten Mannschaften hatten keine Zeit gehabt, sich zu vereinigen. Die Höhen wurden schließlich mit dem Bajonett genommen, nachdem die englische Artillerie und die Maxim-Kanonen mit großem Erfolge in den Kampf eingegriffen hatten. Der Feind verlor weit über 500 Mann. Die erste Brigade des Generals Robert Low überschritt darauf den Swatfluß unter dem Feuer des Gegners. Eine Schaar von 5000 Landesbewohnern, welche das Vordringen hier zu verhindern suchten, wurde zurückgeschlagen. Thanna, das Fort Umra Chans, ward erobert. Während dieser Kämpfe im Swatgebiet rückte Oberst Kelly von Gilgit auf der äußerst schwierigen Straße gegen Tschitral vor und langte nach mehreren heißen Gefechten am 9. April in Mastudsch und am 12. in Samoghar an. Die Feinde hatten sich in ihren Sangars sehr fest verschanzt und mußten aus ihren in der tiefen Schlucht Mullah mit großer Umsicht errichteten Vertheidigungswerken erst mit stürmender Hand herausgetrieben werden. Die Hauptarbeit fiel den von Kelly befehligten Kaschmir-Infanteristen und Sappeurs zu. Nach hartnäckigem Kampfe, an dem sich namentlich auch die von den Engländern mitgeführten beiden Geschütze mit Erfolg betheiligten, gelang es, den Gegner durch eine Flankenbewegung aus seinen Stellungen zu vertreiben. Aus allen diesen blutigen Scharmützeln war wohl zu ersehen, daß die Bergvölker Kafiristans feindlich gesinnt und nicht Willens waren, die britischen Truppen durch ihr Gebiet durchzulassen. Umra Chan schien jedoch in Folge der Niederlagen seiner Freunde und Anhänger den Muth verloren zu haben, den siegreich vorschreitenden brittischen Brigaden sich noch einmal entgegen zu werfen. Mitte April bat er um Frieden und floh dann nach Asmar. Während die englisch-indischen Truppen des Generals Low und Oberst Kelly also durch das Pandschoragebiet und von Osten her, unter den größten Schwierigkeiten zwar, aber doch stetig, vordrangen, hatte General Robertson mit seiner kleinen Schaar seit 4. April eine schwere Belagerung in der Tschitralfeste auszuhalten und eine Reihe erbitterter Kämpfe durchzufechten. Die Engländer hatten in Folge der kärglichen und mangelhaften Nahrung schwer zu leiden, erlitten auch durch das feindliche Feuer bedeutende Verluste und besaßen keine genügenden Hilfs- und Arzneimittel für die Verwundeten und Kranken. Am 17. April machte die Garnison noch einen letzten verzweifelten Ausfall und verlor dabei wieder 21 Mann. Die Bedrängung durch den Belagerer wurde immer schwerer, da die vorgetriebenen unterirdischen Gänge desselben bereits bis unmittelbar an das Fort heranreichten. So wäre denn die Veste wahrscheinlich auch gefallen, wenn nicht endlich am 19. April die Colonne des Oberst Kelly sie entsetzt hätte. Schir-Afzul war entflohen. Der Aufstand in Tschitral und Jandol ist damit vorläufig niedergeschlagen.

Jedenfalls werden die Engländer aber für geboten erachten, in Tschitral dauernd festen Fuß zu fassen. Beim Ausbruch eines ernsteren Conflicts zwischen Rußland und England könnte in der That die unter gewöhnlichen Verhältnissen minder bedeutsame Position von Tschitral für die Vertheidigung des nördlichen Indiens eine ganz besondere Bedeutung gewinnen. Bei der durch den jüngst abgeschlossenen Pamirvertrag geschaffenen Sachlage wird England wohl für nothwendig halten, das Tschitralgebiet so bald als möglich hinreichend stark zu besetzen, um dann die nach den Pamirs führenden Hindukuschpässe in seine Gewalt zu bringen und damit die indische Nordwestgrenze gegen Rußland zu schließen. Denn es dürfte zu erwarten sein, daß Rußland und England binnen kurzer Zeit sich hier von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen werden. Letzteres wird sich dann, umgeben von den feindlich gesinnten Bergvölkern Kafiristans, keineswegs in einer günstigen Lage befinden.

Auch an der Nordgrenze Herats können die Verhältnisse kaum als stabile zu betrachten sein. Wenn England hier nicht zuvorkömmt, werden die Russen unvermeidlich nach Herat, dann nach Belch und weiter nach Kabul vorgehen. Aber selbst hier werden sie nicht stehen bleiben. Es dürfte demnach vielleicht der Zeitpunkt nicht mehr ferne sein, wo die Grenze der russischen Kasaken in Afghanistan mit der der Sepoys in Indien zusammenstoßen wird.





Freidenkerin und Theosophin.

Von

Bertha Katscher.

— Baden (Nieder-Oesterreich). —

Seit mehreren Jahren ist in der Presse der ganzen Culturwelt sehr oft die Rede von Mrs. Annie Besant, weil deren Uebertritt vom radicalsten Freidenkerthum zur verworrensten Theosophie viel Staub aufwirbelt. Diese Dame, eine der merkwürdigsten Frauengestalten aller Zeiten, war schon früher auch außerhalb Englands bekannt, namentlich durch eine ihrer vielen trefflichen Schriften: „Das Bevölkerungsgesetz, seine Folge und sein Einfluß" (in sieben Sprachen in weit über 1/2 Million Exemplaren abgesetzt); jetzt aber ist sie durch ihre Bekehrung zu dem unsinnigen — um nicht zu sagen: schwindelhaften — Geisterspuk der vor einigen Jahren verstorbenen Helene Blawatzki leider zum Gespött des ganzen gebildeten Abendlandes geworden. Sie hat die Nachfolge dieser Abenteurerin als Leiterin der „Theosophischen Gesellschaft" angetreten und setzt sich in Wort und Schrift mit demselben Eifer, den sie so lange für die Freidenkerei an den Tag gelegt hat, für ihre neue Schwärmerei ein.

Wir haben es da mit einer der seltsamsten Wandlungen zu thun, welche die an seltsamen Wandlungen so reiche Geistesgeschichte der Menschheit aufzuweisen hat. In welcher Weise, durch welche geheimnißvollen Denkprocesse, mittels welcher wunderbaren Einflüsse sich der außerordentliche Uebergang in diesem außerordentlichen Kopfe vollzog, ist noch gänzlich unaufgeklärt, da Frau Besant jeden Aufschluß darüber verweigert. Daß es ihr um Schwindel zu thun sein könnte, daß sie die Sache nicht wirklich ernst nimmt, daß sie eine gemeine Betrügerin ist, muß bei ihrem persönlichen Chrarakter als vollkommen ausgeschlossen betrachtet

werden. Es bleibt vorläufig nur übrig, die ganze Geschichte für unbegreiflich zu halten und Weiteres abzuwarten.

Dagegen hat sie die, ebenfalls sehr merkwürdige Geschichte [illegible] einstigen Bekehrung zum Freidenkerthum und die vorhergegangenen Gei[illegible]- und Herzenskämpfe in ihrem anziehenden Buche „Autobiography of Annie Besant" (London 1893) ausführlich geschildert. Die betreffenden Vorgänge sind für die Eigenart der Mrs. Besant so bezeichnend und an und für sich von so hohem psychologischen wie biographischen Interesse, daß nähere Mittheilungen sicherlich willkommen sein werden darüber, was die fromme junge Pastorsfrau einst veranlaßte, mit allen biblischen und religiösen Ueberlieferungen zu brechen, sich mit ihrer Familie zu entzweien, Haus und Herd zu verlassen, sich von Mann und Kindern zu trennen, kurz: der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinzuwerfen, um für das, was sie nach schweren inneren Kämpfen als recht und wahr erkannt, mit offenem Visir zu streiten.

Annie Besant hat am 1. October 1847 den ersten Blick in dieses Jammerthal, das wir Welt nennen, gethan. In ihren Adern fließt halb englisches, halb irisches Blut. Ihre Mutter soll eine der edelsten, tapfersten, opferfreudigsten, muthigsten, selbstlosesten Frauen gewesen sein, die das „grüne Erin" jemals erzeugt hat. Trotz aller Wandlungen, die mit und in ihrem Liebling Annie vorgegangen sind, hielt sie treu und fest zu ihr. Von ihrem Vater weiß uns Mrs. Besant weniger zu erzählen, denn er starb, als sie kaum fünf Jahre alt war. Mr. Wood, der Medicin studirt hatte, hängte seinen Doctorhut an den Nagel und widmete sich, als ihm von einem Verwandten in London ein guter Posten angeboten wurde, der kaufmännischen Laufbahn. Doch vermochte er nicht ganz von seinem alten Beruf zu lassen und besuchte, so oft es seine freie Zeit erlaubte, mit befreundeten Aerzten den Secirsaal, wo er ihnen hilfreiche Hand bot. Bei einer solchen Gelegenheit verletzte er sich einen Finger an dem Brustknochen eines Mannes, der an galoppirender Schwindsucht gestorben war. Längere Zeit nachher überraschte ihn ein heftiger Regen; er kam durchnäßt heim und trug eine Erkältung davon. Einer der hervorragendsten aber auch derbsten Londoner Professoren wurde consultirt, um den ungeduldigen Patienten zu beruhigen.

„Wann wird er ausgehen dürfen?" fragte die ahnungslose Gattin den Professor, als er sich zum Weggehen anschickte.

„Gar nicht mehr. Sie müssen sich mit dieser Thatsache vertraut machen; denn Ihr Gatte leidet an der galoppirenden Schwindsucht und kann es höchstens noch sechs Wochen aushalten." Die Frau taumelte zurück und fiel ohnmächtig zu Boden. Ihre Liebe und Selbstbeherrschung war jedoch so groß, daß sie schon nach einer halben Stunde mit heiterem Antlitz dem Kranken die Zeit zu verkürzen trachtete und sich ihr schwieriges Pflegeramt von Niemandem nehmen ließ. Mrs. Wood hatte ihren

Gatten unendlich geliebt. Ihre Verzweiflung über seinen Verlust machte ihr rabenschwarzes Haar in der Nacht, da er sie für immer verließ, ergrauen.

Da Mr. Wood eine gediegene klassische Bildung und bedeutende philosophische Kenntnisse besessen, fünf fremde Sprachen gesprochen, über Religionen im Allgemeinen und über die christliche im Besondern sehr skeptische Anschauungen gehabt hatte und von seinem Sterbelager den Priester, der ihm das letzte Sacrament reichen wollte, wegjagte, so werden wir uns nicht darüber verwundern, daß seine Tochter Annie, die sehr religiös erzogen worden, kraft ihres vom Vater ererbten scharfen Verstandes und der ungeheuren Wahrheitsliebe — ein Erbtheil der trefflichen Mutter — über die Widersprüche, die ihr in der Bibel aufstießen, stutzig wurde, grübelte und sann, theologische Studien machte und schließlich auch durch äußere Umstände dazu getrieben wurde, an der Unfehlbarkeit der Bibel, an der Göttlichkeit des Gekreuzigten und endlich auch an der Existenz Gottes zu zweifeln. Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Mrs. Wood blieb in den denkbar traurigsten Verhältnissen zurück, und doch wollte sie den letzten Wunsch ihres sterbenden Gatten, der seine Familie pecuniär gut versorgt glaubte, erfüllen und ihren Sohn studiren lassen. In England ist das eine sehr kostspielige Sache. Die resolute Frau übersiedelte nach Harrow und erwirkte sich von dem Director der dortigen berühmten Knabenmittelschule die Erlaubniß, Zöglinge in Pension zu nehmen. Die Einnahme hieraus setzte sie in den Stand, den eigenen Sohn studiren zu lassen. Der Umgang mit den Knaben und Lehrern erweckte auch bei Annie frühzeitig die Lust zum Lernen. Ihre gründliche und vortreffliche Ausbildung verdankte sie jedoch Miß Marryat, der Lieblingsschwester des berühmten Romanciers Capitän Marryat, die über ein großes Vermögen und ein noch größeres pädagogisches Talent verfügte. Es machte dem alleinstehenden ältlichen Fräulein Vergnügen, eine Anzahl von Knaben und Mädchen, deren Eltern nicht in der Lage waren, ihre Kinder ausbilden zu lassen, nach ihrer eigenen Methode zu unterrichten. Und was uns Mrs. Besant von dieser Methode berichtet, ist wahrlich beherzigenswerth:

„Sie selbst weihte uns in alle Fächer ein, nur für Musik hatten wir einen andern Meister. Miß Marryat haßte die Oberflächlichkeit, wir mußten Alles gründlich erlernen. Die Fibel, diese Tortur aller Anfänger, blieb uns gänzlich erspart. Wir mußten Alles, was wir auf unseren Spaziergängen gesehen und erlebt, erzählen und später niederschreiben, so gut oder so schlecht es ging. Diese kindischen Ergüsse las sie sorgfältig mit uns durch, besserte alle grammatikalischen und orthographischen Fehler aus und spornte uns auf diese Weise an, mit offenen Augen in die Welt zu sehen und die Natur zu beobachten. Worte sind viel zu nichtssagend, um auszudrücken, was ich der hochherzigen Frau Alles verdanke! Sie

war es auch, die den Wissensdurst in mir großgezogen hat, und dieser ist mir bis zum heutigen Tage geblieben."

Miß Marryat, eine strenggläubige Protestantin, gestattete ihren Zöglingen an Sonntagen keine andere Lectüre als die der Bibel. Während der Spaziergänge durften sie nur Hymnen singen, außerdem mußten sie in der Sonntagsschule arme Kinder unterrichten — „denn was nützen Euch Eure Kenntnisse, wenn Ihr nicht versucht, sie auf diejenigen zu übertragen, die sonst Niemanden hätten, der sie unterwiese?" Bat einer ihrer Pfleglinge, einem Armen helfen zu dürfen, so war stets ihre Frage: „Welches Opfer willst Du Dir auferlegen? Wenn Du z. B. Deinen Morgenthee eine Zeit lang ohne Zucker trinkst, so kannst Du Dir 6 Pence die Woche ersparen; diese darfst Du verschenken." Kann es eine weisere Art geben, Selbstverleugnung zum Zweck der Nächstenliebe zu lehren?! Annie, in deren Natur es lag, Nichts halb zu thun, war ein überaus frommes Kind, und die Stunden, in denen sie sich ungestört der Lectüre der Bibel und anderer Erbauungsbücher hingeben konnte, waren ihr unstreitig die liebsten. Als ganz junges Mädchen begleitete sie Miß Marryat in's Ausland und zwar zuerst nach Düsseldorf und Bonn und von hier nach Paris, wo sie mehrere Monate halb dem Vergnügen, halb dem ernsten Studium lebten. Die Mittwoche und Samstage wurden benützt, um die Meisterwerke in den Galerien des Louvre und alle sehenswerthen Kirchen der französischen Metropole kennen zu lernen. Nächst den herrlichen Spaziergängen, die sie in die Umgebung von Paris unternahmen, um Land und Leute zu studiren, gewährte dem aufgeweckten, lebhaften Mädchen Nichts so großes Vergnügen als der Besuch der Kirchen. Die kühle, weihrauchschwangere Luft, das Zwielicht, die Orgelklänge und das Messelesen übten einen unwiderstehlichen Reiz auf sie aus; sie konnte stundenlang vor einem Christusbild in stummer Andacht knien; ihre ganze Seele schwang sich zu dem Gottessohne auf. Weltliche Vergnügungen verabscheute sie damals. Theater betrachtete sie als „Fallstricke, die der Satan den Menschen gelegt, um ihre Seelen zu zerstören," auch hatte sie sich vorgenommen, keine Bälle zu besuchen, denn sie war fest entschlossen, „der Welt, dem Fleische und dem Teufel zu entsagen und ein gottgefälliges Leben zu führen." Dieses 14jährige Mädchen war von der Unfehlbarkeit der Bibel so sehr durchdrungen und glaubte so fest an die Göttlichkeit Jesu, daß sie in ihrer Naivetät und Unerfahrenheit es als die höchste Aufgabe des Weibes betrachtete, im Glauben aufzugehen. Den Sommer 1862 verbrachte sie noch mit Miß Marryat in Sidmouth, wo diese sie nach und nach daran gewöhnte, ihre Studien auf eigene Faust zu betreiben. Als Annie sich einmal darüber beklagte, daß „Tantchen" sich jetzt so wenig um sie bekümmere und sie so selten unterrichte, entgegnete die weise Dame:

„Ei, mein Kind, Du bist jetzt alt genug, um allein weiter zu lernen, ich kann Dir nicht Dein Leben lang als Krücke dienen. Zeige,

daß die Lehren, die Du empfangen, nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sind.“

Und das waren sie wirklich nicht, denn als Annie endlich zu ihrer Mutter nach Harrow heimkehrte, studirte sie fleißiger denn je. Sie vervollkommnete sich in der deutschen und der französischen Sprache, trieb fleißig Musik und naschte von allen Wissenschaften. Ihre Lieblingslectüre blieben jedoch theologische Bücher. Sie las mit Feuereifer die Werke berühmter englischer Geistlicher des 17. und 18. Jahrhunderts. Durch Zufall bekam sie auch die Werke der Kirchenväter in die Hand; dieselben nahmen ihre Einbildungskraft derart gefangen, daß sie zu fasten begann — gegen den Willen Mrs. Woods, der die Gesundheit ihres Kindes weit näher ging als alle Haarspaltereien der gesammten Kirchenväter — das Kreuz schlug und jede Woche zum Abendmahl ging. Sie beschäftigte sich lebhaft mit dem Gedanken, sich zu dem Glauben ihres Vaters zu bekehren, der der katholischen Kirche angehört hatte. Zu jener Zeit erschien ihr die Heiligkeit Jesu noch unantastbar. Sie hätte sich für die größte Sünderin der Welt gehalten, wenn ihr der Gedanke aufgetaucht wäre, daß viele Stellen der heiligen Schrift fälschlich verehrten Namen zugeschrieben wurden zum Zwecke frommer Täuschungen. Sie glaubte felsenfest an Alles, was die „heiligen Väter“ erzählten, und vertiefte sich mit großem Eifer in deren Studium. Man glaube ja nicht, daß sie deshalb Stubenhockerin geworden. Wie alle englischen Mädchen, bewegte sie sich viel im Freien, machte größere Ausflüge zu Fuß und zu Pferde, spielte mit den Studenten und Lehrern fleißig Ballspiele, besuchte Gartenfeste, kurz: sie genoß trotz ihrer ernsten Studien ihr junges Leben.

„Niemals kann ein Mädchen eine fröhlichere Jugend verlebt haben als ich,“ schreibt sie. „Vormittags und einen Theil des Nachmittags beschäftigte ich mich mit ernsten theologischen oder wissenschaftlichen Studien, Abends besuchte ich anregende Gesellschaften, oder ich musicirte daheim; auch hatte ich mich entschlossen, von meinem Vorsatz, niemals einen Ballsaal zu betreten, abzuweichen, und war eine recht flotte Tänzerin geworden. Meine geliebte Mutter verwöhnte mich sehr, keine Sorge durfte meine Seele trüben, ich sollte genießen, während sie alle Lasten des Lebens trug; jetzt weiß ich, was ich damals nicht ahnte: daß ihr jeder Tag neue Leiden und Kümmernisse brachte, die sie uns Kindern verheimlichte. Das Collegeleben meines Bruders kostete viel Geld, und diese Sorge verursachte ihr schlaflose Nächte. Ein Advocat, dem sie vollständig vertraute und dessen Ehrenhaftigkeit ihr zweifellos dünkte, betrog sie schmählich, indem er alle Geldsendungen, die sie ihm zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten zusandte, für eigene Zwecke verwandte und ihr dadurch qualvolle Verlegenheiten bereitete. Von diesen Dingen erfuhr ich jedoch erst viel später. Besuchte ich einen Ball, so brauchte ich mich niemals um meine Toilette zu bekümmern; diese lag, wenn die Zeit zum

Ankleiden kam, fix und fertig auf meinem Zimmer. Keine andere Hand als die meiner Mutter durfte mein langes Haar ordnen oder mein Kleid zuschnüren, — war es doch ihr einziges Vergnügen, ihren „Liebling“ herauszuputzen! Meine Kindheit und Mädchenzeit war so sonnig und glücklich, daß ich, so lange ich unter den schützenden Flügeln meiner Mutter stand, nicht einmal ahnte, welche Sorgen und Qualen das Leben mit sich bringen kann. All die Freuden jener glücklichen, sonnigen Jahre nahm ich mit froher Unbewußtheit als etwas Selbstverständliches hin . . . . Ich liebte meine Mutter mit leidenschaftlicher Hingebung; was sie für mich gethan, wurde mir erst klar, als ich unser trautes Heim verlassen mußte, um dem Manne meiner Wahl zu folgen. Ist eine solche Erziehung weise? Ich weiß es nicht. Die Wunden, die Einem das Leben schlägt, wenn man so unvorbereitet in den Kampf tritt, sind so schmerzlich und nachhaltig, daß ich vorschlagen würde, die Jugend bei Zeiten darauf vorzubereiten und zu stählen. Und doch ist es eine schöne Sache, wenn man auf ein glückliches Kinder- und Mädchenparadies zurückblicken kann, das Einem der härteste Kampf um's Dasein nicht aus der Erinnerung zu löschen vermag!“

Mit Liebesträumen gab sich Annie niemals ab, wahrscheinlich weil sie nie Romane las und ihre ganze Gedankenwelt sich ausschließlich um die Religion drehte. Ihr einziges Bestreben war, Jesus, den sie mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Naturells liebte und verehrte, zu huldigen, und sie that dies auch im ausgedehntesten Maße. Die liebeglühenden, farbenreichen Gebete, die sie an „ihren Erlöser, ihren himmlischen Bräutigam, der schöner und begehrenswerther als die Söhne der Menschen,“ richtete, beweisen das zur Genüge.

Mit 18 Jahren regte sich der erste Zweifel an der Unfehlbarkeit der Apostel in ihr. In der Charwoche 1866 kam ihr die Idee, die Leidensgeschichte Christi an der Hand der vier Evangelien niederzuschreiben, um so den Spuren „der geheiligten Füße Schritt für Schritt zu folgen, bis sie zum Wohle der Menschheit an's Kreuz geschlagen wurden.“ Mit dem Muthe, der der Unwissenheit entsprang, stellte sie die Aussagen der vier Evangelisten nebeneinander und mußte zu ihrem Schreck erfahren, daß diese nicht ganz übereinstimmten. Sie unterdrückte ihre aufsteigenden Zweifel und suchte sich zu überreden, daß der Satan sie in Versuchung führen wolle. Sie fastete und betete und nahm sich fest vor, in Zukunft solche vergleichende Studien zu unterlassen.

Im December 1867 verheirathete sie sich mit dem Pastor Frank Besant. Ihre thatkräftige Natur sehnte sich nach einer ihr zusagenden Beschäftigung, und sie beschloß, der Kirche und den Armen von Nutzen zu sein und gegen die Sünde und das Elend anzukämpfen. Von der eigentlichen Bedeutung der Ehe wußte sie Nichts. „Die vollständige Unschuld mag wohl im Princip sehr schön sein, aber ich habe es leider an mir er-

fahren, wie gefährlich sie ist. Eva müßte wissen, welche Pflichten und Lasten ihr bevorstehen, sobald sie aus dem Paradies der mütterlichen Obhut und Liebe auswandert, um das ihr unbekannte Land der Ehe zu betreten, wo die zarte Treibhausblume unvorbereitet rauhe Stürme treffen, die sie leicht vernichten oder zum Welken bringen können." Von ihrer Ehe spricht Mrs. Besant in ihrer Selbstbiographie gar nicht; doch läßt sie zwischen den Zeilen durchblicken, daß sie keine besonders glückliche gewesen. Der Beruf ihres Gatten brachte es mit sich, daß er seine Frau viel allein lassen mußte, und diese fühlte sich sehr einsam und verlassen. Das alberne Geschwätz ihrer zahlreichen Besucherinnen langweilte sie, und die Frau Pastor wurde für höchst „sonderbar" erklärt, weil sie sich lieber mit den wichtigen Fragen, die die Welt bewegten, beschäftigte, „als sich darum zu bekümmern, wie der Geliebte der Dienstmagd aussehe und ob man zum Pudding besser Schmalz oder Butter verwende." In ihrer Verlassenheit warf sie sich wieder mit Leidenschaft auf's Studium und versuchte auch, kleine Novellen zu schreiben, die im „Family Herald" Aufnahme fanden. Ihre Freude, als sie das erste selbstverdiente Geld in den Händen hielt, war grenzenlos; sie sank auf die Knie und „dankte Gott," daß er es ihr in seiner Gnade verliehen. Ein wunderbares Gefühl der Unabhängigkeit überkam sie. Sie glaubte, nach Belieben über „ihr Geld" verfügen zu können, und ahnte nicht, daß nach damaligem englischen Gesetz eine verheirathete Frau kein Verfügungsrecht besaß; Alles, was sie verdiente, gehörte dem Gatten, wie sie selbst! Diese Enttäuschung war zwar sehr groß, aber sie schrieb trotzdem tapfer weiter, denn das Fabuliren machte ihr Vergnügen und lenkte sie von manchen Sorgen ab. Auch mit ernsteren Arbeiten beschäftigte sie sich, und zu diesen gehörte nach ihrem damaligen Dafürhalten eine umfangreiche Broschüre über „Die Pflicht jedes gläubigen Christen, häufig zu fasten"; „leider" hat sich für dieses Thema niemals ein Verleger gefunden.

Im Januar 1869 schenkte sie einem kräftigen Knaben das Leben, im August 1870 einem zarten Mägdelein; ihre ohnedies schwache Constitution wurde dadurch sehr erschüttert, und es bedurfte langer Zeit, ehe sie sich wieder erholte. Ihre Mutterpflichten nahm sie ungeheuer ernst, und die beiden kleinen Menschenkinder machten sie eine Zeit lang der Litteratur abtrünnig, denn sie beschäftigten sie vollauf, da ihre pecuniäre Lage ihr nicht gestattete, Wärterinnen zu halten. Im Frühjahr 1871 erkrankten beide Kinder am Keuchhusten; der ältere und stärkere Knabe überwand ihn leicht, aber die schwächliche, wenige Monate alte Mabel litt fürchterlich. Ihre Lungen wurden angegriffen, und sie schwebte wochenlang in Todesgefahr. Das war eine entsetzliche Zeit für die Mutter, die das Kind Tag und Nacht auf ihren Armen wiegte. Um einen Erstickungsanfall zu lindern, drückte der Arzt, der bereits jede Hoffnung aufgegeben hatte, ein mit einem Tropfen Chloroform beträufeltes Taschentuch auf das schmerzverzerrte Gesichtchen des Kindes:

„Jetzt kann es ihm nicht mehr schaden, und es schwächt den heftigen Anfall ab," meinte er, und wirklich begann es sofort ruhiger zu athmen. Mrs. Besant wiederholte dieses Verfahren und glaubt nur dieser Arznei das Leben ihres Schmerzenskindes zu verdanken, das noch jahrelang an den Folgen der Krankheit zu leiden hatte. Doch auch an der Mutter gingen die qualvollen Wochen, die sie in der Krankenstube verbrachte, nicht spurlos vorüber. In ihrem Geiste hatte sich, fast ohne daß sie es merkte, eine Wandlung vollzogen. Immer wieder drängte sich ihr die Frage auf: „Ist Gott wirklich gut?" und mehr als einmal war sie in die Knie gesunken und flehte: „Herr im Himmel, hab' Erbarmen und erlöse meinen Liebling! Wie kannst Du ein unschuldiges Kind so martern? Was hat es verbrochen, daß Du ihm solch' fürchterliche Qualen auferlegst? Wenn es dieses Jammerthal verlassen muß, weshalb tödtest Du es nicht sofort?"

„Allmählich schlich sich eine Erbitterung gegen Gott in meine Seele, und ich begann an seiner Güte zu zweifeln," schreibt sie. „All mein persönlicher Glaube an ihn und seine Macht, die Dinge zu lenken, an seine Allgegenwart und an die Kraft meiner Gebete gerieth in's Wanken. Für mich war Gott keine abstracte Idee, sondern ein wirkliches Wesen, und mein mütterliches Gefühl empörte sich gegen dieses, weil ich nicht begreifen konnte, weshalb er mein armes Baby wochenlang in Todesqualen schweben ließ."

Ein hochherzig denkender Geistlicher, den Herr Besant zu seiner Frau gebracht, als Mabel in größter Gefahr geschwebt, erkannte sofort den Seelenzustand Annies und bemühte sich, sie zu trösten und ihren erschütterten Glauben wieder zu befestigen, indem er der geistvollen Frau einschlägige Bücher lieh. Doch wenn man zu zweifeln angefangen, hat man zu glauben aufgehört.

Der Gedanke an die Hölle quälte sie am meisten. In den endlosen Nächten, die sie am Krankenlager ihres Kindes und an denjenigen Anderer verbracht — sie hatte sich in ihrem Sprengel einen großen Ruf als Krankenpflegerin erworben — glaubte sie eine Ahnung von den Qualen und Schmerzen derselben bekommen zu haben, und ihr Herz lehnte sich gegen die Grausamkeit des erschaffenden und vernichtenden Gottes auf.

„Jedermann, der geglaubt und dann gezweifelt hat, weiß, daß dem ersten Zweifel immer neue folgen, ohne daß man sich ihrer erwehren kann. Eine Lehre nach der anderen steigt Einem in neuer düsterer Beleuchtung auf, und in dieser sieht sie ganz anders aus, als sie uns durch den sanften Nebel des Glaubens erschienen ist. Das Vorhandensein der Leiden und Schmerzen in der Welt, die ein ‚guter Gott' erschaffen, die Ewigkeiten überdauernden Qualen der Hölle trieben mich zur Verzweiflung, und doch glaubte ich noch an Gott ..... Mein nächster Schritt zum Freidenkerthum war, daß ich mich gegen die Lehre von der Sühne auflehnte; ich bewunderte und betete Christus an, haßte aber Gott, der dessen Todesopfer

angenommen. Monatelang dauerte dieser Kampf, der meine Gesundheit aufrieb. Immer versuchte ich es von Neuem, mich in dem stürmischen Meer meiner Zweifel auf eine Planke des gestrandeten Schiffes meines Glaubens zu retten. Vergebens. Mc. Leod Campbell's Werk über die Sühne, Maurices ‚Was ist Auferstehung?' und noch ein Dutzend anderer Bücher vermochten meine Zweifel nicht zu bannen; im Gegentheil, je mehr ich darüber las, desto gerechtfertiger erschienen mir dieselben. Aber wenn sich diese eine Doctrin als falsch erwies, waren es alle übrigen nicht auch? Mußte ich nicht, um Gewißheit zu erlangen, alle anderen ebenfalls genau prüfen? Und wenn sie sich wirklich als falsch erwiesen? Dieser Gedanke brachte mich dem Wahnsinn nahe; mein Gehirn versagte vollständig den Dienst, und ich lag wochenlang in den fürchterlichsten Kopfschmerzen, ohne im Schlaf Erlösung zu finden. Als alle Medicamente Nichts nützten, sah mein Arzt ein, daß er, wenn er mich am Leben erhalten wolle, meinen Geist in andere Bahnen lenken müsse, und so brachte er mir ein interessantes Buch über Anatomie. Wer es nicht selbst empfunden hat, kann unmöglich die Seelenqualen kennen, die auf ein wirklich religiöses Gemüth einstürmen, wenn sich die ersten Zweifel einstellen. Es giebt keinen Schmerz auf Erden, der schrecklicher wäre, und ich habe ihn bis auf die Neige durchkostet."

Es würde uns zu weit führen, an der Hand der Autorin all die Stadien ihrer Zweifel durchzumachen. Wir wollen nur feststellen, daß sie sämmtliche Dogmen der christlichen Religion der Reihe nach durchnahm, um sie auf ihre Wahrheit und Richtigkeit zu prüfen. Das Resultat war für sie ein trostloses.

Durch die Vermittlung seiner Gattin gelang es Herrn Besant, eine Staatspfarre zu bekommen, — in dem Dörfchen Sibsey, — mit einem Jahresgehalt von £ 410. Somit waren sie ihrer Nahrungssorgen ent-enthoben, und da Frau Annie auch keine gesellschaftlichen Pflichten hatte, denn die zum Sprengel gehörenden Leute waren zumeist Arbeiter und einfache Landwirthe, konnte sie sich viel ihren Grübeleien hingeben.

„Wie kann Gott seine Geschöpfe wegen ihrer Sünden zu ewiger Strafe verdammen, da er weiß, daß sie diese Sünden ohne ihren eigenen Willen ererbt? Da er die Welt nach seiner Laune erschaffen, weshalb hat er die Sünde überhaupt in die Welt gesetzt? Kann ein Gott gut sein, der seine Geschöpfe zu ewiger Verdammniß verurtheilt? Wenn Gott allmächtig ist, so kann er das Böse und die Sünde auch verhindern, und thut er es nicht und sieht ruhig oder gleichgiltig die Kämpfe auf Erden mit an, dann ist er eben nicht gut, und wünscht er wieder, sie aus der Welt zu schaffen, und kann nicht, nun, dann ist er eben nicht allmächtig! In diesem Cirkel drehten sich ihre Gedanken fortwährend, ohne daß sie einen Ausweg finden konnten trotz der vielen Bücher, die sie über diese Themata gelesen. An der Existenz Gottes zu zweifeln, fiel ihr damals

noch nicht ein. Sie correspondirte mit verschiedenen Geistlichen, an die sie sich in ihrer Noth um Aufklärung wandte, aber sie wurde stets auf neue Bücher verwiesen oder mit blumenreichen Phrasen abgespeist. Dabei hatte sie als Pastorsgattin oft genug Gelegenheit, das Elend dieser Welt in den verschiedensten Gestalten kennen zu lernen, auch zu lindern. Sie schien von der Natur zur Krankenpflegerin bestimmt und entzog sich niemals, wo es Noth that, diesem Amte. Gar manche Mutter in Sibsey hatte ihrer sorgsamen Pflege und Nachtwache das Leben ihres Kindes zu danken. Trotz all ihrer Zweifel besuchte sie nach wie vor fleißig die Kirche und sprach mit Niemandem über ihre Grübeleien, um nicht auch den Glauben Anderer zu erschüttern.

Im Sommer 1872 lernte sie in London, wo sie längere Zeit in der Behandlung eines Arztes stand, Charles Voysey kennen, und dieser freisinnige Prediger war es auch, der ihr einen Weg aus dem Chaos ihrer Gedanken bahnte. Er hatte wie sie gekämpft, ehe er all die „barbarischen Dogmen der christlichen Kirche über Bord geworfen", und sich nur den Glauben an Gott bewahrt. Auf seine Veranlassung las sie Theodore Parkers, Francis Newmans und Anderer hervorragende deistische Werke, und auch sie verbannte bald alle Dogmen, um sie nie wiederauferstehen zu lassen, aber mit ihnen auch den Glauben an das Christenthum selbst. Am schmerzlichsten empfand sie es, Christus seiner Göttlichkeit entkleiden zu müssen. Da ihr jedoch die Wahrheit höher stand als ihre persönliche Ruhe, forschte sie tapfer weiter, indem sie sich sagte: „Ist Jesus von Nazareth ein Gott, dann wird meine Forschung ihn seiner Gottheit nicht berauben; ist er aber ein Mensch, dann ist es Blasphemie, ihn anzubeten." Sie vertiefte sich in Renans „Leben Jesu," Liddons „Vorträge" und das Evangelium, konnte jedoch zu keinem endgiltigen Ergebniß gelangen; sie neigte sich immer mehr der Ansicht zu und wurde durch die vier Evangelisten in derselben nur bestärkt, daß Christus ein leidender, sündigender, ringender Mensch gewesen, der gerne die Welt verbessert hätte, deren Mängel er erkannt, aber kein Gott. Und als auch der berühmte Oxforder Professor Pusey, der Führer der Orthodoxen-Partei, den sie aufsuchte, ihr keine näheren Aufklärungen geben konnte oder wollte, sondern ihr nur mit der ewigen Verdammniß drohte, wenn sie solch ketzerischen Anschauungen huldige, da war sie für's Christenthum verloren und fest entschlossen, mit der Vergangenheit zu brechen.

„Sie haben kein Recht, Gott Bedingungen zu stellen über das, was Sie glauben und nicht glauben wollen. *Ich verbiete Ihnen*, Ihren Unglauben zu bekennen," rief der fromme Doctor Pusey erregt aus. Aber die resolute, wahrheitsliebende Frau ließ sich eben Nichts verbieten, was ihr Gewissenssache war. Heimgekehrt, theilte sie dem Gatten ihren Standpunkt offen mit. Da sie noch immer Deistin war, weigerte sie sich nicht, dem gewöhnlichen Gottesdienst beizuwohnen, nur dem „Gottessohne" wollte

sie keine Huldigung mehr darbringen, und so wurde denn beschlossen, daß sie sich an dem Abendmahl nicht betheiligen werde. Eine Zeit lang ging Alles gut. Aber als sie sich das erste Mal während dieser heiligen Function aus der Kirche entfernte und den frommen Betschwestern, die in der Meinung, sie sei plötzlich unwohl geworden, sie besuchten, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, die Wahrheit mittheilte — denn sie vermochte nicht zu lügen — da konnten sich die braven Frauen vor Entsetzen kaum fassen. Die Gattin eines Pastors, die nicht an Christus glaubte, — hatte man schon so Etwas gehört?! Auch einige Mitglieder der Familie Besant steckten in hellem Entsetzen die Köpfe zusammen, und es wurde so lange gehetzt, bis man die muthige Frau vor die Alternative stellte, entweder dem Abendmahl beizuwohnen oder ihr Heim zu verlassen — also entweder Heuchelei oder Verbannung — und sie wählte die letztere, nicht ahnend, wie grausam die Welt sie verurtheilen würde. Eine alleinstehende junge Frau ist immer der Verleumdung ausgesetzt, wie erst, wenn sie unter solchen Umständen Mann und Kinder und Heim verläßt! Es wurde ihr unendlich schwer, sich von ihrem Knaben — das Mädchen wurde ihr gesetzlich zuerkannt — zu trennen, dem sie Mutter, Pflegerin und Spielgefährtin gewesen, aber sie vermochte selbst um des Kindes willen kein Leben voll Lüge und Heuchelei auf sich zu nehmen, und so trat sie denn im Besitz ihrer kleinen Tochter und eines ihr zugesprochenen Einkommens, das sie knapp vor dem Verhungern schützte, ein neues Leben an.

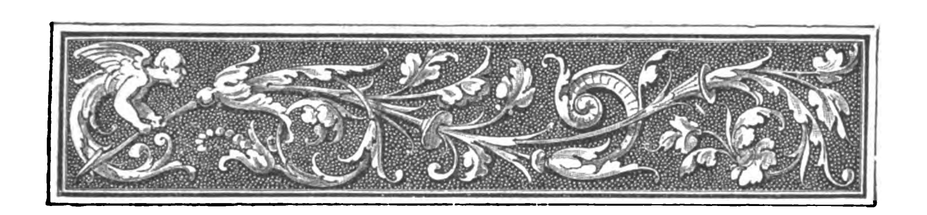
Anfänglich mußte sie hart um's tägliche Brot kämpfen, sie versuchte es zuerst mit Handarbeiten, doch wurden dieselben so schlecht bezahlt, daß sie diesen Erwerb bald aufgab und Lectionen suchte. Aber Niemand wollte einer Ketzerin seine unschuldigen Lämmchen anvertrauen. In dieser schweren Zeit stand ihr das Ehepaar Scott, das sie durch Voysey kennen gelernt hatte, thatkräftig zur Seite. Mr. Scott, ein alter Herr, der ein sehr bewegtes Leben hinter sich hatte, führte ein offenes Haus, in welchem viele Freidenker verkehrten und solche, die sich auf dem Wege zum Freidenkerthum befanden. Auch gab er eine Zeitschrift heraus, die er gratis in die Welt verschickte; seine Mitarbeiter, ob der gemäßigteren oder der ganz radicalen Richtung angehörend, brauchten kein Blatt vor den Mund zu nehmen, aber die Art und Weise, in welcher sie ihre Ansichten aussprachen, mußte vornehm sein. Mr. Scott hielt viel auf einen guten Stil und ein reines Englisch. Er veranlaßte Mrs. Besant, sich mit philosophischen Werken der Neuzeit bekannt zu machen; unter seiner Führung erweiterte sich ihr Gesichtskreis immer mehr, und bald gehörte sie zu seinen fleißigsten Mitarbeitern. Durch angestrengte litterarische Arbeit war es ihr denn auch gelungen, sich in einem Vororte Londons ein bescheidenes Heim zu gründen, das sie mit ihrer leidenden Mutter theilen wollte. Das Schicksal machte ihr einen argen Strich durch die Rechnung; der zarte Organismus der alten Dame war durch die jahrelangen Sorgen und Plagen vollständig aufge-

rieben, und sie verschied nach langem Krankenlager in den Armen ihrer geliebten Tochter, die sie zärtlich gepflegt hatte. Auch diesen harten Schlag überwand die tapfere Frau; um sich ihren quälenden Gedanken zu entziehen, studirte sie mit Feuereifer philosophische Werke, die sie Schritt für Schritt dazu brachten, ihren Gottesglauben abzustreifen. Moncure D. Conway, dessen Vorträge sie fleißig besuchte, machte sie auf den Führer der englischen Freidenker, Charles Bradlaugh, aufmerksam. Sie las zuerst seine Schriften: „Giebt es einen Gott?" und „Ein Wort zu Gunsten des Atheismus." Diese machten tiefen Eindruck auf sie, denn sie drückten in geistvoller Weise aus, was sie längst schon gedacht und empfunden hatte. Am 2. August 1874 setzte sie zum ersten Mal ihren Fuß in „Hall of Science", wo die Gesellschaft der Freidenker ihre Versammlungen abhielt, um aus der Hand Bradlaughs ihre Mitgliedskarte zu erhalten und seinem Vortrag über „die Vorfahren und die Geburt Christi" beizuwohnen.

Schon nach wenigen Tagen bot Bradlaugh ihr eine feste Anstellung als Mitredacteurin seines „National Reformer" an — eine Stellung, die sie bis Ende 1890 beibehielt. Nebenbei entfaltete sie als Schriftstellerin und Agitatorin eine arbeitsvolle Thätigkeit. Mrs. Besant wurde während dieser Zeit viel bewundert und viel verleumdet — Beides, weil sie zeigte, wie sich ein starker Geist trotz der frömmsten Erziehung über alle Vorurtheile erhebt und alle Schranken durchbricht, wenn er Etwas als Wahrheit und Recht erkennt. In der Männerwelt giebt es viele derartige Beispiele, aber unter den Frauen haben bisher nur wenige den Muth gefunden, gleich Mrs. Besant zu ringen, zu kämpfen, den Verleumdungen und Vorurtheilen der Welt offen die Stirne zu bieten! Wie groß ihr Ansehen in unbefangenen Kreisen war, geht u. A. aus der Thatsache hervor, daß der berühmte englische Dichter Gerald Massey, der ein frommer Christ ist, trotz dieser seiner Eigenschaft unsere Freidenkerin vor 6—8 Jahren in einer begeisterten Ode gefeiert hat.

Und diese Frau, die logisch schärfste Freidenkerin, die es geben kann, mußte sich in die hirnverbrannte Mystik der Theosophie verbohren! Es ist jammerschade um sie. Wird die jetzige Hohepriesterin der Blawatzki'schen Secte je wieder ihre Fesseln abstreifen? Wird sie vielleicht noch andere Wandlungen durchmachen? Chi lo sà? . . . .





Der deutsche Michel mit seinem mythologischen Hintergrunde.

Von

August Wünsche.

— Dresden. —

Der ausgezeichneten Forschergabe und dem liebevoll sich versenkenden Tiefblick eines Jakob Grimm ist es gelungen, den Nachweis zu führen, wie die deutsche Mythologie auf denselben Grundanschauungen wie die nordische beruht. Es gebührt ihnen das Verdienst, die Landenge, welche die nordische von der deutschen Götterwelt trennte, durchstochen und die beiden Sagenfluthen als etwas Zusammengehöriges wieder vereinigt zu haben. Was Jakob Grimm begonnen, haben Andere wie Karl Simrock, Wilh. Mannhardt, Ad. Holtzmann, E. Rocholz, Joseph Zingerle u. A. immer mehr zur Vollendung geführt. Der klare Ueberblick, den wir durch den Fleiß der Forschung dieser Männer gewonnen, zeigt uns, wie nach allen Seiten selbst unser heutiges deutsches Leben in Sprache, Sitte und Gebrauch reich ist an mythologischen Anklängen. Die Götter unserer heidnischen Vorfahren leben noch in unsern Märchen und Sagen fort, und sie schalten und walten darin so lebendig, daß unsere Kinder mit Entzücken der wunderbaren Mär lauschen und sich den Kopf zerbrechen über den Menschenfresser im Däumling und über das Hinkelbeinchen in den sieben Raben. Wissen wir nicht Alle, daß hinter dem Knecht Ruprecht, dem vermummten Mann mit dem großen Barte, Odin, die höchste nordische Gottheit, sich verbirgt? Auch der König Drosselbart des deutschen Märchens, ferner der wilde Mann mit dem entwurzelten Tannenbaum in der Hand, der auf vielen alten Wirthshausschildern noch zu sehen ist, ist Niemand anders als Odin. Sein Speer Gungir, das von Invaldis Söhnen, den drei Zwergen, verfertigte wunderbare Kunststück, ist der Knüppel aus dem

Sack im Märchen: Tischchen, deck' dich, Esel, streck' dich. Hinter dem Menschenfresser im Däumling steht der Riese Hymir, und Kleindäumchen ist Thor, der mächtige Donnerer, der sich im Däumling des Riesenhandschuhes zu verbergen sucht. Wer kennt nicht das Märchen vom starken Hans, der sich die Glocke als Schlafmütze über den Kopf stülpt? Das ist Thor, wie er den mächtigen Kessel des Hymir, in dem dreizehn Schmiede hämmern, ohne einander zu hören, auf seinem Haupte fortträgt. Auch die beiden Frauen in Hymirs Halle finden sich in den Märchen wieder. Die alte neunhundertköpfige Frau erscheint als des Teufels Großmutter, die jüngere, allgoldene, weißbrauige ist die Frau des Menschenfressers, die schützend und rettend eingreift. Und wie steht's mit unserm lieben, wohlbekannten Dornröschen? Es ist die im Winterschlaf ruhende Erde, die Odins Sonnenblick wachküßt, deren Oberfläche er mit seinem Goldschwerte ritzt, daß sie Keime und Sprossen aus ihrem Schooße hervortreibt. Und ist nicht Barbarossa im Kyffhäuser auch eine Erinnerung an Odin? Die alte deutsche Sage erzählt: Odin sitzt im hohlen Berge, der die Unterwelt bedeutet, sein Bart ist schon zwei Mal um den Tisch gewachsen, seine Raben fliegen umher, und neben ihm schlafen seine Helden dem Tag der Entscheidung entgegen, dessen Anbruch der Schall seines Horns verkünden wird. In der nordischen Sage lebt er nicht im hohlen Berge, sondern in Asgard oder Wallhall, also in einem überirdischen Himmel, den er mit seinen Helden theilt. Auch hier finden wir das Horn bei ihm, das den Anbruch des jüngsten Tages verkündigen wird. Das Wächterhorn Odins lebt noch heut in dem Horn des Nachtwächters fort. Odins Attribute, die Raben, sind auch Barbarossas Begleiter, sie müssen ausfliegen, um den Stand der Dinge in der Welt zu erforschen, ob er aus seinem Schlaf erwachen darf. Wenn er aufsteht, dann ist die Macht der Finsterniß überwunden, und der leuchtende Sonnenwagen rollt wieder über die Erde dahin. So finden sich allenthalben geistige Beziehungen mit einer Zeit, die wir längst als ausgelebt zu betrachten uns gewöhnt haben.

Es ist eine hervorragende Seite des deutschen Volkscharakters, alte Anschauungen fortzupflanzen, sie in das Gewand der neuen Culturentwickelung umzukleiden und dabei doch den Kern zu wahren. Die Sinnigkeit und Innigkeit, mit der der Deutsche auch die Fäden der Vorzeit in das Gewebe der neuen Anschauungen aufnimmt, mag ihm wohl in den Augen anderer Völker, die leichter mit dem Alten abschließen und etwas Neues beginnen, den Ruf eines zwar hochgebildeten, aber phlegmatischen Volkes eingebracht haben. Ausländische Zeitungen, darunter besonders Pariser, gefielen sich früher darin, uns spottweise den deutschen Michel zu nennen, und selbst im deutschen Volke ist die Redensart eine sehr gebräuchliche, wie zahlreiche Stellen aus der Litteratur beweisen.

So lautet ein Sprichwort bei Sebastian Frank (15. Jahrh.): In nödigen Sachen aber könden sie (die Weiber) weniger denn der teutsch

Michel". Desgleichen sagt Philander von Sittewald: „Heuchelstu nicht mit, sondern wirst als ein redlicher, deutscher Michel frei durchgehen und aus gutem Herzen alles meinen, reden und thun wollen." Rabener bemerkt in einer seiner Satiren: „Der beste deutsche Poet ist in den Augen der lateinischen Welt weiter Nichts als ein deutscher Michel, oder höchstens ein leidlicher Versmacher." Goethe schildert in seinem Gedichte: „Musen und Grazien in der Mark" den deutschen Michel mit den Worten:

„Laß den Witzling uns besticheln,
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde, Vetter Micheln,
Guten Abend bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend,
Solch ein Edler bleibt uns nah',
Immer sagt man: Gestern Abend
War doch Vetter Michel da!"

An einer anderen Stelle äußert er sich: „Bei welchen Gelagen uns denn freilich manchen Abend Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit zu besuchen nicht verfehlte." In gleicher Weise singt Simrock:

Der gute deutsche Michel
Beschäftigt jetzt gar viel
Reisfeder, Stift, Grabstichel,
Dazu den Gänsekiel.
Man sieht den Ungefügen
Ohnmächtig dargestellt,
Als läg' in letzten Zügen
Der wunderstarke Held.

Ihm ließ so oft zur Ader
John Bull und auch Mynheer,
Der war der schlimmste Bader,
Rief stets: jusqu'à la mer!
Mit Aderlassen, Schröpfen
Erschöpften sie ihn ganz,
Am Ende wird ihn köpfen
Noch gar sein Nachbar Franz."

Bei Platen in einem Gedichte: „An Tieck" lesen wir:

„Man wagt's, den Calderon Dir auszupochen,
Das ließ vom deutschen Michel sich erwarten."

Börne spricht einmal vom „vierschrötigen deutschen Michel".

In dem Worte „Michel" haben wir jedenfalls eine Verschmelzung des in allen germanischen Sprachen vorkommenden Adjectivs „michel" in der Bedeutung von groß, mächtig, stark mit dem hebräischen Eigennamen des Erzengels Michael. Was nun den ersten Theil der Verschmelzung, das Adjectiv „michel" anlangt, so begegnet es uns häufig in mittelalterlichen Litteraturwerken. So läßt Walther von der Vogelweide († um 1230) in seinem Gedichte: „Die Traumdeuterin" den von dem Geschrei einer Krähe aus seinem süßen Traum aufgeschreckten Schläfer sagen:

„Sie nam mir michel wünne;
von ihr schrien ich erschrac."

Tauler (1508) sagt in einer seiner Predigten: „Und seine Jünger seind mit ihm gangen, dozu eine völlige, michele, merkliche Schar." Etterlin (1507) schreibt: „Dieweil sie von grossen Geschlechten war, auch iro ein michelteil war." Bei Schuppius (im 16. Jahrh.) lesen wir: „Drauf lächelt der gute Herr Melanchthon, denn er hatte des Dankes von seinigen

ein michelteil bekommen.“ In einem alten Volksliede bei Uhland endlich findet sich die Stelle:

„Die Juden kamen zusammen,
Der war ein michel Schar.“

Auch Länder- und Ortsnamen sind mit dem Worte „michel“ gebildet worden, z. B. Mecklenburg, Michelbach, Michelstadt. In Deutschlothringen sagt man noch heute „michel“ in der Bedeutung von groß, im Gegensatz zu „lützel“ im Sinne von klein, wie z. B. Lützelburg (Luxemburg), Lützelwiebelsbach, Lützelrimbach. In Ostfriesland heißt es „lüttje“, wie die Ortsnamen Lüttjenhastet, Lüttjenwistedt*) beweisen. Der schwäbische Volksmund sagt: „fürn Micherle halten“, wenn Jemand gehänselt wird. Auch Zusammensetzungen mit dem Worte „michel“ kommen vor, wie Quatschmichel, ein alberner Schwätzer, Kloßmichel (besonders in der Gegend von Nördlingen gebräuchlich, wo der letzte, der in die Schule kommt, so bezeichnet wird), Hulmichel, ein weinerlicher Mensch. Wenden wir uns zum andern Theil der Verschmelzung, zum Eigennamen des Erzengels Michael. Dieser ist bekanntlich einer der drei großen Engelfürsten. Er gilt als Anführer der himmlischen Heerschaaren, wie als Führer der abgeschiedenen Seelen und als Schutzpatron der streitenden Kirche. Nach David Strauß hat Gott die Vorsehung für sich behalten, die Leitung aber der einzelnen Angelegenheiten den Erzengeln übertragen, und zwar stand Gabriel an der Spitze des Kriegswesens, Raphael an der Spitze des Medicinalwesens und Michael an der Spitze des Cultus. Während Gabriel und Raphael im christlichen Cultus zurückgetreten sind, spielt Michael noch immer eine große Rolle. Er wird Schutzpatron des deutschen Volkes (protector Germaniae) und kommt als solcher auf die deutsche Reichsfahne. Daß Völker ihre Schutzengel haben, zeigt uns schon das Buch Daniel. Der Schutzengel eines Volkes ist gewissermaßen sein Musterbild, ebenso wie der gute Genius das Musterbild des Einzelnen ist. Als Repräsentant des deutschen Volkes ist Michael ein Collectivbegriff geworden. Wenn man nun vom deutschen Michel redet und damit einen plumpen, derben, klotzigen Deutschen meint, so geht die Collectivbedeutung des Wortes in die Appellativbedeutung über. Daß ein Einzelbegriff in einen Collectivbegriff übergeht, kommt oft vor. Sagt man doch „John Bull“ und meint damit das ganze englische Volk**), Bruder Jonathan und meint damit das gesammte Volk der nordamerikanischen Freistaaten***), Adam, der erste Mensch, wird Bezeichnung für die

*) Vergl. Ernst Förstenmann, die deutschen Ortsnamen, Nordhausen 1863.

**) John Bull, eigentlich Hans Stier oder Hans Ochse, wurde zuerst von dem Satiriker Swift (1667—1745) in Gang gebracht. Die Engländer selbst bezeichnen damit einen redlichen, derben, gutmüthigen Charakter; Ausländer dagegen meinen damit die Nationaleigenheiten und Vorurtheile des englischen Volkes, besonders die Unfähigkeit desselben, sich in die Gewohnheiten anderer Länder zu fügen.

***) Washington sagte, als er im Freiheitskriege 1775 über die Anschaffung von Vertheidigungsmitteln in Verlegenheit war, in einer Berathung mit seinen Offizieren:

gefallene Menschheit, und Christus ist bei Tertullian die recapitulatio humani generis, stellt also die ganze Menschheit dar, wie sie nach Gottes Ebenbild sein soll. Auch in der Thierwelt haben wir ein analoges Beispiel, insofern Reineke Fuchs der Repräsentant aller Füchse ist.

Betreffs der Frage: wann und wo die Bezeichnung „Deutscher Michel" aufgekommen ist, giebt es zwei Ansichten. Nach der einen rührt sie von den Franzosen her, nach der anderen ist sie aus dem Herzen des germanischen Volkes selbst herausgewachsen. Wattenbach macht im Anzeiger des germanischen Museum 1869 auf die merkwürdige Erscheinung der „Michelsbrüder" aufmerksam. In der Normandie, am Busen von St. Michel liegt ein Berg Mont St. Michel, zu dem Deutsche, namentlich deutsche Knaben, ehedem Wallfahrten unternahmen. Man verspottete diese Wallfahrer und nannte sie, wie aus der Verordnung eines Bettelvogtes zu Baden 1528 hervorgeht, Michelsbrüder. Das französische Wort miquelot (Betteljunge, frömmelnder Heuchler) steht jedenfalls hiermit im Zusammenhange. Frisch dagegen, der um's Jahr 1730 lebte, behauptet, „der deutsche Michel" sei bereits im 16. Jahrhundert gebräuchlich gewesen und weise entschieden auf eine Einzelpersönlichkeit hin. Er setzt somit den Zusammenhang der Redensart mit den Michelsbrüdern in Frage. Wir neigen der Ansicht zu, daß der Name „deutscher Michel" entschieden deutschen Ursprungs ist, und stimmen mit Frisch überein, daß er auf eine Einzelperson hindeutet, und zwar auf keine andere als die des Erzengels Michael. Daß diese heilige Figur aber in gewisser Beziehung in eine Spottfigur übergehen konnte, dafür giebt uns die deutsche Mythologie hinreichend Aufschluß.

Es steht fest, daß man bei Bekehrung unserer alten heidnischen Vorfahren von Seiten der Kirche absichtlich sehr vorsichtig verfuhr. Man ließ ihnen ihre Götzentempel, entfernte aber die Götzen und legte Reliquien dafür hinein. Ihre Feste, Schmausereien und Zechgelage änderte man nur insofern, als man ihnen einen christlichen Sinn unterschob. Bemerkenswerth ist in dieser Beziehung ein Brief des Papstes Gregor I. an den Abt Melittus (596). „Sagt dem Augustinus," schreibt er, „daß man die Götzenkirchen bei jenem Volke (den Angelsachsen) ja nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder darin vernichten, das Gebäude mit Weihwasser besprengen, Altäre bauen und Reliquien hineinlegen soll. Denn sind jene Kirchen gut gebaut, so muß man sie vom Götzendienst zur wahren Gottesverehrung umschaffen, damit das Volk, wenn es seine Kirchen nicht zerstören sieht, von Herzen seinen Irrglauben ablege, und um so lieber an den Stätten, die es gewöhnt ist, sich versammle. Ihre Sitte, bei Götzenopfern

---

„Wir müssen Bruder Jonathan fragen," womit er seinen Freund Jonathan Trumbull, Gouverneur von Connecticut, meinte. Später wurde Washingtons Ausspruch zum witzelnden Sprichwort.

.. Ochsen zu schlachten, muß ihnen zu irgend einer christlichen Feierlichkeit umgewandelt werden. Am Gedächtnißtage der heiligen Märtyrer sollen sie Hütten von Baumzweigen um ihre Götzenkirchen machen, nicht mehr dem Teufel Thiere opfern, sondern sie zum Lobe Gottes für sich zur Speise und Sättigung schlachten, damit sie, indem ihnen einige äußerliche Freuden bleiben, um so geneigter den innerlichen sind." — So lassen sich nun auch bestimmte Spuren nachweisen, daß St. Michael an die Stelle des mächtigen Gottes Wuotan getreten ist. Und betrachten wir die Wuotansfigur, wie sie uns in den deutschen Sagen und Märchen entgegentritt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sich dieselbe mit der des Michael in vielen Beziehungen deckt. In Wuotan, dem Vater der nordisch-deutschen Götter, gipfelte der Lichtcultus der alten Deutschen; denn mit der arischen Race theilten die alten Deutschen die Anschauung, daß im Lichte die höchste göttliche Kraft für sie zur Erscheinung komme. So dachten sie sich, daß am Ende des Winters Wuotan im feurigen Sonnenwagen, im goldenen Panzer und mit goldenem Schwerte gegürtet dahinfahre. An den brennenden Rädern seines Wagens entzündet sich das Licht der Erde, und dieselbe schmückt sich bräutlich mit Blättern, Blüthen und Knospen, um ihn, den leuchtenden, glänzenden Gott des leiblichen und geistigen Lebens, zu empfangen. Da in dem Bewußtsein der Germanen Natur und Geist untrennbar waren, so lebte Wuotan für sie nicht nur in jedem Lufthauch bis zum wüthendsten Sturm, sondern auch in jeder Gemüthsbewegung, in der Begeisterung wie in der Raserei, in der Stimmung des Dichters und der Liebenden, wie in der Berserkerwuth und in dem Kampfesmuth der Krieger. Die Luft war sein Reich, und die Seelen, als Odem und Hauch gedacht, gehörten mit zu demselben. Die Seelen derjenigen Verstorbenen, die auf dem Krankenbett geendet hatten, kamen nicht zu ihm nach Walhalla, sondern nur die der gefallenen Krieger. Als Schlachtengott lenkte er das Schlachtenglück und schürte die Kriegsflamme. Wie aber in den Mythen aller Völker in einer göttlichen Figur sich entgegengesetzte Seiten berühren, so daß der sommerlich lichte Gott zugleich der winterlich dunkle, der starke zugleich der schwache und ohnmächtige ist, so glaubte man auch, daß die lichte Kraft des sommerlichen Wuotan im Winter kraftlos und dunkel werde. Daher erscheint neben der Vorstellung des sommerlichen Wuotan, der mit Goldhelm, Brünne (Panzer) und Speer durch das Luftreich reitet, überall Leben erweckend, Segen und Gedeihen spendend, auch die des winterlichen Wuotan im niedergedrückten, tief in's Gesicht gehenden Hut, mit gesenktem Haupt, eingewickelt in einen alten, schäbigen, blau und schwarz gefleckten Mantel, blind, dumm und plump. In dieser Vorstellung ist nun nach unserem Dafürhalten die Lösung unserer Frage zu suchen. Da der heilige Michael nach der Bekehrung der alten deutschen Heiden an Wuotans Stelle trat, so mußten naturgemäß auch die beiden Seiten des Wuotan, die sommerliche lichte, mächtige, starke, wie die winterlich

ohnmächtige, kraftlose, derbe, plumpe, in ihn übergehen. Auch Michael wurde als Lichtgestalt verehrt, weshalb seine Kirchen meist auf Bergen oder erhöhten Plätzen standen. Trümmer von Michaeliskirchen finden sich noch zu Godesberg und Siegburg. Ferner liegt ein Michaelisberg bei Münstereifel. Wie Wuotan, so wurden auch Michael zu Ehren Feuer angezündet und brennende Räder an seinem Feste die Berge hinabgerollt. Die brennenden Räder sind Hindeutungen auf den leuchtenden Sonnenwagen. Auch fiel das Michaelisfest ursprünglich auf den 23. Mai, also zu derselben Zeit, wo man dem Wuotan zu Ehren ein Frühlingsfest feierte. Mit diesem Feste waren die Mailehen verbunden. Es waren das Volkshochzeiten, bei denen tagelang geschmaust und gezecht wurde. Diese Hochzeitsfeierlichkeiten sollten an die Vermählung Wuotans mit der bräutlichen Erde erinnern. Später verlegte man das Michaelisfest in den Herbst, weil man nach eingebrachter Ernte mehr Zeit zum Schmausen und Zechen hatte, als im Frühling, wo das Land bestellt werden mußte.

Wie schon oben angedeutet, war Wuotan aber auch Kriegsgottheit. Er konnte seine Feinde taub und blind machen und sie so in Schrecken versetzen, daß ihre Waffen nicht mehr verwundeten als Ruthen; aber seine Mannen drangen vor ohne Panzer, waren wüthend wie Hunde und Wölfe und stärker als Bären, Stiere. Aehnliche Vorstellungen verband man später auch mit dem heiligen Michael. Mit geschwungenem Schwerte dachte man ihn sich an der Spitze des deutschen Heeres stehend. Wenn die alten Deutschen in den Krieg zogen, so riefen sie ihn um Hilfe an, wie eine lateinische Hymne bezeugt. Dieselbe lautet in der Uebersetzung:

Herzog Michael,
Führ' Du das deutsche Heer in's Feld,
Herzog Michael,
O steh uns zur Seite,
O hilf uns im Streite,
Herzog Michael!
Du unser Herzog in dem Streit,
Beschirmest stark die Christenheit u. s. w.
Des Himmels Geister Zahl
Vermehren Deiner Streiter Zahl u. s. w.
Durch alle Welt, zu Meer und Land
Sind Deine Schlachten wohlbekannt u. s. w.

Anderweitige Spuren, wie in Michael die Kriegsnatur Wuotans übergegangen, haben wir noch in den Fechterspielen, die bis Ende des vorigen Jahrhunderts, namentlich in der Gegend von Trier, mit dem Michaelisfeste verbunden waren. In vielen Kirchen und auf Säulencapitälen finden wir Michael daher als kräftigen Jüngling in kriegerischer Rüstung dargestellt, aber ohne Helm.

Ferner galt Wuotan als Führer der abgeschiedenen Seelen und als Seelenwäger. Die Seelen der Gefallenen wurden von den Walküren nach

Walhall geleitet, wo ihnen Wuotan entgegenkam, sie an eine wohlbesetzte Tafel führte, ihnen Meth die Fülle reichte und sie täglich zum Zeitvertreibe fechten und kämpfen ließ. Auch Michael ist Seelenführer und Seelenbewahrer. Läßt doch schon die Bibel im Briefe des Juda den Erzengel Michael sich mit dem Teufel um den Leichnam Mosis streiten.

In gleicher Weise ist in mittelalterlichen Dichtungen von einem Streite der Engel und Teufel um die ausfahrende Seele die Rede, von denen Jeder die Seele für sich haben will. An der Spitze der Engel steht gewöhnlich Michael. In einer Urkunde des 13. Jahrhunderts wird Michael der Wächter des Paradieses und Fürst der Seelen genannt (praepositus paradisi et princeps animarum). Nach einer alten Sage ist die Seele in der ersten Nacht bei der heiligen Gertrud, in der zweiten bei St. Michael, und erst in der dritten gelangt sie dahin, wohin sie nach ihrem Verdienste gehört. Dies zeigt klar, wie die heilige Gertrud an Huldas und Michael an Wuotans Stelle getreten sind. Wie nach der griechischen Sage Zeus die Geschicke der Menschen in Schalen abwog, so verfährt nach der christlichen Legende auch Michael. Er wägt die guten und bösen Thaten des Sterbenden ab, und je nach Befund wird das Schicksal der Seele entschieden. Daher erscheint Michael in verschiedenen Capellen auf Friedhöfen mit einer Waage, in deren Schaalen je eine oder mehrere nackte Seelen sitzen.

Am innigsten aber berühren sich Wuotan und Michael endlich als Drachenkämpfer. Da auf Grund biblischer Anschauung die Lehre vom der Finsterniß, von der alten Schlange, die Adam zur Sünde verführte, im christlichen Dogma eine große Bedeutung gewann, so mußte vor Allem mit ihr bei der Bekehrung der Heiden eine Anknüpfung gesucht werden. Wuotan bot diesen Anknüpfungspunkt. Er tödtet im Frühling den Drachen des Winterdunkels, indem er den Fenriswolf, auch Wanagandr, d. h. Drache, Schlange, besiegt; daher auch sein Beiname Sigi, der dann in Siegfried des Nibelungenliedes, in welchem er sich verjüngte, wiederkehrt. Auch Michael ist Drachentödter. Nach der Offenbarung des Joh. 12, 7—9 streitet er und seine Engel im Himmel gegen den Drachen, und der Drache streitet auch mit seinen Engeln, und der Letztere wird ausgeworfen auf die Erde, der alte Drache, die alte Schlange, der Teufel, der die Welt verführt, und seine Engel werden auch dahin geworfen. Wie tief die Vorstellung vom Michael als Drachentödter im germanischen Gemüthe eingewurzelt war, beweist das uns Allen wohlbekannte Sprüchlein, womit ein Geistlicher des Mittelalters seine Predigt angefangen haben soll:

> Die Hölle summt,
> Der Teufel brummt
> Und wackelt mit dem Schwanze,
> St. Michael,
> Bei meiner Seel,
> Ersticht ihn mit der Lanze.

Wie die Vorstellung von Michael als Drachentödter selbst noch in der Gegenwart künstlerisch ausgenützt worden ist, zeigt das in Karlsruhe den in der badischen Revolution 1848 gefallenen preußischen Kriegern errichtete Denkmal. Dasselbe stellt den heiligen Michael dar, stehend auf einem Drachen, den er im Begriff ist, mit der Lanze zu tödten.

Wenn wir nun an das alte Germanien denken, wie es sieben Monate lang unter Schnee und Eis begraben lag, dazu an unsere alten heidnischen Vorfahren, die mit der Natur auf's Innigste verwachsen waren, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn sie ihren allbeherrschenden Wuotan im Winter sich schläfrig, ohnmächtig und plump, im Frühlinge aber als den alle widrigen Naturgewalten niederwerfenden Helden sich vorstellten. Als später bei ihrer Christianisirung die Wuotansfigur sich in den Erzengel Michael umwandelte, so gingen selbstredend auch viele seiner Züge in ihn über, und so ist es gekommen, daß er, als der Repräsentant des deutschen Volkes, gerade mit der kräftigen, derben, plumpen Seite seines Wesens uns den Spottnamen „deutscher Michel“ zugezogen hat.





Der Witz.

Eine ästhetische Studie.

Von

Friedrich Wegmüller.

— München. —

Unter den verschiedenen Arten der Vorstellungsverbindungen, durch die wir theils im logischen oder durch eine Zweckbeziehung geregelten Gedankengange Glied an Glied reihen, bis sich aus gegebenen Vordersätzen das gesuchte Schlußglied ergiebt, theils, durch die lautlichen Ausdrucksmittel unterstützt, den gewöhnlicheren Bedürfnissen des Gedankenaustausches und gegenseitigen Verkehrs gerecht werden, nimmt der Witz eine besondere Stellung ein. Wie seine Wirkung eine von der aller anderen Redeformen verschiedene ist, wie keine andere den bestimmten psychologischen Reflex hervorzubringen vermag, der den Witz charakterisirt, so sind auch seine Natur und die Bedingungen seines Zustandekommens, die Quellen, aus denen er entspringt, wesentlich verschieden von der normalen geistigen Thätigkeit, als deren Wirkung wir die erwähnten sonstigen Formen der Ideenverbindnngen betrachten. Schon das sprunghafte, blitzartig überraschende, das dem Witze nothwendig innewohnt, beweist ja, daß hier ein von den gewöhnlichen verschiedener geistiger Vorgang vollzogen worden sein muß; und daß dieses Verhältniß auch allgemein anerkannt ist, beweist der Umstand, daß wir im Allgemeinen geneigt sind, die Fähigkeit zum Witz überhaupt als Maßstab für die geistige Höhe und insbesondere für die natürliche Beanlagung eines Menschen anzusehen; allerdings, wie wir weiter unten sehen werden, nicht mit unbedingtem Recht.

Das Wort „Witz" wurde früher bekanntlich in viel weiterem Sinne gebraucht als heute, ungefähr in dem, den das englische „wit‘, sein genaues Analogon, noch heute besitzt: höhere geistige Fähigkeit oder Bethätigung

überhaupt, in welcher Bedeutung dasselbe übrigens auch bei uns noch nicht völlig untergegangen ist. So fielen denn früher namentlich Kunst und Kunstgeschmack unter den Begriff des Witzes; zu Gottscheds Zeit und unter seinen Auspicien erschien eine Zeitschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes" und eine ehemalige Monatsbeilage der Vossischen Zeitung, deren erster Leiter Lessing und deren Zweck hauptsächlich die schöngeistige Kritik war, nannte sich „das Neueste aus dem Reiche des Witzes". Dieser allgemeinen Bedeutung ging indessen das Wort ziemlich bald zu Gunsten der heutigen prägnanteren verlustig.

Der Witz beruht, logisch betrachtet, auf einer Vorstellungsverbindung. Wie das Urtheil, wie der Vergleich — die beide „witzig" sein können und so beweisen, daß er nicht für sich eine logische Gattung, sondern vielmehr eine logische Qualität ist, die verschiedenen Gattungen zukommen kann — kommt er dadurch zu Stande, daß zu einer Vorstellung a eine Vorstellung b in Beziehung gesetzt wird.

Aber die Art dieser Beziehung ist eine besondere. Während bei den erwähnten logischen Gattungen die folgende Vorstellung an die vorhergehende in einer durch die objective Realität der Dinge bedingten Weise angeschlossen, also sozusagen schrittweise von der ersten zur zweiten und allen folgenden vorgegangen wird, gehört es gerade zur Eigenthümlichkeit des Witzes, daß die beiden durch ihn unter einen einheitlichen Gesichtspunkt gebrachten Vorstellungen entweder überhaupt möglichst weit auseinander liegen, oder doch nur durch ein Abgehen vom gewöhnlichen Wege der associativen Verbindung zu vereinigen sind; je disparater die Vorstellungen, je mehr logische Zwischenglieder der Witz übersprungen hat, um so größer ist seine Wirkung. Er überrascht die Hörer, indem er zwei scheinbar fremde Vorstellungen zu einander in Beziehung bringt, und er löst zugleich die bewirkte Spannung, indem er wie mit einem blitzartigen Schlaglicht die an sich dunkle Beziehung in's rechte Licht setzt. Darauf beruht seine komische Wirkung, daraus erklärt es sich aber auch, daß jeder Witz, der durch Schuld des Autors oder des Hörers nicht sogleich richtig verstanden wird, der einer Erklärung durch Bildung seiner logischen Zwischenglieder bedarf, wirkungslos verpufft. Ein Witz wirkt spontan und unmittelbar, oder das Beste seiner Wirkung ist verloren.

Man hat bekanntlich das Komische, von dem auch der Witz eine Gattung ist, das „umgekehrte Erhabene" genannt. Obwohl wir hier keinen Anlaß haben, auf die eigentliche Meinung dieser uneigentlichen Begriffsbestimmung des Näheren einzugehen, so beweist sie uns doch, daß auch der Witz eine der Formen der ästhetischen Wirkung ist, und daß man zu seinem Verständniß wie noch mehr zu seiner Hervorbringung ein gewisses Maß jener objectiven Betrachtungsart bedarf, die wir uns seit Schopenhauer gewöhnt haben als Kennzeichen und Bedingung des ästhetischen Genusses zu betrachten. Das ist es vor Allem, wodurch der Witz nicht nur geistig,

sondern ich möchte geradezu sagen auch moralisch über die gewöhnlicheren Redeformen sich erhebt. Leute, die „keinen Spaß" verstehen, halten wir mit Recht nicht nur für geistig beschränkt, sondern auch für moralisch kleinlich und engherzig, das Ertragen eines guten Witzes, auch wenn er auf die eigene Person sich bezieht, gilt dagegen als das Zeichen einer freien Natur.

„Ich lobe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen;
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Gehört gewiß nicht zu den Besten." (Goethe.)

Während wir uns, um im Schopenhauer'schen Sprachgebrauch zu bleiben, bei der Mehrzahl der übrigen Vorstellungsverbindungen wollend verhalten, d. h. uns derselben zum Zwecke der Erreichung persönlicher oder sachlicher Interessen bedienen, verhalten wir uns im Augenblick der Hervorbringung oder Auffassung eines Witzes rein erkennend. Bedingung desselben ist darum ein geistiger Zustand, der nicht völlig in den Beziehungen des Willens zu den behandelten Objecten aufgeht, sondern der vermöge einer glücklichen Beanlaguug und augenblicklichen Disposition noch objectiv genug bleibt, um mitten im Spiel der Beziehungen zwischen Interesse und Objecten doch noch solche disparate Beziehungen der Objecte unter einander zu finden, deren Vereinigung die bewußte Wirkung des Komischen hervorbringt. Auf dieser Bedingung der geistigen Beherrschung der Lage beruht der Ausdruck vom „souveränen Witze"; und es ist klar, daß der Werth des Witzes um so höher ist, je wichtiger, je inhaltsvoller, je mehr Geist und Willen auf's Höchste anspannend die äußeren Umstände sind, unter denen er entsteht. Durch Nichts bewies z. B. Bismarck seine völlige Beherrschung auch der schwierigsten und heikelsten Situationen mehr als dadurch, daß er in ihnen trotz höchster geistiger Anspannung immer noch Gelegenheit zu seinen berühmten beißenden Sarkasmen fand. So ist der Witz ein kleines Kunstwerk und theilt mit jedem ästhetischen Product das Vorrecht, zwecklos zu sein; seine Wirkung geht verloren, sobald man die Absicht dabei merkt. Er verhält sich darum, bildlich zu sprechen, zur gewöhnlichen Redeweise wie der Gesang zur Sprache, wie das Spiel zur ernsten Tagesarbeit; er ist ein „jeu d'esprit", ein „spielendes Urtheil". Nicht einmal auf den Witz selbst darf die Absicht gerichtet sein, sondern im Gegentheil wird er stets um so besser wirken, je mehr er völlig ungesucht und ungekünstelt austritt — was unsere Sprache nach jeder Richtung treffend charakterisirt, wenn sie in diesem Falle von einem „guten Einfall", im andern aber von einem „gequälten Witze" spricht.

Eine früher viel gebrauchte Erklärung des Witzes, der, wenn wir nicht irren, auch noch Jean Paul zustimmte, lautet, der Witz beruhe auf einem Contrast. Will man diese Erklärung dahin verstehen, daß unter diesem „Contraste" eben jene In-Beziehung-Setzung weit auseinander

liegender Vorstellungen, von der wir sprachen, gemeint sei, so lassen wir uns dieselbe um so lieber gefallen, als sie zu einer sehr brauchbaren Eintheilung der Witze führt. Die vermittelnde Beziehung, die wir als das Charakteristikum des Witzes betrachten, kann nämlich entweder durch eine bloße Aehnlichkeit der die betreffenden Begriffe bezeichnenden Worte, oder sie kann durch eine in den betreffenden Vorstellungen selbst liegende Aehnkeit herbeigeführt werden. Im ersteren Falle haben wir den Wort- oder Klangwitz, im zweiten den eigentlichen und echten Witz, den man von seinem unebenbürtigen Bruder wohl auch als „Sachwitz" unterscheiden könnte.

Der Wortwitz ist unstreitig die niederste aller Witzgattungen, wie aus seiner Entstehung aus bloßer Lautähnlichkeit unmittelbar hervorgeht und weshalb er häufig unfreiwillig den Kindern besser gelingt als den mehr auf sachliche Beziehungen sehenden Erwachsenen. Charakteristisch genug ist es auch, daß fast jede Sprache ihre eigene despectirliche Bezeichnung für ihn hat — Calembourg, Kalauer —, und daß seine Häufigkeit mehr im umgekehrten als im geraden Verhältniß zu seinem ästhetischen Werthe zu stehen scheint. Er ist das, was der Berliner so recht treffend einen „faulen" Witz nennt — obwohl boshafte Provinzler gerade den Berlinern eine gewisse Vorliebe für dieselben nachzusagen pflegen.

Dies ist ein allgemeiner Charakterzug des heutigen Großstädters, über dessen psychologische Ursache wir weiter unten Anlaß haben werden, uns noch des Näheren zu verbreiten

„Witze" dieser Art sind unsern Lesern zu viele bekannt, als daß wir sie mit einer Aufzählung einiger derselben ermüden dürften; sei uns nur gestattet, einen der aller„blutigsten" hier als Typus der Gattung zu bringen, der sich wie so viele andere auf politische Ereignisse jüngster Zeit bezieht und „natürlich" auch Berlin zur Geburtsstadt hat: Bismarck scheiterte am Cap Rivi, und Caprivi verbrannte an der Hohenlohe! Uebrigens kann der Klangwitz, namentlich in seiner Häufung, zu einer rednerisch sehr wirkungsvollen Figur werden, wie z. B. in musterhafter Weise die bekannte, dem Abraham a Santa Clara nachgebildete Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager" zeigt:

„Und das römische Reich — daß Gott erbarm!
Sollte heißen ein römisch Arm.
Der Rheinstrom ist geworden zu einem Peinstrom,
Die Klöster sind ausgenommene Nester,
Die Bisthümer sind verwandelt in Wüstthümer,
Die Abteien und die Stifter
Sind nur Raubtheien und Diebsklüfter,
Und alle die gesegneten deutschen Länder.
Sind verwandelt worden in Elender u. s. f.

Da der Wortwitz sich an recht eigentlich naive Seelen wendet, so beruht ein gutes Theil beliebter Kinderräthselscherze auf ihm. Was für

Enten trinken Bier? die Stud-enten. Was für Ringe sind nicht rund? die Heringe. Welches Gemach liebt der Mensch am wenigsten? das Un-gemach u. s. f. — Scherze, deren Gebrauch allerdings unsere „reifere Jugend" von heute schon mit bedenklichem Nasenrümpfen begleiten mag.

Mit dem Wortwitze verwandt, aber doch nicht ohne Weiteres mit ihm zu identificiren ist das Wortspiel, das wohl in seinen schlechteren Vertretern noch hierher gehört, in der Regel aber doch schon der zweiten Gruppe, dem „Sachwitz", zuzutheilen ist; der Gleichklang kann hier die Pointe vortheilhaft verstärken, aber er bringt sie nicht eigentlich hervor. Während der Wortwitz darauf beruht, daß zwei verschiedene Begriffe durch Worte gleichen oder ähnlichen Klangs ausgedrückt werden, werden hier unter einem Complex von Worten zwei ganz verschiedene Vorstellungen zusammengefaßt und so die komische Wirkung erzielt. Das Wortspiel, namentlich wo es sich in rascher Rede und Gegenrede schlagfertig einstellt, ist so recht die höchste Form des Witzes, der eigentliche Prüfstein der dem witzigen Kopfe zugeschriebenen höheren Begabung. Meister derselben sind z. B. alle Shakespeare'schen Gestalten, die ihr Schöpfer entweder mit philosophisch-betrachtender oder mit intrigant-verschlagener Charakteranlage ausgestattet hat. „Uns Allen ist's gemein zu sterben, lieber Sohn," sagt Hamlets ehrvergessene Mutter, die ihn mit dieser nichtssagenden Banalität das Brüten über des Vaters räthselhaft-rasches Hinscheiden und ihre Handlungsweise vergessen machen will. „Ja, hohe Frau, es ist gemein," lautet die dolchscharfe Antwort. Hier sind dem äußern Anscheine nach beide Sprechenden ganz einig, indem sie sich zum Ausdruck ihrer Gedanken genau desselben Wortcomplexes bedienen; während aber die Mutter die Worte im eigentlichen Sinne gebraucht, hat Hamlet durch leichte Veränderung in Ausdruck und Geberde aus denselben Worten eine schwere Anklage gegen seine Mutter, ihr vermuthetes Einverständniß mit dem Mörder und die Schändlichkeit, diesen so rasch nach dem Hinscheiden ihres ersten Gatten zu heirathen, erhoben. „You 'll soon find me a grave man," sagt der mit dem Degen schlagfertige Mercutio, als seine Freunde, dem leicht aufflammenden Hitzkopf im Innern zürnend, ihn schwerverwundet vom Kampfplatze wegtragen. Das könnte heißen: Ihr werdet bald — viz. Eurem Wunsche entsprechend — einen durch solche Erfahrungen gesetzten Mann in mir finden; der wirkliche Sinn ist aber wohl der: Ihr werdet bald finden, daß ich ein Mann des Grabes geworden bin — welche Deutung ja bekanntlich der Ausgang bestätigt. So kann man denn allgemein das Wortspiel mit seinen verschiedenen in einander übergehenden Antworten, dem Doppelsinn, der Zweideutigkeit u. s. f. als jene Witzgattung bezeichnen, welche durch Zusammenfassung verschiedener — richtiger: recht weit von einander abstehender — Vorstellungen unter dasselbe Wort oder denselben Wortcomplex entsteht. Bei einiger Aufmerksamkeit ist dieser Zusammenhang auch bei scheinbar verwickelter Lage leicht zu erkennen. Wenn z. B.

Bismarck auf die entsetzte, nebenbei einen erheblichen Irrthum in sich enthaltende Antwort, mit der Jules Favre die Mittheilung von der Höhe der deutscherseits geforderten Kriegsentschädiguug empfing: so groß sei ja nicht einmal die Summe, die sich aus dem bekannten Rechenbeispiel von dem Ertrage des seit Christi Geburt auf Zins und Zinseszins gelegten Pfennig ergebe, mit Anspielung auf die Confession seines finanziellen Berathers die Antwort gab: „Drum hab ich mir ja einen mitgenommen, der schon vor Christus angefangen hat zu zählen" — so liegt hier das gleiche Verhältniß vor. Mit der von Favre aufgenommenen Wendung „zählen seit, bezw. vor Christi Geburt" hat Bismarck einen durchaus vom ursprünglichen verschiedenen Sinn verbunden und so ein Wortspiel von sehr komischer Wirkung hervorgebracht, bewunderungswürdig vor Allem wegen der wichtigen und einen gewöhnlichen Intellect völlig absorbirenden Umstände, unter denen es zu Stande kam. Bei dieser Gruppe braucht übrigens der mit verschiedener Bedeutung gebrauchte Wortcomplex keineswegs immer ausgesprochen zu werden. Wenn z. B. jener Wiener seinem neuen Bekannten sagt: „Wie, Sie gehen gern allein? Ganz mein Fall; da kömen wir ja zusammengehen" — so liegt der Witz hier in der Anwendung des unausgesprochenen Grundsatzes: „Leute mit gleichen Neigungen eignen sich zu gemeinsamen Spaziergängern" gerade auf den Fall, auf den der Natur dieses Falles wegen seine Anwendung nicht stattfinden konnte. Also auch hier zeigt sich, daß das Eigenthümliche des Witzes in der überraschenden Vereinigung unzusammengehöriger Vorstellungen beruht. Selbstverständlich gehört hierher auch jenes Genre von Witzen, bei dem nach dem bekannten Wort Voltaires Manchen auch das schalste noch als witzig erscheint, sofern hier nicht der Doppelsinn von vornherein zur Eindeutigkeit wird.

Da der „Sachwitz" lediglich in der Herstellung von Beziehungen der dargelegten Art zwischen Vorstellungen besteht, so folgt, daß derselbe unter Umständen der sprachlichen Verständigungsmittel entbehren kann, sofern dieselben nämlich auf anderem — z. B. mimischen Wege — eben so gut zur Anschauung gebracht werden können. So bezeichnen wir es ebenfalls als Witz — hier freilich als unfreiwilligen — wenn zwei Nachtwächter einen singenden Studenten in der Nacht mit sich auf die Wachtstube schleppten denselben dort zum Skat einluden, dann aber, als jener ihnen zu „mogeln" schien, ihn entrüstet hinauswarfen — zur großen Freude des so entronnenen Häftlings. Der allgemeine Grundsatz: „Wer mogelt, wird hinausgeworfen," ist hier in komischer Weise stillschweigend und thätlich eben auf den Fall angewandt worden, der seiner Natur nach die Anwendung desselben nicht gestatten kann. Ein sehr guter, mit Absicht gemachter Witz derselben Art ist es, wenn jener Papst des Mittelalters einem Virtuosen, dessen Kunst darin bestand, mit Linsen unfehlbar genau durch ein Nadelöhr zu werfen und der sich eine große Summe als Belohnung für seine Kunst erwartet

hatte, statt dessen eine — große Schüssel Linsen überreichen ließ, ihm damit ad oculos demonstrirend, wie hoch er den Werth seiner Kunst schätze. Der komische „Contrast" besteht hier in den so entfernten Vorstellungen der erwarteten und der wirklich erhaltenen Gabe. Auch die treuen Weiber von Weinsberg machten einen Scherz der gleichen Art, als sie auf den Bescheid des Kaisers, sie möchten aus der zum Sturme bestimmten Stadt das mit sich herausnehmen, was ihnen am liebsten sei, der Legende nach jede mit ihrem Manne auf dem Rücken aus der guten Stadt Weinsberg zogen; denn gerade der Fall war der Meinung des kaiserlichen Spruches nach ausgeschlossen. Uebrigens gilt, was hier von „unfreiwilligen Witzen" gesagt ist, für sämmtliche bisher erwähnten Gattungen desselben; denn im Hinblick auf die komische Wirkung macht es offenbar sehr wenig aus, ob dieselbe mit oder ohne Absicht herbeigeführt wurde. Nur pflegt dabei, da der unfreiwillige Witz in der Regel aus einem Mangel an Wissen oder an Schlagfertigkeit hervorgeht, die Heiterkeit sich gewöhnlich nicht auch auf die Seite zu erstrecken, die sie erzeugt hat.

Unter den Begriff des mimischen Witzes fällt natürlich auch die pantomimische Darstellung und komische Uebertreibung der Geberden und Sprechweise bestimmter Persönlichkeiten, die schauspielerische Caricatur, bezw. ihre graphische Darstellung.

Die Vereinigung disparater Vorstellungen, die wir als das Charakteristicum des Witzes kennen gelernt haben, kann sich unter Umständen auch auf eine bloße Vergleichung beschränken. Dies ist namentlich in der Weise häufig der Fall — und der komischen Wirkung sicher —, daß sich die Vergleichung an bestimmte Eigenthümlichkeiten einer Person oder Sache heftet und dieselbe durch eine drastische Vergleichung lächerlich macht. So entsteht der charakterisirende Witz. Auch für ihn sind die Gestalten Shakespeares eine unerschöpfliche Fundgrube, vor Allem der biedere Sir John, der bei aller eigenen sittlichen Gesunkenheit doch ein scharfes Auge für die Schwächen seiner Nebenmenschen und eine unerschöpfliche Phantasie in der Herbeiziehung der komischsten Vergleiche besitzt. Man höre nur die schier unendliche Reihe der witzigsten Bilder, mit denen er seinen Freund und seinen Zechbruder, den faden Philister Friedensrichter Shallow und den ewig durstenden, rothnasigen Bardolph persiflirt! „Dieser schmächtige Friedensrichter hat mir in Einem fort von der Wildheit seiner Jugend vorgeschwätzt, und um's dritte Wort eine Lüge, dem Zuhörer richtiger ausbezahlt als der Tribut dem Großtürken. Ich erinnere mich seiner in Clemenshof, da war er wie ein Männchen, nach dem Essen aus Käserinde verfertigt; wenn er nackt war, sah er natürlich aus wie ein gespaltener Rettig, an dem man mit dem Messer ein lächerliches Gesicht ausgeschnitzt hat; er war sehr schmächtig, daß ein stumpfes Gesicht gar keine Breite und Dicke an ihm unterscheiden konnte." Oder gar erst Bardolph! „Bessere Du Dein Gesicht, so will ich mein Leben bessern. Du bist unser Admiralschiff, Du trägst die Laterne

am Steuerverdeck, aber sie steckt Dir in der Nase, Du bist der Ritter von der brennenden Lampe.“ „Ich sehe Dein Gesicht niemals, ohne an das höllische Feuer zu denken und an den reichen Mann, der in Purpurkleidern lebte, denn da sitzt er in seiner Tracht und brennt und brennt. Wärst Du einigermaßen der Tugend ergeben, so wollte ich bei Deinem Gesichte schwören, mein Schwur sollte sein: bei diesem flammenden Cherubschwerte! Aber Du liegst ganz im Argen, und wenn es nicht das Licht in Deinem Gesicht thäte, so wärst Du gänzlich ein Kind der Finsterniß. O Du bist ein beständiger Fackelzug, ein unauslöschliches Freudenfeuer! Du hast mir an die tausend 'Mark für Kerzen und Fackeln erspart, wenn ich mit Dir Nachts von Schenke zu Schenke wanderte: aber für den Sect, den Du mir dabei getrunken hast, hätte ich bei dem theuersten Lichterzieher von Europa ebenso wohlfeil Lichter haben können. Seit zweiunddreißig Jahren nunmehr habe ich diesen Deinen Salamander mit Feuer unterhalten, der Himmel lohne es mir!“

Welch unerschöpflicher Sturzbach von Metaphern, jede ein beißendes Epigramm! In der That ist diese Klasse des Witzes recht eigentlich doch die epigrammatische; und es ist bezeichnend, daß einer unserer besten Epigrammatiker, der lange nicht nach Gebühr geschätzte Haug, der Jugendfreund Schillers, einen ähnlichen Vorwurf zum Thema einer großen Reihe witziger Epigramme gemacht hat. Wir meinen seine „Epigramme auf Herrn Wahls ungeheure Nase“. Allerdings ist bei ihm selbstständiges dichterisches Erzeugniß, was bei Shakespeare so ganz beiläufig und nebenher abfällt.

Unter den Begriff des Witzes im weiteren Sinne fällt auch die uns Allen geläufige Sprechweise der Ironie. Sie wird gewöhnlich dahin erläutert, ein Fall der Ironie sei dann gegeben, wenn die äußere Form des Lobes gewählt werde, um damit desto nachdrücklicher und wirksamer einen Tadel auszusprechen; wie man sieht, liegt dabei der komische Contrast in dem Gegensatz zwischen dem wörtlich ausgedrückten und dem in Wahrheit beabsichtigten Sinne. Diese Erklärung ist indeß ohne Zweifel zu eng; wir sprechen nicht minder dort von Ironie, wo der Wortlaut tadelt, der beabsichtigte Sinn aber als Lob zu verstehen ist. Es ist Ironie, wenn ich einen Betrüger einen Gentleman, einen unreifen Dichterling einen jungen Goethe nenne, und unzählige Wendungen und Redensarten des täglichen Lebens gehören zu dieser Kategorie. Es ist aber ebenso gut Ironie, wenn Marc Anton an der Bahre des ermordeten Cäsar scheinbar die Gründe der Mörder anerkennt und den Cäsar einen Feind des Volkes, einen Feind der Freiheit nennt, um in dieser Maske seine wahre Meinung desto eindringlicher zu verkündigen. Allerdings wird — und das gab ohne Zweifel hier den Grund zu jener erwähnten einseitigen Definition — die erste Art ungleich häufiger gebraucht als die zweite; denn der Mensch liebt mehr zu tadeln als zu loben. Ironie ist es aber auch, wenn man eine ausgesprochene

Behauptung dadurch zu entkräften sucht, daß man ihr scheinbar zustimmt, dann aber dadurch, daß man die Consequenzen derselben in lächerlicher Weise übertreibt, ihre Richtigkeit darthut. So wird Onkel Bräsig, wie so oft, ironisch, wenn er dem jungen Herrn von Rambow, der seine frisch gelernte Bücherweisheit sofort nach Antritt seines Gutes in die Praxis übertragen will, die Illusionen zu zerstören sucht mit dem Bemerken, ja wohl, so machen wir's, und auf jenes Feld dort pflanzen wir Rosinen, und die Rosinen fressen dann die Schweine; das gebe dann einen guten Schweinebraten!

Oder richtiger, er wurde sarkastisch. Denn der Sarkasmus, in allem Wesentlichen wesenseins mit der Ironie und begrifflich in keiner Weise von ihr zu trennen, unterscheidet sich von der Ironie durch die unmittelbare, aggressive Beziehung auf eine bestimmte Person; er ist die Ironie, die „bissig" und „stachelig" geworden ist. Er will nicht harmlos scherzen oder mit der Peitsche schlagen, sondern verwunden. Darum ist der Sarkasmus namentlich dort am Platze, wo, wie z. B. im politischen Leben, höhere Leidenschaften und Interessen auch die Anwendung schärferer geistiger Waffen rechtfertigen. So bieten die „Fliegenden Blätter" harmlose Ironieen, gemildert durch Humor, unsere politischen Witzblätter beißenden Sarkasmus. Eine wunderbare Probe sarkastischer Redeweise bietet uns auch hier wieder Shakespeare in der berühmten Leichenrede des Marc Anton auf Cäsar, die wir soeben erst erwähnt; und deren Wirkung der Gang der Geschichte bezeugt:

„Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann —
So sind sie Alle, Alle ehrenwerthe Männer."

So — wie Brutus nämlich.

Wird die den Sarkasmus bildende Anthitese auf ein paar knappe Worte zusammengedrängt, womöglich nur auf zwei, so entsteht das von den Alten sogenannte Oxymoron. „Ein dunkler Ehrenmann", „eine biedere Galgenvogelphysiognomie", ferner Redensarten wie „eine große Zukunft hinter sich haben", das „Immer weiter nach Frankreich hineingesiegt werden", womit man so treffend die anfänglichen französischen Siegesberichte von 1870 persiflirte, und vieles mehr gehört hieher. Wird endlich ein ganzes künstlerisches Werk so angelegt, daß es diesen Bedingungen genügt, dient der ganze Wortlaut eines Buches nur dazu, die dahinter steckende wahre Meinung des Verfassers umso deutlicher hervortreten zu lassen, so haben wir eine ganz auf die logische Function der Ironie gegründete künstlerische Gattung vor uns — die satirische Dichtung. Ein Rabelais, ein Aristophanes, ein Swift, ein Heine, ein Cervantes, — alle diese Meister der Satire sind zugleich in unserm Sinne Ironiker im höchsten und besten Sinne des Wortes. Das gewaltige Werk des Cervantes und die Ironie des täglichen Lebens mögen sich noch sehr unterscheiden hinsichtlich der geistigen Thätigkeit, die in ihnen zum Ausdruck kommt — hinsichtlich ihrer logischen Classificirung sind sie völlig gleich.

Wir haben oben bereits in Kurzem die geistige Disposition untersucht, die eine Bedingung der Entstehung des Witzes ist, und gefunden, daß sie in einer besonderen Fähigkeit der objectiven Betrachtung bestehe, wie sie z. B. auch das künstlerische Schaffen oder Genießen verlangt. Daraus erklären sich manche Eigenthümlichkeiten, die jedem witzig veranlagten Kopf nur allzu bekannt sind. Zunächst folgt daraus, daß eine gewisse heitere oder doch sorglose Gemüthsstimmung vorhanden sein muß, wenn witzige Bemerkungen sprudeln sollen; sodann aber, daß der leichteste Schatten einer Verstimmung, einer Beklemmung der Gesellschaft dieselben verscheuchen kann. Wie oft ist es nicht schon auch dem witzigsten Kopfe vorgekommen, daß seine eben noch, unter dem Beifall der Gesellschaft, bewiesene Fähigkeit plötzlich versagte; der Eintritt einer unsympathischen Persönlichkeit, das Berühren eines mißliebigen Gesprächsstoffes, eine störende Nachricht, ein Zwischenfall, das Bewußtsein gesellschaftlicher Ungleichheit und die daraus entspringende Nothwendigkeit streng zu beobachtender Etikette — das Alles genügt sehr häufig, um dem geistreichen Kopfe nie mit einem Schlage gewöhnliche Alltagsworte statt der erwarteten Pointen und witzvollen Treffer einzugeben, oft genug gerade im entscheidenden Augenblick. Zu Hause, ja schon auf der Treppe, bei ruhiger und unbefangener Betrachtung, findet er die besten Pointen offenbar zu Tage liegen, kaum fassend, daß sie gerade im kritischen Moment seinem Scharfsinn entgangen. Die Unglückseligen, bei denen dies Mißgeschick ständige Erscheinung, hat Heinrich von Kleist nicht übel gezeichnet:

„Treffend, durchgängig, ein Blitz, voll Wahrheit sind seine Gedanken;
Wo? An der Tafel? Vergieb! Wenn er's zu Hause bedenkt."

Andrerseits erklärt es sich aber auch daraus, wie der Witz gewisse Stände und Verhältnisse mit Vorliebe als Objecte oder als Milieu seiner Entstehung wählen kann. Er wird sich stets mit Vorliebe an solche Stände heften, denen böse Zungen einen Gegensatz zwischen Schein und Wesen, zwischen aufgebauschter Außen- und hohler Innenseite nachsagen; er wird aber am liebsten dort entstehen, wo Stand und Beschäftigung dazu angethan sind, sorglose Stimmung und vor Allem das — berechtigte oder unberechtigte — Gefühl der Ueberlegenheit über die Umgebung aufkommen zu lassen. So ist es erklärlich, wenn der Unteroffizier seine Rekruten, der Großstädter den Kleinstädter, der Künstler den Philister zur Zielscheibe seines Witzes macht; vor Allem aber erhellt daraus, wie sehr alle Factoren des akademischen Lebens, dies Bewußtsein überlegener Bildung, die akademische Freiheit, die jugendliche Sorglosigkeit, der zwanglose Verkehr mit Commilitionen und Docenten aller Art, die mannigfaltigen Wechselfälle, die sich aus dem Mißverhältnisse zwischen fröhlicher Burschenstimmung und leerer Börse ergeben, geeignet sei müssen, aus den jugendlichen Musensöhnen die eigentlichsten „Witzvögel", die Verüber aller erdenklichen „Ulke" in Wort und That zu machen.

Natürlich werden sich dann die Betroffenen in ihrer Weise zu rächen suchen; und so ist denn Nichts naheliegender, als daß der Einjährige seinem Unteroffizier den sich zum Theil gerade in seinen Witzen aussprechenden Mangel an Bildung, der Kleinstädter dem Großstädter seinen angeblichen Hang zum Wortwitz vorwirft; die wirklich guten Einfälle pflegen eben die gekränkten Seelen auf beiden Seiten als quantité négligeable anzusehen.

Sie sind uns ja von unsern Witzblättern her auf's Beste bekannt, die Stände und Gruppen, an denen sich der Witz sozusagen der Allgemeinheit ohne Unterschied erbaut: der überschneidige Lieutenant, der unwissende, tactlose Emporkömmling, der Sonntagsjäger, der verhinderte Dichter, der größenwahnsinnige Schauspieler u. s. f.

Wenn wir oben des Weiteren bemerkten, daß die Gabe des Witzes im Allgemeinen mit Recht als Maßstab der natürlichen Beanlagung eines Menschen angesehen werde, so bedarf diese Bemerkung übrigens einer kleinen Berichtigung. Allerdings ist der angeborene „Mutterwitz" so werthvoll und die durch ihn begründete Ueberlegenheit so groß, daß sie durch keine künstliche Bildung, geschweige denn Gelehrsamkeit wirklich ersetzt werden kann. Es giebt ja eine gewisse Sorte von Buchgelehrsamkeit ohne angeborenen Mutterwitz; hier weiß aber Jeder, wie sehr dieselbe der natürlichen Begabung auf Schritt und Tritt sich unebenbürtig erweist, ja wie sehr gerade durch den aufgespeicherten Wissensballast dieser Contrast noch mehr gesteigert wird. In Bürgers „Kaiser und Abt" wird ein solches Verhältniß mit gutem Humor entwickelt; der ungelehrte Schäfer, Hans Bendix heißt der Biedere, sticht durch seinen natürlichen Mutterwitz nicht nur den Abt von St. Gallen aus, der das Pulver nicht erfunden hat, nicht nur die vier Hochschulen mit ihren Doctoren, sondern auch noch den sich mit Recht witzig dünkenden „kurrigen" Kaiser obendrein.

„Was Ihr Euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Denn, wie das alte Sprichwort sagt, „ein Quentchen eigener Mutterwitz ist mehr werth als zehn Pfund von anderer Leute ihrem". Trotzdem aber sind die Fälle nicht selten, wo ein allzu großer Gebrauch dieser Fähigkeit das geistige Niveau eines Menschen sehr unvortheilhaft verändern, ja bereits ein Symptom geistigen Niedergangs sein kann. Der Witz ist ein Spiel des Geistes, eine Vereinigung von Vorstellungen, die durch den ordnungsmäßigen Ablauf der Gedanken nicht zu einander in Beziehung gesetzt werden. Darum versteckt sich hinter dem Anscheine blendenden Witzes und übersprudelnden Geistes nicht selten die Unfähigkeit zum logischen, durch die Realität der Dinge gegebenen Gedankengang, die Unfähigkeit zur eigentlichen geistigen Arbeit. Sind uns doch aus der politischen wie aus der litterarischen Geschichte selbst aus relativ junger Zeit Beispiele genug bekannt, wie sich mit scheinbar geistvollem Witze nicht nur klägliche Haltlosigkeit des Wollens, sondern selbst die Anfänge geistiger Zerrüttung sehr

wohl vertragen können. Daher auch das ästhetische Unbehagen, das ein allzu häufiger Gebrauch des Witzes, sei es im Leben oder im Kunstwerk, in uns hervorruft; wir haben dabei stets das peinliche Gefühl mangelnder Sachlichkeit oder mangelnden künstlerischen Ernstes. Der Witz ist ein Hors d'oeuvre, keine nährende Speise; allzuviel genossen verdirbt er den Magen. Die Litteraturgeschichte bietet uns Beispiele genug, wie nicht nur einzelne Autoren und Werke, sondern selbst ganze Litteraturepochen — z. B. die epischen Vorgänger und dramatischen Nachfolger Shakespeares — durch Einführung gespreizten Witzes um jeden Preis dem gebildeten Geschmack ungenießbar gemacht wurden.





Sein Brief.

Novelle.

Von

Mite Kremnitz.

— Bukarest. —

Würde sie noch ankommen?

Sie sah nach der Uhr — noch zwölf Stunden, und ihr Kopf brannte so furchtbar, sie konnte ihn nicht mehr hochhalten, und wenn sie die Augen öffnete, flimmerte Alles vor ihnen, und sie sah wie in rothe Wolken, die unaufhörlich ihre Gestalt wechselten und in einander zerflossen, um sich gleich wieder von einander zu lösen.

Wenn ihr nun aber das Bewußtsein schwände, was sollte aus ihr werden? — Der Zug brauste durch die Nacht dahin; dort drüben der lichte Streif, deutete er schon den Morgen an? Aber sie war doch erst eben eingestiegen! Oder sollte sie geschlafen haben? Nein, wie hätte sie mit den furchtbaren Schmerzen schlafen können! — Vielleicht, daß sie schon vorübergehend das Bewußtsein verloren hatte? . . . . . O Gott, der menschliche Wille vermag ja Alles, sie mußte noch bis nach Hause kommen! Dort wollte sie dann gern sterben, aber nur nicht unterwegs liegen bleiben, nur nicht die Schande, daß man ihr nachforschte und sie hier entdeckte, den Wegen nachspürte, die sie gegangen war! — Was würde ihr Mann sagen? Hier würde er sie nie suchen! Und die Sehnsucht nach der Kleinen — sollte sie das süße Kind nie wiedersehen?

Sie schluchzte laut auf. — Wie viel war die Uhr? . . . . . Immer noch zehn Stunden! Und eben hatte sie die lebendige Vorstellung gehabt, nicht auf der Bahn, sondern auf dem Schiff von Hoyer nach Sylt zu sein — sie konnte also wirklich nicht mehr klar denken! Großer Gott, was sollte aus ihr werden? . . . Die Schande, die furchtbare Schande, die sie auf ihren Mann geladen hatte! . . . . Nein, nein, bis nach Hause mußte

sie kommen! . . . . Aber wenn es nun ein Nervenfieber war? Schon seit mehr als acht Tagen war ihr zu Muthe, als wäre sie krank; sie hatte das auf seelisches Leid geschoben, allein, wenn sie nun doch erkrankte, wenn man sie aus dem Zuge hob, wenn man nach Erkennungszeichen bei ihr suchte und ihren Namen durch die Welt telegraphirte! . . . . . Aber Nichts an ihr trug ja ihren Namen, ihr Reisesack nicht und auch nicht ihre Wäsche, sie hatte die größte Vorsicht beobachtet, und Initialen sagen ja Nichts. . . . . O, aber der Brief von ihm, den sie bei sich trug, der mußte vernichtet werden, schnell, schnell — — sein letzter, lieber Brief! . . . . Sie durfte ja ihn vor Allen nicht bloßstellen. — Lieber namenlos begraben werden. . . . Der Friedhof der Namenlosen, — sie war schon wieder an der See! . . . . .

Aber der Brief, sein Brief! . . . . . Was hatte sie doch eben gewollt? Ach ja, ihn zerreißen! . . . . . Sie trug ihn ja auf der Brust. . . . . Rasch, die Jacke aufknöpfen! — O, wenn sie aber nicht einmal das mehr konnte, wenn man dann seinen Brief fand! . . . . Es war gewiß ein Nervenfieber! Die letzten Tage waren zu furchtbar gewesen, sie hatte sich übermenschlich zusammennehmen müssen, und die Wochen vorher. . . . . Natürlich, Alles kann der Mensch nicht überwinden.

Wie laut die Wellen an's Ufer schlugen — die Futh stieg — sie kann nicht vorwärts — o, sie war nicht zu retten! . . . . Sie schrie laut auf und sah sich dann verwundert um. . . . . Ach, es war ja nur ein Traum, sie hatte geträumt — Aber der Brief? Hatte sie ihn wirklich noch nicht herausgeholt und zerrissen? . . . .

Wie sie zitterte! — Und die großen Knöpfe wollten ihren Fingern nicht gehorchen — Baby hatte vor der Abreise mit diesen Knöpfen gespielt. . . . .

Sie ließ die Hand sinken. — Wieder schaukelten die Wellen sie, das Brausen war fast unerträglich. . . . O, sie mußte sich retten! . . . .

Hastig stand sie auf, fiel aber gegen das Fenster, das klirrend zerbrach. . . . Die Erschütterung that ihrem Kopfe so wohl! . . . . Wie gut war die Nachtluft; sie hatte ja längst das Fenster aufmachen wollen, um den Brief hinauszuwerfen. . . . . Wohin er wohl fliegen würde? . . . Die Krone darauf, die mußte vor Allem zerrissen werden. . . . . Aber das war ja gar nicht der Brief, das war die Hotelrechnung aus der Paletottasche, die sie zerfetzt und fortgeworfen hatte! . . . Ob die Wellen da draußen, die so schwarz gegen sie anstürmten, die Schriftzüge auch ganz abwaschen würden? So, daß kein menschliches Auge seine Liebesworte mehr entziffern konnte? . . . . . O, das Papier wollte sich nicht zerreißen lassen! . . . . . Sie riß, daß ihr der Schweiß auf die Stirn trat. . . . . Mein Gott, sie war wohl schon irrsinnig, das war ja der Vorhang, an dessen Franzen sie zerrte, und sein Brief ruhte immer noch auf ihrer Brust! . . . . Warum war sie auch so thöricht gewesen, ihn dorthin zu stecken! . . . .

Was war das? . . . Jemand huschte an ihr vorbei — ein Geist.... War es der Geist der Liebe, der nicht dulden wollte, daß sie seine Worte profanirte? . . .

Sie flüchtete sich in die äußerste Ecke des Coupés; ihr war immer, als dränge eine schreckliche Gestalt durch das zerschlagene Fenster hinein.... Wie merkwürdig, daß sie beim Einsteigen nicht bemerkt, daß es zerbrochen war! . . . . Wo war sie denn eigentlich in diesen Zug gestiegen? . . . . Und war sie auf der Hinreise oder auf der Rückreise? . . . . Wie gut, daß sie in München keinen Bekannten auf dem Bahnhofe getroffen! Sie hatte doch Glück gehabt, großes Glück, und nun war sie ja gleich zu Hause. . . Wie viel Stunden noch? . . . .

Sie hob den Arm, um auf die Uhr zu schauen, die sie an der Kette um das Handgelenk trug. O, wie sie fror. — Sie fror furchtbar — ihr Kleid und ihre Jacke waren ja auch offen. . . . . Ach, und in der Hand hielt sie immer noch seinen Brief! . . . . . Sie nahm ihn zwischen die Zähne — sie mußte ihn zerreißen! . . . Aber was war denn das? . . . .

Sie schrie furchtbar auf und stürzte an das zerbrochene Fenster. Sie schrie, als sollte sie das Getöse des brausenden Zuges überschreien — Hülfe! . . . Hülfe! . . .

Man wollte sie ermorden — zwei Männer, große, schwarze, maskirte Männer standen vor ihr! . . . . Sie suchte die Thür zu öffnen, um ihnen zu entfliehen. — Es gelang ihr auch, die Klinke zu erfassen und die Thür aufzustoßen, aber es hielt sie Etwas fest, wie eine Eisenklammer hatte es sich um ihre Taille gelegt. . . . . .

* * *

Als Doctor Braun um neun Uhr Morgens seine Frühvisite im Krankenhause zu Kempten machte, berichtete ihm die Barmherzige Schwester, daß vor einigen Stunden von der Bahnverwaltung eine Dame eingeliefert worden sei, die im Nachtzuge einen Anfall von Tobsucht gehabt habe und jetzt noch ganz bewußtlos sei; sie habe hohes Fieber, das Thermometer zeige 40°, und nur mit Mühe sei sie im Bett zu halten. Gleich bei ihrem Einsteigen in München habe der Schaffner bemerkt, daß sie sich mit den Händen den Kopf gehalten und vor sich hingesprochen habe; während der Fahrt, so oft er durch's Fenster geblickt, habe sie unaufhörlich ihren Platz gewechselt, sei aufgesprungen und habe ihre Kleidung auf- und zugeknöpft; schließlich, als sie die Scheibe zerbrochen, habe er dem Zugführer Meldung gemacht. Ihr Billet I. Klasse habe München—Lindau gelautet, die Reisetasche hier sei ihr einziges Gepäck; ihrem Aussehen nach gehöre sie den besten Ständen an. . . .

„Die Dame scheint Sie ja ausnehmend zu interessiren, Schwester Anna," unterbrach der Arzt sie lächelnd, „daß Sie alle Details so gut behalten haben. Wir wollen sie uns erst einmal ansehen . . ."

„Aber Herr Doctor, es schneit uns doch nicht jeden Tag eine schöne Namenlose so in der Morgenfrühe auf die Station!“ entgegnete sie scherzend.

Doctor Braun war der ausgesprochene Liebling der Barmherzigen Schwestern; sie bewunderten sein joviales, rundes Gesicht als den höchsten Ausdruck männlicher Weisheit und Güte, obgleich er kaum dreißig Jahre zählte, und die Schwestern selbst dieses Alter sämmtlich schon überschritten hatten.

„Also schön ist sie auch, die Namenlose?“ fragte der Arzt und trat in das sogenannte Extrazimmer, wohin die Kranke gebracht worden war.

Hell fiel das Tageslicht auf das schmale Bett, in dem die Neuangekommene mit geschlossenen Augen ruhte. Ihr auffallend langes, dunkles Haar lag in einer dicken Flechte ihr im Arm, ihr Antlitz war fiebergeröthet, und die trocknen Lippen ihres Mundes geöffnet, so daß die kleinen, dichtgereihten Zähne sichtbar waren; ihre feinen schwarzen Augenbrauen hatten sich wie im Schmerz zusammengezogen, und zuckend beschatteten die langen dunklen Wimpern ihre Wangen.

„Sie ist verheirathet,“ flüsterte die Schwester und wies auf die rechte Hand, die auf der carrirten Wolldecke lag und neben einem Brillantring den breiten Ehering zeigte; die Finger waren kindlich schmal und schienen fast durchsichtig. „Vielleicht steht der Name ihres Mannes im Ringe, und wir finden so am schnellsten die Spur . . .“

„Ja, aber die Hauptsache ist, daß wir sie am Leben erhalten,“ antwortete der Arzt. „In der ersten Typhuswoche, denn die erste muß es sein, solche Temperaturhöhe!“

Die Kranke richtete sich plötzlich auf und sah den fremden Mann mit starren, entsetzten Augen an. „Hülfe!“ schrie sie, „Hülfe!“ und versuchte aus dem Bette zu springen. Er legte sie mit sanfter Bestimmtheit in die Kissen zurück. „Sie müssen ganz ruhig liegen bleiben,“ sagte er laut und sah sie fest an — wie Schwester Anna dachte, „mit seinem magnetischen Blick.“

„Aber ich muß nach Hause!“ stöhnte sie und stieß wirre Worte aus: von den Wellen, von dem furchtbaren Rauschen — dann wurden ihre Laute unverständlich.

Doctor Braun sah sie eine Weile nachdenklich an; es war so schwer zu entscheiden, ob hier eine Gehirnentzündung, oder, wie die Schwester meinte, Typhus vorlag. Und dann die nächste Frage: Wer war sie? Wie kam diese schöne, vornehme Frau dazu, so ohne Begleitung, ohne Dienerschaft zu reisen? Wie konnte man schnell, ehe es zu spät war, ihre Identität feststellen und die Ihrigen benachrichtigen?

Er traf derweil seine medicinischen Verordnungen: Eis und ein Bad, ehe er die übrigen Kranken seiner Station besuchte, und als er sich dann auf seine Privatpraxis begab, schärfte er noch einmal der Schwester Anna, auf deren Beobachtungsgabe er sich verlassen konnte, ein, daß es

von größter Wichtigkeit sei, sobald als möglich Namen und Wohnort der Fremden festzustellen; sie möge deshalb die Reisetasche auf's Genaueste untersuchen und auch auf der Innenseite des Trauringes nachsehen, wenn sie ihn ohne Beunruhigung der Kranken abziehen könnte.

Erst nach Verlauf mehrerer Stunden kehrte Dr. Braun in's Hospital zurück. Er war unterdeß beim Chef des Bahnhofes gewesen, um sich persönlich nach der Unbekannten zu erkundigen, und hatte auf eigene Kosten die Polizeibehörden in München und Lindau telegraphisch von dem Vorfall benachrichtigt. Daß eine Auskunft selbst im günstigsten Falle nicht schnell zu erhoffen stand, wußte er.

Schwester Anna berichtete ihm, daß sie keinen Hinweis auf Namen und Heimat der Erkrankten gefunden hatte; im Ringe, den sie ihr leicht abgestreift, stand nur „Walter" eingravirt, und das zierliche Elfenbein-portemonnaie enthielt lediglich Geld, 16 Napoleons, soviel wie hineinging, während sich in der Reisetasche außer einem eleganten Portefeuille mit mehreren Hundertguldenscheinen und außer einer kleinen stahlmaschigen Börse mit österreichischem und deutschem Silbergelde nur etwas Seidenwäsche befand, von derselben Art, wie die Reisende sie trug, Alles von zarter Farbe, mit echten Spitzen besetzt und mit einem großen, verschlungenen E gezeichnet; die Reisetasche war zu Paris im Louvre gekauft.

„Es ist zum Verzweifeln!" seufzte Schwester Anna. „Wenn man sich vorstellt, daß die nächsten Anverwandten in Todesängsten harren und vielleicht eine Welt in Bewegung setzen möchten, um die Verlorene zu finden!"

Sie schlug dem Arzte vor, die Kranke in ihren Fieberphantasien einmal nach ihrem Namen zu fragen; sie selbst habe es ohne Erfolg gethan, aber ihm, dessen Stimme so viel über Patienten vermöge, werde es gewiß gelingen.

Doctor Braun trat in das kahle Zimmer, an das Bett der schönen Unbekannten, deren Züge seit der Frühe noch feiner und verklärter geworden zu sein schienen; ruhig ließ er sich neben ihrem Lager nieder und beobachtete sie. Die Kranke schluchzte in ihren Delirien herzzerreißend auf, und als der Arzt ihre schmale Hand ergriff und streichelte, wandte sie sich ihm zu und flüsterte: „Mein Jung?"

„Wie heißt Du?" fragte er.

„Ja, wie heißt Du?" wiederholte sie fast schelmisch. „Wie heißt Du eigentlich, mein Lieb? Fred oder Friedfred oder Fritz? — Du heißt Mein Jung . . ." Dabei lächelte sie süß und schien beruhigter.

Doctor Braun sah ein, daß es ein Fehler gewesen war, sie mit Du anzureden, denn einem Freunde, der Einen dutzt, braucht man ja seinen Namen nicht zu sagen; aber auch sonst mochte diese Frau wohl kaum in die Lage gekommen sein, selbst ihren Namen zu nennen. — Um ihr beizukommen, mußte er sich erst tiefer in ihre Verhältnisse versetzen können, und für den Augenblick nahm er Abstand, weiter in sie zu dringen. Viel-

leicht träumte sie gerade von ihrem Kinde; Schwester Anna hatte ja berichtet, daß sie ängstlich nach „Baby" gerufen habe. — „Ich glaube, sie ist keine Deutsche," war der letzte Schluß der beobachtenden Schwester gewesen, und damit stimmte die eigene Muthmaßung des Arztes überein, denn die Kranke schien ihm in ihrer Aussprache etwas Fremdländisches zu haben, so geläufig ihr augenscheinlich das Deutsche auch war. Bestätigte sich aber diese Muthmaßung, dann ward es erst recht hoffnungslos, schnell ihre Angehörigen aufzufinden. — Wie furchtbar tragisch, wenn dieses wunderschöne junge Wesen hier sterben und begraben werden mußte, ehe die Liebsten und Nächsten von ihrer Gefahr auch nur unterrichtet werden konnten! Aber was war zu thun? Selbst mit den größten Mitteln — und die besaß er nicht und hätte sie auch kaum auf eine Fremde verwenden dürfen — ließ sich hier schwer Etwas erreichen! Die Schwestern hatten vorhin gemeint, daß die Steine, welche an den kleinen Ohren der Kranken blitzten, viele Tausende werth seien. Gesetzt, daß er diese Steine nahm und sogleich durch seinen Assistenten, den er nach München sendete, verkaufen ließ, konnte er dann nicht mit dem Erlös Himmel und Hölle, d. h. die geheime Polizei in Bewegung setzen, um die Spuren der Kranken zu verfolgen? Wäre das nicht werkthätige Menschenliebe? Seine Pflicht war es nicht, aber nun es ihm eingefallen, war es beinahe schon Pflicht, es auszuführen! Das war etwas Romanhaftes; bisher aber hatte er noch nichts Außergewöhnliches erlebt, erst durch diese Kranke ward es in sein Leben hineingetragen! — Außerdem, in vierundzwanzig Stunden, wenn er nicht sofort handelte, konnte es zu spät sein.

Die Antwortdepesche aus Lindau hatte gelautet, daß scheinbar Niemand dort eine Dame erwartet oder vermißt habe. — Er dachte noch einmal daran, ihr die großen Brillanten sachte aus dem Ohrläppchen zu lösen, allein er war nicht dazu im Stande, ihn schauderte, es trieb ihm das Wort Leichenraub in's Gedächtniß. — Doch das war falsche Sentimentalität! Würde sie selbst nicht, wenn bei Bewußtsein, Alles hingegeben haben, um sich Hülfe und Erlösung aus diesem gefängnißähnlichen Hospital zu verschaffen?

Und es mußte schnell Etwas geschehen, denn das Fieber stieg, und in ihrem Gehirn war absolute Nacht. Das Bad war ohne Einfluß auf die Körpertemperatur geblieben, den Eisbeutel stieß sie oft von ihrem Kopfe fort, hatte also keine Linderung davon. Aber geschehen mußte Etwas!

Er saß nun schon eine Viertelstunde da, ohne den Blick von ihr zu wenden, obgleich es ihm wie eine Indiscretion vorkam, sie anzuschauen, und er aus Zartgefühl die Thür zum Nebenzimmer, wo zwei der Schwestern saßen, offen gelassen hatte.

Mit seinen lautlosen kleinen Schritten trat er an das Thermometer — zwölf Grad Réaumur, also die richtige Zimmerwärme; auch die Ventilation war gut. — Wie konnte nur diese Treibhauspflanze von Frau so

allein durch die Welt reisen! Welche Lebensumstände mochten sie dazu getrieben haben?

Er ging zu den Schwestern und brachte seinen Vorschlag mit den Brillanten an. Schwester Anna remonstrirte energisch: „Thun Sie das nicht, Herr Doctor, es könnte Ihnen Unannehmlichkeiten verursachen" — sie sah die ganze Welt nur unter dem Gesichtspunkte der Annehmlichkeiten oder Unannehmlichkeiten für ihren Doctor an —; „ich rathe Ihnen dringend, Alles, was die Kranke an und bei sich hatte, unversehrt aufzubewahren! Höchstens könnten wir ihr etwas Wäsche kaufen, deren sie morgen bedürfen wird; die Rechnung bleibt uns dann als Beleg . . ."

„Ob sie morgen überhaupt noch Etwas bedarf?" warf er ein.

Schwester Anna hatte eine Regung von Eifersucht.

„Wenn sie auch schön und fremd ist, so wollen wir doch nicht gleich das Außergewöhnliche annehmen . . ."

„Ich komme sofort nach dem Essen wieder," sagte Doctor Braun und brach das Gespräch ab. Doch der Gegenstand desselben hörte nicht auf, ihn zu beschäftigen; in seiner Privatwohnung setzte er ein langes Telegramm an die „Münchener Allgemeine" auf, worin alle Zeitungen dringend ersucht wurden, den räthselhaften Vorfall möglichst zu verbreiten.

„Es ist nicht angenehm, wie ein verlorenes Stück Vieh ausgeschrien zu werden, aber nur durch die größte Oeffentlichkeit kann ich auf Erfolg rechnen. Und die Verantwortung ist mir schrecklich!" dachte er bei sich, als er in die „Goldene Traube" zu seinem Mittagstische ging.

Wie immer, ward er mit Jubel empfangen; zwar gab man ihm einige Spitzen wegen seines Ausbleibens beim Frühschoppen zu hören, allein dem „Pfiffikus" wurde selbst dieses Delict verziehen. — Der Mittagstisch bestand aus zehn Herren, fast zur Hälfte Norddeutschen. Es pflegte höchst fidel herzugehen in dem kleinen Kreise, dessen Mittelpunkt unbestritten Kurt Braun bildete; die Witze waren nicht immer ganz neu, und es war hauptsächlich die Frau Wirthin, die immer wieder herhalten mußte, aber der Schabernack, der mit ihr getrieben wurde, war stets so gutmüthig und harmlos, daß ihr selbst was gefehlt haben würde, wenn Doctor Braun sie einmal nicht hätte rufen lassen, um sich über irgend eine neue vorgeschützte Unbill zu beklagen.

Doctor Braun war erst seit zwei Jahren in Kempten; trotzdem konnte sich jetzt keiner seiner Bekannten mehr vorstellen, daß das Leben dort früher was Rechtes gewesen sei, so beliebt hatte seine unverwüstliche gute Laune ihn gemacht.

Auch heute war er unverändert gesprächig und gut aufgelegt.

Ein Charakterzug von ihm, den freilich nur Wenige kannten, war, daß er höchst discret, ja, mehr als das, versteckt und verschlossen war; die meisten seiner Bekannten hätten im Gegentheil darauf geschworen, daß Kurt Braun sein Herz auf den Lippen trüge, denn seine joviale Art, sein

stets bereiter Humor verleiteten zu der Ansicht, daß er Jedermann in sein Vertrauen zog. In Wirklichkeit aber war er ein Meister der Kunst, die eigene Meinung zu verhehlen und jeder fremden ein gewisses Maß Beifall zu zollen, sodaß am Schluß der Debatte über irgend eine Streitfrage Niemand hätte angeben können, welcher Ansicht eigentlich Doctor Braun gewesen sei.

Auch heute merkte keiner seiner Tischgenossen ihm an, was sein Inneres bewegte, und in wie großer Spannung seine ganze Natur sich befand.

Als er gegen drei Uhr wieder in sein Krankenhaus kam, empfing ihn Schwester Anna mit ernster Miene: „Ich glaube, es geht wirklich zu Ende . . . .“

„Um Gotteswillen!“ murmelte er, und ihm ward plötzlich ganz übel. Er fühlte, daß er mit dem Gedanken eines schlimmen Ausganges bisher doch nur gespielt, und daß seine Seele die Hoffnung, die Unbekannte werde der Krankheit widerstehen, hartnäckig festgehalten hatte. Warum eigentlich hatte er den städtischen Behörden noch keine Anzeige gemacht, warum sich darauf verlassen, daß die Bahnverwaltung es gethan? Ach, all dieser Formelkram, was kümmerte ihn der, wenn sie wirklich sterben sollte! . . . .

„Wir müssen sogleich noch ein Bad geben,“ bestimmte er. Diesmal assistirte er dem Bade, weil die Kranke Widerstand leistete, und er die Schwestern unterstützen mußte — die zarte, mädchenhafte Gestalt hatte ungeahnte Kräfte!

Gott sei Dank, eine Stunde später war die Temperatur um einige Decimalstriche tiefer, als vor dem Bade, es schien also genützt zu haben.

* * *

Doctor Braun verließ das Zimmer der Unbekannten nur, um seine Runde durch die Krankensäle zu machen. Sobald er dann von Neuem seinen Platz am Bette der räthselhaften Patientin einnahm, flüsterten die Schwestern einander zu: „Er glaubt auch, daß es heute noch zu Ende geht; sonst würde er nicht schon wieder da sein!“

Ihn hatte ein merkwürdiges Mitleid gefangen genommen; nicht die Schönheit und die Verlassenheit der jungen Frau, sondern etwas ganz Unerklärliches war es, was ihn zu ihr zog. Immer hatte er das Gefühl, als könne er, nur er, ihr helfen, und doch fragte er sich umsonst, wie und wodurch? — Schon vor sechs Uhr schienen sich alle Befürchtungen zu bestätigen, das Fieber stieg wiederum, ihr Antlitz war nicht mehr geröthet, sondern von krankhaftem Gelb entstellt, und in furchtbaren Aengsten richtete sie sich auf, versuchte aus dem Bette zu springen und forderte „den Brief“. Der Arzt lauschte ihren Phantasien: immer wieder tauchte in ihnen der

Brief auf. Leise erhob Doctor Braun sich, faltete im Nebenzimmer ein Stück Papier zusammen, und als sie wieder, sich anpackend, als suchte sie ihn an sich, „der Brief!" rief, da drückte er ihr das Papier in die Hand. Sie ergriff es krampfhaft, zerriß es, warf die Stücke neben dem Bette nieder und sank dann, überwältigt von der Anstrengung, auf das Kissen zurück. Allein nach einer Weile erschien abermals der Brief in ihren unzusammenhängenden Reden — der Brief, das Fenster, die Eisenbahn.

Doctor Braun lauschte. War ihr ein Brief aus dem Coupéfenster entflogen? Hatte sie darum die Scheibe zerbrochen? Und standen in jenem Briefe Aufklärungen über sie? — Augenscheinlich hatte sie selbst schon während der Fahrt empfunden, daß ihr Bewußtsein schwand, und mit der ausbrechenden Krankheit gerungen. Ihm schien es plötzlich eine Gewißheit, daß sie in der Angst, hülflos unterwegs liegen zu bleiben, einen Brief mit ihrem Namen und ihrer Adresse geschrieben, und daß der Zugführer, als er die vermeintliche Absicht der Kranken, sich aus dem Wagen zu stürzen, vereitelte, sie lediglich verhindert hatte, den wegflatternden Brief wieder zu erhaschen.

Jetzt machte der Anbruch der Dunkelheit die Verfolgung dieser Idee, dieser kaum wahrnehmbaren Spur unmöglich, aber am nächsten Morgen wollte Doctor Braun sein Möglichstes thun, um das Räthsel zu lösen! Ihm war ein Plan gekommen, plötzlich wie eine Erleuchtung. Den Brief mußte und wollte er wiederschaffen! Fortwährend sah er jene Scene vor sich: Die kranke arme Frau, die angeblich Irre, im Kampf mit den unwissenden, wenn auch wohlmeinenden Bahnbeamten, welche die Verzweiflung des unterliegenden zarten Weibes für Tobsucht nahmen! . . . .

Von seiner tiefgehenden Erregung war ihm äußerlich aber Nichts anzumerken.

„Schwester Anna," sagte er beim Fortgehen aus dem Hospital, „machen Sie mir heute Abend ein Glas Ihres herrlichen Thees — so wie Ihrer schmeckt kein anderer. Ich werde gegen elf Uhr wiederkommen und die Nacht hierbleiben und wachen, damit Sie es nicht thun. Keinen Widerspruch! Uns Beiden ist das arme Wesen nun doch mal an's Herz gewachsen, und wir möchten doch nicht morgen früh mit der Nachricht aufgeweckt werden, daß Alles vorbei? Ich aber bin von uns der Kräftigere!"

„Wollen wir sie versehen lassen?" fragte ihn die Schwester.

„Ich dächte eigentlich nicht, aber wie Sie meinen . . . ." antwortete er und ging; die Entscheidung dieser Frage überließ er lieber den Schwestern.

Ehe er sich zum Abendimbiß in die „Traube" begab, durchflog er in seiner Wohnung noch rasch die Zeitung; es war zwar höchst unwahrscheinlich, daß er darin einen Fingerzeig entdecken würde, aber seine Phantasie war nun einmal wach, und er studirte die Rubrik „Locales",

ja, selbst die „Hofnachrichten" aus München mit der größten Genauigkeit — freilich ohne Etwas zu finden. Mechanisch wanderten dann seine Augen noch über die nächste Spalte: Hochzeitsfeier einer Erzherzogin in Wien mit irgend einem Prinzen aus regierendem Hause. Doctor Braun gehörte nicht zu den Lesern des Gothaischen Kalenders; so interessirten ihn auch nicht die Auseinandersetzungen des Wiener Correspondenten über Genealogie und Verwandtschaftsverhältnisse des fürstlichen Bräutigams, der durch den Tod zweier Neffen — Diphtheritis — plötzlich zum präsumtiven Thronerben geworden und damit in die Nothwendigkeit versetzt war, sich nach einer Gemahlin umzusehen.

In rascherem Tempo weiterlesend, fand Doctor Braun die üblichen biographischen Notizen über das hohe Brautpaar: Prinz Friedrich stand im Beginn der Vierziger, hatte bisher für einen Weiberfeind gegolten und nur seiner Wissenschaft gelebt; mit einem Schlage war er dann von heißer Liebe erfaßt zu der jugendlich liebreizenden Erzherzogin, die gleichfalls eine warme Herzensneigung für den geistreichen Mann empfand, der alle ihre künstlerischen Interessen theilte. — Große Sympathie des Publicums mit diesem Ehebunde — Anekdoten über des Prinzen Gelehrtenleben in Paris — sein nom de plume „Friedfred", sein Rufname im engsten Familienkreise „Fred" u. s. w.

„Also wissenschaftliche Prinzen giebt's auch!" lächelte Doctor Braun vor sich hin. „Hat über Würmer und Fische geschrieben — ein gelehrtes Haus! .... Wird aber Alles so wahr sein wie das Meiste, was über hohe Herrschaften gedruckt wird. .... Donnerwetter! Wo hab' ich aber diesen dummen Namen Fried-Fred kürzlich gelesen? ...."

Er entsann sich dessen nicht; eilig durchmusterte er noch den Bericht über eine polizeilich geschlossene Socialisten-Versammlung sowie „neue Variante der letzten Kanzlerkrise", legte dann in seiner peinlich ordentlichen Weise das Blatt zusammen und stand auf, um zu Bier zu gehen.

„Herrjeh!" entfuhr es ihm auf der Treppe. „Ich bin wohl rein toll? Aber die Kranke sprach ja von Fried-Fred! — Gelesen habe ich es nicht, sie sprach ja von ihm, wahrhaftig! ...... Was kann das sein, ein Zufall? Kam sie etwa aus Wien? ..... Jetzt heißt es aber Vorsicht! — Doch nein, sie trägt ja einen Ehering, es wird ein zufälliger Gleichklang sein. Ich habe den Kopf voll von ihr und beziehe Alles auf sie! ..."

* * *

Die Neuigkeit von der im Nachtzuge irrsinnig gewordenen Dame, die im Krankenhaus liegen sollte, hatte in vielfachen Varianten die Stadt durchflogen, und als Doctor Braun zum Abendessen das Gastzimmer der „Goldenen Traube" betrat, faßte ihn sogleich die Wirthin ab und bestürmte ihn mit Fragen. Er aber hatte von keiner Irrsinnigen Etwas gesehen oder gehört.

Auch am Stammtische sprach man nur über die Dame, bis „Pfiffikus“ sich dazu setzte und sagte: „Kinder, ich bitte mir ein ander Gespräch aus. Entweder laßt Ihr die Klatscherei, oder ich verzichte auf Eure angenehme Gesellschaft — mir wächst die Sache zum Halse heraus! . . .“

Als er seinen Ueberzieher an das Hirschgeweih gehängt hatte, war ihm Etwas eingefallen: Auf der Innenseite des Rockkragens stand ja Name und Adresse seines Münchener Schneiders — sollte nicht auch an einem der Kleidungsstücke der Dame etwas Aehnliches zu finden sein? . . . Wirklich, er mußte sich einen Vorwand ersinnen, um gleich — ach nein, die Post war doch schon geschlossen, das hatte also Zeit bis elf, und vor der angesagten Stunde wollte er nicht wieder zu der lieblichen Frau . . .

Nie war ihm der Skat — denn dieses norddeutsche Spiel hatte er sofort hier eingebürgert — so öde erschienen; nie waren ihm die Stunden in der „Goldenen Traube“ so langsam verstrichen! Punkt elf Uhr trat er in das Krankenhaus; er war sehr schnell gegangen, denn ihm schnürte die Angst, daß etwas Unvorhergesehenes vorgefallen sein möchte, die Kehle zu. Schwester Anna meldete jedoch, daß Alles unverändert sei; die Kranke merke nicht, wer in ihrem Zimmer aus- und eingehe, spreche oft halblaut abgerissene Sätze ohne Sinn und werfe sich unruhig herum.

„Schwester Anna, wir müssen sehen, ob nicht an Jacke oder Kleid der Dame die Adresse ihres Schneiders ist!“

„Wozu?“

„Das werde ich Ihnen gleich sagen.“

Die Schwester fand in der That auf dem Taillenbande des Kleides eine Wiener Firma angegeben, mit Straße und Nummer.

„Gut,“ rief der Arzt befriedigt aus. „Jetzt trennen Sie hier unten das Futter ab, so“ — er zog selbst sein Taschenmesser — „Nur recht vorsichtig, damit wir Nichts verderben! — Dachte ich's mir doch, es ist ein breiter Einschlag; nun eine Scheere, und wir haben ein schönes, großes Stück Zeug als Muster!“

„Sie sind ein Genie!“ sagte Schwester Anna bewundernd.

„Nicht wahr?“ fuhr er lächelnd fort. „Jetzt nähen Sie es gleich wieder zu — passende Seide finden Sie schon in Ihrem berühmten Zopf — und ich schreibe unterdeß an die Firma — nein, es ist besser, Sie thun es — recht höflich — wir erbitten umgehend Nachricht, ob aus den Geschäftsbüchern nachzuweisen, wer in dieser Saison — denn aus dieser Saison stammt das Kleid doch?“

Anna zuckte die Achseln.

„Also, wer in dieser Saison eine Reisetoilette aus inliegendem Seidenstoffe sich bei der geschätzten Firma habe anfertigen lassen? Fügen Sie hinzu, daß es sich um Leben oder Tod handelt! . . . So, und nun Ihren ganzen Namen, nicht nur Schwester Anna, auch die Baronin Birkenfeld — das zieht in Wien; jetzt den Stempel des Hospitals, und recommandirt

— so! . . . Leider geht der Brief erst morgen ab. Nun, wir wollen hoffen, daß er uns die gewünschte Auskunft bringt, und — daß wir den Namen für die Lebende, nicht für das Grabkreuz gebrauchen werden."

Der qualvolle Zustand der schwerkranken jungen Frau dauerte ungelindert an; sie sprach oft leise vor sich hin, versuchte unruhig sich aufzurichten, starrte in halbem Bewußtsein um sich und versank dann auf einige Minuten in Schlaf, um plötzlich aufschreiend und laut stöhnend in die Höhe zu fahren. Zuweilen kam auch der Brief wieder in ihren Phantasien vor und brachte den Arzt auf seinen Plan zurück, die Strecke darnach abzusuchen. „Lange hält diese zarte Constitution das nicht aus," dachte er besorgt; aber immer war ihm, als ob eine innere Stimme ihm sagte, daß sie nicht so bewußtlos sterben könnte und dürfte, daß sie berufen sein würde, ihm noch einen Wendepunkt im Leben zu bedeuten. Und doch, wie oft hatte eine solche innere Stimme ihn nicht schon getäuscht! — Der Mensch hofft eben bis über die Grenzen der Möglichkeit! —

Am nächsten Morgen hatte die Temperatur der Kranken sich etwas gebessert, man hatte ihr auch ein wenig Nahrung einflößen können, allein das Bewußtsein hatte sich noch nicht wieder eingestellt. Dr. Braun neigte sich mehr als je der Ansicht zu, daß eine Gehirnaffection vorliege. Aber noch lebte sie, und noch hoffte er! —

Nachmittags machte er sich an die Ausführung seines Planes, in den er Niemanden eingeweiht hatte; nur beiläufig erkundigte er sich auf dem Bahnhofe, als er eine Fahrkarte 1. Klasse nach Betzigau löste, ob dieselben Waggons, die in der vorgestrigen Nacht die Strecke gemacht, heute wieder zurückkehrten; genauen Bescheid erhielt er nicht, nur, daß es wahrscheinlich sei, da die Wagen bisher noch nicht zurückgelaufen seien.

Der herbstlich leere Personenzug führte blos ein einziges Coupé 1. Klasse; Schaffner und Zugführer waren, wie Doctor Braun durch Befragen constatirte, leider nicht dieselben, welche die vermeintliche Irre eingeliefert hatten. Trotzdem war er nicht entmuthigt, denn er sah gleich beim Einsteigen, daß die Gardine des Coupéfensters an verschiedenen Stellen ein-, und die Franzen abgerissen waren; das bestärkte in ihm die Annahme, daß er sich wirklich in dem gesuchten Coupé befinde. Sofort nach der Abfahrt begann er seine Nachforschungen; er rechnete dabei auf die nachlässige Weise, in der meist die Waggons gereinigt werden, und holte ein Kissen noch dem anderen heraus, grub seine Hand tief in die Polsterungseinschnitte: Nichts! — dann legte er sich auf den Boden: auch Nichts! — Doch — dort, hinter den Heizungsröhren, wahrhaftig, ein zusammengeknittertes Papier! . . . Ihm war zu Muthe, als sei es unmöglich, daß er solches Glück hätte! Aber warum nicht, war es doch nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, welche stimmte!

Mit einiger Mühe holte er das Papier aus dem Winkel hervor, wohin es beim Reinigen achtlos mit dem Besen geschoben sein mochte. Er

setzte sich hin, ehe er es glättete. Es war ein Couvert ohne Adresse, aus leichtem englischen Papier; geschlossen war es nie gewesen, hatte also wohl ursprünglich in einer zweiten Umhüllung gesteckt. Langsam zog Kurt Braun aus dem Couvert einen kleinen Briefbogen, der gleich jenem eine Krone trug und mit einer zierlichen, deutlichen Handschrift beschrieben war, ohne Datum und Unterschrift; er lautete:

„Es ist wohl ein zu großes, zu unmenschliches Opfer, was ich Dir zumuthe? Du selbst wirst entscheiden, und was Du auch thust, es soll mir recht sein! Tag und Nacht verfolgt mich die quälende Sehnsucht, Dir noch einmal in's Auge zu schauen, Deine weiche kleine Hand noch einmal zu fassen. Umsonst sage ich mir, daß es ein Irrsinn ist, Dir die Mühsal einer so langen und beschwerlichen Fahrt aufzuerlegen, da wir weder zusammen sterben noch leben dürfen. Die Sehnsucht wächst und concentrirt sich auf dies Eine, das letzte Mal!

„Wenn Du allein, unter fremdem Namen — nenne Dich Thun nach dem See, der uns einmal geschaukelt hat — am nächsten Donnerstag zu Wien im Grand Hôtel abstiegest, so könnte ich Dich zwischen drei und fünf Uhr Nachmittags aufsuchen. Die Nummer Deines Zimmers müßtest Du mir in einem Couvert durch die Post gleich nach Deiner Ankunft zusenden, damit ich im Hôtel nicht zu fragen brauchte. Dort kennt mich Niemand, und auch Du wirst verschwinden in dem großen belebten Hôtel. Ich zähle die Stunden bis zu jenem Wiedersehen — was nachher folgt, ist schwarze Nacht. Freilich keine so schwarze, daß mir nicht die Erinnerung an die Frau, die mich zur Erkenntniß des Lebens und meiner Pflichten gebracht hat, sternenhell darin leuchten wird! Eins bleibt mir immer: unauslöschliche Dankbarkeit gegen Dich!"

Kurt Braun las es zweimal, und ihm ward eiskalt. Die Ahnung einer anderen Gefühlswelt als jener, in welcher er bisher gelebt hatte, brachte ihm eine unheimliche Empfindung und lähmte ihm die Ueberlegung. Erst als der Zug hielt, und er ausstieg, um mit dem nächsten Zuge nach Kempten zurückzufahren, wurde ihm klar, wie wenig er erreicht hatte von dem, was er erhofft. Er legte sich die befremdenden Thatsachen zurecht: Diese Frau war heimlich eine weite Strecke gereist, um einen Mann zu sehen, mit dem sie „weder leben noch sterben" durfte, also augenscheinlich nicht ihren legitimen Gatten! Sie hatte sich vorgesehen, daß sie nicht erkannt würde; Nichts deutete auf ihren Stand und Namen hin; sie hatte wahrscheinlich auch keine directe Route, sondern der Sicherheit wegen einen Umweg gewählt. Zweifellos hatte sie furchtbare geistige und seelische Erregungen durchgemacht und eine Krankheit mit sich geschleppt, an der sie zusammengebrochen war. — Auf der Hin- oder Rückreise? Das war leicht zu entscheiden — Rückreise! — — . . .

Was aber sollte, was konnte er nun für sie thun? Ihr selbst wäre wohl am besten, sie stürbe! Einen Augenblick war ihm sogar, als müsse er

wünschen, daß sie stürbe. Doch nein, nur im Roman löst sich der Conflict durch Tod zur rechten Zeit. Die Wirklichkeit aber zwingt den Menschen, mühselig selbst seine Verwicklungen zu lösen, und läßt ihn erst dann sterben, wenn ihm Alles gerade daran liegt, weiter zu leben!

Was konnte er für sie thun? . . . Er ging eine Weile auf dem Perron auf und ab. Er sagte sich, daß er wie ein Detectiv sich in die Geheimnisse einer Fremden eingeschlichen hatte, und war es auch aus reinster Menschenfreundlichkeit geschehen, so besserte das die Lage nicht. Diesen Brief, den er jetzt in der Brusttasche' trug, durfte er nicht gelesen haben, der durfte nicht mehr existiren; aber ein Recht, ihn zu vernichten, traute er sich auch nicht zu. Wer weiß, vielleicht konnte der Brief ihr noch einmal zur Rechtfertigung dienen? — Er selbst mußte ihr gegenüber stets thun, als kännte er ihn nicht, und durfte ihn ihr auch nur im Falle der Gefahr wiedergeben! Ach Gott, das Alles war so unheilvoll verknotet und verschlungen, daß der Himmel am Ende ein Einsehen haben und sie abrufen würde! Sie stürbe gewiß auch gern, nach dem furchtbaren Schmerz der Trennung von dem Manne, den sie über Alles geliebt — oder war es vielleicht doch kein Mann? Konnte es nicht auch eine Frau sein, eine überschwänglich geliebte Freundin? . . . .

Kurt Braun zog den Brief noch einmal hervor — Nein, wohl war es nicht mit dürren Worten gesagt, aber es war ein Mann, es mußte einer sein!

Ihm wurde die Stunde des Wartens nicht lang, bis der nächste Zug nach Kempten in Betzigau einlief; der Kopf wirbelte ihm vor angstvollem, fruchtlosem Ueberlegen.

Mit seltsam veränderten Gefühlen trat er wieder an das Lager der Kranken. Er mußte sie immer wieder daraufhin ansehen, ob sie wohl sei, was die Tugendhaften eine Sünderin nennen. Nicht, daß es für ihn, den Arzt, in ihrem jetzigen Zustande den geringsten Unterschied gemacht hätte, aber ihm schien die Frage doch aufzuwerfen zu sein, ob die Seelenverfassung des Menschen bei über 39° Körpertemperatur sich noch entscheiden lasse? Eigentlich war doch Alles, was er an seiner Patientin beobachtete, nur seine eigene Phantasie; sie lag da wie jedes schwerkranke Wesen aus Fleisch und Blut, nur anspruchsloser als die meisten Kranken; doch das konnte auch an der Art ihrer Krankheit liegen. — Daß der Mann, von dem der dünne Briefbogen mit der Krone darauf stammte, jener Prinz Fred sein mußte, über dessen Vermählung die „Münchener Allgemeine" berichtet hatte, schien dem Arzte klar zu sein. Aber hier, wo es sich um Leben oder Tod und um die verwickeltsten menschlichen Seelenbeziehungen, um einen wirklichen Schmerz handelte, hier hatten Stand und hohe Stellung aufgehört, für ihn Bedeutung zu haben, obgleich sie es wahrscheinlich gewesen waren, die zwei liebende Menschen getrennt hatten. — Nur eine Idee verscheuchte Kurt Braun mit Unbehagen: daß diese vornehme schöne Frau eine Tänzerin oder

Schauspielerin sei. Eine solche Vorstellung wollte er nicht aufkommen lassen, nein, eher alles Andere! Und doch, holen Prinzen sich ihre Idole nicht meist aus jenen Kreisen? Sollte der Ehering der Kranken etwa ein falscher Schmuck sein, wie vielleicht auch die von den Schwestern so angestaunten Brillanten in ihrem Ohre? . . . .

* * *

Drei bange Tage vergingen. Kurt Braun hatte seinen Brieffund in das Geheimfach seines Secretärs verschlossen und all sein Denken, all sein Sorgen der Krankheit des unbekannten jungen Weibes gewidmet, die ihren typischen Verlauf nahm. Es war immer noch nicht zu sagen, ob ihre Constitution unterliegen oder widerstehen würde; die Stadt hatte sich über die Sache längst ausgesprochen, sie war ihr zu langwierig.

Von den Schwestern treulich unterstützt, leistete Doctor Braun Unglaubliches, um der Wuth der Infection entgegen zu treten, und außerhalb des Extrazimmers ahnte man Nichts von seiner Hingabe und Aufopferung. Seine kräftige Natur ließ keine Veränderung merken; seine frischen rothen Wangen, die ihm ein so appetitliches Aussehen gaben, behielten trotz der Nachtwachen ihre Farbe und Rundung.

Endlich kam die Antwort des Wiener Geschäftshauses; sie wurde dem Arzte während seiner Visite im Krankenhause eingehändigt. Er warf einen kurzen Blick auf die Firma, die dem Couvert aufgedruckt war, und steckte den Brief in die Tasche. Erst nachdem er alle Kranken absolvirt hatte, ging er in sein Zimmer, um ihn zu öffnen. Er that es ohne Hast, wie ohne Hoffnungen.

Die Firma theilte ihm mit, daß sie aus dem beigelegten Stoffe vor vier Wochen eine Reisetoilette für ihre langjährige Kundin, die Gemahlin des dänischen Legationsrathes Baron Kjersund, in Paris angefertigt und ihr nach Thun, Villa Teresa, übersandt habe.

Also endlich! . . . Ihm ward eigenthümlich zu Muthe: Da war nun die Auskunft; er wußte nun, wohin er sich wenden sollte, aber er hatte sich in diesen Tagen auch überlegt, daß er die Frau, wenn sie verheirathet war, hoffnungslos compromittiren würde, falls er ihrem Manne ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort und damit ihre Reise nach Wien verriethe. — Ja, wenn sie bei Besinnung wäre, dann hätte er mit ihr eine Fabel ersinnen können, und wenn sie gestorben wäre, würde die schwarze Nacht Alles begraben haben, selbst in den Augen ihres Gatten. Aber vielleicht sollte sie weiterleben; sie hatte Kinder — weltliche Rücksichten mußten also eine Rolle in seinen Entschließungen spielen, und er wollte nur hoffen, daß seine ersten übereilten Zeitungsaufrufe nicht schon Alles verdorben hatten!

Kein einziges Mal fragte er sich, welch' ungewöhnliches Interesse ihn so scharfsinnig gemacht habe; auch nicht, woher er eine so starke Antipathie

gegen den unbekannten Kjersund hegte. Zunächst ward er von der Aufgabe in Anspruch genommen, zu constatiren, ob nicht etwa die Baronin Kjersund munter und gesund in der Villa Teresa am Thunersee lebte. Leicht war diese Aufgabe nicht für ihn. Er mußte es derweil vermeiden, den Namen Kjersund hier bekannt zu machen, deshalb durfte er nicht telegraphiren. Nein, er wußte nur den einen Ausweg: selbst nach Thun zu fahren und Umfrage zu halten! . . . Er fand rasch einen Vorwand, um sich einen Tag Urlaub zu nehmen: Ein kranker Freund war auf der Durchreise in Zürich und wollte ihn consultiren. — Aus dem Cursbuch erfuhr er, daß er die Hin- und Rückfahrt in einem Tage und zwei Nächten würde machen können.

Nachdem er sich Alles zurechtgelegt, beschloß er, auch Schwester Anna Nichts zu sagen; er hatte es stets für das Weiseste befunden, Anderen so wenig wie möglich mitzutheilen, das ersparte so viele Unannehmlichkeiten. Zudem war ihm wohl bewußt, daß Schwester Anna ihn eifersüchtig überwachte und es für ihr specielles Recht hielt, in seinem Vertrauen zu sein; hoffentlich hatte sie nicht schon erfahren, daß er einen Brief aus Wien bekommen hatte?

Am Abend war alles Nöthige vorbereitet, und er fuhr mit dem Nachtzuge nach Lindau; von da über den See nach Zürich und weiter nach Thun, wo er am nächsten Nachmittage ankam. Es war düsteres Nebel- und Regenwetter; man konnte sich in's Flachland versetzt wähnen, so dicht verschleiert waren die Berge. Kurt Braun fragte auf dem Bahnhofe nach der Villa Teresa und ward nach einem kleinen eleganten Gebäude dicht am See gewiesen. Auf sein Klingeln trat ein Gärtnerbursche heraus, der lange Zeit brauchte, ehe er die Frage des Fremden, ob Baronin Kjersund hier wohne, dahin beantwortete, daß die Herrschaften wohl so geheißen haben möchten; sie wären aber schon längst fort.

Kurt Braun forschte weiter, ob auch ein Herr, und ob Kinder dagewesen seien; der Bursche konnte jedoch nichts Anderes berichten, als daß die Villa schon seit ein paar Wochen leer stehe. — Enttäuscht wandte der Arzt sich in das nächste Hôtel. Auch hier, wie auf der Post, brachte er Nichts von Bedeutung in Erfahrung, nur, daß in der That jene Villa während des Sommers von einem Baron Kjersund und seiner Familie bewohnt gewesen sei. Einzelheiten wußte Niemand anzugeben.

Doctor Braun mußte sich sagen, daß seine Thuner Reise ein Mißerfolg war. Wer bürgte ihm dafür, daß seine Kranke und diese Baronin Kjersund von der Villa Teresa, an welche die Wiener Firma eine Toilette geschickt hatte, eine und dieselbe Person waren? Gewiß gab es viele Damen, die in dieser Saison aus einem von der Mode gerade begünstigten Stoffe sich Reisekleider hatten anfertigen lassen! — Der einzige Anhaltspunkt, den er behielt, war, daß jener Brief vom Thunersee sprach, und abzuweisen war die Möglichkeit nicht, daß seine Kranke, ehe sie die Reise nach Wien antrat, die Villa Teresa bereits seit geraumer Zeit verlassen hatte.

Mißmuthig kehrte Kurt Braun nach dem Bahnhof zurück; er mußte sich beeilen, wenn er den Abendzug noch erreichen und am nächsten Vormittag rechtzeitig in Kempten eintreffen wollte. Während der langen, einsamen Fahrt floh ihn der Schlaf. Er war unzufrieden mit sich selbst und schalt sich einen Narren. — Was in aller Welt hatte er sich für fremde Leute den Kopf zu zerbrechen und Zeit und Geld wegzuwerfen! — Sollte seine Patientin wirklich mit dem Leben davon kommen, so würde sie ihm schon das Nöthigste selbst sagen; sollte sie aber sterben, — nun, so würde es sie auch nicht retten, wenn er ihren Mann und ihre Familie ihr zur Stelle schaffte! —

* * *

Gleich nach seiner Ankunft in Kempten galt sein erster Gang der Kranken. Ein einziger Blick überzeugte ihn, daß die Krankheit auf ihrem Höhepunkt angelangt sei, und daß sie, die einst so liebliche junge Frau, jetzt traurig entstellt durch die Wuth des Leidens, wahrscheinlich im Laufe dieser Woche sterben würde.

In der bebenden Angst, die diese drohende Aussicht in ihm erweckte, las er jenen Brief noch einmal und schrieb dann in aller Hast an die Direction des Grand Hôtels in Wien. Sein Vorsatz von der vergangenen Nacht, Nichts mehr zur Lösung des Räthsels zu thun und den Dingen ihren Lauf zu lassen, war vollständig vergessen; er wunderte sich nur, daß er nicht schon von Anfang an diese Spur verfolgt hatte. Auch an die Wiener Polizei faßte er ein Schreiben ab, doch das schwere Bedenken, in welche Lage er dadurch die junge Frau möglicher Weise bringen würde, hielt ihn davon zurück, dieses Schreiben abzusenden. Wenn sie nun weiterleben sollte? Ganz ausgeschlossen war das ja nicht! — Falls der Mann, der sie am Nachmittage des 23. Septembers im Hôtel aufgesucht hatte, wirklich jener Prinz Fred gewesen war, dann besaß die geheime Polizei natürlich Kenntniß davon und hatte sicher auch der Dame nachgeforscht. Die Polizei war also nur in diesem Falle im Stande, ihm Auskunft zu geben, aber zugleich compromittirte er dann die Frau hoffnungslos in den Augen ihres Mannes! O, daß er doch nur einige Tage in die Zukunft blicken könnte, um zu wissen, ob sie dem Tode geweiht sei! . . . Er mußte doch wohl abwarten, bis er Antwort aus dem Hôtel erhielte. . . . Aber bis dahin, wie viele bange Stunden! Ja, würde denn das Hôtel ihm überhaupt antworten? Sicher war das keineswegs, und deshalb mußte er doch seinen Brief an die Polizei absenden! . . .

Nach langer, harter Ueberlegung führte er diesen Entschluß aus.

Eine Viertelstunde später ward er eilig in's Hospital gerufen; ein Zettel von der Hand der Schwester Anna enthielt die Worte: „Um Gottes Willen, kommen Sie sogleich!“ —

Was sollte er dort? Wenn der Tod schon eintrat, konnte auch er nicht helfen! . . . Seltsam genug war es, daß bei dieser Kranken sogar die sonst so gesetzte, überlegte Schwester Anna ihr Gleichmaß verlor. Gab es wirklich Menschen, um die herum Jeder aus seiner eigenen Natur heraus in das Außergewöhnliche getrieben wurde?

Kurt selbst war sich sehr wohl bewußt, daß auch er aus seinem Gleichmaß gekommen war, doch das konnte auch physische Gründe haben, er hatte ja seit mehr als acht Tagen keine Nacht ruhig geschlafen. Und dann die ganze erdrückende Last dieser Verantwortung! —

Er war am Krankenhause angelangt und eilte mit seinen kleinen hämmernden Schritten die Treppe hinauf und in's Extrazimmer. — Vor dem Bette der Kranken, sein Haupt auf ihrer Decke, lag ein hochgewachsener Mann . . .

Kurt Braun blieb wie angewurzelt an der Thür stehen. Schwester Anna flüsterte ihm zu: „Er ist fassungslos, wir haben ihn eben erst aus der Ohnmacht erweckt — ich dachte, er gäbe den Geist auf! . . .“

Jetzt sprang der Fremde auf, ging dem Arzt entgegen, ergriff dessen beide Hände und stammelte einige Worte, während die Thränen ihm über's Gesicht rannen. Kurt Braun warf rasch einen Blick auf die Kranke — hatte sie schon zu athmen aufgehört? Nein, es war Alles beim Alten, aber wer war dieser Mann? Ihr Gatte konnte es doch nicht sein — war es der Prinz? . . .

„Ist keine Hoffnung?“ stieß der Fremde mühselig hervor. Kurt trat an's Bett, zuckte die Achseln und sagte leise, als er dem angstvollen Blick des ihn um Hauptеslänge überragenden starken Mannes begegnete: „Hoffnung ist immer, so lange noch Athem ist, und sie ist jung . . .“

„Siebenundzwanzig Jahre,“ flüsterte der Andere. „Leidet sie?“

Kurt zuckte wieder die Achseln. Was für eine Frage, man sah ja, wie sie litt! — „Sie ist bewußtlos,“ antwortete er ausweichend.

Der Fremde kniete von Neuem vor dem Bette nieder und nahm die Hand der Kranken sachte zwischen seine beiden Hände; er sah aus, als habe er vergessen, daß noch Andere im Zimmer waren. Sich über sie neigend, redete er leise in sie hinein und stöhnte schmerzlich auf, als seine Worte sie gar nicht zu berühren schienen.

Ihr Gatte konnte es nicht sein, entschied Kurt Braun; der würde doch befremdet sein, wie sie hergekommen, und sich erkundigen, seit wann sie im Krankenhause läge, und wie man sie aufgefunden hätte; nur der Liebhaber, der da wußte, wie Alles zusammenhing, konnte die Lage so selbstverständlich hinnehmen! — Aber welch' ein schöner Mann! Seine athletische Gestalt, die Kräuselung seines braunen Haupthaares erinnerten an antike Statuen, ebenso wie der Schnitt der fast zu großen Augen. Die gerade Nase war so edel wie die Linie, die vom Ohr zum Kinn herablief und durch den gepflegten Vollbart hindurch erkennbar war. Kurt blieb einen

Augenblick in die Bewunderung dieser Mannesschönheit versunken. Jede Bewegung des Körpers, jeder Ausdruck der Mienen dieses Menschen athmete schlichte Natürlichkeit.

Schwester Anna hatte dem Arzte Zeichen gemacht; da er sie nicht beachtete, zupfte sie ihn am Aermel und winkte ihm, in's Nebenzimmer zu treten. Hier erzählte sie ihm, daß der Fremde durch die Zeitungsnachricht hergeführt war, d. h. daß beim Lesen jener Notiz ihn eine unbezwingliche Angst befallen hatte, zumal da er auf eine Depesche an seine Frau nach Zürich seit mehreren Tagen ohne Antwort geblieben war; als er dann auf seine Anfrage von der Kammerfrau — oder Bonne — benachrichtigt wurde, daß ihre Herrin von einem Ausfluge nach Bern nicht zurückgekehrt war, eilte er sofort aus Kopenhagen herbei. — Er vermuthete, daß seine Frau in Folge geistiger Störung eine falsche Richtung von Zürich aus eingeschlagen hätte.

Kurt Braun stutzte. Sollte es wirklich ihr Gatte sein? Oder gab sich der Andere hier für den Gatten aus, um die geliebte Kranke sehen zu können?

Ehe der Arzt sich dafür entschieden hatte, was das Wahrscheinlichere wäre, trat der Fremde ein. Jetzt, wo die kranke Frau nicht mehr in seiner Nähe war, schien er seine Selbstbeherrschung wiederzugewinnen. Er begann:

„Ich habe Ihnen für so Vieles zu danken, daß ich es nicht in Worte fassen kann . . .“

Kurt Braun lehnte den Dank ab. Er habe nur seine Schuldigkeit gethan, wie bei jedem Kranken. Ungefragt setzte er dann die Lage auseinander: Der Verlauf der Krankheit sei sehr unregelmäßig gewesen; in den ersten Tagen habe er überhaupt kaum Hoffnung gehabt; da aber die Patientin bisher am Leben geblieben, sei es nicht ausgeschlossen, daß ihre Kräfte auch noch diese Woche überdauern könnten — Falls das geschähe, wäre alle Aussicht auf Herstellung . . .

„Das heißt also, eigentlich“ — Der Fremde konnte den Satz nicht vollenden. Er faßte sich aber gewaltsam und fragte dann nach äußeren Details: Ob er seiner Frau ein anderes Bett und eine bequemere Installation verschaffen dürfe; ob es sonst irgend eine Erleichterung gebe? Es stünden unbegrenzte Mittel zur Verfügung, und ob . . .

Kurt Braun fühlte, was kommen würde, und schlug selbst vor, aus München ärztliche Autoritäten für Infections- und innere Krankheiten zu berufen.

Ueber Alles, was er von der Vorgeschichte der Krankheit, von der Einlieferung der Patientin in das Hospital wußte, verlor der discrete Arzt kein Wort, und der Gatte — denn der schien es wirklich zu sein — fragte auch nicht einmal indirect danach.

Schwester Anna sprach gegen Doctor Braun ihre Freude aus, daß nun die Verantwortung von ihnen Beiden genommen sei, und er endlich

wieder ruhig werde schlafen können. Kurt Braun theilte diese freudige Empfindung nicht. Bisher hatte auch er gemeint, daß eine Last ihm vom Herzen fallen würde, sobald das Geheimniß, das über seiner Kranken lag, sich aufgeklärt hätte. Das war ein Irrthum gewesen. Gerade jetzt, wo sie in das Normale des gewöhnlichen Lebens zurückgeglitten war, beschäftigte sie ihn mehr als je: Diese Frau war im Stande gewesen, einen solchen Mann, einen Gatten, der mit größter Liebe an ihr hing, zu hintergehen! Fast hätte Kurt Braun Haß und Verachtung für sie verspürt, aber sie schwebte in schwerster Todesgefahr! . . . Wie war es nur möglich! Er kannte zwar nicht die geistigen und seelischen Fähigkeiten dieses schönen Mannes, doch standen unverkennbar Güte und Edelmuth ihm auf dem Gesicht geschrieben. — Und was wußte Kurt Braun schließlich von ihr, die unter der schaurigen Krankheit vor seinen Augen hingewelkt war? Doch nur, was er in sie hineingeträumt hatte! Er dachte über diese eigenthümliche Traumfähigkeit des Menschen nach. War sie ihm zum Heile oder zur Pein mitgegeben? — Als er an jenem Morgen diese bleiche Menschenblume zuerst gesehen, war ihm gewesen, als hätte er sie längst erwartet und gekannt; sie war die lebende Heldin all' der Romane, die er in der Jugend gelesen — jetzt hatte er schon lange keinen zur Hand genommen. Kein einziges Wort hatte sie zu ihm gesprochen, und doch war ihm, als hätte sie ihm sich ganz enthüllt . . .

Vielleicht war sie aber nichts als eine frivole Weltdame? Nein, einen Brief wie jenen, den er im Waggon gefunden, schreibt Niemand einer Frau, die nicht jeder Verehrung werth! Sie mußte die Romanfrau sein, der nur das Außergewöhnliche im Dasein geschieht! Sie würde auch nicht sterben — der Krankheit, welche jeden Anderen getödtet hätte, würde *sie* widerstehen!

* * *

Nach einigen Tagen liefen die Antworten auf Kurts letzte Erkundigungen ein: sie hatten zwar jetzt, wo er wußte, daß seine Kranke wirklich die Baronin Kjersund war, keine wirkliche Bedeutung mehr, flößten ihm aber dennoch ein eigenthümliches Interesse ein.

Die Direction des Grand Hôtel schrieb, daß eine Frau v. Thun am 23. September Morgens ein von Zürich aus telegraphisch bestelltes Apartement (Salon und Schlafzimmer in der ersten Etage) bezogen habe, aber schon am Abend wieder abgereist sei; nach Aussage des Zimmermädchens habe die Dame im Laufe des Nachmittags einen Besuch empfangen, anscheinend einen Herrn, denn ein solcher, der aber nicht im Hôtel gewohnt habe, sei vom Portier beim Kommen und Gehen bemerkt worden. Gegen Abend habe die Dame dem Zimmermädchen geklingelt, damit dieses ihr beim Packen der Reisetasche behülflich sei, und demselben ein Goldstück dafür geschenkt. Aus diesem Grunde habe das Mädchen sich

der Sache so gut erinnert, daß sie noch anzugeben wisse, die Dame habe verweint ausgesehen und über starke Kopfschmerzen geklagt. Das Diner, welches sie sich auf ihrem Zimmer habe serviren lassen, sei unberührt wieder abgetragen worden. Von ihrer Ankunft bis zu ihrer Abreise habe die Dame das Hôtel nicht verlassen.

Die Hôtelleitung hatte also die Fragen des Arztes genau beantwortet; die Polizei dagegen verweigerte jede Auskunft, d. h. sie leugnete, daß sie von der Anwesenheit einer Frau v. Thun in Wien Kenntniß gehabt habe. Es war höflich, daß sie überhaupt geantwortet hatte; Kurt Braun brauchte ihre Auskunft auch nicht mehr, seine Rolle als Detectiv war überhaupt ausgespielt.

Er schloß die Briefe aus Wien zu jenem im Waggon gefundenen und nahm sich vor, sich hinfort so wenig als möglich mit der Sache zu befassen; am liebsten hätte er, um auf andere Gedanken zu kommen, einen kurzen Urlaub genommen, aber das hätte den Anschein erweckt, als fühle er sich beleidigt, daß man zwei sogenannte Autoritäten berufen hatte; beleidigt aber war er nicht und hatte auch keinen Grund dazu, da die Herren erklärten, daß die Behandlung nicht besser hätte sein können und die Kranke sich in den besten Händen befände. Er wollte also abwarten, bis die Krisis überstanden, und er die Sicherheit ihrer Rettung hätte; alsdann gedachte er sich einen Besuch im Elternhause zu gönnen.

Baron Kjersund hatte bereits mit den fremden Aerzten darüber verhandelt, wann es möglich sein werde, die Kranke zu transportiren; er hatte den Plan, sie bis zu ihrer völligen Genesung in Nizza, in der Villa eines Freundes, unterzubringen. — Kurt Braun sagte sich, daß er dann die räthselhafte Frau nie wiedersehen, und daß sie nie erfahren würde, wie tief er in das Geheimniß ihres Herzens eingedrungen war! —

Der letzte Tag der dritten Krankheitswoche war angebrochen; seit seiner Ankunft hatte der Gatte jede Nacht bei seiner Frau gewacht und nur am Tage, während die Kammerfrau, die er hatte kommen lassen, sich mit den Schwestern in die Pflege theilte, sich ein paar Stunden der Ruhe überlassen. Er mußte eine Natur von seltener Widerstandskraft besitzen; es war, als ob die furchtbare Spannung ihn aufrecht erhielte. Ohne ein Wort zu sagen, ja, ohne auch nur eine einzige Frage zu thun, befolgte er die ärztlichen Vorschriften auf das Pünktlichste; er trug die kleine, zarte Gestalt in's Bad und legte sie im Bette um, immer in der Hoffnung, sie würde ihn endlich erkennen, ein Wort für ihn haben. Nur einmal hatte er den Doctor beschworen, daß er die Kranke, falls es hoffnungslos sei, nicht unnöthig quälen, sondern ihr das Sterben erleichtern möge. Kurt Braun hatte aber erwidert, kein Fall dürfe dem Arzt durchaus hoffnungslos sein.

Die kranke Frau sprach nicht mehr irre — sie sprach überhaupt nicht mehr; am vorigen Abnd hatte Kurt Braun constatiren können, daß das

Fieber etwas gesunken war. Als er dann am Morgen mit den besten Hoffnungen zu seiner Frühvisite kam, blieb er einen Augenblick erstarrt stehen ... Warum hatte man ihn nicht gerufen? ...

Neben dem Bette kniete der Gatte; das Fenster war weit geöffnet — die kleine zarte Frau war verschieden!

Kurt Braun war's, als drehe sich das Zimmer, als träume er. — Es konnte nicht wahr sein, durfte nicht wahr sein! — Er vermochte es nicht zu fassen. Sich gegen die Wand lehnend, suchte er seine Selbstbeherrschung — Umsonst, er begriff sich selbst nicht, begriff die Lage nicht. Wie war es möglich? Das Unwiederbringliche war also doch eingetreten! Wie hatte er sich selbst so täuschen, so belügen können! O, seine innere Stimme, sie hatte ihn abermals betrogen! ...

Aber war es denn sicher? War dies Leben wirklich verlöscht? — Wie gejagt eilte er plötzlich an das Bett, befühlte die Hand, suchte den kleinen rosigen Fuß unter der leichten Decke. . .

Kjersund blickte auf. Er war so bleich wie die Todte.

„Schon vor einer halben Stunde," sagte er tonlos; „es war also Alles umsonst, aber Sie sind wie ein Bruder gegen uns gewesen, gegen meine kleine Ellen und mich ... Ich kann sie nicht überleben," setzte er hinzu, „es ist über Menschenkraft. Sie wissen nicht, wie sie war, Keiner wußte es außer mir! — Das Leben ist ein Irrsinn, wenn es solche Wesen vernichtet! — Vor acht Tagen glaubte ich noch an eine Art von Weltordnung, aber nein, nein, es ist Alles blöder Zufall! ... Ellen, wie konntest Du mich allein lassen? ... O, meine kleine Ellen, die so gern lebte, und deren Leben eben erst begonnen hatte! ..."

„Denken Sie an Ihr Kind!" warf Kurt mit heiserer Stimme ein. Er hatte nie gefragt, ob es ein Knabe oder ein Mädchen, er hatte überhaupt nicht mehr an das Kind gedacht, aber er suchte nach einem Strohhalm, um ihn dem Manne zuzuwerfen.

„O, das ist ein neues Leben ... Sie wird vielleicht einmal einem Andern sein, was Ellen mir gewesen — Ich kann nicht — Wenn es Ansteckung giebt, so habe ich auch den Typhus; ich habe Alles gethan, was man thun kann, um sich anzustecken.' — Ich kann nicht ohne sie leben! — Wissen Sie denn nicht, was es heißt, Etwas nicht können?"

Kurt schwieg. Was sollte er dem überreizten Manne entgegenhalten?

„Kann ich Ihnen irgendwie behülflich sein? Haben Sie Verwandte, denen ich Anzeige machen soll?"

Kjersund griff sich an den Kopf. „Mein armer Schwiegervater, wie wird er seine Sonntagsbriefe vermißt haben! ... Der arme Mann — Ellen war die Jüngste — sieben Brüder und dann sie; wie im Märchen, hieß es immer — ja, wie im Märchen, die Mutter starb bei ihrer Geburt — — Nun ist sie selbst auch todt — so ist's im wirklichen Leben!"

„Wie ist die Adresse Ihres Schwiegervaters?"

„Ach, es hat ja keine Eile, es kommt immer noch zu früh. Ich möchte sie einbalsamiren lassen ... Nein, dazu müßten fremde Hände sie berühren? Nein, nein, die kleine Blume soll Niemand anfassen als Sie und ich ... Nicht wahr, Sie helfen mir?“

Kurt nickte. Wie waren die Menschen doch alle einander gleich, in Schmerz und Noth: Fremder Nation und fremder Kaste gehörte Jener an, und doch fühlte Kurt für ihn, wie für einen Bruder.

„Wollen Sie sie hier bestatten?“

„O nein, ich nehme sie mit — der Vater wird sie noch sehen wollen.“

Kurt dachte plötzlich an den Anderen ... Wie war es doch Alles seltsam, und wie unbegreiflich die Doppelnatur der todten Frau!

„Haben Sie nicht Freunde, die in Angst und Sorge auf Nachricht warten?“ fragte er den verzweifelten Mann.

„Ich habe nur einen nahen Freund,“ antwortete er zögernd, „und der ist in den Flitterwochen und ahnt von unserem Unglück Nichts.“

Wieder warf er sich, in neu angefachter Verzweiflung, über das Bett und strich der ihrer Daseinsform langsam Entrückenden über das weiche, dunkle Haar.

Kurt wandte sich ab; er konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten und ging fort.

* * *

Kaum hatte er in seinem Zimmer sich in einen Stuhl geworfen, als es klopfte, und die Kammerfrau der Verstorbenen eintrat. Sie war eine schlicht gekleidete, stille Person, groß und starkknochig, die wohl hoch in den Vierzigern stehen mochte; sie sah mehr wie eine ehrbare Bürgersfrau als wie die Kammerzofe einer eleganten und vornehmen Dame aus. Nach einer Entschuldigung, daß sie den Herrn Doctor störe, sagte sie, daß sie ihm Etwas übergeben möchte. Sie habe aus Zürich Etwas mitgebracht, was sie der Frau Baronin hätte zurückstellen sollen; zu behalten wage sie es nicht, und auch dem Herrn oder dem alten Grafen könne sie es nicht abliefern; vernichten aber dürfe sie es nicht, so wolle sie es dem Herrn Doctor geben. Bei ihm sei es sicher, das habe sie vom ersten Augenblick an gewußt, wo sie ihn am Krankenbette gesehen. Er möge entscheiden, ob es vernichtet oder einem Anderen übergeben werden sollte. — Ach, sie habe schon längst geahnt, daß es so enden müßte, sie habe es auch der Baronin oft voraus gesagt — „Aber es kann ja nie Einer dem Anderen helfen, Jeder muß Alles selbst auskosten!“ setzte sie hinzu.

Kurt Braun bat sie, Platz zu nehmen; sie that es aber nicht, da sie viel zu tief in ihren Gedanken war, um darauf zu achten.

„Ich bin nur eine ungebildete Person, Herr Doctor, ich kann weder lesen noch schreiben, aber wenn die Baronin auf mich gehört hätte, wäre sie jetzt noch am Leben. — Freilich, da wir Alle einmal sterben müssen, kommt

es vielleicht nicht so sehr darauf an. — Nur das süße Kind ..." Sie trocknete ihre Thränen, und der Arzt wußte nicht, ob sie von der Todten oder von dem zurückgebliebenen Kinde sprach. Sie hatte in ihrem Wesen eine so ruhige Würde, daß er sie nicht auszufragen wagte; er stand auf und nahm aus ihrer Hand eine große rothbraune Sammettasche entgegen, die mit Goldstickerei verziert war und Papiere oder Bücher zu enthalten schien.

„Ehe sie abreiste," fuhr die Kammerfrau fort, „brachte sie mir dies, wie jedesmal, wenn sie einen kleineren oder größeren Ausflug machte. — ‚Sie wissen schon, Christine, Lebens- oder Sterbenswillen, bei Ihnen ist es sicher.' — Sie spielte ja auch vor mir Komödie," setzte sie bitter hinzu, „und redete mir vor, ihr Bruder führe mit seiner Familie durch Bern, und die Schwägerin würde es übelnehmen, wenn sie ihr nicht bei der Durchreise Guten Tag sagte. — Als ob ich es nicht gemerkt hätte, seitdem der Brief angekommen war, daß sie ganz wo anders hin wollte! Als ob ich sie nicht besser gekannt hätte, als sie sich selbst! — Ich wußte Alles, Alles; sie konnte mir auch nie mehr gerade in's Gesicht sehen!.... Ich bat sie noch, nur um meiner Sache sicher zu sein, mich mitzunehmen, aber sie sagte: Wozu? Das wäre rein lächerlich, als ob sie nicht 'mal ihr Billet selbst lösen und ohne mich fahren könnte! — Ach, man soll Niemand Böses wünschen, aber erwürgen würde ich den Anderen, wo ich ihn auch träfe, er ist ja nur solch schmächtiger, zarter Herr, ich könnt' es leicht! — Hätt' ich's nur gethan, o hätt' ich nur die Courage gehabt! Was thät's, wenn ich im Zuchthaus säße, wenn sie nur lebte!"

Kurt schwieg noch immer; er hatte schon oft erprobt, daß Nichts die Leute so beredt mache, wie diese seine Schweigsamkeit und seine eigenthümliche Art, die Sprechenden beim Zuhören anzusehen.

Aber in welch eine Gesellschaft leidenschaftlicher Menschen war er gerathen! — „Der Herr wird ihr bald nachsterben, der Tod liegt schon in seinen Augen, ich habe den unglücklichen Blick dafür, und es wäre mir schon ganz recht, wenn er drüben ein bischen auf sie paßte, obgleich sie ja dort ihre Mutter hat. — Doch gerecht ist unser Herrgott nicht — hier in diesem armseligen Krankenhaus mußte sie den Geist aufgeben, und er, der Andere ..... Aber die Strafe wird schon kommen! Warum sollte sie allein gestraft werden, da sie es doch aus purer Herzensgüte und Mitleid gethan hat! Sie brauchte ihn, weiß Gott, nicht, sie hatte einen viel schöneren und stattlicheren Mann; und konnte sie dafür, daß Jeder den Kopf um sie verlor, Jung und Alt, Arm und Reich? — Sie, Herr Doctor, würden der Nächste gewesen sein, wenn der Tod nicht dazwischen getreten wäre! Sie war eben anders als alle Anderen. Nicht weil sie so schön war, hingen sie ihr an, sondern weil sie im Herzen für Jeden Etwas übrig hatte! Wie oft hab' ich's ihr früher gesagt: ‚Comteßchen, mäßigen Sie sich, die Leute sind's garnicht werth, daß Sie sie Alle so lieb haben!"

Von Kindheit an war sie so; mit wem Niemand fertig werden konnte, aus wem Niemand was Gutes herauskriegte, sie ward damit fertig, und ganz von selbst. Sie meinte eben, sie sei für Alle auf der Welt, und ihre Art war auch so, daß von den Verschiedensten ein Jeder meinte, sie wäre für ihn gerade wie geschaffen."

Kurt hätte gern nach ihm gefragt, wie sie ihn kennen gelernt; aber er besorgte, sie würde dann verstummen. Zu sprechen, war ihr offenbar etwas Unnatürliches; das Rohr mußte erst geplatzt sein, damit heraussprudelte, was ein ganzes Leben lang zurückgedrängt gewesen war. Sie durfte nicht zur Besinnung kommen, oder sie verkittete den Riß.

Aber wie begreiflich, daß sie gerade auf ihn, den Fremden, all das ergoß; ein Anderer hätte ihrer Auffassung mit seinem besseren Wissen entgegentreten können — vor ihm jedoch malte sie die todte Herrin so, wie sie in ihr lebte. — „Natürlich, er war anders als die Anderen, in seiner bescheidenen stillen Art, und nicht nur, weil er ein Prinz war .... Es mußte sie reizen, daß er die vielen Stunden immer über seinem Mikroskop saß, daß er es nie merkte, wenn sie sich schön gemacht hatte! Und Durchlaucht, seine Schwester, hatte sie doch beschworen, ihn wieder zum Leben zurückzubringen! .... Wenn sie spazieren gingen über die Felder — denn sie sahen sich zuerst beim alten Grafen —, dann blieb er bei jedem Wurm und jeder Pflanze stehen. — Ich sah ihnen oft nach, weil mir die Sache von Anfang an nicht gefiel. An so einem Herrn ist das Studiren sonst doch nur eine Pose, aber er sah es, weiß Gott, wirklich nicht, daß sie wunderschöne Augen hatte, wenn sie ihn so bewundernd anschaute! Und wie sie nun plötzlich anfing, ihm die Sachen abzuzeichnen und zu malen, die er da in seinem Mikroskop hatte — denn sie verstand Alles, die süße kleine Hexe, spielen und singen und malen, so gut wie tanzen und reiten! — Da hätte man meinen sollen, sie wäre wie geboren dazu, nur solche ernsten Dinge zu treiben. So glücklich habe ich sie nie vorher gesehen, und der Herr Baron war so stolz auf sie. — Mein Gott, ein bischen Eitelkeit war auch dabei, daß der Prinz sie so verehrte, und um eifersüchtig zu sein, war er selbst viel zu nobel von Gesinnung — Eifersüchtig auf diesen zarten, schwächlichen Gelehrten? Nein, das wäre ihm nie in den Sinn gekommen! — Es war auch wahrhaftig kein Grund dazu, lange, lange Zeit nicht — nur, mir wollte die Sache nicht gefallen, denn ich kann nun einmal nicht dran glauben, daß man sich für solch stumme Creatur wie Fische und Würmer aufrichtig begeistert!"

„Und glauben Sie nicht, Frau Christine, daß Sie Ihrem Herrn jetzt helfen würden, seinen Schmerz zu überwinden, wenn Sie ihm sagten, daß er Grund gehabt hätte, eifersüchtig zu sein?"

„Er würde mich niederschlagen, wenn ich die geringste Andeutung machte! Er würde nie an ihr zweifeln! Ja, legten Sie ihm selbst die schriftlichen Beweise in die Hände, er würde sie ungelesen verbrennen!"

„Warum geben Sie denn nicht ihm die braune Tasche?“

„Das kann ich nicht, nein, das kann ich wirklich nicht .... Was sie mir anvertraute, damit es nicht in seine Hände fiele? O nein! — Und es könnte ihm auch nicht helfen, denn er würde es auf seine Art deuten. — Da drüben, da soll sie ihn so wiederfinden, wie sie ihn hier gekannt hat; ich hätte nicht einmal im Grabe Ruhe, wenn ich die Tasche ohne Erlaubniß verbrännte oder bei meinem Ableben in unsichere Hände fallen ließe! .... Und der Andere ist ja jetzt der Thronerbe — Frau Baronin sagte mir, das wäre etwas Heiliges — das Wohl von Millionen hinge von ihm ab! Es wäre ... Na, geglaubt habe ich es nicht; unser Herrgott hat die Menschen alle gleich geschaffen, d. h. nur SEINE Unterschiede ihnen aufgedrückt, und da stehen mein Herr und meine Comteß meilenweit über allen Thronerben! — — — Nun möchte ich Ihnen aber auch noch danken, Herr Doctor; ich bin keine Dame und hab' vielleicht nicht 'mal das Recht dazu, Ihnen zu danken; aber Eins weiß ich: der Herrgott in Seiner Gnade und Fürsorge wußte wohl, warum Er meine arme Comteß gerade zu Ihnen führte! — Sie haben gewiß Alles geahnt und sich zurechtgeklügelt, das merkte ich in der ersten Stunde! Und Sie haben sie geschützt, soweit Sie konnten! ....“

* * *

Kurt Braun war allein mit der goldgestickten Sammettasche. Er wußte nicht, ob er sie öffnen oder so, wie sie war, verbrennen, oder ob er sie dem Anderen auf irgend eine Weise zustellen sollte?

Er verschob die Entscheidung darüber. Zuerst war ja seine tägliche Arbeit zu absolviren, auch mußte er dem hülflosen Gatten beistehen, all die entsetzlichen Formalitäten zu erfüllen. Der verzweifelte Mann konnte ja sein verlorenes Kleinod nicht, wie er gewollt hätte, auf seinen Armen nach Jütland tragen; da galt es, einer Menge sanitärer und sonstiger Vorschriften zu genügen.

Der Fall hatte natürlich Aufsehen gemacht und beschäftigte nicht nur die Localblätter; so erwartete Kurt Braun immer, irgend eine Nachfrage, irgend ein Lebenszeichen von Jenem zu erhalten, den die Todte über Alles geliebt haben mußte; aber Nichts traf ein. Wenn er auch nicht, wie die Kammerfrau, ihn für den Tod der liebreizenden Frau verantwortlich machte, so schien ihm dieses Schweigen doch grausam und unmenschlich.

Baron Kjersund reiste, als Alles geordnet war, von Kempten ab. Zwei Tage vergingen, da erschien ein Fremder im Krankenhause und schickte dem dirigirenden Arzte seine Karte herein. Kurt Braun las einen ihm unbekannten Namen darauf: A. von Mers, und ließ den Herrn bitten, einzutreten.

Der Fremde gab an, im Auftrage eines Freundes zu kommen, um Erkundigungen über die letzten Tage der Baronin Kjersund einzuziehen;

allein Kurt Braun ward sehr bald inne, daß der Besucher ihn auszuholen strebte: Ob man nicht gleich aus den Papieren oder Briefen, welche die Kranke etwa bei sich geführt, ihren Namen und Stand erkannt hätte? — Kurt antwortete höchst einsilbig und erleichterte dem diplomatischen Fremden in keiner Weise seine Mission, er verwies ihn kurzweg an den Baron. Schon nach den ersten Worten war er überzeugt gewesen, daß dieser Mann hergesandt worden war, um zu erforschen, ob vor oder nach dem Tode seiner Patientin der Name des Prinzen genannt, ob irgend etwas ihn Compromittirendes bei der Verstorbenen gefunden sei? —

Kurt war empört. Diese selbstsüchtige Unruhe war also das Einzige, was der einst so heiß Liebende bei der Todesnachricht empfunden hatte! Weltliche Rücksicht allein war in ihm zu Worte gekommen! . . .

Der Prinz mochte ruhig sein: Kurt hütete eifersüchtig ihr, der lieblichen Frau, Geheimniß, und von diesem Augenblick an fühlte er, daß es sein Recht war, den Inhalt jener Tasche zu ergründen. Er haßte den Mann, den sie geliebt, und der sie in den Tod getrieben hatte! —

Als der Abend kam, wo Kurt am wenigsten einer Störung ausgesetzt war, öffnete er die alterthümlich gestickte Mappe: der Hauptinhalt waren Briefe auf dem dünnen englischen Papier, mit der Krone darauf und in der feinen zierlichen Handschrift, welche Kurt aus seinem Funde im Waggon bereits kannte. Sie waren größtentheis sachlicher Natur, nur hin und wieder eigentliche Liebesbriefe, und auch dann nicht besonderer Art; aber ihrem Auge mochte wohl jeder Strich etwas ganz Besonderes bedeutet haben.

Kurt las ihrer nur wenige, dann nahm er das Bündel, ging vor den Ofen, in dem das Feuer brannte, und warf einen nach dem anderen hinein — zuletzt auch den im Waggon gefundenen.

Die Mappe enthielt aber noch mehr: ein Tagebuch von ihr. Auf dem Deckel des Bändchens stand in kühnen Strichen ihr Vorname gemalt: Ellen.

Einen Augenblick zögerte er, ehe er es öffnete, aber die Ueberlegung sagte ihm, daß er sich eine unnöthige Qual auferlegen würde, wenn er sich zwänge, das Tagebuch ungelesen zu verbrennen. Sie hatte es augenscheinlich erst zu schreiben angefangen, als sie mit der überkommenen Sitte gebrochen hatte, als in ihr eine Welt von Gefühlen erwacht war, die sie mit ihrer gewohnten Umgebung nicht theilen konnte. In ungleichen Absätzen, zu verschiedenen Zeiten, aber ohne Datum und ohne Ortsbestimmung war es niedergeschrieben, bald mit Tinte, bald mit Bleistift — immer in derselben langgezogenen, gleichmäßigen schönen Frauen-Schrift, und immer in deutscher Sprache. —

„Mir ist, seit ich Dich liebe, als wandle ich auf Wolken, hoch über der Welt, die Stimmen der Uebrigen dringen nur wie aus der Ferne zu mir.

„Walter sagte heute, ich sähe so verklärt aus, wie er mich noch nie gesehen, und Vater fand sogar meine Stimme verändert, sie erinnerte ihn an die der Mutter. — Wie soll ich nicht eine Andere geworden sein, seit der Duft Deines Athems mich gestreift, seit ich vor Dir knieend dem Schlage Deines Herzens gelauscht! . . . . Das nennt man Schuld? O, nein! Wäre es Schuld, so würde ich leiden. Ich bin ja kein Ungeheuer — wäre es Schuld, ich würde doch zittern, vor Walter oder dem Vater, und würde mich schämen vor meiner Kleinen! Aber nie habe ich die Meinen so lieb gehabt wie heute; ich habe ihnen ja Nichts geraubt, die Natur hat einen neuen Schacht in mir gegraben, dessen Reichthümer alle Anderen noch mit beglücken! — Du stehst außerhalb der Welt, mein Lieb, und unsere Liebe ist so einzig wie Dein ganzes Sein! —

„Und Du hast so lange gegen sie gekämpft? O, schade um jeden Tag, der uns verloren ging! Wie konnte ich es je erhoffen, daß Dein Blick sich mit Gefallen auf mich niederlassen könnte? — Du warst mir ein Gott, und ich nicht werth, zu Deinen Füßen zu sitzen! . . . .

„Im Zimmer meiner Kammerfrau hängt eine Photographie jenes Gemäldes von, ich weiß nicht welchem, deutschen Maler: Grethchen auf ihrem Gang zum Galgen. Heute habe ich mich zum ersten Mal mit Entsetzen in das Bild vertieft. Früher blickte ich immer nur fort und sagte oft zu Christine, daß ich in ihrer Stelle solch Bild nicht vor meinen Augen dulden würde.

„Doch — Alles, was mich dazu trieb,
Gott, war so gut! ach, war so lieb!"

dies schöne Wort fiel mir heute ein. Ich habe bisher nie gedacht, daß Du und ich mit anderen Wesen Etwas gemeinsam haben könnten, aber gerade dieses Wort: es war so gut und war so lieb, was uns dazu trieb, das muß ich auch von unserer Liebe sagen! — Ist nicht die Liebe so mächtig wie die Fluth, die Alles zerstört und einebnet und, wo sie einbricht, Acker und Garten, Wiese und Sand gleich macht? — Aber die schreckliche Lehre, die Goethe uns giebt? . . . Muß das, was „gut" und „lieb" war, zum Galgen führen? Mein Gott, mir ist ganz Angst geworden! Wenn ich Dich nur erst wiedersehe! Doch nein, Dir darf ich Nichts davon sagen, Du sprichst ja schon von Deiner Schuld und machst Dir Vorwürfe, da ich allein doch die ganze Verantwortung trage!

„Du bist frei, ich bin es nicht. Aber das sind gesellschaftliche Begriffe, und die Liebe stammt aus anderen Landen, wo man die Sprache der Gesellschaft nie gehört! — Weißt Du, wie schuldlos Du bist? O, nur ich, ich trage alle Schuld! Als Du zuerst, ganz unbewußt, meine Hand ergriffst und länger hieltest, als die Sitte es erheischt, da fing mein Herz schon zu klopfen an, und als Dein Knie versehentlich einmal das meine berührte, da war mir, als wärest Du mein Kind, und ich müßte Dich streicheln. Und wie aus Versehen kam auch der erste Kuß! Weißt Du, wie wir

uns verlegen anschauten, als es geschehen war, als unsere Lippen sich gefunden hatten? Du sagtest munter: „Einen Kuß in Ehren darf Niemand wehren!" aber die Röthe war uns Beiden bis in die Stirn gestiegen, und ich weiß nicht mal, ob er „in Ehren" war; ich mußte ja Deinem holden Antlitz immer wieder nahe kommen, ich mußte Dir so demüthig in's Auge schauen, bis Du mich küssen und immer wieder küssen mußtest! Ich war's, mein Lieb, ich war's, die anfing — wie der Kessel im „Heimchen auf dem Herde"!

„Ich habe immer wieder an das Grethchen denken müssen. — Eigentlich war es doch nicht die Liebe, an der sie zu Grunde ging: nur, weil sie ihre Liebe und ihr äußeres Dasein nicht von einander getrennt zu halten vermochte! — Die Liebe soll aber sein wie die Luft, die man nur athmet — o weh, die Luft durchdringt ja auch, zersetzt ja auch Alles! — Der Mensch kann sich nicht lösen aus seinen vielfältigen Beziehungen!"

„Aber daß ich Dich liebe, ist das nicht ebenso mein Schicksal, wie meine physische Erscheinung? Mein freier Wille war es nicht, denn ich kannte doch nicht die Wonnen Deiner Liebe! Hätte ich meiner Ueberlegung folgen dürfen, ich hätte mir sicher ein ander Loos gewählt! — Wer will denn gern vom hergebrachten Wege abweichen? Wer zieht nicht Ruhe der Qual, Sicherheit der Angst vor? — Und doch ist die Liebe ein Gnadengeschenk der Natur! Hat die Natur mich dazu geheiligt, ihrer höchsten Gabe theilhaftig zu werden, so darf ich nicht mit ihr rechten über ein Zuspät oder Zufrüh, so darf ich nicht klagen, selbst wenn die Welt mich zum Henkerstode führt. Liebe ist schon der Tod; in ihr erstirbt die Persönlichkeit! Wenn ich vor Dir kniee, so schwinden mir die Gedanken, ich fühle nur Dich, ich empfinde mich selbst nicht mehr, nur Du, Du bist Alles!"

„Ich bin, was das dürre Gesetz eine Ehebrecherin heißt — mir thut das Wort so weh, obwohl ich weiß, wie milde der Heiland der Ehebrecherin begegnete. Jedermann würde mich verurtheilen. Wenn ich aber grausam genug wäre, meinem Manne das Herz zu brechen, meinem Vater den Rest seines Lebens zu verbittern und meinem Kinde die Zukunft zu rauben — wenn ich mich scheiden ließe, um dem Anderen meine Hand zu reichen, dann billigt mich das Gesetz und die Welt, und ich stehe da als eine correcte Frau! . . . Ja, aber nur vor der Welt, nicht vor meinem Gewissen! Was verstehen die Menschen, welche die Gesetze machen, vom Gewissen? Der Herr hat es verschieden in seine verschiedenen Geschöpfe gelegt! Der Heiland allein sah in die ganze Tiefe der Menschenseele, aber kein Gesetzgeber folgt ihm nach! . . ."

„Bringe ich nicht Opfer, damit kein Anderer geopfert werde? Möchte ich nicht auch lieber mit der Welt als gegen sie leben? — Nie darf ich mich im hellen Sonnenschein an den Arm des Geliebten hängen und mein Glück doppelt genießen, indem ich es offen genieße! . . . Dein Leben, das die Natur mir geschenkt hat, die Gesellschaft enthält es mir vor, und

ich füge mich darein, um Niemandem Leid zuzufügen: Nur heimlich kosten darf ich von dem reichen Schatze, der doch ganz und gar mein, denn ich hab' ihn gehoben! —"

„So beruhige ich mich immer wieder, um nicht durch Kleinlichkeit den großen Rausch der Natur zu stören; aber das Leid bleibt nicht aus, ich zeige es Dir nur nie! Ich trage ihn allein, den Widerspruch zu mir selbst, in den ich mich gesetzt habe — Wenn Walter anbetend zu mir aufblickt, so möchte ich ihm sagen: „Ich bin nicht fleckenlos — demüthige mich nicht durch Deine Liebe!" . . . Aber das wäre zu bequem; besser ist's, durch unendliche Güte an Anderen gut zu machen das Mehr, womit der Himmel mich ausgezeichnet hat! — Was könnte ich nur thun, um mein Glück zu verdienen? Oft denke ich, ich müßte daran sterben — ach, und wie gern thäte ich's, hätte ich nur keine Pflichten! . . . Wozu sind wir auf Erden? Um die höchste Stufe der Veredlung zu erklimmen? — Dann wäre ich noch lange nicht zum Tode reif! Ist es aber, um die höchste Möglichkeit des Glücks zu kosten, so hätte ich den Sinn des Daseins erschöpft. Nur Dein Antlitz zu erblicken, in Deiner Nähe zu athmen, ist Glückseligkeit; immer noch schwinden alle meine Gedanken und Sorgen, wenn ich Dich umklammert halte; ich begreife garnicht, daß es etwas Anderes als Harmonie im Weltenraume giebt; unmerklich wird Deine Anschauung die meine, Deine Seele geht ganz über in die meine."

„Christine späht mir nach, ihre hellen grauen Augen sehen mich vorwurfsvoll an; o, wie schade, daß sie es nie begreifen und fassen würde, was mir geschehen ist! Sie sieht die Welt unter dem einzigen Gesichtspunkt meines Wohles an und haßt gleich Alles, was mir in den Lebensweg tritt, und was sie nicht billigt. — Dich konnte sie von Anfang an nicht leiden; ich fühlte das, und so haben wir nie von Dir gesprochen . ."

* * *

„Er ist fort! Vier Wochen lang werde ich seine Stimme nicht hören — o, was für ein Leid ist Trennung! — Wäre ich seine Frau, so brauchten wir uns nie zu trennen — aber ich darf nicht daran denken . . ."

„Mir fehlt die Lebenskraft, wenn ich ihn nicht sehe; ich bin physisch krank davon geworden, so sehr ich mich zusammennahm! O, mein armer Walter hat so darunter gelitten, und ich bat ihn tausendfach um Verzeihung, daß ich ihm Sorge gemacht habe. — Noch acht Tage! —"

„Kann ich dafür, daß ich nicht zu leben vermag ohne ihn? Ob das je anders werden wird? Hat Liebe eine bestimmte Dauer? Nein, sie ist wie die Ewigkeit, ohne Anfang und ohne Ende! Neulich sagte Walters liebe Tante, die bei uns zum Besuch war: „Die Frauen rühmen sich so oft, der Liebe, wenn sie ohne Tugend ihnen nahte, widerstanden zu haben. Ich aber behaupte, wenn sie ihr widerstanden, war es eben nicht die

Liebe, denn der widersteht Niemand!" — Und Walter gab ihr Recht und sah mich mit seinen strahlenden Augen an; ich aber wurde so todestraurig, daß ich seinen Blick nicht erwidern konnte. Er merkte es nicht, und ich küßte seine Hand und bat — ja, ich bat den Allmächtigen um meinen Tod! —"

* * *

— „O, mein Gott, wie konnte ich klagen, als ich ihn überhaupt noch sah, als unser Leben, fern über der Alltäglichkeit, noch ein gemeinsames war, als ich all' seine Gedanken theilte, keine Falte seines Herzens mir verborgen war! Es gab keinen Tag seines Lebens, den ich nicht nachträglich mit ihm durchlebt; nie hat ein Hauch der Eifersucht in ihm oder in mir Platz greifen können —. aber jetzt! Nein, ich kann es nicht überleben. — Nun ist Alles vorbei! Dies elende Dasein mit seinen kleinen menschlichen Institutionen soll die Gewalt haben, das Götterkind, die Liebe, zu vernichten? — „Es bleibt ja Alles, wie es war, zwischen uns!" sagte er; ich sah ihn nur still an. Wie konnte er sich solche Enormität auch nur vorstellen? Es war ja auch keine Frage mehr, die er mir vorlegte, es war für mich schon entschieden in dem Augenblick, wo ihm überhaupt die Möglichkeit seiner Vermählung durch den Kopf gegangen war. — „Bist Du nicht auch verheirathet?" sagte er. Und ich schwieg wieder, weil ich die Antwort darauf nicht fand, sondern nur das Gefühl, es sei etwas Anderes, etwas ganz Anderes! —"

„Ich bin wohl doch eine Egoistin gewesen, mein ganzes Leben lang, trotz meiner gerühmten Güte, daß ich das nicht vertrage? Ich stelle mir vor, daß sein Leben — er sagt, das Leben, zu dem ich ihn erweckt habe — ein reicheres sein werde als bisher, und es überrieselt mich kalt. Ich denke daran, daß er einen Beruf haben wird, der ihm eine unendlich größere Wirksamkeit giebt, als seine Wissenschaft es bisher gethan. — Aber ich schreie vor Schmerz, daß er mir entrissen werden wird. Immer sehe ich die Andere neben ihm, die im Sonnenschein des Tages an seinem Arme hängen darf, die sein Leben theilt, die neben ihm sitzt in der Abenddämmerung unter den hohen Buchen des Parkes, die an seiner Seite eintritt in den strahlenden Festsaal, die das Lachen über seine geliebten Züge gleiten sieht und ihm die Stirn glätten darf, wenn Unmuth und Sorge sie kräuseln, die ihn pflegen darf, wenn er krank ist, und die — o, Gott, hab' Erbarmen! — die ihm Kinder schenken darf, welche seine edlen Züge tragen! —"

„Und wird er nicht Vergängliches leisten dann, wie jetzt? Giebt es eine Form der Arbeit, welche höher ist als die andere, auf dieser zerstäubenden Welt? — Wie viele Reiche sind zerfallen, wie viele Dynastien ausgestorben, und die Welt ist darum nicht schlechter oder besser geworden. — Aber — o ja, ich weiß alle Aber! Habe ich selbst es ihm nicht ge-

sagt — denn in seiner Nähe beherrschen mich seine Gedanken, — daß man seine Pflichten gegen die Mitmenschen erfüllen muß, daß man seine Gesichtspunkte beschränken soll, um überhaupt Etwas zu leisten! . . . O, wie weise habe ich geredet, immer mit dem lauernden Blick auf ihn, immer mit der ersterbenden Hoffnung, er würde antworten: „Alles, was mich Dir entfremdet, ist werthlos!" — Ja, ich habe es erhofft, aber Du, Fred, Du hast es nicht gemerkt, Du hast nur gehört, was der Mund sprach, Du nanntest mich ‚einzig' und ‚edel' und ‚großartig' und sahest nicht, was ich litt! . . . Deine Natur ist die langsamere von uns Beiden — wird dasselbe Leid auch über Dich kommen, wenn zur Wirklichkeit geworden, was Du als Plan mir mittheiltest? Vielleicht — ich glaube es, aber ich wünsche es nicht. Du könntest es vielleicht nicht ertragen, ich ertrage es ja — ich wandle noch immer hoch über der Welt — mechanisch lache und weine ich, aber die Wolken, die mich tragen, sind nicht mehr von der Sonne vergoldet, es sind schwarze Regenwolken, und die Erde zieht sie an — o, wie sehr!" —

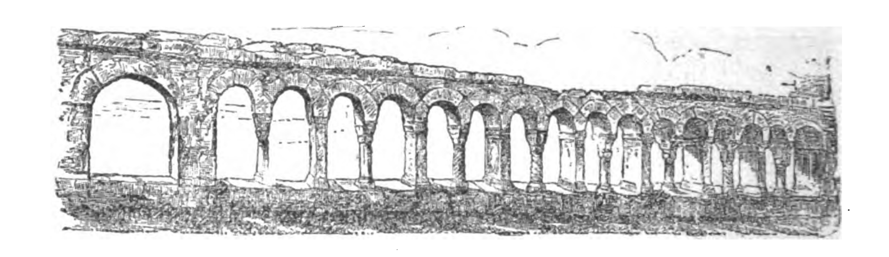
* * *

Kurt Braun wurde durch Klopfen an der Thür aufgeschreckt. Es war nur Schwester Anna, welche fragte, ob das Zimmer, in welchem die Baronin Kjersund gestorben, neu belegt werden dürfte? Es sei ja gründlich desinficirt worden, und man habe eben einen vom Dach gefallenen Arbeiter eingebracht — kein Mensch wisse, was er so spät noch auf dem Bau gewollt — und sonst sei nirgends Platz . . .

Kurt gab seine Einwilligung und stand auf, um das Buch in's Feuer zu werfen.

Schwester Anna sah ihn scharf an: „Es ist Ihnen wohl schwer, wieder in das Zimmer zu gehen? Aber wir müssen halt Alle weiterleben, was auch immer geschehe!" —





Illustrirte Bibliographie.

Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Könnecke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Die Geringschätzung, mit der man früher auf illustrirte Werke wissenschaftlichen Charakters nicht ohne Grund blickte, ist in dem Maße gewichen, als auch die anfangs vorwiegend einer müßigen Augenweide dienende Illustration mehr und mehr systematisch, nach wissenschaftlichen Grundsätzen und Zielen ausgeübt wurde und die kritisch-historische Methode auch bei ihr, wie bei jeder historischen Quellenarbeit, zur Anwendung gelangte. Die überraschenden Fortschritte der modernen Reproductionstechnik kamen diesem Streben zu Hilfe, indem sie die unbedingt treue, unmanierirte Wiedergabe alter Vorlagen, von Handschriften, Drucken, Kupferstichen u. s. w. ermöglichten. Heutzutage dürfte es kaum eine wissenschaftliche Disciplin geben, welche der Hilfe des ergänzenden Bildes ganz entbehren möchte; einzelne können sie nicht entbehren. —

Ein Zeugniß für die steigende Werthschätzung der im Dienste der Wissenschaft stehenden und auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Illustration von Seiten der Fachgelehrten wie des gebildeten Publicums legt z. B. die Aufnahme ab, welche die im Jahre 1886 erschienene erste Auflage des Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur gefunden hat. Die Kritik hat damals die monumentale Bedeutung dieses Werkes, das eine erfreuliche Verbreitung in den Kreisen der Gebildeten gefunden hat, anerkannt, der gewissenhaften Gründlichkeit, den Kenntnissen und dem Geschmack des Herausgebers wie dem Verdienst des Verlegers derartige Würdigung widerfahren lassen, daß sich eine eingehende kritische Beleuchtung des Werkes jetzt erübrigt. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß die zweite Auflage eine vermehrte und in mehrfacher Hinsicht verbesserte ist. So ist die Zahl der Illustrationen von 1675 auf 2200 erhöht worden, wozu noch 14 Beilagen kommen. Unter den hinzugekommenen Bildern befinden sich manche interessante aus Goethes und Schillers Zeit; auch ist der Bilder-Atlas bis zur Gegenwart fortgeführt worden, indem hervorragende Vertreter der neuesten Litteraturperiode (wie Hauptmann, Sudermann) Platz gefunden haben. Freilich hat der Herausgeber in dieser Beziehung nicht alle Wünsche erfüllen können, u. A. vermissen wir das Portrait Ludwig Fuldas. Eine Bereicherung und damit eine Erhöhung seines wissenschaftlichen Werthes hat der Atlas dadurch erfahren, daß von allen Handschriften

und Handschriften-Bruchstücken des wichtigsten Litteraturdenkmals des Mittelalters, des Nibelungenliedes, Proben aufgenommen worden sind. Als Verbesserungen sind anzuführen, daß einige Abbildungen fortgelassen und eine große Anzahl solcher, für die entweder



Medaillon der Herzogin Amalie von Weimar von einem Genius mit Rosen bekränzt, gehalten von der Bildhauerei. Originalzeichnung des Bildhauers M. G. Klauer. Weimar, den 1. Januar 1785.
Aus: Dr Gustav Könnecke: „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur." Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

bessere Quellenbilder gefunden wurden, oder die durch die inzwischen sehr vervollkommneten Reproductionsmethoden schöner und klarer wiedergegeben werden konnten, durch quellenmäßigere oder klarere Abbildungen ersetzt worden sind; ferner daß die erklärenden Texte

einer genauen Durchsicht unterzogen und auf Grund der seit dem Erscheinen der 1. Auflage zu Tage geförderten Forschungsresultate berichtigt worden sind.

Der Bilderatlas zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste bringt die Bildnisse der bedeutendsten verstorbenen deutschen Sprachforscher und Litterarhistoriker (wir vermissen unter diesen Hettner); die zweite, die Hauptabtheilung, bringt die eigentliche Sammlung von Abbildungen zur Geschichte der deutschen Litteratur. Diese Abbildungen erläutern die gesammte deutsche Litteraturgeschichte von dem ältesten Auftreten der Nachrichten über deutschen Sang bis auf unsere Tage.



Christiane und August von Goethe. Aquarell von Heinr. Meyer.
Aus: Dr. Gustav Könnecke: „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur."
Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Aus dem Mittelalter werden Nachbildungen der Handschriften und Drucke der bedeutendsten Litteraturdenkmäler gebracht; Miniaturen aus den Handschriften, Texte mit wortgetreuer Uebertragung. In der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur neueren Zeit wird die bedeutsame Entwickelung des Buchdrucks vom rohen Blockdruck lehrreich veranschaulicht. Vom Ausgange des XV. Jahrhunderts treten die Bildnisse der Dichter und Schriftsteller in den Vordergrund; daneben werden interessante Büchertitel, einzelne Seiten aus wichtigen Drucken, litterarhistorische Alterthümer und Denkmäler, insbesondere Grabmäler und Dichterstätten wiedergegeben.



Die tragische und die komische Muse an Goethes Büste.
Zeichnung von Angelika Kaufmann für den Band VIII der Göschen'schen Ausgabe von Goethes Schriften.
Aus: Dr. Gustav Könnecke: „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur."
Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Auch die Bücherillustration ist derart berücksichtigt, daß sich ihre Entwickelung in Deutschland von den Miniaturen des XII. bis zum Anfange unseres Jahrhunderts verfolgen läßt. Zahlreich sind die Nachbildungen von Handschriften der Schriftsteller, insbesondere Namenszügen. Der älteste sichere ist die Unterschrift König Konradins unter einer Pisaer Urkunde vom Jahre 1258. —

Diese Angaben lassen erkennen, welch' ein ungemein reiches Material in diesem Bilderatlas zusammengebracht ist, wie sehr derselbe geeignet ist, eine Stütze und Er-



Ottilie von Pogwisch. Goethes Schwiegertochter, Augusts Frau.
Kreidezeichnung des Weimarer Lithographen Heinrich Müller (um 1820).
Aus: Dr. Gustav Könnecke: „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur."
Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

gänzung des litterarhistorischen Unterrichts zu bieten, denselben durch Anschauung zu beleben und zu vertiefen. —

Die Ausstattung des Werkes ist in jeder Beziehung vortrefflich; für treue und künstlerische Wiedergabe der Bildervorlagen haben namentlich die Kunstanstalten von Angerer & Göschl in Wien, Meisenbach, Riffarth & Co. in München und Berlin, Osterrieth in Frankfurt a. M. und Werner & Winter ebendaselbst gesorgt. Von letztgenannter Firma rühren her die werthvollen farbigen Beilagen: Eine Seite aus dem Codex argenteus; die beiden Miniaturen aus der großen Heidelberger Liederhandschrift: Reih-

hart von Reuenthal inmitten seiner fröhlichen Bauern; Walther von der Vogelweide; die Nachbildung eines colorirten Holzschnittes aus dem Jahre 1530: „Der Nasentanz" von Hans Güldenmund in Nürnberg; von August Österrieth die farbige Tafel: Flandrischer Teppich des XIV.—XV. Jahrhunderts mit Scenen aus Wilhelm von Orlens (Original im Fürstl. Museum zu Sigmaringen); von Meisenbach, Riffarth & Co. die ausgezeichneten großen Photogravüren: Goethe, nach dem Oelbild von J. K. Stieler (1828) und Lessing, nach dem Oelgemälde von J. H. Tischbein d. Ä. (1760), welche nebst der guten Reproduction des von Johann Gotthard Müller nach dem Gemälde von Anton Graff gestochenen Portraits Friedrich Schillers dem Werke zum besonderen Schmuck gereichen. —

Der Bilderatlas umfaßt 11 Lieferungen von je 40—48 Seiten größten Formats. Der Preis von 2,00 ℳ für die Lieferung ist in Anbetracht des überaus reichen Inhalts, der gediegenen Ausstattung und des inneren Werthes ein überaus mäßiger zu nennen. Möge das in seiner Art einzig dastehende Werk die weiteste Verbreitung finden.

—a.

Bibliographische Notizen.

Lehrbuch der Allgemeinen Psychologie. Von Dr. Johannes Rehmke, o. ö. Professor der Philosophie zu Greifswald. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß.

Das neue Werk des Verfassers mehrerer Schriften über den Pessimismus und über die (von ihm idealistisch beantwortete) Frage nach der Außenwelt stellt an die Fachgenossen eine Reihe bedeutender Ansprüche auf gründliche Auseinandersetzung, zumal da es auch abgesehen von Ansichtsverschiedenheiten geeignet ist, zum Widerspruch herauszufordern — und zwar von seinen allgemeinen Anfängen an (Definition der Wissenschaft, der Klarheit u. s. w.; psychologische Aufgabe der Physiologie, Logik, Aesthetik und Ethik, S. 349) bis hinein in seine Einzelheiten (z. B. das Fehlen des Begriffs „Wahl" beim Anfassen der Willensfrage und die Beschränkung der Freiheitsfrage auf die eine Frage „Determinismus—Indeterminismus"; ferner der völlige Mangel an Darlegung des inneren Wahrnehmens, besonders § 24). Auf diese seine Eigenschaft können wir hier nicht näher eingehn, müssen auf sie jedoch hinweisen, da der Titel den Eindruck erweckt, es handele sich um ein von Fachstreitigkeiten absehendes Lehrbuch, das den sicheren oder wenigstens sicher zu machenden Theil einer Wissenschaft, sei es der Oeffentlichkeit, sei es dem Anfänger vermitteln soll. Diese Eigenschaft hinwider besitzt das Werk nun einmal gar nicht und bemüht sich auch nicht nach ihr, so streng und anerkennenswerth und erfolgreich auch der Verfasser nach einer „allgemeinen" Psychologie gestrebt hat. Allerdings ist der derzeitige Stand der Psychologie für Lehrbücher nicht günstig; aber selbst die Annäherungen daran, die es giebt (den „Brentano", den kleinen und großen „James", selbst den „Volkmann") wird man für ein Lehrbuch immer noch vorziehen dürfen.

Die Aufgabe der Psychologie sei: „die Gesetzmäßigkeit der Veränderungen, welche man das Seelenleben nennt, klar zu begreifen." Ihr „philosophischer" Theil läßt den richtigen, fraglos klaren Begriff von „Seele" überhaupt erst gewinnen; ihr „fachwissenschaftlicher" Theil hat „das Seelengegebene in der Mannigfaltigkeit der Bewußtseinsbestimmtheit, wie sie das abstracte Individuum „Seele" bietet, und in dem gesetzlichen Zusammenhang, welchen das concrete Individuum ‚Seele' aufweist, klar zu begreifen." Immer handelt es sich dabei um „reine" Psychologie, d. h. abgesehen von den Beziehungen des Bewußtseins zum „Gegenstand". — Für Einzelfragen ist das Werk umso weniger zu benützen, als ihre Beantwortung hier zu sehr von der Gesammtleistung abhängig sein dürfte.

H. Schm.

Die Zukunft der Philosophie. Antrittsvorlesung von Dr. Karl Joël, Privatdocent der Philosophie an der Universität Basel. Basel, Benno Schwabe.

Referent hat versucht, dem Büchlein an einer besonderen Stelle gerecht zu werden, und darf dies hier wohl dahin zusammenfassen, daß er Joëls ersten akademischen Griff mit Freude ob seiner warmen Idealismen begrüßt, trotz einer etwas weitgehen-

den Vereinfachung der angewendeten Begriffe. Gegenüber den vielen Todtsagungen der Philosophie eines ihrer noch viel zahlreicheren Lebenszeichen. H. Schm.

Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel. Beiträge zur Pädagogik des Menschengeschlechts von Dr. Bruno Wille. Berlin, S. Fischer.

Die Bedeutung dieses Buchs beruht auf seinem klaren und selbstständigen Eingreifen in die Fragen der gegenwärtigen und nächsten Gesellschaftsentwicklung. Bei diesem seinen „praktischen" Werth beansprucht es einerseits eine geringere fachwissenschaftliche, andererseits aber eine um so größere allgemeine Aufmerksamkeit und zwar wenigstens von Seiten Derer, die mit seinen Gegenständen maßgebend zu thun haben. Grundgedanke: „Rein ist ein Mittel nur dann, wenn es durch seine Nebenwirkungen seinen Zweck gar nicht oder verhältnißmäßig wenig beeinträchtigt. Da nun mein Ziel, mein höchster Endzweck ‚der freie Vernunftmensch' ist, so verstehe ich unter . . . ‚dem reinen Mittel' lediglich solche Maßnahmen, welche . . . uns den freien Vernunftmenschen thatsächlich näher bringen, nicht aber gegen Freiheit und Vernunft so erheblich verstoßen, daß sie in dieser wichtigsten aller Beziehungen mehr schaden als nützen." — Statt einer eingehenden Kritik seien hier als Beispiele vermerkt: die willkürliche Einengung des Werthbegriffs auf das Angenehme und der Mißgriff, daß bei den „Individuellen Mittelwerthungen" der Gegensatz „normal" und abnorm" oder „anomal" (wie es statt des fehlerhaften Wortes „anormal" heißen muß) mit dem Gegensatz des Alten und Neuen sowie mit dem des Allgemeinen und Individuellen verwechselt ist.

H. Schm.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. . . 104. Bd. 1. Heft. Leipzig, Verlag von C. E. M. Pfeffer.

Ein Stück Fortsetzung der in unserm Februarheft 1894 genauer besprochenen Jubiläumsbände. Hervorzuheben wären diesmal Uebersichten über Rußland, England, Amerika und die feinsinnige Schätzung, die Theobald Ziegler kleineren Schriften von Franz Brentano angedeihen läßt. — Wär' es nicht dieser Zeitschrift würdig, wenn sie auch die äußeren, insbesonders die Lehrverhältnisse der Philosophie in ihren regelmäßigen Beachtungskreis einbezöge? H. Schm.

Entwickelungsgeschichte der Natur. Von Wilhelm Bölsche. 2 Bände und gegen 1000 Abbildungen im Text mit 16 Tafeln in Schwarz- und Farbendruck. Geb. Preis 15 Mark, auch in 40 Lieferungen à 30 Pf. — Neudamm, Verlag von J. Neumann. —

Der Stoff zu dem vorliegenden größeren Werke hat zwar bereits früher berufene Bearbeiter gefunden, gegenwärtig fehlte es aber an einem derartigen Buch, das dem Laien das reichhaltige Material, unter Zugrundelegung gerade auch der neuesten Errungenschaften auf naturwissenschaftlichem Gebiet, übersichtlich und in durchaus allgemein verständlicher Weise darbietet. Diese Aufgabe zu lösen und ein derartiges Werk zu schaffen, ist dem Verfasser vortrefflich gelungen. Derselbe, der auch durch seine Bemühungen, die Aesthetik auf eine naturwissenschaftliche Grundlage zu stellen, sich bekannt gemacht hat, erweist sich in dem vorliegenden Werke als ein gründlicher Kenner der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften bis in ihre jüngsten Entwickelungen. Bei glänzender Stilistik versteht er das Interesse des Lesers zu gewinnen und dasselbe von Capitel zu Capitel zu steigern. Die ganze Behandlung des mächtigen Stoffes geht von großen Gesichtspunkten aus, nirgends verletzend, dabei ist der Verfasser weit entfernt, etwaige Lücken unserer Erkenntniß zu verdecken, vielmehr vertritt er, wie er dies in der Einleitung hervorhebt, die Ansicht Alexander von Humboldts, „daß jenes einseitige Sichsteifen auf die letzten Räthselfragen, von deren zeitlicher Unlösbarkeit man in gewissen Kreisen immer wieder nur zu gern den Culturwerth der Naturforschung abhängig machen möchte, wesentlich in solchen Köpfen entsteht, die gar keine Ahnung besitzen von der wirklichen Größe, dem Reichthum und der Schönheit der bereits zu voller Klarheit erforschten Gebiete der Naturwissenschaften. — Wer von einer rechten Liebe zum Naturstudium und von der erhabenen Würde desselben beseelt ist, kann durch Nichts entmuthigt werden, was an eine künftige Vervollkommnung des menschlichen Wissens erinnert." Unter dieser Voraussetzung, schreibt der Verfasser, sei unser Weg begonnen. —

Das umfangreiche Werk besteht aus 2 Bänden, jeder Band gegliedert in drei Unterabtheilungen (Bücher). Der erste

Band beschäftigt sich mit der Entwickelungsgeschichte der menschlichen Kenntniß der Natur, ferner mit der Entwickelungsgeschichte der außerirdischen Welt, vom Nebelfleck bis zum Planeten, und schließlich mit dem Urzustand der Erde und den vulcanischen Erscheinungen der Gegenwart. Die Entwickelungsgeschichte der außerirdischen Welt kann als ein vollständiges populäres „Compendium der Astronomie" bezeichnet werden. Der zweite Band umfaßt in seinen einzelnen Büchern die Erde in der ältesten Epoche ihrer Entwickelung, alsdann die Trias-, Jura- und Kreidezeit und schließlich den Zeitraum von Beginn der Tertiärzeit bis zur Gegenwart. In sehr interessanter Weise behandelt in diesem Band der Verfasser die Darwin'sche Lehre, die er aus den Thatsachen heraus, stufenweise entwickelt und dem Leser vorführt. In einer Reihe von Abbildungen, die sich dem Texte genau anschließen, wird das interessante Gebiet der Anpassung, Mimikry, dem Leser veranschaulicht. Weiterhin erläutert der Verfasser in sehr ausführlicher Weise die geschichtliche Entwickelung der Organismen von den ältesten Urformen bis herauf zum Menschen. Dem Letzteren ist das Schlußcapitel gewidmet, in welchem, bei Vermeidung extremer Schlüsse, den Resultaten einer vorurtheilsfreien Forschung Rechnung getragen ist. Ein ausführliches Register ist dem zweiten Band am Schluß beigefügt. —

Zahlreiche Illustrationen, theils nach Original-Photographien, theils nach Zeichnungen, erläutern den Text; das recht gut ausgestattete Werk kann warm empfohlen werden. K.

Vorspiele auf dem Theater. Dramaturgische Skizzen von Paul Lindau. Dresden und Wien, Verlag des Universum. (Alfred Hauschild.)

An dramaturgischen Werken, die sich mit den Gesetzen, nach denen der dramatische Dichter schaffen soll, resp. nach denen die anerkannten Meister des Dramas geschaffen haben, befassen, fehlt es nicht; dagegen fehlt es an einer praktischen Dramaturgie, an einem Werke, welches uns die Phasen vom fertig vorliegenden Werk des dramatischen Dichters bis zu seiner Verkörperung auf den weltbedeutenden Brettern beleuchtet, das die Thätigkeit des Dichters nach Vollendung seines Werkes, sein Verhältniß zum Regisseur, die Thätigkeit des Letzteren sowie des Schauspielers auf den Proben wie bei der Aufführung schildert. Diese Lücke füllt das vorliegende Buch Paul Lindaus in dankenswerther Weise aus. Die reichen Erfahrungen, die Paul Lindau als Bühnendichter, Dramaturg und Theaterkritiker gesammelt, und die er jetzt in einflußreicher Stellung nutzbar zu machen Gelegenheit hat, die Einblicke, die er durch seine persönlichen Beziehungen zu bekannten Bühnenleitern und berühmten Schauspielern in das Leben und Treiben hinter den Coulissen sowohl an deutschen wie an fremden, vornehmlich französischen Theatern hat thun können, setzen ihn in die Lage, diesen Gegenstand mit vollster Sachkenntniß zu behandeln; daß dies außerdem in gefälligster Form, in fesselndster, durch zahlreiche, charakteristische und amüsante Anekdoten und eigene Erlebnisse Lindaus gewürzter Darstellung geschieht, braucht nicht erst versichert zu werden. Das Buch setzt sich aus drei Abhandlungen zusammen: „Regie und Inscenirung", „Dichter und Bühne in Deutschland und Frankreich" und „Ueber die Kunst des Schauspielers". In dem ersten Aufsatze wird die wichtige Thätigkeit des Regisseurs, von deren Wesen und Bedeutung das große Publicum keine Vorstellung hat, sowohl in Bezug auf die „Inhaltsregie", wie auf die „Formregie" (Inscenirung) — wie Lindau es bezeichnet — eingehend gewürdigt und ein anschauliches Bild von dem Verlaufe der Leseproben, Bühnenproben u. s. w. gegeben. Alteingewurzelte Mißstände an deutschen Bühnen werden in lehrreicher Weise bloßgelegt und mancher beherzigenswerthe Wink gegeben, dessen Befolgung Regisseuren und Schauspielern von Nutzen sein dürfte. Der zweite Aufsatz zeigt die verschiedene Stellung, welche der deutsche und der französische Dramatiker ihren Bühnen gegenüber einnehmen — eine Parallele, welche nicht zu Gunsten der deutschen Theaterverhältnisse ausfällt. Der dritte Essay beschäftigt sich, anknüpfend an Auslassungen des bekannten französischen Schauspielers Coquelins, mit der Kunst des Schauspielers und erörtert besonders die Frage, ob der wahre Schauspielkünstler mehr im Banne der Inspiration, oder der künstlerischen Ueberlegung stehe, ob er in der Rolle oder über der Rolle stehen müsse, um die größte und reinste Wirkung zu erzielen. —

Das Buch ist zunächst Allen, die mit der Bühne in engerer Beziehung stehen, vornehmlich also Theaterleitern, Regisseuren und Schauspielern, ferner aber auch Allen,

die für das Theater und die dramatische Kunst Interesse haben — und wer zählte nicht zu diesen, — angelegentlich zu empfehlen. O. W.

Katalog der Vereinigung der Kunstfreunde für amtliche Publicationen der Königl. National-Galerie. Berlin.

Längst überwunden ist jene farbenfeindliche Periode einer dem wirklichen Leben allzu sehr entfremdeten Kunst; der Standpunkt, den einst Diderot in seinem essai sur la peinture einnahm, in dem er die Farbe als den „göttlichen Hauch, der Alles belebt," pries, ist wieder zu allgemeiner Geltung gelangt; nicht nur in der Kunst selbst kommt dieser neu belebte, gesteigerte und zugleich verfeinerte Farbensinn zur Geltung, auch die vervielfältigende Kunst sucht ihm mehr und mehr Rechnung zu tragen. Die Schwierigkeiten, mit denen sie hier zu kämpfen hatte, um den künstlerisch gebildeten Geschmack zu befriedigen, sind allmählich überwunden worden; und neben der Photographie und der Radirung, deren Bevorzugung in neuerer Zeit schon den neubelebten Sinn für malerische Wirkung documentirt, kommt mehr und mehr die farbige Wiedergabe hervorragender Gemälde in Aufnahme. Ein neues Verfahren: der Farbenlichtdruck von Ad. O. Troitzsch ermöglicht es, die Kunstwerke mit der vollsten Treue des photographischen Nachbildes und mit der — nur gemäß der veränderten Größe reducirten — Farbenwirkung des Originals wiederzugeben. Der Eindruck, den die nach diesem Verfahren erzeugten Kunstblätter machen, kommt dem der Urbilder so nahe, daß sie einen wirklich annehmbaren und willkommenen Ersatz für dieselben bilden und man fast vergißt, daß ihnen ein mechanisches Verfahren zu Grunde liegt. Eine solche Treue, vereint mit künstlerischer Feinheit der coloristischen Nachbildung ist bisher noch durch kein Vervielfältigungsverfahren erreicht worden. Die Direction der kgl. National-Galerie verdient daher lebhafte Anerkennung, daß sie einen Theil ihrer Kunstschätze mit Hilfe dieses Verfahrens dem kunstsinnigen Publicum zugänglich machen will und diesen Zweck durch die von ihr begründete Vereinigung der Kunstfreunde zu erreichen sucht, deren Geschäftsleitung in die Hände von Ad. O. Troitzsch gelegt ist. Die Vereinigung liefert ihren Mitgliedern für einen Jahresbeitrag von 20 Mk. Vereinsbilder nach freier Wahl in gleichem Werthe (ein Normalbild, bezw. zwei Halbblätter oder 4 Wappenbilder). Der Katalog für 1895—1896 weist Gemälde auf von v. Canal, Ed. Fischer, Carl Graeb, Ed. Hildebrandt, v. Schennis (Landschaftliches und Architektonisches), Ernst Hildebrand (Königin Luise auf der Flucht nach Memel), Ferdinand Keller (Apotheose Kaiser Wilhelm's des Siegreichen); Adolf Menzel (Trockenplatz), Karl Müller (Madonna), Karl Saltzmann (Kaiser Wilhelm II. an Bord des „Duncan Grey" auf der Wal-Jagd), Anton v. Werner (Im Etappenquartier vor Paris), die sämmtlich durch kleine, aber gute, klare Phototypien wiedergegeben sind, so daß man auch ohne die beigefügte genaue Beschreibung eines jeden Bildes eine genügende Vorstellung von jedem Kunstblatte bekommt, um nach den Katalogen eine Wahl treffen zu können. Wir wünschen dem Unternehmen gedeihlichen Fortgang unter der Theilnahme des kunstsinnigen Publikums. —l—

Das Werk Adolph Menzels. Eine Festgabe zum 80. Geburtstage des Künstlers. Ein Band Großquart mit 31 Vollbildern und 106 Text-Illustrationen.

Franz von Lenbachs Zeitgenössische Bildnisse. 40 Portraits in Photogravüre. Großfolioformat. Neue Folge.

Richard Wagner. Von Houston Stewart Chamberlain. Mit vielen, meist unveröffentlichten Portraits, Vignetten und zahlreichen anderen Illustrationen, Facsimiles u. s. w. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München, vormals Friedrich Bruckmann.

Die durch ihre hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der künstlerischen Reproduction bekannte und dadurch um die Kunst selbst verdiente Münchener Firma bringt zu gleicher Zeit drei Werke von hervorragendem Kunstwerthe auf den Markt, mit denen drei der bedeutendsten Namen unserer Zeit verknüpft sind.

Von actuellem Interesse ist besonders das erste der drei Werke, welches unserm genialen Menzel, dem Bahnbrecher einer neuen Kunst gewidmet ist, der demnächst, am 8. December, seinen 80. Geburtstag feiern wird. Das ist ein Zeitpunkt, der es zur Pflicht macht, die gewaltige Lebensarbeit dieses Meisters, der noch als Greis die Frische und Schaffenskraft eines Jünglings offenbart, auch weiteren Kreisen eingehend vertraut zu machen. Das von der

Verlagsanstalt im Jahre 1885 herausgegebene große Menzelwerk ist, da es nur in einer Auflage von 350 Exemplaren hergestellt war, natürlich auf einen sehr engen Kreis beschränkt geblieben. Die vorliegende Ausgabe, die in elegantem Bande 40 Mk. kostet, wird dem Mangel abhelfen. Sie schildert die ganze künstlerische Thätigkeit Menzels in Wort und Bild. Der Text rührt von Max Jordan her, der, nachdem er kurz die ersten künstlerischen Aeußerungen des frühreifen Knaben besprochen, ausführlich jene epochemachenden Leistungen Menzels würdigt, durch die er das Zeitalter Friedrichs des Großen zu neuem Leben erweckte, durch die er das Verständniß für den großen König und seine Zeit so ungemein gefördert hat, so daß jene Werke nicht nur im rein künstlerischen Sinne reformirend gewirkt haben.

In ebenso klarer, einfacher, anziehender Darstellung, wie Jordan diese Periode schildert, in der der Genius des Künstlers, anfangs von einer unentwickelten Illustrationstechnik beengt, dann auch deren Vervollkommnung mit fördernd, machtvoll zum Durchbruch kam, führt er uns auch die weitere Entwicklung vor, in der sich der Meister der künstlerischen Wiedergabe der gegenwärtigen Wirklichkeit zuwandte — Das Werk ist reich und glänzend ausgestattet, mit 31 ausgezeichneten ganzseitigen Lichtdruckbildern und 106 Textillustrationen geschmückt. —

Die Neue Folge der „Zeitgenössischen Bildnisse“ von Franz von Lenbach — deren erster Band vor nahe 10 Jahren erschienen — bietet nach einer, vom Künstler selbst getroffenen Auswahl eine Auslese des Bedeutendsten, was Lenbach im letzten Jahrzehnt geschaffen: 40 Portraits zumeist von berühmten Persönlichkeiten; darunter: König Albert von Sachsen, der Prinzregent von Bayern, Papst Leo XIII., Fürst Ferdinand von Bulgarien, Fürst Bismarck (2 Mal), Fürst Hohenlohe, Graf Moltke, H. v. Bülow, Richard Wagner, Joh. Strauß, Georg Ebers, Richard Voß, Herm. Lingg, Schweninger, H. v. Helmholtz, Reinh. Begas, Lenbach mit Kind; Marcella Sembrich, Lillian Sanderson. Das Bildniß der Letzteren beweist, wie das der Gräfin Görtz und der Madame C., daß der Künstler, obwohl er sich nicht des Rufes eines speciellen Damenmalers erfreut, dem weichen weiblichen Schönheitsreiz ebenso gerecht zu werden vermag, wie männlicher Willensstärke und Intelligenz. Den Beschluß macht ein reizendes Bildniß des Töchterchens des Künstlers: Marion Lenbach. Ueber Lenbachs Charakterisirungskunst, die uns mit so überzeugender Kraft den Wesensgehalt jeder Persönlichkeit in ihrem Antlitz zum Ausdruck zu bringen vermag, brauchen wir uns hier des Weiteren nicht auszulassen. Diese zeitgenössischen Bildnisse, welche uns hier in prächtigen Photogravüren in Großfolioformat angeboten werden, haben in der That neben ihrer hohen künstlerischen Bedeutung den Werth von Documenten zur Zeitgeschichte.

Nur einen kurzen Hinweis können wir hier dem Werke über Richard Wagner von Chamberlain, widmen, von dem uns zur Zeit nur die erste Hälfte vorliegt, und auf das wir noch eingehender zurückkommen werden. Das von einem gründlichen Wagnerkenner und begeisterten Wagnerverehrer herrührende vornehm ausgestattete und mit zahlreichen Illustrationen geschmückte Werk bringt viel bisher Unbekanntes, das der Herausgeber zum großen Theil den von Frau Cosima zur Verfügung gestellten Schätzen aus Villa Wahnfried verdankt. Hier soll auch zum ersten Male ein vollständiges Verzeichniß der Werke Wagners geboten werden. Das Werk wird 24 Mk., gebunden 30 Mk. kosten. —l—

Baroneß Dr. Roman von F. Freiherr von Dinklage (Hans Nagel von Brawe). Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Wie schon der Titel errathen läßt, ist die Heldin des Romans eine junge, schöne Baroneß, Doctor medicinae und erfüllt diesen Beruf, zu dem sie sich durchgerungen, nachdem ihre Herzensangelegenheiten durch eine Verkettung mißlicher Umstände Schiffbruch gelitten, im segensreichsten und edelsten Sinne. Der Verfasser documentirt sich in seinem Werke als ein Vorkämpfer der Frauenbewegung und Anwalt derjenigen, die für die Zulassung der Frauen zu den gelehrten Berufen plaidiren; es geschicht dies in durchaus nicht lehrhafter Weise, er versucht nur am Beispiel zu überzeugen, und wenn er seiner Heldin Worte in den Mund legt, welche seine Parteinahme für diese viel umstrittene Frage bethätigen, so fügt sich Rede und Gegenrede ohne Aufdringlichkeit in den Rahmen der Erzählung. Nur die Basis, auf welcher die Verwicklung sich aufbaut, die das Herzensbündniß der Baroneß in einer Katastrophe enden läßt, erscheint uns ziemlich künstlich

construirt, hier wirken Zufälligkeiten mit, die aufgeklärt werden müßten, und daß sie nicht aufgeklärt werden, ist unglaubhaft und unnatürlich. —

Die Begeisterung des Verfassers für den Prinzen Friedrich Karl, welcher er in seinem Roman den lebhaften Ausdruck verleiht, kann der Leser willig in den Kauf nehmen, wenn auch die Gestalt des Prinzen in recht losem Zusammenhang mit dem Gang der Handlung steht und wohl nur aus besonderer Sympathie des Autors mit hinein verflochten worden ist. mz.

Via passionis. Lebenslieder von Hermine von Preuschen. Verlag von Carl Reißner, Dresden und Leipzig.

„Via passionis" zeigt, wie die unter dem Titel „Regina vitae" früher erschienenen Gedichte dieser hochbegabten Schriftstellerin, das gleichsam impulsive Fortklingen desselben wehmüthigen Grundgedankens, der Sehnsucht nach Glück, des schmerzlichen Gefühls seelischer Vereinsamung als Leitmotiv. Nicht die Blume beglückender Liebe — die Rose — sondern die wildwuchernde Blüthe der Leidenschaft, der rothe Mohn ist das Sinnbild dieses schnell schlagenden, glühenden Frauenherzens: „Und wieder flammt vor meinem trüben Blick — Der rothe Mohn! — Der rothe Mohn — Und spottet meines Leids — Und mahnt an jeden ungeküßten Kuß — Und mahnt an all die ungelöschte Gluth — Und mahnt an meiner Seele tiefste Qual — Der rothe Mohn!"

Bei der Betrachtung einer vom Trödler gekauften schadhaften, alterthümlichen Uhr, welche nach ihrer Restaurirung täglich eine Stunde vorgeht, ruft sie aus: „Ich aber kann ihr tolles Thun begreifen, — Ist sie doch wie ein krankes, müdes Herz — Dem noch ein Glück genaht in zwölfter Stunde — Und das darum nun Alles, was es je — Versäumt in jahrelanger Oede, möchte — Mit wilder Pulse ungestümen Schlägen — Einbringen &c."

Es ist daher begreiflich, daß in den vorliegenden Gedichten nicht die Windstille der Zufriedenheit, sondern der Sturm des Verlangens und des Widerspruchs vorherrscht, Ruhm und Liebe sind zuweilen der Dichterin nur Wahn und Traum, Wellenschaum und Meeresleuchten. Sie hält alles Glück für ein Phantom, und in ihrer Seele ist ob der armen, menschlichen Gefühle, ob des zaghaften, kleinen Ringens ein Lachen wie jenes Lachen der gestürzten Engel, die all der weiten Schöpfung Geist begreifen und doch sich bäumen wider ihren Herrn; aber sie kommt auch wieder zu einer versöhnlichen Lebensauffassung und schließt das Gedicht „Aufruhr" mit den Worten: „Dein ist die Liebe und ihr Wunderglauben. — Wer viel geliebt, dem wird auch viel vergeben — Lach Deines Schwurs, des thöricht-sehnsuchtstauben, — Laß keinen Tag des Glücks Dir ferner rauben — Aus diesem armen, kurzen Menschenleben." —

Sie erinnert sich daran, daß sie noch Flügel hat, die sie emportragen ob allen Wust und alle Qualen des Alltags in die reinen Lüfte, darin allein ihr Genius wirkt und lebt. Daß aber der Dichterin auch sanftere, harmonische Töne zu Gebote stehen, beweisen die tiefempfundenen Lieder, in denen sie ihre Liebe und ihre Mutterliebe ausklingen läßt. mz.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Allers, C. W., Unser Bismarck. Lieferung 12. 13 (Schluss.) Stuttgart, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft.

Ambrosius, J., Gedichte. Herausgegeben von Karl Schrattenthal. Dreizehnte Auflage. Mit Portrait und Abbildung des Wohnhauses der Dichterin. Königsberg i. Pr., Ferd. Beyer.

Augusti, Brigitte, In gutem Geleit. Ein Denk- und Merkbüchlein für alle Tage des Jahres zusammengestellt u. ihren jungen Freundinnen gewidmet. Leipzig, F. Hirt & Sohn.

Baas, J. H., Die geschichtliche Entwicklung des ärztlichen Standes und der medicinischen Wissenschaften. Mit zwei Abbildungen. Berlin, Friedrich Wreden.

Bähr, O. Dr., Das frühere Kurhessen. Ein Geschichtsbild. Zweite Auflage. Kassel, Max Brunnemann.

Beer, M., Bekehrt. Schwank in zwei Akten. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei.

Berger, J., Unter den modernen Landsknechten. Bilder und Skizzen aus dem Soldatenleben der französischen Fremdenlegion. Braunschweig, Albert Limbach.

Bismarck's Mahnworte an das deutsche Volk. Zusammengestellt und erläutert von Dr. Hans Blum. Erlangen, Verlag von Palm und Enke (Carl Enke).

Blanck, Carl, Gedichte. Zürich und Leipzig. Verlag von „Stern's litterarischem Bulletin der Schweiz".

Blum, H. Dr., Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk. Band V—VI. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Böhlau, H., Der Rangirbahnhof. Roman. F. Fontane & Co.

Busse, C., Neue Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta's Nachfolger.

— Träume. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Claar, E., Königsleid. Drama in fünf Acten. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Cyon, E. de, La guerre ou la paix? Lausanne, B. Benda.

— Histoire de L'Entente Franco-Russe 1886—1894. Documents et souvenirs. Avec un portrait de Katkof. Deuxième édition. Lausanne, B. Benda.

Dahn, F., Chlodovech. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Vierte Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Dante Alighieri, La Divina Commedia. Riveduta nel testo commentata da G. A. Scartazzini. Milano, Ulrico Hoepli.

Deutschlands Ruhmestage 1870—71. In Schilderungen von Mitstreitern. Lieferung 2—5. Rathenow, Max Babenzien.

Düntzer, Heinrich. Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Ein Denkmal. Dresden, Dresdener Verlagsanstalt (V. W. Esche).

Dulmchen, Th., Aus altem Hause. Roman. Leipzig, Robert Friese (Arth. Cavael).

Ertl, E., Opfer der Zeit. Zwei Novellen aus dem Wiener Leben. Jena, Hermann Costenoble.

Eschricht, E., Unter dunklen Menschen. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Evers, F., Deutsche Lieder. Berlin, G. Grote.

Falke, G., Landen und Stranden. Zwei Bände. Berlin W., Verein für Freies Schriftthum.

Felsing, Otto. Streifzüge durch die Theaterwelt. Dresden. Dresdener Verlagsanstalt (V. W. Esche).

Flodatto, Durch Dahome. Ernste und heitere Erlebnisse, Reise- und Jagdabenteuer. Mit sechs Tonbildern von Johannes Gehrts. Leipzig, F. Hirt & Sohn.

Fontane, Th., Effi Briest. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Franke-Schievelbein, Gertrud, Kunst und Gunst. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

Frapan, I., Flügel auf! Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel.

— I., Querköpfe. Hamburger Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Frieberger, G., Der letzte Flittertag. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Giesebrecht, W. von, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. VI. (Schluss-) Band. Die letzten Zeiten Kaiser Friedrichs des Rothbarts. Herausgegeben und fortgesetzt von B. von Simson. Leipzig, Duncker & Humblot.

Grünberg, V., Drei Novellen. Brünn, Karafiat & Sohn.

Hillern, W. v., Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des 13. Jahrhunderts. 4. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel.

Hirschfeld, Georg, Der Bergsee. Dresden, Verlag von Georg Bondi.

Höcker, Oskar. Im Zeichen des Bären. Culturgeschichtliche Erzählungen aus Berlins Vergangenheit. Deutschlands Jugend gewidmet. Mit vielen Abbildungen von A. von Rössler. Leipzig, F. Hirt & Sohn.

Hofmann, Else, Müller-Liesel. Eine Erzählung für erwachsene Mädchen. Mit einer Heliogravüre. Leipzig, F. Hirt & Sohn.

Hosäus, W., Gedichte. Dessau, C. Dünnhaupt.

Ignotus, Die Kreuzzeitungs-Politik und die Aera Hammerstein-Stöcker. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Ingram, J. K., Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit. Rechtmässige deutsche Bearbeitung von Leopold Katscher. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Jacobowski, L., Aus Tag und Traum. Neue Gedichte. Berlin. S. Calvary & Co.

Klitscher, G., Von Weibes Herzen. Zwei Novellen. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

Die Kritik. Wochenschau des öffentlichen Lebens. Herausg. von Karl Schneidt. II. Jahrgang. No. 53—57. Berlin, W. Hugo Storm.

Kruse, H., Nero. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, S. Hirzel.

Leliwa, Graf, Russisch-polnische Beziehungen. Ein Abriss. Autorisirte Uebersetzung von Arthur C. Arnold. Leipzig, E. L. Kasprowicz.

Le Monde Moderne. Revue Mensuelle Illustrée. 1895. Nov. Paris, A. Quantin.

Lenz, O., Wanderungen in Afrika. Studien und Erlebnisse. Wien, Verlag der Litterarischen Gesellschaft.

Lindau, R., Aus China und Japan. Reise-Erinnerungen. Berlin, F. Fontane & Co.

Lindenberg, P., Kaiser Friedrich als Student. Mit unveröffentlichtem Material aus dem Nachlasse Kaiser Friedrich's, einem Titelbild und 16 Abbildungen, autographischen Blättern etc. Berlin, Ferd. Dümmler.

Marholm, Laura, Wir Frauen und unsere Dichter. Wien und Leipzig Verlag der „Wiener Mode".

— Zwei Frauenerlebnisse. Novellen. Paris, Leipzig, München, Albert Langen.

Meinecke, G., Kreolische und märkische Geschichten. Berlin, Deutscher Kolonial-Verlag. (G. Meinecke.)

Meinhardt, A., Mimen. Moderne Zwiegespräche. Berlin, Gebrüder Paetel.

Meissner, Dr. L., F., Weihnachtsspiele. Bilder aus der deutschen Geschichte zu festlichen Aufführungen für Jung und Alt. 1. Heft. Aus der Zeit der Babenberger. Wien, Verlag der litterarischen Gesellschaft.

Meyer's Reisebücher. Rom und die Campagna. Von Dr. Th. Gsell Fels. Vierte Auflage. Mit 5 Karten, 47 Plänen und Grundrissen, 63 Ansichten. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Müller, V., Der Bau des Reichs-Gerichts zu Leipzig. Eine Schilderung des Baues und seiner Einzelheiten, zugleich ein Führer durch seine Räume. Mit 5 Illustrationen, 2 Plänen und dem Bildniss des Erbauers. Berlin, Georg Siemens.

Nassen, J., Heinrich Heine's Familienleben nebst einer Heine-Litteratur. Fulda, Fuldaer Actiendruckerei.

Neumayr, Prof. Dr. Melchior, Erdgeschichte Zweite Auflage, neubearbeitet von Prof. Dr. Victor Uhlig. Zweiter Band. Beschreibende Geologie. Mit 495 Abbildungen im Text, 10 Farbendruck- und 6 Holzschnitttafeln, sowie 2 Karten, von Th. Alphons, F. Dotzauer, F. Etzold, E. Heyn, H. Kaufmann, O. Peters, K. Poschinger, E. von Ransonnet, O. Schulz, A. Swoboda u. a. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Nemmersdorf, F. v., Aus gärender Zeit. Eine Studie aus dem Leben. Stuttgart, Dr. Foerster & Cie.

Niemann, A., Der Agitator. Roman. 2 Bände. Dresden. Leipzig & Wien, E. Pierson.

Niemann, J., Die Ulrichsquelle. Roman. Zwei Bände. Dresden u. Leipzig, Carl Reissner.

Nietzki, Dr. M., Heinrich Heine als Dichter und Mensch. Beiträge zu seiner Charakteristik. Berlin, Mitscher & Röstell.

Padberg, A. v., Haussprüche und Inschriften in Deutschland, in Oesterreich und in der Schweiz. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Passarge, R., Gedichte. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei.

Petri, J., Rothe Erde. Aus seinem Nachlass herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin, Gebrüder Paetel.

Pflugk-Harttung, Dr. J. v., Krieg und Sieg 1870—71. Mit vielen Abbildungen. Berlin, Schall u. Grund.
Pfungst, A., Dr., Wer soll der „Deutschen Gesellschaft für ethische Cultur" beitreten? Vortrag. Berlin, Ferd. Dümmler.
Preyer, W., Darwin. Sein Leben und Wirken. Mit Bildniss. (Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim. 19. Band). Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Pröll, K., Am Seelentelephon. Neue Kurzgeschichten. Berlin, Hugo Storm.
Ranzoni, E., Das Schöne und die bildenden Künste. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben.
Raphaels. J., Künstlerische Photographie. Düsseldorf, Ed. Liesegang.
Reform, Ostdeutsche, Blätter zur Förderung der Humanität. IV. Jahrgang N. 19—20. Königsberg i. P., Braun und Weber.
Rogge, D. B., Bei der Garde. Erlebnisse und Eindrücke aus den Kriegsjahren 1870/71. Mit vier Karten. Hannover, Carl Meyer. (Gustav Prior.)
Friedrich Rückerts Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Ludwig Laistner. Erste Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
Schillers Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.
Schmitt, Ch., Alsallieder. Zweite vermehrte Auflage. Zabern i. E., A. Fuchs.
Schnackenburg, J., Lose Blätter. Mit farbigem Titelblatt von M. Höpffner. Leipzig, Alfred Janssen.
Schultze, Dr. S., Der Zeitgeist der modernen Litteratur Europas. Einige Capitel zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Halle a. S., C. A. Kümmerer & Co.
Schuster, R., Der Menschenfreund. Trauerspiel in vier Acten. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.
Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Die Donau als Völkerweg, Schifffahrtsstrasse und Reiseroute. Mit 300 Abbildungen u. Karten. Lieferung 16—20. Wien, A. Hartleben.
Sienkiewicz, H. Das Urtheil des Zeus und andere Novellen. Autoris. Uebersetzung von Helena Majdańska. Berlin, Rosenbaum und Hart.
Spandow, Ph., Von Ihr und mir. Berlin, E. Kantorowicz.
Stökl, Helene, Feierstunden der Seele. Dichterklänge zur Erquickung und Erhebung von Herz und Geist. Mit Titelbild. Leipzig, F. Hirt & Sohn.
Stössel, Alfred. Brandung. Novelle. Leipzig, Verlag von Robert Friese Sep.-Cto.
— Freunde. Roman. Leipzig, Robert Friese Sep.-Conto.
Strassburger, E., Streifzüge an der Riviera. Berlin, Gebrüder Paetel.
Stubenrauch, E., Pflug und Laute. Dichtungen. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.
Suttner, A. G. v., Nichts Ernsthaftes. Kleine Geschichten. Dresden, Leipzig & Wien, E. Pierson.
Teichert, A., Für Israel! Mahn-, Weck- und Trostrufe. München, Carl Rupprecht.
Thiel, P. J., Naturische Briefe gegen die moderne Dichtung. Neue verm. Auflage. Elberfeld, Selbstverlag.
Tovote, H., Heisses Blut. Novellen. Berlin F. Fontane & Co.
Traudt, V., Auf einsamem Pfad. Gedichte. Zweite verm. Auflage. Zabern i. E., A. Fuchs.
Vallès, J., Vingtras junge Leiden. Nach dem Französischen frei bearbeitet von Karl Schneidt. Berlin, Verein für freies Schriftthum.
Verzeichniss des Antiquarischen Bücherlagers von A. Bielefeld's Hofbuchhandlung Nr. 178 (Litteraturgeschichte. Biographien.) Karlsruhe, A. Bielefeld's Hofbuchh.
Villamaria, Titellos. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.
Volbehr, Dr. Th., Goethe und die bildende Kunst. Leipzig, E. A. Seemann.
Voss, Georg Dr., Die Frauen in der Kunst. Berlin, Richard Taendler.
Vrchlicky, J. v., Gedichte. Ausgewählt und übersetzt von Friedrich Adler. Mit dem Bildniss des Dichters. Leipzig, Philipp Reclam jun.
Die Waffen nieder! Monatschr. zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von B. Suttner, 10. Jahrgang, N. 8—9. Dresden, E. Pierson.
Die Wahrheit. Halbmonatschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens. Herausg. von Ch. Schrempf. V. Band N. 1. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff).
Weichelt, H. Dr. phil., Hannoversche Geschichten und Sagen. Erster Band. Norden, Diedr. Soltau.
Weigel, A., Antiquariats-Katalog Nr. 20—21. Quellen- und Sammelwerke. Volksthümliche Litteratur, Cultur- und Sittengeschichte. Leipzig, A. Weigel.
Wertheimer, E., Pensées et Maximes. Traduction de Marcellin, Bon Grivot de Grandcourt. Lettre-Préface de François Coppée de l'Académie Française. Paris, Paul Ollendorff.
Wichert, E., Anderer Leute Kinder. Zwei Novellen. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.
Wolters, Wilhelm, Ach, wenn Du wärst mein eigen. . . Erzählung. Dresden, Dresdener Verlagsanstalt (V. W. Esche).
Wychgram, Dr. J., Schiller dem deutschen Volke dargestellt. Ein neues Standwerk über den Lieblingsdichter des deutschen Volkes für das deutsche Volk. Mit Lichtdrucken, zahlreichen authentischen Beilagen und Textabbildungen, darunter vielen noch nicht veröffentlichten interessanten Portraits und Autographen. Lieferung 13—16. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.
Zapp, A., Ein Lieutenant a. D. Roman. Dresden Leipzig & Wien, E. Pierson.
Deutsche Zeitschrift für Ausländisches Unterrichtswesen. Herausgegeben von Dr. J. Wychgram. Erster Jahrgang. Heft I. Leipzig, R. Voigtländer.
Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. 107. Band, 1. Heft. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.
***, Die geschichtliche Stellung und Aufgabe des deutschen Altkatholicismus. Leipzig, Friedr. Jansa.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Litterarischer

Weihnachts-Anzeiger

von

Nord und Süd.

1895.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Verlag von Hermann Gesenius in Halle.

Gediegenste Festgabe für den Weihnachtstisch.

Blüten und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. Dreißigste, völlig umbearbeit. Auflage. Pracht-Ausgabe in Quart-Format. Mit 20 Bildern in Holzschnitt nach Originalzeichnungen von Ferdinand Leeke und J. G. Füllhaas. In Prachtband gebunden Mk. 10.–.

„Von allen Anthologien, die wir kennen, hat diese das meiste Glück gemacht und nicht mit Unrecht." (Deutsche Rundschau.)

„Schön im Äußern, ist es ernst von Gehalt. Sorgsam gesichtet, vereinigt es die schönsten Blüten der deutschen Lyrik von Goethe und Schiller bis zur Gegenwart in einer Auswahl, welche nicht nur auf das subjektiv Schönstbefundene, sondern auch auf das für jeden Dichter besonders Charakteristische Bedacht nimmt. (Johanniter-Wochenblatt.)

Die v. Leinburg'schen Uebertragungen der Werke der drei größten nordischen Dichter

Esaias Tegnér, A. Oehlenschläger und H. C. Andersen

sind die vorzüglichsten, die jemals in deutscher Sprache erschienen sind:

Tegnér, Esaias, Die Frithjofs-Sage.

Uebersetzt von Gottfried von Leinburg. Sr. Majestät dem König Oscar II. von Schweden und Norwegen zugeeignet. Einzige, sowohl durch die goldene Medaille der Schwedischen Akademie, als durch die große goldene Medaille „literis et artibus" Sr. Majestät des Königs von Schweden und Norwegen belohnte Nachdichtung der Frithjofssage.

15. Auflage (mit Erläuterungen). Preis Mk. 4.— gebunden.

Die Frithjofs-Sage ist lange, lange Zeit das Lieblingsbuch unserer gereiften Jugend gewesen, und was die Jugend liebt, das veraltet nie. Wer ihr auch fernerhin dies kostbare Juwel in die Hand giebt, der bewirkt, daß reiner Glanz die jungen Seelen durchstrahlt, der schafft ein Gegengewicht dem idealvernichtenden Alltagslärm, dem materialistischen Streben dieser Zeit, und wirkt so für sein Teil redlich an der Gesundungsarbeit mit. (Deutsche Warte.)

Oehlenschläger, A., König Helge.

Eine Nordlands-Sage. Uebersetzt von Gottfried von Leinburg. Sr. Majestät dem König Christian IX. von Dänemark zugeeignet. 1. Teil: Helge. 2. Teil: Yrsa. 3. Teil: Hroar. 3 Teile in 1 Band geb.

5. Auflage. Preis Mk. 8.75 gebunden.

Neben der Frithjofs-Sage ist Oehlenschlägers König Helge gleichsam unberühmt geblieben, gewiß mit Unrecht. Diese Schöpfung ist nicht minder poesievoll als Tegnérs liebliche Dichtung, aber sie ist großartiger, von gewaltigerer Wucht. Durch Oehlenschlägers Romanzen brausen menschliche Leidenschaften wie Sturmwind. Die Menschen Oehlenschlägers sind die Menschen der germanischen Vorzeit, wild und groß wie sie, unersättlich in Liebe und Haß wie sie. Das alte Meer rauscht vor uns auf, Aegir mit seinen Wasserfrauen bevölkert die Fluten, die Kiele der Wikingschiffe durchschneiden sie, des alten Recken Gang und Kriegsruf schallt in unser Ohr. Da ist Alles Leidenschaft, Leben, Bewegung, und plötzlich steigen aus dieser gewitterschwangeren Tragödie südlich farbenheiße Blumen empor, voll berauschenden Duftes, voll dichterischer Pracht. (Deutsche Warte.)

Andersen, H., C., Märchen.

40 der schönsten Märchen, übersetzt von Gottfried von Leinburg. **4. Auflage.** Preis Mk. 3.— gebunden.

Andersens Märchen haben uns Alle erfreut und entzückt, und noch viele Generationen nach uns werden ihre Lust daran haben. Wer kennt diese schalkhaften und sinnreichen Geschichtchen nicht, deren eine, die vom König im Hemde, Ludwig Fulda den Stoff zu seinem schillerpreisberühmten „Talisman" gab! Leinburg erzählt sie den deutschen Kindern in so edler, schöner Sprache, und sein Dichtergemüt leuchtet selbständig überall in ihnen auf, daß wir nur wünschen können, Andersen würde bei uns genau so populär, wie er es in seiner engeren Heimat ist. (Deutsche Warte.)

Ein Schatz für jedes Haus sind diese Bücher, nicht allein, weil sie echt deutschen Geist atmen, sondern weil sie auch an dichterischer Größe turmhoch über den meisten Darbietungen der Neuzeit stehen.

Charles Dickens (Boz) ausgewählte Romane.

Deutsch von A. Scheibe.

Neue Ausgabe ohne Illustrationen.
Fünfzehn Bände in fünfzehn Leinenbände gebunden.
Preis jedes Bandes Mk. 1.60.
Band 1—4: **David Copperfield.** Band 5 und 6: **Oliver Twist.** Band 7—10: **Bleakhaus.** Band 11—14: **Die Pickwickier.** Band 15: **Harte Zeiten.**

☛ Bei Abnahme sämtlicher 15 Bände statt Mk. 24.— für Mk 22.40

Illustrierte Ausgabe.
In 8 elegante Leinenbände gebunden.

David Copperfield.	In 2 Bände gebdn.	Mk. 9.—
Harte Zeiten.	In 1 Band gebunden	Mk. 4.—
Oliver Twist.	In 1 Band gebunden	Mk. 5.—
Bleakhaus.	In 2 Bände gebunden	Mk. 9.—
Die Pickwickier.	In 2 Bände gebunden	Mk. 9.—

☛ Bei Abnahme der sämtl. 8 Bände in eleg. Leinenband gebunden statt Mk. 36.— für Mk. 32.—.

Eine als mustergültig anerkannte, dem Original möglichst gleichkommende, vor allen Dingen auch vollständige Uebertragung, guter deutlicher Druck (unter Vermeidung der oft sinnentstellenden Druckfehler) auf gutem, satinirtem Papier und billiger Preis dürfen als Vorzüge dieser Ausgaben hervorgehoben werden.

Müßige Gedanken eines Müßigen. Von **Jerome K. Jerome.** Deutsch nach der **132. Auflage** des englischen Originals von Julius Kaulen. Einzige autorisirte Ausgabe. Eleg. gebunden Mk. 2.50.

„Uebersetzer und Verleger haben sich unbestreitbar ein Verdienst dadurch erworben, daß sie dieses Werk weiteren Kreisen zugänglich machten. Man wird gestehen müssen, daß man selten eine solche Fülle geistreicher und origineller Gedanken in der modernen Litteratur vorfindet, die zugleich in ein so gefälliges Gewand humoristisch-satirischer Plauderei gekleidet sind." (Elberfelder Zeitung.)



Jeder lese das Echo

Der fern der Heimat und in überseeischen Ländern Fühlung mit dem alten Vaterlande sucht —

Der im In- oder Auslande mit Berufsgeschäften überhäuft, sich kurz und schnell von dem Gange der Weltbegebenheiten unterrichten will —

Der im In- oder Auslande weder Zeit noch Neigung hat, täglich eine grosse politische Zeitung zu lesen —

Der im In- oder Auslande abseits auf dem Lande wohnt und neben einem kleinen Localblatte einer ergänzenden Zeitungslectüre bedarf.

Das Echo *bringt allwöchentlich in unterhaltender Form Berichte politischen, wirthschaftlichen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Inhalts über alle Vorgänge, welche sich in Deutschland und im Auslande abspielen.*

Das Echo *ist kein Parteiblatt, sondern es lässt die interessantesten Stimmen aller Parteien zu Worte kommen.*

Das Echo *bringt in jeder Nummer ein bis zwei abgeschlossene Novelletten, Erzählungen u. s. w. aus der Feder bewährter, zeitgenössischer Schriftsteller.*

Das Echo *bringt in der Rubrik Handel eine Gesammt-Wochenübersicht des internationalen Geld- u. Waarenmarktes und interessante Fragen vom Weltmarkte.*

Das Echo *bringt ein fachmännisch redigirtes und illustrirtes „Industrielles Echo", welches über alle neuen und interessanten Vorgänge und Neuerungen auf dem Gebiete der Technik und Industrie unterrichtet.*

Redaction: Hugo Herold. Geschäftsleituug: Max Pechstein.

Das Echo **Organ der Deutschen im Auslande, betrachtet es insbesondere als seine Aufgabe, dem Leben und Treiben der Deutschen im Auslande die liebevollste Aufmerksamkeit zuzuwenden.** Es wird daher jeder

Deutsche im Auslande gebeten, seine Adresse

der Verlagsbuchhandlung **J. A. Schorer A. G. in Berlin W., Potsdamerstrasse 27 a,** gefl. anzugeben, damit dieselbe Gelegenheit hat, **eine Probe-Nummer umsonst und portofrei zu übersenden.**

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungs-Spediteure in Deutschland zum Preise von 3 Mark vierteljährlich entgegen; in den übrigen Ländern zu den landesüblichen Preisen.

* * * * * Direct von der Verlagsbuchhandlung * * * * *
J. H. Schorer A. G. in Berlin W., Potsdamerstrasse 27 a, unter Kreuzband bezogen, kostet *„Das Echo"* vierteljährlich 4 Mk. 50 Pf., halbjährlich 9 Mk., ganzjährig 18 Mk. Bei Versendung unter Streifband empfiehlt es sich, möglichst ganzjährige Abonnements aufzugeben.

In das Abonnement **kann jederzeit eingetreten werden, und wird „Das Echo" vom Tage der Bestellung ab gegen Einsendung des entfallenden Betrages auf beliebig lange Zeit direct vom Verlag oder durch jede Buchhandlung geliefert.**

Der bekannte Weltreisende ***Otto E. Ehlers*** schreibt in der Täglichen Rundschau 1895 auf Seite 443 in seinem Artikel: „Aus dem fünften Weltteile Australien-Neuseeland":

„Das jedem Deutschen im Auslande unentbehrliche Echo".

***Ein Probe-Abonnement** für **December** liefern für **1,00 Mk.** sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten.*


Neuigkeiten dieses Jahres
aus dem Verlage der Schles. Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Ansta't v. S. Schottlaender, Breslau.
Auf den Stufen zum Thron.
Historischer Roman
von Gregor Samarow.
(Oscar Meding.)
2 Bände. 42 Bogen 80.
Geh. Mk. 10.—; gebdn. Mk. 12.—.
Der theils am Hofe des ersten Königs von Preußen, theils am Hofe Wilhelm's III. von England spielende Roman ist in seiner geschickten Verbindung von historischer Wahrheit mit freier Dichtung ein das höchste Interesse erregendes Werk, dessen Handlung in der fortwährenden Flucht der Begebenheiten äußerst spannende Situationen bietet. Vortrefflich spiegelt Samarow's Roman den Geist der Zeit, in der die Geschichte sich zuträgt, wieder, und die Schilderung der historischen Persönlichkeiten wie auch der Staffage ist treu und lebendig.
Malchow.
Oberschlesischer Roman
von
Martin Bauer.
2 Bde. 37 Bgn. 80. Geh. Mk. 9.—; gebunden Mk. 11.—.
Auch in diesem Roman Bauer's, der seinen Schauplatz in Oberschlesien hat und ebenso die Kreise der adligen Gutsbesitzer wie der oberschlesischen Landbevölkerung lebenswahr schildert, liegt der Schwerpunkt in der vortrefflichen, mit feinster Seelenkunde ausgeführten Zeichnung contrastiren der Frauengestalten. Aeußerst gelungen ist die Technik des Romans; vor allem bemerkenswerth ist das Geschick, mit welchem der Verfasser die Lösung aller so verschiedenen Conflicte mit der einen Hauptkatastrophe zu verknüpfen verstanden hat.
Moderne Nippes.
Von Max Viola.
1 Band. 19 Bogen 80. Geheftet Mk. 4.—; gebdn. Mk. 5.—.
Decadence! Mit diesem Worte, das den Titel einer der in diesem Buche vereinigten Skizzen bildet, kann man das erstere am kürzesten charakterisiren. Der Verfasser von „Zweierlei Liebe“ schildert in diesen pikanten Novelletten die moderne Gesellschaft in ihrer Blasirtheit, in ihrer moralischen und theilweise auch physischen Entartung, und zwar lediglich vom Standpunkte des objectiven Beobachters, nicht des reflectirenden Moralisten. Diese „Nippes“ lassen sich den bewunderten Leistungen der Franzosen auf diesem Gebiete an die Seite stellen.
Zu haben in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.


Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender, Breslau.
Unterwegs und Daheim
ein Festgeschenk
für Gebildete jeden Standes.
Die soeben abgeschlossene I. Serie von 12 Bänden enthält bisher in Buchform noch nicht erschienene Beiträge der hervorragendsten Belletristiker und zwar:
Koppel-Ellfeld, Fr., „Der süße Fratz.“ Lindau, P., Eine Yachtfahrt nach Norwegen. Telmann, K., Hagar. Hansson, O., Meervögel. Strindberg, A., Der Küster auf Ranö. Jokai, M., Magneta. Roquette, O., Krethi und Plethi. Eckstein, E., Acca Sempronia. Hermann, H., Märchen aus dem neunzehnten Jahrhundert. Friedrich Fürst Wrede, Ein Räthsel. Die Gausse. Ich. Jokai, M., Die gelbe Rose. Hansson, O., Im Huldrebann. Nachtspuk.
12 Bände in besonderem Carton. 12 Mk.
12 Bände in besonderem Carton. 12 Mk.
Preis pro Band 75 Pf. broschirt, in elegant. Original-Einband 1 Mk.
Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, ebenso die Verlagshandlung nehmen Abonnements auf „Unterwegs und Daheim“ an und senden auf Wunsch Band I. zur Ansicht.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender in Breslau.





Briefe
eines Vaters an seinen Sohn
nach dessen Abgang auf die Universität.

Von

* * *

Geheftet Mk. 1.—, gebunden Mk. 2.—.

„Die Zeit naht heran, da die Jünglinge, welche die akademische Laufbahn einzuschlagen gedenken, sich zum Beziehen der Universität rüsten. Ein neues Leben beginnt für sie, auf das eigene Ich angewiesen und auf Freiheit des Wollens und Handelns gestellt. Wohl ist es gerechtfertigt, wenn da manche Eltern nicht ohne Besorgniß den Sohn scheiden sehen; wenn eine leise Sorge ihr Herz befällt, ob er in dem freien akademischen Leben sich auch geistig und sittlich bewähren werde. An guten Rathschlägen fehlt es da wohl nicht, aber wie leicht ist Gesagtes vergessen, wie oft schwemmen die Wogen des Lebens die besten Vorsätze weg! Da kommt ein Buch, dessen Verfasser sich nicht nennt, zu gelegener Zeit: „Briefe eines Vaters an seinen Sohn nach dessen Abgang auf die Universität," das von Vätern wie Söhnen seiner Richtung und seinem ganzen Inhalte nach warm zu begrüßen ist. Zuerst spiegelt sich in diesen Briefen, die den Eindruck machen, daß sie aus dem Leben herausgewachsen sind, ein Verhältniß zwischen Vater und Sohn wider, wie es inniger, schöner und freier nicht gedacht werden kann. Der Vater tritt uns in den Briefen als älterer, erfahrener Freund entgegen, der in denselben nach und nach eine sittlich ernste, aber nicht kleinlich beengte, eine geistig freie, aber in der Freiheit Maß haltende Lebensauffassung entwickelt, der bei seinem Sohne darauf hinzuwirken sucht, Selbstbeherrschung und Pflichterfüllung sich zu eigen zu machen, eine idealere Richtung des Denkens und des Handelns zu pflegen und zu üben. Die Briefe, siebzehn an der Zahl, beziehen sich auf die äußeren Seiten des studentischen Lebens, die Berufswahl, den Studiengang, allgemeine geistige Interessen u. s. w. Was der Verfasser da über Bekanntschaften und Collegienbesuch, über den Bann des Gambrinus, über Duell, Verbindungswesen, Familienverkehr u. s. w. sagt, wird den meisten Vätern aus der Seele gesprochen sein; es beruht eben auf der mit einem großen Theile des Verbindungswesens nicht vereinbaren Ansicht, daß man sich nicht nur Studirens halber auf der Universität aufhalten, sondern wirklich studiren, wirklich arbeiten soll. Daß es auch Verbindungsstudenten aller Art gegeben hat und noch giebt, die sehr fleißig und erfolgreich arbeiten, soll damit durchaus nicht geleugnet werden. Ebenso verrathen die Ausführungen über Pessimismus, über Nietzsche's Philosophie und das Haschen nach Effect, über Sinnliches und Uebersinnliches u. s. w. die Welterfahrung eines Mannes, der durch das Leben mit offenen Augen und empfänglichem Herzen gegangen ist, und der aus dessen Stürmen sich ein freies und edles Wollen gerettet hat. Sei das treffliche Buch den Vätern wie den Jünglingen bestens empfohlen. Eine Befolgung des Gesagten wird diese vor mancher Enttäuschung und vor Reue bewahren."

Straßburger Post.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Romane und Novellen.

Ballestrem, Eufemia, Gräfin (Frau von Adlersfeld), **Haideröslein.** Roman. Dritte Auflage.
Ein Band. Geheftet *M.* 4,—; gebunden *M.* 5,—

Dieser Roman ist wohl das beste Werk der beliebten Erzählerin, deren schönes Talent sich noch nirgends reicher und ausgiebiger entfaltet hat, als in diesem Roman, welcher insbesondere der Damenwelt von Neuem eine willkommene Gabe sein wird.

Boy-Ed, Ida, Sturm. Novellen.
Geheftet *M.* 4,—; gebunden *M.* 5,—

In diesen drei Novellen offenbart Ida Boy-Ed eine Logik und einen psychologischen Scharfblick, wie er wenigen ihrer Schwestern in Apoll, man kann sagen überhaupt wenigen Schriftstellern der Gegenwart eigen ist.

Glaser, Marie von, Zittergras. Skizzen und Novelletten. 2. Auflage.
Ein Band. Geheftet *M.* 4,—; fein gebunden *M.* 5,—

Dieses Erstlingswerk einer begabten Schriftstellerin hat einen so lebhaften Anklang gefunden, daß die erste Auflage in kurzer Zeit vergriffen war. Die Kritik rühmt den liebenswürdigen Plauderton, über den die Verfasserin verfügt, ihre Fähigkeit, mit wenigen Strichen eine Charakteristik zu entwerfen, eine Situation anzudeuten. Die kleinen Geschichten sind zumeist Aristokraten-Novellen, aber auch wie das Volk denkt und fühlt, hat die Verfasserin mit Verständniß erlauscht und wiedergegeben.

Justinus, Oskar, Ein Proletarierkind. Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben.
2 Bände. Geheftet *M.* 7,50; fein gebunden *M.* 9,50

Zahllosen Lesern hat Oskar Justinus durch seine launigen, humorvollen Feuilletons vergnügte Momente bereitet; zum ersten, leider aber auch zum letzten Mal tritt ihnen der beliebte Plauderer als Romanschriftsteller entgegen, der auch als solcher das Leben vom Standpunkte des lachenden Philosophen betrachtet. So reich unsere Litteratur an kleineren humoristischen Werken ist, so arm ist sie an solchen großen Umfanges, an humoristischen Romanen, die ein ganzes umfassendes Zeitbild, unter dem Gesichtswinkel des Humoristen gesehen, bieten. Deshalb wird dieser große humoristische Roman mit um so größerer Freude begrüßt werden.

Dohm, Hedwig, Wie Frauen werden. — Werde, die Du bist. Novellen.
Geheftet *M.* 3,—; gebunden *M.* 4,—

Diese Novellen übertreffen durch künstlerische Vollendung, durch Ideengehalt und Weite des Horizonts wohl Alles, was sonst auf diesem Gebiete geschaffen war.

Sacher-Masoch, Leopold von, Zerla. Die Maus. — Maria im Schnee. Novellen.
Ein Band. Geheftet *M.* 4,—; fein gebunden *M.* 5,—

Das Ewig-Weibliche hat auf Sacher-Masoch von jeher große Anziehungskraft geübt; mit besonderer Vorliebe und Meisterschaft schildert er Frauengestalten voll Temperament, Launen, voll Stolz und Herrschsucht. Auch in den drei Erzählungen dieses Buches sind die Heldinnen Frauen, die weibliche Anmuth mit einem Zuge männlicher Energie vereinen. Dem aufmerksamen Leser enthüllt sich in diesen unterhaltenden Geschichten manche ernste Wahrheit, die der Verfasser in Bezug auf die Frauenfrage, auf die Stellung von Mann und Frau zu einander in gewinnender Form einer künstlerisch abgerundeten Erzählung zum Ausdruck bringt.

Samarow, Gregor, Am Abgrund. Roman.
2 Bände. Geheftet *M.* 9,—; gebunden *M.* 11,—

Gregor Samarow versteht es meisterhaft, auch in diesem neuen Romane das Interesse seiner Leser in fortwährender Spannung zu erhalten. Es ist eine zum Theil neue Welt, die wir hier in den Schilderungen russischer Zustände kennen lernen. Die Sprache ist wie bei allen Samarowschen Werken voll Schwung und dabei doch maßvoll; einzelne Scenen von geradezu ergreifender Wirkung.

Schönthan, Franz von, Der General. Novelle.
Geheftet *M.* 2,—; fein gebunden *M.* 3,—

Daß Franz von Schönthan, der dem großen Publicum vornehmlich als ein Anhänger der heiteren Muse bekannt ist, auch für die ernsten Conflicte des Lebens Verständniß und dichterisch gestaltende Begabung besitzt, hat er in dem Schauspiel „Das goldene Buch“, überzeugender jedoch in dieser Erzählung bewiesen.

Viola, M., Zweierlei Liebe. Roman.
Ein Band. Geheftet *M.* 4,—; gebunden *M.* 5,—

Der Roman ist packend geschrieben und die Schilderung der seelischen Vorgänge im Helden sehr anschaulich und fesselnd. Das Werk, das in seinem Thema ganz fin de siècle ist, darf auf einen großen Leserkreis rechnen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Aord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben
I>0N
Paul tindau.

Fünfundsiebzigster Vand.

M!< den por!rai>5 von-
Fürst CI,I«di»ig »on I>ll>,c„!^I>e'5chill!N9zfürst, w»If<;>>„g «irchbach, pri»; Lmll

V r e ^ I a u
5chle<ische Vuchdruckerei, Kunst» und verlag3>Anstalt
v, 2. Lchottlaendel.

Inhalt des 75. Bandes.
Gctaver. — Oovember. — December.
^895. <»

Inhalt »es 75. Vandes,

So,!?

Mit d«m f)ortiaits von:

Fürst Ehlodwig von k)ohenlohe-5chillingsfürst, radirt von Johann lindner in München; Wolfgang Kirchbach, radirt von Johann lindner in München; Prinz Emil zu5ch«enaich°Earolath, radirt von Franz Nor ich in Nürnberg.

October <8Y5.

Inhalt.

Se«,

hierzu ein Portrait: Fürst Chlodwig von H«henlohe-5chilling5fürst.
Radirnng von Johann lindner in München.

»Nord und 2üd' erscheint am Anfang ^et>« M»na!« ln l)ef!en mit je einer Runstbellage.
p«>» pi» <l!»»i<»l l2 Heft») 6 Mail.
All» Vochhanolnnaen nn« poftanftalt«» n«I>m»n i«l>«iz»it V,st«ll»ng»n «n.

Alle auf öen redactionellen Inhalt von„Mord und Süd" be«
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Mord und Süd" Vreslau.
2iebenhufeners.tr. ^, ^3, 1.5.

In der Hochzeitsnacht.

Lovelle,

von

Aonriid Lelmann.

— R«m. —

»le saßen im Restaurant des Ausstellnngsparks, vorn an den offenen Glas-Schiebefenstern, wo man den Vlick frei hatte über das wogende Meer von Köpfen drunten und die bunte Menge, die sich in unablässigem Wechsel an dem Musikpavillon uorüberschob. Auch die elektrisirenden Weisen der österreichischen Eapelle drüben vernahm man hier deutlich trotz des nicht ruhenden Ctimmengeschwirrs und des Messer» und Gabelgeklappers an den fast sämiutlich besetzten Tischen des großen Saales. Die Neiden hatten ihre Abendmahlzeit beendet, die halb geleerte Rheinwein-flasche stand vor ihnen, und sie schauten Beide iu den Park hinaus, ohne viel zu sprechen. Es war seltsam: sie hatten sich auf diefen Abend so ganz besonders gefreut, uud nun wollte eine eigentliche Fröhlichkeit zwischen ihnen nicht aufkommen. Die rechte Stimmung blieb aus. Herbert Fürst strich sich mit der laugen, weißen, wohlgepflegten Hand, die nur durch einige braune Sonnnerflecke entstellt wnrde, immer wieder durch den statt-lichen, rothblonden Vollbart, der das feine, schmale Gesicht über Gebühr zu verlängern schien, und ranchte schweigend seine Eignrre, für die er Gerdas Erlaubniß erst eingeholt batte.

Er konnte sich dies Letzte noch imm'r nicht abgewöhnen, obgleich sie, die am liebsten sich gleichfalls ihre Eigarette angezündet hätte uud es nur aus Rücksicht auf ihn unterließ, ihn jedesmal deswegen auslachte. Er blieb nun einmal der allzeit höfliche, die Formen der guten Gesellschaft ängstlich wahrende Mann, auch feitdem aus dem Negiernngs-Referendar ein freier Tchrift-

steller, Nils dein Sprößling der reichen, hanseatischen Plltricierfamilie der Bräutigam der Schauspielerin Gerda Lindheim geworden war. Und trotzdem er sich einbildete, sich Etwas darauf zu Gute that, von allem Conventionellen, welchen Namen es auch führen mochte, sich losgelöst zu haben, er, der dies in Ansehung seiner Abstammung, Erziehung und Anlage unsäglich viel schwerer gehabt, als irgend ein Anderer, und also auch viel stolzer darauf fein konnte.

„Correct!" Das war das Wort, mit den: sie ihn am schwersten verwunden konnte, was ihn am heftigsten aufbrachte. Das warf alle feine Errungenfchaften, alle feine Einbildungen über den Haufen; es war nicht viel anders, als ein Schlag in's Gesicht für ihn. Er wollte nicht correct sein, — alles Andere, nur nicht das. Das war für ihn der Inbegriff alles Faden, Gedankenlosen und Lächerlichen, was er nach langen, inneren und äußeren Kämpfen mit feiner sonstigen Metamorphose zugleich abgestreift zu haben glaubte. Das wollt' er denen lassen, aus deren Reihen er ausgetreten war, das hatte für einen unabhängigen, modern denkenden und empfindenden Künstler unbedingt etwas Komisches, etwas Entwürdigendes. Nur daß er über seine Natur nicht hinauskounte. Gerda wenigstens behauptete das. Sie hänselte ihn gern etwas, stichelte gern über diesen Punkt. Selbstverständlich nur, weil sie ihn noch weiter treiben wollte, als er schon war, weil er ihr immer noch nicht „frei" genug dachte. Nun, sie hatte gut reden. Eine Schauspielertochter — selbst eine Schauspielerin — da konnte freilich von Correctheit und Convention nicht viel die Rede sein. Und schließlich hatte ihn das ja gerade mit zu ihr hingezogen: diese lockere Ungebundenheit, dies freie Sichgehenlassen, in dem soviel Grazie, soviel Selbstsicherheit und soviel Tact — natürlicher Tact lag. Ja, gerade das war das Bewundernswerthe, das, was ihn immer neu entzückte und berauschte. Gerda war ja auch schön, — eigenthümlich schön, — sie hatte eine ganze Reihe von bestrickenden Eigenschaften an sich, und sie war eine Künstlerin von Ruf und Ansehen. Aber das Alles wog für ihn doch dies Eine nicht auf: ibre reizvolle Uncorrectheit, bei der man doch immer das bestimmte Gefühl hatte, auch als Mitglied der guten Gesellschaft könne man sich vollkommen ruhig und gefahrlos in ihrer Nähe bewegen.

Daß sie ihn: zu Gefallen Manches ablegte und unterdrückte, was sie ihrer Natur nach gern gelhan hätte, ahnte er ebensowenig, wie daß ihr das hin und wieder als ein lästiger, kaum mehr erträglicher Zwang erschien, daß sie zu Zeiten sogar über einem Gewaltmittel brütete, um sich dieser Notwendigkeit zu entziehen. Es zuckte und prickelte ihr dann in all' ihren kleinen, weißen, nervösen Fingern, endlich einmal Etwas zu sagen. Etwas, was ihn mit einem Schlage über ihr uncorrectes Selbst im ganzen Umfange, in der ganzen Tragweite aufklären muhte, felbst auf die Gefahr hin, daß ihm das einen gewaltigen Stoß gab und ihn vollständig an ihr irre machte.

Visher war ihm nie ein anderer Gedanke gekommen, als daß sie es wahr-

hastig leicht gehabt hatte, sich vom „Correcten" fern zu halten; ihr ein Verdienst daraus zu machen, daß sie niemals Mißbrauch mit ihrer Freiheit getrieben, daran dachte er gar nicht. Er hatte sich die Möglichkeit eines solchen Mißbrauchs noch garnicht überlegt. Er, Herbert Fürst, hatte sich mit Gerda Lindheim verlobt; das hieß eigentlich beinahe soviel, als daß er ihr vor aller Welt das glänzendste Leumundzeugniß ausstellte und ihr Vorleben als makellos erklärte, es gewissermaßen adelte.

Daß sie heute hier allein waren, hatte einen kleinen, ganz kleinen Kampf gekostet. Es war das erste Mal. Herbert fand es in der That nicht ganz passend, daß sie als Brautpaar ohne jede Begleitung Abends in den Ausstellungspark gingen. Man konnte doch garnicht wissen, was andere Leute dazu sagen würden. Es sah immerhin ein bischen prouocant aus. Dieser oder Jener hätte Gott weiß was? unter diesem harmlosen Zusammensein » äeux vermuthen können, zumal Abends im Ausstellungspark doch notorisch allerlei zweifelhafte weibliche Eristenzen ihr Wesen trieben. Kurz: Herbert hatte allerlei kleine Bedenken gehabt. Vor Allem sah er gar keinen rechten Grund für diese Neuerung ein. Man war mit Gerdas Dante — einer dieser sehr entfernten Tanten, zu der das verwandtschaftliche Verhältnis durchaus nicht mehr ganz klargestellt werden konnte, die aber seit Jahren mit ihrer „Nichte" zusammenlebte — immer ganz ungenirt gewesen, und es hatte soviel anständiger ausgesehen. Aber Gerda setzte nun einmal ihren Kopf darauf. Und er wollte ja nicht correct sein. Das gab den Ausschlag. Schließlich fand er es selbst ganz amüsant, einmal mit ihr allein im Ausstellungs-Restaurant zu soupiren, und sie hatten sich Neide wie die Kinder darauf gefreut.

Nun war's doch nicht ganz so geworden, wie sie gedacht. Woran das lag — wer wußte es? Hatte Herbert nachträglich nun doch wieder Scrupel bekommen? Genirten ihn die Blicke und Mienen irgendwelcher Bekannten oder Unbekannten, die zu ihnen hinüberschielten? Fürchtete er, ihrer Beider Verhältniß werde nicht ganz klar vor aller Welt erscheinen? Denn das war ihm zeitlebens das Schrecklichste gewesen: unklare ^Verhältnisse, — alles Verworrene, Undeutliche, nicht ganz Zweifelsfreie. Oder was hatte er sonst? Hatte überhaupt er angefangen mit diesem freudlosen Stillesein, oder war Gerda es selbst gewesen? Nachdenklich erschien sie heute jedenfalls, fo nachdenklich, wie er sie garnicht kannte. Auch das mochte ihn verdrießen, eine ansteckende Wirkung ausüben, denn er wollte sie immer heiter, strahlend, — ihr ganzer Zauber beruhte darin; lieber mochte sie ausgelassen und übermüthig sein, als so, — nur nicht so wie heute, das stand ihr garnicht.

„Du bist heute so merkwürdig still," sagte er endlich zwischen zwei Dampfwölkchen feiner Cigarre, „hast Du 'was?"

Es klang übellaunig und ein bischen herrisch, weniger als theilnehmende Frage, wie vielmehr als die dringliche Aufforderung, Nichts „zu haben" und nicht mehr stille zu sein. Gerda begriff das vollkommen. Sie er-

widerte aber nur: „Tu bist auch still, scheint nur. Mm, muß doch auch nicht immer schwatzen."
„Ich!" Er machte mit seiner schönen Hand eine Bewegung, als ob er sagen wollte: „Ich kann mir das eben leisten. Ich bin ich." Laut aber fügte er hinzu: „Ja, das ist wohl wahr. Ich habe heut viel gearbeitet, — ein schwieriges, psychologisches Problem, weißt Du. Unsereins lebt das immer gleich so mit. lind es ist gnrnicht leicht, immer die correcte Lösung —" Er stockte, wurde etwas roth und warf einen fast ängstlichen Blick zu ihr hinüber. Da war es ihm nun doch einmal wieder entfahren, dies Wort, das er jetzt haßte und mied, das ihn in Gerdas Augen geradezu compromittirte, — und bei folcher Gelegenheit! „Correcte Lösungen" wollte er ja in Wahrheit garnicht bei seinen Geschichten finden, — was Gerda — und neuerdings er mit ihr — denn so „correct" nannte. Im Gegentheil. Ein alberner Lapsus! Und er war fest entschlossen, mitzulachen, wenn Gerda ihn jetzt auslachen würde.
Das that sie aber nicht. Merkwürdigerweise ließ sie sich die Gelegenheit dazu diesmal entgehen und sagte nur zerstreut: „Ja, ja, ich kann mir's denken. Es ist sehr schwierig. Im Leben ja auch." Und dann, nachdem sie das grüne Glas vor ihr an die Lippen geführt, mit einem verlorenen Blick in die grünen Parkwipfel hinaus: „Wollen wir nicht ein bischen hinausgehen? Ich denke mir's jetzt hübsch draußen. Und wenn Dir's recht ist, abseits von der Mnsik und von den Menschen. Man bekommt's auf die Dauer satt. Es betäubt, aber es befriedigt nicht."
„Wie Du willst," sagte er phlegmatisch, etwas nachgiebig gestimmt, weil sie sich die Gelegenheit, ihn auszulachen, hatte entgehen lassen. „Wir werden dann auch wohl bald den Heimweg antreten müssen." Dabei schlug er discrct mit dem Dessertmesser an sein l^las, um den Kellner zu rufen.
„Nach Hause?" fragte sie. „Schon? Warum denn?" Sie sah auf die Uhr.
Er hatte eigentlich erwidern wollen: „Weil es unfchicklich ist, wenn wir Beide allein zu so später Stunde —" Aber er begriff, daß sie ja das voraussetzte, daß sie darauf geradezu wartete. Und deshalb fagte er's nicht, sondern stattdessen: „Die letzten Pferdebahnen sind immer so überfüllt, auf die darf man's nicht ankommen lassen."
Ein stichhaltiger Grund war auch das nicht. Denn es blieb ihnen dann immer noch die Stadtbahn, und er war durchaus in den Verhältnissen, anch eine Nachtdroschke nehmen zu können, sie war für feine Verhältnisse sogar das natürlichste Beförderungsmittel; aber Gerda fagte Nichts mehr. Er zahlte, ohne nachzurechnen oder ein Wort einzuwenden, legte ein reichliches Trinkgeld neben seine sauber zusammengelegte Serviette und stand auf. Dann half er ihr in ihr Iaquet, ließ sich vom Kellner seinen lichtgrauen Havelock umhängen und nahm seinen Eylinder. Sie gingen. Er sah sehr groß

und stattlich aus, als er sie am Arm führte, alle Leute sahen sich nach den Beiden um.

Draußen hatten sie Mühe, sich durch die Menschenmassen zu winden, die immer noch auf dem breiten Wege vor der Musikkapelle sich hin- und herschoben. Sie gingen gegen das Pergamon-Panormua zu, immer noch ohne zu sprechen.

Allmählich verklang das Streichconcert hinter ihnen, — noch ein Strauß'scher Walzer, mit dem es für heute schloß. Ganz leise und gedämpft hallten die Töne herüber, untermischt mit Menschenstimmen, hin und wieder durchschnitt von dem Pfiff einer Locomotive, übertäubt vom dröhnenden Gerassel eines jagenden Stadtbahnzuges. Dann gelangten die Beiden in stillere, einsame Seitenwege. Wie wundervoll diese Iuninacht eigentlich war, spürten sie erst hier, wo der sternenüberglitzerte Nachthimmel zu ihren Häupten lag und nur die geheimnißvollen Stimmen des Frühsommerdnnkels um sie her laut wurden, für die sie doppelt empfänglich geworden nach dem lärmenden Gewoge, das sie durch Stunden und Stunden umbraust. Hie und da gleißten die Büsche, wie versilbert vom elektrischen Licht der Glühlampen in den Hauptwegen, sie ctthmeten eine kühle Frische, einen Hauch von Unberührtheit aus. Irgendwo in einem lauschigen Winkel, aus deni der Duft der Goldregentrauben herüberwehte, schlug in kleinen Zwischenräumen eine Nachtigall an, leise nnd schüchtern, als wagte sie ssch nicht recht hervor.

Herbert schien in eine weiche Stimmung zu verfallen. Er war sehr empfänglich solchen Naturreinen gegenüber, und wenn er dann allein mit Gerda war und Niemand seine Mienen in Obacht nehmen konnte, ^ denn in solchem Fall hätte er sich genirt, — wurde er sentimental, er fing au zu schwärmen. Auch jetzt begann er damit. Es waren überschwängliche, glühende Worte, die von seineu Lippen brachen, voller Verliebtheit, Begierde nnd irrer, stammelnder Trunkenheit. Gerda erwiderte kein Wort. Nur manchmal zuckte ihr Arm ganz leise in dem seinen. Und dann gingen sie weiter und weiter, ganz langsam, ganz wie in einer fremden Welt.

Da plötzlich, als sie von einer Gebüschlücke am Wege aus die große Fontaine sahen, die drüben wie ein mächtiger Silberstrahl in den Teich niederwallte, sagte Gerda leise, dumpf: „Ja, das ist Alles ein schöner Traum, Herbert, das Alles hätte werden können. Aber Du bist zu spät gekommen. Verzeih' mir! Verzeih' mir! Ich konnte Dir's nicht eher sagen."

Er starrte sie, mitten aus seinein verzückten Schwärmen auffahrend, mit erblassendem Gesicht an. „Was ist das? Was soll das beißen? Gerda!"

Sie nickte leise vor sich hin. Dann zog sie ihn mit sanfter Gewalt weiter in das Dunkel des Laubgangs hinein, als ob ihre Augen das Stück Helle da drüben nicht vertrügen, und nun, sich an ihn klammernd, raunte

sie an ihm empor: „Es soll heißen, wie ich's sagte. Es soll heißen, daß Deine Liebe zu mir auf die härteste Probe gestellt wird, die es geben kann, Herbett; verdamme mich, daß ich bis heute geschwiegen habe! Ich bin ja verdammensweith um deswillen. Aber Du muht auch begreifen — Ich habe Dich so lieb, Herbett, und Du zeigtest mir ein so hohes Glück, — und da sollte ich nun mit einein Worte, mit einem Schlage — nein! ich tonnt's nicht. Leicht ist es für ein Mädchen ohnehin nicht, so Etwas auszusprechen, — so Etwas einem Manne einzugestehen, auch nur anzudeuten — Und wenn man den Mann nun gar liebt — Und wenn man sich nun durch das Geständniß gar die Pforte zuni Glück verrammelt für immer, — Herbett, Tu mußt begreifen, daß ich's nicht über mich brachte, daß ich schwieg, — Dich betrog. Wir waren auch so selten allein, — es war nie eine Gelegenheit, — ich wollt's ja so oft; — taufend, taufend stachelnde Vorwürfe macht' ich mir jeden Tag, — jeden Tag von jenem ersten, glückseligen an nahm ich mir vor: heute — heute ganz gewiß — Und dann geschah's doch wieder nicht, dann war doch wieder die Angst zu groß und schnürte mir die Kehle zu, — die Angst, Dich zu verlieren, Herbert! Aber ich hatte durch mein Schweige» — durch dies einige Hinausschieben keine wahrhaft glückliche Stunde. Und deshalb — blos deshalb könntest Du mir vergeben —"

Es quoll Alles von ihren Lippen tonloo, sich überstürzend, ein klein wenig schauspielerisch. Aber das merkte er nicht. Er merkte überhaupt nicht auf die Art, wie sie sprach. Er griff sich nur ein paarmal an die Stirn, weil er immer noch glaubte, er träume. Er athmete schwer, wie ein Erstickender. Er blieb stehen, er griff sich vorn in den Halskragen, um ihn zu lockern, er nahm den Hut ab. Er wußte garnicht mehr, was er that, er wußte überhaupt Nichts mehr von sich. Alles in ihm wirbelte und quirlte durcheinander. Er hatte die Empfindung von lauter Stürzendem und Brechendem um sich her. Erst ganz allmählich begriff er, daß er es sich schuldig sei, Herr der Situation zu bleiben, daß er sich eine unbeilbare Vlöße gab, wenn dies nicht geschah. Er richtete sich gewaltsam auf, aber er schüttelte sie von sich ab, er lehnte sich gegen einen Baum am Wege und warf ihr einen Blick zu voller Anklage, Jammer und Entsetzen. Er wußte selbst nicht, was davon eigentlich in ihm vorherrschte; ^- am ehesten wohl das Entsetzen über das, was er hier erfuhr, — plötzlich, unvorbereitet, mitten in feine verliebte Ekstase hinein. Wie ein Blitzschlag kam das Alles, betäubend, verwirrend, und diese jähe Helle blendete ihn. „Mein Gott," sagte er nur stöhnend, „wie ist das Alles möglich? Was soll das Alles heißen?"

Sie zuckte trostlos die Schulten«. „Im Grunde," sagte sie leise, mit gesenktem Gesicht, „hättest Du Dir's fast denken können. Wenn Du mein Leben, meine Erziehung in Betracht ziehst — Mit sieben Jahren bin ich zum ersten Mal aufgetreten. Seitdem immer in dieser Atmosphäre von

In der Hochzeitsnacht,?
Leichtsinn, Verführung und Ungebundenheit — Ist eö da ein Wunder? Ist es da ein Verbrechen? Man könnte sich eigentlich nur wundern, daß es sc» spät geschah — und nur einmal — Ich bin ja nie beschützt gewesen. An mich darf man den Maßstab aus Deinen Kreisen doch wahrhaftig nicht anlegen. Für ein Schauspielerkind mar ich tugendhaft genug. Darüber lass' ich mir keine grauen Haare wachsen. Nur daß ich Dich in der Täuschung ließ — bis heute, — das war unrecht. Jetzt, wo ich's endlich vom Herzen habe, wird mir leicht. Jetzt werd' ich wenigstens Gewißheit haben, ob Du mich wirklich so liebst, wie Du mir's oft — eben noch — gesagt hast, und ob Deine Liebe zu nur stärker ist, als alles — alles Andere."
Ihr Ton hatte sich langsam um etwas gewandelt, er war weniger verzweifelt, ruhiger, sicherer geworden, es lag sogar etwas Mahnendes und Forderndes darin. Aber auch diese Veränderung entging Herbert. Er war immer noch fassungslos. Dies Alles kam zu unvorbereitet, war zu nieder-fchmetterud. Für solchen Fall hatte er die nöthige Haltung nicht bereit, er war sich nicht klar über das, was er jetzt zu thun und zu sagen hatte, und das verwirrte ihn, brachte ihn in Conflict mit sich selber. Plötzlich fiel ihm Etwas ein, eine Stelle aus Hebbels „Maria Magdalena", und die sprach er jetzt in seiner Verlegenheit über ein eigenes Wort, das er hätte sagen sollen und das er nicht fand, vor sich hin: „Darüber kann kein Mann weg" — Und dann bedeckte er seine Augen mit den Händen und schluchzte. Nun hatte er plötzlich die Rolle gefunden, die er in dem gegebenen Falle zu spielen hatte. Es erleichterte ihn ordentlich.
Eine Zeitlang sagte Gerda Nichts. Es war so still zwischen ihnen, daß man das plätschernde Niederfallen des Wassers drüben und leise Menschentritte auf den anderen Parkwegen deutlich vernehmen konnte. Dann klang ihre Stimme zaghaft zu ihm hinüber: „Wenn das Dein letztes — einziges Wort ist, dann ist's ja wohl am besten, wir gehen gleich jetzt und hier auseinander — für alle Zeit. Wozu follte dann ein weiteres Herumzerren noch sein, — zwecklose Vorwürfe und Klagen, da ja nun doch einmal Nichts mehr gutzumachen ist? Mit dem Geschehenen müssen wir uns eben abfinden, lind wenn Du entschlossen bist — Ich habe dann Nichts mehr zu sagen, als: „Verzeih'! und Leb' wohl!"
Nun kam Leben in ihn. Er streckte die Hände nach ihr ans. „Nein, nein, nicht so — ich — ich habe ja noch nicht — ich weiß ja noch gar-nicht, — ich bin noch immer so verwirrt, so rathlos, — das Alles erscheint mir immer noch so unglaublich, — so unmöglich —"
„Wir müssen aber doch nun zu Ende kommen," sagte sie leise, herb, ungeduldig. „So oder so. Diese gräßliche Ungewißheit hat lange genug angedauert, mir Qualen genug gemacht. Jetzt trag' ich sie nicht mehr. Ich habe Dich so unsäglich lieb, Herbert, daß ich jede Stunde besinnungs-los für Dich sterben könnte. Ich möchte wissen, ob es bei Dir ebenso ist, ob Deine Liebe zu mir größer und stärker ist, als Wes sonst in der

Welt, — ob Tu durch sie — mit ihr Alles überwinden kannst, — auch
dies Aeuherste; — ob ich Dir, wie ich da biu, mehr werth bin, als
die schmeichlerische Fiction, — der Erste zu sein, die jeden Mann so stolz
macht!"
Herbert stöhnte noch einmal auf, dann wandte er ihr sein Gesicht zu,
das jetzt kühl und ruhig erschien. Nur seine Mundwinkel zuckten leise.
„Gönne mir Zeit," sagte er mit heiseren, rauhen Tönen. „Ich kann mich
jetzt nicht aussprechen. Du mußt das doch begreifen. Morgen — über-
morgen — Laß mich nur erst einmal zu mir selbst kommen! Du kannst
doch nicht verlangen, daß ich jetzt und hier über so Etwas — über eine
so wichtige, einschneidende Lebensfrage — Das ist doch unmöglich. Tas
wäre ja gerade, als wenn Du mir so sn plannt vorschlügest —" er
wußte offenbar nicht gleich, was er sagen sollte, oder unterdrückte das wieder,
was er hatte vorbringen wollen, um nach einer kleinen Pause murmelnd
beizufügen: — „vorschlügest, von jetzt an nicht mehr zu schriftstellern oder mich
von der Sonne abzusperren oder dergleichen. Das ist doch wie eine furcht-
bare Revolution dies, — und nun so unvermuthet, und jetzt nnd hier,
während —" Er trocknete sich wiederholt die Stirn mit einem lichtblauen,
seidenen Taschentuche. „Ordentlich der kalte Angstschweiß ist nur alisge-
brochen," sagte er mit einer gewissen suchenden Hilflosigkeit, aber ohne Gerda
anzusehen, denn davor schien er sich zu fürchten, — „aber so Etwas auch!
In meinen: ganzen Leben habe ich eine ähnlich peinvolle Situation — Du
hast Dir wirklich eine Stunde ausgesucht zu dem Allen! Laß uns nur
jetzt gehen, — womöglich könnt' uns noch wer Bekanntes begegnen, — das
fehlte gerade! Und man weiß auch garnicht, wer Einen hier Alles hören
kann hinter den Büschen. Mein Gott, mein Gott, was sind das für Sachen!
Wenn ich mir so 'was je hätte träumen lassen!"
Er athmete mühsam, steckte sein Tuch ein und versuchte, sich wieder
eine Haltung zu geben. Er hatte sie völlig verloren gehabt. Dabei konnte
er aber nicht umhin, seine Augen eine Weile mit scheuer Angst rundlaufen
zu lassen. Gerda betrachtete ihn während alledem mit einer gewissen kühlen
Neugier. Dann, als er ihr seinen Arm bot, sagte sie: „Oh, zwinge Dich
nicht dazn! Ich kann ja allein gehen — Oder nein," setzte sie hinzu, und
es zuckte Etwas zwischen Oberlippe und Nasenflügeln, während sie ihren
Ann leicht in den feinen schob, — „gerade das könnte anffallen, wenn man
uns sähe. Und es ist ja garnicht nöthig, daß man vor der Zeit erfährt,
was nachher immer noch früh genug unter die Leute kommt."
Es lag Etwas wie ein fchmerzlicher Spott in ihren Worten und machte
ihn nervös. Er zuckte ordentlich zusammen, als er sie jetzt an seinem Ann
gegen den Stadtbahnhof zu führte. Und dann fagte er: „Du thust ja,
als wäre es schon entschieden, daß wir — daß ich — So weit sind wir
ja doch nicht. Ich bin sehr consternirt — begreiflicherweise — und ich kann
in meiner Verwirrung, in diefer heftigen, allgemeinen Gemüthsdepression

durchaus keineu Entschluß fassen, mir garnicht einmal klar werden über das, was ich zu thun habe, — aber die Möglichkeit liegt ja doch vor — Es ist etwas Furchtbares, Gerda. Ich wollte, dies wäre mir erspart geblieben. Man konnte darüber wahnsinnig werden."

Nach diesem letzten Ausbruch sagte sie Nichts mehr, und er führte sie weiter. Sie stießen jetzt fortwährend auf Menschen, die gleich ihnen dem Ausgange zudrängten: sie schwiegen Neide. Erst als sie die Treppen zum Bahnhof hinaufgestiegen waren und in der weiten Halle droben die Menschen sich wieder vertheilten, so daß sie allein und ungestört abseits bleiben konnten, sagte er mitten in das donnernde Getöse hinein, mit dem ein einfahrender Zug, der nicht der ihre war, den gewaltigen Raun« durchschüttelte: „Nachdem Du mir das furchtbare Bekenntnis! einmal gemacht hast, Gerda, mußt Du nur nun auch Alles sagen. Das hilft Nichts, Ich muß nun, da Du mir die Binde von den Augen gerissen hast, doch auch gleich völlig klar sehen, um gerecht urtheilen zu können. Ich muß alles Einzelne wissen, — wie und wann es geschah und —"

„Nein, nein." Sie schüttelte ruhig den Kopf. „Das nicht. Das erlaß mir! Es ist fo widerwärtig, das noch einmal aufwühlen zu sollen, so häßlich, — und vor Allem so zwecklos. Wozu sollt' es denn etwa dienen? Es macht Nichts besser und Nichts schlimmer. Ich fühle mich nicht verpflichtet dazu, und ich verweigere es Dir. Verzeih'! Aber Du mußt ja selbst begreifen — Die Thatsache muß Dir genügen, die Hab' ich zugegeben. Mit der mußt Du Dich abfinden, — so oder so. Mehr bin ich Dir nicht schuldig, — das wäre undelicat. Wenn wir erst verheirathet sind — ich ineine: falls Du Dich trotz Allem dennoch bereit finden solltest, — dann, dann natürlich — dann wäre es etwas Andres, wem: Du dann noch darauf bestehen solltest, — aber jetzt: nein. Bitte, reden wir nicht mehr davon! Es ist gerade genug und übergenug!"

Herbert war sehr roth geworden, er murmelte Etwas zwischen den Zähnen, was sie nicht verstand. Ihr Zug fuhr jetzt ein, und sie muhten sich eilen, einzusteigen. Während sie es thaten, sagte sie: „Herr Gott, wir wollten ja mit der Pferdebahn fahren! Wie dumm!"

Er begriff nicht, daß sie jetzt und so von dieser Sache reden konnte. Es schwoll Etwas in ihm empor von Bitterkeit, Empörung und Haß. Dies Mädchen, seine Braut>, die ihm eben gestanden hatte, — merkwürdig spät gestanden hatte, — daß sie nicht die war, die er in ihr zu finden geglaubt, daß sie nicht mehr rein war, — dies Mädchen amüsirte sich jetzt darüber, daß sie nun doch mit der Stadtbahn und nicht, wie er gewollt, mit der Pferdebahn nach Hause fuhren, darüber also, daß er dies bei all' dein auf ihn einstürmenden Schrecklichen vergessen hatte! Es war unglaublich, einfach unglaublich. Eine Komödiantin — das war's! Darin lag's! Sie sind alle nicht viel anders. Das Gewerbe, das sie treiben, macht sie so. Im Grunde kann man sich nie bei ihnen darauf verlassen.

daß sie in der einen Stunde noch so sind, wie in der andren; das ist eben das Traurige, dem verdankte er diese Bescheerungen von heute Abend. Großer Gott, wenn er das so recht bedachte: — seine Braut! Und schon in eines Andren Händen gewesen! Pfui, es war abscheulich, es war kaum auszudenken.

Und sie hätte es ihm sagen müssen, bevor sie ihm ihr Jawort gab, ihn um sie werben ließ, — damals doch zum Mindesten. Statt dessen — aber natürlich: eine Komödiantin! Warum war er auf den verrückten Einfall gekommen, eine Komödiantin heirathen zu wollen? Die nehmen das alle nicht gar so genau, die haben die „spießbürgerlichen" Grundsätze der soliden, bürgerlichen Gesellschaft nicht und bilden sich noch sogar Etwas darauf ein, wenn nicht Alles bei ihnen so klappt, wie dort. Nun hatte er's! Nun mit guter Manier loskommen, das war eine eigene Sache. Gerede gab's natürlich, — und was für'n Gerede! Das war peinlich. Aber schließlich: wenn man zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde, — zu verachte» war das auch nicht, es konnte immerhin für einen Schriftsteller, der noch als Anfänger gelten mußte und den Ehrgeiz hatte, schnell zn einein Namen zu kommen, von Vortheil sein. Man würde fragen: „Die Lindheim im Stiche gelassen von ihren: Bräutigam? Wer ist denn der? Ach, der Schriftsteller Fürst! Was hat er doch gleich geschrieben?" Und dann so weiter. Es konnte geradezu zu einer neuen Auflage feiner „Pflicht" führen. Die Welt war nun einmal so, und man mußte sie nehmen, wie sie war.

Nur — es war doch eigentlich schade. Er hatte Gerda lieb. Und der Mann einer bekannten Schauspielerin, — selber ein Dichter — Es machte sich doch ganz gut. Es war so gewissermaßen das Siegel darauf, daß er sich von seiner hochwohlcmständigen Gesippschaft emancivirt hatte und seine eignen Wege wandelte als ein freier und unabhängiger Künstler. Mit dieser Beweggrund hatte ihn getrieben, — ganz gewiß. Neben seiner Leidenschaft ein gewisser Trotz, ein herber Eigenwille, eine bestimmte, bewußte Absicht. Wenn er freilich gewußt hätte, — dann natürlich nicht; nicht im Traum wär's ihm dann eingefallen. Aber nun würd' es wie ein Rückzug aussehn, gerade wie wenn er doch bereute, sich von seinen Sippen getremtt zu haben, und einsähe, es sei mit Leuten andren Schlages kein ewiger Bund zu flechten. Und das wollt' er nun doch nicht, das dürft' er ihnen um seiner selbst willen nicht gönnen. Eine fatale Lage also —

Das Eoups, in das sie gestiegen waren, war so voll, und der Zug rasselte mit so betäubendem Lärm dahin, daß eine Unterhaltung zwischen dem Brautpaar, das sich gegenübersaß, nicht wohl möglich gewesen wäre, am wenigsten über das Eine, was Herbert nun unablässig in seiner Seele hin- und herwälzte Es war ihm auch gerade recht so. Nur ruhten Gerdas Augen unverwandt auf ihm, und das genirte ihn, das machte ihn nervös. Was wollte sie eigentlich mit diesem ewigen Herüberblicken? Es war ja gerade.

als wollte sie aus seinen Mienen seine wechselnden Gedanken ablesen. Nun, das sollte ihr doch wohl schwer werden. Etwas so Dringendes, so Verlangendes lag in ihren Augen. Herbert rückte unruhig auf seinen, Sitz hin und her.

Sie liebte ihn doch sehr, diese Gerda. Eine furchtbare Angst mußte jetzt in ihr wühlen, ihn zu verlieren. Sie wollte mit ihren Augen ihn zwingen, ihn bannen, ihn festhalten. Das war's! Lieber Himmel, ja, es wäre auch Alles so gut und schön gewesen, nur — Es ging ihm eben doch gegen die innerste Natur. Er, Herbert Fürst, und nicht der Erste bei dem Weibe, das er liebte, das er heirathen wollte! In seinen eignen Augen entwürdigte es ihn. Er war garnicht mehr er, wenn er das that, wenn es wirklich dahin kam. Nein, nein, es ging nicht, es ging nicht.

Die rasselnden Mder des Zuges wiederholten es unablässig, was aus all' seinen Gedanken heraus tönte und schrie: „Es geht nicht, — es geht nicht, — es geht nicht —"

Bahnhof Friedrichstraße! Sie stiegen aus, gingen die Treppe hinab, tauchten unter in das immer noch fluthende Gewühl. Wieder hatte er ihr seinen Arm geboten, wieder hatte sie ihn genommen. Schweigend schritten sie nebeneinander her, durch all' das laute, aufgeregte Sommernachtleben der Großstadt. Sie überquerten die Linden. Gerda warf einen Blick zum Eafe Vauer hinüber, durch dessen offene Thüren und Fenster man auf die lichtüberhellte, bunte Menschenmasse sah, die sich an all' den kleinen Tischen zusammendrängte, — es war ein sehnsüchtiger Nlick, dem ein kleiner Seufzer folgte. „Bin ich durstig, Herbert!" und ihr Arm machte in dem feinen eine zuckende Bewegung nach dem Caf6 hin. Jetzt einen Eiskaffee dort — es müßte kostlich sein. Und mitten in die bunte, internationale, ein klein bischen „gemischte" Gesellschaft hinein, nach dem steifen, langweiligen Ausstellungs-Restaurnnt — In allen Zehenspitzen prickelte es sie danach. Wozu denn auch jetzt schon zu Bett gehn? Es mar wohl noch garnicht einmal Mitternacht, — doch wahrhaftig noch keine Schlafenszeit.

Aber Herbert war entsetzt über die bloße Andeutung ihres Wunsches. Jetzt in's Cafü Bauer, — sie Beide allein, — und nach dem, was eben vorgefallen war, nach diesen Eröffnungen, die von fo lebeneinschneidender Bedeutung waren —? Da mußte man sich denn doch wirklich fragen, ob man recht gehört hatte; das war in jedein Falle ein Zeichen von Frivolität, — von nichts Andrem. Wenn Gerda dazu im Stande war, — nun, dann erleichterte sie ihm seinen Entschluß wenigstens, der ja wohl ohnehin hätte seiner Eigenwürde halber von ihm gefaßt werden müssen!

Sehr verdrossen schlugen sie Beide den Weg in die stille Charlottenstraße ein und standen nach wenigen Mnuten vor Gerdas Hause. Sie hatten kein Wort mehr gewechselt. Als sie sich zum Abschiede die Hand reichten, kühl, ohne kräftigen Druck, stand er mit dem abgezogenen Cylinder in der Linken vor ihr, hoch, steif, gemessen, wie ein fremder Mann. Und

da sagte sie, — noch unter der zitternden Nachwirkung ihres Aergers und der Enttäuschung von vorhin, — gewollt hatte sie es nicht, und kaum daß sie es ausgesprochen, bereute sie es auch schon wieder: — „Ich werde Deine Entscheidung dann ja wohl erfahren, wenn Du es an der Zeit hältst. Triff sie so, wie Du sie correct findest! Gute Nacht!"

Noch nie hatte ihre Stimme so hart geklungen. Und ehe er noch ein Wort hätte erwidern können, war sie im Hause verschwunden. Nur daß er glühroth im Gesicht geworden war, hatte sie noch gesehn. Beinahe that er ihr leid. Aber vor allen Dingen war es sehr unvorsichtig von ihr gewesen, das Wort zu gebrauchen, — deswegen, weil es ihn beeinflussen, ihn bestimmen konnte. Sie wußte ja, daß er, wie der Schmetterling unter der Nadel, beim Anhören dieses Wortes zuckte und zappelte. Und er hatte sich doch frei entscheiden sollen, absolut frei, damit — Von solchen Kleinigkeiten, von solch' einem einzelnen Wort hing manchmal ein Lebensschicksal ab. Und dann war's kein Wunder, wenn die Reue darauf folgte. Nein, lieber als auf solchem Grunde das Glück seines Daseins aufbauen — Wenn es überhaupt ein Glück war, je werden konnte

Während Gerda mit solchen Gedanken die Treppen zu ihrer Wohnung hinaufstieg, setzte Herbert Fürst seinen Heimweg fort. Er mußte die Linden hinunter, zum Brandenburger Thor hinaus. Er ging in der Mitte des Weges, zwischen den verstaubten Bäumen, unter den elektrischen Glühlampen hin. Noch immer glühte sein Gesicht. Wie ein Peitschenschlag hatte das Wort ihn getroffen: — „wie Du sie correct findest!" Teufel auch! Er wollte ja nicht correct sein, darin hatte er ein Haar gefunden, und Gerda wußte das. Correct! Alles Andere eher, als das. Wie ein freidenkender, modern empfindender Mensch wollte, mußte er entscheiden. Natürlich, das war er sich und seiner neu errungenen Stellung schuldig. Aber schließlich: das war eine Frage — nicht der Moral — zum Teufel mit der Moral! — sondern der Selbsteinschätzung. Wenn man sich doch nun einmal für zu gut hielt, um der „Nachfolger" zu sein, wo man der Erste und Einzige sein wollte, — das war der springende Punkt, ganz allein das. Und dann: daß sie ihn getäuscht, belogen hatte bis heute Abend! Auf so Eine, die das fertig brachte, war keinerlei Verlaß, jetzt nicht nnd nie, auf so Eine brauchte man keine zarte Rücksicht zu nehmen.

Auch eine andere Angst war noch in Herbert lebendig. Dieser Eine, der Gerda einmal besessen hatte, lebte doch wahrscheinlich noch, war vielleicht sogar hier in Berlin. Wenn der nun eines Tages in einer lustigen Gesellschaft, am Biertisch — wo es auch war — mit der Faust auf den Tisch schlug, als die Rede auf die schöne Frau Gerda Fürst gekommen war, und lachend — mit jenein Lachen, das Herbert von ähnlichen Erlebnissen her nur allzu gut kannte, ausrief: „Kinder, ich weiß — im Vertrauen gesagt: ich Hab' sie auch 'mal gehabt, ich — und ich war der Erste — kann's beschwören!" Unmöglich, unmöglich!

Herbert hatte im Weiterschreiten die Fäuste geballt. Das thut kein Ehrenmann, natürlich nicht. Nlos baß manchmal Einen eine weinselige Renommistenstimmung dazu hinreißt. Und dann: war er denn ein Ehrenmann, der Betreffende? Wer bürgte Herbert dafür? Und wenn erst einmal Einer sich gerühmt hat, glaubt natürlich alle Welt, es wären ihrer Mehrere gewesen und der jetzige Ehemann nur gerade der Letzte, der das Dutzend voll macht. Pfui Teufel! Aber dem trete einmal Einer entgegen! Womit denn? Wie denn solch' einem ekelhaften, niederträchtigen Gerücht das Lebenslicht ausblasen? Durch eine Herausforderung? Da konnte man sein halbes Leben mit Duellen verbringen. Und daß so ein Duell mit seinem Zufallsausgaug überhaupt garnichts bewies, soviel wußte er doch nun mich schon; auf dem Standpunkt befand er sich seit Langem. Also — Nun, zum Henker, man durfte es ebeu nicht darauf ankommen lassen. Es gab da keinen Ausweg. Herbert Fürst durfte keine bemakelte Frau haben, — um seiner selbst willen nicht und um der Anderen willen nicht, denen er keinen Vorwand für ihr geiferndes Gezüngel bieten durfte. Dabei blieb er stehen, darüber kam er nicht hinweg, — mit all' feinem Sinniren, mit all' seinen, Getüftel nicht. Mit einem großen, männlichen Entschluß sich freimachen, — weiter blieb Nichts. Das war er sich selber schuldig. Und wer es gut mit ihm meinte, mußte ihm Veifall zollen. Nur daß er über die Gründe dieses Auseinandergehns nie würde sprechen dürfen. Und daß die, welche ihm Veifall zollten, es vermuthlich thun würden, weil sie überhaupt — in Unkeimtniß der Sachlage — annahmen, er sei sich über die Unmöglichkeit einer Verbindung mit einer Komödiantin klar geworden, denn solche Verbindung sei nun einmal ein Ding der Unmöglichkeit für einen correcten Menschen. Puh! Dumm! Das wollte er nicht, gerade das nicht.

Er hatte inzwischen seine Wohnung draußen in der Koniggrätzerstraße erreicht, in einem großen, vornehmen Hause, eine Treppe hoch, — ein paar Zimmer mit allein moderneu Lomfort, üppig, von peinlicher Sauberkeit der Einrichtung, fast ein bischen weibisch-lururiös. Gerda hatte das wenigstens gefunden, als sie hier gewesen, — zum ersten und letzten Mal uud natürlich i» Begleitung der Tante. Es roch sogar etwas nach Veilchenparfüm in den Zimmern, gerade wie sein Taschentuch und die Seidenaufschläge seines Ueberrocks. Herbert kleidete sich aus und legte sich zu Bett. Es war ein weiches, breites Nett mit schwellenden Federkissen, und er schlief sonst immer sehr gut darin, — fast mit dem Glockenschlage, von Mitternacht bis sieben Uhr Morgens ohne jede Unterbrechung. Nur seltene Ausnahmen kamen dabei vor. Heute konnte er durchaus nicht einschlafen. Alles störte ihn. Das Geklingel der Pferdebahn draußen wollte gar kein Ende nehmen, — und diese ewigen Wagen, die da vorbeirollten — und im Zimmer über ihm wurde Clauier gespielt. Und zu alledem, noch irgendwo ein bellender Hund. Erwürgen hält' er ihn mögen. Hunde

konnte er überhaupt nicht ausstehen; es war einer seiner Streitpunkte mit Gerda, die für Hunde schwärmte und durchaus von ihm verlangte, er sollte sich eine große Ulmer Dogge anschaffen. Das hätt' ihm gefehlt! Ein großer Hund in einer geordneten Berliner Stadtwohnuug, wo er Alles umstieß, verunreinigte, verdarb, die besten Freunde mit wüthendem Gekläff anfuhr, — alle paar Tage ein Schmerzensgeld an einen gebissenen Bettler, ein ewiges Gejage hinter ihm drein, Scherereien mit der Polizei, mit den Nachbarn — Aber Gerda hatte gesagt: „Sonst heirath' ich Dich nicht!" Wie dumm! Weshalb ihm das jetzt wohl Alles kam? Es war ja sowieso zu Ende — mußte zu Ende sein —

Ruhelos wälzte sich Herbert in seinen Kissen hin und her. Er erbitterte sich immer mehr gegen Gerda, je weiter die Nacht vorrückte. Daß sie ihm diese Schmach angethan hatte! Daß ihn dieser Keulenschlag heute hatte treffen müssen! Möglich, daß sie entschuldbar, — in höherem Sinne sogar unschuldig war, er wollt' es ja gern glauben; aber daß sie seine Werbung angenommen, ohne ihm ihren moralischen Defect einzugestehen, daß sie ihn bis heute verschwiegen hatte, — das war unverzeihlich, dafür gab es keinen Schatten einer Rechtfertigung. Sie hatte ihn doch wohl erst sicher machen wollen, — offenbar nichts Anderes; sie hatte ihn erst so fest an sich ketten wollen, daß er nicht mehr zurückkonnte, daß er einen Theil seines Lebens dabei einbüßte, wenn er es that. Schmähliche Berechnung war es gewesen. Eingefangen sollt' er erst sein und dann nicht mehr zurückkönnen. Gerade das empörte ihn am allermeisten. So handelte eine raffinirte Kokette, eine fchlaue, überschlaue Komödiautin. Ein paar Wochen vor der Hochzeit! Denn jeden Tag konnten ja nun doch diese dummen, so schwer zu beschaffenden Papiere aus ihrem böhmischen Heimatsort endlich eintreffen, und dann konnte das Aufgebot sofort bestellt werdeu. Hätte bestellt werden können. Und deshalb war's ihr endlich an der Zeit erschienen, den Mund aufzuthun. Nur weil es sonst zu spät wurde, weil es sonst einen bösen Krach hätte geben müssen, wenn er selbst erst — den Teufel auch! Wer ein Mädchen heirathet, nimmt sie doch in dem felsenfesten Glauben hin, wirklich ein Mädchen zu bekommen, und nicht —

Nun, sie sollte sich in ihren feinen Berechnungen denn doch getäuscht haben. Die Schlingen, in denen sie ihn hielt, waren noch keineswegs sc» fest geknüpft, daß es kein Entrinnen mehr daraus gegeben hätte. Oho, nein! Und wenn selbst ein Theil seines besten Seins dabei zu Grunde ging, während er sich freimachte — Besser, ein Stück Lebensglück, Hoffnung und Illusion aufopfern, als seine Ehre. Die Ehre muhte gewahrt werben um jeden Preis, auch um den höchsten und äußersten.

Dieser Schlußgedanke gab Herbert eine gewisse Ruhe zurück. Seine Mannesehre verlangte die Trennung von dieser Frau, die nicht mehr rein war und die ihn hintergangen hatte. Damit fertig; darüber hinaus gab es 'Nichts mehr zu klügeln. Uni feiner Ehre willen muhte er entsagen und

leiden; das war Menschenloos, und es war eines Mannes würdig, so zu handeln. Mit diesen» Bewußtsein versuchte er gestärkt einzuschlafen, nachdem es endlich ganz still drallsten und im Hanse gewordeil war, und es gelang ihm nach einiger Zeit auch wirklich. —

Am anderen Morgen fühlte er sich zwar weniger frisch, als sonst, aber im Uebrigen war er ganz ruhig. Die Trennung mußte vor sich gehen, daran war kein Zweifel mehr. Er hätte Gerda gleich jetzt den Abschiedsbrief schreiben köunen, aber es sollte nicht den Anschein haben, als ob er sich übereilte. Morgen war ja auch noch Zeit genug. Er kleidete sich mit der gewohnten, umständlichen Peinlichkeit an, frühstückte, las die Zeitungen, — Alles genau, wie fönst. Alles ganz nach dem Schnürchen, Und dann wollte er arbeiten. „In diesen Stunden pflege ich zu dichten," hatte Gerda in ihrem übermüthigen Spott von feinen Vormittagen gefügt. Nun, fchliesilich muht' es doch auch in diesen Dingen eine gewisse Regelmäßigkeit geben, Schriftsteller fein hieß doch noch lauge nicht Faulenzer fein. Im Gegentheil. Die Ungebundenheit mußte doch auch ihre Grenzen haben, es war doch immer noch ein gewaltiger Unterschied zwischen einem geregelten Lebenswandel und einer steifleinenen, pedantischen Correctheit, wie sie in der Sphäre heinlisch war, aus der er hervorgegangen —

Eorrectheit! Da war das widerwärlige Wort schon wieder, mit dem Gerda ihn gesteril Abend entlassen hatte und das immer wie ein Peitschenschlag auf ihn wirkte. Eorrect! Eorrect wollt er garnicht handeln. Jetzt nicht und nie. Aber schließlich: wenn es die Ehre gebot —

Er setzte sich au seinen Schreibtisch. Alles lag und stand hier, wie er es brauchte. Eine vortreffliche Feder, kein Härchen in der Tinte —

Er überlas die letzten Manuscriptseiten. „Zerrissene Fesseln," sollte der Roman heißeil. Und hier stand: „Wenn er das that, was in seinen Kreisen vernehmt und unmöglich gewesen wäre, so wußte er jedesmal ganz genau, daß dies in seiner jetzigen Lage und wenn er sich wirklich — auch innerlich — freimachen wollte, gerade das Richtige und das einzig Gebotene war, das, wozu sein Herz seine Zustimmung gab." — Das hatte er gestern geschrieben, bevor Gerda ihm — Seltsam! Und da sollte er nun heute wieder anknüpfen. Rein, das konnte er nicht, Iwifchen gestern und heute lag für ihn ein Abgrund. Schließlich war der Schriftsteller doch auch nur ein Mensch. Er strich den Satz aus, mehrmals hintereinander, mit dicken Federstrichen. Aber die ganze Geschichte war schließlich ans diese Sentenz angelegt, die ganze Geschichte sollte im Grunde Richts weiter besagen. Ein Theil seiner eigenen Lebensgeschichte, — zurecht gestutzt, verbrämt, ans andere Verhältnisse, in eine andere Weltgegend übertragen, — wie man das denn so macht. Und nuu — es war dumm. Er wußte durchaus nicht weiter. Schlechterdings mußte man doch Ausnahmen von jener Regel constatiren; in solcher Mgemeinheit, mit solchem Anspruch auf Willigkeit war sie absurd. Wo die Ehre in's Spiel kam — Das Ganze war über-

Haupt Nichts, als eine sehr natürliche Neactiou, die nun natürlich auch wieder über's Ziel hinausschoß und in's Ertrem verfiel. In der Mitte lag, wie immer, die Wahrheit.

Er wollte weiterschreiben. Nein, das ging auch wieder nicht, das mit der goldenen Mitte, Es 'war gar zu abgedroschen, und gerade gegen die gedankenlosen Dnrchschniltsanschauuugen der „Mitte" sollte sich das Buch ja in erster Linie lichten. Er schob die Blätter fort, er stand ans. Ganz heiß war er geworden, die Haare klebten ihm an den Schläfen. Diese erbärmliche Geschichte! Daß die nnn auch in seine Arbeit eingriff, überstieg doch alle Begriffe. Herbert war müthend. Nun konnte er den ganzen Pack Blätter da nur zerreißen, nun war das Alles umsonst geschrieben worden. Denn in's Gesicht schlagen tonnt' er sich doch nicht geradezu; wie man schrieb, so mußte man doch auch leben, im Leben handeln. Und nach seinen papiernen Tendenzen da hätte er also jetzt Gerda heirathen müssen, gerade weil in seinen Kreisen Jedermann ohne Unterschied das für unmöglich erklärt haben würde, gerade deshalb. Weil es nicht correct war!

Er ging mit großen Schritten im Zinnner hin lind her. Alles in ihm war in Aufruhr. Wenn er sich nur irgendwo hätte Nath einholen können! Aber wie ging das denn an? Wer kann denn von so Etwas auch nur andeutungsweise mit einem Andern reden? Uebrigens: was hätte man ihm auch rathen sollen? Solche Dinge muß Jeder mit sich selbst im stillen Kämmerlein abmachen und nach seiner eigensten Natur entscheiden, Jeder wird zu einem anderen Resultat dabei kommen. Seiner Natur — darüber war er garnicht mehr im Zweifel — widerstrebte es, Gerda jetzt noch zu seinem Weibe zu machen. Es fragte sich eben nur, ob er seine Natur nicht bekämpfen, nicht niederzwingen mußte wegen — nun, wie sollte man es gleich nennen? — wegen höherer Interessen, — um sich als wahrhaft freier Menfch zu zeigen, — um zu beweisen, daß die früheren Fesseln seiner Anschauungen, Empfindungen, Vorurtheile wirklich und endgiltig zemssen waren. Das war's: ein Kampf, eine Feuerprobe. Er mußte da durch, um sich als der neue Mensch zu legitimireu, der er ja sein wollte. Und wenn das ein Stück von seinen» innersten Selbst kostete, — und das würde es ja, — wenn er unter diesen Kämpfen und Qualen so schwer zu leiden hatte, daß er schier zusammenzubrechen drohte: es half Nichts, es mußte fein. Er batte dann definitiv bewiesen, daß er wirklich kein correcter Mensch war. ?ies lncr war eine Lebensfrage, eine Lebensentscheid«»«/.

Herbert duldete es nicht mehr im Zimmer. Es war ihm zu eug hier. Er mußte weite Horizonte um sich haben, der Lärm des brandenden Lebens mußte ihn iimballen. Er hatte die Empfindung, als ob es ihm am wohlsten sein würde, wenn er jetzt seine Ellenbogen gebrauchen uud mit kräftigen Armen eine sich gegen ihn andrängende Menge gewaltsam zertheilen könnte. Er sehnte sich nach Kampf, nach einer Betätigung feiner Muskel-

kräfte. Alles in ihin war in Bewegung, es stürmte in seiner Seele. Wie ein Erstickender fühlte er sich stellenweise. Ein Heiher Groll gegen Gerda brannte in ihm. Wenn er sie jetzt hier vor sich gesehn hätte, er wäre mit geballten Fäusten vielleicht auf sie losgegangen, er hätte ihr Worte zugeschrieeu in seiner allmählich sich steigernden Erhitzung, die wild und brutal gewesen sein würden. Er sagte sich in dieser Stunde, daß er sie hasse. Weshalb zwang sie ihn in dies Alles hinein, ^ in diesen Kampf, diese Selbstguälerei, dies häßliche Zerwühlen und Zermartern seines Innern? Er mochte das nicht, ihm war all' das noch tausendmal widriger und peinvoller, als jedeni Anderen. Es paßte so garnicht zu ihm, brachte ihn mit sich selber in schreienden Gegensatz. Er war ein Mann der Ruhe, der Ordnung, der stillen Arbeit. Ihm that man Schwereres an, als irgend Einem sonst, mit alledem. Wenn er da nur erst wieder heraus, damit nur erst fertig gewesen wäre!

Er hatte seinen Hut aufgestülpt und war in's Freie gelaufen. Er wußte nicht, wohin er follte. Der Tag war strahlend schön, er stand in so schroffem Gegensatz zu Herbert's Verstörtheit, daß ihm diese leuchtende Sommerherrlichkeit förmlich einen körperlichen Schmerz verursachte. Es hätte lieber stürmen uud regnen sollen. Was sing er mit diesen« Tage jetzt an? Eine Secunde lang durchschoß ihn der Gedanke, zu Gerda zu gehe» und sie zu einer Fahrt nach Wannsee abzuholen. Dann schämte er sich seiner Regung. Wie er doch schon an sie gewöhnt war! Es würde Mühe kosten, sich von ihr loszureißen, — es hätte Mühe gekostet! Wenn er freilich nun entschieden war, eingesehen hatte, daß er doch nicht anders konnte, als sie heirathen — Nein, auch dann nicht. Zappeln lassen wollt' er sie doch in jedem Falle eine Zeit lang. Wie sie sich jetzt wohl härmen, bangen und ängstigen würde! Mit welcher Sorge sie seiner Entscheidung entgegensehn mochte! Denn sie war ja wirklich sehr verliebt in ihn, und die drohende Möglichkeit, ihn in letzter Stunde nun doch noch zu verlieren, mußte ihr furchtbar sein. Wahrscheinlich hatte sie ja doch auch deswegen allein ihr verhängnißvolles Bekenntnis; immer weiter und weiter hinausgeschoben; sie hatte ihn nicht verlieren wolle». Nun, Herbert Fürsts Gattin zu werden, — es begriff sich, das war nichts Kleines. Aber büßen mußte sie ihre Unaufrichtigkeit doch. Nicht heute und nicht morgen würde er ihr Botschaft senden, das stand bei ihm fest. Bis an den Rand der Verzweiflung wollt' er sie erst gelangen lassen, diese Genugthuung wenigstens dürft' er sich gönnen. Wenn er alle diese inneren Qualen zu durchleiden hatte und so ganz aus dem Gleichgewicht geschleudert wurde, weshalb follte sie frei ausgehen, fie, die doch an all' diesem Abscheulichen die Schuld trug?

Herbert war am Raud des Thiergartens hingeschlendert und sah sich jetzt mitten im wirren Getriebe des Leipziger Platzes, Als er bei Iostn vorüber wollte, rief man ihn an. Kuno Barrenholz, — wahrhaftig. Da

saß er an eine!» der Tische im Vorgarten, vier, fünf Zeitungen um sich, die Beine lang ausgestreckt, ein halb leeres Glas Madeira und ein paar Pastetchen vor sich, an die er sich gerade machte. Herbert ging hinein und setzte sich zu ihm. „Was treiben Sie denn hier? Zeitungen lesen? Vormittags? Ist das auch eine Beschäftigung, eines Schriftstellers würdig?"

Kuno Varrenholz drehte seinen schwarzen Spitzbart und zwinkerte durch seinen Kneifer. „Großstadtstudien machen," brummte er. „Famoser Obseroationsposten hier. Na und Sie— Arbeitsthier? Wohin des Weges? Stelldichein mit Feinsliebchen?"

Herbert wurde etwas verlegen, „^ffen gestanden, — ich bin sc» auf's Gerathewohl in die Welt gelaufen. Es wollte mit der Arbeit heut nicht so recht flecken."

„Kenne ich," meinte der Andere, behaglich kauend. „Fleckt bei mir fast nie. Prosit!"

„Ein schwieriges Probten», wissen Sie. Ta muß man sich Zeit lassen, innerlich ruhiger und reifer werden. Sonst ist's ja doch nur Pfuscherei."

Hm," machte der Schwarze. „Ganz mein Fall. Uebrigens —"

Er schlürfte sein Glas langsam leer. „Interessanter Stoff? Was? Erzählen Sie doch 'mal!" Als Herbert zögerte, fügte er verächtlich bei: „Na, Sie glauben wahrscheinlich, ich könnt' Ihnen die Geschichte wegkapern? Nicht? Na, haben Sie man blos keene Angst! Ich habe mehr Stoffe vorräthig, als Haare aufm Kopf. Ich könnt' Ihnen im Gegentheil vielleicht doch 'n guten Nath geben. In: Aussprechen wird man sich oft erst klar über das, was man will und soll."

Herbert lächelte halb verlegen. Er wußte sehr gut, daß Kuno Varrenholz dafür berühmt war, die „Collegen" nach ihren neuen Stoffen aufzuhorchen, und diese dann, wenn sie „ihm lagen", in Schnellarbeit vorweg zu Verwertheu. Kein Mensch wollte ihm deshalb mehr Etwas erzählen, und seitdem schrieb er fast Nichts mehr. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf Neulinge im Fach. Plötzlich siel Herbert Etwas ein. Er erzählte Kmw Varrenholz nicht seinen Roman, den er in Arbeit hatte, sondern seinen eigenen Fall, wie wenn es sich da um einen Romanstoff handelte, — natürlich nur in ganz allgemeinen Umrissen, unter veränderten Verhältnissen und nur im Hinblick auf die eine, ausschlaggebende Frage: Tarf ein Mann unter solchen Umständen seine Braut noch zu seiner Frau machen? Es war doch immerhin höchst interessant, wie ein moderner Romancier — denn das war Kuno Varrenholz und gar kein uubedeutender, im Gegentheil: einsehr scharfer, logisch analpsirender, durch und durch von moderner Empfindungsweise durchträukter — über die Sache von seinem Standpunkt aus urtheilte. Es mußte ihn, einen sehr deutlichen Fingerzeig geben.

Anfangs hörte der Schwarze sichtlich mit gespannter Aufmel-ksamteit zu. Nach einiger Zeit aber zeigte sich ein geringschätziges Lächeln auf seinen

Lippen. Und schließlich unterbrach er Herbert mit einer abwinkenden Handbewegung. „Aber lieber Herr, das ist doch kein modernes Problem. Seien Sie gut!"
Herbett war sehr verblüfft, „Erlauben Sie 'mal! Line so ernste Sache —"
„Ach, gehen Sie doch! Solche abgeklapperte Geschichte! Ueber so 'was zerbricht man sich die Köpfe heutzutage nicht mehr. Ne, ne, das ist abgethan; das ist überhaupt kein modernes Problem. Damit locken Tic keinen Hund vom Ofen. Antiguirte Sache."
Herbert wußte nicht mehr, was er sagen sollte, er war sehr kleinlaut. „So 'was kommt aber doch vor," sagte er verschüchtert. „Heute auch noch."
„Na!" Der Andre lachte. „Das versteht sich. Erst recht. Aber da nun längst feststeht, wie ein modern denkender Mensch so 'was aufnimmt, ist das eben kein Problem mehr, sondern 'n ganz vulgärer Durchschnittsfall."
„So!" Herbert warf dem Sprecher einen schrägen Blick zu. „Nun, ich weiß doch nicht recht — Mein Held befindet sich gerade im höchsten Zweifelsstadium. Aber er wird wohl schließlich doch alle Bedenken überwinden nnd trotz alledem und alledem —"
„Natürlich wird er." Kuno Varrenholz brannte sich eine Cigarrette an. „Wenn er 'n moderner Mensch ist, wohlverstanden. Denn sie könnten ja auch 'n Waschlappen und gedankenlosen Jämmerling schildern wollen. Sonst aber wird er sagen, daß solch' Mädel mit 'm sogenannten sittlichen Defect für einen denkenden Menschen ganz genau dasselbe ist, wie 'ne Witlwe oder 'ne geschiedene Frau. Hat er gegen so Eine keinen D^gout, kann er auch hier seine moralischen Bedenken nur getrost zu Hause lassen. Oder stehen Sie etwa auf dein Standpunkt von Standesamt und Kirche? Das ist ja freilich ganz correct nach 'm alten Stiefel, aber für'n tlartopfigen Menschen wird so 'was niit oder ohne staatliche Sanction nicht besser und nicht schlechter. Im Gegentheil: so' was ans Liebe zu thun ohne standesamtliche Registratur ist jedenfalls viel moralischer, als ohne Liebe, mit hoher, obrigkeitlicher Erlaubniß. Woraus zn folgern ist — Donnerwetter! Sie sind ja ganz roth geworden, College. Ich sag' Ihnen da doch hoffentlich nichts Neues?"
„Nein, nein," machte Herbert gedehnt und versuchte, überlegen zu lächeln. „Natürlich nicht. Alter Kram. Standesamt und Kirche können keine Ehe sittlich machen, die Hauptsache muß da noch erst hinzukommen. Und andererseits kann auch ohne Ehe — Ja, es kommt immer auf den Einzelfall an. Aber natürlich: ein Problein liegt da nicht vor, — von einem modernen Problem kann gar keine Rede sein. Ich dank' Ihnen, lieber Varrenbolz. Wissen Sie, wenn man seinen Kopf so mitten in die Arbeit hineinsteckt und löffelt und löffelt immerfort daran herum, verliert man schließlich ganz den freien Blick über den eigentlichen Kernpunkt der

Sache, Und meistens ist der so einfach, — so spotteinfach. Es ist die Geschichte von dem Walde, den man vor lauter Bäumen nicht sieht."
„Ja, wenn Sie weiter Nichts vorhaben —" Varrenholz blies kleine, blau-graue Ringelchen in die Luft. „Den Roman würd' ich ungeschrieben lassen. Der kommt um ein viertel Säculum zu spät. Aber sonst vielleicht 'was auf Lager? Hm?"
„Leider nein. Garnichts." Herbert stand auf. „Ich dank Ihnen nochmals. Ich hält' da leicht einen taux p»3 machen tonnen. Adieu."
„Sie wollen schon fort?"
„Eine Verabredung, ja. Sie wissen ja: ein Verlobter Mann, — Weiberdienst geht da vor Herrendienst."
„Ja, richtig. Und heirathen bald?"
„In allerkürzester Zeit. Auf Wiedersehn!" Er winkte lächelnd mit der Hand uud ging.
Als er auf's Gemthewohl die Potsdamer Straße hinunterschlenderte, — wohin er nnn sollte, wüßt' er garnicht, nur allein hatt' er sein wollen, — sagte er tonlos zweimal vor sich hin: — „wie 'ne Wittwe oder 'ne geschiedene Frau —" Mit einem Mal hatte er das erlösende Wort.
Dieser Varrenholz war im Grunde ein ausgesprochener Lump, aber Herbert hätte ihm von Rechtswegen um den Hals fallen follen.
Dreimal vierundzwanzig Stunden waren nun vergangen feit dem Abend im Ausstellungspark, und Gerda Lindheim hatte noch immer keine Nachricht von Herbert erhalten. Sie sollte eben „zappeln". Herbert überlegte gar nicht, daß sie ans dieser langen, über die Verabredung ausgedehnten Bedenkzeit nur einen Schluß auf seine haltlose Unentschlossenheit ziehen konnte, der keineswegs günstig auf ihr Gesammturtheil über seinen Charakter wirken mußte. Er wollte sie um keinen Preis merken lassen, daß er längst entschieden war, noch weniger natürlich, wer und was eigentlich den Ausschlag gegeben hatte. Sie sollte nicht denken, daß er die Sache leicht nahm und rasch damit fertig war. In Wahrheit war dies auch gar nicht der Fall. Er hatte im Gegentheil unabläfsig weiter daran zu schlucken und zu würgen. Trotz Allem und Allem wollte es ihm gar nicht eingehen, daß seine Braut
Was nützten ihm da alle anderen Schlagworte und brüchigen Sophistereien? Natürlich, ja, man mußte sich nicht d'ran kehren, man mußte als moderner Mensch die Sache vom modernen Standpunkt aus betrachten, und er vor Allem — gerade er — durfte nicht „correct", „nach'm alten Stiefel" sich resoluiren. Alles gut und schön. Und es lebte auch wirklich kein Zweifel mehr in ihm. Aber eine abscheuliche Sache blieb es deshalb doch. Erst das Factum selbst und dann ihre Verheimlichung — Pfui, nein, das verwand sich nicht so leicht. Innerlich gewiß nicht, wenn man auch äußerlich thun mußte, als hätte das Alles nicht viel zu sagen. Wer konnte gegen

seine)latur? Der Grimin und Groll über das Geschehene blieb bestehen, der lies; sich nicht ausrotten, der fraß innerlich immer weiter. Verbergen konnte man ihn, aber besiegen, verscheuchen, — nein, unmöglich. Das war nun einmal, wie es war.

Mit der Zeit begann Herbert sich auf seine Selbstüberwindung immer mehr einzubilden. Er sonnte sich förmlich darin. Es war doch wirklich etwas Großes, was er that, hier klaglos und vorwurfslos zu verzeihen. Nicht Jeder hätte es ihm nachgemacht. Aus seinen Kreisen — den ursprünglichen Kreisen — nun sicherlich schon Niemand. Ja, er war eben ein freier Mensch, er hatte sich losgemacht von allem Eonventionellen, er gewiß, — so schwer das gerade ihn« geworden war/ Es war nicht abgegangen ohne viel Weh und Herzeleid. Aber nun hatte er auch wirklich Grund, mit sich zufrieden, ans sich stolz zu sein. Einer von jenen modernen Märtyrern war er, die die Zeit gebar und die an der Wende eines neuen Zeitalters standen, um für die kommenden, freieren Menschen mit zu leiden und zu entbehren.

Am Abend des dritten Tages schrieb Herbert folgenden Brief an Gerda!

„Geliebte!

Ich habe entschieden. Du wirst mein Weib werden trotz Allem. Von der Stunde unseres Wiedersehens an wird nicht mehr von dem Geschehene» zwischen uns die Rede sein, nicht wahr? Nein, mit keiner Andeutung. Darauf bestehe ich, das ist geradezu meine Bedingung. Es soll Alles sein, als wäre jenes Wort nie gesprochen, jene schwere Entscheidung nie an mich herangetreten. Wir wollen es auslöschen uud vergessen. Es ist abgethnn. Nur darfst Du um deswillen nicht glauben, daß es mir leicht geworden wäre. Bei Gott, nein, Gerda. Ich bringe Dir ein Opfer meiner innersten Ueberzeugungen. Du hast nicht recht an mir gehandelt. Aber danke mir nicht dafür, — wenigstens nicht mit Worten. Komm' gar nicht mehr auf dies Traurige und Peinliche zurück! Danke mir höchstens durch Dein Verhalten. Heute sind Deine Papiere endlich bei nur eingetroffen. Morgen früh gehe ich zum Standesamt, um den Aushang zu veranlassen, und dann komme ich zu Dir. Vis dahin schließe ich Dich mit ernster Ergriffenheit in meine A>me. Mir ist, als hätte ich Dich neu errungen und gewonnen.

Dein Herbert."

Am nächsten Tage, um die für seine früheren Besuche üblich gewesene Nachmittagsstunde, ging Herbert zu Gerda. Er sah blaß und angegriffen ans. Nachts hatte er vor Zahnschmerzen, an denen er manchmal litt, die er aber nie eingestand, weil er das für ein mannesunwürdiges Leiden hielt, wenig geschlafen. Auch der Gang vorher zun, Standesamt mit smiem Zubehör von lästigein Warten und Herumstehen hatte ihn ermüdet. Diese Leidensmiene kleidete ihn aber gut, was er selbst sehr genau wußte, uud sie war ihm gerade jetzt recht. Er war sehr gehalten in seinem Wesen,

eme gewisse gedainpfte Schwermut!) lag über ihm ausgegossen. In Allein, vom jeweiligen Zücken seiner Mundwinkel bis zu dem leisen, etwas singenden Ton, in den, er sprach, die Stirn leicht gesenkt, das Auge bohrend auf immer den gleichen Gegenstand gerichtet, prägte sich's aus, daß hier ein großer Schmerz männlich zu Ende gerungen sei. Er hatte Gerdas beide Hände ein,: kleine Weile mit kräftigem Druck umschlossen gehalten und dann wortlos ihre Stirn geküßt. Sprechen konnte er eine Zeit lang gar nicht; als er's that, sprach er von gleichgiltigen Dingen.

Gerda ihrerseits war voller Jubel. Man sah ihr freilich Nichts davon an, daß sie gelitten habe od:r auch nur in schwerer Sorge gewesen sei, in ihren strahlenden Mienen sprach sich Nichts von irgend welchem Hangen und Bangen ans; aber gerade das Ueberwallende in ihrem Glücksgefühl jetzt schien von den früheren Zweifeln zu reden. Es war sogar hin und wieder etwas Uebermüthiges in ihrem Lachen, wenn sie auch in sich nur hinein lachte, um bei Herbert keinen Anstoß zu erregen. Man konnte beinahe argwöhnen, daß ihr irgend Etwas im Grunde sehr komisch bei diesem Allen erschien, — ob seine etwas gemachte Schmerzenshaltung oder sonst Etwas, blieb unaufgeklärt. Jedenfalls hielt sie das Versprechen, mit keinem Wort auf das zurückzukommen, was zwifchen ihnen gestanden hatte, und es war, als sei Alles beim Alten. Arn, in Arm gingen sie zusammen spazieren, — ohne Begleitung der Tante; das erschien jetzt selbstverständlich, von der war überhaupt nicht mehr die Rede.

Nach der schweren Krise schien das Verhältniß zwischen den Beiden gefesteter zu fein, als vorher. Herbert verharrte freilich bei der etwas schwermüthig-gemessenen Haltung, die er seiner Braut gegenüber eingenommen, aber er war von zarlerer Rücksicht gegen sie, als früher, und vermied den schulmeisternden Ton von sonst fast völlig. Er schien jeder Möglichkeit eines neuen Conflicts ängstlich aus dem Wege zu gehen. Es machte so etwa den Eindruck, als ob er Gerda und sich als zwei vom Schicksal gezeichnete Leidgenossen betrachtete, die fest zusammenhalten und sich das Leben nicht selbst noch schwerer machen mußten, als es olmehin schon für sie war. Gerda selbst war dankbar, gefügiger, als sonst, und immer voll heiterer Zufriedenheit. Die Genugthuung über etwas Wohlgelungenes leuchtete aus ihrem Wesen.

Herbert kam sich eigentlich mit jedem Tage braver vor. Es verging keiner, an dem er nicht das, was er gethan, vor sich hätte aufleben lassen, um sich darin zu spiegeln. Er betrachtete sein Bild, wie es aus seiner Handlungsweise hervortrat, mit wachsendem Wohlgefallen. Ja, er war eigentlich ein ganzer Kerl. Wenn das ein Anderer über sich vermocht und fertig gebracht hätte. Einer, der aus anderen Kreifen hervorgegangen, in anderen Anschauungen groß geworden war, mochte es ja nicht viel bedeuten. Leichtsinn, Gedankenlosigkeit, Verständnißlosigkeit und was Alles noch konnte der Grund dafür fein. Man konnte ja auch einfach Gerda, die ja

ein reizendes Geschöpf war, nicht haben verlieren wollen. Oder man hatte nicht den scharf ausgeprägten, männlichen Ehrbegriff, der ihm in der Brust wohnte, und das natürliche Selbstbewußtsein, den natürlichen Wunsch, der Erste und Einzige zu sein. Bei hundert Anderen hätte das Alles also nicht viel zu sagen gehabt. Bei ihm aber

Täglich hatte er noch neu zu kämpfen, täglich stieß ihm das Ungeheuerliche neu wieder auf. Der reiche, schöne Mann, der Sohn eines jener „fürstlichen" Kaufleute, er, der jede Frau hatte sein nennen können, — und begnügte sich nun mit der, die ihm nicht mehr das einzige Gut einmal entgegenbrachte, über das doch die Armseligste ihrer Schwestern verfügt, und das der armseligste Mann als etwas Selbstverständliches, Unersetzbares beansprucht! Das war etwas Großes, es war eine That.

Darin konnte er immer mit Recht wühlen, das durfte ihn wahrlich stolz machen.

Und nur um so mehr, weil er sich äußerlich gegen Niemanden dessen rühmen konnte, nie auch nur andeutungsweise davon überhaupt sprechen durfte. Gerda gegenüber wäre ihm das tactlos und unzart vorgekommen, — sie sollte ja auch gar nicht wissen, wie schwer ihm das Geschehene geworden, und sollte die ganze Tragweite, die ganze Bedeutung seines Entschlusses nicht ermessen. Bei Anderen verbot es sich ohnehin von selbst.

Was Wunder aber, daß er nun um so selbstgefälliger sein eigenes Bild betrachtete, sich an diesem Bilde gewissermaßen berauschte? Welche Selbstbezwingung, welch' Freiheitsempfinden, welche Leidensentschlossenheit doch in dem Allen! Ja, er war ein ungewöhnlicher Mensch. Und daß er dies Bewußtsein hatte, haben durfte, das allein ließ ihn sich in das Unabänderliche so ohne Klage nnd ohne Vorwurf finden, das gab ihm Geltung, Kraft und Ruhe. Es stimmte ihn sogar milde gegen Gerda, denn er sagte sich, ohne sie und ohne ihren Fehltritt würde er nie Gelegenheit gehabt haben, sich vor ihr und vor sich selber in seiner ganzen Größe und in seinem ganzen Heroismus zu zeigen.

So vergingen die Wochen bis zum Hochzeitstage den Neiden in so ungetrübter Harmonie, wie es sonst vermuthlich nicht der Fall gewesen sein würde. Denn auch Gerda blieb weich gestimmt; für sie lag etwas Rührendes in diesem gelassenen, schmerzverbeißenden Wesen Herberts. „Er ist doch wirklich ein guter Kerl," dachte sie immer wieder, „was bedeutet daneben das bischen Verschrobenheit?" Es kam zu gar keinem Wortwechsel, zu gar keiner Verstimmung mehr zwischen ihnen.

Die Hochzeit sollte ganz in der Stille gefeiert werde». Herbert war mit seinen Verwandten, obgleich sie gar nicht ahnten, was für Eine er in Wahrheit zu seiner Fran machen wollte, schon längst wegen seiner Berufswahl und wegen seiner Heirath zerfallen. Er galt als „aus der Art geschlagen", man achselzuckte über ihn. Nahestehende Freunde hatte er kaum, und Gerdas Anhang reizte ihn nicht. Es entsprach übrigens auch ihren

Wünschen durchaus, ohne viel Gepränge seine Frau zu werden. Die kirchliche Trauung, die ihm Anfangs als etwas Unvermeidliches erschienen war, hatte sie ihm glücklich ausgeredet; er sah schließlich selbst ein, daß sie in ihrem Falle eine jener zahllosen „correcten Lügen" gewesen wäre, von denen es im Leben der „gut bürgerlichen" Gesellschaft wimmelte. Nur bezüglich der Hochzeitsreise kam es zu Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen. Sonderbarer Weise bestand Gerda darauf, obgleich Herbert gerade dies für Schablonenthum ohne jeden tieferen Sinn und Zweck erklärte. Gerda wollte nun einmal fort. Für acht, für vierzehn Tage, und gar nicht weit weg, aber in keinem Fall in Berlin bleiben. Endlich gab er nach.
Er sagte sich, daß es Eineni, der das über sich gebracht, was er, nicht schwer fallen könne, einer kleinen Grille zu weichen. Eine kleine Erholung würde übrigens auch ihm gut thun; er hatte in der letzten Zeit ziemlich angestrengt gearbeitet, und die seelischen Erregungen, die er durchgemacht, zehrten sichtlich an ihm. Es kam hinzu, daß sein Roman immer mehr Ähnlichkeit mit seinen eigenen Schicksalen und Erlebnissen gewann. Das war ihm zugleich eine Befriedigung ^ es zwang ihn geradeswegs dazu — und ein dauerndes Bohren und Wühlen in seinen eigenen Wunden. Es zehrte an seiner Lebenskraft. Aber irgendwie hatte er sich doch äußern müssen. Und nun brauchte er wirklich eine Erholung, er war nervös geworden.
Man beschloß, am Hochzeitstage nach Hamburg zu fahren, von dort anderen Tages nach Helgoland. Das Hochzeitsdiner in einem öffentlichen Local, unter Assistenz von allerlei Menschen, denen man die Ehre hatte anthun müssen, ohne ihnen irgendwie nahe zn stehen, verlief ziemlich steif. Es waren da sehr heterogene Elemente zusammengekommen, und man fand sich nicht recht zusammen. Erst gegen den Schluß hin wurde es animirt; der vorzügliche Champagner that da seine Wirkung. Nun drohte die Stimmung aber auch gleich iu's Allzuheitere umzuschlagen. Unter den Bühnen-Elementen waren Einige, die anfingen, sich in burschikosen Anspielungen zu ergehen nnd Reden zu imvrovisiren, die schon nicht mehr zweideutig waren. Es lief natürlich Alles auf den einen Punkt heraus: „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier" — Herbett hielt es schließlich nicht inehr aus. Was wußten diese lustigen Trinker freilich davon, in was für nie verharschenden Wunden das Alles bohrte und wühlte! Er brach auf, ohne Abschied ging er mit Gerda davon. Eine Stunde später waren sie auf dem Lehrter Bahnhof, und bald darnach rasselten sie in einem Coupö erster Klasse allein im Schnellzuge nach Hamburg.
Gerda legte sich sofort mit dem Kopf in die Kissen und schloß die Augen, Sie war sehr müde, eine wohlige Abgespanntheit löste ihre Glieder. Dabei lächelte sie, mit jenem stillen, siegbemußten Lächeln, das er ans der letzten Zeit an ihr kannte und das ihm immer sagen zu wollen schien: „Siehst Du wohl, daß Du ohne mich nicht sein kannst? Und wenn ich

noch tausendmal Schlimmeres begangen hätte, als das, — Tu bliebst mir doch verfallen! Es hatte ihn schon früher manchmal aufgeregt, ihn zum Widerspruch gereizt, dies Lächeln. Und jetzt — Er war ohnehin fehr nervös durch das Hochzeitsdiner geworden, an dem ihm eigentlich Alles mißfallen hatte, das ihn in dauernder Uuruhe gehalten hatte. Er begriff gar nicht, wie Gerda schlafen konnte — oder wenigstens so thun, als ob sie schliefe. Und dazu dies Lächeln! Wenn sie wenigstens stumm feine Hand in der ihren gehalten hätte! Ahnte sie denn gar Nichts von dem, was jetzt, gerade jetzt wieder vor ihn: heraufstieg, in ihm gährte und ihn folterte? Wäre es nicht natürlich gewesen, wenn sie ihm jetzt Worte des Dankes, der Anerkennung, der Bewunderung gesagt hätte? Begriff sie denn nicht, daß er seit jener Krise innerlich ein Anderer geworden war, daß ein ganzes Leben sich darnach umgestaltet hatte, und hätte sie ihm nicht aussprechen müssen, daß auch sie stolz auf ihn war, wie er auf sich selber?

Erst, als der rastlos jagende Zug auf dem Berliner Bahnhof in Hamburg hielt, schlug Gerda die Augen auf. Herbert war fehr verstimmt. Es kochte Etwas in ihm. „Sind wir schon da?" fragte Gerda erstaunt. Er bejahte kurz und herb. Sem Selbstbewußtsein bäumte sich auf, er fühlte sich fehr gekränkt. „Es scheint Dir nicht gerade eilig zu sein," murmelte er bitter. Sie lachte hell auf. „Lieber Kerl!" Sie strich ihm über die Wange hin. Es war etwas so herablassend Gutmüthiges in Ton und Bewegung, daß es ihn eher noch mehr aufstachelte, als daß es ihn besänftigte. Sie schien ihm sagen zu wollen: „Ach, so einem guten Jungen, wie Dir, kann man ja doch Alles bieten, — versteht sich." Mit dieser Empfindung verließ er das Coup»'! und half ihr aussteigen.

Sie fuhren iu den „Hamburger Hof". Unterwegs hatte Gerda nur Worte der Bewunderung für die sternklare Milde des Sommerabends „hier oben im Norden", für den Lindenblütheuduft, der überall die breiten Avenüen durchwogte, für die sich drängenden Menschenmassen auf den Straßen nnd endlich für das prächtige Stadtbild am Alsterbassin. Sie war in der strahlendsten Laune, sie fand Alles fchöner und großartiger, als in Berlin. Im „Hamburger Hof" hatte Herbert die Zimmer uorausbestellt. Vom Balkon ihres lururiös eingerichteten Salons im ersten Stock hatten sie die Aussicht frei über die Alster-Quais. Gerda konnte sich von dem Anblick garnicht losreißen. Als Herbert sie fragte, was sie am liebsten noch nehmen wolle, bevor sie zur Ruhe gingen, schlug sie vor, noch auszugehen, zu bummeln, drüben im Alsterpavillon nachher eine Erfrischung zu nehmen. „Eine köstliche Idee, nicht?" Sie klatfchte in die Hände vor lauter Ausgelassenheit.

Herbert wußte uicht recht, ob sie fcherzte oder im Ernst sprach. Jetzt noch ausgehen, während er — Ja, war sie denn von Stein und Eisen? Oder wollte sie die Stunde nur absichtlich hinausschieben, wo er noch einmal wieder peinvoll mitten in allen Wonneempsindungen daran erinnert

werden mußte, das; — er nicht der Erste war? Oder war das Alles Schani, Angst, kokettes Spiel? Er wurde nicht klug daraus. Er fieberte bereits, es hämmerte ihm in den Schläfen, das Vlut drängte sich ihm in den Kopf, während ihm kalte Schauer über Nacken und Nucken herabrieselten. Seine Nerven waren wirklich in einer unleidlichen Verfassung. Aber Gerda that denn auch wahrlich das Ihrige dazu, ihn wild zu machen. Es mußte nun einmal ein Ende haben.

„Nein, wir gehen nicht mehr aus," sagte er mit einer eigenthümlich heiseren Stimme, „heute Abend nicht mehr. Entscheide Dich, was Du noch nehmen willst. Aber bald, bitte, bald!"

Seine Hand krallte sich fast in ihren Arm ein, seine Worte preßten sich zwischen den Zähnen hervor, in seinen Augen glühte es irr auf. Gerda wurde unruhig. Ihr Lachen klang etwas unnatürlich, ihre Finger zuckten, mährend auf ihrem Gesicht die Nöthe in Secundenhast kam und ging.

„Mein Gott, Du thust mir weh, Herbert. Meinetwegen! Bleiben wir! Du kannst mir das ja in anderein Tone sagen. Bestell' nur, was Du willst! Mir ist Alles gleich. Hunger Hab' ich noch gar nicht wieder. Und müde bin ich auch nicht, gar nicht —" Sie lachte ihm, während ein paar echte Thränen an ihren Wimpern perlten, schon wieder spitzbübisch in's Gesicht.

„Dn hast ja auch im Eouv6 die ganze Zeit geschlafen," sagte er in empfindlichem Ton, während er dem Kellner schellte.

Dann aßen und tranken sie noch Etwas. Aber es geschah ohne alle Lust, und sie warfen sich über den Tisch weg hin und wieder scheue Blicke zu. Die kleine Mahlzeit wollte kein rechtes Ende nehmen. Als der Kellner zum Abräumen kam, knupperte Gerda immer noch an ihren Früchten umher. Dann wollte sie wieder auf den Balcon hinaus. Nun wurde Herbert aber ärgerlich und schloß klirrend die Thür.

„Zu Bett! Jetzt geht's zu Nett!"

Draußen war das Nachtleben schon fast verstummt.

„Gute Nacht also!"

Sie stand vor ihm, zwinkerte ihn mit halb geschlossenen Augen an, reichte ihm mit einer matten Bewegung die Hand und schien sich ihm in der nächsten Secunde an die Brust legen zu wollen.

Er verstand das Alles aber nicht recht. Sollte das Spott sein? War's wieder nur ein Spiel, um ihn zu reizen? Es berührte ihn unbehaglich.

„Geh' nur voraus," murmelte er, „ich komme gleich nach."

Und dabei drehte er sich um. Was zum Teufel war denn das? Er wurde ja ganz roth. War er denn ein Kind? Sein Benehmen war in jedem Fall das eines Knaben, — unerhört albern.

Als er sich wieder umwandte, so ärgerlich über sich selbst, daß er mit dem Fuße hätte aufstampfen mögen, war Gerda schon hinaus. Die

Portiere, die das Schlafzimmer von, Salon trennte, bewegte sich noch leise.
Er warf sich in einen Sammetsessel. Wie sein Herz klopfte! Und dies Ticken und Hämmern in den Stirnadern! Der Athem wurde ihm ordentlich knapp. Wenn nur die Minuten etwas rascher hätten hingehen wollen! Konnte er jetzt schon —? Wie weit mochte sie —? Er horchte. Er spannte alle seine Sinne an, um Etwas zu vernehmen, das leiseste Geräusch, ein Knistern und Knittern von fallenden Kleidungsstücken — Nein, er hörte Nichts. Das Blut sauste und sang ihm viel zu laut in den Ohren, sein Herz schlug viel zu stürmisch. Er muhte — Ja, nun mußte, wollte er zu ihr hinein, gleichviel, wie weit sie — Ah!
Als er sich eben der Portiore näherte, mit rasch athmender Nrust, mit langen, schleichenden Schritten, die Hände etwas vorgestreckt, theilte sie sich auseinander, und Gerda erschien im Salon. Sie hatte ihr Oberkleid ab-geworfen, hatte nackte Arme, war aber sonst noch ganz bekleidet. Nur ihr Haar hatte sie sich gelöst, es hing ihr in langer, breiter Welle in den Nacken hinab. Ihr Gesicht war heiß geröthet, aber ein Lächeln lag auf ihren Lippen, — wieder dies überlegene, triumphirende Lächeln. Und in ihren Augenwinkeln zuckte und zitterte es. Es war etwas Verhaltenes in all' ihren Mienen.
„Was — was willst Du noch, Gerda?" stammelte er, halb erfreut, halb verlegen zurückweichend. „Hast Du noch Etwas hier vergessen? Ich —" Er benahm sich wirklich wieder wie ein dummer Junge. Er wußte gar nicht, was er thun sollte. Warum ging er nun jetzt nicht wenigstens auf sie zu, statt niit ihr zu schwatzen, riß sie in seine Arme — und —
„Du," sagte Gerda, und es klang ihm ans ihren Worten, wie ein mühsam verbissenes, schadenfrohes Kickern an's Ohr, „ich muß Dir erst noch 'mal 'was sagen, Herbert."
Und eh' er sich's versah, saß sie auf seinen, Schooß, ihre beiden Anne umklammerten seinen Hals, nnd er athmete die Nähe ihres weichen, an ihn geschmiegten Leibes ein.
„Gerda," murmelte er, „was — was denn?" Rothe Flecke tanzten vor seinen Augen hin und her.
Da brach'sie plötzlich ans: „Es ist ja Alles Unsinn, Du, — verstehst Du? Ich habe Dir das ja blos vorgeredet damals, um Dich auf die Probe zu stellen. Ich bin gar keine Gefallene, Gott bewahre! Du wirst der Erste sein. Es war Lug und Trug. Vlos wissen wollt' ich ja, ob Dil mich wohl wirklich so liebtest, um das zu überwinden — so, wie ich's brauchte, wie ich Dich wollte, verstehst Du — Und ob Du wohl wirklich das „Eorrecte" gründlich abgethan hättest, denn sonst — weißt Du ^ Ich war' ja gestorben vor langer Weile an Deiner Seite, radical zu Grunde gegangen — So'n correcten Mann — na, begreif mal, das war doch Nichts für mich. Na, und dann hast Dn die Probe ja glänzend be-standen, mein Alterchen, — glänzend, — obgleich es ein bischen lange ge-

dauert hat und Du Dir das wahrscheinlich ein bischen schwer abgerungen hast. Hast es natürlich wieder viel zu tragisch genommen, alter Pedant! Na, die Hauptsache bleibt aber — Und nun wirst Du ja auch be« lohnt —"
Das Alles strömte zwischen immer sich erneuerndem, übermüthigem Gelächter von ihren Lippen. Manchmal warf sie sich vor Ausgelassenheit sogar hintenüber, so ruckhaft, so ungebunden, daß er denken mußte, sie glitte ihm von den Knieen. All' die sonst vor ihn: zurückgekämmte, triumphirende Lustigkeit über diesen wohlgelungenen Streich, an der sie zuweilen beinahe erstickt wäre, machte sich nun gewaltsam Luft. Sie konnte sich gar nicht fassen. Sie lachte, lachte, lachte. So Etwas von Lachen hatte Herbert noch nie erlebt. Und es klang schließlich gar nicht mehr schön, sondern schrill und gellend, es war beinah' schon wie ein Krampf. Und er selbst hatte immer noch kein Wort gesagt, geschweige denn in ihr Lachen eingestimmt. Er rührte und regte sich gar nicht, er streckte nicht die Hand aus, um sie zu halten, wenn sie fallen wollte. Wie erstarrt, wie versteinert saß er da angesichts dieses Ungeheuerlichen.
Und er selbst fühlte ganz deutlich, daß Etwas in ihm erstarb, unter ihrem Lachen hinschwand und erlosch nnd in seiner Vrust bestattet wurde. Er wußte nicht, was es war, er machte es sich nicht klar, aber aufleben konnte es sicherlich niemals wieder. Kalt, merkwürdig kalt pulsirte das Vlut in ihm. „Lug und Trug!" klang es in ihm wieder. Sie selbst hatte ja so gesagt. Alles das Lüge, — Lüge — Was ihn den schwersten Kampf seines Lebens gekostet hatte, was umgestaltend auf sein Wesen und Denken gewirkt hatte, was ihn innerlich losgerissen hatte von Allem, was ihm bisher als heilig nnd unumstößlich gegolten! Lüge — Komödie! Alles um Nichts, für einen Spaß, den sie sich mit ihm erlaubt, — für eine Kurzweil, um ihr Stoff zum Lachen zu geben — Weil es fönst doch gar zu langweilig war, das Leben mit ihm und für ihn! Komödie!
Wie ein ungeheurer Abgrund gähnte es ihn plötzlich an. Und da drüben, jenseits des Abgrundes stand sie, dies herzlose, lachdurstige Weib, das eine solche Farce mit dem Heiligsten gewagt, sie über sich vermocht hatte! Und es führte keine Brücke dort lnnüber. Komödie, das war's! Alles Komödie i ihre Liebe sogar, — die vor Allem, — Nichts, als Komödie. Mit einer Komödiantin halt' er sich eingelassen gehabt! llnd nun — Wie jammervoll stand er vor sich selber da, er, der so stolz auf sich, auf seine unter Qualen errungene Verzeihung für sie und ihren Fehltritt gewesen, — wie erbärmlich, wie lächerlich! Zum Popanz war er geworden, —eine verächtliche, komische Figur, — Nichts weiter —
Ein heißer, wilder Zorn, eine unbezwingbare Wuth quoll in ihm auf. Wenn er dieser Komüdiantendirne auch Alles hätte verzeihen können, das nicht, — do.5 wahrhaftig nicht! Erdrosseln halt' er sie können um dieses Einen willen. Und sie lnclite immer noch, lachte, wie über den tollsten

Spaß, den es nur geben konnte. Sie konnte ja auch lachen. Jetzt hatte sie ihn sicher. Wohlweislich hatte sie gewartet, bis sie ihn sicher hatte, «he sie ihm eingestand — Und jetzt buhlte sie vor ihn« mit ihren nackten Annen, ihrem losen Haar, ihrem verführerischen, schmiegsamen Leibe — Ein ungeheurer Ekel faßte ihn an. Nein! Nein! Nein! Sie sollte nicht zum Ziel kommen. Hatte sie ihn denn wirklich schon so sicher? Gab es keine Rettung mehr? Keine vor der Selbsterniedrigung, — vor der platten Lächerlichkeit? War er dieser abgefeimten Komödiantin verfallen mit Haut und Haar?

Noch nicht — Sein ganzes Ich sträubte sich grimmig dagegen, bäumte sich jäh auf. Noch nicht!

Und plötzlich hatte er Gerda von seinen Knieen herabgleiten lassen, ihre Arme von seinem Halse gelöst. Und nun stand er vor ihr, starr, blaß, hochmüthig, ohne jeden leisesten Ausdruck von Leidenschaft oder Begehrlichkeit, ^- auch nur von Nachsicht — und sagte, sie mit kühler Verachtung messend: „Also Komödie war das Alles? Nun, dann erlaubst Dn wohl, daß ich meinerseits dieser Komödie nun für immer ei» Ende mache. Mich gelüstet nicht nach Wiederholungen. Wir Beide passen nicht zu einander. Wie mit einem Blitzstrahl ist mir das jetzt erhellt worden. Und deshalb — Lache Dich ungestört weiter aus, meine Liebe! Ich gehe — Und ich gehe für immer. Lebe wohl!"

Er suchte nach seine»» Ueberzieher, warf ihn um die Schultern und griff nach feinem Hnt. Gerda stand fassungslos da, das Lachen erstarb ihr auf den Lippen, sie stierte ihn offenen Mundes an, wie einen Wahnsinnigen, „Dn gehst, — willst Dich von mir trennen, weil ich weil ich noch rein bin? Du bist also -^ wahnsinnig?!" Sie kreischte das letzte Wort heraus mit mild verzerrten, schreckensbleichen Mienen. Sie brach fast zusammen unter der Wucht dieses Ungeheuerlichen, der Lontmst zermalmte sie.

Er aber hatte seinen Cylinder aufgezwängt und verbeugte sich ganz kühl, die Lippen zitternd von all' dem verhaltenen Grimm und Groll. „Mein Anwalt wird alles Weitere zwischen uns ordnen. Wir sind geschiedene Leute. Halte mich, wofür Du willst! Erlaube mir aber auch Dir gegenüber das Gleiche. Gute Nacht."

Und die Thür des Zimmers fiel hinter ihm zu, Gerdas Aufschrei mit ihrem knarrenden Geräusch übertäubend.

Fürst Chlodwig von Hohenlohe-5chillingsfürst,
Ranzier des Deutschen Reiches.
Line Gebens- und ^haraktersrizze.

von

Geuhard Ternin.

— Varmstaob. —

^hlodwig Fürst uon Hohenlohe-Schillingsfürst entstanunt einein alten vornehmen Geschlecht. Es giebt wenige Fürsten, namentlich solche, die keine Krone tragen, welche von älterer Abkunft wären als der gegenwärtige deutsche Reichskanzler. Ein kurzer Mckblick ans seine Vorfahren wird dies darthun.

Das Haus Hohenlohe leitet seinen Ursprung ab uon Gisbertus, Herzog von ^stfranken, der ein Sohn des Herzogs Chlodwig uon Franken war und im Jahre 688 den christlichen Glauben annahm. Gisbertus' Sohn — Kunibert — wurde erster Graf uon Rothenburg (-f- 710). Diese Thatsache erhielt für den jetzigen Fürsten Hohenlohe dadurch eine besondere Bedeutung, daß die Nothenburgschen Besitzungen später als Erbschaft unvermuthet an seine Familie kamen. Der eigentliche Stammvater der Fürsten von Hohenlohe mar jedoch „Hermann der Durchlauchtige", welcher sich mit der Wittwe des Herzogs Heinrich von Franken, Adelheid, der Mutter des Kaisers Konrad II., in zweiter Ehe vermählte. Neider Sohn, Eberhard (etwa 1042), änderte den Namen Rothenburg nach der Dheilung mit seinen Brüdern und nannte sich nach dem übernommenen Schlosse Hohenlohe. Siegfried, ein Sohn Eberhards, begleitete den Kaiser Heinrich IV. auf der Reise nach Italien (1077), als dieser nach Eanossa ging. Er war, was geschichtlich beglaubigt ist, einer der entschiedensten Gegner des Papstes Gregor VII. So ist also der Kampf mit den hierarchischen Uebergriffen der Römischen Eurie, welchen Fürst Ehlodwig so ^entschlossen durchgeführt hat, ein fast tausendjähriges Erbtheil seiner Familie. Der genannte Eberhard von Hohenlohe wurde

von Heinrich IV. mit vielen italienischen Herrschaften belehnt und nannte sich nach denselben 0c>wL8 c>6 Hltstlumm«, et liomauiol^ß. Er ging aber nicht mit nach Canossa, sondem kehrte nach Deutschland zurück, wo später (^!230) die Brüder Gottfried und Konrad alle Besitzungen theilten und die beiden Linien „Hohenlohe-Hohenloh" und „Hohenlohe-Brauneck" gründeten. Schon 1390 erlosch die letztere, auch die erstere zählte im Jahre 1407 nur noch einen Sprossen, Albrecht, der sich den« geistlichen Stande gewidmet hatte. Um das Geschlecht nicht aussterben zu lassen, vermählte er sich nach päpstlichem Dispens und brachte als ein sehr vertrauter Ruth des Kaisers Siegismund die Hohenlohesche Familie zu hohem Ansehen. Während der Negierung dieses Kaisers hat er beispielsweise ans seinen Besitzungen nicht weniger als 255 Vasallen belehnt. Im Jahr 1553 wurden durch Grundtheilung des Gesammtbesitzes die beiden noch jetzt blühenden Hauptlinien — die Reuensteinsche (protestantische) und die Waldenburgsche (katholische) — begründet; der letzteren gehört unser Fürst Chlodwig an.

Chlodwig Karl Victor, Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinz zu Ratibor und Coruev, wurde am 31. März 1819 zu Rothenburg an der Fulda als der zweite Sohn des Fürsten Franz Joseph und der Fürstin Constanze, geborenen Hohenlohe - Langenburg, geboren. Unter sieben Geschwistern hatte er noch vier Brüder: den Erbprinzen Victor Moritz Karl, die jüngeren Brüder Prinz Philipp Ernst, Prinz Gustav Adolf, den späteren sehr bekannten Cardinal nnd den Prinzen Const antin, später k. k. General der Cauallerie und Oberhofmeister des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich. Da die Vermögensverhältnisse der Familie sich verändert hatten, auch keine Secundo-Genitur zu vergeben war, so mußte in dem Fürstensohn sich bald der Gedanke regen, sich auf eigene Füße zu stellen, eine tüchtige Bildung sich anzueignen und dein Adel seines Namens dadurch Glanz zu verleihen, daß er sich durch Fleiß und Studium zu beruorragenden Leistungen befähigte.

Er besuchte zunächst die Gymnasien in Ansbach und Erfurt und bezog dann, mit Kenntnissen wohlcmsgerüstet, die Hochschule. In Heidelberg, Göttingen und Bonn studirte er die Rechts- nnd Staatswissenschasten nnd wurde im Jahre 1841 — also im Alter von 22 Jahren — als Auscnltator bei dem Gericht in Chrenbreitstein, sodann als Referendar bei der Regierung in Potsdam beschäftigt. In diesen Lehr- und Wo.ndcrio.hren war er eifrig beflissen, sich tüchtige Fachkenntnisse zn erwerben nnd seine Prüfungen gut zu bestehen. Beides gelang ihm vortrefflich, obwohl die gelehrten bürgerlichen Eraminatoren ihm das Fortkommen nicht gerade erleichterten, fondern im Gegentbeil den hocharistokratischen Candidaten der Rechtsknnde sehr streng prüften.

Während fein älterer Bruder als Fürst, ja felbst Herzog in der großen Welt erschien, trat auch für ihn ein wichtiger Wendepunkt in feinem Leben ein. Das Haus Hohenlohe-Schillingsfürst hatte durch Testament

des kinderlos verstorbenen Landgrafen von Hessen-Rheinfels-Nothenburg eine bedeutende Erbschaft gemacht und dabei auch die großen Herrschaften, Natibor und Corvey erlangt. Der Erbprinz Victor Moritz Karl von Hoheulohe trat die letztere an und wurde von König Friedrich Wilhelm IV. gleichzeitig zum Herzog erhoben, während Prinz Chlodwig das zweite ihm vom Landgrafen von Hessen vermachte Fideikommiß antrat und den Titel eines Prinzen- vom Natibor und Corvey erhielt. Der fürstliche Besitz in Bayern ging an den dritten Vruder Philipp Ernst über.

Als aber dieser im Jahre 1845 plötzlich und zwar ohne Erben starb, sielen die in Bayern gelegenen Familiengüter an Chlodwig zurück, ein Ereigniß, welches für seine Zukunft höchst bedeutungsvoll wurde, denn er sah sich nun genöthigt, seine Beamtenlaufbahn aufzugeben und die Standesherrschaft Schillingsfürst in Mittelfranken zu übernehmen. Am 12, Februar 1846 — alfo 27 Jahre alt — war er das fürstliche Haupt einer der vornehmsten standesherrlichen Familien Bayerns geworden und wurde als erbliches Mitglied in die Kammer der bayrischen Neichsräthe eingeführt. Damit begann seine öffentliche Wirksamkeit in einer Stellung, die sowohl seiner Herkunft, als auch den erworbenen Kenntnissen und Erfahrunaen entsprach, und die ihn von Erfolg zu Erfolg führen sollte.

Nun war es ihn» beschieden, die in langeil entsagungsreichen Jahren gereiften Früchte zu genießen, das Erlernte und Durchgearbeitete zur praktischen Anwendung zu bringen und im Interesse seines ihn: stets am Herzen gelegenen Heimatlandes zu verwerthen. Bisher war er ein tüchtiger, aber nicht immer einflußreicher Beamter gewesen; nun trat das Ansehen seines fürstlichen Standes zu den persönlichen Vorzügen: er wurde eine Persönlichkeit von stets wachsender Bedeutung.

Nachdem die äußeren Verhältnisse des Prinzen Chlodwig sich so glänzend gestaltet hatten, dachte er auch an die Begründung einer Fannlie. Am 16. Februar 1847 vermählte er sich, nicht ganz 28 Jahre alt, mit der Prinzessin Marie von Sayn-Wittgenstein aus dem Hause Berleburg, einer ebenso geistvollen wie liebenswürdigen Dame. Dieser Seelenbund war eine Folge der reinsten gegenseitigen Neigung und beglückte daher beide Theile auf das Innigste. Die Prinzessin war eine groß angelegte Natur, die Kopf und Herz auf dem nchtigeu Flecke hatte. An den vielseitigen Bestrebungen ihres Gemahls nahm sie den regsten Antheil und verstand es, seine Vertraute zu werden und zwar in so hohem Grade, wie das ein großes und tiefes Fraueugemüth immer zu erreichen versteht, wenn die beiderseitigen Seelen gleichgestimmt sind. Sic ist ihm auf seinem ganzen Lebenswege eine treue Gefähriin und die beste Freundin geblieben.

Der junge Neich-nath sollte aber auch schon frühzeitig mannigfache Kämpfe auszufechten bekommen, Streitigkeiten der verschiedensten Art, oft mehr oder weniger hartnäckiger Natur. Zunächst war es die östeneichisch-nltmuwntane Politik der l'eiden Ministerien Echrenck und von der

Pfordten, gegen welche der mit einem weiten staatsmannifchen Blick ausgerüstete Prinz entschlossen auftrat. Dann waren es Mißbrauche und veraltete Einrichtungen überhaupt, welche ihn veranlassten, Front gegen sie zu machen und einem vernünftigen Fortschritte möglichst die Wege zu bahnen. Hierdurch machte er sich freilich zuerst bei seiuen Standesgenossen nicht beliebt, er wurde selbst mit dem zweifelhaften Titel eines „Volksfreundes" belegt, doch als das Jahr 1848 mit feiner freieren Bewegung herbeigekommen war, gewann er fehr bald allgemeine Anerkennung dafür, daß er das, was als richtig in den Forderungen der Zeit zugegeben werden mußte, vorausgesehen und empfohlen hatte.

So kam es denn auch, daß der junge Reichsrath an den Berathungen über das Ablöfungsgesetz in der Kammer thätigen Antheil nahm, welches den Uebergang Bayerns vom ehemaligen Feudalstaate zum zeitgemäßen Rechtsstaate besiegelte. Es gelang damals, ohne Verletzung berechtigter Ansprüche und in durchaus gesetzmäßiger Weise jene wichtige Unigestaltung vorzunehmen, die so gut gelang, daß selbst in der späteren Renctions-Periode nicht einmal der Versuch ihrer Anfechtung gemacht wurde. Und das war hauptsächlich das Verdienst des Prinzen Ehlodwig von Hohenlohe. Dieser gab auch durch sein persönliches Verhalten ein durchaus uneigennütziges Beispiel, indem er, als einer der ersten bayerischen Standesherren, in der Ablüsungsfrage unaufgefordert Opfer brachte und hierdurch feine Genossen zur Nachahmung vercmlaßte. So kam es denn, daß, wenngleich im Jahre 1848 mit manchen verrotteten Zuständen in Bayern aufgeräumt wurde, mau doch stets das Maß zu halteu verstand, so daß dieser Staat der einzige blieb, in welchem eine Octroyirung in der sonst nirgends ausgebliebenen Reactions-Periode sich als durchaus nicht nothwendig herausstellte.

Ein scharfer Beobachter der politischen Zustände Bayerns aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege bis zum Jahre 1870 entwirft von denselben folgendes Bild: „Die Metamorphose, welche die Cabinets-Politik und die Regierungs-Marimen Bayerns von 1816 bis zum Schluß des Jahres 1872 erlitten, ist sehr kaleidoskopisch uud bewegt. Vier deutliche Phasen zeichnen sie aus und geben der Zeit ihr Gepräge. Von 1817 bis 1837 ist die Epoche des stauen Schein-Constitution alismus. Von 1837, mit dem Regiment Abel beginnend, und Ende 1848 mit dem Labinet Bray-Ringelmann schließend, tritt die innere Krisis Bayerns ein. 1849 begann mit der Reactions-Epoche unter von der Pfordten, um mit Bayerns äußerer und schwerster Katastrophe 1866 zu enden. Die letzte Phase begann das Cabinet Hohenlohe und schloß mit dem deutschen Kaiserthum, der Reichseinheit und dem Anfange des klerikal-politischen Kampfes der Jetztzeit^)." Dieser Schlußsatz deutet bereits den wichtigen

*) Man vergleiche „Tic Männer der neuen deutschen Zeit, von N. E. Billchvoacl," 3. Band, S. 170. Diesem Werke, das nach offenbar sehr nuten

Wendepunkt an, welcher in der Lebensstellung des jungen Neichsraths eintreten sollte, und auf welchen mir demnächst näher einzugehen haben.

Zwei Jahre hindurch hatte Prinz Chlodwig seine warnende Stimme erhoben, doch war sie ungehört verhallt, man hatte ihn verkannt und sogar beargwöhnt. Da kam das Jahr 1848: König Ludwig I. trat freiwillig von der Regierung zurück, und in ganz Deutschland brachen Unruhen aus. Die damals, geschaffene deutfche Centralgewalt in Frankfurt n.M., welche die ernsten Bestrebungen des Prinzen Chlodwig wohl erkannt hatte, wandte ihre Aufmerksamkeit auf ihn: er wurde zu ihrem Gesandten in Athen, Florenz und Rom ernannt. Gern folgte er einem fo ehrenvollen Rufe und begrüßte in Athen die dortigen Deutschen mit einer so deutsch-nationalen Nede, das; diese wegen ihres lange nicht vernommenen Tones in ganz Europa widerhallte. Das Reichsministerium gab ihm den Auftrag, von Griechenland nach Gaüta zu gehen, wohin Papst Pius IX. geflohen war. Ueberall that der thalkräftige Prinz seine Schuldigkeit im Interesse seines deutschen Vaterlandes; doch lehnte er das Portefeuille im Ministerium ab, das ihm Fürst Wittgenstein im Frühjahr 1849 antrug, um seine Kraft nicht zu zersplittern.

In den nächstfolgenden Jahren, nachdem die österreichische Politik gesiegt und den großen Erfolg von Olmütz erreicht hatte, nachdem selbst der Bundestag wieder von den Tobten erstanden war, sah Prinz Chlodwig seine Thätigkeit, die er stets in nationalem Sinne zu entwickeln sich gewöhnt hatte, lahmgelegt. Er versuchte zwar noch, in der bayerischen Kammer der Reichsräthe mit seinen Gesinnungsgenossen die Politik des Ministers von der Pfordten zu bekämpfen, allein er begriff fehr bald, daß in einem folchen Streite vorläufig kein Sieg zu erringen, daß der Kampf felbst für die Wohlfahrt Bayerns fchädlich sei. So gab er einstweilen jeden Widersland auf und zog sich auf feine Güter zurück, von denen aus er die Entwickelung der Dinge aufmerkfam verfolgte.

Diese Zeit der ländlichen Ruhe — sie dauerte etwa ein Jahrzehnt — war für ihn keine verlorene. Seit dem Jahre 1850 allen Aufregungen der politischen Kreise der Residenz entrückt, saß er auf seinem Stammsitz Schillingsfürst in Mittelfranken und lenite die ruhige Behaglichkeit eines Landedelmannes in der Provinz kennen. Nunmehr konnte er sich des Umganges mit seiner ihm geistig ebenbürtigen Gemahlin, die ihm im Jahre 184? eine Tochter, die Prinzessin Elisabeth, geschenkt hatte, erfreuen und gleichzeitig die mannigfaltigen Früchte des Landlebens genießen. Aber in strenger Schulung seines Geistes stets gewöhnt zu arbeiten und erst zu säen, bevor er an die Einheimsung der Ernte dachte, suchte er auch hierbei eine grundlegende Thätigkeit zu entfalten. Die Bewohner und die Nachbarn des Fleckens Schillingfürst von Rothenburg bis Ansbach erinnern sich nock

Quellt» bellibeitet worden ist, haben wir veischiedene thatsächliche Angaben für unsere bi?aiaphische Slizze entnommen.

heute mit Freuden jener 10 jährigen Periode ländlicher Zurückgezogenheit des Prinzen Chlodwig, in welcher er sein angestammtes Gebiet so gründlichen Verbesserungen unterwarf, daß es förmlich ganz neu aufblühte. Ein Ausfluß dieser guten Meinung war z. B., daß Fürst Ludwig von Sciyn-Wittgenstein, der Schmiegervater Chlodwigs, sich bewogen fand, dem letzteren seine eigenen großen, in Litthauen belegenen Güter zur Vemirthschaftung anzuvertrauen. Prinz Chlodwig entsprach gern einer solchen Ausforderung und ging persönlich nach Litthauen, dann machte er auch andere größere Reisen, so nach Frankreich, Italien, England, um neue Anschauungen zu gewinnen und wichtige Bereicherungen seiner Kenntnisse über die nationalen, politischen, socialen Zustände des Auslandes davonzutragen. Nun kam der österreichische Krieg mit Italien und Frankreich von 1859, und Prinz Chlodwig, der während seines Stilllebens in Schillingsfürst auch seinen Familienkreis sich hatte erweitern sehen — Prinzessin Stephanie war ihm am 6. Juli 1851 und Erbprinz Philipp Erust am 5. Juni 1853 dort geboren worden — wurde wieder in den Vordergrund der politischen Bühne gestellt. Die Ereignisse in der großen Welt der letzten Jahre hatten sein Herz mit frohen, neuen Erwartungen geschwellt; nachdem ihn Preußens Demüthigung bei Olmütz 1850 stark niedergebeugt, war er durch den Regierungs-Antritt des Prinz-Regenten von Preußen 7 Jahre spater erhoben worden und trat nun wieder freiwillig auf den Schauplatz der politischen Kämpfe, welcher, wie er wohl fühlte, ihm Erfolge gewähren mußte. Noch war sein alter Gegner, der Minister Schrenck, als Verfechter der österreichisch-klerikalen Politik, am Nuder, aber Österreich hatte in Italien eine schwere Niederlage erlitten, und damit war auch die Stellung Schrencks in München einigermaßen erschüttert worden. Nun galt es, in offener Fehde dem immer noch mächtigen Mann und allgemein gefürchteten Leiter der politischen Angelegenheiten Bayerns sich wieder gegenüberzustellen. Prinz Chlodwig trat ihm 1859 furchtlos unter die Augen. Hiermit nahm er jedoch einen Kampf auf sich, der schwerer war, als es äußerlich schien. Er mar selbst ein guter, aufrichtiger Katholik und hatte zwei Brüder, von denen einer, Gustav Adolf, wie wir oben gesehen, der spätere Cardinal in Rom, der andere, Constantin, erster Oberhofmeister des Kaisers Franz Joseph war. Mußte es nun nicht für Chlodwig einen ernsten Entschluß bedeuten, wenn er bei seinem Wiedereintritt in die bayerische Neichsrathskammer sich vornahm, eine antiklerikale, antiösterreichische und preußen- wie deutsch-freundliche Politik zu treiben und seine beiden Brüder hierdurch ebenso zu verletzen wie zu schädigen? Allein das Interesse und die Ehre Bayerns und des deutschen Vaterlandes gingen ihm über Alles und überwöge« etwaige Bedenken, wenn sich dieselben einstellen wollten. Es galt ihm darum, Bayern aus seiner gefährlichen politischen Lage zu befreien und seinen Anschluß an den preußischen Staat vorzubereiten, — den einzigen, welchen er als gesund und lebensfähig erkannte.

Nicht etwa weil ihm dessen Politik bei dein öfter wechselnden Ministerium gefiel, wohl aber deshalb, weil ihm das geistige, sittliche und thatsächliche Material zusagte, aus welchem man allein einen tüchtigen, kraftvollen und leistungsfähigen Staat so zu bilden im Stande war, wie er den Anforderungen der Zeit genügen konnte.
Dieses Material hatte Chlodwig wohl keimen und würdigen gelernt.
Es bestand nach seiner festen Ueberzeugung zunächst in dem preußischen Volksheere, zu dessen Entwickelung ein Scharnhorst in den Jahren der Erniedrigung des Staates den Grund gelegt hatte, und durch welches vornehmlich der französische Soldatenkaiser in den Jahren der Befreiungskriege niedergekämpft worden war; sodann in dem ernsten preußischen Volkssinne, den der fürstliche Student auf der Universität unter seinen Commilitonen, als Nichter und Verwaltungs-Neamter in zwei Provinzen, der Mark und Schlesien, als besonderes Kennzeichen aufgefunden hatte.
Bei keinem anderen Staatswesen waren ihm ähnlich gute Materialien als Grundlagen der Ordnung und des Gemeindewesens bekannt geworden, und so erklärt sich ganz einfach feine Neigung zu dem größten reindentschen Staate des Nordens, die ihn frühzeitig angeflogen und später nie wieder verlassen hat. Nirgendwo sonst fand er, der die Welt genau kannte und, wie wir gefehen, Frankreich, England, Italien, Griechenland :c. bereist hatte, nationalere und sittlich gediegenere Eigenschaften als bei den Preußen, und dies erklärt wohl auch zur Genüge seine ganze Politik.
Schon im Jahre 1860, kurze Zeit nach dem Wiederauftreten des Prinzen Chlodwig im bayerischen Neichsrath, erkannte man allgemein, welche Bedeutung dasselbe in sich schließen müsse. Noch klarer wurde es, als er im folgenden Jahre dem bayerischen Ministerium seine ernsten und eindringlichen Warnungen zurief und unter Anderen« dasselbe ersuchte: jene unglückliche Politik doch zu verlassen, die, auf Oesterreich gestützt, Preußens Stellung in Deutschland zu negiren, ja schließlich selbst gewaltsam zu vernichten bestrebt sei. Später scheute sich dasselbe furchtlose Neichsrathsmitglied nicht, dem Minister von der Pfordten znzunifen, daß die von dem Letzteren gern gehegte „Trias-Idee" Bayern niemals Glück bringen könne.
Im Jahre 1864 starb König Marimilian II. von Bayern, und sein Sohn Ludwig II. wurde mit I8V2 Lebensjahren sein Nachfolger auf dem Thron. Abermals wurde nach der Entlassung des Freiherrn von Sckrenck der 5 Jahre vorher von demselben Posten abberufene frühere von der Pfordten bayerischer Ministerpräsident, und zwar zu derselben Zeit, als Preußen mit Oesterreich gemeinschaftlich in Schleswig-Holstein auftrat. Seine Pläne eines Dreikünigsbundes als dritte Staatsgruppe in Deutschland konnte und wollte er nicht aufgeben, doch zerschellten sie bald in kläglicher Weise.
Im Sommer 1866 brach der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich aus, der schon längst eine geschichtliche Notwendigkeit geworden und durch den Vertrag von Gastein nur künstlich um ein Jahr zurückgehalten worden

war. Obwohl damals noch in letzter Stunde Prinz von Hohen lohe in der bayerischen Reichsrathssitzung die dringende Mahnung an die Minister und das Haus richtete, besonnen zu handeln, da nur ein freundschaftliches Verhältniß Bayerns mit Preußen allein noch den Krieg, damit aber „Roth, Elend und Demüthigung" von Vayern abwenden könne, so drang Freiherr von der Pfordten doch mit seinen Anträgen durch. Die Würfel des Krieges wurden bald darauf geworfen und der Feldzug selbst sehr schnell entschieden: am 14. Juni war in Frankfurt a. M. die Mobilmachung des deutschen Bundesheeres gegen Preußen beschlossen worden, und am 2. August rückte die Main-Armee siegreich in Würzburg ein. Nun war es wieder Chlodwig, welcher am 23. August in der Kammer es aussprach, „daß die Ratification des Friedens der letzte politische Act des Ministeriums von der Pfordten sein müsse und nur bei sofortigem Rücktritt dieses Ministeriums das Land von seiner schweren Prüfung sich erholen könne".
Allgemein wurde nunmehr erkannt, daß Fürst Hohenlohe der Mann der Zukunft für Bayern fei. Der jugendliche König Ludwig II. forderte ihn auf, ihm ein Programm der Grundsätze einzureichen, wie er sie als Leiter des bayerischen Staatswesens für die geänderten Verhältnisse für geeignet halte. Chlodwig folgte diefem Befehl, und der 1. Januar 186? brachte feine Bestallung als Pfordtens Nachfolger: als Minister des königlichen Hauses und des Auswärtigen. Seinem Programm gemäß, welches offenen und ehrlichen Anschluß an Preußen und Stellung der süddeutschen Contingents unter preußische Führung im Ernstfalle verlangte, bandelte der neue Minister und schloß sofort ein Schutz- und Drntzbündniß mit Preußen ab. Damit war der Wendepunkt in der bayerischen Politik eingetreten und eine neue segensreiche Aem begonnen.
Drei volle Jahre hat Fürst Hohenlohe seinem Heimatlande die ersprießlichsten Dienste als Leiter des Auswärtigen geleistet, Ciner der wesentlichsten war es, daß er die Zolleinigung der süddeutschen Staaten mit Preußen durchsetzte, obwohl die bayerischen Klerikalen und die specifischen sogenannten Patrioten ihm hierbei den kräftigsten Widerstand leisteten. Selbst zum Abgeordneten des Zollparlaments in dem Kreise Forchheim gegewählt, ging Fürst Hohenlohe nach Verlin und war 3 Sessionen hindurch der erste Vice-Präsident dieses Parlaments, — der ersten deutschen gesetzmäßigen Vereinigung, des Vorgängers des deutschen Reichstags. Erreichte der Fürst hierbei seinen Zweck, so mar dies in seinem Auftreten und Vorgehen gegen die nltramontanen Parteien in Bayern und besonders die Jesuiten nicht der Fall. Ihm lag sehr der Versuch am Herzen, zunächst die katholischen Staaten Deutschlands, sodanu aber auch alle katholischen Mächte Europas zu einer gemeinsamen Abwehr des von dem Vatikanischen Concilium drohenden Angriffs zu gewinnen. Zu diesem Zwecke erließ er uuter dem 9. April 18<>9 eine Circular-Depesche, welche dein durch die Unfehlbarkeit drohenden Schisma der katholischen Christen-

heit vorzubeugen suchte, nachdem Papst Pius IX. für den December 186!) ein allgemeines Concilium in Rom ausgeschrieben hatte. Schon vor dem Zusammentritt dieses Eoncils fanden in Bayern Neuwahlen zur Kammer statt, und als dieselben im November 1869 eine Majorität der Ultra-montanen ergeben hatten, gab das Ministerium des Fürsten Hohenlohe seine Entlassung. Fürst Hohenlohe und der Kriegsminister vonPranckh ließen sich zwar vom König Ludwig II. bestimmen, ihr Gesuch zurück-zunehmen; allein das leidenschaftliche Entgegentreten der Kammer mußte Ersteren veranlassen, am 15. Februar nochmals seine Entlassung zu erbitten, worauf derselbe am 7. März, mit den höchsten Orden seines Monarchen geschmückt, seinen Rücktritt ausführte. Er ging, weil sein Bleiben, wie er wohl einsah, der nationalen Sache nichts mehr nützen konnte; er war wieder Privatmann geworden und zog sich in die bekannte Stille von Schloß Schillingsfürst zurück.

Mehrere Monate vergingen: sie bildeten die unheimliche Ruhe vor dem Sturm, welchen Fürst Hohenlohes Voraussicht in dem deutsch-französischen Kriege längst hatte kommen sehen. In den Iulitagen des entscheidenden Jahres 1870 trieb es Chlodwig wieder nach München. Er wollte, wenn nöthig, auch seinen Einfluß dazu verwenden, daß Bayern in dein zu erwartenden Weltkampfe sich sofort auf die Seite des Haupt-streiters stellen möchte. Sein Wunsch ging in Erfüllung, und mit be-rechtigtem Stolze sah er die Bayern an den Rhein und über ihn hinaus eilen, um unter der ritterlichen Oberleitung des preußischen Königssohnes für Deutschlands Unabhängigkeit zu fechten. Die ersten Schläge von Weißenburg und Wörth brachten die Feuertaufe, und das gemeinsam «ergossene Blut bildete den Kitt der stolzen und schönen Bereinigung der deutschen Stämme, welche am 18. Januar 1871 in dem alten fran-zösischen Königsschlosse von Versailles die Wiedererrichtung des Reiches besiegelte. Fürst Hohenlohe, der schon am 30. December 1870 für den Eintritt Bayerns in das Deutsche Reich gesummt hatte, fühlte sich hoch erhoben von der Erfüllung seiner langgehegten Wünsche und sah eine reiche Zukunft seinem engeren und weiteren Baterlande erwachsen, in der auch ihm, was er damals in seiner Selbstlosigkeit nicht im Entferntesten ahnte, eine einflußreiche und vielseitige Wirksamkeit beschieden sein sollte.

Nachdem König Wilhelm als erster Deutscher Kaiser des neu errich-teten Reichs in die Heimat zurückgekehrt war, trat der Deutsche Reichstag in Berlin zusammen. Fürst Hohenlohe war als Abgeordneter seines Kreises Forchheim dessen Mitglied und schloß sich der liberalen Reichspartei an. Das allgemeine Vertrauen berief ihn schon am 23. März 1871 als ersten Vice-Präsidenten in die Leitung, welche Stellung er auch während der Legislatur-Periode von 1874—187? bekleidete. Seine politische Thätigteit sah er nunmehr mit den grüßten Erfolgen gekrönt; jetzt sollte ihn, auch beschieden sein, auf dem Gebiete der Diplomatie dem neugeeinten

Reiche Dienste zu leisten, deren Bedeutsamkeit sich in stets steigerndem Grade zu äußern hatte.

Es war im Mai des Jahres 1874, als Fürst Hohenlohe zur Besetzung des Deutscheu Botschaftervostens in Paris, welcher durch die Abberufung des Grase» von Arnim frei geworden war, ausersehen wurde. Um seine Willensmeinung befragt, zögerte der Fürst keinen Augenblick mit der Annahme der ebenso verantwortungsreichen wie ehrenvollen Stelle.

Volle 11 Jahre — vom Mai 1874 bis zum Juli 1885 — ist Fürst Chlodwig als deutscher Botschafter in Paris thätig gewesen und hat während dieser langen Zeit durch sein echt patriotisches und entschlossenes, wie taktvolles und umsichtiges Auftreten seinem wohlerworbenen Rufe im In- und Auslande Ehre gemacht. Unter den verschiedensten Regierungsleitern Frankreichs und bei desseu so oft wechselnden Ministerien hat es der Fürst stets verstanden, sein schönes großes Vaterland würdig in Paris zu vertreten, manchen während dieser Zeit eingetretenen Verstimmungen jede Schärfe zu uehmeu und seine Angelegenheiten so zu führen, daß er die allgemeinste Hochachtung genoß und fast überall Anerkennung fand.

Wir dürfen hier einige hervorragende Gelegenheiten anführen, bei denen sich der Fürst vornehmlich als Beherrscher des Augenblicks bewährte. Bei dem Berliner Congreß des Jahres 1878 wirkte er als zweiter Bevollmächtigter des Deutschen Reichs neben Fürst Bismarck und Staatsminister von Nülow*); seine Wirksamkeit soll besonders „hinter den Eoulissen" eine ebenso bedeutsame wie vielseitige gewesen sein. Es war dies dasselbe Jahr, in dem der Fürst eine deutsche Kunstausstellung in Paris eröffnet hatte, durch welche den Franzosen eine hervorragende Zahl von Gemälden und Bildhauerwerlen vorgeführt worden war. (Eine Bctheilignng an der Weltausstellung von 1878 war von der Neichsregierung aus industriellen und politischen Gründen abgelehnt worden.) Im März des Jahres 1880 übernahm der Fürst provisorisch die Leitung der Geschäfte eines Staatssecretärs der cmswärtigen Angelegenheiten und trat zunächst mannhaft für Annahme der Samoa-Vorlage der Negierung ein (im April), dann präsidirte er der Berliner Eonferenz zur Schließung der Grenzstreitigkeiten zwischen der Türkei und Griechenland (16. Juni bis 1. Juli) und kehrte im November auf seinen Botschafter-Posten nach Paris zurück, auf welchem er dann noch ein Lustrum hindurch seine ersprießliche Thätigkeit fortsetzen sollte.

Am 17. Juni 1885 starb unerwartet der Statthalter von Elsaß-Lothringen, General-Feldmarschall Freiherr von Manteuffel, an Lungenentzündung. Diese wichtige Stelle erforderte eine baldige Neubesetzung, doch machte eine solche im Hinblick auf die bewährten Eigenschaften des Fürsten Hohenlohe als Staatsmann und Verwaltungsbeamter keine

*) Das bekannte Vild aller Vcuollmächtigten des Professors Anton von Werner zeigt den Fürsten Hohenlohe in einer besonders gelungenen Auffassung seiner äußeren Erscheinung.

Schwierigkeit. Auf den Antrag des Fürsten Bismarck, welcher am besten in der Lage gewesen war, die Fähigkeiten und Leistungen des bisherigen Botschafters in Paris zu würdigen, wurde die freigewordeüe Stelle eines Statthalters der Gleichstände mit ausgedehnten landesherrlichen Befugnissen unter dem 28. September 1885 dem Fürsten Hohen lohe übertragen. Schon am 8. Tctober überreichte der Fürst dem Präsidenten der französischen Republik, Herrn Grevy, sein Abberufungsschreiben, welches niit dem Ausdruck höchsten Bedauerns entgegengenommen wurde, nnd traf am 5. November zur Ueberimhme seiner neuen Würde in Straßburg ein.

Ueberans herzlich war der Empfang, der dort dem neuernannten Statthalter bereitet wurde. Schon bei feinem ersten Austritt aus den« Bahnhofe wurde Fürst Hohenlohe mit donnernden sich oft erneuernden Hochrufen willkommen geheißen, die Krieger-, Schützen-, Turner- und Gefangvereine veranstalteten ihni zu Ehren am ersten Abend einen Fackelzug, brachten ihm ein Ständchen, und am folgenden Tage schloß sich eine glänzende Auffahrt der Studentenschaft mit Eommers an. Bei dieser Gelegenheit hielt der neue Statthalter eine Ansprache an die akademische Jugend, welche von zündender Wirkung war. Selbst in Metz, wohin der Fürst sich am 16. November begab, wurde derselbe in übei'rafchend festlicher und überaus herzlicher Weife bewillkommt; Neflaggung der Häuser und Fackelzug bildeten die äußeren Kennzeichen. Sehr bemerkt wurde die bei dein Galadiner am 17. November von dem Statthalter gehaltene Rede. Er knüpfte au eine Aeußerung feines Vorgängers an, welcher gesagt hatte, daß er wohl begreife, wie man in Elfasi-Lothringen noch nicht die Zusammengehörigkeit mit Frankreich vergessen habe, und fuhr dann fort wie folgt: „Ich gehe aber weiter und sage: ich begreife, daß die Bewohner des Landes, als sie vor 2 Jahrhunderten von Deutschland getrennt, mit Frankreich vereinigt wurden, die Aenderung nicht zu sehr empfanden. Deutschland war damals ein zerrissenes Land, das weder seine Angehörigen schützen, noch ihre Wohlfahrt fördern konnte, während Frankreich nahezu auf der Höhe feiner geistigen und materiellen Entwickelung stand. Da konnte die Trennung von Deutschland leicht verschmerzt werden. Wenn ich aber so einer historischen Tbat gerecht werde, darf ich nun auch auf die Gegenwart verweisen. Aus einem machtlosen zerrissenen Deutschland ist ein mächtiges Reich geworden. Wie die Einigung znr Wiedergewinnung verlorener Landestheile geführt, fo hat sie uns auch die Macht gegeben, das Wiedergewonnene festzuhalten, die Angehörigen zu fchützen und ihnen die Bedingungen des geistigen und materiellen Gedeihens zu bieten. Damit schwindet das Motiv, das die Bewohner des Landes auf Frankreich blicken läßt. So gebe ich mich der Erwartung hin, Elsaß-Lothringen werde niehr nnd mehr erkennen, die Trennung von Frankreich sei kein Unglück, die Wiedervereinigung mit Deutschland sei eine Gewähr einer glücklichen Zukunft."

Schon bei den am 12. Juli 188<i erfolgten Gemeindemthswahlen in den Neichslanden zeigte sich ein Fortschreiten des Deutschthnms. Der

Fürst-Statthalter, welcher als außerordentlicher Bevollmächtigter des Kaisers Wilhelm I. noch im December 1885 nach Madrid geeilt war, um an der Leichenfeier des Königs Alfons XII. theilzunehmen, hatte ein solches nach besten Kräften anzubahnen gesucht. Bei der Eröffnung des Lcmdesausschusses im Januar 1886 hielt er wieder eine bemerkenswerthe Rede und sagte darin, daß er kein politisches Programm vortragen wolle. Dann fuhr er fort: „Selbst der Staatsmann, welcher die Macht hat, seine Versprechungen zu erfüllen, wird wohl daran thnn, damit sparsam zu sein, da er nicht weiß, ob die Verhältnisse ihn: erlauben werden, sein Programm durchzuführen. Wer aber wie ich mit Factoren zu rechnen hat, die über nnd außerhalb der Sphäre seiner Einwirkung stehen, der muß doppelt vorsichtig sein. Das beste Programm ist eine gute Verwaltung. Darin erblicke ich zunächst meine Aufgabe. Ich werde sie zu erfüllen suchen mit Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue und in dein Gefühl aufrichtigen Dankes für das Vertrauen, mit dem man mir in diesem Lande entgegengekommen ist."

Die hier betonte „Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue" war es denn auch, welche der Fürst in dein Neichslande ebenfo zur Anwendung brachte, wie dies seinerzeit auf dem Botschafterposten in Paris geschehen war, und die auch im Lande selbst wachsende Anerkennung fand. Es mußte daher Ueberrcischung erregen, als bei den Reichstagswahlen am 21. Februar 188? in sämmtlichen 15 Wahlbezirken von Elsaß-Lothringen Protestler durchgebracht wurden, doch ließ sich die Thatsache wohl dadurch erklären, daß weit weniger eine Aenderung der Gesinnung, als die Befürchtung einer Rache Frankreichs bei einem doch immer möglichen Reuanchekriege zu Grunde lag. Fürst Hohen lohe zögerte aber nicht, strengere Maßregeln zn ergreifen; fo beantwortete er bereits am 22. Februar das Wahlergebnis mit einen» Rundschreiben an die Bezirks-Präsidenten, worin er eine strengere Beaufsichtigung des gesammten Nereinslebens anordnete und die beiden Centralverbände der Elsässischen Gesang- nnd Turnvereine auflöste. Im März desselben Jahres begab sich der Fürst nach Berlin, uni Bericht über den Stand der Dinge zu erstatten nnd an den Verhandlungen über die Neugestaltung der staatlichen Verhältnisse der Neichslande theilzunehmen. Er vertrat die Ansicht, daß Elsaß-Lothringen in staatsrechtlicher Beziehung den übrigen deutschen Staaten dann gleichgestellt werden sollte, wenn es den bestehenden Nechtszustand rückhaltlos anerkennen und das Protestiren entschieden aufgeben würde. Es bestanden damals politische Meinungsverschiedenheiten einflußreicher Personen in Berlin über die Gestaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse der Neichslande, von denen Einzelne die Aufhebung des Statthalterpostens wünschten, doch weder Fürst Bismarck, noch ilaiser Wilhelm I. trat solchem Verlangen bei. Wohl wurden einige zeitgemäße Modificationen in den inneren Einrichtungen des Verwaltungs-Mechanismus vorgenommen, doch blieb der Statthalterposten bestehen, und Fürst Hohenlohe kehrte mit den Beweisen vollständigen Vertrauens auf

denselben zurück. Die neue Gestaltung der Dinge sicherte ihm ein strafferes Auftreten, er ließ sich durch Einreden von deutsch-freundlichen Stimmen nicht beirren und erreichte sehr bald, daß die Achtung vor dem neuen Regiments stieg. Auch das Ergebnis; der Bezirkswahlen des Jahres 1888 war ein erfreuliches.
Nach dem Tode des hochseligen Kaisers Wilhelm 1. wandte auch dessen zweiter jugendlicher Nachfolger Wilhelm II. dein Fürsten Hohenlohe große Huld und völliges Vertrauen zu. Die Dinge gingen in den Neichslandeu ihren ungestörten Gang, so daß der Statthalter bei seiner Eröffnungsrede der 17. Tagung des Landesausschusses am 29. Januar 1889 recht befriedigt sich aussprechen konnte. Im Frühling des folgenden Jahres eröffnete er die Ausstellung der deutschen Landwirthschaftsgesellschaft in Straßburg, welche großes Interesse erregte, und brachte der gleich darauf erfolgten Gründung eines elsaß-lothringischen Sängerbundes wahre und wanne Sympathie entgegen. In der Folgezeit gelang es dem Fürsten Hohenlohe, den einige Jahre vorher eingeführten Paßzwang für Reisende theilweise aufzuheben (er wurde nur noch für ausländische Militärpersonen und für Ausgewanderte unter 45 Jahren beibehalten) und dadurch im Lande große Freude zu verbreiten. Als er am 19. October des genannten Jahres von einem Sommerurlaube nach Straßburg zurückkehrte, wurde er am Bahnhofe von einer großen Versammlung herzlich begrüßt und durch eine Ansprache als „edelmüthiger Freund der Bevölkerung, verständnißvoller und wohlmeinender Förderer aller Interessen der Neichslande" gefeiert, worauf der Statthalter der Wahrheit gemäß erwidern konnte, daß Elaß-Lothringen keinen aufrichtigeren und treueren Freund habe als ihn. Das allgemeine Vertrauen, welches ihm fchon längere Zeit hindurch von den Bewohnern der fchönen Reichslande entgegengebracht worden war, hatte hierdurch eine wesentliche Stärkung erfahren und follte niemals mehr getrübt werden.
Schon bei den Neichstagswahlen am 20. Februar 1890 hatte sich herausgestellt, daß die Zahl der Stimmen der Protestler von 247000 auf 100000 zurückgegangen war, so daß vier deutschfreundliche Vertreter nach Verlin entsandt werden konnten, welche Zahl drei Jahre später noch um eine vermehrt wurde, indem der eigene Sohn des Fürsten, Prinz Alexander von Hohenlohe, am 15. Juni 1893 als gewähltes Neichstagsmitglied hinzutrat. Eine noch gesteigerte günstige Stimmung der Stadt- und Landbewohner sollte zum Ausdruck gelangen, als Kaiser Wilhelm II. im Sommer dieses Jahres persönlich die Reichslande durch einen Besuch auszeichnete.
Ani 3. September 1883 war es, genau 65 Jahre nach dem Einzüge des Königs Karl X. von Frankreich, als unter dem Geläute aller Glocken Kaiser Wilhelm II. seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt Lothringens, das alt-ehrwürdige Metz, hielt. Noch an demselben Mittage begab er sich in Begleitung des Statthalters nach Knrzel und von dort zu Wagen nach seinem neu erworbenen Schlosse Urville, zum ersten Male als lothringischer

Gutsbesitzer. Bei der Paradetafel, welche am folgenden Tage in Metz stattfand, war es eine hohe Befriedigung, welche den Kaiser die schönen Worte sprechen ließ: „Ich sehe, ... daß Lothringen sich wohl im Reiche fühlt . . . Mit Genugthuung fehe ich, daß Lothringen das Verständniß für des Reiches Größe und für seine Stellung im Reiche gewonnen hat,"
Und das Verdienst, hierzu ein mefentliches Stück beigetragen, nnt allen Kräften dabei mitgewirkt zu haben, mußte dem Statthalter Fürsten Chlodwig von Hohenlohe zugeschrieben werden, welcher hieran beinahe ein volles Jahrzehnt die Arbeit seiner reifsten Mcmnesjahre gefetzt hatte.
Es erregte daher allgemeines Bedauern, als im Herbst 1 894, nachdem der General von Eavrivi als Reichskanzler zurückgetreten war, Fürst Hohenlohe aus den Neichslandeu abberufen wurde. Mit der Würde des einflußreichen Statthalteramts bekleidet, mag es dem Fürsten wohl nicht leicht geworden sein, sich zur Amiahme der neuen Bürde zu entschließen, allein sein nationales Pflichtgefühl ließ ihm keine andere Wahl: er folgte entschlossen dem Rufe seines kaiserlichen Herrn, Seit dem 26. October 1894 steht Fürst Chlodwig an der Spitze der Leitung des deutschen Staatsschiffes, und da der seitdem verflossene kurze Zeitraum zu einer vollen Würdigung seiner Wirksamkeit noch nicht ausreichen dürfte, so schließen wir hier seine eigentliche Lebensskizze.
Es dürfte wohl angezeigt sein, nachdem hier versucht worden, ein kurzes Lebens- und Charakterbild des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe zn entwerfen, nunmehr auch eine Schilderung des Eindrucks zu unternehmen, welchen die Persönlichkeit des bedeutenden Mannes macht, und letztere überhaupt zu stizzireu. Wir wollen der Lösung dieser Aufgabe uns nicht entziehen.
Der Reichskanzler Fürst Hohenlohe hat im März 1895 das 76. Lebensjahr vollendet, sieht aber jünger aus. Cr besitzt eine vorzügliche Gesundheit und hat von Jugend auf dem Geiste die äußere Hülle dienstbar gemacht, so daß er auch gegenwärtig, nachdem die erste Hälfte des 8. Jahrzehnts überschritten worden, keineswegs etwas Greisenhaftes an sich trägt. Seine fünf Sinne sind gut entwickelt und selbst theilweise noch geschärft worden; nur besitzt seine Stimme, ähnlich wie dies bei seinem großen Amtsvorgänger, dem Fürsten Vismarck, auch der Fall ist, einen etwas schwachen Klang, doch pflegt sie auch niemals überangestrengt zu werden.
Man begegnet im Leben öfters männlichen Physiognomien, aus welchen sich sehr schwer oder überhaupt kaum mit einiger Sicherheit Schlüsse auf deu Charakter ableiten lassen. Ein derartiges Gesicht zeigt Fürst Chlodwig nicht. Das seinige macht vielmehr den offensten Eindruck und giebt mit großer Klarheit und Treue wieder, was dieser Maun ist uud uicht ist.
Aber etwas ungewöhnlich erscheint es doch: die Form seines Hauptes, wohl-

gebildet und regelnmßig, die Linien des Profils und das kräftig entwickelte
Kinn lassen erkennen, daß man hier einen feinen Kopf vor sich hat. Das
Auge drückt zugleich Klugheit und Herzensgüte aus; es pflegt in ruhiger
Prüfung und mit natürlichen: Wohlwollen jeden ihn, zum ersten Mal Be-
gegnenden zu messen; es zeigt eine Ueberlegenheit an Geist und Herz, von
der man sofort überzeugt ist, daß sie nur dem Dienste der guten Sache
sich widmen werde. Eine vornehme Ruhe und Würde ist über der ganzen
Persönlichkeit ausgegossen, die allerdings nicht erkennen läßt, daß dieser
hervorragende Mann noch heute in demselben Iugendfeuer erglühen kann,
welches einst den bäuerischen Reichstagsredner besonders kennzeichnete. Dann
erscheint das dunkle Auge, welches sonst in stiller Wachsamkeit um sich zu
blicken pflegt, in leuchtendem Glänze, es vergrößert sich und äußert eine
durchdringende, selbst durchbohrende Kraft. Man fühlt es alsdann ganz
deutlich: dieser Mann ist zum Befehlen geboren, er weiß, was er will,
und will stets nur, was er soll und muß. Jeder Zoll an ihm ist deutsch.
Die Stirnmuskel tritt oberhalb der Nasenmuskel etwas hervor, sie
küudet uns die Folgen der Denkarbeit, welche sich schon manches Jahrzehnt
hindurch in dem Sitze der menschlichen Hauvtthätigkeit vollzogen hat. Die
Stirn selbst ist hoch, aber nicht sehr breit, über sie legt sich das in früheren
Jahren leicht geträufelte schwarze Kopfhaar, welches heute ergraut ist.
Auch der volle Schnurrbart, welcher die feinen Lippen bedeckt und das
heimliche unwillkürliche Spiel derselben verdeckt, ohne es zu verbergen, hat
die Farbe des Alters angenommen. Einen anderen Bart soll der Fürst
niemals getragen haben, so daß er, zumal da er wenig gealtert ist, von
Bekannten sofort wieder erkannt worden ist, die ihn Jahrzehnte lang nicht
gesehen haben. Die Figur ist zierlich schlank, nicht zu hoch und keineswegs
untersetzt, sie entspricht der ruhigen, vornehmen Haltung eines Weltmanns,
welcher von Kindheit auf sich unter den Großen dieser Erde bewegt hat.
Daß Fürst Hohen lohe einen sehr einfachen, anspruchslosen Charakter
besitzt, kann man schon an der außerordentlich bescheidenen Einrichtung seines
Arbeitszimmers in dem Reichskanzler-Palais zu Berlin wahrnehmen. Die
Fenster dieses Ranmes gehen auf deu Park hinaus, an einem derselben,
der Eingangsthür gerade gegenüber, steht sein Schreibtisch. Auf dem
letzteren erblicken wir eine ganz gewöhnliche Schreib-Unterlage, ein Tinten-
und Sandfaß aus weißem Porzellan, einen Löscher, eine Scheere, also Alles,
was auf einen Schreibtisch gehört, und von derselben einfachen Beschaffen-
heit, wie man sie in fast jedem öffentlichen Bureau fiudet. Drei Feder-
halter — „Stück für Stück einen Silbergroschen" — liegen auf den»
Tintenfaß. Das Petschaft, ein großes Leseglas, Leuchter, Zündholzständer,
Eigarrenhalter — alles dieses ist von der großen Einfachheit, wie sie dem
Fürsten seit seiner Neferendarzeit lieb und zur Gewohnheit geworden ist. Ein
Papiermesser aus Brouze von etwa 30 Centimeter Länge, dessen schwerer
Griff von Bronzestreifen spiralenförmig umschlungen wird, dient dem Reichs-

lanzler als Waffe gegen dickfelliges Kanzleipapier. Von einem etwa V2 Meter hohen Obelisken aus Marmor, dessen Sockel ein mit silberhellem Glockchen ausgerüstetes Uhrwerk birgt, liest der Fürst die Zeit ab, welcher durch Läutemerke den Diener herbeirufen kann, während er noch einen Klingelzug nebst Quaste über seinem Haupte zur Verfügung hat.

Vor dem Schreibtisch steht ein lederbezogener Rohrstuhl; außerdem befindet sich vor dem Pfeilerspiegel ein größerer Sorgenstuhl mit kleinem Lesetisch. Neben deni von Säuleu umgebenen grünen Kamin aus Majolica stehen Sessel rings um einen ovalen Tisch, auf welchen ein lebensgroßes Oelgemälde des Herzogs von Ratibor herabblickt. An der gegenüberliegenden Wand hängt das wohlgetroffene Oelbild des Kaisers Wilhelm I., unter welchem sich ein fünf Mal getheiltes Bücher-Negal mit Acten, Schriften, Druckwerken hinzieht, — zum Beweise, daß es dem Reichskanzler an arbeitsreichem Stoff nicht fehlt. Die langen Gesimse sind von Photographien aus der Familie des Fürsten Hohen lohe bedeckt, auch reihen sich hieran Iagdtrophäen, Humpen, Kannen, Gläser ?c. Daß der Fürst Raucher ist, erkennt man aus den verschiedenen Utensilien: auf jedem Tisch steht Feuerzeug mit Eigarrenständer, jedoch auch alles dies iu einfachster Ausstattung; der Reichskanzler raucht am liebsten Cigaretten und zwar russischen Herkommens. Der ganze Raum dieses Arbeitszimmers hat viel Anheimelndes und das Gemüth Ansprechendes.

Das Temperament des Fürsten ist maßvoll und wird durch langjährige Herrschaft des Geistes über den Körper bedingt, was bei der Lebhaftigkeit des Denkens und dem außerordentlich schnellen Auffassungsvermögen seines Geistes gewiß nicht leicht zn erreichen gewesen ist. Weder Sanguiniker, noch Choleriker ist Fürst Hohen! ohe, aber auch keineswegs ein Phlegmatiker, wohl aber hat er sich eine ihm sehr wohl anstehende gewisse Zurückhaltung angeeignet, die ihn oft ruhiger erscheinen läßt, als er tatsächlich ist. Ihm ist es gelungen, das zn erreichen, was Vater Horaz jedem Manne anempfiehlt, wenn er sein Hsquam mLmsnto rsdu8 in aräuis gsivaro inc-ntsin anstimmt.

Hanpteigenschnften nnd Fähigkeiten des Fürsten, die er während seines langen und vielseitigen Berufslebens stets zu bethätigen gesucht hat, sind: Klarheit des Geistes, richtiges Erfassen, Erkennen und Durchdringen felbst verwickelter Dinge, Gewandtheit der Feder in schriftlichem Ausdrucke, unerschütterliche Ruhe und Leidenschaftslosigkeit in Veurtheilung der Thatsachen, strenges Festhalten an deni für Recht Erkannten, völlige Uneigennühigkeit, treue Hingabe an alles Große, Schöne und Hohe, dann eine edle Milde des Herzens und der Wille, jedem Mitmenschen gerecht zu werden und lieber zu versöhnen als zu kränken. Man wird gestehen müssen, daß diese Eigenschaften ein Ganzes bilden, dessen Besitz Jedem zu wünschen ist. Und das ist der Mann, in dessen Hände die Leitung des schweren Amts eines deutschen Reichskanzlers gelegt ist. Möge sie ihm stets wohlgelingen!

„Das gelehrte Frauenzimmer."
Ein Essai über das Frauenstudium in Deutschland zur Rococo und Zopfzeit.
von
Georg Steinhaufen.
— Jena. —

bitte meine Leser und namentlich ineine Leserinnen, in dem gewählten Titel keine irgendwie malitiüse Färbung sehen zu wollen. Der Ausdruck: „das gelehrte Frauenzimmer" ist ein allgemein üblicher Ausdruck der Zeit, van der ich handeln will, und besitzt jene Färbung durchaus nicht. So nennt beispielsweise ein damaliger Vertheidiger der gelehrten Frauen, C. F. Paullini, ein von ihm verfaßtes Vuch „Hoch- und Wohl- gelahrtes deutsches Frauen Zimmer"; und in ähnlichen Schriften z. V. von Engelcken, Eberti, Finauer kehrt die Bezeichnung überall wieder. Mehr könnte die Erscheinung selbst, über die ich hier Einiges beibringen will, auffallen, daß man nämlich schon damals überhaupt von einem Frauenstudium reden kann. Natürlich nicht von einem organisirten, obgleich, wie wir sehen werden, anch dazu ein Anlauf genommen wurde: aber doch von einer auffälligen Neigung des weiblichen Geschlechts zu gelehrten Studien. Heute, im Zeitalter der schriftstellernden Damen, ist zwar die allgemeine Nildung der Frauen unendlich viel größer geworden als damals. Aber von gelehrten Frauen kann doch nur in erheblich geringerem Umfange gesprochen werden, nnd eine neuere Schriftstellerin hat Recht, wenn sie meint, „daß es während jener Periode wenigstens zwanzig gelehrte Weiber gebe gegen eine Zeitgenossin, die unsere gegenwärtigen Gelehrten für ebenbürtig anerkennen möchten."

Gelehrte Frauen hat es ja fast zu allen Zeiten gegeben. Schon Enripides ineint: Ich hasse ein gelehrtes Weib, und keine soll mir in's Haus kommen, die mehr weiß, als dem Weibe nütze ist. Als auffällige Erscheinung aber tritt — in Deutschland uenigftens — die Gelehrsamkeit
x

der Frauen erst in der bezeichneten Periode hervor. — Es scheint das im Widerspruch zu stehen mit dem allgemeinen Vildungszustand der Frauen und Mädchen jener Zeit. Im Mittelalter war dieser weit höher gewesen als der der Männer; das Minnezeitalter hatte dann die Frau mit einem strahlenden gesellschaftlichen Nimbus umgeben. Neides war anders geworden: in geistiger wie in gesellschaftlicher Beziehung trat die Frau zurück; sie wurde auf das Haus beschränkt, und in häuslicher Abgeschlossenheit wuchs das weibliche Geschlecht heran: seine Erziehung und Bildung wurden vernachlässigt. Die italienische Renaissance, die so viele hochgebildete Fraueu hervorbrachte, erweckte nur schwache Nachklänge ans deutschem Boden. Gegenüber diesen wenigen Ausnahmen, wie der Charitas Pirkheimer und anderen, tritt die grosse Masse völlig zurück. Der Durchschnitt der Frauen war ohne jedes höhere geistige Interesse. In meinem Aufsatz: „Die deutscheu Frauen im siebzehnten Jahrhundert" (abgedruckt in den Eulturstudien) habe ich das näher ausgeführt und belegt, freilich dabei stark betont, wie sehr diese Abgeschlossenheit ein Glück für die Frauen war. Sie retteten Gemüth und Natürlichkeit durch eine ganz verbildete Zeit hindurch: dem vielen Neuen und Abstoßenden gegenüber blieben sie — namentlich die Frauen des Mittelstandes — treue Hüterinnen des alten Familiengeistes und frischer Naivctät.

In diesen Zuständen trat nun gegen Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts — in einzelnen Erscheinungen auch schon früher — eine gewisse Aenderung durch das Aufkommen jener gelehrten Species ein, deren Eremvlare immer zahlreicher wurden. Freilich, die große Masse der Frauen wurde auch jetzt davon wenig berührt.

Immerhin wurde die gelehrte Frau zu einem geiuifsen Typus und ist insofern culturhistorisch bemerkenswert!). Man scheint das heute vielfach vergessen zu haben. So sieht Ludwig Geiger in seinem tüchtigen Buch: „Berlin 1688—1840" die gelehrten Interessen der Königin Sophie Charlotte anscheinend als eine besondere Ausnahme an. Das ist nickt der Fall. Ich bemerke es ausdrücklich, daß ich hier nicht von schöngeistigen Bestrebungen handle, obgleich auch auf dem Gebiet der Litteratur, wie auf dem des Kirchenliedes, eine ganze Reihe Frauennamen (z. N. Sibylle Schwarz) zu nennen wären, fondern von gelehrten Studien.

An die Renaissance knüpft diese Erscheinung mir in gewissem Sinne an, so namentlich insofern, als die theoretifchen Erörterungen über die Unterschiede der beiden Geschlechter und über die Frage, ob die Frauen sich mit gelehrten Dingen beschäftigen dürften, bereits ein beliebtes Thema italienischer Humanisten waren. Jakob Burkhard! und Ianitschek haben darüber eingehender gehandelt. Während aber diese theoretische Frage in dem Italien der Renaissance, in dem die Bildung der Frau der des Mannes völlig ebenbürtig war, praktisch bereits zu Gunsten der Frau gelöst war, wandte sich das Interesse der deutschen Humanisten zwar gelegentlich auch der Frage zu — so pries Eonrad

Celles die Hroswitha — aber sie konnten doch nur auf wenige deutsche Frauen zu ihrer Zeit hinweisen, die der klassischen Bildung theilhaftig waren. Auch Erasmus hat diese Frauenfrage erörtert. Ein besonderer Verfechter der Frauen wurde Agrippa von Nettesheim, der ihnen sogar eine Superiorität vor den Männern beilegte. Seine Schrift ist betitelt: De iwdi!it»tE st vraooellsnti» losminini 86XU8 eiuLäsmyus 8upra virilsiu eiuiueuti».. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts traten dann eine ganze Reihe deutscher Pertheidiger der Frauen auf, so 1595 der Doctor Simon Gedicke, der in allem Ernst das weibliche Geschlecht gegen eine Behauptung, die damals aufgestellt und in vielen Nachdrucken verbreitet war, daß nämlich die Weiber keine Menfchen feien, vertheidigte, fo 1596 Andreas Schoppius und 1597 Valthafar Wandel, die aus demselben Grunde für die Frauen auftraten.

Ganz unverhältnißmäßig stärker tritt dann diese Litteratur erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts auf und zwar, weil damals, wie gesagt, das gelehrte Frauenzimmer eine Erscheinung war, die auffallen mußte.

Woher kam diese Erscheinung. In erster Linie, meine ich, ist sie in dem Charakter der ganzen Zeit begründet. Mit Recht hat man dieses Zeitalter als das polnhistorische, als das gelehrte K»t' exoctie,, bezeichnet. Es ist ja im Grunde eine höchst widerwärtige Periode; in moralischer nnd geistiger Beziehung zeigt sich seit Ausgang des 16. Jahrhunderts eine starke Depression, und so ist denn dieses Attribut der Gelehrtheit nicht fchlechthin als Vorzug aufzufassen. Zweifellos ist in dieser Zeit gerade auf gelehrtem Gebiet viel geleistet worden: aber ebenfo unzweifelhaft wiegt der Charakter des Epigonenhaften, nicht der frifcher und fröhlicher Prodnction vor. Und noch schlimmer ist der banausische Zug, der sich zeigt, und weiter die Sucht, sich einen Anstrich, ein Air zu geben. Nicht gelehrt, sondern wenn wir das Wort, das heute eine bezeichnende Färbung erhalten hat, anwenden wollen: gelahrt erscheint uns die Zeit. Curiositäten und Alfanzereien werden besonders werth gehalten: oft schreitet der helle Blödsinn in gelehrt aufgeputztem Gewände einher. Das Einfachste wird durch gelehrtes Brimborium verdunkelt: noch heute haben viele Gelehrte es nicht fertig bringen können, sich von der öden Manier der Unverständlichkeit freizumachen, als ob sie damit der Wahrheit dienten — mit einem Wort: Die Gelehrtheit wurde damals Mode.

Vereinzelt tritt nns das „gelehrte Frauenzimmer" schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entgegen. Waren vorher einzelne Frauen schon auf dem Gebiet der Erbauungslitteratur — man vergleiche darüber den Aufsatz von Talvj: „Deutschlands Schriftstellerinnen" im Historischen Taschenbuch — thätig gewesen, so kamen jetzt weibliche „Wunder" der reinen Gelehrsamkeit zum Vorschein. Um jene Zeit stand bekanntlich die gelehrte Thätigkeit vor Allem in den Niederlanden in Blüthe. Namen

wie Lipsius, Scaliger, Heinsius sind ja Allen geläufig. So ist es erklärlich, daß gerade in den Niederlanden die gelehrten Frauen — als Beispiel wird öfter Cornelia Vossius angeführt — zuerst häufiger werden. Die Niederlande nannten auch jene Anna Maria von Schurmann, die niederländische Minerva., mit Stolz die ihrige.. Von Geburt eine Deutsche — sie ist 1607 in Köln geboren — hat sie den größten Theil ihres Lebens in Utrecht zugebracht. Man findet über sie in zahlreichen Büchern Näheres: hier genüge anzuführen, daß sie vierzehn Sprachen verstand, mit zahlreichen Gelehrten in Briefwechsel stand und selbst schriftstellerte. Interessant ist aber namentlich, wie diesem „gelehrten Frauenzimmer" die gesammte gelehrte Welt huldigte. Die zehnte Muse, das Wunder des Jahrhunderts, diese und ähnliche Bezeichnungen wurden zahlreich auf sie angewandt. Sie imponirte dieser polyhistorischen Zeit, und daß sie ein Weib war, machte sie dieser curiositätenlüsternen Epoche nur noch interessanter. Ter Sucht jener Zeit nach dem „Wunderbarlichen und Unerhörten" schreibe ich dieses Interesse nicht zum kleinsten Theil zu. Anna Maria von Schurmann, die übrigens ihrerseits Schriften pro ckomo d. h. für die gelehrten Frauen (z. N. 6« inFS»ii iuuiisbi-i8 aä clootrin»ni et ui6ll<ilS8 Iitoi'ü8 llptituäius) schrieb, fand nun in Teutschland selbst bald zahlreiche Nachfolgerinnen. Aus anderen Ländern, wo man dieselbe Erscheinung beobachten kann, will ich hier im Vorbeigehen nur an die Engländerin Weston und die berühmte Christine von Schweden erinnern.

Die bekannten und unbekannten „gelehrten Frauenzimmer" Deutschlands hier einzeln aufzuzählen, hat wenig Zweck. Die Hauptsache ist, festzustellen, daß sie gegen 17t)() hin gerade in Deutschland eine Modeerscheinung werden. So spricht ein damaliger Autor, Johann Gerhard Menschen, der Verfasser eine „Oourisuson Schau-Bühne Durchlauchtigst-Gelehrter vllmeg" von Deutschland als „einem Lande, so sich vor allen andern viel grund-gelahrter Vams8 zu rühmen hat". Von einzelnen Erscheinungen aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts will ich hier Anna Maria Cramer nennen, die im Alter von 14 Jahren, wahrscheinlich in Folge der Ueberladung mit gelehrten Dingen, starb. Ter Vater, der Magdeburger Pastor Andreas Cramer, rühmt von ihr in einem lateinischen Epitaphium, daß sie KiZtoriae 6t pootioa« 8tu6w8i83iw», liußuig latinÄ 6t bsdrnie» sl6A»ntl88im« excult» 6t 8aorai'urn littorarum 8wäil8 unics äeäitn gewesen sei. Auf sein „Wunderkind" war der Vater zweifellos sehr stolz gewesen, und ähnlich dachten viele Gelehrten und suchten aus ihren Töchtern gelehrte Monstra zu machen.

Aber nicht nur die Töchter der Gelehrten, fondern namentlich auch Fürstentöchter, an deren Erziehung mehr herumerperimentirt wurde, als an der geringerer Frauen, bieten Beispiele, wie Luise Amöne von Anhalt, die Hebräisch verstand, die fertige Lateinerin Katharina Ursula von Baden, Antonio, von Württemberg „mit ihrer ungemeinen Wissenschafft in der

Griechischen, vornehmlich in der Hebräischen Sprache", die Töchter des Winterkünigs, Elisabeth, Aebtissin von Herford, die gelehrte Freundin Descartes', und Sophie von Vraunschweig. Von der Letzteren rühmt der obenerwähnte Meuschen, daß die „Strahlen Ihrer durchdringenden Weißheit, schärften Verstandes und inettadlsr Wissenschaft in der ^lisOlo^ie, 6eoßr»pdis, 2i8toriL und vielerlei) Sprachen so hellgläntzend sennd, daß sie das Licht seiner blöden Augen verdunkeln und machen, daß er sie mehr in stiller Verwunderimg verehre als zu entwerffen sich überwinde." Ihre Tochter war die bekannte Sophie Charlotte, die Freundin Leibnizens.

Neben diesen fürstlichen gelehrten Frauen — die Beispiele ließen sich leicht vemehren — wären gar viele aus bürgerlichen und adligen Kreisen zu nennen, von denen einzelne, wie Maria Barbara Lehmann, Maria Kunitz, Helene Sibylle Wagenseil, weit und breit bekannt waren. Doch will ich hier nicht mit Notizen ermüden. Zahlreiche Beispiele „gelehrter Frauenzimmer" findet man in dem erwähnten Aufsatz der Talvj und in der gleich zu nennenden Litteraturgattung des 17. und 18. Jahrhunderts. Hervorzuheben ist nämlich, daß man damals von solchen Frauen und Jungfrauen — nicht blos jener, sondern auch früherer Zeit — befonders gern hörte und las. Sehr zahlreich werden die Schriften, die ^ oft in trockener Aufzählung — von gelehrten Frauen berichten. So sind zu nennen: Ioh. Franenlob, die lobwürdige Gesellschaft der gelehrten Weiber, Paschii ss.vnaeceum äocwiu, C. F. Panllini, Hoch« nnd Wohl-gelahrtes Teutsches Frauen-Zimmer, Ioh. Casp. Eberti eröffnetes Cabinet des gelehrten Frauenzimmers und sehr viele andere. Diese Litteratur muß also sehr beliebt gewesen sein und zahlreiche Leser gefunden haben. Diese Galerien sollten „zum angenehmen Zeitvertreib" dienen, man sollte, wie es bei Paullini heißt, daraus ersehen, „wie unser geliebtes Teutschland weder den hochtrabenden Spaniern noch den ehrgeitzigen Welschen oder aufgeblasenen Frantzosen dißfalls im geringsten nachzugeben habe, sintemahl hierinn solche Pierinnen gezeigt werden, die viele Ausländerinnen in den Winkel jagen." Und dann heißt es stolz: „Denn wie weit glückseliger und zierlicher ist unser jetziges Teutschland, als zu Taciti Zeiten, da weder Mann noch Frau was künstliches kont- oder wüsten."

Diese Litteratur zeugt weiter davon, daß man in vielen Kreisen, namentlich natürlich den gelehrten, die gelehrten Frauenzimmer besonders hochachtete. Wenn schon zu Anfang des Jahrhunderts die Ienaischo theologische Facultät ein gelehrtes Buch der Regina von Grünad: „Der geistliche Wagen" — das Buch selbst konnte ich nicht erlangen, auf der Jenaer Bibliothek ist es nicht — mit einer empfehlenden Vorrede einleitete, so zeigt das die wachsende Achtung. Mit besonderer Vorliebe wandte man sich auf's Neue der Frage zu, ob den Frauen das gelehrte Studium dienlich fei. Auch diese Litteratur ist sehr zahlreich: es würde zu weit führen, hier Nachweise zu geben. Es ist ja auch er-

tlärlich, daß die Menge der gelehrten Frauen die Frage und das Interesse daran besonders in Fluß bringen mußte. Namentlich um 1700 läßt sich das bemerken. In dem großen encnklopä'dischen Werke des von Hohberg: ,,6eorFiea eurio8», oder Adeliges Landleben" findet sich in der Ausgabe von 1682 die Frage nicht berührt, in der von 1701 ist dann aber ein neues Capitel enthalten: „Ob einen« Weibsbild das Studium wohl anstehe?" Die meisten Autoren nun nehmen in der Frage einen ziemlich vernünftigen Standpunkt ein, wenngleich sie den allgemeinen Nespect vor den gelehrten Frauen meistens theilen. Ein besonderer Verehrer derselben ist Paullini. Er sagt von der oben erwähnten Euripidesstelle: „Es ist ja wohl eine Ochsenstimme, wenn Eurivides also herausplumpet." Er schilt, daß die Frauen selbst, d. h. die Masse derselben, diese gelehrten Zierden wenig achten, und läßt eine also sprechen: „Ja so gar sind wir zur Barbarei und Unwissenheit verdammt, daß nicht allein die Mannspersonen, sondern auch die meisten von unserem Geschlecht selber, weil sie in der Eitelkeit und Unwissenheit verwildert sind, uns verachten und verlachen, wenn eine oder die andere auf löbliche Wissenschaft sich befleißt, und nichts auf gelebrte Weibspersonen halten." Ein anderer wanner Vertheidiger ist Paullinis Freund, Herr Johannes Sauerbrei, der zwei Disputationen äs teiuinaruiii sruäitiuns hielt. Ein wenig anders urtheilt der erwähnte Herr von Hohberg-, er bewundert ,,die yxosllsutsu InAyni»" unter den Frauen, aber für allgemeine gelehrte Nildung ist er nicht. „Wann ich hierinnen," sagt er, „meine Mennung unmaßgeblich beifügen sollte, geb ich zwar gerne zu, daß mehr Schad als Nutzen daraus entspringen sollte, wenn sich die Weiber insgemein auf's Studium begeben wollen; das kann man aber dennoch nicht laugnen, daß sie so mol GOttes Ebenbild sind als die Männer, und wo sich sxtraoräinni'ie hohe InFSnia, scharfsinnige .luäicin, und fürtreffliche Einfälle unter ihnen befinden, und sie solche zu GOttes Lob und Dienst des Nächsten bescheidentlich anwenden, es nicht allein untadelich, sondern auch löblich und rühmlich sey; wie ich dann von dergleichen fürtrefflichen weissen Frauenzimmer viel Erempel anziehen könnte u. s. w. Weil aber dieses absonderliche und heroische Erempel sind, wäre es verwegen, wann man ihnen insgemein nachahmen sollte, sonderlich, wann man dabe« die weibliche Pflicht, Gebühr- und Neruffs-Arbeit beyseits setzen, versäumen und vernachlässigen wolle." In ähnlicher Weise spricht sich ein etwas später erschienenes Werk: „Nutzbares, galantes und curiöses Frauenzimmer-Lexikon" aus. In der Vorrede desselben wird auf den neuerdings heftig entbrannten Streit über die gelehrten Frauen hingewiesen: der Verfasser will deshalb „einige unvorgreiffliche Gedanken: Ob und wie weit ein Frauenzimmer sich in die gelehrte Wissenschaften einzulassen Ursache habe", ausführen. Er ist durchaus für wissenschaftliche Nildung, aber in einem beschränkten Sinn. „Mit solchen Weibes-Personen aber," fährt er fort, „die sich in der Äat!>erü»tic, I'dilozopliia 8oiontiiica, Staats-Kunst, Oriti«,

l'b.ilologie, ?n?8is> Sprachen, der höheren ^iisologis, 'luriZpruäeu? unl> Neäioill allzu sehr vertiefst haben, wird wohl niemanden viel gedienet seyn. Kommt ein dergleichen Gewächse in den gelehrten Gefilden zum Vorschein, so muh man es wie eine rare ausländische Pflantze bewundern, keineswegs aber zur Nachahmung vorzeigen."

Dieser Standpunkt wird allmählich immer häufiger vertreten. Keine gelehrten Wunder, aber größere Nildung des weiblichen Geschlechtes. Denn man muß nicht vergessen, worauf ich schon zu Anfang dieser Skizze hingewiesen habe, daß, wenn auf der einen Seite das „gelehrte Frauenzimmer" nicht selten war, auf der anderen doch ganz auffallende Unbildung und Umvissenheit herrschte. Darauf weist z. V. Veit Ludwig von Seckendorff in seinen: „Christen-Stat" sehr nachdrücklich hin. „Ist also," sagt er, „eine grosse und unverantwortliche Nachlässigkeit, daß so wenig Sorge für die Unterweisung und gute Erziehung des weiblichen Geschlechts getragen wird. Ein sehr weniges geschiehet in den Mägdlein-Schulen und bleibet gemeiniglich und bei dem alleruntersten Grad der (ÜÄtkcb.i8ation." Unbedingt für „gelehrte Weiber" ist er auch nicht, aber es ist „auch eine Mittel-Straße zu treffen". So bedauert er, daß aus dem Plane des Kurfürsten August von Sachsen 1555, „drey so genante Iungfran-Schulen, iede vor 40 Personen, im Lande zu stiften," Nichts geworden ist; „wie anders Gutes mehr, ist auch dieses ohne s3sc>t geblieben, so doch ein herrlich Erempel gegeben hätte, dem hin und wieder nachzufolgen gewesen wäre".

Auf diese wichtige und interessante Bewegung zur Hebung des weiblichen Geschlechtes will ich hier nicht näher eingehen: man weiß, wie namentlich die moralischen Wochenschriften sehr darauf hinwirkten. Das „Frauen-Volk" follte, wie es in den „Discursen der Mahler" heißt, „witzig und angenehm, aber nicht gelehrt und pedantisch" werden. An Geliert ist ebenfalls zu erinnern: die Vremer Beiträge wandten sich namentlich an das „gebildete Frauenzimmer". Von dieser socialen Bewegung werde ich in größerem Zusammenhang über kurz oder lang zu handeln versuchen.

Hier beschränke ich mich darauf, die gelehrteTpecies weiter zu beobachten. In diefer Beziehung stoßen wir im Anfang des 18. Jahrhunderts auf Bestrebungen, die trotz der Angriffe auf die „gelehrten Weiber" und trotz der oben angeführten Warnungen vor Uebertreibungen den Frauen höhere Gelehrsamkeit nachdrücklicher zu sichern suchen.

Der Gedanke einer Akademie tritt auf und wird vielfach erörtert. Namentlich in Zeitschriften. So wird in den „auserlesenen Anmerkungen über allerhand wichtige Materien und Schriften" 170? eine „Jungfer-Akademie" vorgeschlagen. Der Autor will allerdings wesentlich „eine Gelehrtheit in lßalibuL", keine „gelehrten Dhorheiten. welche man bisher eine Erudition genennet". Da nun die Universitäten „zur Zeit noch nicht im Stande" mären, „daß man Jungfern und Weibern rathen dürfte, mit den Herren Studenten im Collegio eine bunte Reihe zu machen", fo müsse man

eben für sie „eigene Schulen und Universitäten" aufrichten. Er schlägt denn eine vollständige Organisation vor, will z. B. auch Promotionen, also weibliche Doctoren, und verspricht von einer solchen Anstalt dem Lande auch materiellen Vortheil. „Dergleichen Jungfer-Akademie würde über den Nutzen, so von der Wcibergelehrtheit der Republik zugeht, auch der Stadt und den: Lande ein Großes eintragen". Das gleiche Thema fpielt in den moralischen Wochenschriften eine erhebliche Rolle. Hin und wieder wird es dort freilich etwas fatirifch behandelt. „Der Patriot", die Hamburger Wochenschrift, kommt schon im dritten Stück des ersten Jahres darauf zu fprechen. „Wir meinen, die Wissenschaften sind dem Fraunzimmer Nichts nütze; es werde derselben nach seiner natürlichen Schwachheit mißbrauchen, und lassen deswegen mit Fleiß unsere Töchter in der dickesten Unwissenheit aufwachsen." „Dieses Betragen" wird „unverantwortlich" gefunden, und auch hier eine Akademie vorgeschlagen, die aber wesentlich auch eine gebildete und gute Hausfrau erziehen soll. Sie soll „in allen Wissenschaften akademische Ehren-Stellen" vertheilen können, und vornehmlich soll sie, wird wohl etwas schalkhaft hinzugefügt, „in der Haushaltungs-Kunst sie zu Magisterinnen, Licentia-tinnen und Doctorinnen machen". Die Leipziger Wochenschrift „Der Biedermann" behandelt die Sache auch anfangs nicht ernst, indeni es einen lächerlichen Vorschlag, nämlich das männliche Geschlecht vom Katheder ab-zuweisen und au dessen Stelle lauter galantes und gelehrtes Frauenzimmer als Professorinnen und Doctorinnen der studirenden Jugend vorzusetzen", erörtern und abweisen läßt. Dann aber wird ein Brief veröffentlicht, in dem folgende Stellen vorkommen: „Ich zweifle keineswegs, daß nicht die in Vorschlag gebrachte Frauenzimmer-Akademie in's Werk zu richten, möglich sein sollte, uud zwar auf folgende Art: Fänden die Mütter bey ihren annoch zarten Töchtern, daß sie Gaben zum Studiren befassen, so dürften sie dieselben nur mit einein und dem anderen Gelehrten Privat-Stunden halten lassen, bis sie die Vollkommenheit erreichet hätten, daß sie weiter keinen Unterricht brauchten. Wozu ihre Neigung eine jede triebe, dazu müßte man sie anführen lassen, so daß man nnter ihnen Geistliche, Rechts-Gelehrte, Artzenen-Verständige und Welt-Weise, ja überhaupt alle Arten der Gelehrten anträfe, dergestalt würde in wenig Jahren fo viel ge-schicktes Frauenzimmer als Mannspersonen zu finden seyn. Ihrem Werthe und Wissenschaft nach müsste man eben aus ihnen Doctores und Professores machen, damit ihre Bemühungen gleichfalls einige Belohnung von Ehren-Stellen zu gewarten hätten". Im Ganzen will der Schreiber beweisen, „daß die Frauenzimmer-Akademien der gelehrten Welt mehr Nutzen als Schaden stiften würden, im Fall sie sollten aufgerichtet werden". Sie wurden nicht aufgerichtet, auch ein Plan im Jahre 1748, den Moliu in Hamburg ausführen wollte, wurde nicht verwirklicht.

Aber die Bestrebungen zeigen doch, daß das „gelehrte Frauenzimmer" noch immer sich ernsthafte Geltung verschaffte. Am hingehendsten wird es in

der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Wochenschrift: „Die vernünftigen Tadlerinnen" vertheidigt — leicht erklärlich, denn es ist das Organ Gottscheds. Ein Artikel in derselben von „Ealliste", d. h. von Gottsched selber, kommt darauf ausführlich zu sprechen. „Ich muß mich oftmals wundern," beginnt er, „daß der Haß gegen die Gelehrsamkeit des weiblichen Geschlechts ben vielen Leuten so gar groß ist. Man kann bey den ineisten Leuten ein Frauenzimmer nicht lächerlicher, nicht abscheulicher abbilden, als wenn man ihm den Titel eines gelehrten Frauenzimmers beyleget." Auf seine Verthcidigung will ich hier nicht eingehen, das Thema wird in der Zeitschrift noch wiederholt behandelt. So wird einmal in einein Stück mit dem Motto „Ist irgendwo ein Mann, der einer Schurmannin sich gleich erweisen kann?" (Rachel) ausführlich die oben erwähnte Schrift der Schurmann ausgezogen und damit die Nothwendigkeit des Frauenstudiums dargelegt. Ein anderes Mal wird das Lob der gelehrten Frau also gesungen: „Ich ergehe mich, so oft ich daran gedenke, wie der berühmte Dacier mit seiner gelehrten Frauen gelebet haben müsse. Ich stelle mir zum Eremvel vor, wie bende Ehegattinnen beysammen sitzen, und die weisen Sprüche des großen Kaisers Antoninus aus dem Griechischen in's Französische übersetzen. Welch ein angenehmer Streit ist dieses, da der Mann es der Frauen, die Frau aber dem Manne in der Gelehrsamkeit zuvor thun will; endlich aber sich mit einander vergleichen und zuletzt ein Buch unter bender Namen an's Licht stellen."

Unwillkürlich fühlt man sich an Gottsched und seine Frau erinnert. In Frau Gottsched, der früheren „Jungfer Kulmus", haben wir noch eine charakteristische Vertreterin der gelehrten Frauen vor uns. Sie verstand mehrere Sprachen, auch Lateinisch und Griechisch, und ihre Interessen waren sehr weite. Freilich konnte sie gleichzeitig auf den Namen einer gebildeten Frau Anspruch machen. Davon zeugen ihre Briefe; in meiner „Geschichte des deutschen Briefes" habe ich wohl mit Recht auf sie besonders hingewiesen. Vor den gebildeten Frauen mußten aber dann die „gelehrten" weichen. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sterben sie aus, trotz Vorkämpferinnen, wie der Dichterin Sidonia Hedwig Zäunemann, die es bitter rügt, daß den Frauen die Lehrsäle verschlossen seien, und die Männerwelt anklagt wegen ihrer Verhöhnung: „Ein Weib, das dichtet und schreibt, heißt sie (bedenkt es nur) ein schönes Ungeheuer und Blendwerk der Natur." Die Zäunemann hat aber doch nicht ganz Recht. Die gelehrte Welt hielt noch in der Mitte des Jahrhunderts an manchen Orten die gelehrte Frau hoch und verschloß ihr mitunter sogar nicht die Lehrsäle.

Dafür will ich noch ein bisher wohl unbekanntes Beispiel anführen, ein gelehrtes Frauenzimmer aus Pommern, das uns zugleich als letzte Vertreterin des aussterbenden Typus dienen mag. Es ist Anna Christine Ehrenfried von Balthasar, der Weltweisheit Naccalaurea in Greifswald. Am 14. Juli 1750 Nachmittags hielt sie zur Eröffnung der

akademischen Bibliothek eine Rede, die nachgehende gedruckt ist: „Erweis, daß Bibliotheken die sichersten Wohnstätten einer wahren und ächten Freundschaft sind." Der Anfang ist charakteristisch, und ich theile ihn hier mit:
„Sie erlaubten es mir. Hochgeschätzte Glieder der Köngl. Akademie, ben den ersten Feierlichkeiten in den: neuen Tempel der Musen die Gesinnung der Freude und der Andacht zu schildern. Sie erlaubten es nicht nur; Sie bewiesen auch auf eine, für mich und mein Geschlecht so vortheilhafte Art, wie weit ihr rühmlicher Trieb für die Ausbreitung der Wissenschaften gehet und wie bereitwillig Sie sind, die Neigung zu denselben auch an denen zu lieben und zu belohnen, welchen die Herrschaft der Gewohnheit sonst den Zutritt zu Lehrsälen und Kathedern beynahe verschlossen hatte."
Noch interessanter ist eine Schrift, die an sie, „die Greifswaldische Muse," gerichtet ist und zwar aus Königsberg: „An die Hochwohlgebohrne Fräulein, Fränlein Anna Christine Ehrenfrieb von Balthasar, der Weltweisheit Baccalaurea, der Königl. Gesellschaft der schönen Wissenschaften zu Greifswald und der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg Ehrenmitglied, ber, der Akademischen Iubelfener zu Greifswalde gerichtet. Den 18. des Weinmonats 1756." Darin heißt es unter Anderem:
„Jetzt errathen Sie fchon gnädige Fräulein, warum unsere Gesellschaft diese Blätter an Sie gerichtet hat. Sie sind die Zierde der Greifswaldischen Musen. Diese hohe Schule zählt es unter die grossesten Glücksgüter bei) ihrem Jubelfest, in ihren Mauern eine gelehrte Dame aufzeigen zu können. Ihre Einsicht in das Reich der Gelehrsamkeit, der schönen Wissenschaften ist der gelehrten Welt bekannt. Ihre Einweihungsrede des Greifswaldischen Musentempels, die Sie in lateinischer Sprache gehalten, die Antrittsrede in die Königliche Deutsche Gesellschaft, und die Rede bey Eröffnung der akademischen Bibliothek sind ewige Denkmäler ihrer feinen und witzigen Beredsamkeit, die die Nachwelt als einen seltenen Schatz aufbewahren wird."
Und weiter: „Frankreich mag sich immerhin einer Dacier und Ehatelet und Italien einer Baßi, Leipzig einer Gottschedin und Schweden selbst einer gelehrten Gräfin von Eckeblad rühmen; wir haben eine gelehrte, eine witzige und eine tugendhafte von Balthasar aufzuzeigen und können mit Recht auf unsere Ehre stolz sein. Je seltener es ist, ein Frauenzimmer von Stande zu seyn und sich zugleich über das Genie dieses Jahrhunderts, nur beym Nachtisch und Lomberspiel zu denken und in frauenzimmerlichen Kleinigkeiten groß zu werden, zu erheben und den schönen Geist der Gelehrsamkeit zu widmen; je mehr Achtsamkeit und Verwunderung bezeugt die vernünftige Welt, wenn sie von schönen Lippen die Lehren der Weisheit fließen höret. Die Gratien umschwärmen lächelnd ihr Haupt und jedes Wort flößet Entzückung in die Seele des Zuhörers."
Stärkeren Ausdruck kann der Cultus der gelehrten Frau nicht gut finden.

Krankenpflege und specisische Therapie.

von

Martin Mendelsohn.

— Vellin. —

gegenüber einer tiefgehenden Anschauung der Völker, ivelche allen ^rten und allen Zeiten eigenthümlich anzugehören sck)eint, hat die medicinische Wissenschaft, wenigstens was ihre Anwendung im Leben und ihre tatsächlichen Leistungen anbetrifft, ihre Wertschätzung mit Müh? aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen: der Anschauung gegenüber, alle Krankheiten wüßten geheilt werden können, die Menschheit habe geradezu einen Anspruch darauf, uon der Mediciu eine solche, nie versagende Leistungsfähigkeit zu «erlangen. Und doch ist solch ein Anspruch nichts Anderes, als wollte wcm etwa uon dem Astronomen verlangen, er solle nicht nur eine bestimmte Eonslellotion des Mondes zur Erde voraussagen und berechnen, sondern auch eine hierdurch vielleicht eintretende ^turmfluth verhindern und abwenden. Denn den gleichen, ewigen, ehernen, großen Gesehen, wie die Körper des Weltalls in ihren gewaltigen Bewegungen, gehorchen auch wir, auch nach ihnen müssen wir unseres Daseins Kreise vollenden, und das, was wir Krankheit zu nennen gewöhnt sind, ist nichts Anderes, als der Widerhall der gescunmten Einflüsse und Einwirkungen der uns umgebenden Natur auf den jeder Beeinflussung zugänglichen menschlichen Organismus, der Widerhall von Einwirkungen, die wir nie und nimmer aus der Welt zu schaffen vermögen, denn sie umfassen eben die gesummte Natur; und wie unser ganzes Leben niclt-5 anderes ist, als ein „Sichabfinden" nnseres Ichs mit seiner Umgebung, so sind die Epochen der Krankheit nur jene Perioden im Leben, wo dies dem Organismus uur schwer uud

'>

nur mit Mühe gelingt. Und darum ist es eine naive nnd hinter der heutigen Weltanschauung weit zurückbleibende Auffassung des Begriffes der Krankheit, wenn man sich vorstellt, daß in der Natur, wie für jedes Gift ein Gegen- gift, wider jede Krankheit ein Kraut gewachsen sei, daß es gegen jede „Krankheit" ein „Mitte!" geben müsse. Nur der Wunsch war hier der Vater des Gedankens; und der Wunsch nach so hohem, so unerreichbarem Ziel hat die besten Geister, welche die medicinische Wissenschaft aufzuweisen hat, immer wieder versucht, nach Mitteln gegen die Krankheiten zu forsche«, specifischen Mitteln, welche die Krankheiten vernichteten. Aber niemals ist Einer mit diesem heißen Bemühu weiter von wahrer Heilkunst entfernt, als wenn er so mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn er Negenwürmer findet.

Uni Etwas bekämpfen und besiegen zu können, muß es ein Greifbares, ein Körperliches fein, ein reales Ding, gegen das man sich wenden kann. Und so hat die Anschauung einer directen Bekämpfung einer Krankheit durch ein specifisches Mittel eine gar bedenkliche Hinneigung zu jeuer mystischen, einer vergangenen Zeit angehörenden Auffassung von den Krankheiten als körperlicher Wesen, die den Menschen befallen, als strafender Abgesandter der Götter, die man durch Opfer und Gebet versöhnen kann. Denn nur der Inhalt des körperlichen, wesenhaften Krankheitsbegriffes würde sich dann im Laufe der Jahrhunderte geändert haben; der Begriff der Krankheit selber wäre nach wie vor ein greifbares, materielles Etwas, das außerhalb des menschlichen Organismus stände, ob es nun ein Abgesandter einer höheren Macht oder eine in der Luft umher fliegende Batterie ist, die sich Beide dann ganz nach ihrem Belieben im menschlichen Organismus niederlassen und natürlich auch durch entsprechende Mittel daraus wieder vertrieben werden könnten. Aber selbst bei den Infectionskrankheiten, deren Namen schon auf solch ein Eindringen einer fremden Schädlichkeit hinweist, ist diese doch nur ein einziges Glied in einer großen Kette von Reizen und Neac- tionen, die an einem bestimmten Individuum zusammenwirken müssen, um z» einer Krankheit zu werden, und Nichts märe unwissenschaftlicher, als von diesem äußeren Agens allein den ganzen Krankheitsbegriff ableiten zu wollen und etwa mit einem bequemen Schema zu fagen: ndi Lao!I1u8 idi Oliolsrn.

Krankheiten an sich giebt es überhaupt nicht, es giebt nur kranke Menschen; und auch hier ist der Begriff Krankheit etwas durchaus Relatives, das allein nach der Individualität der einzelnen Person zu beurtheilen ist. Wie es keine absolute Gesundheit giebt, so giebt es auch keine absolute Krankheit. Der lebende und handelnde Organismus des Menschen ist in eine Welt von Schädlichkeiten hineingesetzt, durch die er hindurch muh und mit denen er sich abzufinden hat; Alles, aber auch Alles, die Luft, die er nthmet, der Trunk, den er genießt, das Maß der Bewegung, die er voll- führt, und die Nuhe, die ihm wird. Alles, Alles wirkt auf das feinstorganisirte

und complicirteste Gebilde der Natur dauernd und doch in ewigem Wechsel ein. Alles hinterläßt an ihm seinen Eindruck, Alles beeinflußt den Ablauf seines Lebensprocesses: auf Alles reagirt er. Wir haben uns gewöhnt, den Zustand, in welchein dieser Lebensproceß sich leidlich abspielt, in dem die Organe ordentlich functioniren, wo wir uns so eben behaglich fühlen und unsere Leistungsfähigkeit den Umfang hat, welchen wir nun einmal der einzelnen Persönlichkeit je nach ihrer Individualität als den normalen zu-rechnen, als Gesundheit zu bezeichnen; aber an keinem Tage erreichen diese Functionen den gleichen Grad wie an einem andern, und die verwirrende Vielheit der äußeren Einflüsse läßt auch die Leistungen, die Thätigkeit, das Functioniren des menschlichen Organismus täglich anders sich gestalten. So unsäglich fein ist die Einwirkung dieser äußeren Einflüsse, daß sie nicht einmal materieller Natur zu sein brauchen, um deutliche Folgcwirkungen auszulösen, daß Gemüthsbewegungen, Stimmungen, psychische Eindrücke nicht nur eine Erhöhung oder Herabminderung der Leistungsfähigkeit, sondern auch directe körperliche Veränderungen und selbst Krankheitszustände im Gefolge haben können. In diesem ewigen Spiel und Gegenspiel der Kräfte, welche auf den Menschen in der Natur einwirken, und auf die er wiederum reagirt, läßt sich von einer absoluten Gesundheit nicht sprechen; wir sind sicherlich zu Zeiten übergesund, suhlen uus wohler, sind leistungsfähiger als dein uns zukommenden durchschnittlichen Mittel entspricht, und ebenso sinkt der Ablauf unferer Functionen oft auch unter dieses Mittel, ohne gleich eine tiefste Stelle zu erreichen, wo wir dann uns als „unwohl" erachten, nicht jedoch von einer Krankheit befallen glauben. Die Eurve uuseres Lebens, deren höchste Spitze die vollste Gesundheit, deren tiefster Fall die schwere Krankheit ist, schwankt eben in stetem Wechsel auf und nieder.

Nun bringen es die Dinge der Welt mit sich, daß man solclie minderen Störungen geringachtet; nur die ganz schweren Beeinträchtigungen in der normalen Arbeitsleistung des Organismus sind zu „Krankheiten" geworden. Eine Anzahl von Erscheinungen, welche gleichartig an ver-schiedenen Individuen bei erheblicheren Störungen in den Vordergrund der Aufmerksamkeit träte», sind zu diesem Nehufe zu Kranthoitsbildern zu-sammengefaßt worden, ein Systematisiren und Einordnen, welches für eine spätere Erkenntniß zweifellos der erste Schritt sein muß. Aber man darf dabei niemals vergessen, daß in diesen KranklMsbildern, von denen jedes eine bestimmte Summe klinischer Symptome enthält, ein Zusammenfassen von Erscheinungen vorgenommen worden ist, welche uns zwar auffällig und außergewöhnlich genug erscheinen, um registrirt zu werden, die jedoch dadnrck, daß sie in dein Krankheit-Knlde gerade für unsere Sinne besonders hervor-treten, noch durchaus nicht eben das Wesentliche in dem außergewöhnlichen Vorgang, welcher sich da abspielt, zu sein brauchen. Denn die Krankheit ist nichts Anderes als der Anpassungsvorgang des Menschengeschlechts an die Schädlichkeiten der Umgebung im Kampfe uin's Dasein, und gerade in

ihr tritt das große Gesetz Darwins an dein höchstorganisirten lebenden Wesen am greifbarsten in die Erscheinung. Was für einzelne, unseren Augen deutlich verfolgbare Verhältnisse der Vorgang der Acclimatisation ist, das ist für das ganze Menschengeschlecht die Gesammtheit der Krankheiten, in welchen die einzelnen Individuen entweder den Schädlichkeiten, welche sie umgeben, sich anpassen oder in dem ohnmächtigen Versuche hierzu erliegen. Und dieser Anpassuugsvorgang geht mit einein so erhöhten und so angespannten Functioniren bestimmter Gruppen und Systeme des menschlichen Organismus einher, daß die augenfälligen, die unseren Sinnen wahrnehmbaren unter diesen Erscheinungen uns als die Symptome der Krankheiten imponiren und zum eigentlichen Krankheitsbilde werden. Aber ebensowenig, wie diese gerade zu Tage tretenden Erscheinungen nun auch die gesummten, hier überhaupt sich abspielenden Abweichungen von dem normalen Laufe der Dinge sind, ebensowenig dürfen sie gerade als die eigentlichen krankhaften Symptome augefehen werden, mit deren Beseitigung etwa auch eine Beseitigung der Störung erzielt würde. Alles das, was als Symptom in dem Krankheitsbilde in den Vordergrund tritt, ist nur ein Theil, nur der nnseren Sinnen erkennbare Theil der veränderten Arbeitsleistung des Organismus, nur eine Steigerung oder eine Herabsetzung seines natürlichen Functionirens iu dem Bestreben, sich der Schädlichkeit anzupassen; nnd so ist der Vegrisf der Krankheit durchaus ein rein funktioneller, nicht nur der eines Lebens unter veränderten Bedingungen, fondern der eines Bestrebens, sich den veränderten Bedingungen anzupassen. Nie und nimmer kann allein die eine oder die andere äußere Schädlichkeit den Begriff der Krankheit ganz für sich ausmachen, und ebensowenig sind es etwa die anatomischen Veränderungen, welche hinterher als Residuen des Krcmkheitsprocesses auf dem Leichentifch gefunden werden, aus denen sich das Wesen der Krankheit allein zusammensetzt. Die Krankheit ist vielmehr in jedem einzelnen Falle das erhöhte, veränderte, abgelenkte Functioniren des Organismus in seinem Bestreben einer Anpassung an die äußeren Reize, gleichgiltig, ob merkbare anatomische Veränderungen nebenhergehen oder nicht, sie hängt ihrem Wesen und ihrer Schwere nach immer nur von der Anpassungsfähigkeit des einzelnen Organismus ab, von dem Umfange, in welchem dieser seine Lebensvorgänge der Schädlichkeit entsprechend zu reguliren vermag, mit Einem Worte lediglich von Eigenschaften, welche in dem erkrankten Organismus selber liegen, welche ihm eigenthümlich, von ihm unzertrennlich sind.

Und in dieses verwickelte Spiel der Kräfte wirksam und nach ihrem Willen eingreifen zu können, verspricht sich jene specifische Therapie, die alle die vielfachen Einflüsse und Reize, die dem Kranken aus seinem Milieu erwachsen, alle die verschiedenartigen Reactions- und Anpassungsmöglichkeiten, die ein jedes Individuum in anderein Maße besitzt, geringachten und vernachlässigen zu können glaubt und uur gegen einen, allerdings den letzten

und augenfälligsten der einwirkenden Einflüsse meint ankämpfen zu müssen, lüulltr» viin morlig non luscüollmku in uorti»; ein bestimmtes „Mittel" gegen eine bestimmte „Krankheit" giebt es nicht und kann es nicht geben. Wo eine Therapie nicht an den natürlichen Kräften des Organismus ansetzt, wo sie nicht stets vor Augen hat, daß das, was wir als Krankheit vor uns sehen, nicht in erster Linie von der Stärke der eindringenden Schädlichkeit, sondern von der Schwäche des Überfallenen Körpers abhängt, da muß sie mit unabänderlicher Nothwendigkeit Schiffbruch leiden. Denn der Grad der Erkrankung hängt von dem Grade der in jedem Fale vorhandenen Schwächung der natürlichen Schutzkräfte des Körpers ab; nnd es ist der gleiche Vorgang, ob eine tüdtliche Dosis Arsenik, das eine Mal an einem gewohnheitsmäßigen Arsenitesser, dessen Organismus der Schädlichkeit bereits ganz angepaßt ist, völlig symptomlos abprallt, das andere Mal eine Person sofort zum Tode bringt, oder ob bei dem epidemischen Auftreten einer Seuche, wo alle Menschen den Giftkeim gleichzeitig in sich aufnehmen, die einen, weil sie eben gerade über die entsprechenden Schutzkräfte verfügen, ihn ohne Weiteres eliminiren, die anderen dies nur unter der höchsten Arbeitsleistung derjenigen Functionen thun können, welche im gegebenen Falle einen Ausgleich herbeizuführen vermögen, eine Steigerung der Funktionen, die eben als Erkrankung sich uns darthut, und die dritten, nicht zu einer genügenden und ausreichenden Neaction fähigen, der Schädlichkeit erliegen. Immer ist der letzte und anscheinend einzige Neiz nur dasjenige Moment, welches den Krankheitsuorgaug auslöst, das die Kräfte des Organismus anstößt, das Spiel der Abwehr und der Anpassung in dem Maße und dem Umfang zu beginnen, dessen sie ihrer individuellen Natur nach sähig sind; und dieses Maß hängt, da nur Alle das Product aus unserem überkommenen Erbtheil und den sämmtlichen uns treffenden Einflüssen unserer Hingebung sind, von diesen gesammten Einflüssen, nicht nur von dem letzten, den Vorgang unmittelbar auslösenden ab. Diese Verhältnisse lassen sich vielleicht zweckmäßig mit denjenigen vergleichen, welche bei dem allgemein gekannten Vorgange des Wachsthums in Betracht kommen: in jedem thierischen Organismus, der noch in der Entwickelung begriffen ist, besitzen die einzelnen Nestandtheile, aus denen er sich zusammensetzt, die Fähigkeit, aus der eingeführten Nährsubstanz Stoffe festzuhalten und zu ihrem Aufbau zu verwenden, uud zwar besitzen sie die Fähigkeit in sehr verschiedenem, aber bestimmtem Maße, verschieden nicht nur bei Gattung und Art, bei Beginn und Abschluß der Entwickelung, sondern auch ganz individuell, je nachdem Erbtheil oder ungünstige äußere Einwirkungen diese Fähigkeit der Wachsthumsaufnnhme mehr oder weniger gestöl't haben. Wollte man hier bei einem Versuche zu einer günstigeren Wendung nur das eine Moment, welche» bei dem Vorgang das äußerliche ist: die eingeführte Nahrung, im Auge behalten, so würde eine günstigere Gestaltung dieses, also vielleicht eine reichlichere oder geeignetere Nahrung, nur zu einem

ganz geringen Theile eine Besserung herbeiführen; denn nicht darauf kommt es zunächst an, daß das Nahrungsmaterial in überreichlicher Menge vorhanden ist, sondern daß die nicht völlig leistungsfähige Zelle geneigt und befähigt wird, es zu afsimiliren. Und ebenso kommt es, und zwar in gewissem Sinne gerade umgekehrt, bei dem Vorgang der Krankheit nicht sowohl darauf an, das eine äußerliche Agens lahm zu legen, als vielmehr den Organismus zu befähigen, der Schädlichkeit, die ihm die eigentlichen Lebensbedingungen streitig macht, Herr zu werden. Eine specisische Therapie, die in den» Falle der Wachsthumsstürung nichts weiter könnte, als mehr und besser zu essen geben, würde auch im günstigsten Falle nicht mehr leisten, als den einen schädlichen Reiz zu vernichten, ohne jedoch damit diejenigen Vorgänge veränderten Functionirens im Organismus in's Gleiche bringen zu können, zu deren Auslösung und Abwickelung dieser den Anstoß gegeben hat.
Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß dort, wo ein folcher Reiz fortdauernd und immer wieder von Neuem wirksam ist, bei den Infections« krankheitm alfo, wo er von belebten und schnell sich vermehrenden Organismen auszugehen scheint, seine Beseitigung immerhin sehr viel werth sein muß. Aber wenn auch eines Taqes einer von den ganz Großen käme, die auf dein Wege nach Indien Amerika finden, und uns Mittel an die Hand gäbe, welche auch innerhalb des menschlichen Körvers organisirte Krankheitskeime zu vernichten im Stande sind, damit allein würde die Medicin niemals über eine ausreichende Therapie in jedem Krankheitsfalle verfügen.
Und wie geringe sind die Aussichten solcher inneren Antisepsis überhaupt! Die menschliche Gewebszelle ist im VerlMtniß zu der primitiven Zelle der Batterie ein so fein organisirtes und fubtiles Gebilde, daß » priori ein jedes Agens, welches auf diefe schädigend einwirkt, in noch viel höherem Maße und erheblich früher sie selber vernichten muß, auch wenn es einmal gelingen sollte, die Schwierigkeiten der großen Verdünnung in der reichlichen Flüssigteitsmasse des Körpers, der schnellen Elimination der eingeführten Substanz, der schweren Zugänglichkeit der Infettionskeime zu umgehen.
Nein, wo es hundertfache Wege giebt, die Gesundheit zu verlieren, muß auch mehr als einer beschritten werden können, sie wieder zu erlangen. Wie die Erkrankung ein Ankämpfen des menschlichen Organismus ist gegen die auf ihn einstürmenden Schädlichkeiten, so müssen wir, wo sich diese Gegner nun einmal nicht aus der Welt schaffen lassen, wo die Abwehr der hundertfältigen äußern Reize nicht in unserer Hand liegt, den menschlichen Organismus in diesem Kampfe fo unterstützen, daß er in die besten Bedingungen gebracht wird, ihn aufzunehmen und selber durchzuführen, daß wir sein Bestreben einer Anpassung an die Schädlichkeiten in möglichst weitem Maße erleichtern und fördern. Zwar die größten, die gewichtigsten unt^r diesen Einflüssen: den Mangel und den Hunger, die Uebernrbeitung und die leichte Möglichkeit, zu verunglücken, ist unsere Zeit, in der das tägliche

Gebet der Annen nun lautet: „unser Vrod für morgen gieb uns heute", mehr und mehr zu verhüten und zu beseitigen bestrebt. Aber all die kleinen Nadelstiche des Lebens und seine Misören, denen Keiner entgeht, die Sorge und der Kummer, die aufreibende Arbeit, die Ausschweifung und die Erschöpfung, die Erregungen des Ehrgeizes und der Liebe, der Arbeit und des Lasters, die Entbehrungen und alle, all die vielen Dornen und Disteln, die das Menschengeschlecht auf deni Uebergange zur Ewigkeit auf feinem Wege findet, wo hart im Räume stoßen sich die Zachen, sie alle hinterlassen ihre Eindrücke an jeder Persönlichkeit, sie alle bestimmen seine Widerstandsfähigkeit — seine Disposition, wie wir jetzt sagen — den Ablauf feiner Functionen und feine Anpassungsfähigkeit an die Schädlichkeiten, nnd sie alle sind in ihren Folgewirkungen auf den Organismus da und fprechen mit, wenn dieser einmal von einer besonderen, letzten, augenfälligen Schädlichkeit so arg ans dem Gleichgewicht gebracht wird, das; wir das Krankheit nennen. Und alle diese Schädlichkeiten werden sein, so lange das Menschengeschlecht sein wird und so lange ein Kranker von der Medicin Hilfe lieischt. Gegen die Krankheit ihm ein Mittel zu geben, vermag sie nicht; aber einem einzelnen Kranken die Anpassung an seine veränderten Lebensbedingungen zu erleichtern und zu ermöglichen, das kann sie wohl. Und wenn Jemand einen Herzfehler hat oder eine chronische Nierenentzündung, so kommt es nicht sowohl darauf an, die Herzklappen wieder ganz zu machen, oder die Veränderungen im Nierengewebe zu beseitigen, sondern darauf, den gefammten Organismus des Kranken fo zu beeinflussen, daß trotz seiner nicht intacten Klappen und trotz seiner Nierenläsion die Functionen in ihm sich in der größtmöglichen Annäherung an die Norm abspielen. Das schöne und vor Allem das einer jeden Anforderung an die medicinische Wissenschaft durchaus Genüge leistende Nesultat solchen 3'estrebens wird dann sein, daß der «ranke den gleichen Lebensgenuß und die gleiche Lebensfähigkeit, wenn möglich bis zum natürlichen Abschluß des Daseins beibehält, wie wenn seine Organe normal fnnctionirten. Es wäre ja auch geradezu abfurd, von einer specifischen Heilung der Herzklappenfehler oder der Nierenentzündungen zu sprechen; und die Insertionen bilden doch nur einen kleinen Theil aller Krankheiten.

Hier erwächst der Medicin die große und umfassende Aufgabe der Krankenpflege. Und weil sie eben keine Krankheiten kennt, sondern nur Kranke, hat sie, in jedem Falle immer wieder auf's Neue und immer wieder als ein neues Problem, zunächst die Arbeitsleistung und die Functionsfähigkeit des betreffenden Organismus und seiner einzelnen Dheile festzustellen und kennen zu lernen, um einen klaren Einblick gerade in die abweichenden Leistungen uud die außergewöhnliche DlMgkeit dieses kranken Körpers zu gewinnen. Denn jeder Mensch, mag er gesund sein oder krank, ist ja in seinen Functionen nur das Product der sämmtlichen auf ihn einwirkenden Einflüsse seiner Umgebung, und krank ist er eben nur dann.

wen» die ungünstigen Einflüsse in ihm präponderiren. Ter Krankenpflege erwächst daher als nächste Aufgabe die Pflicht, den Kranken aus seinem bisl)erigen Milieu herauszunehmen, dessen einzelne, einseitige Factors« sie nicht kennt, und ihn dafür unter Bedingungen zu bringen, welche bis in die kleinsten Details der gesammteu Lebensweise bekannt und in ihrer Einwirkung auf ihn verfolgbar sind. Dann läßt sich ein klarer Einblick gewinnen, welche Functionen in zu angestrengtem, welche in zu lässigem Maße arbeiten, und die Krankenpflege hat die Möglichkeit, hier einzusetzen, die allzugroße Inanspruchnahme zu mildern, die herabgesetzten Leistungen wieder anzuregen; und zu diesem Zwecke ist ein jedes Mittel recht, welches überhaupt eine Einwirkung auf den menschlichen Organismus auszuüben vermag. Wenn irgend wer, so kann die Krankenpflege sagen ,»jo preuäZ ruon diyü uu,js I« trouvß". Alle Momente der Regelung von Körperbewegung und Ruhe, von Essen und Trinken, von Schlafen und Wachen, von psychischer Erregung und Fernhalten geistiger Anstrengung, alle die unzähligen directen Einwirkungen auf den Organismus und feiue einzelnen Theile, wie sie als Massage und Elektrotherapie bekannt sind, wie sie auf dem Wechsel des Klimas und dem Gebrauch von Bädern beruhen, alle die methodischen Uebungen des Körpers und seiner Organe, die quantitativen und qualitativen Aenderungen der Ernährung, alle die unzähligen Handhaben, die Natur und Welt und Wissenschaft und Kunst uns darbieten, sie alle sind in jedem Falle so nach dem einen, einzigen Ziele hin anzuwenden, daß die in ihrem Gleichgewicht gestörten Functionen des Kranken wieder in Harmonie zu einander kommen, wieder die größtmögliche Anpassung an die Schädigung erlangen. Das nennt man Individunlisiren, und es ist etwas gar so Neues nicht; und nur die uuselige Sucht, Mittel zu finden gegen die Krankheiten, hat es wieder mehr in den Hintergrund treten lassen. Die individualisirende Krankenpflege ist es, auf der das Heil der Kranken beruht, die Erkenntnis;, daß nicht eine vereinzelte Maßnahme, ein Medicament, ein Recept einen Kranken wieder herzustellen vermag, sondern nnr die sorgfältige, andauernd durchgeführte Regelung aller seiner einzelnen Functionen. Es giebt eben keine Wunder, wenigstens in der Medicin nicht; hier ist Alles lange, mühsame, geduldige, künstlerische Arbeit. Hier ist Alles uur Functionsstörung und Regelung dieser Functionsstörung, und an jedem Kranken, an jeder Persönlichkeit ist diese eine andere. Und darum ist hier Nichts so schädlich und so wirkungslos wie ein Schema, ein von vornherein feststehender Heilplan, wie er in den sogenannten Euren seinen Ausdruck findet, die auch nur wieder gegen die Krankheit sich richten, gegen diejenigen auffälligen Erscheinungen, welche einer ganzen Gruppe von Kranken das Gemeinsame, aber nicht das Wesentliche sind.

Bon solch symptomatischer Behandlung ist die wissenschaftliche Krankenpflege fern; die Symptome sind ja garnicht die Krankheit. Wohl aber strebt sie eine Erleichterung und Beseitigung der mit einhergehenden quälenden Er-

scheinungen an, und damit erfüllt sie nicht nur eine humanitäre Verpflichtung!, sondern sie trägt auch dadurch wiederum zum Ausgleich des krankhaften Zustcmdes bei. Gerade weil der überaus fein orgcmisirte menschliche Organismus auf einen jeden Reiz, der ihn trifft, in seiner Weise reagirt, wird jeder quälende Eindruck am Körper wiederum zu einem neuen Reize und zur Quelle neuer Functlonsänderungen. „8aluti «t zolatic» asßrutorum" lautet die Inschrift am Wiener Allgemeinen Krankenhause; nicht nur zum Heilen der Kranken, auch zu ihrer Erleichterung ist die Medicin da, und gerade daß sie den Kranken ein größtmögliches Maß von Wohlbefinden, von Lomfort zu schaffen vermag, ist eine der schönsten Aufgaben der Krankenpflege.

Aus der gemaltigen Vielfältigkeit ihrer Ziele und dem enormen Umfange ihrer Mittel ergiebt sich die Größe des wissenschaftlichen Fundaments, auf dem sich die Krankenpflege aufbaut. Denn der naturwissenschaftlich denkende Arzt darf für sein Handeln die naturwissenschaftliche Begründung nicht vermissen. Gerade weil sie mit allen Factoren des Lebens einzuwirken vermag und einzuwirken suchen soll, muß die Krankenpflege die Wirkung eines jeden einzelnen dieser Factoren auf den menschlichen Organismus auf das Genaueste zu kennen bestrebt sein. Das ist in eracter, wissenschaftlicher Weise bisher allerdings nur für den kleinsten Theil der Fall. Aber darum ist das heutige Können der Krankenpflege nicht gering zu achten. Gewiß sind viele unserer bisherigen Handhaben aus der Empirie hervorgegangen, aus der Erfahrung, welche die Mutter der Therapie ist; aber sie werden alle sicherlich bei einem weiteren Fortschreiten der Wissenschaft in ihren« thatsächlichen Wirken erkannt werden. Das ist ja bei aller produktiver Geistesthätigkeit der Menschen von Anbeginn an so gewesen, daß alles das, was die Wissenschaft nicht in klaren, eracten Formeln wiederzugeben vermochte, die Kunst mehr intuitiv und fast unbewußt zum Ausdruck brachte: und mit jedem Schritt, den die Wissenschaft in der Erkenntnis; weiter vorschreitet, nimmt sie der Kunst die betreffenden Objecte fort und reiht sie ihrem Gebiete ein. So ist es auch mit der Krankenpflege. Das Recht der Persönlichkeit, das der Kranke für sich mit Fug voll in Anspruch nimmt, kommt hier sogar in der Person desjenigen zum Ausdruck, der die Heilanordnungen trifft, des Arztes, dessen Persönlichkeit oft eine besondere Einwirkung auf den Kranken und den Ablauf des Krankheitsvrocesses ausübt. Und diese und die vielen anderen Imponderabilien der Krankenpflege, die wissenschaftlicher Analyse bisher noch nicht zugänglich' waren, wiegen gar gewichtig, und auch die Zeit wird kommen, wo sie alle in ihrem inneren Wesen durch die Wissenschaft eine Erklärung finden werden. Für heute sind sie noch ungetannte Dinge hinsichtlich ihrer Wirkung, Namen nennen sie nicht; sie zu erkennen, ist eben das Object künftiger wissenschaftlicher Forschung. Aber sich ihrer zu bedienen, sie alle klar und zielbewußt zum Ausgleich der gestörten Functionen zu verwenden.

hat durchaus die volle wissenschaftliche Berechtigung, und über sie abzu« urtheilen, ohne sie zu kennen, wäre ein schwerer Fehler. Denn jedes Urtheil über Unbekanntes ist ein Vorurtheil.

Und ebenso leichtfertig wäre die Meinung, das sorgfältige Eingehen in's Detail, die Regelung der kleinsten und unwesentlichsten Dinge, n«lche den Kranken betreffen, für überflüssig und kleinlich zu erachten. Hliniiu» nou curat playtor, gewiß; in der Krankenpflege jedoch soll sich der Prätor um Alles kümmern. Ist die Krankheit nun einmal ein Kampf, so soll der Rüther und Helfer in ihm sich auch die bewährten Gepflogenheiten der Strategie thatfächlich zu Nutze machen. Was das deutsche Heer unüberwindlich macht, ist nicht allein der Genius seiner Führer, sondern die unablässige Sorgfalt und peinliche Genauigkeit, mit welcher diese auch das Geringste und scheinbar Gleichgültigste in dem großen Betriebe selber anordnen und bestimmen. Da ist kein Gamaschenknopf, kein Kochgeschirr, das nicht von der höchsten Commandostelle aus geprüft und angeordnet wäre; denn diese weiß sehr wohl, welch' einen gewaltigen Einfluß ein Versagen irgend eines Moments an einer anscheinend unbedeutenden Stelle auf das Functioniren des Gesammtapparates hat. Um wieviel gewaltiger ist die Rückwirkung einer jeden, selbst der geringfügigsten Maßnahme in dem subtilen, lebenden Organismus, wie wirkt hier der kleinste Reiz durch die Summation seiner Effecte bis zu erheblichen Aeußerungen fort, wie muß an einem so überaus reaktionsfähigen Wesen Alles, ausnahmslos Alles, was an ihm eine Einwirkung auslosen kann, in Berechnung gezogen und geleitet und geregelt werden. Da ist das Kleinste eben noch groß genug, um beachtet zu werden.

So ist denn die Krankenpflege nur anscheinend eine rein praktische Disciplin; thatfächlich ruht sie durchaus auf wissenschaftlichem Boden. Die Aufgabe der Wissenschaft ist es, nach der berühmten Definition, die Vorgänge in der Natur zu beschreiben. Nun denn, lehren wir die jungen Mediciner, die Vorgänge am menschlichen Körper, welche infolge seiner täglichen Anpassung an die Umgebung in ihm sich abspielen, kennen und erfassen zu lernen, machen wir sie vertraut mit den Wechselwirkungen zwischen dem menschlichen Organismus und seinem materiellen und geistigen Milieu, lehren wir sie klar sehen in den tausendfältigen Bedingungen des Lebens, dann werden sie auch dermaleinst ini Stande sein, wenn sie für Kranke Rathgeber und Helfer sein sollen, mit allen Mitteln, welche Natur und Kunst uns an die Hand geben, den kranken Organismus in die besten für ihn möglichen Bedingungen zu bringen. Sie werden dann die hohe Befriedigung in ihrem Berufe davontragen, den Kampf um's, Dasein in dieser Welt, wo Alles Allem feindlich wird, für den Menschen gemildert, zu seiner Absindung mit ihm das Mögliche beigetragen zu haben. Sie werden dann auch, wenn sie so ihre Aufgabe und ihren Lebenszweck erfassen, fernbleiben von öden«, unwissenschaftlichem Schematismus, fern von

dem Haschen nach specifischcn Mitteln gegen die Krankheiten. Aber auch die Gesammtheit, die es doch «in nächsten angeht, wird sich dann der natürlichen Grenzen der medicinischen Wissenschaft bewust werden, sie wird nichts Unmögliches, nichts Unnatürliches mehr von ihr beanspruchen und nicht mehr von, der geheimnißvollen Formel des Recepts in todter Sprache, noch von der gleichermaßen geheimnißvoll erzeugten Substanz specifischer Heilmittel alles Heil und alle Gesundheit erwarten. Tenn nur auf der tiefsten Culturstufe glaubt man an die Medicinmänner.

Die Sage vom Ewigen Juden in Italien.

von

Alfred Nuhemann.

— Rom. —

> ist keine allzukühne, vielleicht auch nicht einmal allznneue Behauptung, daß man in Italien über alles Andere besser unterrichtet ist, als über das eigene Volk, seine Empfindungen, Gebräuche und geistigen Schätze. Der gebildete Italiener hat die klassische Vergangenheit seines Landes ziemlich gut am Schnürchen; er kennt die lateinischen Dichter uud die vaterländische Litteratur bis in die neuste Zeit hinein. Er spricht fast täglich von Titius und Eajus und wirft gern mit klassischen Eitaten um sich, was sich stets sehr großartig anlM — die Sagen und Sitten der Leute seiner eigenen Heimat aber kennt er nicht, und er giebt sich auch keine Mühe, sowohl sie^, wie die Provinzen des Landes überhaupt kennen zu lernen, nicht einmal diejenigen, die an zden großen Verbindungsstraßen, liegen. Ich könnte ein gutes Dutzend von römischen Bekannten: höheren Beamten, Aerzten, also gebildeten Leuten anführen, die sich nicht einmal soweit aus ihrer angeborenen Trägheit aufzuraffen vernlögen, um — mit einer Eisenbahnfahrt von nur 5 l/2 Stunden — Neapel kennen zu lernen! Ich kenne in Neapel noch gebildetere Leute, Professoren der Universität und Gelehrte, welchen die Abhänge und der Vulcan des Vesuvs noch eine „wrra inco^nittl" sind!

Als am 20. September 1870 die Kugeln der italienischen Truppen Bresche in die Porta Pia in Nom legten, zog ein unverkennbarer Hauch der Aufklärung und des Fortschrittes mit ihnen in die ewige Stadt und in die Gefilde des ehemaligen Kirchenstaates ein. Die mit blutigen Opfern erkämpfte Einigkeit war endlich gesichert worden, und es hätte die Krönung dieses Opfers sein müssen — so wenigstens hatte man es erwarten dürfen —

daß die seit Jahrhunderten getrennten Provinzen Italiens sich um so inniger an den so heiß ersehnten Stamm, an Rom also, schließen würden. Anstatt dessen spukt das Gespenst des Regionalismus heute toller als zuvor im politischen und wirthschaftlichen Leben dieser unglücklichen Nation, und diese Interessenwirthschaft, von deren Vorhandensein der italienische Parlamentarismus den schlagendsten Beweis liefert, hält natürlich auch das geistige und» wissenschaftliche Leben nieder und im Bann.

Unter solchen Umständen konnte der grundlegendste Zweig der neuzeitigen Geschichtsforschung, die Volkskunde, in Italien bisher nur kümmerlich gedeihen. Feudalismus und Priesterthum, welche jede selbstständige Regung des Volkscharakters erstickten und die allgemeine Unwissenheit stärkten, haben nicht nur die sichtbaren Merkmale der größten Culturevoche der Welt zertrümmert, sondern auch — was noch schlimmer — mit dem Schlamme der künstlichen Verdummung die fruchtbaren Gefilde der Überlieferungen und Sagen des Volkes zugedeckt. Die letzten dreißig und einige Jahre haben wohl hier und da diesen Schlamm ein wenig gelüftet. Ein knappes Dutzend beherzter Männer und Frauen, das den hohen Werth des „Folklore" erkannte, hat sich wohl daran gemacht, zu retten, was noch zu retten war: bisher aber waren ihnen nur Wenige auf diesem Wege gefolgt. Es ist auf diese Weise ein ungeheures und unersetzliches Material für die Erforfchung der Geschichte der italienischen Völkerstämme aus seinen Sagen und aus deren Vergleichung mit den Sagen und Liedern anderer Rassen und Völker verloren gegangen. Die in das Grab gesunkenen Geschlechter haben die Märchen und Gesänge, welche ihr Mund in jenen schlichteren Zeiten gewif? noch in großer Fülle zu erzählen wußte, mit in die Vergessenheit hinübergenommen, denn es ist keine Feder vorhanden gewesen, welche sie aufgezeichnet hätte. Bei der gegenwärtigen Verflachung der Sitten und Gewohnheiten des Lebens aber, nun sich schon der Bauer selbst seiner altehrwürdigen Sonderheiten und Sondersprüchlein zu schämen beginnt, drohte die ernste Gefahr, daß die letzten Reste der von den Ahnen ererbten Märchen und Gesänge des italienischen Volkes kaum noch vor dem Untergange und dem Vergessenwerden zu retten waren.

Italien! In keinem anderen Lande haben sich durch zwei Jahrtausende die Rassen der drei alten Erdtheile so gemischt wie hier. Wo sonst, wenn nicht in Italien, konnte ein Volk aus dem endlosen Gewühl heidnischer Gottheiten und christlicher Märtyrer, sagenhafter und geschichtlicher Helden bis zu Napoleon dem Ersten, Victor Emanuel und Garibaldi hinauf die kühnsten Märchengebilde spinnen? Es bezweifelt Niemand, daß es das gethan hat. Aber erst der wackere Giuseppe Pitrö machte den Gedanken in den siebziger Jahren zur That, als er zusammenzuraffen begann, was das Volk auf Sicilien an geistigen Schätzen und Vermächtnissen noch besaß. Nach ihm sind DÄncona, De Gubernatis, Graf, Maria Savi-Lopez und noch Dieser oder Jener gekommen; an einer planmäßigen, wissenschaftlichen

")
Ausbeutung des italienischen „Folklore" aber hat es bis vor Jahr und Tag gefehlt.

In letzter Stunde aber ist zum Glück noch ein Hoffnungsstern aufgegangen: seit November 1893 besitzt Italien, dank der unermüdlichen Hingabe des Professors Angelo de Gubernatis an diesen Gedanken, eine Gesellschaft zur Sammlung aller im Volk umlaufenden Überlieferungen. An ihre Spitze hat sich Königin Margherita in Person gestellt, und zwar als Mitarbeiterin, indem sie selbst Volkssagen in den Alpenthälern der Berge Piemonts und Savonens zu sammeln gedachte. Als die Gesellschaft gegen Ende November ihre Thätigkeit eröffnete, zählte sie bereits an achthundert Mitglieder in allen Theilen Italiens, denen sich solche in Deutschland, England, Amerika und anderen Ländern sofort angeschlossen haben. Der Minister hat ebenfalls das seinige gethan, indem er die Lehrer in den Provinzen ganz besonders anhielt, ihre Aufmerksamkeit auf die Sagen und Lieder des Volkes zu richten. Es ist nunmehr also die erfreuliche Aussicht vorhanden, daß die letzten Reste der Volks Überlieferungen in Italien festgehalten werden, ehe sie völlig verschwinden, und daß aus ihnen heraus manche noch dunkle Punkte der Geschichte dieses Landes eine willkommene Aufklärung erhalten.*)

Man wird aus Vorstehendem sehr leicht begreifen, wie es kam, daß noch im Jahre 188ft, nnd zwar in der „Lne)'Llop6^i6 äes 8cienc68 lieliFieuge»" ein fo bedeutender Romanist wie Gaston Paris seine damalige Abhandlung mit den Worten schließen konnte: „Die Volkstümlichkeit des „Ewigen Juden" ist auf gewisse Striche des nordwestlichen Europas, so auf Deutschland, Skandinavien, die Niederlande und Frankreich beschränkt", und: „Wir wiederholen am Schluß dieser Abhandlung über die Sage vom Ahasver, die sich in einem deutschen und protestantischen Milieu gebildet hat, daß sie in Spanien, Italien und dem östlichen Europa völlig ungekannt zu sein scheint." Inzwischen hat auch die böse Wissenschaft die so viel durchforschte und so rührend umdichtete Sage vom Ewigen Juden jeder Poesie zu entkleiden versucht. Der kürzlich verstorbene große Charcot in Gemeinschaft mit seinem Assistent Meige haben nachgewiesen, daß den semitischen Rassen besonders eine eigene Art von Hysterie und Nervosität anhaftet, welche sie zu einem rastlosen Umherwandern zwingt. Diese Krankheit befällt ganz befonders diejenigen Juden, welche im östlichen Europa unter der russischen Knute im tiefsten Elend fchmachten. Sie suchen ihr Unglück hinter sich zu lassen, indem sie sich in verkehrsreichere Mittelpunkte begeben. Aber auch hier verbessert sich ihr Loos nicht. Und dieses düstere Verhängnis?, welches ihnen anhaftet, treibt sie ruhelos von Ort zu Ort, selbst aus den Heilstätten, an deren Pforten sie halb verhungert, halb entkleidet zusammen-

*) Und wie «cht hatte ich, als ich obige Vinleitungs.norte schrieb! Nach laum cmdeithalbiähriaem Leben ist auck diese Gesellschaft hinüber, gescheitert an der Gleichgültigkeit und Freibeuterei, welche in Italien regelmäßig der eisten Begeisterung und Opferfrcudigteit zu folgen pflegt! Der Verfasser.

brechen. So gewaltig tragisch auch diese Auslegung der Entstehung der Ahasverussage ist, so soll sie uns doch nicht die uns lieb und vertraut gewordenen poetischen Gebilde eines Hamerling, Hauff, eines Sue und Quinet zertrümmern. Die medicinische Wissenschaft soll Recht behalten, aber auch diejenige, welche die wirren Gänge aufzuklären sucht, die dieses wunderbarste, dunkelste, ergreifendste aller Märchen im Laufe der Jahrtausende durchlaufen ist. Ich glaube deshalb, daß nur trotz Charcot und Meige in Deutschland, dem Patronatslande der Sage vom Zlhasver, Niemand gram sein wird, wenn ich viele, bei uns noch unbekannte Dinge über den Ewigen Juden aus Italien berichte, und wie sich im Kopfe des italienischen Volkes seine düstere Gestalt gemalt hat und noch malt.

Ein Land, welches die ersten christlichen Märtyrer in seinem Schöße barg, das mit dem Blute derselben noch fester als durch die römischen Waffen mit dem Orient und den Leidensstätten des Heilands sich verband, konnte in seinem Erwachen aus deni Heidenthume, wie man doch wohl annehmen muß, kein einziges der Begebnisse aus dem Leben und Wirken des Jesus von Nazareth missen, am wenigsten eines, welches die letzten Stunden des edlen Märtyrers verbitterte. Das mit einer außerordentlichen Einbildungskraft ausgestattete Volk Italiens stellte sich in seinem ebenso schnell empfänglichen, wie leicht verwirrbaren Geiste bald die Schandthat des Kriegsknechtes Malchus oder Marcus vor, der, anstatt der empfangenen Wohlthaten eingedenk zu sein, die ihm der Erlöser damit erwies, daß er ihm das im Garten von Gethsemane abgehauene Ohr wieder anheilte, den Heiland auf seinem letzten Wege verspottete. Man blieb auch nicht bei der Verspottung stehen, sondern glaubte vielmehr der Schilderung, daß Marcus — dieser Name wurde landläufiger als Malchus — dem Verurteilten mit der eisenbeschuhten Linken in das Gesicht geschlagen habe. Es ist kaum dara« zu zweifeln, daß durch die Evangelisten diese Malchussage nach Italien gebracht wurde und daß sie deshalb als die älteste der uns bekannten betrachtet werden darf. Sie ist schnell genug volksthümlich geworden, wozu viel gedruckte Berichte, wie die des Carlo Ranzo, Edlen von Venedig, und des Priesters Francesco Alcarotti, letztere von Pitrö und D'Ancona in einem Nachdrucke des Jahres 1849 entdeckt, wesentlich beigetragen haben. In einem palatinischen Loder des 17. Jahrhunderts und in einem Manuscripte, welches sich — nach Mittheilung von N. Nenier im „Journal für die Geschichte der italienischen Litteratur" — unter sechzig anderen „Florentinischen Novellen und sonstigen sich besonders auf die Stadt Florenz beziehenden Erzählungen" in der königl. Akademie der Wissenschaften in Turin befindet, lautet der Titel dieser Sage gleichmäßig in deutscher Übertragung: „Erzählung eines sichtlichen und leiblichen Augenzeugen, welcher als gewiß behauptet und sagt, gesehen und mit seinen Händen berührt zu haben jenen Soldaten, der neben Anna dem Jesus Nazarenus eine Ohrfeige gab, mit ganz besonderer Schilderung, in welcher Weise er so glücklich gewesen ist, eine so großartig

wunderbare Sache zu erblicken, wie sie noch niemals gesehen worden ist."
Pitrö theilt das Vorhandensein eines weiteren Belegs für die Malchussage mit, der sich, nach Erkundigungen unseres verdienstvollen Forschers Di-. Neubllur in Elbing, in der Universitätsbibliothek zu Bologna befindet. Hier lautet der Titel in der Übertragung: „Erzählung jenes Dieners, der unserm Heilande Jesu Christo einen Nackenstreich gab, und welche Strafe er duldet. Und eine andere Erzählung, die ein umherirrender Jude that, der sich bei dem Leidensgange und den« Tode des Erlösers zugegen fand. Turin, bei Carlo Grosso, Buchhändler im Bezirk des Gallo. Mit Erlcmbniß."
Ter Titel des schon erwähnten Neudrucks des Jahres 1849 heißt: „Erzählung ^ des Zustandes, in welchem sich befindet! der verfluchte und undankbarste ^ Malchus ^ der die Kühnheit hatte zu geben ^ eine Ohrfeige ^ Christo unsrem Herrn j wie man von einem ernsten (ssrave) Verfasser hört. ^ Neapel ^ bei Avallone 1849". Schließlich fand DÄncona, wie er in der „Nuoua Antologia" mitgetheilt hat, einen noch anderen Druck bei den Verlegern Miglio und Crotti in Novam. An diesen Bericht desselben Venetianers Ranzo ist ebenfalls die gleiche „Erzählung des umherirrenden Juden" angehängt, welche Pitrtz in der Turiner Allsgabe fand. Dieser letztere Bericht ist aber leider keine italienische Originalerzählung vom Ewigen Juden, sondern lediglich eine Uebersetzung der bekannten, deutschen, grundlegenden Sage vom Ewigen Juden, die Paul von Eitzen geschrieben hat. Man hat allerdings Eitzen in Erizen verwandelt und spricht von „Ahasverus, der sich jetzt Putadeus nennt." Zum Schlüsse ist auch eine Art wissenschaftlicher Erklärung der Erscheinung vom rastlos wandernden Juden angefügt, welche die Behauptung verwirft, daß der Jude ein böses Gespenst sei, vielmehr ein natürlicher Mensch. Leben doch, nach den Makrobiern, die Menschen unter dem Aequator siebenhundert Jahre, und gab es doch zur Zeit Karls des Großen Einen, der dreihundert Jahre alt wurde.
Jene genannten Drucke und Neudrucke der Sage vom Kriegsknechte Malchus weichen in vielen Zügen von einander ab, wenn auch der Grundtenor des Märchens stets derselbe bleibt: ein Beweis, daß diese Litteratur schon seit vielen Jahrhunderten bestand und zwar in einer außerordentlichen Fülle, vielfach ausgehend von demselben Berichte des Ranzo, vielfach aber auch schon vor demselben. Ja, es ist eigentlich merkwürdig, daß nur so wenige und fast gleichlautende Drucke auf uns überkommen sind; ist doch der Zug der Pilger nach dem Morgenlande bis in das 16. Jahrhundert hinein ein außerordentlicher geblieben, und kaum geringer die mündliche oder schriftliche Berichterstattung ihrer Erlebnisse. Während nämlich im Turiner, von Renier angeführten Coder Carlo Nanzo beim Edelmanne Morosini in Venedig das Vegebniß erzählt, ist der Gewährsmann des Ranzo im Nachdrucke von Novara der vicentinische Edelmann Penaglio Lorenzo. Der schon ermähnte Francesco Alcarotti, Pfarrer an der Kathedrale der Stadt Navara — augenscheinlich Novara — welcher die gleiche

Erzählung des Ranzo als eigene wiedergiebt, führt als die Zeugen „seiner" Geschichte den Cardinal Delsino, Patriarch von Aquila (Aquileia), den Generalvrocurator von S. Marco Giacomo Soranzo und den zum Notschafter in Konstantinopel an Stelle des Antonio Trupola — soll heißen Tiepolo? — bestimmten Giovanni Coronario — Cornaro? — an, schließlich den Herrn Giovanni Enea Raporto — Da Porto? — aus Vicenza.

Und des Weiteren muß die Erzählung des Ranzo in der einen oder anderen Form dem Verfasser der von Helbig und Neubaur angezogenen deutschen „Relation" bekannt gewesen sein, die aus dem 17. Jahrhundert stammt. Der deutsche Autor aber glaubt zu wissen, daß der venetianische Patrizier, welcher das merkwürdige Abenteuer in Jerusalem erlebte, aus dem Geschlechte der Bianchi gewesen sei. Ranzo, Bianchi, Alcarotti oder wie immer der nach Jerusalem Gepilgerte geheißen haben möge, hatte das Glück, in der heiligen Stadt einem Türken zu begegnen, der einstmals von des Pilgers Geschlecht zum Gefangenen gemacht, von seinen« Herrn aber gut behandelt worden war. Der ehemalige Sklave ladet den Fremdling zum Abendessen ein, und um keine Absage zu hören, verspricht er ihm eine außerordentliche Sehenswürdigkeit. Nach genossenem Imbiß entnahm der Türke einer Truhe einen Schlüsselbund, eine Laterne und eine halbe Kerze. Alles dieses versteckte er unter seinem Kaftan. Er ließ sodann den christlichen Edelmann schwören, vor Ablauf von zehn Jahren keiner menschlichen Seele zu verrathen, was er ihm zeigen würde, weil ihm selbst sonst ein großes Leid zustieße. Die Beiden wanderten nun eine gute Viertelmeile, bis sie an einen schönen Palast gelangten. Ter Türke schloß nacheinander drei eiserne Thüren auf, worauf sie ein unterirdisches Gemach betraten, dessen Wände und Fliesen aus Mosaik gemacht waren. Dieses Gemach war aber keineswegs unbewohnt, ein ganz in Eisen gehüllter Mann mit dem Schwerte an der Hüfte spazierte darin unermüdlich von einer Wand zur andern mit der wie zum Schlage erhobenen Rechten. Carlo Ranzo merkte sich jede Einzelheit dieser merkwürdigen Erscheinung. Cr sah, daß der Gewappnete von mittlerer, hagerer Statur und stark gebräunter Gesichtsfarbe war, hohlliegende Augen und einen leichten Vartanflug hatte. Der Türke hob von Neuem an: „Seht einmal, Herr Carlo, ob es Euch gelingt, ihn zum Stillstehen zu bringen." Herr Carlo versuchte es muthig, aber trotzdem er selbst stark und kräftig war, gelang es ihm nicht, den Marsch des Kriegers zu unterbrechen. Der Türke erklärte nunmehr dem Venetianer, dieses sei der Soldat, welcher an dieser Stätte dem Jesus Nazarenus eine Ohrfeige gegeben habe. Er sei deshalb bis zun: Tage des jüngsten Gerichts an diesen Ort gebannt worden. Der Soldat esse nicht, trinke und schlafe nicht, spreche nicht, sondern gehe rastlos auf und ab. Herr Carlo Ranzo hat fein Wort gehalten. Erst zwölf Jahre später hat er bei einen« Bankett beim Edelmann Morosini in Venedig sein Erlebniß verrathen und hinzugesetzt: „Ich ging eines Tages an einem herrlichen, mit einen« Säulengange geschmückten

Palaste vorüber und Hütte daselbst einen mächtigen Lärm von Ketten und Geißelhölzern. Es befand sich aber keine andere Seele in der Nähe als eine hochbetagte >Frau. Zu ihr ging ich, um sie zu fragen, was wohl dieser Lärm zu bedeuten hätte. Herr', sagte sie, ,schon seit vierzig Jahren stehe ich hier, und sowohl am Tage wie in der Nacht habe ich diesen Lärm vernommen. Man sagt, dieses sei der Palast des Pilatus gewesen, wo Jesus Nazarenus an die Säule gebunden war und gegeißelt wurde/ Ich, Ihr Herren, bin Euch ein wahrhaftiger Vürge für Alles das, was ich Euch erzählt habe, denn ich felbst habe jenen Soldaten gesehen und ihn mit der Hand berührt; die Geißel aber habe ich mit diesen meinen eigenen Ohren vernommen."

Während der Bericht des Ranzo, wie anzunehmen ist, zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts im Druck erschien, hat die Verschmelzung der Gestalt des Kriegsknechtes Malchus mit dem Apostel Johannes oder mit dem Pförtner Johannes, woraus die Figur des Ewigen Juden zweifellos entstanden sein dürfte, selbst in Italien schon viel eher stattgefunden. Vorherrschend in der Vorstellung der Italiener aber blieb trotzdem die Auffassung, daß es Malchus gewesen ist, der den Herrn schlug, und der für diefe Frevelthat wandern muß, bis ihm der Herr felbst gebieten wird, zur ewigen Ruhe einzugehen. Professor D'Ancona verdanken wir die Mittheilung, daß der von 1482 bis 1528 in Siena lebende Chronist Sigismondo Tizio bei Besprechung der Gemälde von Andrea di Vanni unter dem Jahre 14A1 von Johannes Nuttadeus spricht, weil der Künstler, der von 1369 bis 1413 lebte, diesen Peiniger des Erlösers in der Ecke eines Gemäldes abgebildet hatte. Tizio erzählt des Weiteren, daß auch er von der Erscheinung des Johannes Buttadeus in Siena selbst des Längeren gehört, diese jedoch für fabelhaft erklärt hatte. Es fchien ihm, als stützte man sich lediglich auf die Behauptung des Astrologen Guido Bonatti aus Forli, dessen Dante im 20. Gesang der „Hölle" gedenkt. Bonatti erzählt, daß er in Ravenna einem gewissen Richard begegnet wäre, der sich rühmt, bereits am Hofe Karls des Großen, also um vierhundert Jahre früher gelebt zu haben. Es fei auch damals, fo fährt Bonatti fort, ein großes Gerede von einem Johannes Buttadeus gewesen, der zur Zeit Christi gelebt habe, als der Erlöser zum Kreuze geführt wurde, und zu diefem selbst habe Christus gesagt: ,,^u sxpeot»di8 ms, ckum vonsro." Johannes Buttadeus sei auf einer Wallfahrt zum heiligen Iacobus in: Jahre 1267 durch Forli gekommen. Bonattis Bericht ist, wie Neubaur beweist, auch in einen: der ältesten deutschen Drucke der Sage enthalten.

Nimmt man hier noch einen Bericht des Ser Mariano aus Siena über seine Reise in das gelobte Land hinzu, welcher ebenfalls von der Schandthat eines gewissen Johannes Buttadeus spricht, aber ehrlich genug ist, zu gesteheu, daß er nur von diesem gehört, ihn nicht selbst erblickt hatte, so wären dieses wohl die Anfänge zur Volkssage von. Ewigen Juden in

Italien. Man darf sich eben nicht an die Benennung stoßen, die Gestalt bleibt immer dieselbe. Von Malchus oder Marcus spricht die italienische Überlieferung, von Johannes die viel ältere englische, und den Spitznamen Vuttadeo hat nach der Etymologie des Wortes und nach Ansicht aller Forscher ohne Zweifel Italien dem räthselhaften Wesen des ruhelosen, jüdischen Kriegsknechtes oder Pförtners des Pontius Pilatus gegeben. Lutwrs^stoßen, schlagen; äsu — der Gott: sau bsll's lrirto! Die Sage ist eben, von Kreuzrittern zuerst nach Europa überführt, von Land zu Land und wieder zurückgewandert und hat daher dieses kosmopolitische Aussehen erhalten. Jede Provinz Italiens hat sie sich dann nach eigenem Gefallen zurechtgestutzt. Haben nun die wenigen ältesten italienischen Dichter, die sich mit der Gestalt des die Rückkehr des Erlösers erwartenden „Vuttadeo" — nicht des umherirrenden — beschäftigen, aus diesem Kosmopolitismus geschöpft oder bereits aus den Vorstellungen des eigenen Volkes? Eecco Angiolieri in Siena, zum Beispiel, bediente sich bereits vor Ser Mariano und vor Dizio dieses Namens in einem der haßerfüllten Sonette gegen seinen Vater, in welchem er sagt:

Il p«»3imo ß 'I eiuäole oclio od'i porto
Il lurn vivar z>iü elis Lowdso:
2 äi eiü, buon 6i m«>, us 8«nc> aeLoiw-,

Mein grausamer, aber gerechter Haß gegen meinen Vater wird ihn noch so lange leben lassen, wie Nuttadeus. Im selben Sinne äußert sich, nach Mittheilung des Florentiner Gelehrten Morpurgo, Nicolö de Nossi aus Treviso. Es scheint sich also zu ergeben, daß die Sage vom „wartenden" Sünder ursprünglich in Italien allein verbreitet war, und daß ihre Erweiterung zum „ruhelosen" Juden erst durch fremdländische Einflüsse erfolgte. Es scheint ferner festzustehen, daß der Ursprung sowohl der einen wie der anderen Auslegung im Norden Italiens wurzelt, denn bisher erwähnte ich thatsächlich nur Personen und Städte des nördlichen Italiens. In Siena namentlich ist der Glaube an das leibliche Vorhandensein des Ewigen Juden noch heute sehr lebendig. Die Sage tritt dort in zweierlei Gestalten auf. Nach der einen hat sich die Erde unter Ahasver aufgethan, und er ist in ein tiefes Loch gefallen. Er bemüht sich nun, dieses Loch weiter auszugraben; wenn er mit dieser Arbeit fertig ist, fällt er geradenwegs in die Hölle. Wo Buttadeus von der Erde verschlungen wurde, hört man den unaufhörlichen Lärm, den sein Grabewerk verursacht. Letztere Annahme wäre also die Fottpflanzung der Erzählung des Venetianers Ranzo von dem Lärm der Geißelung im Paläste des Pilatus zu Jerusalem. Nach der anderen, in Siena umlaufenden Auslegung, die Alessandro D'Ancona von Marzocchi in Siena mitgetheilt wurde, wäre Vuttadeo, gleich dem Malchus, ebenfalls in ein unterirdisches Gemach eingeschlossen. Er tobt in diese,» Gemache umher und verabreicht sich selbst unermüdlich die Ohrfeige, die er einst Christo zu

x

Theil werden ließ. Mit der Zeit ist unter seinen Füßen eine Art Grube entstandeil, in der er jetzt schon bis zur Nase steckt. Wenn die Höhlung ihln erst über den Kopf reichen wird, wird die Welt untergehen. In der Provinz Siena unterscheidet man demnach die Gestalt des Malchus ausdrücklich von dein Ewigen Juden. Ich möchte daher behaupten, daß durch die von außen nach Italien überführten, abweichenden Auslegungen der Sage vom Ewigen Juden sich nach und nach Malchus von Ahasver getrennt hat, und daß Beide dann als zwei besondere Wesen bis heutigen Tages ill der Phantasie des Volkes weiterlebten. Auffallend ist, daß< nach Pinoli, man in einer Gegend Piemonts dem Juden den Namen „dlüarin ä' ?»äon»" beigelegt hat. Eine venetianische Auslegung hat mit der letztgenannten aus Siena eine große Aehnlichkeit. In Venetien läßt man den Juden um eine auf einem Berge stehende Säule kreisen und ihr die Ohrfeige geben, die er ehedem nicht Jesus selbst, wohl aber Maria, dessen Mutter, verabreichte. Diese Beleidigung konnte Jesus nicht vergeben! Auch dort hat er schon einen Graben unter sich durchgetreten, in welchem er bereits bis au den Hals steckt. Auch dort wird sein Versinken bis über den Kopf den Untergang der Welt mit sich bringen. Der Venetianer aber überläßt Gott die Entscheidung über das Schicksal, welches den Ewigen Juden nach Untergang der Welt treffen soll. Leider hat der Letztere wenig Aussicht, so bald voll seinem Leiden erlöst zu werden. Kommt Jemand des Weges über jenen Verg, auf welchem Ahasver die Säule ohrfeigt, fo fragt der Letztere, geradeso wie wir fragen: Entschuldigen Sie, wie spät ist es am Tage, ob die Weiber noch immer geschlagen werden. Bejaht der Gefragte, wie selbstverständlich, so seufzt Buttadeo tief auf und sagt: „So ist es noch immer nicht Zeit, denn ehe die Welt untergehen kann, dürfen die Weiber sieben Jahre keine Prügel bekommen!" Das ist echt italienische Auffassung!

Ein herzhafter Sprung über die Meerenge von Mefsina nach Sicilien, und die landläufige Sage erhält sofort ein anderes, wärmeres Gesicht. Hier sind „Maren" und „Buttadeo" dein Volke in Fleisch und Blut übergegangen: sie sind sprüchwörtlich geworden. Von einer Person, häßlich von Aussehen und Eharakter, sagt der Sicilianer: „lluvi 'na fneoia 6i In jliclku Hlarou." Der Kerl hat ein Gesicht wie der Jude Marcus. Von einem Menschen, der nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen kann, meint der Insulaner: ^ un Luttn^eu; ü eoms Lutt»c1«u; nun zta mni tsrma com« Lntw^LU, curri 8emnrs cuins Lutta6eu", und so fort.

Pitrö, der verdienstvollste „Folklorist" Italiens, berichtet auch von der äußeren Erscheinung desselben. Er trägt einen unsauberen Hut (onovelaccio) mit breiten Krampen, überaus laugeu Bart und Haare, beide weiß wie Schnee: sein Antlitz drückt starkes Leiden ans; sein Körper ist bedeckt mit einem langen und weiten Ueberrock von tiefrother Farbe; seine Stiefel sind arg zerrisseil. In diesem Aufzuge wird er wohl auch nach der Meinung

der Leute in Ealaparuta dein Vauer Antonino Cascio und seiner jüngsten Tochter erschienen sein, als Beide zur Winterszeit außerhalb des genannten Ortes in einer Hütte weilten, um sich am Feuer zu wärmen. Die Tochter des Bauern erzählt, daß Hut und Schuhe der fremdartigen Erscheinung gelb, roth und schwarz gestreift waren. Antonino hatte eine mächtige Furcht vor dem Fremdling. Letzterer aber beruhigte ihn, indem er sagte: „Fürchte Dich nicht, ich heiße Buttadeus." Sofort erinnerte sich Cascio der Sage; er lud den Ewigen Juden ein, sich neben ihn an das Feuer zu setzen, und ihm die merkwürdige Geschichte seiner Wanderungen zu erzählen. Buttadeo willfahrt dem Wunsche des Cascio, da er aber nicht sitzen darf, so wandert er während der Erzählung im Zimmer aufgeregt und rastlos umher. Ehe Buttadeo den Bauern und seine Tochter verließ, lehrte er sie noch „fünf Gebete an die himmlische Hand, außerdem noch eines an die linke Hand Jesu".
Ein zweiter Forscher sicilianischer Legenden, Salomone-Marino, theilt zwei weitere Auslegungen der Sage mit, wie sie in Vorgetto von Mund zu Mund gehen. Wie Salomone sich überzeugte, ist diese Ueberlieferung auch in Palermo, Partinico und anderen Orten lebendig geblieben. Wie der Bauer Pietro Randezzo in Vorgetto dem genannten Herrn erzählte, habe der frevelhafte ,,»drsu" vor der Thür seines Hauses auf der Bank gesessen, und als Jesus, der mit dem Kreuz auf der Schulter an ihm vorüberkam. Jenen bat, sich ausruhen zu dürfen, ihn mit Schimpfworten fortgewiesen.
V mkQou tu da »' rriMZari nni In, to' vita, camiu»nuu 8ßmpri 86mpri, antwortete ihm der Erlöser. „Und Du sollst Dein Lebelang Nichts zum Ausruhen haben, Dil wandre immer und ewig." Und so ist es geschehen. „Jetzt ist er alt," fuhr der Bauer Nandezzo fort zu erzählen, „ja überalt, aber er stirbt nie, dieser Hebräer, der den Namen Buttadeo erhielt, weil er Jesus Christus zurückgestoßen (»i-riduttnu) hat. Und mancher hat ihn schon durch Norgetto kommen sehen, während es um Mittemacht stark regnete, blitzte und donnerte-, Niemand aber sah ihn stehen bleiben oder auch nur ein Stückchen Nrod annehmen, weil, wie er selbst sagt, es ihn, verboten ist, so zu thun, bis das letzte Gericht gesprochen ist." Hier hat also die Sage keine Aehnlichkeit mit der des Malchus, ebensowenig in der fast gleichlautenden Erzählung des Bauern Giuseppe Morici aus demselben Orte. Der Letztere nennt den Juden aber nicht Buttadeo, sondern Arributta-Diu", den „Gottstoßer", wörtlich übersetzt. „Wer ihn erblickt," meint dieser letztere Gewährsmann, „dem erzählt er gen: die Leiden Jesu, die Schmerzen und Foltern, die dieser erlitt, und dabei weint der ‚Gottstoher^ blutige Thränen. Er trägt einen Turban, einen Nock, der wie ein Hemde aussieht, aber von blutrother, ein wenig dunkler Farbe; auch führt er einen hölzernen Stecken in Händen." Vom wahren Malchus dagegen handelt das Gedicht vom „Nnron cUnpsrntu", dem „verzweifelten Markus", welchem auch eine gleichlautende in Sicilien umlaufende Erzählung in Prosa entspricht:

Die Lage vom «Lwigen Juden in Italien,??
I^n' ^uäsu 2I»l<:u 'll i>«äi »i gpineiu
On 'n» 'nssUHnta l!i kenn den 2im»tu
H, (!ii»tu (1,'tti uu 8ebmllu loltimenti,
I)i 'mm»««:» »äilliuto li »u^ri äenti.

Der Jude Marcus giebt hier also Christo einen so heftigen Schlag mit dein eisernen Handschuh, daß ihm „alle Zähne im Munde springen". Die Phantasie des Volkes veranschaulicht an der Hand täglicher Ereignisse sich solche Situation sehr deutlich, wie man sieht. Eine zweite Lyrik von Marcus, wie er auf Sicilien durchaus heißt, findet sich im dritten Theile der „Passionen Jesu Christi" vor, wo gesagt wird:

D ou 'na voßßui» tlünull si »I^ncian
I^n ^u«i» 2l»reu » lu LiAnuli Diu;
Di rabdill 'n» ssUÄnoült» «ei tiran
<^» 'u terra msnüll l»eei eoi zuinniu
D 8»n ketni ^inoulu 'un FUÄiänn,
^»z^di» 'n ornoui» 2 66u e»ni .luäiui
(i«3Ü (!n3tu äi 'n tsll» III pi^ui«»,
I^nn 'ei» Il> liritll 1» Mnoiu.

Das wäre also die Geschichte aus dein Garten von Gethsemane, zusammengewürfelt mit dem Vorfalle auf dem letzten Gange des Heilands. Die siciliamsche Auffassung von der Vertreibung Christi von dem Hause des Juden, vor welchen« er ausruhen wollte, entspräche den Worten in dem alten französischen Liede vom „Ewigen Juden":

Ote-toi, «limine!,
De <iev«ut m» m»isou
Avance et maiene 6ono
<ü«l tu me iÄg »ffiont.

kleben Pitrö will auch D'Ancona sich von der Einwirkung der französischen Dichtungen über denselben Gegenstand auf die italienische Volkslitteratur überzeugt haben. Er fand bei einem der fliegenden Händler in Tivoli, die allerlei Canzonen und ähnliche geistige Volksspeisen verkaufen, als da sind Traumbücher, Berichte von grausigen Mordthaten in Poesie und Prosa und so fort, eine in Poesie gekleidete Legende vom Ewigen Juden, die sich aber bei näherer Besichtigung als eine fast wortgetreue Übertragung der französischen „Complainte" erwies. Auch der Name des Juden lautet sowohl in der französischen wie italienischen Dichtung gleichmäßig, Isaac Laquedem:

I»»3« I^«jue>!»m
I'nur >wme me tut llonne
>'n i> Jerusalem,

und der italienische Dichter Giovanni Nomani:

I«»2<! I^uecleiume e il nnmn mio,
^eru3»iewme min »oi ul>ti>i ....

Ein ungleich poetischeres Gewand hat die Sage vom Ewigen Juden in den italienischen Alpen angenommen, besonders im Aosta-Thale. So erzählen Maria Savi-Lopez in ihren vortrefflichen „Alpensagen" (Stuttgart Ad. Bonz und Co.) und Corona in ,,H,ri» äi Hlonw." Nach ihnen: „es dou^rs äs Nout Osrviu non e'sr»." An der Stelle, wo sich jetzt die riesige Pyramide des Monte Cervino erhebt, gab es einst eine blühende Stadt, in welcher der Ewige Jude eine freundschaftliche Aufnahme fand, so daß er in einer kurzen Rast seine müden Glieder ruhen konnte. Als er aber nach tausend Jahren wiederkehrte, fand er an Stelle der gastfreundlichen Stadt den unheimlichen Gebirgsriesen. Tief betrübt über das Schicksal derselben, weinte er lange, und aus seinen Thränen ist der schwarze See unweit von Zermatt entstanden. Die Savi-Lopez und auch Tschudi haben gefunden, daß im ganzen Zuge der Alpenkette der Glaube umgeht, das Erscheinen des Ewigen Juden ziehe Unglück nach sich. Derselbe Aberglaube ist in Frankreich eingewurzelt. Bevor Navaillac Heinrich IV. ermordete, war Ahasver in Beauvais, Ncmon und anderen Städten Frankreichs gefehen worden. In der Schweiz gilt, der Ewige Jude auch als Prophet. Auf den: Passe von Zermatt nach Breil ruhte ebenfalls der Fluch, den Ahasver durch das Ueberschreiten desselben darauf zurückgelassen hatte. Der heilige Theodulus brach denselben, indem er zuerst nach ihm den Paß überschritt und die dort sich aufhaltenden giftigen Schlangen beschwor. Der Hügel ist daher nach dem Heiligen benannt worden.

Die Vermuthung, daß auch iu Italien der Glaube an die Eristenz und das zeitweilige Erscheinen des Ewigen Juden vorhanden und weit älter sein müßte, als die bisher bekannte Litteratur ergab, ist glänzend gerechtfertigt worden durch eine neuere Entdeckung, die aber leider auch Deutschland den Nuhm zu nehmen scheint, die älteste Geschichte vom Ewigen Juden zu besitzen. Zweihundert Jahre vor dem Auftreten Ahasvers in Deutschland ist er in Toscana wiederholt erschienen, und daß hier keine Phantastereien, sondern thatsächliche Begebnisse erzählt werden, beweisen auf das Schlagendste die außerordentlich interessanten Documente, welche S. Morpurgo, der verdienstvolle Bibliothekar an der „Niccardiana" in Florenz, gefunden und geprüft hat. In der schlichten, gemeißelten Weise des 15. Jahrhunderts erzählt uns ein gewisser Antonio di Francesco d'Andrea, der mit seinen Brüdern Andrea und Bartolomeo in Borgo a San Lorenzo und in Florenz selbst ansässig war, von ihrem wiederholten Zusammentreffen mit „Giovanni Votaddio, auch genannt Giovanni, Gottesdiener" während der Jahre 1410 bis 1420; ferner von den Ereignissen, die sich auf Grund der Erscheimmg des Ewigen Juden in Florenz abgespielt haben.

„Zu Ehren und zum Ruhm des allmächtigen Gottes, in seiner Dreiheiligkeit Vater, Sohn und heiliger Geist, und seiner immer jungfräulichen

Maria, und des gesammten himmlischen Hofes von» Paradiese," so hebt der genannte Antonio seinen merkwürdigen Bericht an, „werde ich, armseliger Sünder oder besser gesagt, großer gewohnheitsmäßiger und häufiger Sünder, in diesem Hefte eines der wunderbarsten Dinge in Erinnerung bringen, wie sie vielleicht der größte Theil der heute Lebenden niemals wird vernommen haben. Und mit großem Zagen habe ich die Feder in die Hand genommen, um diese so wunderbaren Dinge zu erinnern und niederzuschreiben, weil man mir darin nicht glauben möchte. Deshalb gehe ich mit Furcht an das Werk. Ich will mir aber Muth zusprechen und rufe Gott und die andern Bewohner des Himmels als meine Zeugen an, auch Jene, die noch am Leben sind und zum Theil jene Dinge mit ansahen, die ich im Folgenden erzählen will. Deren Namen werde ich nach Maß und Bedarf kundgeben, sobald im Verlaufe der Arbeit es Zeit sein wird, sie zu nennen."

Nach dieser vertrauenerweckenden Einleitung theilt uns Antonio di Francesco d'Andre« mit, daß ihm die Erscheinung des Gottesdieners Johannes vom Hörensagen bereits bekannt war, ehe er dessen persönliche Bekanntschaft machte. „Botaddio" oder Nuttadeo — ich will b«i dem geläufigeren Namen bleiben — sei fast in allen Theilen der Provinzen Italiens gesehen worden. Alte Leute versicherten Antonio, daß sie selbst den Juden gesehen und gesprochen hätten. Ein ganz besonders glaubwürdiger Gewährsmann hierfür sei ihm der greise Bartolo di Iachopo aus Faena im Gebiete von Firenzuola, ein Mann, der stets fromm und achtbar gelebt habe. Dieser habe Antonio versichert, daß Johannes in seinem Hause in Borgo a San Lorenzo di Mngello sich ausgeruht uud ihm von vielen Dingen gesprochen habe, die nur Gott allein hätte wissen können. Seitdem habe sich Vuttadeo in Italien nicht mehr sehen lassen, weil er ja auch die übrigen Theile der Welt besuchen müsse. Antonio will gefunden haben, daß es ungefähr an hundert Jahre dauert, ehe der Jude wieder demselben Lande einen Besuch abstatte. Demnach wäre also schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Sage und die Erscheinung des Ewigen in Italien, wenigstens im nördlichen Theile der Halbinsel, bekannt gewesen! Genug, in dem December des Jahres 1411 — nach den Untersuchungen Morpurgos muß es aber das Jahr 1416 gewesen sein — gegen Weihnachten kehrte ein gewisser Giano di Duccio aus Bologna nach letzterer Stadt zurück, aus welcher er sich nach Toscana und zwar nach Borgo a San Lorenzo geflüchtet hatte, weil die Verbannten Bolognas, namentlich die Ghuidotti ihm gedroht, sie würden ihn so lange hungern lassen, bis er die eigenen Kinder äße. Giano di Duccio war nämlich ein Freund von Luigi da Prato, dem Regenten Bolognas. Da die Guidotti keine Aussicht zu einer Nückkehr nach Bologna hatten, so hielt es Giano für richtig, selbst nach Bologna zurückzureisen-. „Sie brachen also von Borgo auf mit einem Pferde, das zwei Körbe trug. In einem saßen Duccio, zwölf Jahre alt, im anderen Giovanni im Alter von acht

Jahren — beide die Söhne des genannten Giano." Andrea, der Bruder des Chronisten Antonio, führte das Pferd, während hinter ihnen Giano felbst auf einem starken Gaule dahertrabte. Im Gebirge nun übersiel sie ein so fürchterliches Schneetreiben, daß die Pferde fortwährend ausglitten, sielen und die Kinder somit in großer Gefahr schwebten. Mit Mühe und Roth erreichten sie Rifredi, an der alten Straße nach Bologna.

„Während sie sich ein wenig ruhten, erreichte sie der genannte Giovanni Votaddio, der kräftig bergab marschirte. Der bewußte Andrea rief ihn deshalb an und sagte: „O Bruder, wenn es Dir beliebt, leiste uns aus Liebe zu Gott ein wenig Gesellschaft, damit diese Kinder nicht zu Schaden kommen." Jener war nämlich im Gewände des „nin^oeusro" vom dritten Orden des heiligen Franziscus, aber ohne Mantel und mit nur einem Schuhe verseheu. Er antwortete: „Gut, Gott zu Liebe." So ging er mit ihnen, die Hände an die Körbe gelegt. Und Andrea führte das Pferd, mährend Giano auf seinem Pferde ritt. Während sie so reisten — und die Gefahr war groß — wandte sich der bewußte Johannes Gottes-diener an Giano und fragte: „Willst Du, daß ich diese Knaben rette?" Antwortete Giano: „Ja, bei Gott." Sagte Johannes: „Wo wollen wir übernachten?" In Scharichalasino," antwortete Giano. „Auf denn, im Namen Gottes," sagte Johannes. Und niit diesen WoMn setzte er sich auf jede Schulter einen der Knaben und sagte: „Haltet Euch fest an meinen Haaren." Er hatte die Kapuze heruntergenommen, und so geschah es. Und da ihm der Schuh unbequem war, warf er ihn fort. Er ging davon, und in wenigen Augenblicken war er ihren Augen entschwunden, so daß sie ihn nicht mehr erblickten. Er langte bei der Herberge eines Wirthes. Namens Lhavechio an. Er setzte die Kinder daselbst an das Feuer, tröstete sie, ließ ein Paar guter Kapaunen abschlachten und über das Feuer hängen, und sie schmorten schon im Topfe, als Giano eintraf, der sicher glaubte, seine Söhne verloren zu haben, jetzt aber in großer Freude war."

In der Herberge nach dem Nachtmahle legt Nuttadeo die erste Probe seiner unheimlichen Allwissenheit ab. Während man> behaglich am Feuer sitzt, fragt Giano den Wirth, wie die Geschäfte gehen. Der Wirth jammert ob der schlechten Geschäfte, die ihm nicht einmal erlauben, seine Töchter zu verheirathen. Darauf lacht Vuttadeo und erklärt den Reisegefährten, es gäbe auf der ganzen Strecke von Bologna nach Florenz kein stärker besuchtes Gasthaus wie dieses. Auch habe der Wirth Geld genug, um seine Töchter zu verheirathen, denn er halte 240 Goldgulden in einem Loche, keine zwei Armlängen von Gianos Bette entfernt, versteckt. Der Wirth leugnet und man zankt sich ein wenig. „Ich glaube, ich habe Gaukler (oi»rl»l»ni) im Hause," meint der erboste Wirth. Am nächsten Morgen aber zieht er doch Buttadeo bei Seite und fragt ihn um Rath. „Berheirathe Deine Töchter," antwortet ihm der Allwissende, „cmorenfalls verkünde ich Dir, daß sie schlecht gerathen werden." Der Herbergsvater that, was ihm der Jude rieth, und

er hatte es nicht zu bereuen. Es muh übrigens bemerkt werden, daß Antonio ausdrücklich erwähnt, der Gottesdiener habe sich nicht des Nettes als Lagerstätte bedient. Trotzdem Ahasver hier uns als ein ganz anderes Wesen erscheint, ist der ursprüngliche Charakterzug des Ruhelosen durchaus nicht verwischt worden. „Und das jetzt habe ich erzählt, damit Ihr verstehet, wie ihm alle verborgenen Dinge offenbar sind," schließt Antonio diesen Theil seiner Aufzeichnungen, „jetzt wollen wir von größeren Thaten sprechen."
Buttadeo beweist in Wahrheit, daß er nicht ein Charlatan ist, der nur geschickt errathen, wohin der Wirth seine Goldgulden zu stecken pflegt. Während er mit Giano, Andrea und den beiden Knaben weiter des Weges nach Bologna zieht, erklärt Giano ihm die Veranlassung zur beschwerlichen Reise in starrer Winterszeit. Nicht wenig verblüfft mag Letzterer gewesen sein, als ihn, Johannes mit aller Seelenruhe verrieth, daß innerhalb zehn Tagen die Ghuidotti sich wieder im Besitze von Bologna befinden würden! Giano will sofort umkehren, der Jude aber sagt, er hätte Nichts zu fürchten, wenn er seinen: Nathe folgen wollte, im Gegentheil, er würde alsbald der beste Freund der ihm bisher feindlichen Sippe fein. Und somit verblieb Ahasver vom Sonnabend Abend bis Montag früh im Hause Gianos zu Bologna. Während dieser Frist berieth sich nicht nur Buttadeo mit Giano, sondern stellte ihm auch ein „di-isvs", ein Breve also aus, welches ihn vor jeder Hausdurchsuchung oder ähnlichen Belästigungen schützen würde. Dann verließ Buttadeo seinen Gastfreund. Andrea begleitete den Ruhelosen bis zum Thore und wollte ihm unterwegs ein Paar neue Stiefel kaufen. Der Jude aber schlug sie aus, versprach dagegen Andrea durch Handschlag, ihn in seinen Häusern in Norgo und in Florenz zu besuchen. Wie es Ahasver vorausgesagt, so geschah es. Giano wurde der gute Freund der Ghuidotti. Die Erhebung der Nolognesen zu Gunsten der Letzteren fand am 5. Januar 1416 statt. Es ist daher leicht nachzuweisen, daß, wie schon oben bemerkt, Antonio, der Chronist, sich im Datum irrte, wenn er 1411 schrieb.
Der ewige Jude durchstreifte darauf die ganze Lombardei, die Marken von Treuiso und Ancona. In Vicenza wollte ihn der „odapitnno", der Statthalter, aufknüpfen lassen. Als man aber den Strick anziehen wollte, war der Buttadeo nicht von der Erde freizubekommen, trotzdem der Statthalter felbst anfaßte. Ein neuer Strick riß in drei Stücke. „O wahrer und allmächtiger Gott," ruft an diefer Stelle der Chronist mit der ganzen Naivetät seiner Zeit und seines Glaubens aus, „wie groß ist doch Deine Liebe zu Deinen Freunden, daß ein solcher Hanfstrick, der einen Thurm hätte heben können, in mehr Stücke zerfiel, als sie selbst die Fäulniß hätte schaffen mögen!" Und so gelangte endlich der Jude auch nach Borgo « San Lorenz», während Antonio di Ser Tommaso Redditi daselbst als PodM waltete (23. April bis 23. October 1416). Seine Anwesenheit wurde schnell bekannt, und die ganze Stadt lief auf dem Platze zusammen, um Buttadeo mit den tölpelhaftesten Fragen zu belästigen, „thierisch und

wenig ehrerbietig", wie der Chronist in gerechtem Unmuth sich ausdrückt. Sie fragten ihn: „Wie lange werde ich noch zu leben haben?" „Wird mir das Glück beschieden sein?" „Werde ich Kinder haben?" Und Aehnliches. Der Jude selbst ist es, der den Leuten von Borgo den Ernst des Lebens in die Erinnerung ruft. Zum Podestü gewendet, sagt er: „Wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, so würdet Ihr sehr betrübt sein, und Mancher würde heiße Thränen weinen. Ehe Ihr noch aus dem Amte treten werdet, soll Einer, der sich in diesem Kreise befindet, an eben dieser Stelle gehängt werden." Und so geschah es, denn daselbst wurde auf Befehl desselben Podest» Erchole, den man für den besten aller jungen Männer hielt, an den Galgen geknüpft. Von Norgo siedelte der Ewige nach Florenz über in das Haus des „demüthigen" Antonio, woselbst ihn auch Messer Lionardo d'Arezzo, der Kanzler der Republik, aufsuchte, und über drei Stunden mit ihm im geheimen Gespräche blieb. Messer Lionardo, von vielen Bürgern befragt, was er von dem Gottesdiener halte, gab zur Antwort: „Entweder ist er ein Engel Gottes, oder er ist der Teufel. Er hat alle Wissenschaften der Welt inne, er kennt alle Sprachen, alle Vocabeln von allen auserlesenen Provinzen." Mehr verrieth Messer Lionardo nicht. Es muß bemerkt werden, daß Lionardo Bruni, genannt d'Arezzo, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war. Glaubte er wirtlich an das Märchen, welches ihm Buttadeo auftischte?
Im folgenden Jahre kehrte der Jude abermals in das an der Ecke von Alberti da San Romeo gelegene Haus der Brüder von Francesco d'Andrea zurück. Der Chronist nennt alle die Patricier, die Buttadeo besuchten, so die Peruzzi, Nicasoli, Vusini, Morelli, Alberti und Andere von nah und fern. „Ich hatte Furcht, daß die Dielen meines alten und kleinen Hauses brechen würden, und so sagte ich Allen: Er wird gewiß heute Abend in einer Herberge übernachten. Und Alles wartete geduldig vor der Thür, bis die ganze Straße überfüllt war. Es fanden sich in den ersten Abendstunden viele Würdenträger der Republik ein, mit diesen, dem Bruder Vartolomeo und den» Schreiber selbst schritten wir mit Fackeln durch die gestaute Menge, um den Ewigen zum Hause des Ser Pagolo di Ser Lando Forum, des damaligen Kanzlers, zu führen, und doch wurden wir nicht gesehen. O wahrer Gott, wie bewunderungswürdig sind doch Deine Werke!" Am nächsten Morgen führte man den Juden in den Palazzo der Signoria felbst, und Letztere erhielt von ihm sehr wichtige politische Aufschlüsse. Der damalige Johannes oder Buttadeo scheint demnach seine Augen hübsch offen gehalten zu haben. Er ist jedenfalls ein äußerst geschickter, seiner Zeit weit überlegener Mensch gewesen, unter Umständen vielleicht auch ein politischer Agent! Die vornehmen Herren hatten an« Abend bis Mittenmcht auf das Erscheinen Buttadeos gewartet und verabreichten dafür Antonio eine derbe Kopfwäsche. Erst auf das Zeugniß des Kanzlers hin lvurde geglaubt, daß der Johannes in der That trotz der Fackeln ungesehen durch die Menge geschritten sei. Unter Jenen, die trotzdem nicht

an die Kräfte des Gottesdieners glauben wollten, befand sich auch der Geschichtsschreiber Giovanni Morelli. Er wünschte sich ein Amt, um erproben zu können, ob der wunderbare Fremdling auch die Fähigkeit besitze, durch die Luft zu verschwinden. Diese Gelegenheit ließ nicht auf sich warten. Morelli wurde im Jahre 1413 zum Vicar von Mugello ernannt. Buttadeo besuchte in demselben Jahre den Ort und ruhte, von vielem Volke begleitet, in der Kirche San Donnino, nördlich von der Stadt selbst aus. Hierher schickte der Vicar seine Sendboten, schließlich die ganze berittene Leibwache aus, um den Ewigen zu sich zu entbieten und ihn unter Umständen mit Gewalt und gefesselt vor sich führen zu lassen. Wahrend das Volk in Buttadeo drang, der Obrigkeit nicht Widerstand zu leisten, lachte er und meinte, nicht einmal der Vicar könne ihn zu Etwas zwingen, was ihm nicht gefiele. Um aber schließlich dem Oberbefehlshaber der „t»iui-ßliari", der Leibwächter, keine Ungelegenheiten zu bereiten, rief er dem sich schon erfolglos Entfernenden nach, er werde schon vor ihm beim Vicar sein. Der Jude schlug darauf einen anderen Weg ein und war richtig viel früher beim Vicar. Dieser ließ ihn zwischen sich und seiner Gemahlin Platz nehmen, und es wurde Vieles geklatscht. Auch beklagte sich Giovanni Morelli beim Buttadeo, daß ihm seine junge Frau keinen Nachwuchs bescheeren wollte. Buttadeo verhieß ihm einen Sohn, noch ehe er vom Amte scheiden würde. Diese Prophezeiung ist nach Allem, was bekannt, nicht eingetroffen, wohl aber ist es erwiesen, daß die junge Frau dem Vicar noch während seiner Amtsführung durchbrannte. Kurz, Morelli hatte seines Unglaubens nicht vergessen. Als sich Johannes nach dem Nachtmahle verabschieden wollte, complimentirte ihn der Vicar in ein „ehrenwerthes" Gefängniß, das heißt in eine sichere Kammer, die unter dem Fundament des Thurmes in den Felsen eingelassen war. In dieser Kammer „befand sich auch ein ehrbares Bett, trotzdem Johannes nicht in einem solchen zu schlafen pflegte. Der Raum enthielt zwei kleine Fenster, die mit starkem Eisen so dicht bekleidet waren, daß nicht eine Maus hätte hindurchschlüpfen können; ferner eine Bohlenthür mit einer niedrigen engen Oeffnung, ebenfalls mit starkem Eisen ausgeschlagen und einem mächtigen Schlosse versehen." Hier hinein wurde Johannes gesperrt. Als der Vicar am nächsten Morgen das Verließ öffnen lieh, war natürlich kein Johannes mehr darin zu entdecken.

Die von Antonio erzählte Geschichte berichtet des Weiteren, daß Buttadeo auch in den Jahren 1414, 1415 und 1416 in seinem Hause weilte, und von anderen sich an diese Besuche knüpfenden Begebnissen. Während des zweiten Nefuches wohnte Buttadeo in der Herberge und gab hier den Brüdern ein großes Essen. Zum Schlüsse brannte Antonio, dem Chronisten, eine Frage auf der Zunge. Er verlangte zu wissen, ob der Jude wirklich der Giovanni Votaddio sei. Dieser belehrte ihn darauf, daß man seinen Namen verstümmelt habe. Er nenne sich „Giovanni Batt6dio", das heißt

Johannes, der „Gottprügler". Und nun wiederholte er dem Neugierigen die sattsam bekannte Erzählung vom letzten Gange des Heilands. Als Antonio schließlich aber nochmals fragte, ob er auch thatsächlich derselbe „Gottprügler" sei, antwortete Vuttadeo: „Versuche nicht Weiteres zu erforschen, Antonio." Und damit schlug er die Augen nieder, aus denen eine Thräne herniederrollte. Der Schlich der Chronik des Antonio ist rührend. Als der Jude zum letzten Male bei ihm einkehrte, rang seine Frau mit dem Tode. Nuttadeo heilte sie, indem er abermals ein Vreve ausfertigte und es der Kranken um den Hals hing. „Mit diesem Breve habe ich noch viele und verschiedene Krankheiten heilen können," schreibt Antonio. „Endlich lieh ich es Einem, der es mir nicht wiedergab: Gott verzeihe ihm! Als Johannes mich verließ, umarmte er mich, was er vorher nie gethan. Ich staunte darob und fragte: „Werde ich Euch nie wiedersehen?" Er antworte: „Nie mehr mit den körperlichen Augen." Und so ging er. Er begab sich in das Kloster vom Paradiese, wo ihn die Mönche gefangen nahmen, um ihn der Obrigkeit auszuliefern. Während der Nacht aber verschwand er, und die Mönche standen verdutzt da. Seitden, kam er nicht mehr in diese Gegenden. Und so trabt er durch die Welt, bis Gott die Lebendigen und die Todten richten wird in seiner Majestät und im Thale von Iosavhllt. Möge er für uns beten, damit Gott uns unsere Sünden vergebe, und er uns zum Himmel eingehen lasse. Amen!"

Der treffliche Morpurgo hat außer obiger Chronik, die sich unter den Strazzi'schen Dokumenten vorfindet, auch ein Tagebuch des Salvestro di Giovanni Mannini entdeckt, der im Jahre 1416 Podest» von Agliana war, den Besuch Buttadeos und dessen politische Orakel empfing. Was sagen unsere Gelehrten zu so merkwürdigen Beiträgen zur Geschichte der Sage vom „Ewigen Juden"?

Das Briefgeheimniß wahrend der französischen Revolution.

von

A. G. Vllckenheimer.

— Mainz. —

!nter den Mißständen, deren Beseitigung die Wähler zn den Ntilt8 ^sueranx Frankreichs im Jahre 1789 fast einstimmig verlangten, erscheint in den s. g. Eahiers die von der Regierung bis dahin geduldete, vielfach sogar verlangte Verletzung des Briefgeheimnisses. Die Unverletzlichkeit des letzteren stellten die Wähler auf gleiche Stufe mit der Freiheit der Person, des Eigenthums und mit dem Rechte der freien Meinungsäußerung. Solche Gleichstellung war durchaus zutreffend, insofern jedes Eindringen in die in Briefen niedergelegten Geheimnisse Anderer als eine Beeinträchtigung der aus den» Begriffe der Persönlichkeit hervorgehenden und mit der letzteren verknüpften Rechte, als eine Verletzung des Anspruchs auf Treue sich darstellt. In dem Maße, in welchem eine Regierung die Persönlichkeit würdigt und schützt, in demselben Maße würdigt und schützt sie das Geheimmß des Briefverkehrs. Dafür bietet die Geschichte Frankreichs im 18. Jahrhunderte und zu Anfang dieses Jahrhunderts den besten Beleg. Wie die Negierung Ludwigs XIV. in Frankreich in Mißachtung der persönlichen Freiheit das Aeußerste leistete, so schwer versündigte sie sich an dem Briefgeheimnisse, nicht etwa blos unter dem heuchlerischen Verwände der Fürsorge für das Staatswohl, sondern auch zur Befriedigung der Neugierde des Königs, der über den Pariser Klatsch auf dem Laufenden sich halten wollte. Auch die Nachfolger Ludwigs XIV. trieben neben dem Mißbrauche mit den 1sttrs8 äs eaenst den hergebrachten Unfug mit der Eröffnung der Briefe, wie dies aus den Beschwerden der Wähler der Ltat8 ßensraux erhellt.

Mit dem Zusammentreten der letzteren durfte man die Beendigung des schwer empfundenen Mißbrauches erwarten. In der That verkündigte die Volksvertretung bereits im Juli 1789 den Grundsatz der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses. Sie that dies noch, bevor sie mit der Aufstellung der Menschenrechte, mit der Gewährleistung der vollen Entfaltung der persönlichen Freiheit, sich beschäftigte. Nachdem die gesetzgebende Gewalt wiederholt veranlaßt worden, für den Briefschutz einzutreten, ging sie später dazu über, den zugesagten Schutz durch ernste Strafbestimmungen zu erhöhen. Allein wie in anderen Dingen, so erwies sich auch hier im Fortgange der Revolution die Gesetzgebung als wirkungslos gegenüber dem Auftreten der jeweiligen Machthaber in Paris und in den Provinzen, welche in Verübung von Willkürlichkeiten und Gewaltthätigkeiten die alten Behörden weit in Schatten stellten. Wo immer mit der hereinbrechenden Anarchie neben den gesetzmäßigen Gemalten die Herrschaft des Pöbels oder der Clubs sich geltend machte, und wo immer die eingesetzten Behörden in den Dienst der Parteien und deren Leidenschaften sich stellten, da gab es, den Erklärungen und Strafandrohungen der gefetzgebenden Gewalt zum Trotz, weder einen Schutz der Persönlichkeit, der freien Meinungsäußerung, noch einen Schutz des Briefgeheimnisses. Als gar die republikanische Gesetzgebung in einem Augenblicke des heftigsten Kampfes zwischen den um die Oberherrschaft streitenden Parteien für einen ganz bestimmten Fall die Durchforschung der Briefe gestattete, da machten die damals allgewaltigen Gemeindeverwaltungen die Ausnahme zur Regel. Ihr Beispiel blieb maßgebend für die sie ablösenden republikanischen Behörden, namentlich zur Zeit des Directoriums. Während aber die letzteren zur Rechtfertigung ihres Verhaltens der Post gegenüber zu einer allerdings willkürlichen Auslegung des Gesetzes ihre Zuflucht nahmen, glaubten die Polizeiminister des Kaiserreichs über alle Bedenken sich wegsetzen zu dürfen und beeinträchtigten den Nriefverkehr in einer Weise, die das Verhalten der Behörden bei Beginn der Revolution noch harmlos erscheinen ließ.

Den Anlaß zu der oben erwähnten ersten Aeußerung der Volksvertretung vom 25. Juli 1789 gab ein in jeder Hinsicht merkwürdiger Vorfall. Unmittelbar nach Erstürmung der Pariser Bastille (14. Juli 1789) waren an den verschiedensten Orten Frankreichs ernste Unruhen ausgebrochen, die bereits am 16. Juli einen Theil des Adels, darunter auch den Grafen Artois, den Bruder des Königs Ludwig XVI., zur Flucht in's Ausland veranlaßten. Der rasch sich vollziehende Verfall der königlichen Gewalt ermuthigte die Rädelsführer der Bewegungen in Paris und in den Provinzen, auf eigene Faust neue Behörden einzusetzen. So entstand in Paris ein republikanischer Gemeinderath, der den Astronomen Bailly zum Maire bestellte und es als seine erste Aufgabe erachtete, den verrätherischen Absichten der Königspartei nachzuspüren. In Verfolg dieses Bestrebens sing die neue Behörde eine Sendung des Barons Castelnau, des Veilreters

Frankreichs in Genf, ab, um sich in den Besitz von Briefen, die an den Grafen Artois bestimmt waren, eigenmächtig zu fetzen. Bailln sandte die also erlangten Briefe an den Präsidenten der Nationalversammlung in Versailles, der sich weigerte, die Schriftstücke, die nicht etwa in Verlauf einer Untersuchung zu Folge richterlicher Beschlagnahme angehalten worden waren, zu öffnen und der Versammlung kundzugeben. An diese in öffentlicher Sitzung vom 25. Juli 1789 erfolgte Weigerung des Vorsitzenden knüpfte sich sofort eine lebhafte Besprechung, indem mehrere Mitglieder der Volksvertretung, unzufrieden mit der Haltung ihres Vorsitzenden, auf Mittheilung der Briefe bestanden, unter dem Vorbringen, daß hier die Rücksicht auf das Staatswohl allein in Betracht komme. Einer der entschiedensten Vertreter dieser Ansicht war der redegewandte, zu den Constitutionellen zählende Marquis Gouy-d'Arcis, der davon ausging, daß man in Kriegszeiten Briefe erbrechen dürfe, dem Kriege aber die Zeit der Unruhen und geheimen Treibereien völlig gleichstehe. Einer lebhaften Unterstützung hatte der Marquis von Seiten Robespierres sich zu erfreuen. „Ohne Zweifel," fo bemerkt diefer, „ist das Briefgeheimniß unverletzlich; aber, wenn eine ganze Nation in Gefahr ist, wenn Anschläge gegen ihre Freiheit geplant werden, dann wird das, was zu anderer Zeit als Verbrechen erscheint, zu löblichem Handeln. Nachsicht gegen Verschwörer ist Verrath gegen das Volk." In der Widerlegung dieser Ansicht begegneten sich die Wortführer der verschiedensten Parteirichtungen innerhalb der Versammlung. Der charakterfeste Armand Gaston Camus, einer der Vertreter der Stadt Paris, verwies auf die in den Eahiers zu Tag getretene Willensäußerung aller Wahlkreise und auf das eigentliche Wesen des Briefverkehrs. Ein geschlossener Brief, fo meinte der Redner, ist gemeinschaftliches Eigenthum Desjenigen, der ihn abgesendet hat, und Desjenigen, der ihn empfangen foll oder empfangen hat; ohne sich gegen die ersten Rechtsgrundsätze aufzulehnen, darf man dämm kein Briefsiegel eröffnen. Den Rechtsstandpunkt streifte auch der Bischof von Langres. Er hielt es zwar für erlaubt, Briefe eines dem Vaterlande verdächtigen Menschen zu erbrechen; allein der Verdacht muß begründet sein und darf sich nicht lediglich auf irgend eine Anzeige stützen. Ganz entschieden trat der Demokrat Duo ort gegen die Eröffnung der Briefe ein. „Es ist," so rief er, „einer Nation, welche die Gerechtigkeit liebt, die sich auf Ehrlichkeit und Offenheit Etwas zu gut thun will, durchaus unwürdig, eine derartige Schnüffelei zu begehen." Den stärksten Stoß versetzte dem Antrage auf Mittheilung der Briefe einer der Väter der Revolution, Graf Mirabeau. Wo immer damals eine Beeinträchtigung der Freiheit in Frage stand, hatte kein Mitglied der Versammlung so zündende Worte wie er; dabei verstand kein Anderer gleich ihn, die jeweils auftauchenden Fragen an der Hand der Erfahrungen des Lebens zu prüfen und zu behandeln. Für ihn war hier nicht blos eine Rechtsfrage im Spiele, für ihn drehte es sich noch um den Nachweis, daß der Vertrauensbruch

Völlig nutzlos sei. „Was erfährt man," so fragte er, „aus Briefen? Glaubt man im Ernste, daß die Anschläge zu gefährlichen Unternehmungen durch die Post befördert werden? Selbst politische Nachrichten erfährt man nicht auf diesem Wege. Welche große Gesandtschaft, welcher Träger eines besonders wichtigen Auftrags umgeht nicht die Gefahr der Nachspürung auf der Post?" Die zu erwartende Ausbeute steht nach seiner Ansicht in keinem Verhältnisse zur Versündigung an Treue und Glauben unter den Menschen. Am Schlüsse seiner Abstimmung schildert Mirabeau den von der begehrten Maßregel zu besorgenden Eindruck wie folgt: „In Frankreich beraubt man unter dem Vorwcmde der öffentlichen Sicherheit die Bürger des Eigenthums an ihren Briefen, welche die Eingebungen des Herzens, den Schah des Vertrauens verwahren. Diese letzte Zuflucht der Freiheit haben Diejenigen verletzt, welche von der Nation zum Schutz ihrer Rechte berufen wurden; sie haben durch ihren Beschluß es ermöglicht, daß die geheimsten Regungen des Herzens, die kühnsten Eingebungen des Geistes, die Ergüsse eines oft unbegründeten Zornes, die vielfach schon im nächsten Augenblicke wieder zurückgenommenen irrigen Unterstellungen zu Beweismitteln gegen dritte Personen sich gestalten, daß, ohne es zu wissen, Bürger gegen Bürger, Freunde gegen Freunde, Söhne uud Väter gegeneinander zu Richtern werden, daß sie einander verberben, denn die Versammlung hat es ausgesprochen, daß sie zu Grundlagen ihrer Urtheile zweideutige Mittheilungen machen werde, die sie sich nur durch ein Verbrechen beschaffen konnte."

Nach diesen Auseinandersetzungen unterblieb die Erbrechung der Briefe. Eine gesetzliche Regelung der angeregten Frage erfolgte weder in der Sitzung vom 25. Juli 1789 noch in jener vom 27. Juli darauf, als die Frage von Neuem besprochen wurde.

Die Aeußerungen der Nationalversammlung hinderten nicht die Fortsetzung des einmal eingerissenen Mißbrauches. Nach Jahresfrist kam die Frage nochmals an die Volksvertretung. Es hatte nämlich die Municipalität von Saint-Aubin eine an den Generalintendanten der Post, d'Ogny, gerichtete Postsendung angehalten und eine Reihe von Briefen erbrochen, welche für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris und für die Minister Spaniens bestimmt waren. Diesmal bekannte die Versammlung Farbe, indem sie durch Decret vom 10.—14. August 1790 das Briefgeheimnis; für unverletzlich erklärte und Privaten wie Behörden die Befugniß, Briefe zu eröffnen, absprach. Noch einmal verkündigte die Versammlung in demselben Monat August 1790 den Grundsatz der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses, als sie durch Decret von« 26.-29. August den von den Postcommissären zu leistenden Eid regelte. Diese mußten eidlich geloben, das Briefgeheimnis; treu zu wahren und den Gerichten jede Zuwiderhandlung gegen den Briefschutz, sobald sie davon Kenntniß erhielten, unverzüglich anzuzeigen.

Auf diejenigen, welchen an der Aufrechterhaltung der Ordnung Nichts gelegen war, machten die vorgenannten Decrete, welche der Strafandrohungen für den Fall der Verletzungen des Briefgeheimnisses entbehrten, keinen sonderlichen Eindruck. Wo immer Unruhen entstanden, da waren auch die Briefe in Gefahr. So wurde die Jagd nach Briefen in Paris in großartigem Maße betrieben im Juni 1791 aus Anlaß der Flucht der königlichen Familie und in Verfolg eines Decretes der Nationalversammlung vom 21. Juni, das die Bürger von Paris zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Verteidigung des Vaterlandes aufforderte. Eine der ersten Schutzmaßregeln war die Einhaltung aller eingelaufenen Briefe, wogegen die Nationalversammlung noch am nämlichen 21. Juni einschritt. Trotzdem ging die Fahndung nach Briefen ruhig weiter, wie dies ein Decret der Nationalversammlung vom 10.—20. Juli 1791 belegt. Darnach hatten einzelne Verwaltungen und Gemeindevorstände zum Schutze des Staates die Uebermachung des Postverkehrs in die Hand genommen, Postfuhren angehalten, die Führer derselben gezwungen, Packete an anderen Orten als in den Posträumen niederzulegen, die Diensträume der Post« directoren untersucht und die Austheilung der Briefe verzögert. Da nach Ansicht der Nationalversammlung ungesetzliche Mittel der bezeichneten Art höchstens im Augenblicke drohender Gefahr oder allgemeiner Unruhen geduldet werden dürften, nicht aber zu Zeiten, wo alle zur Aufrechterhaltung der Ordnung erforderlichen Maßregeln bereits getroffen wären, so schärfte die Nationalversammlung noch einmal die zum Schutze des Postverkehrs erlassenen gesetzlichen Bestimmungen zur Nachachtung ein. In der Begründung ihres Beschlusses hatte die Nationalversammlung angedeutet, daß es Fälle gäbe, in welchen der Grundsatz der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses nicht in Betracht käme. Solche Fälle sich zurechtzulegen, war keine besonders schwierige Aufgabe für diejenigen, welche Unruhen anzuzetteln im Begriffe waren, oder welche durch Verdächtigung ihrer Gegner sich diese vom Halse schaffen wollten.

Die in dem zuletzt erwähnten Decrete unterlaufene Abschwächung des Grundsatzes der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses sollte durch Strafbestimmungen ausgeglichen werden. In dieser Absicht bedrohte der 0«6s ptzualy vom 25. September bis 6. October 1791 (im 2. Theil I. Titel, 3. Abth. Art. 23) die vorsätzliche, absichtliche Unterdrückung eines der Post anvertrauten Briefes sowie die Verletzung oder Erbrechung von Brieffiegeln mit der Strafe der äössraäation oiviqus. Wurde das vorbezeichnete Verbrechen auf Grund eines Befehls der vollziehenden Gewalt oder durch einen Postbeamten begangen, so traf den Minister, welcher den Befehl ertheilt oder den Befehl mit feiner Gegenschrift gezeichnet, ferner Jeden, der den Befehl in Vollzug gesetzt, den Postagenten, der ohne Befehl gehandelt, eine Strafe von zwei Jahren Gefängniß. Wenige Wochen nach Verkündigung des Gesetzes übersandte ein Pariser Bürger der gesetzgebenden Versammlung einen Brief,

der zur Verlesung gebracht werden sollte. Kaum bemerkte die Versamm-
lung, daß der Brief durch unbefugte Hand eröffnet worden war, als sie
sofort die Verbrennung des Briefes verordnete (10. December 1791).
Außerhalb des Sitzungssaales der gesetzgebenden Versammlung legte
man sich keineswegs Beschränkungen auf, um das Briefgeheimniß zu schonen.
Die Männer, welche die Greuelthaten des 1. September 1792 veran-
stalteten, hatten ihren Werkzeugen die Weisung ertheilt, bei Durchsuchung
der Wohnungen der Bürger vor allen Dingen nach Briefen zu forschen.
Briefe, einerlei wie der Besitz derselben erworben worden, waren, als ein-
mal das Revolutionsgericht seine Thätigkeit' eröffnete, die besten Beweis-
mittel, um politische Gegner an's Messer zu bringen, so lange das
Revolutionsgericht überhaupt noch auf die Beobachtung der Formen eines
Verfahrens Werth legte.
Eine Sorte von Briefen wurde zur Zeit, als der große Entscheidungs-
kampf zwischen Girondisten und Iacobinern bereits begonnen hatte, durch
Decret des Nationalconventes vom 9.—11. Mai 1793 von dem Postschutze
förmlich ausgeschlossen und vogelfrei erklärt, nämlich der Briefwechsel der
auf die Liste der Emigranten gesetzten Personen. Nach Art. 3 des ge-
dachten Decretes sollten die Briefe dieser Personen in Gegenwart des
Generalrathes der Gemeinden eröffnet, die vorgefundenen Werthgegenstände
beschlagnahmt werden.
Um diesem Gesetze nachzukommen, durchforschten die Gemeinden täglich
die Briefsendungen. Ueber die Art und Weise, wie dieses Geschäft be-
trieben wurde, belehren uns die Protokolle der Straßburger Munici-
palität, die im Drucke vorlagen. In Straßbnrg beschloß am 15. Frimaire ll
der Ausschuß der Wachsamkeit und allgemeinen Sicherheit, „daß dem
Director der Briefpost eingeschärft werden soll, die ankommenden Briefe
nicht anders zu öffnen, als in Gegenwart der Mitglieder der Propaganda,
welchen die Bürger Jung und Wilvot beigegeben werden sollen." Zur
besseren Würdigung dieses Beschlusses sei nur darauf hingewiesen, daß die
Propaganda eine Privatgesellschaft, und der Bürger Jung feines Zeichens
Schuster war. Wenige Tage später, am 24. Frimaire, wurde der Bürger
Stamm mit der Durchsuchung der Briefe betraut, auf dessen Bericht hin
die weiteren Weisungen an'den Postdirector, Brülbaut, ergehen sollten.
Bezeichnend für das Treiben dieser Straßburger ist die Thatsache, daß sie
eines Tages eine an einen Kaufmann in Kopenhagen gerichtete Sendung
eröffneten und darin einen Brief des Ministeriums des Aeußeren in Paris
antrafen, der zum Theil chisfrirt mar. Nach vollendeter Durchlesung, so
weit dieselbe möglich war, ging der Brief an den Ort feiner Bestimmung
ab. Einmal entnahm man einer Postsendung einen Naarbetrag von
309 Livres, um ihn gegen Assignaten in gleichem Betrage umzuwechseln.
Was man sich in Straßburg herausnahm, das erlaubte man sich «Her-
wärts in Frankreich während der Zeit der Schreckensherrschaft und der

Allgewalt des Iacobinerclubs. Mein auch nach dem Sturze Robespierres und nach Einführung der Directorialregierung glaubten die obersten Behörden von dem Grundsätze der unbedingten Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses zur Sicherheit des Staatswohles Abstand nehmen zu dürfen.

Zunächst erhielt der obenerwähnte Artikel des Strafgesetzbuches in dem neuen l^ocis 6ß8 äÄitz st 6s8 psinsn vom 3. Brumaire IV einen Zusatz dahin: „Durch den gegenwärtigen Artikel wird Nichts geändert an dem der Regierung zustehenden Rechte der Überwachung der Briefe, welche aus fremden Ländern kommen und nach folchen Ländern bestimmt sind." Im Einklänge mit diesem, den Werth des gesetzlich verkündigten Schutzes des Nriefverkehrs bedenklich herabmindernden Zusätze zum Gesetze erscheint sodann ein Ausschreiben Carnots vom 11. Florsal IV, welches den Commissär der vollziehenden Gewalt bei den Municipalitäten — jene von Paris ausgenommen — anwies, die aus Spanien und Italien kommenden oder dorthin bestimmten Briefe zu öffnen und jene Briefe zurückzubehalten, welche an deportirte Priester oder Emigranten gerichtet waren, oder welche Aufklärung über Angriffe gegen die Sicherheit des Staates enthielten. Die zurückbehaltenen Briefe sollten sofort ^dem Polizeiminister vorgelegt werden.

Auf Grund dieser Anordnungen entwickelte sich ein regelmäßiger Svionirdienst auf der Post, der einen solchen Umfang Annahm, daß ein Mitglied des Ruches der Fünfhundert sich veranlaßt fah, den eingerissenen Unfug öffentlich zur Sprache zu bringen. Allerdings wirft es ein ungünstiges Licht auf die Gesinnung, aus welcher die Anregung des Abgeordneten Imbert Colomös hervorging, wenn noch im Laufe der durch ihn veranlagen Verhandlungen die Entdeckung gemacht wurde, daß Colomös in geheimer Verbindung mit dem Prinzen Conds stand. In den Sitzungen vom 26. Messidor nnd 8. Frnctidor V wurde für und gegen die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses weitläufig verhandelt. Für die Berechtigung der Regierung zur Ueberwachung des Briefwechsels trat mit aller Entschiedenheit ein Mann ein, der schon einmal der von der seiner Partei so hoch gehaltenen freien Bewegung der Bürger einen empfindlichen Stoß versetzt hatte, Jean Debry, der Vater des Fremdengesetzes, das, angeblich zum Zwecke der Ueberwachung der Fremden erlassen, die Gesinnung der Bürger einer für Viele verhängnißvollen Beobachtung und Erforschung unterwarf.

Es ist ein merkwürdiges Verhängniß gewesen, daß der Schutz fremder Papiere so wenig Gnade fand in den Augen eines Mannes, der um geheimer Papiere halber beinahe sein Leben hätte lassen müssen. Nur durch einen unbegreiflichen Glücksfall entging Debry dem Schicksale, das am 28. April 1799 vor Rastatt die übrigen Mitglieder der französischen Gesandtschaft ereilte, als hie Papiere der letzteren geraubt werden sollten.

Im Rathe der Fünfhundert stand Debry so ziemlich allein; dagegen ging seine Ansicht im Rath der Alten durch, die der Meinung waren, die Regierung

des Direktoriums könne ohne die bisher beliebte Behandlung der Briefe nicht auskommen, womit allerdings der gesetzgebende Körper der damaligen Zeit der Staatsgewalt kein rühmliches Zeugniß ausstellte.
Nach wie vor wurde unter der von der Achtung der Zeitgenossen wohl nicht getragenen Directorialherrschaft nach dem Briefwechsel verdächtiger Personen gefahndet. Verdächtig war aber unter dem Direktorium gerade so wie zur Zeit der Schreckensherrschaft ein Jeder, der dem jeweiligen Machthaber nicht gefiel.
Hielt schon das Direktorium sich befugt, über einen im Jahre 1789 so feierlich verkündigten Grundsatz sich hinwegsetzen zu dürfen, so erwies sich die von einem außergewöhnlichen Selbstbewußtsein geleitete Regierung des Consulats und des Kaiserreichs in dieser Beziehung noch viel weniger ängstlich. Weder Napoleon noch Fouch6 schreckten vor dem Erbrechen von Briefen zurück, wenn sie hinter Geheimnisse Anderer kommen wollten. Sie fanden hierbei eine allzeit bereite Beihilfe bei dem obersten Leiter des Postwesens, Lavalette, der, wie Schlosser berichtet, die „polizeiliche Verletzung des Geheinmisses der Privatcorrespondenzen und das Erbrechen der Briefe im Großen betreiben" ließ. Den Höhepunkt der Mißachtung der Persönlichkeit und der freien Meinungsäußerung erreichte die kaiserliche Negierung nach den Niederlagen in Rußland. Um das Geheimniß der letzteren so lange wie möglich vor den Franzosen zu bewahren, gab der Kaiser den Befehl, die vom Auslande kommenden und dahin abgehenden Briefe anzuhalten. Zu dem für solche Zwecke bereits in Paris errichteten Cabinet gesellten sich von da an die geheimen Cabinete in Ostende, Brüssel, Hamburg, Berlin, Mailand und Florenz. Ein Wink der oberen Behörde genügte, um Briefe anzuhalten, deren Inhalt der Kaiser oder dessen Minister kennen wollten. Das stand in vollem Einklänge mit den übrigen Willkürlichkeiten, die sich die Polizei in Frankreich gegen Ende des Kaiserreichs erlauben durfte, nach Maßgabe des kaiserlichen Decrets vom 3. März 1810, wonach die Negierung befugt war, mit Umgehung aller zum Schutze der persönlichen Freiheit erlassenen Gesetze auf Grund eingezogener Berichte ohne Weiteres und auf unbestimmte Zeit Personen zu verhafteu, die man den Gerichten nicht überliefern wollte.
Von Anwendung der großen Grundsätze des Jahres 1789 war, wie hier an einen« Beispiel gezeigt worden, schon bald nach deren Verkündigung keine Rede mehr gewesen, weil die Franzosen keine Republikaner waren wie die Nordamerikaner, die noch vor den Franzosen die Freiheit sich errungen hatten und sie zu bewahren verstanden.

Rivalinnen/^
Novelle

Francis Popper.
— paii«. —

r Ausblick auf das H6tel und die Esplanade der Invaliden gewährt eine der großartigsten Ansichten von Paris. Es giebt kaum etwas Vornehmeres, Stattlicheres zu schauen als diesen gewaltigen Platz mit seinen alten Bäumen und — ganz im Hintergrunde, jenseits der Schutzgräben und der erbeuteten Kanonen — die goldene Kuppel von Mansard, unter welcher der legendarische Sarg ruht, den man von Sanct-Helena hierher überführt hat. Selbst der nüchternste Fremde, welchen, im carrirten Anzug, den Vädecker in der Hand, das Neisebureau von Look nach Paris bringt, kann sich dein feierlichen Eindruck nicht entziehen. Er denkt an den großen König und an den großen Kaiser, er bleibt bewundernd und manchmal auch beneidend stehen. An jenes Alt-Frankreich, das solch' dauerhafte und solch' imposante Zeugen seines Ruhmes besitzt, mochte wohl auch Bismarck denken, als ihn in Ferriöres der Advocat Jules Favre Namens der Republik um Frieden bat und ihn fragte: „Gegen wen wollen Sie denn eigentlich noch Krieg führen?" ^ „Gegen Ludwig den Vierzehnten," foll da der eiserne Kanzler geantwortet haben.

Indessen, in den Augen des Parisers, der ja schon seit Langen: au den glänzenden Anblick gewöhnt ist, hat die Esplanade der Invaliden wohl auch ihre melancholischen Seiten. Ganz in der Nähe befindet sich ein armseliges Stadtviertel, der „Große Kieselstein" genannt, und wenn das Wetter mild oder auch nnr erträglich ist, so sendet dasselbe in die prachtvollen Anlagen seine betrübten Müßiggänger, seine in Lumpen gehüllten

*) Einzig autonsnte Uebcrsetzung von Lothai Schmidt.

Spaziergänger hinaus. Ein seltsamer Philemon, ein braver Alter, dessen Brust mit Medaillen besät ist und der an seiner Soldatenmütze eine Cocarde trägt, humpelt auf hölzernen Stelzfüßen neben einer scheußlichen Baucis in schmutzigem Camisol dahin. Ein uraltes Mütterchen mit gebeugtem Rücken treibt vor sich oder zieht am Rocke hinter sich zwei oder drei ungesunde Kinder her. Ausgestreckt auf einer Bank und den schäbigen Filzhut in die Augen gedrückt, schläft ein Landstreicher und träumt vielleicht von einem Verbrechen, das er im Sinne hat.

Der Gegensatz zwischen dem schmutzigen Elend und dem königlichen Luxus ist mir immer schmerzlich gewesen.

In Venedig verleiden mir die Weiber mit langem Kopftuch, die mit den Pantoffeln klappern und sich in Einem fort in ihrer rothen Mähne mit den Fingern Herumfratzen, San Marco und den Dogenpalast, und im Hnde-Park zu London machen mir die zerlumpten Gestalten mit nackten Füßen, welche sich allenthalben auf dem Nasen Herumsielen, das Gewimmel der Equipagen und das Reiten der blonden Amazonen geradezu verhaßt.

Andererseits hat aber die Volksmenge für mich wiederum einen großen Reiz. Ich mische mich gern unter sie. Deshalb führe ich oft meine Gedanken nach der Esplanade und nach dem „Großen Kieselstein" spazieren.

Als ich so eines Tages unter den großen Bäumen der Esplanade der Invaliden einherging, bemerkte ich zwei alte Frauen.

Der Monat Februar neigte sich seinem Ende zu, und die bereits wanne Nachmittagssonne ließ an den Zweigen die bronzefarbenen Knospen erglänzen. Die beiden Alten, welche, wahrscheinlich wegen der Feuchtigkeit, noch nicht im Freien zu sitzen wagten, wandelten langsam dahin, wobei die Bejahrtere sich zitternd und schwerfällig auf den Arm der Genossin stützte, die, obschon eine hagere, elende Gestalt, sich dennoch kerzengerade trug und voller Energie schien. Alle Beide waren ärmlich, aber sauber gekleidet. Ihre schwarzen Halstücher waren sorgfältig aufgesteckt, ihre weißen Hauben glänzten vor Reinlichkeit. Damit die Kranke bei der geringsten Ermüdung ausruhen konnte, trug die Rüstigere einen Klappstuhl unter'm Anne. Sie richtete geduldig ihre Schritte nach denen der Freundin und schaute sie alle Augenblicke zärtlich und liebevoll an. Sie mochte etwa zehn Jahre jünger sein als die Andere, welche, eine Ruine in Menschengestalt, mindestens sechzig zählte. Sie allein besaß von Beiden noch ein wenig Kraft, ein wenig Gesundheit. Das mußte für Jene mit genügen. Wenn man ihnen begegnete, so dachte man unwillkürlich an jene ländlichen Gespanne, wo ein Pferd einäugig und das andere völlig blind ist und die trotzdem den Karren ziehen.

Die beiden Frauen interessirten mich sofort. Ich beobachtete sie.

Die Greisin mußte sicher einstmals schön gewesen sein. Die Haube vermochte kaum das reichliche schneeweiße Haar zusammenzuhalten. Eben«

mäßig waren die Züge ihres unbeweglichen, gelben, gichtbrüchigen Gesichtes, und unter den noch schwarzen Brauen schimmerten die tief eingesunkenen Augen in einen« fieberhaften Glänze.

Die Andere, rothhaarig, einstmals mit weicher Haut und weißen, Teint — mochte Vielleicht ebenfalls hübsch gewesen sein. Doch grausam verfährt die Zeit mit den Reizen der Jugend! Nur Runzeln und Flecken läßt sie zurück. Und trotzdem erregte dieses elende, welke Gesicht noch Gefallen durch seinen nnlden Blick und sein gütiges Lächeln.

Schwestern waren sie nicht; sie hatten nicht die geringste Ähnlichkeit mit einander.

Der Anblick jener beiden armen Geschöpfe, die aufeinander gestützt, ihre schwachen Kräfte vereinten, hatte mich wahrhaft gerührt. — Das schone Wetter hielt einige Tage an, und so traf ich die beiden Alten öfters wieder.

An gewissen Einzelheiten, an ihren Händen, über welche sie immer Handschuhe von grauer Baumwolle gezogen hatten, an einein unerklärlichen Etwas in ihrer ganzen Erscheinung, merkte ich, daß sie nicht immer eine so gewöhnliche Kleidung getragen hatten und daß sie einstmals, wie das Volk sagt, bessere Tage gesehen hatten. Ihr Verlangen, des geringsten Sonnenstrahles zu genießen, trotz ihres Alters und ihrer Hinfälligkeit auszugehen, ließ mich vermuthen, daß sie während des langen Winters in irgend einer traurigen Mansarde des „Großen Kieselsteins" eine Art Gefangenen-Dafein führten. Ich stellte sie mir vor im Geiste, wie sie da hockten, die Füße auf der Wärmflasche, und von ihren Erinnerungen zehrten.

Sie erregten immer mehr mein Mitleid und — daß ich es nur gestehe — auch meine Neugierde.

Nun kannten auch sie mich vom Sehen. Eines Tages, als die ganz ungewöhnlich laue Luft ihnen gestattete, sich auf einer Bank niederzulassen, setzte ich mich neben sie, und alsbald knüpften wir ein Gespräch an. Der weibliche Instinct, der weit sicherer und zarter als der des anderen Geschlechtes ist, ließ sie Vertrauen zu mir fassen. Und kurz und gut, nach einer Stunde kannte ich ihre Lebensgeschichte.

Dieselbe ist rührend, ich will sie erzählen.

II.

Eristirt noch ein Vesucher des Vaudevilletheaters, der sich an Nelly Robin erinnert?

Vielleicht nein. Aber im Winter des Jahres 185!) war sie eine der schönsten Huris des muselmännischen Paradieses, das damals die Truppe dieses Theaters aufführte. Freilich zwischen dieser Darstellung und dem Himmel des Propheten herrschte der Unterschied, daß all' diese reizenden

Schauspielerinnen nur sehr zweifelhalte Ansprüche auf den Titel „Fräulein" hatten, einen Titel, welcher, wenn anders man dem Koran glauben will, den Huris ewig und unverbrüchlich zukommt.

Sie war brünett, hatte einen marmorblassen Teint und weiches, wolliges Lockenhaar. Groß und schlank, von wunderbarem Wüchse, besaß sie ein Paar dunkle Augen, die immer in sinniges Träumen verloren schienen.

Ihre göttergleiche Schönheit, in der sich Würde und Anmuth paarten, hätte die florentinischen Meister der Renaissance entzückt. Und doch hatte Nellp nur einen armen Hutmachergehilfen zun, Vater, den die Sorge um seine zahlreiche Familie fast zu Boden drückte, .stein Wunder, daß das Mädchen, um welches man sich wenig kümmern konnte, in allen Gassen der Stadt sich herumtrieb. Ein Nachbar, der Maschinist am Nelleville-Theater war, verführte sie und nahm sie zu sich. Jetzt mußte sie arbeiten, daß ihre Hände rauh und roth wurden, muhte sie für den Trunkenbold, der sie mit Schlägen tractirte, kochen und ihm seine schmutzige Bude auskehren. Sie war bereits fast zweiundzwanzig Jahre alt, als Lamorliöre, der erste Heldendarsteller des Theaters, welcher trotz seiner Bärentatzen, seines gefärbten Schnurrbartes und seiner fünfzig Jahre noch immer Pascha hinter den Coulissen geblieben war, sie zu bemerken und ihr zum Zeichen seiner Gunst das Taschentuch hinzuwerfen geruhte. Tic Vorstadtbewohnerin bekam einen riesigen Respect am ersten Zlbend, wo sie das bescheidene Logis des Schauspielers betrat, der seine eigenen Möbeln besaß und die Zimmer-, wände mit alten Theaterzetteln und goldenen Papierkronen decorirt hatte, den glorreichen Zeugen seiner ehemaligen Erfolge im Süden, in Ngen, Auch und Montauban.

Der Schauspieler war zweifellos gegen die Verehrung vou Seiten der holden Weiblichkeit bereits abgestumpft. Ehemals hatte er bei seinen Gastrollen in der Provinz den häuslichen Frieden von mehr als einer Familie gestört. Die Frau eines Steuereinnehmers im Departement Tarn-et-Garonne war ihm nachgelaufen, und in Gers hatte er die Gattin eines Unter-Präfecten stark comvromittirt. Dennoch aber schmeichelte die naive Bewunderung des armen Mädchens den, Herzen des alten Schmetterlings, der es bereits müde war, rastlos von Blume zu Vlunie zu flattern. Sie sollte am nächsten Morgen wieder heimkehren; so war es abgemacht. Indessen nach acht Tagen wusch und plättete sie ihn, bereits seine Wäsche.

Sie knüpften also ein Verhältnis! mit einander an. stell,) lebte an der Seite des ersten Helden in einer beständigen Aufregung. Sie nannte ihn „Herr Lamorliöre", wenn sie mit den Nachbarn von ihn, sprach, sie diente ihn, wie eine verliebte Sklavin. Sie sorgte auf's Peinlichste für ihn, wurde in seine Toilettengeheimuisse eingeweiht und leimte ihn, das Haar färben, welches sie mit Hilfe von Wassern und Salben ans Grau-

>,

Grün-Roth in's schönste Schwarz sich verwandeln sah, ohne daß sie darum auch nur im Geringsten aufgehört hätte, Lamorliore als den Jüngsten lind Schönsten unter den Sterblichen zu betrachten.

Er war im Grunde genommen ein guter Kerl. Er war gerührt, daß sie ihn so sehr bewunderte und so gut bediente. Er interessirte sich für Nelly, erkannte, daß dieselbe trotz ihrer Unwissenheit durchaus nicht dumm war, gab ihr ein wenig declamatorischen Unterricht und sorgte dafür, daß sie in kleinen Rollen debütiren durfte. Nach einem halben Jahre gab sie schon ganz leidlich die Namen.

Lamorliöre, der bereits seit mehreren Jahren nur uoch in kleinen Orten gastirte, bekam durch einen glücklichen Zufall ein Engagement an dem „Großen Theater" zu Lille, wo fein in der Provinz erworbener Ruhm zun, letzten Male hell aufstrahlte. Diejenigen, welche ihn damals nicht in den „Piraten der Savanne" die große Wahnsinnsscene spielen gesehen haben, in der er, wild anflachend, an vergiftetem Iava-Lioueur stirbt, können sich keinen Begriff von dem alten pathetischen Spiel machen, das heute gänzlich aus der Mode gekommen ist. Da er just um diese Zeit eine kleine Erbschaft machte, so konnte Nelly in präsentablen Costümen neben ihm debütiren. Sie war und konnte auch nur immer eine mittelmäßige Schauspielerin sein. Doch bei ihrer außerordentlichen Schönheit hatte sie trotzdem glänzende Erfolge. Alle reichen Lebemänner singen Feuer. Doch sie schwärmten vergebens. Nelly, die voller Bewunderung und Dankbarkeit für Lamorliöre war, blieb ihm unerschütterlich treu, und drei Jahre lang sahen die Bewohner von Lille mit Staunen, wie dieses wunderbare Geschöpf in einem Schmuck aus Talmi Komödie spielte und ehrlich sittsam am Arme des alten Schauspielers allabendlich aus dem Theater kam.

Als Lamorliöre am Abende seines Benefizes, wo er sich in der Rolle des Fischers Gasparde sehr erhitzt hatte, heimkehrte, erkältete er sich unterwegs derartig, daß er bald darauf an einer.Lungenentzündung starb. Der Schmerz Nellys war ein aufrichtiger; indessen sie ließ sich bald — wie das nicht anders zu erwarten stand — von einem reichen Müßiggänger, einem vier- oder fünffachen Millionär trösten, der seit drei Jahren nur dann seinen Krimstecher hervorholte und in's Theater ging, wenn das herrliche Mädchen auf die Bühne kam. Dieser geschmackvolle Mensch begriff, daß zu solch' mattem Teint und solch' dunklen Haaren nur echte Diamanten paßten. Er miethete ihr eine prachtvolle Wohnung und ließ sie auf Gummirädern fahren.

Das ehemalige Gassenmädchen aus Charonne, welches früher sich oft für zwei Sous Backwerk in einer Tüte zum Frühstück gekauft hatte, nahm diesen Lurus als etwas ganz Selbstverständliches hin, ohne deshalb interessirt oder habsüchtig zu werden. Im Grunde genommen, langn»eilte sie ihre neue Lebensweise sogar. In der Gesellschaft ihres Geliebten, eines hübschen, kaum vierzigjährigen Provinzialen, der sich sehr viel auf seinen

blonden Backenbart zu gute that, worin noch kein einziges Silberhaar erglänzte und dessen Freigebigkeit Nelly Nobin Kutscher, Köchin und Kammerfrau verdankte, sehnte sie sich fast nach der Zeit zurück, wo sie ihren Lamorliöre mittelst einer Pomade verjüngte oder ihm nach der Heimkehr von der Probe eigenhändig das Mittagessen bereitete.

Larmorliöre hatte immer seine ihm ergebene Freundin mit Nachsicht nnd Schonung behandelt, wenn er auch ihr gegenüber den überlegenen Ton des ersten Heldendarstellers und die Protectormiene eines vom Publicum verhätschelten Schauspielers niemals verleugnete. Er trug es ihr nicht nach, daß sie aus dem niederen Volke stammte lind daß sie gewisse, den Mädchen aus den Vorstädten eigene Manieren beibehielt, so -. B. ihr lautes Lachen oder verschiedene Redensarten oder ihre Lieder, welche sie mit leiernder Stimme hersang, wenn sie ihre bescheidene Garderobe ausbesserte. Sie hatte für den alten Schauspieler ein aufrichtiges Gefühl der Dankbarkeit und Freundschaft empfunden, während Mallet-Deshaumes — so hieß ihr jetziger Verehrer — in vieler Beziehung ihr einen lästigen Zwang auf-erlegte.

Er war ein bischen conventionell, der schöne Herr aus Lille, und wollte sich mit seiner Maitresse Ehre einlegen, wollte, daß sie Benehmen zeigte. Er hatte eine unangenehme Art und Weise, alle Augenblicke zu wiederholen: „Aber meine Liebe, so was sagt man nicht, so was thut man nicht," und dabei strich er sich mit einem Schildpattkämmchen, das er stets bei sich tnig, den goldenen Bart. Indem so der correcte Gentleman vier Jahre lang an ihr herumschulmeisterte, langweilte sich Nelly Robin zwar gehörig, erhielt aber Erziehung und wurde eine Dame, ohne indessen ihre natürliche Heiterkeit einzubüßen.

Nun kam eines Tages der Director des Vaudeville-Theaters nach Lille, um sich einen Komiker anzusehen, welcher daselbst mit großen» Erfolge auftrat, weil feine Nase zwei Centimeter länger war als die des berühmten Hanswursts Hnacinth. Bei dieser Gelegenheit bekam er Nelly Robin zu Gesicht und war svon ihrem Anblick wie geblendet. Sie war 28 Jahre alt und hatte den Höhepuukt ihrer Schönheit erreicht. Gerade um diese Zeit suchte er die schönsten Weiber zu engagiren, denn er wollte die „Dirnen" spielen, eines jener satirischen Lustspiele gegen den Lurus dir Halbwelt, die damals in der Mode waren und worin die hübschesten Mädchen, mit Diamanten bedeckt, auf der Bühne erscheinen mußten, um die zornigen Tiraden des Sittenrichters einigermaßen zu rechtfertigen. Mit einem Contracte in der Hand kam der Director in Nellns Garderobe. — „Schnell, Feder und Tinte!" Sie unterzeichnete alsbald den gestempelten Bogen auf dem Toilettentifche zwischen Schminken und Pomaden. Denn sie hatte die Provinz und die Lebemänner von Lille herzlich satt, die beim Souper vom Steigen der Baumwolle sprachen. Sie hatte genug von Mallet-Deshaumes und seinem decorativen Barte. Noch an demselben

Abend brach sie mit ihm, und sechs Wochen später debütirte sie im Vaudeville in den „Dirnen".
Die Rolle war klein. Sie trat erst im dritten Acte auf nnd hatte nur 25 Zeilen zu sagen. Aber bei der Premiöre herrschte in den Couloirs «ine Aufregung: „Nein, was das für ein hübsches Mädchen ist!" Die Pariser verloren die Köpfe. Im Foyer ließ sich eine Unmenge von Herren im schwarzen Fraä und weißer Craoatte Nelly Nobin, die man umringte, vorstellen. Ihr Director hüpfte vergnügt in der Schaar der Bewunderer herum. — „Liebe Freundin, ich stelle Ihnen Herrn Cohn vor." Nnd der jüdische Bankier präsentirte seinen nnt Breloques behängten dicken Vauch. — „Obrist Sags von den Gardereitern." Der Offizier knickte mit einer steifen Verbeugung zusammen wie ein Federmesser. Doch auf einmal machte Alles respectvoll einem etwa sechsjährigen Herrn mit Imelken Lippen und hohlen Augen Platz. Der Director stürzte auf ihn zu: „Ercellenz!. ." — Es war Graf N . . ., der Nath des Kaifers. Er nahm die Schauspielerin bei Seite und sprach lange leise mit ihr. Sie hörte mit zu Boden gesenkten Augen zu.
Endlich tonnte sie in die Garderobe zurückkehren und sich umkleiden; aber alle Augenblicke klopfte es: „tock, tock!" — Es war die Garderobiere, die mit einer Visitenkarte und mit Blumen kam. Alle Blumenläden der Nachbarschaft wurden an jenem Abend geplündert.
Sie wurde eine jener galanten Gebieterinnen, eine verschwenderifche, lururiöse Courtifane. Sie bewohnte ein eigenes Hotel, besaß die theuersten Toiletten und fuhr die Avenue du Vois in einem kostbaren Wagen entlang, den ein Paar Pferde im Preise von fünfzehnhundert Louisdor zogen. Alle Photographen stellten in den Schaufenstern ihr Bild aus. Die Damen der Halbwelt platzten vor Neid, und die Damen der guten Gesellschaft ahmten ihre Hüte nach. Ein geschickter Schwankdichter schrieb sihr zwei oder drei leichte Rollen auf den Leib, in denen sie fast Talent zeigte und womit das Theater kolossale Einnahmen erzielte. Ihretwegen ruinirte sich Cohn an der Börse und floh nach Belgien, und die alte Herzogin von Esmont mußte ihre Güter verkaufen und ihren Sohn, der sich in wahnsinnige Schulden gestürzt hatte, unter Curatel stelle» lassen. Gerade durch die abweisende Kälte, mit der sie die zahlreichen Anbeter behandelte, erzielte sie die größten Triumphe. Launisch, aus purem Trotz, sagte sie Nein und immer wieder Nein zu einer nordischen Hoheit, einem bildhübschen Fürsten, der ertra ihretwegen in Paris blieb und sie allabendlich von seiner Loge aus anschmachtete. „Der kann warten, bis er schwarz wird!" pflegte sie lächelnd zu sagen. Doch sie hatte nicht mit Unrecht solch' große Erfolge. Sie war gutmüthig, klug und ungeziert; sie besaß den für ein Weib ihrer Art unschätzbaren Vorzug, daß sie allezeit lustig und guter Dinge sein konnte, sie entzückte und nahm für sich ein durch den Gegensatz zwischen ihrer vornehmen Schönheit und ihrer heiteren Lebensfreude. Sie bezauberte ihre Liebhaber

geradezu. Man behauptete allen Ernstes, daß Sag6, der Oberst von den Gardereitern, für den der Kaiser hundertlausend Franken Schulden bezahlte, die jener ihretwegen gemacht hatte, bei Solserino den Tod gesucht habe, weil sie Nichts mehr von ihm wissen wollte.

Gefiel diese Lebensweise Nelly? War sie dabei glücklich? Mein Gott, ja! Sie sehnte sich durchaus nicht mehr nach jener Zeit zurück, nm sie Lamorliüre die Wirtschaft geführt hatte. Wie sollte auch ein armes Mädchen, das ohne alle moralische Erziehung aufgewachsen war und in der frühesten Jugend bereits das Laster kennen gelernt hatte, nicht durch ein solches „Glück" geblendet werden?

In zwei Jahren hatte sie vier oder fünf Liebhaber, denen sie willfährig, ja, zu denen sie sogar liebenswürdig war; aber sie brachte sie alle, ohne es selbst zu wollen, an den Bettelstab. Es war ihre Schwäche und auch ihr Vorzug, daß das Gold in ihrer Hand verdampfte wie Wassertropfen ans glühendem Metall. Sie verschwendete ungeheure.Summen mit unglaublichem Leichtsinn. Die Männer, die sich ihretwegen ruinirten, sie beklagte sie nicht einmal. Und sie hatte Recht. Keiner von ihnen hatte sie wirklich geliebt. Nicht aus Leidenschaft, sondern aus Genußsucht und Eitelkeit hatten dieselben nach ihrem Besitze gestrebt. In dem festlichen Trubel des eleganten Paris zur Zeit des Kaiserreichs lebte das schöne Mädchen, berauscht von den Triumphen, die es feierte, dahin, ohne zu ahnen, daß es ein Herz besah.

III.

An einem Novembernachmittage kehrte Nelly Robin von einer langen Probe ermüdet Heini. Sie hatte sich eben in ihrem Schlafzimmer auf der Chaiselongue ausgestreckt und rauchte eine russische Cigarette, als ihr die Kammerfrau, indem sie verächtlich ein schiefes Maul zog, eine ziemlich beschmutzte Visitenkarte überreichte, worauf die Schauspielerin folgenden Namen las:

Saint-Firmin,
zweiter Regisseur am kaiferlichen Odeon-Theater.

„Wie! lebt der arme gute Teufel wirklich noch? ... Er soll gleich hereinkommen," rief Nelly mit ihrem munteren Lächeln.

Tas erinnerte sie an ihre Jugendzeit. Diefer Saint-Firmin war ein Komiker, der einstmals in Velleuille mit ihr und Lamorliöre zusammen gespielt hatte.

Er erschien auf der Thürschwelle, machte eine Verbeugung, die demüthig und anspruchsvoll zugleich war, und obschcm Nelly ihn bereits seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte, so erkannte sie doch sofort den kleinen Mann mit dem Gesicht, das braun war wie die Farbe einer gekochten Kartoffel, und mit dem schwarzen Haar, das wie eine Perrücke am Schädel Nebte.

Er war ziemlich reducirt gekleidet und trug einen falschen Diamanten für vierzig Sous in der Eraoatte aus rothem Satin.
Sie konnte nicht einmal sagen, daß er gealtert hatte. Saint-Firmin hatte jene schwer auf ihr Alter zu tarnenden Gesichtszüge der Schauspieler, welche schnell welk werden, welche sich aber dennoch verhältnißmäßig lange gegen den Zahn der Zeit vertheidigen.
„Guten Tag, Saint-Firmin!" sagte Nelly herzlich und reichte ihm ihre schöne, warme Hand. — „Wie geht's Dir? Was ist inzwischen aus Dir geworden? . . . Das ist aber 'mal ein gescheidter Gedanke von Dir, daß Du Deiue alte Collegin besuchst."
Das trübselige Gesicht des Komödianten hellte sich auf. Ter feiudliche Blick der Kammerfrau und die kostbaren Tapisserien des Vorzimmers hatten ihn einen ganz anderen Empfang befürchten lassen.
Er reckte sich und reichte Nelly mit theatralischer Geberde die Hand.
„Na! ich sehe, daß Du ein gutes Mädel geblieben bist wie früher zu Lamorliüres Zeit."
Und indem er seine wirkliche Bewegung noch übertrieb und in seinen aufgerissenen Augen die Thräne, welche den Leuten vom Theater immer zur Verfügung steht, erblinke» lieh, fuhr er fort:
„Man hat gut über sie reden ... es geht dennoch nichts über die Künstler."
Sie hieß ihn neben sich niederzusitzen auf einem bequemen Lehnsessel.
„Nun, Süint-Firmin, womit kann ich Dir helfen? . . . Auf Deiner Karte Hab' ich gesehen, daß Du jetzt am Odeon, an einem kaiserlichen Theater bist .. . Entschuldigen Sie, daß ich ... . Aber als Regisseur .... Du spielst also nicht mehr Komödie? . . ."
— „Nein," erwiderte er, „ich habe vorläufig auf die Bühne verzichtet .... ich bin nur noch bei der Leitung beschäftigt."
In Wahrheit war seine Hauptbeschäftigung am Odeon, die Rufe und die Coulissengeräusche zu machen und auf Treppen und Gängen mit einer Klingel herumzulaufen. Er war der rollende Tonner, der plätschernde Negen, der heulende Wind. Er war die rasselnde Postschaise, welche davon fährt, der Papagei der alten Dame, welche schreit: „Hast Du gefrühstückt, Lora?" Der Stoß Teller, welcher klirrend zu Boden fällt, die Uhr, welche beini Eintreten des Verräthers die Mitternachtsstunde mit zwölf schaurigen Schlägen verkündet, der Pistolenschuß des Verzweifelten, der sich an der Straßenecke eine Kugel durch deu Kopf jagt. Doch dank der Illusionsfähigkeit der Komödianten, dank ihrer Gabe, Alles in ein glänzenderes Licht zu stellen, sprach er jenes Wort „Leitung" aus, als wenn er Bankdirector oder Präsident irgend einer Eisenbahngesellschaft gewesen wäre.
„Ich kann mir denken," . . . sagte Nelln mit freundlichen: Lächeln. „Hundertfünfundzwanzig Franken monatlich, nicht wahr? . . . Solltest Dn

Dich in momentaner Geldverlegenheit befinden, so genire Dich nicht . . . Du weißt ja . . ."

Doch der alte Mime war, obwohl sehr arm, ein rechtschaffener Mensch, der Etwas auf Anstand und Würde gab. Er machte die klassische Geste der Ablehnung, die Geste des Hipvokrates vor den Geschenken des Artarerres und sagte, ohne sich verletzt zu fühlen, sondern im Gegentheil von Nellns edlem Anerbieten gerührt:

Ich danke, Nobin, ich brauche Nichts. Man ist nicht reich, aber man schlägt sich so durch . . . Nein, ich komme. Dich um etwas viel Wichtigeres zu bitten ... Ich protegire einen jungen Dichter uud Hab' mir in den Kopf gesetzt, seinem ersten Stücke zu einer Aufführung zu verhelfen."

Angesichts der trübseligen Miene des Niedermannes versuchte Nelly vergebens ein mitleidiges Lächeln zu unterdrücken. Sie kannte das Theater uud wußte, daß der Einfluß eines zweiten Regisseurs im günstigsten Falle gerade ausreiche, um der Tochter eines Portiers, welche ihre Abende frei hat, eine Statistenrolle zu verschaffen.

„Höre und staune!" sagte Saint-Firmin. „Es handelt sich um leine Rolle für Dich, noch überhaupt um ein Stück sür's Vaudeuilletheater .... Das Werk, von dem ich rede, ich möchte, daß die Schauspieler des Kaisers es im TlMtre Francis zur Aufführung brächten. Und das wäre auch uicht mehr als billig ... Du hast nun glänzende Beziehungen — ja ja, m^in schönes Fräulein, wir wissen das — Beziehungen, welche bis in's Ministerium, ja sogar bis in die Tuilerien reichen, uud wenn Du Dich für meinen jungen Mann interessiren willst, so kannst Du viel für ihn thuu ... Du siehst, liebe Nobin, was ich von Dir erwarte, ist eine Gefälligkeit, an der ich persönlich gar nicht interessirt bin . . . Es handelt sich nicht um ein umfangreiches Werk", fügte er hinzu, indem er aus der Tasche seines Ueberziehers ein kleines Heft hervorzog . . . „nur um einen Einacter in Versen . . . Aber es ist etwas Köstliches, es sei denn, daß ich Nichts von der Sache verstände. Und ich verstehe mich darauf . . . Du weißt doch noch in Nelleuille? . . . Man nannte mich da immer den Dramaturgen .... Alfo darf ich auf Dich rechnen, Robin?"

Nelly fühlte sich sehr geschmeichelt. Bisher hatte sie alle Welt, ihr Director, ihre Eollegen, selbst ihre Liebehaber nur als schönes Weib betrachtet, und das war Alles gewesen. Der alte Saint-Firmin, der zu ihr schlechthin als Künstlerin sprach, kitzelte die Eitelkeit des schönen Mädchens. Sie versprach ihre Unterstützung und wollte wissen, wie der Prot6g6 des alten Regisseurs hieß.

„Nun, erzähl' mal, Alterchen," sagte sie heiter: „Wie hast Du ihn kennen gelernt? ... Wo hast Du ihn getroffen?"

— „In der Garküche! sehr einfach," antwortete der gute Mann. „Meiner Treue, Du kannst Dir denken, Nobin, daß ich nicht im -Englischen Ellst^ zu Mittag esse und daß ich nicht gleich beim ersten Glase eine andere

^>

Flasche Champagner für 2l> Franken geben lasse unter den, Vormunde, daß die erste nach dem Korken schinecke. Ich nehme meine Mahlzeiten bei einem Weinkaufmann in der Nne Vaugirard ein, an welche eine Kutscherstube anstößt. Daselbst habe ich mein Dichterlein bemerkt, der, wie Du mir glauben kannst, sich kein Neefsteak mit Bratkartoffeln und keinen Schoppen Rothwein leisten darf. Der arme Tropf! Dazu reichen seine Mittel nicht aus. Er begnügt sich gewöhnlich mit einem Menü für fünfzig Centimes, welches aus Brot, Suppe und ausgekochtem Rindfleisch besteht, und dazu trinkt er eine Flasche „Pumpenheimer". Der gute Junge gefiel mir auf den ersten Blick. Aermlich, aber sauber. Seine blonden Haare glänzen goldig im Sonnenschein, er tragt einen kleinen, am Kinn getheilten Bart, hat braune schüchterne Augen, die sich zu Boden senken, wenn man ihn anblickt, mit einen, Worte, er schaut sanft und traurig drein, wie ein 25 jähriger Christus. Ich mochte ihm noch so oft Oel und Mostrich hinübereichen, es war nicht möglich, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen. Als ich ihm aber endlich beigebracht hatte, daß ich ein alter Künstler wäre, der seit 30 Jahren Komödie spielte und am Odeon engagirt sei, da hatte er keine Furcht vor mir und wurde aufgeknüpfter . , . Wir sind mitsammen im Park von Luxemburg spazieren gegangen, und dort hat er mir, während wir um den Springbrunnen herumwandelten, sein allerliebstes kleines Stück auswendig vorgetragen. Bei der zwanzigsten Runde sagte er den letzten Vers. Ich war ganz weg! Vor dem Schwänehause habe ich ihn umarmt. Cr hat mir sein Mcmuscript anvertraut. Ich hab's nochmals gelesen. Famos! Allein, Du begreifst, was konnte ich für ihn thnn. Sollte ich von den» Stücke mit dem Director des Odeons sprechen? Ich, der zweite Regisseur? Er würde zu mir gesagt haben: „Schön, schön," würde darauf das Diug in eine Schublade geworfen und mir den Auftrag gegeben haben, in der Garderobe einen Zettel anzuschlagen, der besagte, daß die dumme Gaus, die Deborah, zwanzig Franken Strafe zu zahleu habe, weil sie nur dann pünktlich zur Probe käme, wenn ihr kleiner Unter-Lieutenant Arrest hätte . . . Und dann sagte ich mir auch: „Dil brauchst ja nicht gleich mit dem Kopf durch die Wand zu rennen. Wer kann Dir hierbei behilflich fein?" fragte ich mich. Und da dachte ich gleich an Dich, mein schönes Kind. Ich wußte, daß Du Dein Glück gemacht hattest, ich hatte mir erzählen lassen, daß Du den General-Intendanten persönlich kennst nnd außerdem noch eine Unmenge anderer großer Thiere . . . Und ich Hab' vielleicht ganz gut daran gethan. Dich zu besuchen, denn Du bist immer noch das gute Mädel, das Du früher warst . . . Ach, wie würde ich mich freuen, wenn's Dir gelingen möchte . . . denn, ohne Scherz: ich tmb' den Jungen fehr lieb gewonnen. Cr ist gerade so alt, wie meiner jetzt sein könnte, wenn ich geheirathet hätte oder wenn ich eine Geliebte gehabt hatte. Doch Du weißt ja, wie das ist. Alles ist immer nur für die ersten Rollen da. Unsereins, beim komischen Fach ist nur in: besten Falle im

Stande, eine flüchtige Neigung zu erwecken. Ich bin allein alt geworden wie eine Coulissenratte . . . Na, Du hast nun das Manuscript nebst Namen und Wohnung. Thu, was Du kannst, und sobald Du Näheres weißt, so schreib' mir, ich will Dir dann meinen jungen Dichter herschicken. Denn ich Hab' ihm Nichts von diesem Schritte erzählt, für den Fall, daß es miß- glückte."

„Und wie heißt denn Dein Günstling, Saint-Firmin?" fragte Nelly Robin, welche während der malerischen Erzählung des Komödianten träumerisch und sinnend an jenen armen, unbekannten und hübschen Dichter denken mußte.

„Jean Delly . . . und dieser Name wird dereinst berühmt werden, dafür stehe ich Dir."

„Ich will mich gleich morgen für Deinen jungen Mau» verwenden," versetzte Nelly. „Es trifft sich gerade gut, daß ich morgen mit einigen ein- flußreichen Persönlichkeiten soupiren muß . . Ich hoffe, Alterchen, Du wirst bald gute Nachrichten von mir erhalten. Jetzt aber muß ich Toilette machen. Ich speise heut außerhalb."

Sie streckte den» alten Regisseur ihre Hand hin, die dieser artig nach den strengsten Vorschriften des Theaterstils küßte. Dann eutfernte er sich, guter Hoffnung voll.

IV.

Frau Delly, die Wittwe eines Infanterieoffiziers, welcher in der Krim der Cholera erlegen war, hatte durch Protection in Beauvais die Leitung eines Tabakladens erhalten. Diefer war ihre alleinige Einnahme- quelle. Ihr einziger Sohn, der auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt eine Freistelle erhielt, machte daselbst gute Fortschritte, obwohl er eiue schwächliche Gesundheit besaß und oft träumerisch und zerstreut war. Mit neun Jahren verlor er seine Mutter, und nachdem die Begräbnißkosten be- zahlt waren, hatte er keine hundert Franken in der Tasche. Mit dem problematischen Zeugnisse eines Baccalaureus versehen und dem Hirn voller vager Pläne und schöner Träume kam er nach Paris und fristete dort ein kümmerliches Dasein. Der bedauernswerthe junge Mann, in deni eine Flamme reinster Begeisterung glühte, mußte Schreiberdienste verrichten und verkaufte außerdem an die Schüler höherer Lehranstalten ein wenig von seiner klassischen Bildung. Der Dichter mit der feiuen, zarten Empfindung trug gebrauchte Stiefeln, welche er bei dem Schuhflicker billig erstand, und aß in übelriechenden Kneipen die breite Bettelsuppe der Tagelöhner. Er hatte keine Angehörigen. Sein Vater hatte lange vor seinem Tode die wenigen Verwandten, die er besaß, aus den« Gesichte verloren. Seine Mutter war ein natürliches Kind gewesen, und als der Offizier sie aus Liebe heirathete, muhte er das Militärreglement, das, wie man weiß, eine gewisse Mitgift vorschreibt, heimlich umgehen. Wohl hatte Delly während

seiner Schulzeit einige Freundschaften geschlossen, und die ineisten seiner ehemaligen Mitschüler wohnten in Paris. Doch diese gehörten wohlhabenden Familien an, und der Dichter in seinem Stolze suchte keinen von ihnen auf, ja er mied sie sogar geflissentlich.

So lebte er drei Jahre lang in schrecklicher Vereinsamung. Er bewohnte in einem alten Hause am Quai Saint-Michel eine elende Mansarde, in der man im Sommer vor Hitze umkam, während Einem im Winter das Waschwasser im Kruge gefror. Die Kammer war gar zu traurig. Delly hielt sich darin nur auf, um den fchönen Schlaf der Jugend zu schlafen. Er langweilte sich furchtbar. Ach, die langen Stunden, die er mit niederen: Gesindel, mit betrunkenen Eovisten zusammen im Schreibbureau verbringen mußte, bis tief in die Nacht hinein, um lumpige drei Franken zu verdienen. Dann konnte er endlich, nachdem er Seite an Seite gefügt, mit Schmerzen im Kreuz und mit dem Krampf in der Hand heimkehren. An einigen Tagen der Woche gab er in kleinbürgerlichen Häusern Unterricht, die Stunde für vierzig Sous. Und auch dies war eine wenig erfreuliche Beschäftigung, wenn er so neben seinen unsauberen Buben sitzen mußte, die sich mit den Fingern in der Nase herumstöberten und sich die Federn in den Haaren abwischten.

Dabei konnte er noch von Glück reden, wenn er Abschriften zu machen oder Nachhilfestunden zu geben hatte. Seine leider allzu zahlreichen Mußestunden verbrachte er mit Lesen auf der Bibliothek Sainte-Geneviöoe, oder er füllte sie mit ziel- und endlosen Spaziergängen aus, bei denen er, langsam schlendernd, seinen Träumereien nachhing.

Bei einer solch' erbärmlichen Lebensweise hätte der arme Dichter schließlich geistig verkommen müssen. Er schrieb Nichts mehr und fügte der Sammlung seiner zarten sinnigen Gedichte, die er trotz alledem in weniger schlimmen Stunden verfaßt hatte, keine Zeile hinzu.

Jean Delly war bereits der Verzweiflung nahe, da rettete ihn die Liebe.

Es war an einem Iunisonntnge. Die Luft war, nachdem es soeben aufgehört hatte zu regnen, lau und feucht. Jean Delly wandelte im Iardin des Plantes einher. Dem aufgeweichten Erdboden entströmte ein Geruch von frischem nassen Grün. Aus der Menagerie herüber ertönte in Einem fort seltsames Vogelgeschrei. Jean bewunderte die rothen Trauben an den Bäumen aus Palästina, welche Nuffon hierher verpflanzt hatte. Da begegnete ihm die, welche feine Freundin werden follte.

Ihre Handschuhe waren gerade nicht mehr gut, ihre Schuhe nicht mehr neu zu nennen. Im Monat Juni trug sie ein schwarzes Kleid! Sie hatte einen garstigen Strohhut auf, welcher mit drei Kornblumen garnirt war. Doch welch' ein Glanz, was für eine jugende Frische strahlte aus diesem gesunden, zwanzigjährigen Gesichte, das von dichtem rothen Goldhaar umrahmt war!

Ein Kenner würde vielleicht auch die schönen Körperformen des Mädchens mit Wohlgefallen betrachtet haben, doch Jean Delly fah nur die dunkelbraunen Augen, die ihn sanft anblickten.

Sie mar offenbar arm wie er und machte ebenfalls ihren Sonntags-nachmittagsspaziergang. Instinctiv folgte er ihr einige Schritte. Sie ging in die Menagerie und blieb vor den Zebras stehen. Er machte ebenfalls nicht weit von ihr Halt, und zum zweiten Male begegneten sich die Blicke Beider. Das schlichte Volk liebt nicht die langen Idylle, und so standen sie denn bald darauf dicht nebeneinander über die Brüstung des Bären-zwingers gelehnt. Und wiederum eine Weile später, als sie bei den Anti-lopen vorbeikamen, hatte Jean Delly, dessen Lippen trocken und dessen Ohren glühend roth waren, den Muth zu sagen: „Ach die hübschen Thiere, nicht, Fräulein?" So kam, wenn auch Anfangs nur stockend, ein Gespräch in Gang. Vor dem Affenhause tauschten sie ihre Namen aus, und als die Wandelgänge des Gartens sie zum zehnten Male zum Elephanten führten, da gaben sie sich den Arm und waren in eine so interessante Unterhaltung vertieft, daß sie jetzt garnicht mehr daran dachten, dem Dickhäuter Roggen-brot anzubieten, obwohl dieser seinen Rüssel mit einer Geduld, die einer besseren Sache werth war, nach ihnen ausstreckte.

Sie, gnädige Frau, die sie dreimal am Tage sich an- und ausziehen, ärgern sich jetzt vielleicht, wenn Sie mich lesen. Erstens nämlich würden Sie niemals zu bemerken geruhen, daß ein junger Mann hübsche Augen hat, wenn er nicht Ihrer Gesellschaftssphäre angehört und wenn er Ihnen nicht in aller Form vorgestellt wäre. Und sodann würden Sie mich, bevor Sie ihn Ihre Schwäche ahnen ließen, ihm alle nur möglichen Geduld-proben auferlegen. Er hätte sie erst bei unzähligen Diners, Thees und Vorstellungen in der Comödie-Franyaise und der Oper treffen müssen. Er wäre gezwungen gewesen, sich fünf- oder sechsmal im Hintergrunde Ihrer Loge die „Favoritin" anzuhören, ehe Ihr Blick gelegentlich des große« Duetts: „Oh, komm', komm'. Dir will ich mich ergeben" ermuthigend den seinigen getroffen hätte und wahrscheinlich erst nach drei Bällen und einem Dutzend Walzern hätte Ihre Hand die seinige bedeutsam gedrückt —

Nicht als ob Sie, schöne Frau, ein Ausbund von Tugend wären, aber Sie verlangen eine bestimmte Werbezeit von Ihrem Verehrer. Werden Sie es dem armen Kinde, das Jean Delly im Iardin des Plantes traf, verzeihen, daß es fo wenig Umschweife machte? Vielleicht halten Sie gar das Mädchen für schamlos. Doch es war eben nur freimüthig und naiv. Während jenes Spazierganges durch die Menagerie am Arme des Dichters niit der sanften Stimme und den traurigen Augen hatte Marie im Herzen ein ge-heimnißvolles Maßliebchen entblättert: „er liebt Dich .. . von Herzen. .. mit Schmerzen" u. s. w., und auf den letzten Stiel war das Wort: „kann's garnicht lassen" gekommen. Alsbald hatte Jean Marie erzählt, daß er allein und unglücklich wäre, und Marie äußerte sofort darauf den hoch-

herzigen Wunsch, seine Genossin zu werden und ihm ein wenig Glück zu bringen. Doch, glauben Sie wir, gnädige Frau: allzu schnell gab Marie dennoch nicht dem Ungestüm seiner zärtlichen Liebe nach. Sie war ein Weib, wie Sie es sind, und wie Sie besaß sie Schanigefühl und sogar auch ein bischen Koketterie. Acht Tage waren erforderlich und drei Rendez-vous zur Abendzeit in der friedlichen Rue Cuvier, bevor sie sich entschloß, zu Jean in die Mansarde am Quai Saint-Michel hinaufzukommen. Aber in jener Frühlingsnacht wurde da oben im Mondenfcheine, der die Dachstube erleuchtete, ein Fest von Thrcinen und Küssen gefeiert, wie ich Ihnen, gnädige Fmu, nur eines wünschen mochte, nachdem Sie für gut befunden, daß Ihnen Ihr Verehrer genügend den Hof gemacht hat und Ihrer Gegenliebe würdig ist.

Marie, bereits mit zehn Jahren Waise, war von einem Onkel, einem Eisenbahnbeamten, aufgezogen worden. Dieser war ein rechtschaffner und nicht mehr junger Mann, ein kinderloser Wittwer. Aus Gutmütigkeit und auch, weil er es bequem fand, beim Heimkommen den Tisch gedeckt und das Vett gemacht zu sehen, hatte er die Nichte zu sich genommen. Später war dieselbe Lehrmädchen und späterhin Gehilfin bei Frau Indiana, einer sehr beschäftigten Modistin, geworden. Sie bekam aber daselbst nur einen geringen Gehalt, denn sie war nicht sehr geschickt. Man verwandte sie deshalb hauptsächlich dazu, geschäftliche Gänge zu besorgen. Ihr alter Onkel überwachte sie so gut wie gar nicht. Als sie Jean Delln kennen lernte, war sie nicht mehr unschuldig. Pflegen doch die Unterhaltungen der Mädchen in derartigen Ateliers mitunter sehr indecent zu sein. Nachdem sie im Alter von sechzehn Jahren von einem Ladenschwengel verführt und bald darauf verlassen worden war, hatte sie einen gewissen Abscheu vor den Mannen: bekommen und war vorsichtig genug, sich mit keinem Anderen mehr einzulassen. Indessen, die Liebkosungen eines Dichters, der in Allem, was er sprach und that, das Weib in ihr respectirte, berauschten und verführten sie. Die beiden jungen Leute, welche Nichts hatten als ihre Küsse, beteten einander an. Marie mußte in Einem fort an ihren Freund denken, sei es nun, daß sie im Atelier saß und nähte oder durch die Straßen von Paris lief. Ja selbst, wenn sie des Abends zu Nette ging und sogar noch im Traume verfolgte sie sein Vild. Und Jean lebte nur uoch der Minute, wo Marie zwischen einer Besorgung und der andern zu ihm heraufkam, ihre Hutschachteln unter'm Arm, das Paradies im Auge und im Herzen. So kam neue Lebenslust über den Dichter, er fing wieder an zu arbeiten, und in einigen Stunden reiner, begeisterter Freude schrieb er in Dialogform jenes entzückende Idyll „Die Sternennacht" nieder, das später nach der AuMhrung im TlMtre Francis von Seiten des Publicums ihm die Bezeichnung „Theokrit von Paris" eintrug.

Jean las zuweilen Marie seine Verse vor. Sie hörte ihm begeistert und vielleicht mit mehr Gefühl als mit Verständnis? zu. Ihn beseligte es.

bewundert zu werden, und seine Zärtlichkeit für Marie wuchs infolgedessen noch. Allerdings, er liebte sie nicht mit gleicher Innigkeit wie sie ihn. Bei einer derartigen Musik giebt es nicht einen vollkommenen Accord. Jean war gut, aber er besaß ein beträchtliches Theil Egoismus wie alle wahrhaften Künstler. Trotzdem vermochte er nicht ohne Wärme und ohne innerliche Zufriedenheit an diese schlichte Freundin zu denken, die sich ihn» mit Leib und Seele hingegeben und die sich besinnungslos in seine Anne geworfen hatte, wie man sich in einen Abgrund stürzt. Er vermochte sich sein Leben nicht mehr vorzustellen ohne sie; und da er, im Grunde genommen, billig und gerecht dachte, so träumte er nicht von Glück und Erfolg, ohne daß er in seiner Phantasie die mit einbegriff, welche ihm in seinem gegenwärtigen Elend eine Trösterin war.

So liebten sich Jean und Marie bereits seit mehreren Jahren mit einer Liebe, deren eben nur die armen Leute, welche keinen anderen Genuß und keine andere Zerstreuung kennen, fähig sind. Schüchtern von Natur und aller Initiative bar, lebte der junge Menfch dahin, arbeitete wohl hin und wieder, suchte aber keine Gelegenheit auf, die ihn zur Geltung bringen könnte. Da führte ihn der Zufall in dem Wirthshnus, wo er zu fpeifen pflegte, mit dem alten Samt-Firmin zusammen. Jean Delln hatte keineswegs an's Theater gedacht, als er seine „Sternennacht" schrieb, und der Enthusiasmus des Komödianten nahm ihn daher Wunder. Mit nicht viel Hoffnung vertraute er ihn, sein Manuskript an. Was hätte auch ein armer Unter-Regisseur am Odeontheater ausrichten können? Um so größer war deshalb das Erstaunen des Dichters, als er vierzehn Tage später einen äußerst liebenswürdigen Brief erhielt, worin ihn der Leiter der Comödie Franyaise eigenhändig zu seinem Werk beglückwünschte und ihn einlud, ihn baldigst zu besuchen.

Noch an demselben Abend, wo Saint-Firmin ihr das Manuscrivt übergeben, hatte Nelly Robin es im Nette gelesen. Das hübsche Mädchen verstand nicht viel von Litteratur. Wie viele Schauspielerinnen lernte sie ihre Rolle auswendig, ohne das Stück zu kennen, und schließlich machte sie ihre Sache ganz leidlich, nachdem Verfasser und Regisseur sie in den Proben gehörig gedrillt hatten. Doch für Verse, für gereimte Phrasen, die von Liebe sprachen, hatte sie jenes instinctive Gefühl, das die Mädchen der Vorstädte bereits als Schulkinder bekunden, indem sie auf den Schreibheften für 10 Centimes eifrig den Tert der Romanze zu entziffern fuchen, welche der Leiermann, seinen Kasten drehend, mit näselnder Stimme hersingt. Die Musik in Jean Dellns Gedicht war köstlich. Dieselbe rührte Nelln und schien ihr noch weit schöner als die Couplets, die sie als kleines Gassenmädchen auf den Straßen gesummt hatte. Sie schlief endlich ein und

träumte von dem jungen Dichter, der mit den Kutschern zusammen essen mußte und dessen Verse ihr so zu Herzen gegangen waren.
Der Geliebte Nellys war damals der Herzog von Eylau, der natürliche Sohn des heldenhaften Marschalls, des ehemaligen Tambours, welcher auf der Brücke von Arcole neben Napoleon zun, Angriffe getrommelt hatte. Er war ein hübscher, ein wenig blasirter Mann, von eleganten Manieren, doch von weniger als mittelmäßiger Intelligenz. Das zweite Kaiserreich hatte aus ihm nicht mehr als einen Kammerherrn machen können. Beim Souper, welches der Herzog am folgenden Tage in einem vornehmen Restaurant einigen Freunden aus den Tuilerien gab, erschien Nelly mit dem Manuscript Jean Dellns. Es war nicht gerade eine für Liebespoesien empfängliche Gesellschaft da versammelt. Lauter Leute mit grauen Köpfen und steifen Hälsen. Aber zur Rechten der Schauspielerin saß Herr Eaduc, der Privatsecretär und intimste Freund des Kaisers. Er war ein wohlwollender, litterarisch hochgebildeter Mensch, von ungeheurem Einfluß auf das Theater, Dieser mußte ihr das Versprechen geben, die „Sternennacht" zu lesen. Acht Tage darauf erhielt Nelly von Caduc eine Karte folgenden Inhalts: „Ein kleines Meisterwerk. Ich begebe mich sofort nach der Com^die FrawMse."
Nellv schrieb hocherfreut über den Erfolg ihrer Empfehlung an Saint-Firmin, Doch der arme alte Mime bekam den Brief nicht zu lesen. Drei Tage lang lag er bereits im Hospital todtkrank darnieder. Und da er dem Dichter von seinen: Besuch bei der Schauspielerin Nichts gesagt hatte, so erhielt diese keine Antwort und war beleidigt wegen des Schweigens, in das sich Saint-Firmin und sein Günstling hüllten. Bald hatte sie im Strudel der Vergnügungen Beide vergessen.
Indessen das mitunter recht launenhafte Glück entschädigte plötzlich Jean Delly für seine unberühmte Vergangenheit.
Noch waren nicht vierzehn Tage verstrichen, seitdem er Saint-Firnim das Manuscript übergeben Hütte, als er eines Morgens ein Nillet vom Director der Com^die Frcm^aise erhielt. Marie konnte ihn an diesem Tage nicht besuchen, und der Umstand, daß er die gute Kunde seiner lieben Freundin nicht alsbald mittheilen konnte, erfüllte den Dichter trotz feiner ausgelassenen Freude mit einen« Gefühl von Traurigkeit. Heut war auch nicht einmal im Hospital Besuchszeit, sodaß er selbst uicht deni alten Saint-Firmin seinen heißen innigen Dank aussprechen durfte.
Mit klopfendem Herzen und schier beängstigt von seinem Geheimniß, nmchte Jean Delli,, nachdem er den räthselhaften Brief mindestens zehn Mal durchgelesen, sorgfältig Toilette, um sich nach dein TlMtre Franyais zu begeben. Zum Glück hatte er einen passablen Gesellschaftsrock und eine nette Cravatte, ein Geschenk Maries. Er verlieh das Haus. Die schmutzigen Straßeil machten auf den Glücklichen einen festlichen Eindruck, der wolkenschwangere, traurige Novemberhimmel fchien zn lachen, und die Leute, die

er unterwegs traf, kamen ihm vor, als wären sie die verkörperte Güte und Freundlichkeit. Jean hatte noch mehrere Stunden Zeit bis zu seinem Besuch. Er ging nach der Rue Monsieur-le-Prince, um einem seiner Schüler Unterricht zu geben. In seiner Erregtheit übersah er diesem den schrecklichen Barbarismus „Itonianidu8" im lateinischen Exercitium. Die Folge davon war, daß der arme Schlucker von Gymnasiast bis an's Ende des Schuljahres für diesen entsetzlichen Schnitzer die ärgsten Sticheleien von Seiten seines Ordinarius zu ertragen hatte. Darauf wanderte Jean nach der Garküche. Und während er nun in Gesellschaft von Droschkenkutschern speiste, glaubte er mit den Göttern des Olymps bei Tische zu sitzen und Nektar und Ambrosia zu genießen, obwohl man in Wirklichkeit ihm nur einen in ranzigem Oel gebackenen Kalbskopf und einen Schoppen höchst verdächtigen Weines vorgesetzt hatte. Nach dem Mittagsessen machte er sich festen Schrittes und erhobenen Hauptes auf den Weg.

Doch kaum war er vor dem berühmten „Molitzre-Hause" angelangt, als seine ganze Begeisterung schwand. Es überkam ihn auf einmal eine unbefchreibliche Schüchternheit. Auf der Wendeltreppe schienen ihn die prachtvollen Portraits und die stolzen Büsten der berühmten Schauspieler der Vergangenheit anzublicken, als wollten sie sagen: „Was will denn dieser armselige Gesell bei uns?" Und der Portier, dem er seinen Namen nannte, musterte ihn mit einer so verächtlichen Miene, daß er sich fragte, ob er nicht geträumt habe, oder ob er wirklich nach dieser Stätte des Hochmuths berufen worden sei.

Der Dichter fand indessen in Gegenwart des General-Intendanten, der ihn auf's Schmeichelhafteste empfing, seinen Gleichmuth wieder. Sein Stück würde binnen Kurzem, in zwei oder spätestens drei Monaten, von dem Lesecomit6 geprüft und gleich darauf angenommen und gespielt werden. Herr Cadue hätte den kaiserlichen Schauspielern einen außerordentlichen Dienst geleistet, indem er dieses kleine Meisterwerk zu ihrer Kenntniß gebracht habe. Nun begriff der junge Mann mit Staunen, daß er vom Hofe protegirt wurde. Und als er verwirrt Dankesworte stammelte, da antwortete ihm der Intendant:

„Danken Sie Herrn Eaduc. Besuchen Sie ihn nur.

Er ist ein Mann von feinem litterarischen Geschmack und wohnt hier ganz in der Nähe, Nue de Nivoli . . ."

Jean begab sich alsbald dahin und wurde in ein schönes, hellerleuchtetes Nibliothekszimmer geführt, dessen beide Fenster nach dem Garten der Tuilerien hinausgingen. Der liebenswürdige Greis ließ nicht lange auf sich warten und begrüßte ihn mit der gewandten Eleganz eines Hofmannes:

„Sie sind mir zu keinerlei Danke verpflichtet. Im Gegentheil, ich bin stolz darauf, dem Publicum mit Ihrer Dichtung dieselbe Freude zu bereiten, welche ich bei der Lectüre dieser reizenden Verse empfunden

Riralinne». ^^
habe . . . Uebrigens habe ich das Wölkchen selbst erst von anderer Seite empfangen und zwar aus den Händen der Schönheit. Nelly Robin vom Vaudeville-Theater hat mir Ihr Manuscript übergeben. Sie sagte, daß sie es von einem Ihnen bekannten Schauspieler bekommen habe . . ."

Und als der junge Mensch in immer größeres Erstaunen gerieth, fügte Cadue hinzu:

„Wußten Sie es dcnn nicht? ... Ja, ja, das Pariser Leben, von dem man viel zu viel Schlechtes spricht und iu dem trotz alledem ein Mensch von Verdienst nicht lange unverborgen bleibt, bringt mitunter wunderbare Zufälle mit sich . . . Legen Sie also Fräulein Robin Ihren Dank zu Füßen. Sie spielt heut Abend; Sie werde» sie in ihrem Garderobenzimmer finden . .. Und ich bin überzeugt," so schloß der freundliche Greis mit einem Lächeln, das ein ganz klein wenig verschmitzt aussah, „der Dichter wird ihr ebenso gut gefallen wie die Dichtung."

Nelly Robin! . . . Jean Delly wiederholte diesen Namen in Einem fort, indem er durch die Straßen von Paris dahineilte. Er hatte diesen Namen bisweilen in der Zeitung gelesen, und mit demselben verband sich ihm die Idee der Freude, des Reichthums und der Ueppigkeit. Er hatte bei den Photographen das Bild der blendend schönen Schauspielerin gesehen. Also Nelly Robin verdankte er diesen Dienst! Er fühlte sich feltsam bewegt bei dem Gedanken, daß dieses schöne Wesen, das, man mochte ihr nachreden, was man wollte, doch immerhin eine Künstlerin war, ihn aus dem Elend und ans dem Dunkel emporziehen würde.

„Wenn ich morgen Marie mein Abenteuer erzählen werde, wird sie diese Nelly Robin anbeten," dachte er.

Doch alsbald stieg ihm ein Zweifel in dieser Hinsicht auf.

„Wer weiß? Marie wird es vielleicht verdrießen, daß dieses Glück von einem anderen Weibe kommt . . . Pah, ich werde ihr die Sache schon auseinandersetzen."

Und nun ging es über die Ehmnps-Elys6es, wohin der Zufall seine Schritte gelenkt hatte. Das Vild seiner kleinen Freundin begann ein wenig in seiner Erinnerung zu verblassen bei dem Gedanken an die schöne Wohlthäterin. Ach, wie viele Stunden mußten noch vergehen, bevor er sie sehen konnte. Sie würde ihn in ihrer Garderobe empfangen. Er sollte in die Geheimnisse des Theaters eindringen, hinter jene mysteriösen Coulissen gehen, hinter denen seine naive Phantasie eine Märchenwelt verborgen glaubte. Er fühlte sich so unsicher, daß er fürchtete, er würde sich linkisch und ungeschickt benehmen. Wie sollte er das passende Wort und den richtigen Ton finden, ihr zu danken? lind dann u ürde sie lächeln und ihm die Hand reichen . . .

Der empfindsame Dichter schrieb die Unruhe seines Herzens dem Dankbarkeitsgefühle zu, das ihn beherrschte.

An jenem Abende war Nelln bei schlechter Laune, als sie in's Theater kam. Erstens hatte sie nämlich mit dem vierundfünfzigjährigen Herzog von Eylau eine schrecklich langweilige Partie V6zigue von vier bis um sechs Uhr spielen müssen, und sodann hatte sie der Kammerherr es auch entgelten lassen, das; der neu erschienene Gotha'fche Hofkalender einen genealogischen Irrthum enthielt. Wie der Stunnwind war Nelln in ihr Ankleidezimmer geeilt und hatte dabei eine Garderobenfrau fast über den Haufen gerannt. Indessen unfähig, lange böse zu sein, hatte sie sich im Pudermantel an den Toilettentisch gesetzt und begann sich zu frisiren, als der Theaterdiener ihr melden tan«, daß ein gewisser Herr Jean Delln beim Portier sei und sie einen Augenblick zu sprechen wünsche.

„Jean Dellu?" ... Wer ist das, Jean Delln? ... Ah, ja, der juuge Dichter, der Freund Scn'nt-Firmins . . . Na, der hat sich aber 'mal Zeit genommen, mir seinen Dank zu sagen.... Er soll hereinkommen."

Sie nahm sich vor, trotz alledem liebenswürdig zu sein und dem genialen jungen Manne einen freundlichen Empfang zu bereiten.

Und alo er nun auf der Thürschwelle erschien, kreideweis! in« Gesicht vor Aufregung, da erhob sie sich, und, ohne den Pudermantel, der über dem kostbaren Mieder geöffnet war, zu schließen, ging sie auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Kommen Sie nur näher, damit man Sie beglückwünscht, mein Herr . .. Ihr kleines Stück ist allerliebst, und ich hoffe, es wird bald aufgeführt werden . . . Kommen Sie nur weiter, lassen Sie sich doch 'mal ansckcmen ... ich bin erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Sie zog ihn in's Zimmer herein und hieß ihn neben ihr auf einem schmalen Divan niedersitzen. Und während nun Jean, in Folge des herzlichen Empfanges, des Parfüms ihrer Kleidung, des warmen Druckes ihrer Hände und überhaupt der Berührung mit dem fchönen Weibe verwirrt uud entzückt, Worte des Dankes stammelte, betrachtete sie ihn mit Aufmerksamkeit.

Nelly zählte bereits dreißig Jahre und hatte eine ziemlich schwelgerische Vergangenheit hinter sich. Dennoch überkam sie plötzlich ein ganz eigenartiges Gefühl, wie sie es nie zuvor gekannt hatte. Dieser schöne junge Mann, dieser talentvolle Dichter, der mit großen seelenvollen Augen schüchtern zu ihr aufschaute, wie kam es nur, daß er einen so seltsamen Eindruck auf sie machte?

War das etwa Liebe, was sie heut zum ersten Mal in ihre«! Leben empfand?

Instinctiu und unwiderstehlich fühlte sie sich zu ihm hingezogen. Sie war wieder das schlichte Mädchen aus den, Volke geworden und erinnerte sich ihrer heißblütigen Iugendgefährtinnen von den Straßen der Vorstadt, zu denen der brutale Geliebte nur zu sage» braucht: „Komm!" und welche diesem dann gesenkten Hauptes folgen.

Was sie einander sagten? Banale Phrasen. Sie machte ihn, irgend einige Complimente, wobei sie mehrmals dieselben Worte gebrauchte. Dann auch befragte sie ihn, wenn auch in wohlwollender, so doch in ziemlich ungeschickter Weise, über sein bisheriges Leben. Er antwortete kam«. Trotz seiner Unerfahrenheit Frauen gegenüber, fiel ihm doch an der Schauspielerin eine gewisse Unruhe auf, deren Ursache er sich freilich nicht zu deuten wußte. Die warme, parfümgeschwängerte Luft im Garderobenzimmer nahm ihm den Kopf ein, und da er Nichts mehr zu sagen hatte und durch längeres Verbleiben zu stören fürchtete, stand er auf, um sich zu verabschieden.

„Sie werden mich bald wieder besuchen, nicht wahr?" . .. sagte Nelln leise, fast bittend.

„Mit Freuden," antwortete er. „Wann darf ich . . .?"

„Um dieselbe Zeit in meinem Ankleidezimmer . . . bin ich stets allein."

Er verbeugte sich; sie reichte ibm ihre Hand. Und als nun Jean in die lühle Abendluft hinaustrat, da schien e-5 ihm, als ob Nellys Hand vorhin in der seinigen gezittert habe.

„Wie schon sie ist!" dachte er, während er seiner entfernten Wohnung zuschritt . . . „Meiner Treu! ich will doch lieber Marie sagen, daß Saint-Firmin mein Manuskript direct Caduc übergeben hat. Wenn Marie erführe, daß diese herrliche Person mich vroiegirt, so würde sie am Ende vielleicht eifersüchtig werden und sich betrüben . . . Nesser, die Kleine erfährt Nichts."

VI.

Der Dichter brachte seine Lüge vor, und Maries Freude war groß, als sie hörte, daß die „Sternennacht" bald aufgeführt werden würde. Aber es dauerte nicht lange, da verdrängten Kummer und Sorgen die Festesstimmung in ihr. Es schien ihr, als ob mit einen» Male der Geliebte kühler gegen sie geworden wäre. Vor Kurzen» noch, wenn sie zu ihn» kam. so stand Jean schon ungeduldig und erwartete sie auf der Thürschwelle, noch bevor sie die letzte Treppe erstiegen hatte. Und dann das glückselige Lächeln, die Umarmung, der Kuß, womit er sie empfing! Doch jetzt war er nicht mehr derselbe. Immer noch sanft und gut zu ihr, ja, aber weniger zärtlich. Dabei zerstreut. Sie suchte ihn zu entschuldigen. Ohne Zweifel ging ihm gegenwärtig Vieles im Kopfe herum. Pläne und Hoffnungen bezüglich der Gestaltung seines ferneren Schicksals beschäftigten ihn. Dennoch beunruhigte es sie, daß er so war, sogar in ihren Armen, in» Augenblick der innigsten Hingebung. Aengstlich fragte sie ihn:

„Woran denkst Du eigentlich?"

Die Antwort, die er gab, konnte sie beruhigen.

„Nun, an mein Stück! Woran denn sonst . . . In vierzehn Tagen ist Leseprobe, Du weißt es ja."

Er sagte die Unwahrheit, und während Marie sich dicht an ihn schmiegte und sein Gesicht mit unzähligen Küssen bedeckte, dachte er cm Nelly, an jene üppige Blume, deren Duft er eine Weile lang geathmet hatte und deren sinneuerwirrendes Parfüm ihn überall hin verfolgte.
Warum war er seit zehn Tagen immer noch nicht wieder im Vaude-ville-Theater gewesen? Nun einfach: Marien» wegen. Es war doch nicht hübsch von ihm, ihr gegenüber ein Geheimniß zu haben. Er tadelte sich selbst wegen seiner Treulosigkeit. Sie liebte ihn doch so sehr! Und er liebte sie doch auch! Was auch kommen würde, sie sollte immer seine Ge-fährtin, seine Freundin bleiben, immer im Innersten seines Herzens die erste Stelle einnehmen. Und nun lehnte er liebestrunken sein Haupt an ihre Schulter und betrachtete dieses naive Kindergesicht, das lange, aufgelöste und in goldigen Strähnen über ihren Nucken hinabfallende röthliche Haar, das weiche, rundliche Kinn und die dunkelbraunen, großen Augen, die von Zeit zu Zeit ihm vertrauensvoll entgegenglänzten.
„Nein! es wäre unrecht von mir!" sagte er sich. „Ich werde diese Nelly Nobin nicht mehr besuchen."
Aber er sollte ihr bald wieder begegnen, ohne daß er es beabsichtigte.
Es geschah dies auf dem Kirchhofe Mre-Lnchaise an einem offenen Grabe, in das man soeben den Sarg des im Hospitale verstorbenen Saint-Firmin hinabgelassen hatte. Schmerzlich bewegt durch den Verlust des ihm auf-richtig und treu ergebenen Freundes, hörte Jean Delly, dessen Stück am Tage zuvor mit großem Beifall in der Comödie Franyaise aufgenommen worden war, die Worte des De prufunäiF an. Ein feiner, kalter Regen fiel vom Himmel hernieder, und nur eine kleine Anzahl College« des alten Regisseurs hatte diesem bis nach dem Kirchhof das Geleit gegeben. Nur drei oder vier junge Schauspieler vom Odeon und etwa ein Dntzend alter Minien mit glattrasirten, welken Gesichtern, die einstens zusammen mit Saint-Firmin gespielt hatten, waren anwesend.
Als man das Weihwasser sprengte, erschien plötzlich, in einen prächtigen Pelz gehüllt und einen kostbaren Kranz am Arme tragend, ein Weib. Jean erkannte alsbald Nelly Nobin. Das gute Mädchen kam, dem Zeugen ihrer traurigen Vergangenheit den letzten Liebesdienst zu erweisen.
Nasch näherte sie sich dem Grabe, senkte das Hanpt, schlug ein Kreuz, murmelte leise ein kurzes Gebet und übergab dem Todtengräber den Kranz.
Nun bemerkte sie Jean, der sie begrüßte.
Unter dem schwarzen Schleier hervor warf sie ihm einen zärtlichen und zugleich betrübten Blick zu. Seit vierzehn Tagen hatte sie immerwährend an den jungen Dichter deuten müssen. Jeden Abend hatte sie ihn in ihrem Ankleidezimmer erwartet, aber vergebens. Wie ein Vorwurf lag's in ihren Augen, und er deutete sich das zu seinen Gunsten,
Sie standen auf dem schmutzigen Kirchhofe in der Nähe der Leichenhalle, und über ihnen breitete sich, düster und wolkenschwer, der Decemberhimmel aus.

Die Liebe ist stärker als der Tod.
Die Schauspielerin wandte sich an Jean.
„Deranne Saint-Firmin!... Wir hatten ihn nlleVeide gern, nicht wahr?"
In Wahrheit aber dachten sie kaum noch an ihn, den armen Saint-Firmin. Nachsichtig lächelnd, sah sein Schatten gewiß schon auf sie herab aus dem Paradiese der Schauspieler, wo diese alle immer eine dankbare Hauptrolle zu spielen haben und wo sie ihren Namen immer fett gedruckt auf dem Anschlagzettel erblicken.
Jean und Nelly entfernten sich von den: Grabe und schritten die mit traurigen, entlaubten Bäumen bestandene Allee entlang.
„Warum habeu Sie mich denn nicht besucht?" fragte sie leise.
Er antwortete in demselben Tone:
„Ich wagte es nicht . . ."
Nun gingen sie schweigend neben einander her. Am Ausgange des Kirchhofes wartete das Eoup6 Nelly Robins.
„Sie fahren doch mit mir nach Paris zurück? Nicht wahr, Herr Dellv?"
.Kaum saß Jean neben ihr in dem engen Wagen, dicht an sie gedrängt und von ihrem Parfüm und von dem weichen Pelze sanft umschmeichelt, da verlor er deu Kopf. Nellv, die gar wohl das Leuchten feiner Augen bemerkte, schmiegte sich noch dichter an ihn und lehnte den Kopf auf feine Schulter.
„Ich lieb' Dich ja, weißt Du's deuu nicht?" hauchte sie.
Sie hatten Küsse ohne Zahl gewechselt, als das Coupü vor der Wohnung der Schauspielerin hielt. Nelly sprang zuerst aus dem Wagen, Jean hinterdrein. Er wollte sich verabschieden, doch sie zog ihn mit sich in's Haus hinein.
Im Vorzimmer kam ihnen die Kammerfran entgegen.
„Der Hen- Herzog ist seit zwanzig Minuten da," sagte sie. „Er- erwartet Madame in: Boudoir."
Der Herzog! Sie hatte ganz vergessen! Das war die Zeit, um welche er mit ihr seine endlose Partie B6zigue zu spielen pflegte.
Mit einer Handbewegung entließ sie die Kammerfrau; und, indem sie Uli, den Hals Jeans, dessen Gesicht plötzlich einen stolzen, finsteren Ausdruck angenommen hatte, ihre Arme schlang, bat sie:
„Ach, sei nicht bös! Verzeih mir. Morgen, wenn Du willst, wirst Du der Herr hier im Hause sein . . . Und Dil mußt mir auch versprechen, heut Abend in's Vaudeuille zu kommen . . ."
Also ihr^ Geliebter! Einer von Vielen! ... O nein; er besaß Ehrgefühl und Eigenliebe, der Dichter. Er machte sich von ihr los, grüßte und verließ ohne Antwort das Zimmer.
Draußen auf der Straße eilte er erregt mit großen Schritten dahin,
„Nein!" dachte er, „ich werde heut Abend bestimmt nicht in's Vaudeville gehen! . . . Schön ist sie wie der Tag, und wie Feuer brennen ihre Küsse auf den Lippen. Zlber ich bin nicht eiller von denen, die mit

Anderen die Liebe theilen und die, wenn einer von diesen Anderen plötzlich erscheint, sich im Kleiderschrank verstecken ... Der Herr! hat sie gesagt ... morgen, wem ich will! Der Herr in all' dem Lurus, den sie einem Anderen . . . mehreren Anderen verdankt! Und ich habe nicht Geld genug in der Tasche, um ihr einen Rosenstrauß zu kaufen! . . . Wofür hält sie mich denn eigentlich? . . . Und dennoch ... ich bin thöricht und un-dankbar ... Aber Marie? . . ."

Er suchte sich durch den Gedanken an Marie zu erheben. Hatte er wirklich ernstlich daran gedacht, sie zu verlassen? Niemals! Ein bischen Untreue, das war das ganze Verbrechen, das er hatte begehen wollen. Das war am Ende verzeihlich, und er hatte darum noch lange nicht aufgehört, seine kleine Freundin zu lieben . . . Jedoch? . . . Jean wunderte sich selbst darüber, mit welcher Gemüthsruhe er soeben es fertig gebracht hatte, sie, wenn auch nur in Gedanken, zu betrügen. Unwillkürlich verglich er die beiden Frauen mit einander, und alsbald bemächtigte sich ein plötzlicher Rausch seiner Sinne. Noch fühlte er auf feinen Lippen die glühenden Küsse der heißblütigen Sünderin! Ach was! er war auch gar zu fcrupulös . . . Das schöne Geschöpf hatte für ihn eben einen kleinen Faible. Warum sollte er sich das nicht gefallen lassen? Freilich, vor allen Dingen Offenheit. Sie sollte es erfahren, daß er nicht frei war; er würde das ihr selbst sagen, heute Abend noch.

Um acht Uhr war er im Ankleideraum bei Nellu. Sie bestürmte ihn mit Liebkosungen. Sie kniete vor ihm nieder, küßte ihm die Hände. „Du brauchst nur ein Wort zu sagen," wiederholte sie ein Mal über das andere, „und ich weise dein Herzog die Thür, und ich gehöre Dir, Dir ganz allein."

Der Dichter faßte sich ein Herz und beichtete.

Vebend schnellte sie empor:

„Wie, Du hast eine Geliebte?"

Jean suchte einzulenken, zu erklären. Ja, ein Mädchen, das gut und lieb in seinem Unglück und in seiner Einsamkeit zu ihm gewesen wäre. Aus Dankbarkeit hatte er sie anfangs wieder geliebt, jetzt fühlte er nur noch Freundschaft für sie. — Und er sprach die Wahrheit. —

Nelln konnte sich nicht darüber wundern. War es ihr doch dereinst ebenso gegangen!

„Ich werde dein Herzog mein Haus verbieten!" rief die Schau« spielerin . . . „Brich Du mit dem Mädchen,"

Eine so grausame Logik erschreckte Jean Delly förmlich. In seiner Harmlosigkeit machte er den thörichten und unnützen Versuch, ein Weib seiner Rivalin gegenüber zu vertheidigen. Nie würde er es über's Herz bringen, Marie so schnöde zu verlassen. Sie würde ja ganz verzweifelt sein. Er muhte Zeit haben, sie auf die Trennung vorzubereiten, sonst wäre sie zu Allem fähig. Sie liebte ihn ja so grenzenlos.

In den Augen einer Kokette würde Jean sich durch eine derartige Ungeschicklichkeit unmöglich gemacht haben. Da aber Nelly wirklich in ihn verliebt war und ein gutes Herz besaß, so senkte sie den Kopf und flüsterte:

„'s ist wahr. Die Kleine hat Dich gewiß sehr lieb . . ."

Nun machte sich der Dichter die eigne Naivetät zum Vorwurf. Er umarmte Nelly, sprach zu ihr zärtlich, leidenschaftlich:

„Was schert uns Dein Herzog? Was schert uns Marie? Können wir uns nicht trotzdem gut sein?"

Aber sie wandte den Kopf bei Seite.

„Nelly, was ist Dir?" rief er besorgt.

Und wie er nun einen Kuß auf ihren Mund drücken wollte, sah er, daß das fchüne Mädchen die Augen voller Thränen hatte.

Er glaubte sie verletzt zu haben und bat sie reumüthig um Verzeihung. Da ergriff sie von Neuem seine Hände, bedeckte sie mit Küssen, netzte sie mit der wannen Fluth ihrer Thränen und fagte ihm, wie innig lieb er ihr fei. Nein, böse war sie ihm nicht. Im Gegentheil, sie hatte ihn um Entschuldigung zu bitten dafür, daß sie ihn zu gewinnen gehofft. Sie hatte, wie ihresgleichen alle es wenigstens einmal in ihrem Leben thun, sich der trügerischen Hoffnung hingegeben, ihre Schuld durch Liebe zu fühnen. Das war eine Thorheit, sie sah es ein. Ueberdies sei er ja auch nicht mehr frei.

„Entweder Du täuschst mich absichtlich, oder Du belügst Dich selbst," rief sie schluchzend, „wenn Du behauptest, daß Du Deine Marie nicht mehr liebst. Sie ist Deine erste und einzige Freundin gewesen, sie hat Dir Trost gebracht in den Tagen des Unglücks. Ich beneide sie, aber ich kann sie nickt hassen. . . . Hören Sie, theurer Freund," fuhr sie nach einer Pause scheinbar ruhig fort, „glauben Sie, es ist das Beste, wir gehen von einander jetzt und sehen uns nie wieder, — das wird Ihnen und mir gut sein. Versuchen wir, einander zu vergessen."

Außer sich vor Schmerz, stürzte der Dichter Nelly zu Füßen, bat nnd flehte, fchwur, daß er sie aufrichtig liebte, und glaubte an. seine Schwüre. Doch sie blieb standhaft und besaß sogar die Kraft, ihm „nur noch einen einzigen Kuh" zu versagen. Zu allen seinen Vetheuerungen schüttelte sie blos den Kopf. Und als er endlich, mehr gezwungen, als freiwillig, sie verließ, da konnte sie hoffen — oder auch fürchten — daß er nicht mehr zurückkehren würde.

VII.

Er kam schon am nächsten Tage wieder, er kam alle Abende wieder, und sie empfing ihn, war gut und zärtlich zu ihm, ohne ihm indes; nach-zugeben, noch ihm Hoffnung zu lassen, daß sie ihm jemals nachgeben

könnte. Und, wie es so oft bei Liebesabenteuern vorkommt: sie waren Alle unglücklich.

Alle; zunächst Nelly. Sie batte jetzt volle Gewißheit, daß der Dichter rasend in sie verliebt und völlig bereit war, seine Marie zu verlassen. Auch sie dachte jetzt daran, ihre Kette zu brechen, und man würde alsdann, so gut es anging, als ein rechtes Liebespaar, von Liebe und Luft leben. Aber sie besaß einen Fonds von Edelmuth. Es widerstrebte ihr, daß ihr Glück das Unglück einer Anderen herbeiführen, das Ergebnis! einer grausamen Handlungsweise sein sollte. Aus alle Fälle wollte sie dies nicht veranlassen. Niemals hätte sie zn Jean gesagt: „Brich mit Deiner Marie," und wiederum, wäre er gekommen, ihr zu sagen: „Ich habe mit ihr gebrochen," sie wäre ihm an den Hals geflogen. Indessen, er sagte es nicht, und sie fragte sich dann mit gar bittereni Zweifel, ob er denn für sie nur sinnliche Begier, nur eine vorübergehende "Neigung hege.

Marie war nicht minder zu beklagen. Jeden Tag wurde Jean Dell« gleichgiltiger, verdrießlicher. Beklagte sie sich darüber, so entschuldigte er den Wechsel seiner Laune mit seiner Zelstreutheit: denn er ging jetzt alle Nachmittage in's TlMtre Fran^ais, der Einstudirung feines Stückes beizuwohnen. Aber das einfache Mädchen, gewarnt durch den fehr sicheren Instinct des vernachlässigten Weibes, täuschte sich hierin nicht, und jeden Augenblick durch ein rauhes Wort, durch eine ungeduldige Geste ihres Geliebten erschreckt, lebte die arme kleine in beständigem Aufruhr des Herzens und ahnte eine Katastrophe.

Jean litt ebenfalls. War er bei Nelly Nobin, fo lebte er, unaufhörlich allen Tantalusqualen preisgegeben, in einer Aufregung der Sinne, und fobald er zu Marie zurückkehrte, empfand er ein schreckliches Gefühl von Müdigkeit und Mitleid. Denn, ohne sich bis jetzt dazu entschließen zu können, dachte er doch bereits daran, sie zu verlassen, und dabei empfand er im Voraus Abfcheu vor feiner Feigheit und feiner Undankbarkeit.

Sie waren eben Alle unglücklich. Ja! Alle, bis zu dem unglückseligen Herzog von Eylau, der jetzt mehr denn je die Gabe besah, die nervöse Nelln Nobin im höchsten Grade zu reizen, und der die barschen Abweisungen seiuer Maitresse ebenso wenig wie die zahllosen Fehler begriff, die er feit einiger Zeit beging, wenn er Bözigue spielte.

Er war das erste Opfer der Situation, der arme Herzog: Wegen eines Nichts, des Ausspielens einer Karte ^ ruudweg verabschiedet. Er war gleichwohl nicht anspruchsvoll gewesen, wenn er nur seine obligate Partie von 4 bis 6 hatte. Ei' entfenite sich discret, und mit ihm verschwanden die Päckchen Tausendfrankscheine. Bah! Neil» kümmerte sich viel um Geld! Sie liebte.

Ohne irgendwie ihre Ausgaben, ihr Hauswesen zn verringern, verkaufte sie einen Schmuck nach dem andern und lebte in den Tag Innen, mit der Sorglosigkeit der Maitressen.

Endlich wurde die „Sternennacht" im TtMtre Fran?ais gespielt.
Man erinnert sich noch des Triumphes! Das Premiörenvublicum, alle die alten, abgelebten Nouös weinten dabei vor Rührung. Das erfrischte sie, das that ihnen wohl.
Den Tag nach der Aufführung machte der Name Jean Dellu, hoch gepriese», die Runde durch die Zeitungen, d. h. durch Frankreich, durch Europa, Der Dichter, dessen Gesicht noch ganz pudrig war vom Vruder-kuß seiner Interpreten, wurde hinter einer Coulisse von den: dicken Verleger Beer erwischt, der ihm schnurstracks das Mauuscript seines Stückes abkaufte und ihm 5000 Franken in die Hand drückte. Nei den ersten Aufführungen saß Nelln in der Loge des Herrn Caduc, weinte Frendenthränen uud applaudirte so stürmisch, daß sie ihren Fächer zerbrach, während ganz im Hintergründe der einzigen Loge, die man dem Dichter bewilligt hatte, Marie in den Annen der Freundin aus dein Atelier, die sie begleitet hatte, vor Aufregung verging.
Mißtrauen wir dem Glück. Es macht die Guten besser, aber für den Egoisten ist es gefährlich, und der Mann, der Erfolg gehabt, glaubt, ihm fei Alles erlaubt.
Nei seinem späten Erwachen am nächsten Morgen in der Mansarde des Quai St. Michel erhielt Jean Dellv von Nellv Nobin einen überschwäng-lichen Brief und ein Packet Journale, die wann seinen Ruhm verkündeten. Er war berühmt, er war geliebt. Auf einmal. Nein! Er besaß ja Nelly nicht. Ein einziges Hindernis; — und das war Marie. Da fiel sein Blick auf die Banknoten, die ihm Beer am Abend gegeben, und die er bei der Heimkehr auf den Tifch geworfen hatte. Geld! Losten sich nicht mit Geld am häufigsten die Iugendliebschaften, die Liebeleien des Quartier Latin? 5000 Franken, das war für eiue Handwerkerin schon Etwas, womit sie sich etabliren konnte, eine Art Aussteuer, der Anfang eines Glücks vielleicht. Und für ihn konnten sie das Lösegeld, seine Freiheit bedeuten. Und schließlich hatte er ja keine Jungfrau verführt. Marie hatte ihm nur, und zwar aus eigenstem freien Antriebe, zwei Jahre ibres Lebens geschenkt. 5000 Franken! Das hieß bezahlt! ...
Und Jean Delly war kein Bösewicht! Noch am Abend, im Hochgefühl des Triumphes, hatte er feine kleine Freundin, die ihn ganz schüchtern auf der Straße, am Eingang für die Schauspieler, erwartete, freudig nmarmt . . . Aber ein ungestillter, rasender Wnnsch verblendete ihn.
O Gefühllosigkeit, o Härte des Menschenherzens! O über die Niedrig-keiten, die in einer Minute erdacht, beschlossen, ausgeführt sind!
Marie würde ihn ohne Zweifel so bald als möglich besuchen, vielleicht diesen Morgen schon.
Er kleidete sich hastig an uud schrieb in einem Zuge den Abschieds-brief. Er beschwor Marie, ihm zu verzeihen. Aber er liebte sie nun ein-mal nicht mehr. Sie könnten sich hinfort gegenseitig doch nur noch zur

Qual leben. Und, das Geld anzubieten, fand er, der Mann der Feder, eine geistvolle, fast zärtliche Wendung.

Er legte die Hülle, die den Brief und die Banknoten enthielt, recht augenfällig auf den Tisch, fagte im Fortgehen dem Portier, daß, wem Fräulein Marie käme, oben Etwas für sie läge, stieg in eine Droschke und ließ sich zu Nelln fahren.

Seit einigen Tagen spielte sie nicht mehr im Vaudeoille, wo ihr Engagement soeben zu Ende gegangen war. Einige Monate zuvor hatte sie, angesichts sehr vortheilhafter Anerbietungen nach Rußland, abgelehnt, es zu erneuern. Dann war Jean erschienen, sie hatte sich nicht mehr von ihm entfernen wollen, und noch am Abend zuvor hatte sie den Theateragenten abgeschüttelt, der in sie drang und sich nicht erklären konnte, warum ein hübsches Weib eine Reise in das Land der Rubel abschlug.

„Es ist geschehen. Ich habe mit ihr gebrochen!" rief Jean in den Annen der Schauspielerin.

Und er erzählte ihr, mit häßlicher, egoistischer Freude, die schlechte Handlung, die er soeben begangen. Nelln, eine Maitresse trotz alledem, bewunderte ihn und war stolz und gerührt, daß er, ohne zu zögern, um ganz ihr anzugehören, das erste Gold geopfert hatte, das ihm das Glück zuwarf.

„Und ich, ich bin auch frei!" sagte sie zu ihm, auf seine Schulter gelehnt, „ich bin Dein und gehöre Dir für immer! ... Dieser Luxus, der mich umgiebt, erregt Dir Zlbschen ... Du bist stolz. Du hast Recht . . . Nun, beruhige Dich nur ... Ich habe bis jetzt, ohne zu rechnen, gelebt, und seit vierzehn Tagen habe ich den Herzog fortgeschickt, der meine Schulden bezahlen wollte . . . Wohlan, Möbel, Toiletten, Schmuck, Alles lasse ich meinen Gläubigem . . . Du wirst eine Kameradin haben, die eben so arm ist wie Dn . . Sprechen Sie, mein Herr, werden Sie dann auch noch Ihre Freundin im Grisettenkleide lieb haben? Nah! Es ist gar nicht so lange her, daß ich höchst eigenhändig meine Wäsche ausbesserte und meiue Suppe kochte .. . Ich werde das Theater verlassen, willst Du? . .. Du würdest doch zu eifersüchtig sein, nicht wahr? wenn ich dort bliebe, und ich, ich könnte nicht genug bei Dir sein . . . Nein, ich will Deine Wirthschafterin werden, und Du sollst sehen, wie ich Dich pflegen werde, während Dil allerhand schöne Sachen schreiben wirst . . . Zunächst wirst Dn jetzt Deinen Lebensunterhalt verdienen; Du wirst nicht reich sein, bei Gott! . . . Dichter haben kein Glück. Aber ich werde so vernünftig sein ... Ja! wir werden sogar noch große Sprünge machen können. Und Du wirst mir bald mein erstes Schinuckstück kaufen . . . Ohrringe in Doublt, zehn Franken das Paar, wie jene beim Juwelier in der Nue Mönilmontant, die so sehr meinen Neid erregten, da ich mich noch als Kind auf der Straße umhertrieb . . . O meiu Jean, wie liebe ich Dich!" . . .

Und wie er sie feurig an sich preßte, fügte sie, sich losmachend, hinzu:
„Nein, noch nicht, noch nicht und nicht hier . . . Hier erinnert mich Alles an meine Vergangenheit, widert mich Alles an . . . O vergieb mir! Ich war ja Dir noch nicht begegnet, ich wußte ja nicht, was es heißt, zu liebe» . . . Nein, ich will noch heut Abend zu Dir kommen, in die ümi-liche Wohnung, wo Dil so unglücklich gewefen bist. Ich werde dorthin kommen, um nicht mehr fortzugehen, und Nichts will ich mitbringen als die Kleider, die ich am Leibe trage . . . Sprich, bist Du einverstanden? . . . Jetzt gehe an Deine Geschäfte ... Du mußt Dich im Theater zeigen. Du mußt allen Deinen Bekannten danken. Deinen Interpreten, jenen Journalisten, die Dich soeben als großen Dichter ausposaunt haben und die man subtil behandeln muß ... Ich kenne das . . . Währenddem werde ich hier Alles regeln, und das wird nicht lange dauern, ich versichere Dich. Ich werde nicht einmal die wenigen Lonis in meinem Portemonnaie behalten ... Es giebt ja genug Sammelbüchsen für die Armen . . . Erwarte mich heut Abend, um fechs Uhr, und laß uns unfer gemeinsames Leben damit beginnen, daß wir in Deiner Kneipe speisen, mit jenen Kutschen, zusammen, weißt Du? dort, wo Du den armen St. Firmin kennen gelernt hast ... Es liegt mir daran, daß auch ich ein wenig Dein großes Elend getheilt habe!" . . .
Jean ging, berauscht von Stolz, eine solche Leidenschaft eingeflößt, solche Opfer veranlaßt zu haben.
Allein und von dem Wunsche beseelt, sobald als möglich die Spuren ihres galanten Lebens zu vernichten, nahm Nelly zuerst aus einem Schub-fache einige Packete Briefe und warf sie in's Feuer.
Sie sah sie brennen und wollte gerade ihrer Kammerfrau klingeln, um ihr den soeben gefaßten Entschluß anzukündigen, als diese erschien nnd sagte:
„Kann Madame das Mädchen Ihrer Modistin empfangen? . . . Sie ist unten mit dem bewußten Hut, den Madame vor acht Tagen bestellt hat."
„Laß sie heraufkommen," erwiderte Nelly Nobin mechanisch.
Und während die Kammerfrau gehorchte, dachte die Schauspielerin und konnte nicht umhin zu lächeln:
„Ein Hut für fünf Louis! Ich werde ohne Zweifel auf lange hinaus keinen solchen mehr tragen, und dieser soll nach der Erecution durch die Gerichtsdiener bezahlt werden wie das Uebrige. . . Bah! ich will ihn heut Abend auffetzen, wenn ich mich bei Jean einlogiren werde."
Denn welche Macht der Erde vermöchte eine Frau, selbst wenn sie närrisch vor Liebe, selbst wenn sie in einer Krise der Leidenschaft ist, zu hindern, daß sie einen hübschen Hnt probirt?
Das Mädchen trat ein und öffnete seinen Earton.
„Lassen Sie sehen," sagte Nelly.
Sie stellte sich vor ihren Spiegel, rückte den koketten Chiffon auf ihrem Kopfe zurecht uud bemerkte erst jetzt im Spiegel das Gesicht der jungen Modistin.

Was hatte sie nur, die arme Kleine mit den goldrothen Haaren? Warum waren jene hübschen kaffeebraunen Augen mit Thronen gefüllt? Und warum stützte sie sich wie ohnmächig auf die Lehne eines Fauteuils? Es war Alane, die den Hut gebracht hatte.

Oh! wie war sie heut Morgen so fröhlich aus dein Atelier weggegangen, ihren Earton unter'm Arm!

Schnell, erst zu Jean! Er mußte lange geschlafen haben, nach all' den Aufregungen feines Triumphes. Sie würde ihn beim Aufstehen finden, ihren Vielgeliebten, ihren Dichter, wie er endlich glücklich war. Aber nein, fchon ausgegangen! „Sie können sofort hinaufgehen, Fräulein," hatte ihr der Portier gesagt, „es ist oben Etwas für Sie."

Was das oben war? großer Gott! es war der fchreckliche Brief und jene Banknoten, die sie sogleich wieder fortgeworfen hatte, die ihr in den Fingern gebrannt hatten. So, das war zu Ende. Jean liebte sie nicht mehr und verabschiedete sie, bezahlte sie wie eine Dirne. Roth, als hätte sie einen Backenstreich erhalten, todt das Herz, das Blut im Gehirn, war sie geflohen und weinte auf der Straße, ohne sich zu schämen.

Wenn Sie einen großen Kummer haben, wenn Ihr Liebhaber Sie verläßt, schöne Dame mit den drei Toiletten täglich, so verriegeln Sie Ihre Thür, Sie schließen sich in Ihr Boudoir ein mit einem Flacon englischen Niechsalzes, und Sie können dann wenigstens in der Einsamkeit schluchzen. Ich beklage Sie, gewiß! denn das Leiden ist dasselbe für das Herz einer verlassenen Frau, ob es mm unter Seide oder unter grobem Zwillich schlägt. Aber haben Sie gütigst Mitleid mit dem kleinen Laufburschen von Modistin, die vor allen Passanten, die Trotwirs entlang, um ihr verlorenes Glück weint, und die, trotz ihres Schmerzes, — der ebenso grausam ist wie der Ihrige, schöne Dame, — dennoch ihre triviale Besorgung nicht vergessen darf und einen Hut zur Kundin tragen muß.

Marie hatte Nelly Nobin niemals gesehen, hatte ihren Namen erst heut Morgen erfahren, wußte Nichts von ihr. Ohne daß die Eine oder die Andere es ahnte, standen sich die beiden Mvalinnen gegenüber.

Vor dem Gesicht der Unbekannten, das durch den Schmerz verstört war, wurde Nelly von Mitleid erfüllt. Von Natur sehr gutmüthig, war sie es um so mehr an diesem für sie so glücklichen Tage.

„Was fehlt Ihnen denn, meine liebe Kleine?"

Aber Marie fank unter der Wucht ihres allzu schweren Kummers auf einen Diuan und barg den Kopf in ihren Händen. Nelly fetzte sich liebreich neben sie und war mit mütterlicher Zärtlichkeit um sie bemüht.

„Ein schwerer Kummer wohl? . . . Kommen Sie, mein liebes Kind, weinen Sie nicht so . . . Sie kennen mich zwar nicht, aber Sie tonnen Vertrauen zu mir haben! . . . Ich würde so zufrieden sein, wenn ich Ihnen helfen könnte . . . Und, auf alle Fälle, fage» Sie mir getrost, was Sie so betrübt."

Sich anvertrauen ist ein so natürliches Bedürfniß, und diese schöne
Dame schien so gütig! Seit zwei Stunden irrte Marie in Paris umher,
sterbensmatt vor Verzweiflung: Sie offenbarte das Geheimnis! derselben in
einem Weheruf.
„Jean! . . . Mein Jean hat mich verlassen! . . ."
Ihr Jean? . . . Nelln war das Herz wie zugeschnürt infolge einer
Vorahnung. Mehrmals hatte sie mit eifersüchtiger Neugier den Dichter
über seine kleine Freundin befragt: „Hübsch, nicht wahr? Wie sieht
sie denn aus? Und jetzt, just während sie dieses jugendliche, vou Thränen
überströmte Gesicht betrachtete, das dem ihren so nahe war, und unter
dem in Unordnung gerathenen rothen Haar diese Stirn, auf die sie, einer
Regung der Sympathie folgend, beinahe ihre Lippen gedrückt hatte, er-
innerte sich die Schauspielerin der verlegenen Antwort Jean Dellvs: „Ein
Nothkopf mit braunen Augen."
„Ein Liebeskummer also. Ich dachte mir's," sagte Nelln mit ver-
änderter Stimme. „Lassen Sie hören, Liebchen, erzählen Sie mir das , .
Und vor Allem: wie heißt denn das herzige Kind, das so großen Kummer hat?"
Und das junge Mädchen warf Nelln unter Thränen einen Vlick der
Dankbarkeit zu und antwortete mit Anstrengung:
„Wie gütig Sie sind, Madame! . . . Ich heiße Marie."
Da wurde die Hand, welche die ihrige drückte, eisig kalt, der Ann,
der um ihre Taille lag, sank herab. Aber Marie achtete nicht darauf.
Eine Stimme von Mitgefühl hatte sie gebeten, ihr Herz zu erleichtern. Es
schüttete sich aus, es ergoß sich in Klagen und Schluchzen.
„Mein Jean! ... Ich liebte ihn so sehr! . . . Wenn Sie wüßten!"
Und Marie ließ sich zu Nellns Füßen gleiten, behielt die Hand der
Dame, die soviel Mitleid zeigte, in der ihrigen, küßte sie wiederholt
schmeichelnd wie ein krankes Kind uud erzählte vou den zwei Jahren ihres
Glücks und ihrer Liebe, wo alle Minuten ihres Lebens Jean gehört hatten,
wo jeder Stich ihrer Nadel von einem Gedanken der Anbetung für ihren
Vielgeliebten begleitet gewesen war. Sie hatte geglaubt, daß er sie liebte.
Aber sie war weder thöricht noch eitel gewesen. Sie sagte sich wohl
manchmal mit Seufzen, daß ein unwissendes Mädchen wie sie nicht die
einzige Liebe eines Dichters sein könnte. Zweifellos wird er von anderen
Frauen verführt werden, die ihn liebten — er war ja so entzückend! —
und würde ihr untreu werden. Alles vergeht. Alles hat ein Ende, sie
wußte es wohl. Sie durfte nur hoffen, daß er ihr einen kleinen Raum
in seiner Freundschaft wahren werde, daß er stets ein wenig Zärtlichkeit
für diejenige haben werde, die ihm während seiner traurigen Jugend Glück
gespendet hätte. Hundert Mal hatte er es ihr geschworen. Wenn sie ihn
doch weuigstens sehen, mit ihm zusammenkomme» könnte — und gar nicht
einmal oft, wenn er es so gefordert hätte — ihn zu pflegen, sobald er
trank wäre, sie hätte sich mit einer kargen Zärtlichkeit begnügt, solch einer.

wie man sie wohl beiläufig den« Hunde des Quartiers zu Theil werden läßt. Aber nein. Er trieb sie in hartherziger, in brutaler Weise von sich. Oh! über den Schlechten und Undankbaren! Und er warf ihr wie einen Schimpf dieses elende Geld hin! Geld! Sie brauchte Nichts mehr. Ihr Jean hatte ihr das Herz gebrochen. Sie würde daran sterben, ja wohl! sie würde daran sterben! Und wenn der Tod auf sich warten ließe, je nun, es gab Wasser unter den Brücken und Kohlen bei dem Kohlenhändler! . . .

Heftig legte ihr Nelly die Hand auf den Mund.

„Was sagen Sie da, kleine Unglückliche? . . ."

Vor ihrer Rivalin hingesunken, den Kopf auf deren Knieen, schwieg Marie, und jetzt weinte sie, weinte und weinte.

Und während Nellv noch das trostlose Mädchen betrachtete, fühlte sie sich von namenlosem Mitleid ergriffen. Denn: das Unglück, das sie hier vor Augen hatte, es war ihr eigenes Werk, Wahrhaftig, das erste Mal, wo sie ernstlich liebte, hatte sie kein Glück. Sie konnte nur glücklich sein, indem sie Böses stiftete. Und während sie diese arme kleine Marie betrachtete, die Jean ihr opferte, empfand sie ein unbestimmtes Gefühl des Neides. Sie selbst hatte diese echte und aufrichtige Leidenschaft, diesen schönen Schmerz, nie kennen gelernt. Das Neste, was ihr noch das Leben, dessen goldene Schande sie jetzt verabscheute, geboten hatte, das waren — welcher Hohn! —- die bei Lamorlisre verlebten Jahre, ihre Ergebenheit als dienende Maitresse eines alten und lächerlichen Komödianten. Marie konnte doch nach alledem wenigstens sterben, Sie hatte gelebt, hatte geliebt; sie hatte eine kurze, aber entzückende Jugend genossen. Oh! Wie beneidete Nelln sie um ihren schönen Traum, selbst um den Preis eines so rauhen Erwachens! . . . Aber wie sie so von Neuem ihr Opfer betrachtete, das völlig niedergeschmettert war, dem beständig große Thränen unter den geschlossenen Augenlidern hervorquollen, und das den rührenden Eindruck eines verwundeten Vögleins machte, da regte sich das gute Herz Nellys, und sie wurde zugleich von einer unbestimmten Verachtung, einer Art von Abscheu gegen diesen Jean erfaßt, diefen Egoisten und verführerischen Dichter, dem sie sich so unklug hingegeben hatte, dem sie, sie konnte es sich nicht verhehlen, jene schlechte Handlungsweise inspirirt hatte, und der sie ohne Zweifel bald ihrerseits würde Qualen erleiden lassen, da sie ihn ja auch liebte.

„Und sagen Sie mir, Liebchen," fragte sie das junge Mädchen, das sich ein wenig beruhigte, „wissen Sie, um wessen willen Sie verlassen sind?"

„Ach! nein," antwortete Marie. „Seit einiger Zeit hatte ich wohl be» merkt, daß Jean mir gegenüber nicht mehr derselbe war. Aber ich hatte so viel Vertrauen zu ihm! Ich wies meinen Argwohn weit von nur, tadelte mich sogar deswegen . . . Aber die Lebensweise Jeans ist eine andere geworden; er geht jetzt hinter die Coulissen. Dort wird er vermuthlich irgend eine schöne Schauspielerin gefunden haben, die viel liebenswürdiger ist als ich, Toiletten hat und Lurus treibt, von Huldigungen umgeben ist,

und die es versteht, die Kokette zu spielen und einen Mann eifersüchtig zu machen... Oh! so ist es, gewiß, und ich war von Anfang an verloren ... Denn ich verstand ja nur, ihn unsinnig zu lieben, meinen Jean, und hatte ihm Nichts weiter zu geben, als mein armes Herz! . . ."
Und während Marie mit keuchenden Worten ihrem Schmerze noch freien Lauf läßt, siehe, da ist im Geiste Nellu Robins soeben ein Wunsch entstanden, ach! ein Wunsch, der ihr viel Schmerz bereitet, der aber gebieterisch, unwiderstehlich ist, nämlich: sie will auf Jean verzichten und ihn dieser armen Kleinen zurückgeben. Sie kennt das Leben, sie weiß, was sie aufgiebt. Mit dreißig Jahren liebte sie zum ersten Male, und es war köstlich. Ach! es ist sehr hart, diese späte Liebesblüthe sich aus dem Herzen zu reißen. Dieselbe wird nicht wiederkehren, deß ist sie sicher. Und nicht allein Jean vermißt sie, sondern auch die Empfindung, die sie für ihn hegte. Ja, es ist hart! Aber das schöne Mädchen hat alle Verderbniß gekostet, ohne ihren Fonds von Edelmuth, ohne ihr angeborenes Gerechtigkeitsgefühl, ihren plebejischen Sinn für Gleichheit zu verlieren. Daß ihr die fchönen, aber duftlosen Camelien widerwärtig geworden sind, ist das ein Grund, jenem Kinde, das da vorübergeht, sein armseliges Veilchensträußchen zu nehmen, das nur zwei Sous werth ist, aber gut duftet? . . .
Schöne Dame, mit den drei Toiletten täglich, Sie würden ebenso handeln, davon bin ich überzeugt. Sie tragen in Herzensangelegen-heiten keine Eitelkeit und keine Selbstliebe hinein; und sollte der Eavalier Ihrer besten Freundin versuchen, Ihnen den Hof zu machen, so ist Ihnen das, ich zweifle nicht daran, im höchsten Grade unangenehm. Geben Sie mir nur das Eine zu: daß diese Nelly Nobin, trotz all' ihrer Flecken, das Herz ganz ebenso auf dem rechten Fleck hatte, da sie, selbst in voller Leidenschaft, in vollem Begehren, einem Instincte der Gerechtigkeit und des Erbarmens gehorchte.
Nellv. hatte Marie aufgehoben, hatte sie neben sich niedersitzen lassen.
„Wollen Sie, mein Kind," sagte sie mit herzlicher Stimme, „daß ich Ihnen jetzt einen guten Nath gebe?"
„Gewiß, Madame, aber zuvor lassen Sie mich Ihnen sagen, wie sehr ich verwirrt bin ... Ich habe Ihnen soeben tausend Thorheiten erzählt, und ich bitte Sie dafür recht sehr um Vergebung."
„Lassen nur das. Sie sollen mir später danken . . . Die Brutalität, womit Ihr Geliebter Sie verlassen hat, ist meines Erachtens ein Beweis dafür, daß er in einer Augenblickslaune, in der Heftigkeit gehandelt hat . . . Und dies ist nicht das Gewöhnliche bei ihm, nicht wahr? . . ."
„Oh! gewiß nicht ... Er ist immer so nett gegen mich gewesen!"
„Nun wohl, Sie müssen ihn wiedersehen. Ja! ich kenne die Menschen. Zu dieser Stunde, ich möchte darauf schwören, bereut er schou, so schlecht gewesen zu sein; denn er muß inzwischen nach Hause zurückgekehrt sein und

dort jenes Geld wiedergefunden haben . . . Sie müssen ihn so bald als möglich wiedersehen . . . Können Sie es schon heute?"

„Ich kann zu ihn: gehen, wie ich es oft that, nach 6 Uhr, wenn ich aus dem Geschäft komme."

„Versäumen Sie das nicht. Wollen Sie es mir versprechen? . . . Entweder hat dieser Jean kein Herz, oder er wird erröthen über seine Handlungsweise vor diesen schönen, ganz verweinten Augen . . ."

„Ach, Madame, hoffen Sie das? ... Oh! ich bin nicht so stolz, ich würde schon mehr als zufrieden sein, wenn er mich nur noch ein bischen lieben wollte, nur aus Mitleid . . . Aber ich wage selbst daran uicht zu glauben."

„Aber ich, »nein Liebling, ich bin beinahe gewiß, das; er Ihnen emen Empfang bereiten wird, über den Sie erstaunt sein werden . . . Also abgemacht. Sie werden heut Abend zu ihni gehen . . . Versuchen Sie nur, bis dahin nicht mehr zu weinen . . . Und jetzt umarmen Sie mich, denn ich werde Ihnen zu beweisen wissen, wie sehr ich Ihre Freundin bin."

Und Nelly küßte sie auf die Stirn »ud verabschiedete das junge Mädchen, das noch sehr in Unruhe war, ein wenig getröstet jedoch und von einer leichten Hoffnung beseelt.

Bei der Rückkehr in seine Wohnnng hatte Jean auf seinem Tische die Banknoten vorgefunden, die Marie hatte liegen lassen.

„Nah! ich werde schon machen, daß sie das Geld nimmt," hatte er zu sich gesagt, wobei er indessen ein wenig üble Laune und einige Scham empfand.

Aber er hatte auch nicht umhin gekonnt, zn denken:

„Diese herzige Kleine! Sie liebte mich trotzdem."

Dann hatte er aber diese unbequeme Eriunerung wieder von sich gewiesen, hatte ein wenig Ordnung in sein Zimmer gebracht und schritt nun, in nervöser Aufregung, mit klopfendem Herzen, wie ein gefangener Löwe in« Käfig auf uud ab; er fehnte ja so heiß die Stunde herbei, den Augenblick des Triumphes und der Liebe, da Nell» zu ihm kommen würde.

Aber um 5i>/« Uhr erschien der Portier mit einem Briefe, den ein Dienstmann soeben gebracht hatte, ohne auf Antwort zu warten, und Jean las, das Herz von einem Schüttelfrost durchbebt, folgende abscheuliche Zeilen:

„Erwarten Sie mich heut Abend nicht, mein lieber Poet, Weder hent Abend, noch jemals. Behandeln Sie mich als Kokette, als eine Elende. Verachten Sie mich, hassen Sie mich. Aber es geht nun einmal nicht anders. Heute Morgen, nach Ihren« Weggänge, ist mir plötzlich klar geworden, daß wir alle Beide im Begriff standen, eine große Thorheit zu begehen. Und zwar hat mich, ich gebe es zu, eine unbedeutende Kleinigkeit ans meinem Traume gerissen. Meine Modistin hat mir einen neueu Hut für fünf Louis gebracht, und ich habe mich hierbei erinnert, daß folche Blumen nicht am Fenster einer Mansarde wachsen. Nach acht Tagen schon hätte

ich die hübschen Hüte und das Uebrige vermißt. Sie haben sich getäuscht, ich bin nur eine Maitresse, aber eine gutes Mädchen, das Ihnen trotz alledem eine große Enttäuschung erspart. Versuchen Sie nicht, mich wiederzusehen. Ich habe soeben ein Engagement nach St. Petersburg abgeschlossen, wo der Großherzog, der mich vorigen Winter in einer Loge des Vaudeville bewunderte, mich durchaus, und zwar nicht so sehr aus der Entfernung, wiedersehen will. Aber bevor ich mich nach den Eisfeldern des Nordens aufmache, will ich ein Sonnenbad nehmen und reise daher noch heut Abend nach Nizza ab, wohin mich der Herzog von Evlau, ein Freund, gegen den ich sehr ungerecht war, begleiten wird. Leben Sie wohl und viel Glück. Ich hoffe, daß Sie in einigen Tagen, nach ruhiger Ueberlegung, nicht allzu sehr einen« Weibe zürnen werden, die so glücklich gewesen ist, mein lieber Poet, Ihr erstes Debüt am Theater zu erleichtern, uud die nicht aufhören wird, sich >für die nenen Erfolge zu interessiren, die Ihnen sicherlich noch beschieden sind.

Ihre Freundin trotz alledem Nelln Nobin."

Tiefen Brief, den Nelly im Fieber ihrer guten Negung, aber doch mit recht schwerem Herzen und mit so mühsamer Anstrengung geschrieben hatte, las Jean Delli, zun» zehnten Male wieder, allen Qualen der ungestillten Sehnsucht und tödtlich verletzten Eigenliebe preisgegeben, als Marie ankam. .»

Obwohl der Schlüssel in der Thür steckte, hatte das junge Mädchen doch zuerst schüchtern geklopft, ach! wie bei einem Fremden. Aber Jean, ganz außer Fassung, hatte Nichts gehört. Sie erschien daher plötzlich, ganz eingeschüchtert vor ihm nnd richtete zu ihrem undankbaren Freunde einen furchtsamen und treuen Blick empor wie ein geschlagener Hnnd.

Tie ante ^elly hatte sich nicht getäuscht. In einem Gedankenblitze verglich der phantasiereiche Mann die beiden Frauen, ihre beiderseitige Liebe zu ihm. Wie hatte er doch diesem herzigen Kinde entsagen können um eines eitlen und verdorbenen Frauenzimmers willen? Ihn schauderte. Und dann kam Marie auch gelegen: sie war die Tröstung.

Jean eilte auf sie zu und preßte sie leidenschaftlich an sich.

„Vergieb mir!" sagte er zu ihr mit zitternder Stimme. „Vergieb mir, meine, innig geliebte Marie! .'. . Du bist die Treuherzigkeit, die Offenheit, Dil bist das schlichte Glück und die wahrhafte Liebe! Und ich stand im Begriff, Dich zu verlassen, um einer Lügnerin, einer Elenden willen! . . . Aber das ist ganz aus, ich schwüre es Dir! . . . Und da ich hinfort kein Geheimnisi mehr vor Dir haben will, nimm, lies" — fügte er hinzu, indem er ihr den Brief reichte — „und sieh, um welcher Person willen ick im Begriff war. Dir soviel Leiden zu bereiten und eine Infamie und eine Feigheit zu begehen!"

Marie, berauscht und wie betäubt von Glück, schwankte und ließ sich auf einen Stuhl nieder, und während der Dichter vor ihr ans die Kniee

sank und seine vor Scham rothe Stirn in den Schooß seiner Geliebten barg, las sie den verhängnißvollen Brief und den Namen, mit dem er unterzeichnet war: „Nelly Robin!"

So, also um Nelly Robin hatte sie Jean verlassen wollen! Nelly Nobin, dieselbe, der sie heut Morgen ihr Unglück anvertraut hatte! . . . Und nun begriff Marie die großmüthige Lüge und das hochherzige Opfer ihrer Rivalin und war gerührt bis in's innerste Herz.

VIII.

Dreißig Jahre sind nun seit damals vergangen, und die beiden alten Freundinnen, die mir an einem lauen Nachmittage des Vorft-ühlings auf einer Bank der Esplanade der Invaliden ihre Geschichte erzählt haben, sind Niemand anders als Marie und Nelly.

Alle Beide aus dem Volke und aus dem Elende hervorgegangen, sind sie auf ihr alten Tage, gedrängt durch widriges Geschick, dorthin zurückgekehrt.

Jean Delly erschien am Dichterhimmel wie ein Meteor: er glänzte plötzlich hellleuchtend auf, um alsbald wieder zu verschwinden. Kurze Zeit nach dem Erfolge seiner „Sternennacht" und des Bandes Gedichte, welcher ihr folgte und der der litterarischen Welt die Hoffnung gab, das; ein großer Dichter geboren sei, — wurde er krank, siechte dahin und arbeitete nicht mehr. Kaum 25 Jahr alt, starb er, von der Schwindsucht dahingerafft, in den Armen seiner treuen Marie, der er, ein Egoist bis zum Ende, nicht einmal seinen Namen vermachte. Mit der bescheidenen Baarschaft, die er ihr hinterließ, miethete das arme Mädchen einen kleinen Laden und versuchte, von ihrem Geschäft zu leben. Aber sie war weder eine gewandte Vertauferi« noch eine sehr geschickte Arbeiterin; ihr Unternehmen prosperirte nicht, und sie war überglücklich, daß sie, dank einer geringen Summe Geld, die ihr noch blieb, eine alte Leihbibliothek im „Großen Kieselstein" kaufen konnte, wo sie ihr Dasein fristete, indem sie gleicherweise Schreibmaterialien wie Zeitungen verkaufte. Ihre Sinne waren abgestorben am Krankenbett Jeans, in den langen Nachtwachen, und ihr Herz hatte sich bei dem letzten Seufzer des Dichters für immer geschlossen. Uebrigens, ihr weiblicher Reiz, ganz Anmuth und Frische, verging schnell. Nach und nach, in Folge nagender Arbeit des Kummers, der Annuth, der Einsamkeit, ließ sie sich gehen und wurde ziemlich rasch eine alte Frau, die in einem Umschlagetuch und einer Haube einherging.

Nelly hingegen, die bis in die Vierziger schön geblieben, setzte ihr tolles Leben in St. Petersburg fort, als sie plötzlich vou einer Gliederlähmung getroffen wurde. Ihr Verfall vollzog sich rasch uud war schrecklich. Nach Paris fast lahm zurückgekehrt, lebte sie daselbst eine Zeit lang von den Trümmern ihres Schiffbruchs und von dem Ertrag einer ihr be-

willigten Benefizuorstellung. Aber da sie in keiner Weise auf die Zukunft bedacht war, so lernte sie rasch das Elend kennen. Die alten Bewunderer waren todt oder in alle Winde zerstreut. Sie mußte bei einigen Colleginnen von ehemals, die glücklicher oder verständiger als sie gewesen waren, die demüthigende Rolle einer heruntergekommenen Freundin spielen, der man hie und da einen Louis oder ein altes Kleid giebt. Bald, ach! versagten ihr auch diese schmachvollen Almosen. Ihre allzu bittere Noth, ihre Gebrechlichkeit wirkten abstoßend. Da, mitten in ihrer Verzweiflung schöpfte die unglückliche Frau wieder ein wenig Muth. Sie erinnerte sich, daß sie ja als junges Mäocheu im Eamisol gegangen und oft zum Frühstück eine ganz gewöhnliche Wurst gegessen, die sie im Schlächterladen schmarotzt hatte. Als ehemalige Schauspielerin konnte sie auf Unterstützung, sehr minimale zwar, aber regelmäßige, von Seilen der Theater-Verwaltung und einiger Wohlthätigkeitsgesellschaften rechnen. Sie verkaufte ihre letzten galanten Lumpen, miethete in einem entlegenen Viertel nahe am Mars-felde eine Mansarde und beschied sich damit, dort wie eine Bettelftau, aber ohne Schande, zu leben.

So trat Nelly Nobin, der Prinzen von Geblüt zu Füßen gelegen hatten, die aber jetzt ungefähr wie eine alte Wollkämmerin ausfah, eines Tages, um ihr „Kleines Journal" zu kaufen, in den Laden Maries, der „Mutter Marie", wie man sie in der Vorstadt zu nennen pflegte.

Sie hatten sich nur einmal in ihrem Leben gesehen, aber in welcher unvergeßlichen Stunde! Sie betrachteten einander lange, und trotz ihrer so grausam verwüstete!! Züge erkannten sie einander schließlich am Blick, der sich nicht verändert.

„Wer ... Sie sind die Geliebte Jean Dellus? ..."

„Sie sind Nelly Nobin!"

Und, die Kehle wie zugeschnürt, erstickend vor Aufregung, näherten sich die beiden Frauen, faßten sich an den Händen und umarmten sich unter Thränen.

Sie sahen sich alle Tage, um von der Vergangenheit zn plaudern.

Marie sagte jetzt Nelly, wie dankbar sie ihr stets dafür gewesen sei, daß Jene ihr einst Schonung bewiesen; und Nelly konnte Marie gestehen, daß jene Liebe, die sie angesichts des Unglücks ihrer Nebenbuhlerin geopfert hatte, die einzige wahrhafte ihres zügellosen, im Grunde so traurigen Lebens gewesen war.

Es that ihnen allen Beiden unendlich wohl, von dem theureu Verstorbenen zu sprechen. Sie liebten einander im Andenken an ihn. Bald entschlossen sie sich, beisammen zu wohnen, und die gutmüthige Marie pflegte die Gebrechliche nach besten Kräften und brachte es durch die Macht des Beispiels nach und nach dahin, daß die einstige Eonrtisane ihre Gewohnheiten der Ordnung und der Decenz annahm. Ihr beiderseitiges Unglück wurde vereint erträglich. Welch' sauberen und anständigen Eindruck

machten die beiden armen Freundinnen an dem Tage, wo sie lnir ihre Mittheilungen anvertrauten! Man hätte sie für zwei recht würdige Matronen gehalten, ich versichere es. Nie rührend war es, wenn Marie in ihren Händen die fast leblose Hand der Gelähmten wieder zu erwärmen versuchte! lind wie glänzten die noch immer wundervollen Augen Nellns, die einst ganze Säle von Zuschauern entzückt hatten, von Dankbarkeit, wenn sie aus ihrer Freundin ruhten!

„Sie können sich keinen Begriff machen, mein Herr, von ihrer Ergebenheit für mich," sagte die alte Nelly am Schlüsse ihres Berichts zu mir. „Aber sie ist ein wahrer Schatz für mich, diese Marie . . . Und so erfinderisch, so sparsam! Wenn wir unsere vier Sous zusammenlegen, so leiden wir wahrhaftig an Nichts Mangel . . . Niemals eine Klage, eine Ungeduld, obgleich ich immer krank und recht beschwerlich bin ... die zärtlichste Tochter könnte nicht mehr für ihre Mutter thun . . . Und warum ist sie so? — frage ich Sie. Weil ich sie einmal, das ist schon sehr lange her, unglücklich gesehen und ein gutes Herz gehabt habe . . . Sollte man nicht meinen, sie fühlt sich, um ein so Geringes, meine Schuldnerin?" . .

Aber die andere Greisin unterbrach sie mit einem Blick, und ich werde niemals den tiefen, den leidenschaftlichen Klang ihrer Worte vergessen: „Nun ja, ich bin Deine Schuldnerin, Deine Schuldnerin auf ewig! ... Du hast mir einst das gelassen, was Du mir nehmen konntest und was Du selbst ach! niemals besessen hast, meine liebe Nelly . . . Ich werde das niemals vergessen, und ich werde niemals genug für Dich thun .^ . Denn, sehen Sie," fügte sie hinzu und wandte mir ihr verwelktes Gesicht zu, dem ihr Lächeln gleichwohl einen flüchtigen Reiz verlieh — „sehen Sie, ein wenig Liebesglück in der Jugend, das ist Alles, was wir Gutes im Leben haben, nur armen Frauen."

Entwickelung und Hilfsquellen. Von
v"lin. ^rl°? des' Vereinst
Der Verfasser des vorliegenden Wertes ist hinreichend bekannt. Sein früherer Ehef, Major von Wiss manu, nennt ihn in einem einleitenden Worte einen der im Afrikadicnste erfahrensten Offiziere und weist darauf hin, dah, wenn er auch bislang nicht Zeit und Gelegenheit gefunden habe, die Arbeit durchzulesen und in Folge dessen über das Wert selbst sttitit nickt üben könne, der langiährige Aufenthalt des Verfassers in Ost-Afrika, seine Stellung während des Aufstandes, und endlich seine Thätig» leit als Offizier der kaiserlichen Schutztruvvc ein werthvollcs Urtheil gewährleisten: er ist überzeugt, daß dieses Buch wie kaum ein anderes beitragen wird zur Aufklärung der Verhältnisse in uuseren überseeischen Besitzungen, und daß es das Interesse an denselben stärken nnb mehren wiro.
Das Buch behandelt im eisten Vande Ost-Afrika und im zweiten Bande West-Afrika und die Südsee. Ter Verfasser, der aus eigener Anschauung nur über Oft-Afrika schreiben kann, ist weit davon entfemt, seine bort gewonnenen
Vug>>°r.ie am Tam°». Erfahrungen zu verallgemeinern und auf
.,....,. ^'. andere Eolomen zu übertragen. Er hat
vielmehr bezuglich der Sud,ce und West-Afrikas die vorhandenen Quellen gesittet und benutzt und auch von den Mittheilungen und Beitragen seiner in den Colonicn wohlerfahrenen Freunde und Bekannten reichlichen Gebrauch gemacht. So stammen z B die

Noid und 5ül>.

Kix-Ülcgei,

Ztal!o» F»»!>«n!.
llu«: Nochu« Schmidt: „Deutschland» üolonien". Vciew der Vilchelfieunbe, Schall und Olund.

Abschnitte über die Kolonien in der Südsee sämmtlich ans dei Feder des dort wohlbewanderten Dl, Neubaur.

Im eisten Bande folgt auf eine kurze „Einführung", in der die Colonialbewcgung in Deutschland als Ausfluß einer handelspolitischen, für die nächsten Jahrhunderte maßgebenden Strömung hingestellt wird, eine Geschichte der colonialcn Unternehmung Branden-burg>Pieußens an der WestküsteAfiitas,ein Abschnitt, der seinen Platz besser im zweiten Bande gefunden hatte, während das 5. und «, Kapitel des zweiten Bandes, die sich mit dem deutschen Schutzgebiete in der Südsee und auf den S am oa-Inseln beschäftigen, vielmehr in den ersten Band hineingezogen werden mußten. Den Nest dieses Bandes füllt dann die Schilderung Oft-Afrillls, so weit es den Deutschen gehört. Schmidt geht von der Erwerbung der Colonie durch Dr. Carl Peters aus, legt bann ihre weitere Entwickclung bis zum Eingreifen der Reichslegierung dar, schildert ferner die Niederwerfung des Aufstandcs durch Major von Wissmllnn und giebt endlich ein Bild von der Colonie nach dem deutsch>englischen Ver>trage, wobei auch der Abtretung der deutschen Schutzhcrischaft über Witu an England Erwähnung geschieht. In sieben weiteren Kapiteln werden die naturwissenschaftlichen, militärischen und wirthschllftlicheu Verhältnisse Deutsch-Ost-Afrllas eingehend berücksichtigt und Antisclaverei, Mission und Eelonialueiwaltung in meist angemessener Weise besprochen.

Dm grüßten Thcil des zweiten Bandes nimmt die Darstellung Tentsch-West« Afrilas ein, wozu im weiteren Sinne auch Kamerun nnd das Togoland gerechnet werden. Den deutscheu Missionen in diesen Colonien ist ein besonderes Kapitel gewidmet. Den Schluß bildet dann eine Darstellung der Entwickclung und Bedeutung von Kaiser

Wilhclms-Land, des Bismarck-Archipels, der Salomoris-, Marschall- und Samoa-Inseln.

Aus: Äochus Ichmidt:
„Deutschland« Eolomen".
Schall und Grund.
Verein bei Bücherfreunde,

Beiden Bänden sin» zusammen über 200 Bilder und 8 Karten in Schwaizdruck bei gegeben: die ersten zeichnen sich nicht immer durch Deutlichkeit aus.

Der Verfasser sieht in Bezug auf unseren auswärtigen Besitz mit ruhigem, aber vertrauensvollem Blick in die Zukunft. Bezeichnend hierfür ist z. N. seine Ansicht über Deutsch'West-Afrila. Diese erste deutsche Kolonie hat eine schwere Zeit im eisten Iahrzeh >t ihres Bestehens durchgemacht, aber sie hat nunmehr die größten Schwierigkeiten übeiwu»den: die Zeit der friedlichen Arbeit, der eigentlichen Aussaat ist jetzt gekommen, und gerade hier ist eine gute Ernte zu erhoffen, da diese Colon« in einem Punkt alle anderen übertrifft. Sie bietet dem deutscheu Ansiedler Gelegenheit, wenn auch nur durch Ernst und Arbeit, sich und seinen Nachkommen dauernd eine deutsche Heimat über dem Oecan an der Grenze der Tropen zu schaffen, wo er nicht vergessen ist, sondern unter dem Schutze einer örtlichen deutschen Regierung sein deutsches Wesen, seine deutsche Art und Sitte sich und seinem Vatcrlande erhalte» kann, —

Wir stimmen, im Ganzen genommen, dem Urtheile Wissmanns über den inneren Werth des Buches bei, wünschen aber bei ferneren Aufligen den sprachlichen und snntac« tischen Ausdruck, der an manchen Stellen viel zu wünschen übrig läßt, einer gründ» lichen Verbesserung unterzogen. U. ^.

Bibliographische Notizen.

Ovnnorifz der Psychologie auf cxpen» mcntcU« Grundlage. Dargestellt von OswaldKülzc, Prioatdocenten an der Universität Leipzig. Mit 1« Figuren im Texte. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Külze, gegenwärtig Professor der Philosophie an der Universität Würzburg, ist ein Schüler Wunbts. Ihni ist, und mit Recht, die Psychologie leine philosophische, sondern eine Erfahrungswissenschafr. Wohl huldigen allen neueren Psychologen diesem Grundsatz!, noch nie ist aber die Seelen» lehre so conseanent von aller metaphysischen Spccullltion befreit und ausschließlich als eine Physische Wissenschaft behandelt worden, wie von Külze. So läßt er die Frage, was die Seele ist, ganz aus dem Spiele; ein tiansccndentlllcs Bewußtsein, eine substantielle Seele, ein immaterieller Geist und Aehnliches sind ihm nicht Vorwürfe wissenschaftlicher Erörterung, weiden daher ganz außer Acht gelassen und in das Gebiet der Metaphysik verwiesen. Bezeichnungen, wie die erwähnten, sind ihm nichts Anderes als Ausdrücke, welche dassemae an den Erlebnissen andeuten sollen, was von erlebenden Individuen abhängig ist. Die subjectwen oder subjectioirten Vorgänge, Bewußtsein«' thatsachen, psychischen oder geistigen Zustände haben für ihn nur diesen Sinn, und das Bewußtsein, die Seele oder der GM stellen uns die Summe aller solcher Er» scheinungen in unserem Eprackgcbrauche dar. So ist dem Verfasser die Psychologie eine vollständige Beschreibung der von erlebenden Individuen abhängigen Eigenschaften der Erlebnisse. Dazu gehören nicht nur solche, die leinen objecliven Zusammenhang darstellen, also lediglich individuelle

Zustände sind, wie Affccte, Triebe und dergleichen, sondern auch Thatsachen, die zugleich ein vom Indimduum unabhängiges Verhalten aufweisen und somit auch einer naturwissenschaftlichen Untersuchung anheimfallen, wie die Vorstcllungsobjecte mit ihren raum-zeitlichen Beziehungen. Von diesem Standpunkte aus behandelt Külze zunächst die Elemente des Bewußtseins, wobei er sich ganz besonders der experimentellen psycho-physischen Methode befleißigt. Als Elemente des Bewußtseins betrachtet er die Empfindungen, als welche er diejenigen einfachen Bewußtseinsuorgänae, deren Abhängigkeitsbeziehunge» zu bestimmten nervösen Organen in Peripherie un) Eentium des Gehirns stehen, ansieht, und die Gefühle, die sich als Lust und Unlust charalte» risiren. So haben die Gefühle leine oojcctive Bedeutung neben ihrer psychologischen, sie sind etwas rein Subjcctiucs, während die Empfindungen auch eine dem Subjcct unabhängige Seite aufweisen. Bei den Empfindungen sind Qualität und Intensität zu unterscheiden. Der eigentliche Rcichthum unseres Seclenl,'bens deruht hierauf. So kann man etwa 13 NUN unterscheidbaie Qualiläten der Empfindungen unterscheiden, deren Zahl noch durch die mannigfaltigen Eombinationen dieser Elemente und durch die unterscheidvaren Zustände, in denen iede Qualität nach ihren Eigenschaften ge»

geben sein kann, wesentlich «höht wird. Ganz außerordentlich arm erscheint gegenüber der Empfindung der qualitative Bestand der Gefühle, die sich nur in die beiden Gruppen der Lust- undUnlustgefühle scheiden lassen. — In einem zweiten Theile wird dann von den Verbindungen der Bewußtseinselementc gehandelt, die uns als Verschmelzung und als Verknüpfung entgegentreten. Jene ist dadurch charalterisirt, daß die Analyse der in ihr enthaltenen Elemente durch die Verbindung erschwert, diese dagegen dadurch, daß die Analyse der von ihr enthaltenen Elemente durch die Verbindung erleichtert ist. Vei dm Verknüpfungen werden taun räumliche und zeitliche unterschieden und deren Eigenschaften und Beziehungen erörtert. Ein dritter Theil des Werkes beschäftigt sich endlich mit dem Zustande des Bewußtseins, wobei noch die Frage des Willens und des Selbstbewußtseins, sowie Schlaf, Traum und Hypnose zur Sprache gebracht werden.

ll. 0.

Grundzüge der pliysiowgischc« Psychologie. Von Wilhelm Wunbt, Pro« fessor an der Universität Leipzig. Vierte umgearbeitete Auslage. Zwei Bände. Erster Band mit 143 Holzschnitten. Zweiter Band mit 94 Holzschnitten. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engel- MllNN.

Zwei Jahrzehnte sindnunmehr verflossen, seitdem Wilhelm Wundt mit seiner physiologischen Psychologie vor die Oeffentlichteit trat. Es war im Jahre 1874, als das Werl zum ersten Male erschien; seitdem hat es vier Aussagen erlebt und einen Weltruf erlangt, ist es doch ein »timäai-cl wnrlc, wie wir auf diesem Gebiete lein zweites besitzen. Die experimentelle Methode, die von Ernst Heinrich Weber in genialer Weise in die psychologische Forschung eingefühlt und von Fechner systematisch ausgebildet worden ist zu ü, Zwecke der Ergründung der Wechselbeziehungen zwischen den physischen und psychischen Vorgängen de« Lebens, sie ist von Wundt in einer Weise entwickelt und vervollkommnet worden, daß die »Leipziger psychologische Schule" heute die Hegemonie ausübt. Wenn auch Manches von der Lehre Wundts noch problematisch ist, Manches Widerspruch herausfordert, so hat er doch in seinen „Grundzügen der physiologischen Psychologie" ein Werk von eminenter Bedeutung, von klassischem Werthe geschaffen, ein Wert, das wohl fundirt und fest gefügt ist, dessen Grundpfeiler sicher stehen,

wenn auch der innere Ausbau noch manche Veränderungen nothig machen wiro. Diesseits wie jenseits des Oceans, in der alten wie in der neuen Welt, hat Wundt begeisterte Anhängergefunden, noch nie ist ei» Psycholog bei aller Gelehrsamkeit, wir mochten sagen, so populär gewesen, als Wundt, allerdings nicht von einer Popularität, wie sie Bulwer meint, wenn er sagt: »Wir werden populär, indem wir affectiren, ärmer an Geist zu sein, als wir wirklich sind," sondern von einer Popularität, wie sie auf biologischem Gebiete Darwin, oder auf allgemein naturwissenschaftlichem Alexander von Humboldt errungen haben, einePopularität,dieFührerschuft bedeutet. Wenn nun auch die Anschauungen Wundts in den betreffenden K«ise,i sattsam bekannt sind und auch in einem Essay in diesen Blättern bereits derselben eingehender gedacht worden ist, so hat es eine besondere Äewandtniß, wenn wir der neuen Aussage seiner „Grundzüge der physiologischen Psychologie" hier Erwähnung thun, indem das Werk nicht nur iu allen Theilcn eine gründliche Umarbeitung erfahren hat, sondern indem ihm auch in einem speciellcn Punltc eine wesentliche Ergänzung und Erweiterung zu Theil geworden ist, durch die es namentlich für den Forscher werthvoller geworden ist und an Brauchbarkeit für denselben außerordentlich gewonnen hat. Iu den zwei Jahrzehnten von Wundts Thütigleit auf psycho» physiologischem Gebiete hat sich für die betreffenden Untersuchungen eine eigenartige Methodik herausgebildet, wie sie in Wundts Laboratorium geübt wird. Dieser veränderten Lage ist nun dn Verfasser in der neuen Aussage des Werkes durch eingehendere Ecürtemng der principicllen methodologischen Probleme und durch eine genauere Beschreibung der wichtigsten technischen Hilfsmittel gerecht geworden, wodurch er gewiß Vielen, namentlich denen, die sich mit psychophysiologischen Forschungsarbeiten beschäftigen, einen großen Dienst erwiesen hat. Nicht unerwähnt wollen wir hierbei lassen, daß auch die Verlagshandlung, die seit ihrem Bestehen eine besondere Ehre darin gesucht hat, nicht nur bedeutende wissenschaftliche Werke herauszugeben, sondern sie auch in möglichster Vollendung erscheinen zu lassen, daß die Verlagshandlung, sagen wir, die Erreichung des genannten Zweckes durch reichere Ausstattung des Werkes mit gut ausgeführten Holzschnitten in dankens» wcrthester Weise gefördert hat.

II. 0.

Asten und Europa. Nach altägnvtischen Denkmälern von W. Max Müller. Mit einem Vorworte von Georg Ebers. Mit zahlreichen Abbildungen inZinlotvpie und einer Karte. Leipzig, Verlag von Wilhelm Gngelmann,

Wir haben hier das Werl eines jüngeren Aegyptologen vor uns, der sich bereits manche Sporen auf dem Gebiete gelehrter Forschung verdient hat. Waren seine bisherigen Arbeiten ausschließlich seiner Fackdisciplin gewidmet und schwersten Kalibers, so wendet er sich in dem vorliegenden Buche an einen weiteren Leserkreis. Der Geschichtsforscher, der Geograph und Ethnograph, wie der Kunsthistoriker und Archäologe, finden nicht nur außerordentliche Anregung in dem Werke, sondern auch Befriedigung. Ein reiches und wcrthvolles Material ist hier kritisch gesichtet mit grülter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zusammengetragen worden, worauf dann der Verfasser das Gebäude der eigenen Schlußfolgerungen errichtet, die nicht seilen von den althergebrachten und breitgetretenen Wegen abweichen, so bah auch dem Weile eine außergewöhnlich originelle und neue Ausblicke eröffnende Seite eigen ist, wob,i der Verfasser zwar kühn und mit viel selbstbewußter Energie zu Werke geht, ohne sich jedoch auf gewagte, in der Luft schwebende Svecullltionen einzulassen. Von ganz besonderem Interesse sind die Ergebnisse des Verfassers für Länder- und Völkerkunde; in dieser Beziehung ist noch kein Werl vorhanden, das dem von Müller ebenbürtig an die Seite gestellt werden könnte. Einzelsorschungen giebt es wohl nach dieser Seite hin mehrfach, allerdings oft sehr verborgen und namentlich für weitere Kreise, worunter wir nicht Laien in der Wissenschaft verstehen, aber nickt Aegyptologen, sckwer zugänglich. Ter Stoff hat aber nicht allein für letztere Bedeutung und würde nur zum kleineren Theil vcrwcrthct sein, gelangte er nur in die Hände dieser. Das Wert ist aber nicht nur dadurch von Wichtigkeit, daß es das sehr zerstreute und vielfach vergrabene Material zu einem G.»nzcn vereint, sondern auch durch dessen Deutung. Zwardürftees hier manchem Widerspruche begegnen, zumal es sehr selbststandig und ohne viel Rücksicht auf Anderer Meinungen zu nehmen, vorgebt. Dies wäre nun, wenn die entgegengesetzte Ansicht wohl begründet wird, sehr löblick, vorausgesetzt, baß dabei auch die gehörige Form und der schicklich« Ton gewahrt

bleiben. Nun ist Müller allerdings außerordentlich vorsichtig, nicht leicht wird er sich eine Blöße geben, von geistreichen, aber leichtfertigen Conjecturen hält er sich fern, und wenn einmal eine Schlußfolgerung auf nicht allzu festen Füßen steht, so ist davon wohl Niemand mehr überzeugt, als er selbst, den bann freilich auch die Schuld nicht trifft, sondern die Mangelhaftigkeit und Dürftigkeit der lleberlieferungcn. Er ist sich aber auch dieser seiner Vorzüge bewußt und macht von diesem Bewußtsein ausgiebigen Gebrauch. Wir bedauern, auf Einzelheiten des ebenso gehaltvollen, wie gedankenreichen Werkes hier nicht näher eingehen zu können, es ist eine überaus verdienstvolle Arbeit, sowohl durch die mit peinlicher Sorgfalt erzielte Vollständigkeit im weitesten Rahmen, wie durch die wissenschaftliche Verwerthung des Materials, die immer einen gewaltigen Reiz ausübt, auch wenn man der Ansicht des Verfassers nickt beistimmen kann, und zur Polemik herausfordernd wirkt, wodurch die anregende Wirkung des Buches außerordentlich gesteigert wird. Nur beipflichten können wir Müller, wenn er am Schlüsse seines Vorwortes bemerkt: „Mein verehrter Lehrer Georg Ebers hat diese mühevolle Arbeit mit so lhätigem Interesse verfolgt und gefördert, daß es mir doppelt eine Pflicht der Dankbarkeit schien, seinen Name» auf das Widmungsblatt zu setzen. Tank schulde ich auch der Verlagsbuchhandlung, welche die großen Koste» der Veröffentlichung llusschlies>lich getragen hat und den anstelligen ketzern ter Tiuaulin'schen Druckerei in Leipzig." Es ist nur recht und billig, daß hier auch der Verlagsbuchhandlung und Druckerei rühmend Eiaähnung gethan wird, beide haben sich um die Ausführung des schwierigen und Oofer erhaschenden Werkes nicht geringe Verdienste erworben.

ll. 0.

Anti. — ßrsccolo's 2ynan«»e. — Ter bM'!Nlic»;igc Vruder. — Von Heinrich «t c i n e n (H, Z> o r k). Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Die im Geiste religiöser Toleranz verfaßten Novellen sind inhaltlich sehr ansprechend geschrieben, ebenso ist an ihnen zu rühmen, daß jedes lästige Vorbringen einer Tendenz vermieden ist, — nur die Form, in welcher sie uns geboten weiden, laßt Manches zu wünschen übrig, stilistische Nachlässigkeiten und sprachliche Unschön» heilen sind uns wiederholt aufgefallen.

Voran die Liebe. Von S. Flitz. Kleine Geschichten. Dresden und Leipzig, Carl Reißnei.

Die kleinen feuillctonistischen Plaude» reien sind ebenso unterhaltend, wie stilistisch elegant geschrieben und erscheinen uns muster« giltlg für das Genre, dem sie angehören.

Ml.

Zwischen zwei Nächten. Neue Gedichte von Gustav Falle. Stuttgart, Co tra- sche Buchhandlung.

Schon der Umstand, daß der alt- rcnommirte Verlag von ssotta das neue Büch- lein des Hamburger Dichters in Verlag genommen hat, beweist, daß wir es hier mit einem ganzen Mann zu thun haben, einer Persönlichkeit, welche sich erbebt über das Gros der Lyriker. Und in der That, Falte rcpiäsenlirt eine Eigenart, ebenso weit entfernt von den Gefühlsausbrücten der lyrischen Dichter älterer, Wieron den himmcl- stürmenden, phrasenvollen, Welt- und form» verachtenden Gaben neuerer Richtung. Es ist ein gewaltiger Fortschritt, den er seit seinem ersten Buche »Tanz und Andacht" gemacht hat. Verrieth sich auch dort schon der begabte Poet, so war doch Manches noch unabaeNäit, manche Vorwürfe der dichterischen Behandlung nicht ganz würdig und wiedcrManches in den mystischen Schleier gehüllt, den jetzt die moderne Poesie und die moderne Malerei so sehr lieben. Bis auf wenige Ausnahmen hält sich „Zwischen zwei Nächten" von mystischen Gcdm.ken frei. Eine volle, eigenartige Persönlichkeit tritt uns hier entgegen, eine wunderbare Zartheit der Naturauffassung und bei allem Pessimismus, der des Dichters Seele er- griffen hat, doch eine versöhnliche Weltweis» yeit, welche jede einzelne poetische Gabe abgeklärt erscheinen lassen.

So kommt auch der Humor in dem Vuche zu seinem Rechte, („Deutschland über Alles", „DieConcurrcnten", „Am Himmels» thron"), wenn er auch nur mit einem Auge lacht und im anderen die Manncsthräne zeigt.

Daß die Form tadellos ist, versteht sich bei Falle ron selbst; und der Dichter besitzt auch die seltene Kunst, mit kurzen Strichen unendlich viel zu sagen. Es sei gestattet zur Chllilllterisirung des Dichters, — (der den Lesern dieser Zeitschrift durch die im Juli- Hefte veröffentlichten Dichtungen bereits auf's Vortheilhllfteste bekannt geworben ist. D. Red.) — eine kurze Probe zu geben:

Zwiegespräch.

<5!n müde« Auge, ein« liihlc Hand,

Ein güt'gei Mund mit einem leisen Zug
Von Schemel«!, <5r war«, der vor mir stand,
Den !ch von je alz Freund in» Herzen trug.
Ich lomm' zu mahnen, sprach sein sanfte« Wort.
Sei guten Muthe«, «en» wir Lehn, Du weiht,
E» ist nach einem stillen Frieden«»«,
Und dat! »>an, die d»lt wohnen, selig pnist.
Zuvor tisch' ich «in müde» Flackerliclt,
Niisse »»» einer tranken Stirn den Schmerz,
Vin Kind Vin Held, tliu «lautlich Angesicht.
Ein Iraiserhermelin, sin Mörderherz.
„Gewaltiger, letzt siehit 3» schrecklich »»«!'
Wie auch mein Thun Dich ängstigt, ich bin gut.
Zerstreute Kinler Hot' ich euch räch Hau«,
Daß wleder ihr im Schoh der Mutter ruht.
<5>n verlorenes Leben. Lyrisches Epos.
Vontzugo Kegel. Dresden, E.Picrson.
Es sind kleine Gedichte verschiedensten
Genres, welche zusammen die Schilderung
eines verfehlten Daseins geben: darunter
echte PerltU deutscher Lyrik, welche an die
früheren Schöpfungen dcsDichters in seinem,
bereits in vierter Auflage erschienenen Buche:
„Gegen den Strom" erinnern. I«.
LinßeMnLene Li!c!,er. LLZprecltUu^ »ltcli HuH»lt!il «sei- Ke,1«eUon vulbeliuiteu.
vlu, 2«iIin»Ui>«ll in Iätt«i»t<ur, Hn»i5
>VII!t,
2>«^v«l«I, Or!, >v<.>tte,ku<:lil°lll, I>wKtt»«>«:
Ki-tllüone ?»8«. »it 24 ,^»,!>>Ic!u,!ß<:n. vrexlen,
D«il«l>«li1»,itcl» It^Ii!n««i«,«f« 1lj?0—71. In

I^
Nord und 2üt>.
D»» usus ^u««»»«iu» Xlllllll«!^»«» IN
Xllln»», I>I°<5li°li, 8,, lliüißo L,»„l«, !,u«l!lpiol,
Di» Xc>!Av»nai»Ic«it v«iti^>«ni««i 2«>
t»nnn» d«i 8t»6tsiv«lt«iul>^»n nncl
<li« iscüitllol»«!! nn<! t««uni»cn«n Hill«!
in inl«»7 ^n»Mnl7NN«?. ^lll 13 «in»
?1»n von 2nn»ps»l mil lcuii«n» V«ff»
v«i«ei nnn 8tc»»»snv«l««ioQni«» in
nns»ii«en»i NNN <l«Nt«!N«I »pinen»
n»t<!«nt»un« ItstoilN, NIil»«l ÜU! r<i5,wr„„8
^«in, >v,, Vn«.v!<i„i>ü6I«c!i«» u»i«!du<:l! sei rz>!»'
Lonv«i»?»l-I»«l«n«nt»in, ^ V, lulelne««,
Ini«1«, i>r. >>!i!l, Iüo!>2r6, Die 1 l!e»l<?l2«>ll>>! >!?r
bchlestsche Vuchdiuckeiei, Kunst» und veilugl'Anstu!! o. 2. Schonlaendn, Vl»I»».
U»l>e«cht!g!ei Nuchdiuil uu» »em Inhal! di»<n Jellschlift untlisogt. U»l>«ii»<!ung«ech! ourulhall««.

Uebsszoolson« Nonot« in önn yl-ü88tvn 8täclt«n allor Wylttnoll».

«itzfs
^rin3.33iAUNZ 6?r ?rei36 für
llatürlicd IvN^Icnzaurcä Mineral ^83er.
lol^t berechnet:—
!.»>«KlV
^2 Krux
Incluzive
Velßütung Nil
<l23 leere (,eiii33.
?!'«-

Nettorseis
6e» VVuzzel«.
25 ?s,
20 ,.
30 .
23 ..
Xäuüied dei n,Uen H.potde^srn uilä Illiuei-lävaLgei-Häiiaisru.

November I,8Y5.

Inhalt.

hierzu ein Portrait: Wolfgang tlirchbach.
Radin»ng von Johann lindner in München.

,ll»l> n»l> sld' nlcheln! «m Anfang jede, Man»»» !n heften IN« i« einer «»nflbellag».
—^ pie!» p« <D»«l«»I (« Y»N»> » M»»l. ^^^
Uli, snchhandlnngen »nd postanstaüen nehmen i«d«l»it Vestellnngen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von ^Mord und Süd" be,
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die

Redaction von „Oord und Süd" Breslau.
Ziebenhufenerstr. ^, ^3, >(5.

MoiA^^ <Ã„e

,'>?^,,'5i^^Vr'",zz5!!N5lÃ¤!l v oIÃ¤i^lilLnÃ¤erm ÃŸs??Izu

Zlord nn^
(3i 'ie d^' ut sck?o II! . '.- .- .
l', 'r lÃ¼-..'''
l'N
Paul z5lndi.5U.
5
<" r e Ã¼ l,', Ã¼

-N^
-7?^.'
,?>'
'.»»,^ .^
v^'
M
5^
... ^
»2
> , .
'-
', .,
^..,,, > .^,
'-,?
7>- ,7
5ö' ^
^
V
^"
'„/:
',.'.-'/-//
->> ,>°^
"!,/..^
- ^
, ^,: >
^
. , , ?»
.
"
VI
^^^^^?'<^
^
^
i^^^/t^^

,')'.!-,«.-:^"r^!'^i5?!l^i!!! V 53äi'?lli,xsäö!'MLreÄ«

Aord und Süd.
Cine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
ron
Paul tindau.
I.XXV. Vand. — November ^895. — Heft 224.
(Mit einem poriloi, in «odilung- wolfgang Rilchbach,)

Breslau
5chles<sche Vuchlüuckelei. «nnst. und ve rlags.Aüstalt
v. 2. 3chottlaender.

MM
H'^<'2
2^lur zwei Veilchen.
Novelle,
von
M. Stonll.
:chloß -tizebswih (Vesteir.-chlesien).

^losepha war eine süße, liebe kleine Frau, nicht gerade glücklich, aber auch nicht unglücklich. Ihr Leben floß in der Ungewissen Dämmerung dahin, die dein Morgen oder der Nacht vorangeht,

Ihr Gatte, Gerhard Hiller, war zu Zeiten so übelgelaunt und verdrießlich, daß sie es manchmal bereute, ihn geheirathet zu haben. Doch konnte sie Niemand einen Vorwurf macheu, denn sie hatte sich ihr Schicksal selbst gewählt. Ihr Vater und ihre Geschwister — die Mutter war schon lange gestorben — warnten sie vor der Ehe mit dem um zwanzig Iabre älteren Manne', sie aber hörte auf Keinen. Gerhard schwnr, daß er sie auf den Händen tragen wolle, uud sie glaubte es ihm.

Das junge Paar nahm seinen Wohnsitz auf Hillers Landgut Altdorf in einer österreichischen Provinz.

Schon die Flitterwochen bereiteten Joseph« manche Enttäuschnng. Der Hagestolz, der sich spät entschließt, eine Ehe einzugehen, bringt seiner Fran als Morgengabe ein ganzes System verknöcherter Gewohnheiten und Eigenheiten mit, für das er eiue liebevolle Rücksicht als etwas Selbstverständliches verlangt. Um Iosepha das Studium seiner Launen zn erleichtern, beeilte sich Gerhard, sie sogleich mit ihnen bekannt z» machen.

Sie fand bald, daß er eine zum Mindesten eigenthümliche Art habe, sie auf den Händen zn tragen. Hatte sie irgend ein Nersäumuiß verschuldet, war eine Schleife ihres Kleides ungeknüpft, stand das Mittagessen um füuf Minuten zu spät auf dein Tisch: so konnte er außer sich gerathen uud schmähen, als ob sie ein Verbrechen begangen bätte. Anfänglich wollte sie

verzweifeln. Doch als sie sah, daß er wegen jeder Kleinigkeit in die gleiche Aufregung gerieth, stumpfte ihre Reue sich ab, und sie nahm die Ausbrüche seines Zorns gleichgiltig hin.

Gerhard gehörte zu jeuen Männern, die klng genug sind, ihrer Übeln Lauue nur vor ihrer Frau die Zügel schießen zu lassen, in Gesellschaft aber stets heiter, gesprächig und unterhaltend erscheinen. Wenn sie besonders gut aufgelegt sind, werden sie sogar witzig. Solche Männer bleiben ihrer Frau gegenüber stets im Vortheil; denn wenn diese unter dem Druck der kleinlichen Quälereien, die sie zu Hause erduldet, einmal es wagt, ihrem Gebieter vor Zeugen ein heftiges Wort zn sagen, so läßt er es mit der Miene eines Märtyrers über sich hinbrausen, wohl wissend, daß Alle, die es gehört, auf feiner Seite stehen werden. „Welche unbefonnene Frau! Der arme Mann mag bittere Stunden erleben!"

Joseph« hatte ihrem Gatten — vielleicht noch mehr sich felbst — ein Düchterchen geschenkt, und das kleine Wesen füllte ihr ganzes Herz aus. Ihm erzählte sie ihr Leid nnd ihre Freuden, als es noch wie eine geschlossene Blume in seinem Vettchen lag, und wie es später die Aermchen um ihren Hals schlang, da war es ihr, als ob ihr in dem Kinde eine zärtliche Freundin heranwachse.

Indessen follte ihr bald vom Schicksal eine zweite Freundin zugeführt werden, die an Jahren, Erfahrung und weltlicher Klugheit Joseph« weit überlegen war.

Sie hieß Helene von Wallheim. Ihr Mann, ein reicher Fabrikant, war das genaue Gegentheil von Iosephas Gatten: still und verschlossen in großer Gesellschaft, doch von liebenswürdiger Gesprächigkeit in vertrautem Kreise, dabei jung, kraftvoll und gütig, mit einem für einen Mann fast zu weichen Gemüth. Cr betete Helene an; sie erfchien ihm als das Muster jeder Vollendung. Und Helene war es zufrieden.

Sie liebte Heinrich auf ihre Art. Nicht blind nnd abgöltifch, nicht heiß nnd leidenschaftlich, fondern mit ruhiger Zärtlichkeit. Sie war sich über feine Fehler und Vorzüge ganz klar nnd wog die einen gegen die anderen mit Ueberlegnng ab.

Nnd weil feine Vorzüge zu jenen gehörten, die ihr sympathisch waren — es gab auch solche, die sie nicht leiden konnte, z. N. eiserner Fleiß und (Konsequenz — seine Fehler aber, die «llzngroße Nachgiebigkeit und der Hang zur Verschwendung, sehr leicht sich ertragen ließen, war sie mit Heinrich vollkommen zufrieden. Er fchmückte ihr Leben mit Kostbarkeiten, sie schmückte das seine mit ihrer frühlichen Laune.

Sie war viel zu klug, sich ihm je mürrisch oder verdrießlich zu zeigen, vielleicht auch zu eitel dazu; denn sie liebte ihre Schönheit weit mehr als ihren Galten. Ihre Schönheit war von jener eigenen Art, die wie ein Zauber in einem Gesichtchen aufzuleuchten vermag, das uns fönst blaß und mwedenteno erscheint. Der Geist ist es, der all die anmuthigen Linien

weckt und das Antlitz gleichsam von innen heraus erblühen läßt. Helene wußte in solchen Augenblicken genau, wie sie aussah, wußte, daß sie unwiderstehlich war.

In den Maitagen des Jahres 1892 bereitete ihr Gatte ihr eine freudige Ueberraschung. Er kaufte ihr eine Villa auf dem Lande. Sie fiel ihm dafür um den Hals und nannte ihn ihren lieben, einzigen Heinrich.

Nachdem Helene mit Gatten und Dienerschaft — Kinder hatten sie nicht — in das neue Sommerheim übersiedelt war, hielt sie Umschau in der lieben Nachbarschaft.

Es kam die große Frage, mit wem man verkehren sollte. Frauen, unbedeutende, geschmacklose Landfrauen, reizten Helene gar nicht. Eine «der die andere wollte sie ertragen, wenn es des Mannes wegen sich lohnte — mehr absolut nicht.

Sie war der Ansicht, daß ein dummer Manu noch immer mit seinem Verstände für eine Plauderei ausreicht, während die beschränkte Frau zu einem lebenden Bleigewicht wird, das Einen unbarmherzig in die Tiefen oer Langenweile zieht.

Es traf sich vortrefflich, daß Wallheims gleich bei der ersten Orientirungsreife in die nächste Stadt einem alten Studiengenossen Heinrichs begegneten, der mit seiner jungen Frau nur eine Stunde von der Villa entfernt lebte.

Es war Gerhard Hiller. Gerhard war in vorzüglichster Stimmnng, und seine Einfälle entzückten Helene. Man beschloß, gute Nachbarschaft zu halten. Helene besorgte heimlich nur Eines: daß Hillcrs Frau eine gnr zu langweilige Provinzlerin sein werde.

Zwei Tage später wurde der Besuch iu Altdorf gemacht.

„Gott, wie geschmacklos!" sagte Helene sich, als sie Iosepha erblickte.

„Himmel, wie elegant!" dachte Iosepha.

Man ließ sich um einen runden Familientisch nieder. Gerhard war in seinem Element. Sein Geist phosphorescirte förmlich. Er unterhielt feine Gäste, indem er kleine Anekdoten von seiner Fran zum Pesten gab. Iosepha war an diese Erzählungen gewöhnt, die dem Gespräche auf ihre .Kosten einen pikanten Reiz gaben, dennoch verletzte sie heute diefer Tou. Sie besorgte nicht, lächerlich zu erscheinen; allein sie fürchtete, die Oede ihrer Ehe könnte errathen werden. Auch schien es ihr nicht die richtige Art, Frau von Nauheims Interesse zu erregen, au dem ihr so viel lag.

Für ihr Leben gern hätte sie mit der schönen, weltgewandten Dame verkehrt, Sie kam sich unscheinbar neben ihr vor, die Worte fielen ihr so blöde von den Lippen, und bewundernd blickte sie auf .Helene, die fo anmuthig plauderte, so graziös sich zurücklehnte und es sich gar nicht merken ließ, daß sie ein neues Kleid trug, — ein Ereigniß, das man allen Nachbarinnen aus der Provinz nnf den ersten Blick ansah.

Auch Helene fühlte sich zu Iosepha hingezogen — um der Vewuuderung willen, die unverhohlen aus den Augen der kleinen Fran sprach. Sie bätte

gern init ihr allein geplaudert, denn daß Iosepha in Gegenwart ihres Gatten befangen war, hatte sie auf den ersten Blick gemerkt. Eine Frage nach dem Garten brachte den erwünschten Erfolg: Gerhard schlug einen Spaziergang vor.

Die beiden Frauen gingen mit einander, und Joseph« schien nun aufzuathmen. Alles, was sie sagte, trug den Zauber einer ungesuchten Originalität,

„Haben Sie uiel Verkehr in der Umgebung?" fragte Helene.

„Leider nicht, und das ist so schade, denn ich habe das Glück, daß mir so viele Menschen gefallen!"

Sie weiß gar nicht, wie herzig sie ist, dachte Helene.

Fast zu lange dauerte die erste Visite, und beim Abschied versprach man, einander oft zu besuchen.

„Aus dieser Joseph« ließe sich viel machen," sagte Helene bei der Rückfahrt. „Ich glaube, es wäre nicht schwer, ihr die Provinzlerin ein wenig abzuschleifen."

„Wenn sie nur hübscher wäre," meinte Heinrich.

„Hübsch? Si^ könnte es dazu bringen, reizend zu sein. Es liegt so uiel in ihr, aber es müßte erst geweckt werden. Ihr Männer ahnt ja gar nicht, daß sogenannte Schönheit oft nur eine geschickte Vereinigung zahlloser Künste und einiger bescheidener Gaben der Natur ist. Eine Frau muß ihre Vorzüge und ihre Schwächen kennen und jene zu heben, diese zu verbergen verstehen. Die arme Joseph« aber ist sich weder der einen noch der andern bewußt. Sie lebt hin, wie eine geschmacklose Schneiderin sie verzeichnet, und frisirt sich, als ob sie. ihre eigene Köchin wäre. Trotzdem gefällt sie mir viel besser als ihr Gatte."

„Wie? Gerhard ist doch e!n famoser Mensch!"

„Wie man's nimmt. Ein Mann, der es wagt, in Gesellschaft die kleinen Schwächen seiner Frau zu geißeln, ist der geborene Haustyrann unter vier Augen. Wie froh bin ich, daß Dn nicht so bist, Heinrich!" lachte sie und wandte ihm ihr rosiges Gesicht zu.

„Aber Gerhard ist so witzig, und das bin ich leider nicht," sagte er.

„Dafür bist Du gut, und das ist mir tausendmal lieber."

II.

Zwischen Altdorf nnd der Villa entspann sich ein lebhafter Verkehr. Da Helene fühlte, daß Iosepha noch immer eine kleine Scheu vor ihr habe, trug sie ihr das Du an. Iosepha war selig, und in ihre Beziehungen zu Helene trat nun eine innige Vertraulichkeit. Wie unter Freunden der eine Dheil immer der Dominirende ist, so war es auch hier. Iosepha unterwarf sich vollkommen den, überlegenen Nrlheil Helenens, ließ sich von ihr Alles sagen und nahm sogar ihre Rügen mit dankbarem Lächeln hin.

Einmal traf Joseph« Helene vor dem Toilettetisch, ihr blonde? Haar ordnend.
„Nein, wie geschmackvoll Du Dich frisirst," rief sie „und — und hast doch —
„Viel weniger Haar als Du, willst Du sagen?" vollendete Helene lachend. „Ja, siehst Du, Kind, nicht die Fülle, der Geschmack ist entscheidend. Setze Dich einmal nieder, ich will Dir zeigen, wie man es macht." Und in wenigen Almuten veränderte sie Iosephas Aussehen auf das Vorcheilhafteste, indem sie ihr Haar in einen prächtigen Knoten schürzte und an der Stirn, wo es früher straff augespannt gewesen, in leichten Wellen empor hob.
„Du verstehst aber auch Alles!" rief Joseph«.
Nun hüllte Helene sie in ein Morgenkleid ans weicher rosa Seide und führte sie vor den Spiegel. Joseph« erruthete vor Vergnügen, als sie sich erblickte.
„Siehst Du, wie entzückend Dir helle Farben stehen! Du kleidest Dich wie eine Matrone. Unter uns gesagt: Du vernachlässigst Dich sogar. Wenn ich an Deinen grauen Schlafrock denke, in dem ich Dich letzthin überraschte — brr! Wie kannst Du hissen. Deinem Mann zu gefallen, wenn er Dich mit abgerissenen Nandschleifen und fehlenden Knöpfen sieht?"
„Cr sieht mich ja gar nicht an!"
„Das begreif ich. Glaub' mir, Joseph«, wir Frauen sollen stets auf unser Aeußeres achten. Die Männer sind eitler auf uns, als wir es ahnen, und wenn wir aufhören, uns zu schmücken, fangen wir an, sie zu langweilen. Es ist viel besser, man sieht wie die Tochter seines Gatten aus, als wie seine Mutter."
„Ach, Helene," seufzte Joseph«, „wenn Du Gerhards Launen kennen würdest, verginge Dir vielleicht auch die Lust, an Dich zu denken!"
„Ich würde vor Allem trachten, mit Gerhard gut auszukommen."
„Wie denn?"
„Das will ich Dir sagen. Dein ehrlicher Charakter wird sich vielleicht dagegen sträuben, doch nicht alle Wege sind gerade, und die krummen führen uns oft «m schnellsten an's Ziel, weil wir sie durchlaufen können, während wir auf den geraden breiten Straßen fein schicklich und gemessen dahinschreiten müssen. Ich würde vor Allem die Schwächen Gerhards studiren, denn beherrschen wir die Schwächen eines Mannes, dann beherrschen wir ihn selbst."
„So klug bin ich nicht. Ich habe längst alle Macht über Gerhard verloren."
„So gewinne sie wieder!"
„Dazu ist es zu spät."
„Cs ist nie zu spät," entgegnete Helene. „Hör' meinen Rath. Wenn Du im Unrecht bist — und glaube mir. Du bist es oft — schweig'

und ertrage seine Launen. Warte, bis Du im Recht sein wirst. Hast Du einen eklatanten Fall, dann tritt ruhig und bestimmt gegen Gerhard auf. Tobt er, so laß ihn toben, beharre aber mit fester Entschlossenheit auf Deinen, Standpunkt. Sobald sein Zorn verraucht, wird er sein Unrecht einsehen, und das ist Dein erster Sieg."

„Ich will es versuchen," sagte Joseph« und umarmte die verständige Freundin.

Eines Tages ruhte Helene auf einer indischen Chaiselongue in ihrem Schreibzimmer. Weiche, seidene Kissen in allen Regenbogenfarben umgaben sie, eine kostbare Decke, die sie einst ans Egnpten gebracht, breitete sich über ihre schmaleu Füße.

Frau von Wallheim war nicht etwa krank; im Gegentheil, die süße Ruhe, der sie sich hingab, war das Zeichen eines besonderen Wohlbefindens.

Wie eine Rose auf den Wellen des Meeres, wiegte sie sich in ihren Träumen. Mit immer gleichem Vergnügen ließ sie die Augen über all die Kostbarkeiten uud bunten Gedächtnißzeichen gleiten, die sie von ihren Reisen mitgebracht und mit tändelndem Geschmack auf Tischchen nnd Eonsolen verstreut hatte. Ihr Zimmer war ein kleines Museum, dessen Werth seine Besitzerin auf eine capriciöse Weise bestimmte. Manche Bandschleife, manche welke Blume galt ihr mehr als der ,«rug aus Pompeji oder die kunstvolle Elfenbeinschnitzerei, welche die Verwandlung der Daphne darstellte. Nur Helene verständlich, erzählte jedes Ding seine Geschichte und zauberte entschwundene Bilder vor die Seele der Herrin.

In Nizza war's, während der unvergeßlichen Earueoalstage, da hatte sie jene Drahtmaske, die dort in der Ecke hing, über ihren Kopf gestülpt, jenes Hirtentäschchen mit „Nmit'etti" umgethan und mit der kleinen Schaufel auf biegsamem Rohr kampflustig die weißen Geschosse nach rechts und links geschleudert, während ein tolles Maskentreiben sie umtobte.... Und dann war plötzlich eine Menschenwoge gekommen, die sie von ihrem Gatten trennte. Nur der deutsche Varon blieb an ihrer Seite, der so lange auf die Gelegenheit gewartet, ihr seine Liebe zu gestehen. Jetzt bot sich die Gelegenheit, und er — er fand nicht die Worte. Wie blöde er war! Oder achtete er sie so hoch, daß er fürchtete, sie durch sein Geständnis; zu beleidigen?

Sie hätte ihm so gern zugehört — solche Geständnisse waren eine berauschende Musik für ihre kleineu Ohreu — »lud sie hätte ihn dann herzlich ausgelacht, so herzlich, daß er in ihr Lachen eingestimmt haben würde, wie es die Meisten thaten, die dankbar die weiße Hand küßten, welche sie aus Freundschaft ihnen bot. Manche freilich murrten und zogen sich grollend zurück — was that's! Andere schlössen die Reihen.

Nun ruhteu ihre Augen eine Secunde lang auf einein Blatt Papier, das lässig an einen Palmenfächer gesteckt war und die Worte trug: 1'out

dnniiour, Hue ia mal» n'atwiut p»8, u'«8t c^u'un rsvs. Ein Unglücklicher hatte ihr einst diesen Spruch geschickt, und sie bewahrte ihn in der dämmernden Ahnung, daß auch ihr das echte Glück ewig fern bleiben würde.

Während sie jetzt sinnend vor sich hinsah, klopfte es an die Thür, nnd Joseph« stürmte in's Zimmer.

„Verzeih', daß ich Dich überfalle... . Die Sehnsucht, Dich zu sehen, war zu groß!"

Helene erhob sich freudig und begrüßte die Freundin. Sie plauderte» ein Weilchen von gleichgiltigen Dingen, dann bat Joseph«: „Laß' uns in den Wald gehen! Die Luft im Zimmer ist so schwül."

Ann in Arm verließen sie die Villa. Helene betrachtete lächelnd die junge Frau. „Ich sehe mit Freude, daß meine Nachschlage Dir schon Erfolge brachten," sagte sie. „Du bist selbstständiger, ruhiger, sicherer geworden — und hundertmal hübscher . . . weiht Du das?"

„Ich weiß nur, daß ich Dir dankbar bin. Ohne Dich wäre ich versauert, verbauert, versumpft und verstumpft!"

„Und nun wird am Ende gar eine kleine Weltdame aus Dir! Es thut Nichts, wenn Du nur glücklich bist .... und das bist Du doch, nicht?"

„Ja, siehst Du, mit dem Glück ist das eine eigene Sache. Ich war ja früher auch nicht glücklich, aber mir ist, als ob ich erst jetzt erkenne, wie arm mein Leben ist, das Leben meines Herzens. . . . Sag' mir, Helene, hast Du nie die Sehnsucht gehabt, zu lieben, glühend zu lieben?"

„Nein." Frau von Wallheim kannte in der That nur die Sehnsucht, geliebt zu werden.

„Siehst Du, ich möchte Etwas erleben, das groß, herrlich, göttlich wäre und mit einem Male diese entsetzliche Leere ausfüllen würde, die mir da drinnen entgegen gähnt. Mir ist manchmal, als ob mein Herz eine finstere Höhle wäre. Früher Hab' ich gedacht, daß es so sein müsse, daß gewiß viele Frauen mit mir das gleiche Schicksal theilen, aber jetzt scheint es mir oft, als ob ich's nicht länger ertragen könnte! Lieber tausend Qualen leiden und wissen, daß man gelebt hat, als dieses gleichgiltige Dasein weiter führen!"

„Aber das ist ja offene Empörung!" neckte Helene.

„Es ist Sehnsucht, heiße, übermächtige Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem, nach Etwas, das meine Wege nie durchkreuzen soll. Und vielleicht ist diese Sehnsucht darum, weil sie sich ihrer Hosfunngslosigkeit bewußt ist, so verzehrend."

Sie waren zu einer alten Eiche gekommen. Ihre mächtigen Aeste zun« Himmel erhebend, schien sie stolz aus dem Voden emporzustreben, ein Urbild der.llraft und Zähigkeit. Eine Nasenbank zog sich um sie hin. Hier

warf sich Iosepha nieder und blickte mit ihren sonst so träumerischen, jetzt brennenden Augen auf Helene, die ruhig sagte:
„Ich weiß nicht, was das Leben Dir noch bringen wird, ob es Deine Wünsche erfüllen kann oder nicht. Sieh diefe mächtige Eiche. Sie wollte auch einmal in den Himmel wachsen, und als sie sah, das; es nicht ging, da begnügte sie sich damit, ihre Wurzeln um so tiefer in den heimatlichen Boden zu senken. Von dieser Eiche können wir viel lernen."
„Du bist so ruhig, so besonnen. Sag' mir, hast Du schon geliebt?"
„Ich glaube ja," erwiderte Helene gedankenvoll; „als ich ein ganz kleines, kaum elf Jahre altes Mädchen war. Damals hatte ick ein so leidenschaftliches Herz wie Du, und ich liebte einen jungen Mann von zwanzig Jahren, der gewiß keine Ahnung hatte, wie viel er dem Kinde war. Alles, was ein Weib an heimlicher Liebe empfinden kann, von dem süßen Erwachen des Gefühls und der leidenschaftlichen Zärtlichkeit bis zum glühenden Drennungsschmerz, Alles ist damals durch die Seele des Kindes gezogen, unbeachtet von Allen und ungekcmnt. Mein Herz war eine kleine Gluthenwelt, iu der die wunderfamsten Dinge vor sich gingen. Aber wie es das Schicksal der Welten ist, sich immer mehr und mehr abzukühlen, so war es auch mein Schicksal, immer kälter zu werden, und ich glaube, daß ich der vollständigen Vereisung uicht mehr fern stehe."
„Du bist zu früh gereift, ich bin zu lange Kind geblieben" — sagte Iosepha. „Man führte mich nicht in die Welt, ich lernte Niemand kennen ... ich war ja das Stiefkind der Familie, klein und häßlich. Keiner beachtete mich. Und als dann endlich ein Manu kam, der um so vieles älter und vernünftiger war als ich, dem ich gefiel, der es mir sa^te, da war ich so stolz, so überglücklich! Ich sah mich mit einem Male gefeiert, von meinen Geschwistern beneidet, und zögerte keinen Augenblick, diesem Mann in seine Heimat zu folgen. Und dort erkannte ich, welch' ein kalter Egoist er ist, der mich nur dann beachtet, wenn er Ctwas an mir zu tadeln findet, und der in der Ueberzeugung lebt, daß ich Gott dafür danken kann, daß er, Gerhard Hiller, mich zu seiner Frau erhoben hat. Es ist wahr, mich hungert und dürstet nicht; doch nach dem Hunger nud dem Durst der Seele fragt Niemand! Das ist mein Leben: eine freudlose Jugend, eine glucklose Eh.', eingeschlossen rings von Tugenden und Pflichten. Und wenn ich endlich dahin gekommen sein werde, dieses jauchzende, pochende Herz, das nach Liebe verlaugt, stückweise zu Dode gemartert zu habeu, dann wird man mich zur Belohnung für all' diese Bravheit in der Familiengruft beisehen."
„Du bist eine kleiue eraltirte Person," fagte Helene und legte ihre Hand auf Iosephas Schulter. „Ich sage Dir voraus, daß Du noch sehr viel sündigen wirst, aber blos in Deinen Gedanken. Du gehörst zu den Fraueu, welche die schrecklichsten Dinge ausführen — in ihrer Phantasie, die aber in Wahrheit nie ein Haar breit vom Wege der Tugend abweichen,

denn ihr Pflichtgefühl ist größer als ihre Sehnsucht. Zu ihrem Glücke; denn so genießen sie in ihren Träumen alle Wonnen, ohne je von einem erdrückenden Schuldgefühl zermalmt zu werden. Zum Sündigen nach den gewöhnlichen Begriffen der Welt gehören entweder sehr leichtsinnige, gedankenlose Frauen, die nicht wissen, was sie thun, oder starke Naturen, die mit Ueberlegung fallen. Du gehörst weder zu den einen noch zu den andern."

„Und Tu?"

„Ich gehöre zu den kalten Frauen, und die gehören auf ein anderes Blatt."

Hl.

Wenige Tage später sollte die ländliche Stille der Villa durch einen Bestich unterbrochen werden. Heinrich erhielt den Brief eines Freundes aus Wien, in welchem dieser um die Erlaubnis; bat, für einige Tage Wallheims Gastfreundschaft in Anspruch nehmen zu dürfen.

Helene hatte Walter von Erlach vor zwei Jahren im Salon einer Bekannten kennen gelernt. Er war ihr durch sein wundervolles Elavierspiel aufgefallen, und sie entdeckte später eine überraschende Vielseitigkeit der Talente an ihm. Genial als Musiker wie als Maler, mit einer Seele, die sür die Kunst glühte, und einem Körper, der die Strapazen jedes Sports bedurfte, um den Ueberschuß an Kraft auszugeben, glich er dem Übermenschen der Modernen oder den Halbgöttern der Antike.

Helene wußte nach der ersten Stunde, die sie mit ihm verplauderte, daß ihr hier ein Mann entgegentrat, der dem Zauber ihrer Persönlichkeit nicht erliegen würde.

Sie sprachen damals viel mit einander, unter Anderem auch von der Liebe. Helene sagte, daß sie die Neigung über die Liebe stelle, denn die Liebe sei veränderlich, sie verspräche einen Himmel und gäbe manchmal Nichts; die Neigung aber, ihre gütige Schwester, ist treu uud unwandelbar.

Herr von Erlach blickte sie forschend an, als wollte er auf dem Grund ihrer Seele lesen, und sagte dann: „Wie modern! So spricht nur, der keiner Liebe mehr fähig ist . . ." Sein Nrtheil über Frau von Wallheim faßte Walter am nächsten Tage in die Worte zusammen: „Eine der interessantesten Frauen, die ich kenne. Sie ist wie ein Pastellbild mit den rothen warmen Lippen und den großen kalten Augen, die den schönen Mund Lügen strafen."

Helene fühlte instinctiv, daß sie seinen Geist interessire, ohne sein Herz zu berühren, und sie war viel zu klug, um sich nur einen Augenblick den Schein zu geben, als suche sie mit ihm zu kokettiren. Das rettete ihr seine Sympathie. Er suchte ihre Gesellschaft nnd wurde im Laufe der Zeit ein gem gesehener Gast ihres Salons. Aufrichtige Zuneigung brachte Walter Helenens Gatten entgegen, mit dem er auf sportlichen, Gebiete viele Anknüpfungspunkte fand nnd dessen ruhige Güte ihm wohl that.

Nun war der interessante Gast in der Villa eingetroffen.
„Sie werden sich bei uns furchtbar langweilen," sagte ihm Helene bald nach seiner Ankunft. „Sie dürfen nicht hoffen, hier einen geistvollen Salon zn finden, wo Sie das Gold Ihrer Einfälle ausstreuen können. Wir sind nur auf Kupfer eingerichtet. Höchstens daß manchmal durstig etwas Talmi aufblitzt."
„Um so besser, gnädige Frau. Alles, wonach ich mich sehne, ist Rübe, göttliche Ruhe. So im grünen Walde liegen, wo Gräser dnften und Vögel singen, die Zeit vorüber gleiten lassen und Nichts fühlen, weder Hoffnung noch Leid, weder Sehnsucht noch Liebe, das schwebte mir als das Höchste vor, wenn ich an den Besuch bei Ihnen dachte."
„Sehr schmeichelhaft. Diefe bescheidenen Wünsche können Ihnen vollauf erfüllt werden. Sie dürfen mit Unterbrechung der Mahlzeiten täglich zwölf Stunden im Walde träumen und Nichts empfinden, wenn Sie das zu Wege bringen. Vevor Sie aber dieses Klosierleben im Grünen beginnen, wollen Sie mit uns bei einem Gutsbesitzer in der Nachbarschaft einen Besuch machen, ja?"
„Wo bleibt die ländliche Stille, die Abgeschiedenheit!" klagte Walter. „Ich sehe schon, eine schöne Frau besuchen, und wenn es im entlegensten Winkel der Welt wäre, heißt immer, sich in den Strudel der Geselligkeit stürzen."
„Sie fabeln. Von einem Strudel der Geselligkeit ist keine Rede. Ter Gutsbesitzer hat eine einzige Tochter, die noch nicht zählt, und eine Frau, die ganz einzig ist."
„Und natürlich erwartet, daß man ihr den Hof macht."
„Wenn sie das erwarten würde, wäre sie nicht einzig. Uebrigens will ich Nichts mehr von ihr sagen. Sie sollen sie morgen selbst kennen lernen."
Iosepha war durch einige Zeilen von Helene auf den neuen Gast vorbereitet worden. Sie schien sehr befangen zu seiu. Herr von Erlacl, imponirte ihr offenbar, und sie verlor ganz die natürliche Sicherheit ihres Wesens. In der Kunst, Conversation zu machen, hatte sie es noch gar nicht weit gebracht, wie Helene mit Schrecken bemerkte. Sie nahm sich vor, ihr bei nächster Gelegenheit eine kleine Anleitung über das Gespräch mit Fremden zn geben. Joseph« kümmerte sich nicht im Geringsten darum, was die Gäste interessiren konnte; sie erschöpfte ein Thema bis zur Ermattung und brach das nächste in dem Augenblick ab, als man sich dafür zu erwärmen begann. Auch fprach sie zuviel von sich und ihrer Familie,
Auf Walters Frage, ob sie viel beschäftigt sei, erwiderte sie: „Ach nein. Man braucht mich nicht. Mein Mann hat seinen Beruf, mein Kind die Wärterin, die Köchin die Wirtschaft — nur ich habe Niemand. Es kommt mir manchmal vor, als ob ich die UebeiMssigste in meinem Hause wäre."
Um dem planlosen Umherirren des Gesprächs ein Ende zu machen, forderte Helene Walter ans. Etwas vorzuspielen."

„Ah, Sie sind musikalisch!" rief Iosepha und klatschte in die Hände. „Das ist herrlich! Ich liebe die Musik so sehr."
Walter trug ein schwermüthiges Lied vor und bat dann Iosepha, seinem Beispiele zu folgen.
„Ich singe blos," entgegnete sie.
Auch das noch! dachte Helene mit Schrecken. Iosepha, die eine schöne, klangvolle Stimme hatte, pflegte nämlich häusig in reizender Verwirrung mitten in einem Liede Melodie und Text zu vergessen. Auch heute verlor sie gleich nach den ersten Tacten den Faden und unterbrach sich. Walters musikalisches Feingefühl schien jedoch gar nicht darunter zu leiden. Er ruhte nicht eher, als bis das Lied zu tadellosem Vortrag gebracht war.
Gerhard und Heinrich staunten über diesen unerwarteten Fortschritt.
Frau vou Wallheim war sehr gespannt, ans dem Rückweg Walters Urtheil über Joseph« zu hören. Er konnte nicht genug Worte des Entzückens finden. Welche Natürlichkeit! welche Frische! Wahrlich, diese junge Frau war von einem Zauber, wie er ihn nie gekannt. Sie glich jenen« dunklen Vergißmeinnicht, das in schattigen Waldesgründen vergessen blüht, und nur darum jenes tiefe, herrliche Vlau behalten hat, weil die Sonne ibm noch nie gluthuersengend in's Herz geblickt.
Helene sah ihn überrascht an. Merkwürdiger Mensch! dachte sie. Es giebt für ihn kein Frauenräthsel. —
Die nächsten Wochen vergingen für Iosepha in einem Taumel von Vergnügungen. So glücklich wie jetzt hatte sie sich noch nie gefühlt. Eine fast ausgelassene Fröhlichkeit beherrschte sie; sie glich einem übermüthigen Kinde; oft ersann sie tolle Spiele, mit denen sie Helene zur Verzweiflung brachte und Walter entzückte. Er konnte sich nicht satt sehen an ihren anmuthigen Bewegungen, nicht satt hören an ihrem hellen klingenden Lachen. Sie erschien ihm wie eine sonnige Fee. Er fühlte, daß er einem jungen Herzen gegenüberstehe, welches einer leidenschaftlichen Liebe fähig fei, und über das er mit jedem Tage an Macht gewann. Der Gedanke, dieses glühende Empfinden zu wecken, reizte ihn.
Iosepha war so ganz anders als die verwöhnten Frauen, die er bisher gekannt; als die kalten, berechnenden Koketten, denen er ausgewichen, oder die allzuweichen, empfindsamen Seelen, die seiner Leidenschaft sich hingegeben hatten. Hier umsing ihn zun: ersten Mal der ganze Zauber einer eckten, zarten Weiblichkeit. Er fühlte sich wohl wie nie; er vergaß jedes tändelnde Spiel. Viel früher als Iosepha selbst wußte er, daß sie ihn liebte. Die Situation schien ihm neu; sie machte ihn nachdenklich, und was ihm lange nickt passirt war — er ward natürlick.
Iosepha hingegen kam gar nicht zum Denken, Sie lebte einzig der wonnigen Gegenwart und sorgte nicht einen Augenblick um das Morgen. Der blaue Himmel lachte ihr in's Herz.

Helene beobachtete sie und Walter mit wachsender Unruhe.
Das war kein kokettes, graziöses Spiel, wie sie es liebte; es drohte ein himmelstürmender Ernst zn werden, und sie mußte Alles daran setzen, um den lieben Landfrieden zu bewahren.
Schon wünschte sie sehnlichst Walters Abreise herbei, allein der junge Mann schien gesonnen, das Ende seiner Tage in der Villa abzuwarten.
Eines Nachmittags erschien Joseph« allein bei Helene. „Gerhard hat ein neues Pferd bekommen, das er jetzt versucht," erzählte sie. „Er will später herüberreiten."
„Was beginnen wir h.mte?" fragte Walter. „Befehlen Sie Ätunt oder ln'vn tennii,, oder sind Sie gegen Ihre sonstige Gewohnheit für das Stillsitzen eingenommen?"
„Ich bin zu gar Nichts aufgelegt," entgegnete Joseph«.
„Was fehlt Ihnen?" fragte Walter besorgt.
„Eigentlich Nichts. Aber ich bin so unruhig, beinahe sorgenvoll. Ich glaube, ich war in der letzten Zeit zu lustig, nein — nicht lustig, zu fröhlich."
„Was so'.l denn das für ein Unterschied sein?" fragte Helene.
„Ich kann Dir das nicht erkläre»'. Die Lustigkeit kann Einem für einige Stunden von außen anfliegen, die Fröhlichkeit kommt immer aus der Tiefe des Gemüths."
Das war einer jener Aussprüche, die Walter an der kleinen Frau so sehr liebte; sie enthüllten blitzartig den grübelnden Sinn, der ihr bei aller Kindlichkeit eigen blieb.
„Gehen wir spazieren," schlug Helene vor.
Iosevha erhob sich. Es mar ein trüber Nachmittag mit warmer, schwüler, gesättigter Lust. Schon sanken die ersten gelben Blätter von den Bäumen. „Sehnsüchtige Schwärmer, die den Tod nicht erwarten können," wie Helene sie nannte.
Man näherte sich dem Walde. Alte Eichen mit mächtigen, knorrigen Stämmen umsäumten den Weg.
Xein rechtes Gespräch wollte sich entspinnen. Da kam ein Diener ihnen nachgeeilt und bat die Gnädige, für einige Augenblicke nach Hause zu kommen. Nur ungern verliest Helene das Paar und versprach, so bald als möglich zurückzukehren.
Walter und Iosepha ließen sick auf einer Bank nieder, um zu warten. Ihretwegen hätte Helene sich nicht zn beeilen brauchen; sie waren gar nickt ungeduldig. Walter sah die junge Frau von der Seite an. Sie. trug ein weißes Kleid, das in zarten Wellenlinien sie umstoh. Er konnte den Blick nicht von ihr losreißen. Sie fühlte es und erröthete über uud über.
Verwirrt neigte sie den Oberkörper leicht vor, 'als wollte sie Helene nachspähen. Er mußte mi sich halten, um der Versuchung zn widerstehen, sich vor ihr niederzuwerfen und ibre Hände, ihre Lippen, ihre ganze wonnige

Gestalt mit heißen süssen zu bedecken. Wußte er doch, sie würde ihn erschreckt und zornig zurückweisen, wie sehr sie ihn auch liebte, denn es träumte ihre Reinheit von einer schuldlosen Liebe. Da kam ihm der Gedanke, wie bald er von ihr scheiden müsse, vielleicht ohne sie ein einziges Mal an sein Herz gezogen zu haben, uud seiue Leidenschaft wuchs.
„Nur noch wenige Tage, und ich sehe Sie vielleicht nie wieder!" sagt er plötzlich mit bebender Stimme.
Sie erschrickt. Das Entsetzliche, die Oede ihres verlassenen Lebens taucht vor ihr auf. Sie sieht starr vor sich hin, dann, als ob sie reden wollte, wendet sie den Kopf, ihre Angen heften sich mit einem wacksenden Blick auf ihn, doch sie sagt Nichts.
„Sie werden mich nicht vergessen, nicht wahr?" fragt er.
Sie ist fehr bleich geworden, sieht wieder vor sich hin, schüttelt den Kopf und sagt: „Nie." Dann athmet sie tief und will aufspringen.
Doch sie vermag es nicht. Sehnige Arme halten sie umschlungen, und jugendfrische, brennende Lippen pressen sich auf die ihren. Eine Secunde giebt sie der Wonne nach, die über sie hereinfluthet . . . Dann erfaßt fie plötzlich eine wilde Angst, sie reift sich los und flieht wie besinnungslos dem Walde zu. Er ihr nach. Mit wenigen Sätzen hat er sie erreicht.
„Joseph«!" jubelt er.
Da dringt der Schall von Pferdehufen an ihr Ohr, und im nächsten Augenblick sprengt Gerhard in rasendem Galopp ihnen entgegen. Joseph« hat nur noch Zeit, aus dem Wege zn springen. Die plötzliche, blitzartige Bewegung des weißen Kleides erschreckt das durchgegangene Pferd; es wirft sich zur Seite und schleudert den Neiter aus dem Sattel. Mit dem Kopfe gegen einen Baumstamm anprallend, stürzt er zu Boden, indeß das schnaubende Noß davonjagt.
Das Alles war in wenigen Secunden geschehen. Joseph«, noch zitternd von den Küssen des Geliebten, kniet, ihrer Sinne kaum mächtig, vor dem leblosen Gatten nnd sucht das Blnt, das einer tiefen Kopfwunde entquillt, mit ihrem Tafchentuch zn stillen.
„Er ist todt!" jammert sie.
Walter erwidert kein Wort, er hebt mit feiner Niefenkraft den Verwundeten empor nnd trägt ihn wie ein Kind der Villa zu.
Helene verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart, als Walter ihr mit der schrecklichen Bürde entgegen kam. Sie traf fofort alle nöthigen Vorkehrungen, lieh den «ranken in ihr Zimmer betten uud schickte in die nächste Stadt nach dem Arzt, während Heinrich telegraphifch ans Wien die schleunige Ankunft eines Professors erbat.

Joseph« saß zu einer Bildsäule erstarrt an dem Lager des Kranken. Tausend wirre Gedanken flogen ihr durch den Kopf; abgerissene Reime von Liedern, die sie als Kind gehört, und die in keinem Zusammenhang mit dem Äugenblick standen. Nein, Gerhard durfte nicht sterben; so groß konnte ihre Schuld nicht fein! Er mußte ihr erhalte» bleiben, ihr und ihrem Kinde; er mußte gesund werden! Ihr ganzes übriges Leben sollte eine schweigende Abbitte sein^

Der herbeigeholte Arzt erklärte die klaffende Kopfwunde als ungefährlich; ein Tropfen Blut jedoch, der aus dem linken Ohr gedrungen war, hieß ihn die Befürchtung aussprechen, daß die Schädeldecke durch den scharfen Anprall einen Sprung bekommen habe. An eine Uebersührung des Kranken nach Altdorf konnte nicht gedacht werden.

Nach sechs Stunden traf der Professor aus Wien ein. Er schloß sich der Diagnose seines College« an und bezeichnete die Stelle, wo der muthmaßliche Sprung sich befand. Sein Ausspruch lautete ernst, aber nicht hoffnungslos. Wohl schwebte der Patient augenblicklich in Lebensgefahr, aber er konnte genesen; freilich war die Möglichkeit nicht ansgeschlossen, daß eine Gehirnerschütterung die übelsten Folgen nach sich ziehen konnte. Alles hing von dem Verlauf der nächsten Tage ab.

Nachdem er mit dem ordinirenden Arzte eine genaue Behandlungsweife vereinbart hatte, reiste der Professor nach Wien zurück. Herr von Erlach schloß sich ihm an, ohne Joseph« wiedergesehen zu haben. ^

Die Villa war in tiefes Schweigen getaucht; man flüsterte nur, man ging auf den Fußspitzen; eine ängstliche Spannung lag auf allen Gesichtern. Heinrich und Helene bewiesen in diesen Tagen Joseph» eine hingebungsvolle Freundschaft.

Endlich war der gefürchtete Termin abgelaufen: Gerhards Zustand besserte sich, uud Josepha athmete auf. Neue Hoffnung erfüllte sie, und mit der Hoffnung kam langsam und zögernd — die Erinnerung. Wie weit fortgescheuchte Vögel kehrten die Gedanken an Walter wieder. Vergeblich suchte sie sein Bild zurückzudrängen . . . Aus irgend einer Falte ihres Herzeus tauchte es vor ihr auf. Sie preßte die Hände an die Schläfen und konnte es doch nicht hindeni, daß eine fuße, selige Erinnerung sie durchglühte.

Wie eine stille, namenlose Freude lag es oft über ihr Antlitz hingegossen. Oeffnete Gerhard in folchen Momenten die Augen, da fah er sie überrascht an. So war sie ihm noch nie erschienen, so weich, so träumeriscb, so glücklich. Es rührte ihn tief.

„Sie weiß, daß ich gerettet bin," dachte er. „Wie gut sie ist!"

Joseph« pflegte ihn mit liebeuoller Sorgfalt. Sein Bewußtsein kelnte immer anhaltender zurück. Zwar versank er noch dann und wann in eine Art Betäubung oder sprach mit weit geöffneten Augen verworrene Dinge, doch besserte sich sein Zustand mit jedem Tage.

Bald machte er sich schwere Vorwürfe darüber, daß er in das friedliche Leben der Villa eine solche Störung gebracht, und begehrte, nach Altdorf überführt zu werden. Als man feiuen Wünschen nicht nachgeben wollte, steigerte sich sein Verlangen zu maßloser Heftigkeit.
Ter Arzt hielt es für das Zweckmäßigste, ihm den Willen zu thun, da keinerlei Gefahr mehr damit verbunden war.
So fuhr denn eines Morgens Joseph« mit ihrem Gatten, vom Doctor geleitet, nach Altdorf.
Sie hatte alle Ursache, zufrieden zu sein. Die Befürchtungen der Aerzte waren grundlos geblieben; als einzige Folge von Gerhards Krankheit blieb eine nervöse Reizbarkeit zurück, die sich sonderbarer Weise nie gegen seine Frau richtete. Mit ihr war er gütig wie nie zuvor. Aus seinem ganzen Wesen sprach Dankbarkeit. Wenn sie sich anklagte, dnrch ihren übereilten Sprung Schuld an seinem Sturz zu sein, widersprach er lebhast. Er allein hatte das Unglück herbeigeführt, weil er das durchgegangene Pferd nicht zu zügeln gewußt . . . Seine frühere Rücksichtslosigkeit und Strenge wich einer milden Zärtlichkeit.
Er wunderte sich jetzt, wie leicht mit Joseph« auszukommen war. Ein wenig Nachsicht, ein freundlicher Vlick, und er erreichte mehr als ehemals mit einer Fluth von zornigen Worten. —
Inzwischen war der Herbst gekommen, das große Maskenfest der Natur. Helene fand die bunte Scenerie in Wald und Feld reizend; sie ließ aber doch die Koffer packen, denn vom Landleben hatte sie gerade genug. Sie erklärte Heinrich, daß sie dringend einer Erholungsreise bedürfe, und bestimmte ihn, nach einen: mehrwöchentlichen Aufenthalt in Wien mit ihr über Paris an die Niviera zu gehen.
Auch für Gerhard war eine Luftveränderung geboten; der Arzt empfahl ihm Arco.
So wurden denn Schloß und Villa zu gleicher Zeit von ihren Bewohnern verlassen. Nur Iosephas Tochterchen, die kleine Else, blieb mit ihrer Kinderfrau in Altdorf zurück, dn ihre Lebhaftigkeit Gerhard zu sehr aufregte.

V.

Die ersten Tage in Arco erschienen Joseph« recht einsam. Die fremden Menschen ließen sie gleichgiltig; sie sehnte sich gar nicht danach, Nekanutschaften zu machen.
Häufig schrieb sie an Helene. „Aber wie umständlich ist doch dieses Schreiben," klagte sie einmal. „Vom Herzen in den Kopf, in die Hand, in die Feder, aufs Papier und noch immer nicht bei Dir!"
Ein Fest war es für sie, wenn Helencns Antwort eintraf. Frau von Wallheim war eine routinirte Nrieffchreiberin; sie wußte sich stet? dem Geiste desjenigen anznpassen, den« sie schrieb — sie konnte auch brieflich

kokettiren, wenn es der Mühe lohnte. Vtit Joseph« plauderte sie heiter lind witzig nnd erzählte von Land und Leuten, die sie sah. Von ihren Erleb- nissen erzählte sie Nichts. Nur eine Bemerkung lies; auf sie schließen.

„Wenn Frauen das Bewußtsein haben, zu gefallen, dann sagen sie, daß sie sich vortrefflich unterhalten. Also: ich unterhalte mich königlich!"

Eines Tages sollte Iosepha eine unerwartete Neberraschung erleben.

Als sie von einem Spaziergange nach Hause zurückkehrte, rief ihr Gerhard entgegen: „Nathe, wer in Arco angekommen ist!"

„Helene!" rief Iosepha, von plötzlicher Freude erfüllt.

.„Fehlgeschossen! Ein Herr ist es, ein interessanter junger Mann. Nun — rächst Dn's noch nicht?"

„Nein, das kann ich unmöglich errathen," stammelte Iosepha. Den Namen, der sich ihr auf die Lippen drängte, vermochte sie nicht auszusprechen.

Mit um so größerer Leichtigkeit that es Gerhard. „Herr von Erlach ist gestern angekommen. Ich bin ihm soeben begegnet und habe ihm gesagt, daß wir heute auf der Promenade fein werden. Aber Du scheinst ja gar nicht erfreut ..."

„Das ist wirklich eine Neberraschung. Bleibt er lange hier?"

„Er weiß es nicht. Es hängt von Nachrichten ab, die er erwartet. Mach' Dich nur rasch bereit. Du siehst etwas blaß aus ... es fehlt Dir doch Nichts?"

„Nicht das Geringste. Im Gegentheil, ich fühle mich fo wohl."

„Gott fei Dank!"

Iosepha wandte sich ab, um ihre Bewegung zu verbergen, und ging in ihr Zimmer.

Sie sollte ihn wiedersehen! >lein Zweifel, nur um ihretwillen war er gekommen.

Widerstreitende Empfindungen stürmten auf sie ein. In den Jubel, der sie erfüllte, mischte sich Angst, Furcht vor der Zukunft. Es war ja jetzt Alles, Alles anders geworden! Früher, als Gerhard kalt und rücksichts- los mit ihr war, überließ sie sich ohne Bennnen ihren Gefühlen; sie wußte ja, daß er nicht nach dem Besitze ihres Herzens fragte, wenn sie ihm nur treu blieb. Jetzt aber bewies er ihr mit jedem Tage, wie theuer sie ihm sei. Er liebte sie, und seine Liebe legte ihr Verpflichtungen auf. Wie sollte sie Walter begegnen? Sie vergrub den Kopf in den Händen.

„Bist Du bald fertig?" fragte Gerhard aus dem Nebenzimmer.

„Gleich, mein Freund," erwiderte sie.

Einige Minuten später trat sie mit ihrem Gatten aus dem Hanse.

Herr von Erlach kam ihnen entgegen.

Sie begrüßten sich herzlich wie gute Bekannte; nur die Hände bebten, die sie einander reichten.

Man sprach von gleichgültigen Dingen, von Arco, von Wien. Gerbard blieb plaudernd mit einem Bekannten zurück, und das junge Paar schritt allein weiter.

Jetzt erst wagte Walter, Joseph« voll in's Antlitz zu blicken. In seinen Augen spiegelte sich die ganze Freude, sie wiederzusehen. Dann glitt ein Schatten über seine Züge. „Sie haben eine schwere Zeit durchgemacht," sagte er in tiefer Bewegung.
„Ja, es war furchtbar. Eine jener Zeiten, die ganze Wandlungen in dem Menschen heroorbringen."
Er sah sie forschend an. „Es scheint wirklich, daß Sie ernster geworden sind?"
„Finden Sie? O, ich kann noch gerade so herzlich lacken, wie früher."
„Und ich wollte, ich könnte Sie hören ... wie früher. Es war fo schön!"
Joseph« erschrak. Nur um Gotteswillen an keine gemeinsamen Erinnerungen rühren. „Wirklich? Ich habe ein schlechtes Gedächtnis;. Ich habe Alles vergessen."
„Alleo?" fragte er mit weicher Stimme.
Sie lachte; in ihrem Lachen war ein gezwungener Ton, der ihn verletzte.
„Dafür haben Sie etwas Neues gelernt," fagte er.
„Was denn?"
„Ein grausames Lacken!"
Seine Angen streiften sie mit einem bitteren Vorwurf, ^ie fühlte, daß er litt, und hatte nur den einen Wunsch, ihn zu versöhnen. Mit der alten Herzlichkeit rief sie aus: „Sind Sie böse? Verzeihen Sie mir!"
„Man ist nur zu leicht geneigt, Ihnen zu verzeihen!" sagte er glücklich.
In diesem Augenblicke hatte Gerhard sie erreicht. —
Mehrere Tage vergingen. Walter wußte uicht, was er von Iofepha halten sollte. Sie vermied es, mit ihm allein zu sein; Allem, was er fagte, suchte sie mit einer gezwungenen Heiterkeit zu begegnen, die oft in eine:» grellen Widerspruch zu seinen Worten stand. Ihre bezaubernde Natürlichkeit war verschwunden, und, was er nie an ihr beobachtet: es erwachte eine fast neruöse Sncht in ihr, sich in den Strudel der Geselligkeit zu stürzen. Sie wurde bald der Mittelpunkt eines Kreises, der sie bewunderte.
Gerhard war nicht im Geringsten eifersüchtig; er freute sich über Iosephas kleine Triumphe und brachte ihr ein blinde? Vertrauen entgegen.
Walter dagegen fühlte alle Qualen der Eifersucht. Verführerifcher, begehrenswerther denn je erfchien ihm Iosepba, und die Sehnsucht, sie in seine Arme zu schließen, beherrschte seine Sinne mit übermäcktiger Gewalt. Nnd dock gab es Augenblicke, wo sein Glaube an sie erscküttert war, »nd

er sie für kalt und herzlos hielt. Wiederholt wollte er abreisen ohne ein Wort de? Abschieds, aber er vermochte es nicht. Liebte Sie ihn? Hatte sie aufgehört, ihn zn lieben? Den feinen Frauenkenner verlies; das sichere Urtheil, das er in jeden« andern Falle gefüllt haben würde. Seine Leidenschaft verwirrte sein Denken.

Eines Abends fand eine Tauzuuterhaltung statt. Iosepha hatte ihr Erscheinen zugesagt; an Gerhards Ann betrat sie den Saal. Sie war bleich, und ihre Lippen umspielte eiu nervöses Lächeln.

Vei ihrem Anblick krumpfte sich Walters Herz zusammen. Seine Hand pretzte die ihre. Die junge Frau erschrak und wandte sich von ihm ab einem Herrn zu, der sie um die erste Tour bat.

Walters Micke folgten ihr mit lodernder Qual. Nur eiumal trafen sie die ihren, und ein wilde»? Weh ergriff Joseph«, als sie seine schmerzerfüllten Züge sah. Sie hätte sich an seine Brust werfen, willenlos all dem Vlampf entsagen und das Leben hingeben mögen für eine Stunde des Glücks. ... Da begegneten ihre Augen Gerhard, der freundlich lächelnd ihr zunickte, und sie gewann ihre Fassung wieder. Nicht um sie allein handelte es sich, es galt Gerhards Frieden, es galt ihr Kind.

Als wollte sie sich betäuben, gab sie sich an diesem Abend immer leidenschaftlicher dem Tanze hin, und ausgelassener denn je schien ihre Laune. Niemand hätte ahnen können, daß hinter der glänzenden Maske die Verzweiflung sich barg. -

Walter hörte keinen Augeublick auf, sie zu beobachten. Er konnte nicht daran zweifeln, daß sie sich vortrefflich unterhielt. Von den Thränen, die durch ihr Lachen zitterten, merkte er Nichts. Es erfaßte ihn plötzlich der brennende Wunsch, mit ihr zu sprechen.

Während einer Pause trat er auf sie zu. Sie fühlte, daß seine Augen die ihren suchten, und ihr Vlick wich ihm ans. Das machte ihn rasend. Er neigte sich zu ihr nieder und flüsterte mit bebender Stimme: „Ich habe einst geglaubt, das; Sie ein Herz haben, aber Alles beweist mir, wie sehr ich mich täuschte. Sie spielen nur mit Herzen, und Ihre Koketterie ist darum raffinirter als jede andere, weil sie schwerer zu durchblicken ist. Ich aber habe sie durchblickt, gnädige Frau . . . seien Sie dessen sicher — und . . . leben Sie wohl für immer!"

Und ehe sie «och die >irast fand, ein Wort zu erwidern, verbeugte er sich und verlies; sie.

Am nächsten Morgen war er abgereist. Niemand wußte wohin.

VI.

Nach einem sechswöchmtlichen Aufenthalt in Arco kehrten Gerhard und Iosepba in ihre Heimat zurück. Gerhard, völlig wieder hergestellt, war in ftöhlichster Stimmung. Die kleine Else erguickte seine Mußestunden durch

ihr rosige? Geplauder, und Joseph«, die sorgsame, pünktliche Iosepha gab
ihm nie wieder Ursache, unmnthig zu, werden. Seine Augen ruhteu oft
mit inuigem Wohlgefallen auf ihrer zierlichen Gestalt. Wie himmelweit
verschieden ist die Iosepha von einst und die Iosepha von heute! sagte er
sich oft. Daß auch er ein Änderer geworden, daran dachte er nicht. Er
wäre vollkommen zufrieden gewesen, wenn nicht Eines ihn befremdet hätte:
die trübe Stimmung, der Iosepha sich von Zeit zu Zeit hingab. Sie
konnte ohne jeden änßern Grund einsilbig, ja traurig werden. Still blickte
sie dann vor sich hin, und wenn er sie ansprach, da schien es, als müsse
sie ihre Gedanken erst aus weiter Feme herbeiholen, um ihn« antworten zu
können.
Was ihr wohl fehlen mochte? Vergebens zerbrach er sich den Kopf
darüber. Die Einsamkeit, sagte er sich endlich, der harte Winter verderben
ihre Laune. Mit dem Frühling und mit Helene wird ihre Fröhlichkeit
wiederkehren. Damit tröstete er sich.
Doch die kalte Jahreszeit war es nicht, die Iosepha bedrückte. Sie
krankte an einem andern Leid. Mit einem schrillen Mißton war der Traum
ihres Herzens zersprungen; sie fühlte sich verkannt, der Lüge angeklagt von
dem Manne, um desseu willen sie so viel gelitten, und dieses Bewußtsein
verbitterte ihr das Lebeu. Sie war ja zufrieden mit dem ruhigen Dasein
an Gerhards Seite; das leidenschaftliche Sehnen, da? sie einst erfüllt,
war erloschen; nur deu einen glühenden Wunsch konnte sie nicht aus
ihrer Seele bannen: daß Walter ihr Gedächtnis; hochhalte, wie sie es
verdiente.
Anfangs April kehrten Heinrich und Helene in ihre Villa zurück.
Helene beschleunigte ihre Ankunft Iosepha zu Liebe, deren Briefe
sie riefen.
Jubelnd schlössen sich die Freundinnen in die Anne.
„Eigentlich sollte ich Dir zürnen!" rief Helene, als die beiden Frauen
sich zurückgezogen hatten, und znpfte Iosepha lachend am Ohr. „Du hast
mir einen meiner getreuesten Anbeter geraubt —"
„Ich - Dir?"
„Natürlich! Deine» Gatten. Glanbst Du, ich habe es nicht gleich
gemerkt, daß er jetzt nur Augen für Dich hat?"
Iosepha lächelte. „Ach ja — er ist sehr lieb und gut mit mir —"
„Warum siehst Tu aber dauu bekümmert aus? Ja, glaube gar, wir
haben Sorgen!"
„Ach, Helene wenn Du wüßtest . . ."
„So beichte Dir das Leid vou der Seele! Wozu bin iä> denn da,
wenn nicht, um Dir zu rächen, zu helfen?"
Und Iosepha begann ihre Geschichte. Sie schilderte Walters Ankunft
in Arco, jedes Wort, jeden Blick bis zu dem letzten bitteren Lebewohl.
„Jetzt weißt Du, warum ich so traurig bin," schloß sie. „Weil ich eine

ehrliche Frau bleiben wollte, halt er mich für eine herzlose Motette, und dieses Bewußtsein ist nur unerträglich!"
„Dein Benehmen war eben danach, ihn an Dir irre werden zu lassen. Du hättest ihm ehrlich die Wahrheit sagen sollen."
„Dazu fand ich nicht den Muth."
„O über Euch tugendhafte Frauen, die Ihr so stolz seid auf Eure Stärke und doch so elend in Eurer Schwäche! Und was nun?"
„Das frag' ich Dich! Kannst Du ihm nicht fagen, wie Alles gekommen ist? Und daß es so kommen muhte?"
„Nein, mein Kind, das mußt Du selbst thun."
„)ch — aber wie?"
„Wie?" wiederholte grübelnd Helene. Dann sagte sie einfach: „Schreib' es ihm. Nicht iu Form eines Briefes. Erzähl' ihm ein Märchen. Es war einmal ein einsames Frauenherz, das sehnte sich nach Liebe . ."
„Ja, das will ich thun!" rief Iosepha, von dem bedanken hingerissen, mit leuchtenden Augen. „Ich will ihm schreiben, und er wird mich verstehen. —"
Schon am nächsten Tage brachte sie Helene den Brief. „Ich bitte Dich, lies . . . Ist es gut so?"
Helene überflog das Blatt und fah die Freundin überrascht an. So viel Zartheit, so viel Vollendung hatte sie ihr nicht zugetraut. Joseph« erzählte ein Märchen von der jungen Frau eines nicht mehr jungen Fischers, die sich in einen fremden Burschen verliebt hatte. Ohne etwas Arges zu deuten, gab sie sich dem beseligenden Gefühl der Jugend hin, die sich au Jugend schließt. Da schlug im Sturm der Nachen des Fischers um, Kameraden ntteten den Erlrinkenden und brachten ihn erstarrt an's Ufer. Bei seinem Anblick erschrak die Frau bis in die Seele vor dem Gedanken au eiueu anderen Sturm, der plötzlich hereinbrechen und vom Vater ihres >iiudes sie für immer trennen konnte. So groß ihre Angst, so groß war ihr Jubel, als der Gatte die Augen aufschlug. Sie gelobte sich 'in jener stunde, ihr Glück hinfort nur an feiner Seite zu suchen. — Wochen vergingen; da sah sie den Burschen wieder. Sie floh ihn, er aber rief ihr grausame Worte zu, die ihre Erinnerung an den schuldlosen Wah», der so schön und so süß war, vergifteten, weil sie sich von demjenigen verkannt sah, dessen Achtung sie vor jeder Anderen verdiente. Joseph« schloß mit den Worten: „Es wachsen wohl am Donaustrand viel blaue Veilchen. Nur zwei von ihnen in das beigeschlossene Eouuert gelegt, würdeu einem Frauenherzen sagen, daß es verstanden ist, einem Herzen, das viel gekämpft hat, bis es zu jeuer Entsagung sich emporgenmgen, die in sich selbst das reinste Glück einschließt."
Das Eouvert, welches sie dem Briefe beilegte, trug Hcleuens Adresse.
Eine Woche später fnhr Heinrich in die Stadt. Helene hatte abgelehnt, ihn zu begleiten. Sie lag in ihrer Chaiselongue und dachte an Joseph«.

Da klopfte es an die Thür; der hereintretende Diener brachte die eingetroffenen Briefe.
Helene ließ sie flüchtig durch die Finger gleiten. Plötzlich stutzte sie. Was war das? Ein Couvert, fo leicht, als ob es leer wäre. Sie hielt es gegen das Licht. In, das waren sie, die Veilchen!
Sie klingelte und befahl, foglelch einspannen zu lassen. Eine halbe Stunde später war sie auf dein Wege nach Altdorf.
Sie traf Joseph« .allein vor den« Hause. „Ich bringe Dir Botschaft!" flüsterte sie und gab ihr den Brief.
„Helene!" rief Iofepha mit einem Auffchrei und drückte ihn an sich. Dann zog sie die Freundin in stürmischer Aufregung mit sich fort in ihr Zimmer. Hier riß sie das Couvert auf. Zwei Veilchen, an ein Epheublatt geknüpft, fielen ihr entgegen. Jauchzend drückte sie die Blumen an ihre Lippen und bedeckte sie mit Küssen; ihr ganzes Wesen offenbarte eine namenlose Seligkeit. Lachend und weinend zugleich sank sie neben einem Stuhl zu Boden.
„Sieh mich nicht an!" bat sie. „Laß mich, bis dieser Sturm vorübergeht. Er hat mich verstanden! O (Hott, wie glücklich bin ich!"
Helene stand indessen an die Thür gclehut und blickte mit großen, iveitgeoffneten Augen auf die Freundin. Das hatte sie nie empfunden! Wie arm kam sie sich vor. Se gedachte all der unwürdigen Koketterien, all der bunten Abenteuer, hinter denen nicht ein warmes Gefühl sich geborgen, und schaudernd erkannte sie mit einem Male die ganze Oede und ^eere ihres Gebens. Was lag ihr au den Leidenschaften, die sie erweckt. Nur Liebe giebt der ^iebe Werth. Sie hatte so lange mit Herzen gespielt, bis die Liebe verspielt war.
„Du bist so stumm," sagte Iosepha und blickte auf. „)ch komme Dir recht kindisch vor, nicht wahr?
Helene schüttelte ernst den Kopf. Dann fagte sie leise: ,,^ch beneide ?ich."

Wolfgang Kirchbach.

von

Alfred Stoeszel.

— Dresden, —

literarische Nubrikeneifer unserer Tage — übrigens keine specifisch moderne Krankheit — pflegt in der Regel mit zwei Kategorien sich zu behelfen. Er theilt, was da kreucht und fleucht in der Welt der Litteratur, in die beiden großen Gruppen der „Alten" und „Jungen" oder der lieben Abwechselung halber auch in die der „Idealisten" und „Realisten" uud begeht damit zu den tausend Fehlern, deren er damit sich schuldig macht, anch den tausenduudersten: indem er eine ganze, große Gruppe von Leuten einfach ignorirt, die weder alt sind noch jung, weder ausschließlich Idealisleu, noch unbedingte Realisten, die aber in dem litterarischen Eoncerte doch so gewichtige Parte spielen, daß man sie nicht übersehen kann, ohne damit das Litteraturbild der Zeit geradezu zu fälschen.

Ihre Jugendjahre fallen in eine Periode, wo diejenigen, die als die „Alten" nachmals so viel verlästert und begeifert wurden, im Ienithe ihrer Geltuug standen, und wo der deutsche Leser keine Götter kannte außer ihnen; in den Anfang der siebziger Jahre, der Jahre nach dem Kriege, die zugleich die Jahre einer große», breit dahinflutheuden liberalen Strömung und jenes uolkswirthschaftlichen Aufschwunges waren, der in dem Krach von 187A nachmals sein freilich nicht gerade überraschend schnelles Ende fand. Ter Hegelianismus, wenn anch im Grunde längst überwunden, warf doch noch feine letzten, matt aufleuchtenden Wellen, der Materialismusstreit war noch nicht verstummt, und mächtig wurden vor Allem die Geister durch Pessimismus und Darwinismus aufgerührt, die ihrem Höhepunkt zustrebten.

Seme Iugendeindrücke wird man so leicht nicht los. Und als der Naturalismus aufkam und alsbald üppig in die Halme schoß, da hatte ein Theil aus jener Gruppe sich überdies seine ersten litterarischen Sporen bereits verdient. Sie warfen sich der vorwärts stürmenden und allzu oft über's Ziel hinaus schießenden Bewegung nicht blindlings in die Arme; sie standen ihr vielmehr schon kritisch gegenüber; aber ganz freilich vermochten sie es auch nicht, sich ihrer Einwirkung zu entziehen. Dazu waren sie noch nicht genug in sich gefestigt, noch zu unfertig, zu viel noch in der Entwicklung begriffen. So entstand eine eigenartige Mischung in ihnen — und sicher nicht die schlechteste —, die jene Gruppe scharf sonderte von den an der bisherigen Kunstübung starr festhaltenden „Alten" und sie nicht minder stark auch schied von den im alleinselig machenden Naturalismus befangenen und alles Uebrige verdammenden „Jungen", die, Kinder einer anderen, weniger historischen, weniger philosophischen und fast mochte ich sagen, weniger gebildeten Zeit leichten Herzens Götter stürzten, an die jene Andern sicher nie zu rühren gewagt hätten, eine ehrfurchtsvolle Scheu vor ihnen, das Erbtheil ihrer Jugendjahre, allzutief noch im Herzen.

Zu jener litterarischen Gruppe, die zwischen zwei Welten so recht in der Mitte steht, gehört auch Wolfgang Kirchbach. Er ist 1857 in London geboren. Sein Vater, ein Maler und begabter Schüler Schnorrs, von dessen künstlerischen Fähigkeiten unter Anderem auch die Deckengemälde in dem Rubenssaale der Dresdner Galerie Zeugnis? geben, stammte aus Dresden, war aber 1852 nach London ausgewandert, wo er eine junge, geistvolle Rheinländerin heirathete, eine intime Freundin der Frau Montefiores, des bekannten Philanthropen, der in seinem eigenen Hause sogar dem jungen Paare die Hochzeit rüstete. Was in London damals an interessanten Deutschen sich aufhielt, stand auch mit Kirchbachs Eltern in regem Verkehr; so insbesondere das Ehepaar Kinkel lind Ferdinand Freiligrath; Karl Vlind war ihr Hausnachbar, und dessen durch sein Vismarckattentat 1866 zu so trauriger Berühmtheit gelangter Sohn Ferdinand war des kleinen Wolfgang eifrigster Spielkamerad, bis Kirchbachs Eltern schon 186(1 wieder nach Dresden übersiedelten. Hier ließen sie dem Knaben seinen ersten Unterricht angedeihen, wie er hier im Wesentlichen seine ganze wissenschaftliche Ausbildung überhaupt erhielt, zuerst iu dein auch über Dresden hinaus eines guten Rufes sich erstellenden Krause'schen Institute, wo Albert Moser, der sicher nicht nach Gebühr gekannte und gewürdigte Lyriker, sein Hauptlehrer war, und dann nach dem Tode der Mntter und nachdem der Vater eine Stelle als Director der Kunstakademie in Chile angenommen hatte, die ihn sieben Jahre lang von der Heimat und seinen Kindern ferne hielt, im Reustädter Gymnasium daselbst.

Dem greisen Hennann Grimm ist jüngst das Selbstbekenntnis; entschlüpft, daß, was hinter dem Beginn dieses Jahrhunderts liege, ihn nicht mehr festzuhalten vermöge. Als zwängen die völlig veränderten Lebensbedingungen

auch zu völlig neuer Gedankenarbeit, so concentrire sich all' seine geistige Thätigkeit uur noch auf die Gegenwart. Aber für eine jüngere Generation, als die, der Grimm angehört, in diese Grenze zu fern noch gerückt, und über den Krieg von 1879 hinaus vermag noch kaum Etwas das Interesse unseres litterarischen Neuwuchses zu erregen. Üirchbach jedoch hatte von seinen Eltern nicht nur die Erinnerung an jenen großen Freiheitssiurm, der über ganz Europa dahin gebraust war, als Erbtheil überkommen, auch von der geistigen Atmosphäre der Zeit war ihm ein gut Stück haften geblieben, in der ja auch noch ein großer Theil derjenigen athmete, die seine Lehrer waren. Ter Bruch mit dem Idealismus, mit der speculativen Philosophie hatte sich, wenigstens in den Aelteren von ihnen, noch nicht vollzogen, und was in ihnen noch lebendig war, theilte sich naturgemäß auch ihre» Schülern mit. Aber daneben fanden doch auch schon die nen die Zeit bewegenden Lehren eines Darwin uud Schopenhauer, eines Strauß und Feuerbach ihren Eingang in die Schule, und bezeichnend für den Zeitgeist jener Periode ist es, daß an dem Gymnasium, auf dessen Bänken Kirchbach saß, ein naturwissenschaftlicher Wcmderuerein von den Schülern begründet wurde, dem sich bald auch eine Elite aus anderen Gymnasien anschloß. Neben naturwissenschaftlichen Ercursiouen in Dresdens herrliche Umgebung liefen regelmäßig dann auch Vorträge der Mitglieder, in denen man, von den Naturwissenschaften ausgehend, dem Urgrund aller Dinge in seiner Weise nachzuspüre» sich bemühte. „>iraft und Stosf", die „Welt als Wille und Vorstellung", Darwin, ‚väckel und Hartmann, Nichts war diesen jungen Leuten fremd, uud mit Wehmuth blickt mau jenem naturwissenfchaftlichen Wanderuerein wissensdurstiger Jünglinge gegenüber auf uufere heutige Gymnasialjugend, die zum großen Theile von allen diesen Dingen Nichts oder herzlich wenig nur weiß, dafür aber im Neservelieutenant und Corpsstudenteu als Ideal gar vielfach einem Gigerl- und Slreberthum nacheifert, von dem die Jugend vou ehedem Nichts wußte.

Zugleich aber zeitigte die nachhaltige uud keineswegs nur sportsmäßig betriebene Beschäftigung mit so ernsten Dingen bei vielen von jenen jungen Leuten eine geistige Frühreife, die in mancherlei selbstständigen Versuchen nach dieser oder jener Richtung hin sich manifestirte. In Kirchbach drängte sie nach der Seite des poetischen Schaffens, nud neben zahllosen dichterischen Schülerarbeiten, die den Stempel von solchen unverkennbar auf der Stirn tragen, findet sich doch schon auch Manches, was weit über die kindlichen Geh- und Stehversuche des dichtenden Gymnasiasten hinausragt. So stammt die in seinen „Ausgewählten Gedichten"*) enthaltene Ballade „Strandräuber" aus jener Zeit, so da? Trauerspiel: „Eginhard und Emma", das der Autor jedoch erst demuächst, in völlig neuer Bearbeitung freilich, erscheinen lassen wird; so war vor Allein auch das erste Nuck, mit

», Leipzig, Wilhelm Friedlich, 1883.

de»: Kirchbach als Schriftsteller vor der Oeffentlichteit debutirte, seine schon, 1878 erschienenen „Märchen"*), von Anfang bis zu Ende auf dem Gymnasium geschrieben.

Ein starkes Talent spricht aus diesen seinen poetischen Erstlingen, eine üppig wuchernde Dichterphantasie, ein philosophischer Tiefsinn, der das Zaubergewand der Märchenform nur lose oft sich um die Schultern hängt, und eine seltene Fähigkeit, selbst solche Erscheinungen unseres modernen Lebens, die man gewöhnlich sonst als aller Poesie feindlich hinzustellen pflegt, für seine Dichtung sich nutzbar zu macheu; herauszuholen, was an poetischem zierne auch i» ihnen enthalten ist, und damit einen Wirklichkeitszug, einen Hauch modernen Lebens in jene Dichtungsart zu bringen, die aus dem Reiche der Phantasie allein zumeist soust doch nur ihre Wurzeln nährt; Alles nur nicht die helle Stimme des Schülers, der aus einem unreifen Knabengesicht damals noch in die Welt blickte, als er seine „Märchen" schrieb.

Dafür ist es der naturwifsenfchaftliche Wanderverein, dessen Spuren deutlich erkennbar, nicht nur durch dieses Buch allein, sondern fast durch Kirchbachs gesammte dichterische Production hindurch sich verfolge» lassen. Min äußerlich betrachtet fchon, fpielt der Naturforscher, der Sammler, der den Erdbau nach irgend einer naturwissenschaftlichen Merkwürdigkeit durchstöbernde Gelehrte in Kirchbachs Werken eine große Rolle; innerlich ist es die ans seinen, auch später fortgefetzten naturwissenschaftlichen Studien gewonnene Weltanschauung, der philosophische Untergrund sozusagen, und oft anch die Methode der Naturwissenschaft, deren Wellenschlag fast aus jeder seiner Arbeiten mehr oder minder deutlich an unser Ohr schlägt. Was naturalistifch an Kirchbachs küustlerischem Schaffen genannt werden kann, rührt aus dieser Quelle. Aber es ist darin nur enthalten, wie ein starker Einschlag in ein im Nebrigen ganz anders geartetes Gewebe, dessen Strnctur die gute Schule unserer klassischen Dichterperiode nur zu deutlich ver« räth. Dieser Einschlag wird größer in der Zeit, nachdem Kirckbach das Gymnasium verlasse» »nd aus der immerhin durch die Schule im Wesentlichen bestimmten Geisteswelt hinausgetreten war in eine andere, in der es mächtig eben zn gähren anfing, lind wo allzuschrille Trompetenstöße der ersten litterarischen Revolutionäre gerade zum Ansturm riefen gegen die in ausgefahrenen Gleifen einer immer grüßer werdenden Verflachnng entgegengehende sogenannte idealistische Dichtung. Denn er war jung, wie die Heerrufer alle der neuen, wildaufschäumenden Bewegung, und ihr Einflnß »»achte sich umso stärker auf ihn geltend, je mehr er in persönliche Berührung mit ihnen trat. So war, als Conrad seine „Gesellschaft" in München begründete, auch Kirchback mit bei dem „lebhaften Plänklergefecht gegen gewisse verhockte Zustände der deutschen Litteratur", das aus dieser

») Leipzig, Nicitlopf K Härtel

Zeitschrift her eröffnet wurde. Freilich nur so lange es ein Plänklergefecht blieb. Als aber in langen und erbitterten Kämpfen dann ein rüder Ton auf Seite der vorwärts stürmenden Jugend einzureißen begann, da war Kirchbach nicht mehr unter jenen „Stümpern", die „den edlen, alten Homer selbst als grasgrünen Anfänger zu bezeichnen" sich erdreisteten. Die Scheidung ward reinlich zwischen ihn, und ihnen vollzogen. Kirchbach hatte genug an allen den „Pariser Schreiern" und mehr noch an ihren „deutschen Nachrednern". Mit scharfer Klinge zieht er jetzt gegen diejenigen felbst zu Felde, in deren Lager er vor Kurzem noch geweilt hatte, und ihre Irrthümer und opfert wieder den alten Göttern, die gänzlich freilich nie-inals aus seinem Herzen verdrängt waren, selbst zu jener Zeit nicht, da er anscheinend der neuen Lehre eifrigster Adept gewesen.

Nun will ihn« auch die einseitige Auffassung der Wissenschaft als Naturwissenschaft nicht ganz mehr behagen, er liest wieder fleißig Hegel uud bekennt sich als einen Verehrer seiner Philosophie. Aber er verfällt doch auch wieder nicht in das andere Extrem, in thörichtem Uebereifer das Kind mit dein Bade zu verschütten. Er ist nicht blind dafür, daß die deutsche ^itteratur allmählich zu einer Frauenlitteratur herabgesunken war, in welcher der nach bewährten Necepten immer von Neuem wieder ange-fertigte Familienblattroman eine fast unumschränkte, aber Alles, nur keine segenbringende Herrschaft übte, und er beklagt es, daß es so geworden. „Leider weiß ich," sagte er, „daß in Deutschland gegenwärtig gar viele Männer von ihren Frauen die poetische Nahrung sich vorschreiben lassen: ja, sie betrachten die Wirkung eines Kunstwerkes auf ihre Frauen womöglich als das ästhetische Kriterium der Sache. Das ist eine Thatsache, und mit dieser Thatsache ade Historienmalerei in Kunst und Dichtung! Ade Shakespeare, ade Goethe und alle Kunst, die al l'rsZco malt!" Und bei einer anderen Gelegenheit, wo er eintritt für das Necht des Künstlers, sich seine Stoffe zu holen, woher es ihm beliebe, ein Necht, das er durch Cliquen- und Schulenweisheit sich nicht schmälern lassen will, sagt eri „Die Mißachtung des geschichtlichen Nomanes, welche man neuerdings mit einer gewissen thee-ästhetischen Vornehmthuerei betreibt, ist gerade so viel werth, wie im andern Lager die geflissentliche Hochmüthigkeit, mit der man die Modernen und Modernsten für keinen Schuß Pulver werth erklärt."

Cr hingegen weiß recht wohl, was an den Modernen und Modernsten auch Gutes ist, zu schätzen, uud mehr als einmal greift er deshalb nach dem Schiffchen, das modernen und modernsten Lebens kräftige Fäden genug dann in seine Dichtung mit verwebt.

Die Darstellung der künstlerischen Entwicklung Kirchbachs ist hier der Schilderung seines Lebensganges vormigeeilt. Noch während Kirchbach auf dem Gymnasium saß, war sein Vater aus Chile heimgekehrt. Er fand seine beiden Söhne — der Vruder des Dichters ist der bekannte Münchener Maler gleichen Namens — herangewachsen und zu den schönsten Hoffnungen

berechtigend. Allein es war ihm nicht lange vergönnt, sich ihrer zu erstellen, und nur kurze Zeit schon, nachdem er den Boden des Heimatlandes betreten, wurde er den Seinigen wiederum entrissen. Es war nicht viel, was nach seinem Tode zurückgeblieben, lind die Brüder waren in der Hauptsache nun auf sich selbst angewiesen, auf ihre eigenen Kräfte und Fähigkeiten. Unser Dichter bezog, nachdem er seine Gymnasialstudien beendigt, die Universität Leipzig und hörte hier ein paar Semester lang historische und philosophische Vorlesungen, wenn auch ohne rechte innerliche Befriedigung. Auf der einen Seite waren es allerlei dichterische Pläne und Arbeiten, welche ihn zu sehr beschäftigten und erfüllten, um für viel Anderes daneben Raum zu lassen; mehr aber war es noch eine Reihe äußerer Momente, welche den Wunsch in ihm zeitigen mußten, rascher zu einer selbstständigen Stellung zu gelangen, als dies auf den Schneckenwegen einer auf eiu langwieriges Universitätsstudium sich gründenden Carritzre möglich gewesen wäre. Es waren dies seine beschränkten finanziellen Mittel und ein Verlöbniß, das er schon als Primaner eingegangen war, und das ihn übermächtig nun nach einer Vereinigung mit der geliebten Braut drängte. So ward eine quälende Unruhe und Ungeduld in ihm erzeugt, die ihn immer stärker von seinen Uniuersitätsstudien abzog und immer mehr der Litteratur zuführte. Denn er sah darin, daß er ganz sich ihr widmete, die einzige Möglichkeit, rasch sich auf eigene Füße zn stellen, und mancherlei Erfolge, die er, so mit seinem Roman „Saluator Rosa", schon errungen, ermuthigten ihn zu dem Schritte, das Brotstudium ganz an den Nagel zu hängen. Trotzdem waren es schwere innere Kämpfe, die er durchlebte, ehe er zn dem entscheidenden Schritte sich entschloß. Arge Zweifel plagten ihn, ob fein Talent auch stark genug sich erweisen würde, um über die bösen Tage, die durch die Jagd nach einer Eristenz ihm unzweifelhaft noch bevorstanden, ihn: hinwegzuhelfen, bis er kurz entschlossen endlich die Schiffe hinter sich verbrannte, Leipzig und der Universität den Rücken kehrte, nach München übersiedelte und sich dort, noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, verheirathete.

Neun Jahre lang blieb er, mit einer einzigen größeren Unterbrechung von fast einem Jahre, das er in Italien zubrachte, in München, und fast mit allen dort lebenden Schriftstelleni, so mit Hei,se, Lingg, Greif, Grosse, Fulda, Stieler, Eonrad, Weltrich u, A. trat er nach und nach in persönlichen Verkehr.

Die Münchner Jahre waren für Xirchbach mehr die Jahre einer innerlichen Entwicklung, mehr die eines geistigen Ausreifens, als die Jahre einer reichen und bedeutsamen dichterischen Production. Was in der Zeit gährte, mußte auch in ihm sich erst noch klären. Nach seinen ersten schöpferischen Anläufen stand ihm jeder Weg offen. Er konnte nach rechts eben fo gut gehen, wie nach links. Aber er war doch ein viel zu philosophischer Kopf, um sich bei der Richtung, die er zu nehmen hatte, vom

Zufall allein nur bestimmen zu lassen. Er mußte den neuen Theorien erst auf den Grund sehen, sich mit ihnen auseinandersetzen, und auch den alten Wahrheiten nochmals in's Gesicht leuchte», ob sie sich auch als echt noch erwiesen, ehe er sich entschied.

In einer Reihe von Aufsätzen, die gesammelt und mit einigem Anderen vereint unter dem Titel „Ein Lebensbuch"*) erschienen sind, hat er dies auch gethan. Sie zeugen alle von einer großen Belesenheit und von eingehendsten Kenntnissen ans mannigfachen Gebieten seitens ihres Verfassers, dessen geistiges Rüstzeug allerdings ein ganz anderes ist, als das so mancher jüngerer Autoren, die mit erstaunlich leichtem Gepäck in dieser Hinsicht oft ihres Weges wandeln. Aber sie zeigen zuweilen auch einen svintisirenden Geist, wie er so vielen seiner sächsischen Landsleute eigen ist, einen bohrenden Tiefsinn, der sich in Tackgassen verrennen kann, ohne eigensinnigerweise einen Ausweg daraus auch nur finden zu wollen.

Als eine solche Tackgasse wollen uns z. V. Kirchbachs Theorien über den Vers erscheinen, de» er als die wahre realistische Form der Dichtung im Gegensätze zur Prosa preist, die „rein als äußerliche Form eine durchaus undichterische, unpoetische Form" sein soll, niemals im Stande, eine poetische Forin werden zu können. Alle Prosaschriftsteller und selbst Autoren, wie Dickens, Keller und Zola, sind ihn, demnach im gewissen Sinn keine wirklichen Dichter, und nur die „Halbbrüder" der eigentlichen Poeten.

Es ist erstaunlich, welchen Scharfsinn Kirchbach aufwendet, um eine solche Theorie zu stützeu, für die er immer wieder neue Gründe in's Treuen zu führen weih. Zuerst ist ihm der Vers schon deshalb die wahre realistische Form der Dichtung, weil die Natur selbst in dieser realistischen Form rhythmisch arbeitet und ihre Kraftleistungen bewältigt. Dann aber erscheint ihm die Redensart, kein Mensch rede in Versen, kein Einwand. „Denn es redet erst recht kein Mensch von Natur in Prosa. Das, was wir Prosa nennen, ist eine sehr mühsam errungene Denkform, welche wir Alle erst haben erlernen müssen . . . Die Prosa ist deshalb keine realistische Form, sondern eine abstracte."

Aber wenn die ganze Natur auch ausschließlich nur in Rhythmen spräche, was sie, nebenbei gesagt, aber keineswegs thut, und ich erinnere in dieser Hinsicht nur an den Wind, der in den unregelmäßigsten und unrhythmischsten Ttöhen zuweilen doch sich austobt — die Prosa bliebe doch die realistischere Forin der Dichtung, so lange die Menschen nicht in Verse» reden; wofern man unter einer mehr oder minder realistischen Dichtung nur eine solche versteht, die in mehr oder minder getreuer Weise dno Vild des wirklichen Lebens in der Dichtung künstlerisch widerspiegelt. Und es redet kein Mensch in Versen. Selbst wenn man die Kirckbach'sche Ansicht gelten lassen will, daß die Prosa, weil sie sich der sogenannte« Smtar in ihrer

*) 3. MelMll,!», Dresden.

ausgebildeten Form bedient, eine abstracte Denkform sei, die wir erst mühsam alle haben erlernen müssen, dann ist diese mühsam erlernte, abstracte Denkform doch die realistischere Forin, weil die Menschen ihrer sich bedienen und nicht der ursprünglichen Form des Verses. Aber wäre dann nicht die nllerursprünglichste Form zugleich die realistischste, und war diese allerursprünglichste Forni wirklich der Vers? Und dann: Sprechen die Fischer an der Nordsee oder die Holzknechte in den bayerischen Bergen etwa in kunstvoll gebauten Perioden, oder mit einem größeren syntaktischen Apparate, als auch der Vers ihn nicht entbehren kann? Aber sprechen sie deshalb in Versen? Und scheucht der Vers wirklich, wie Kirchbach an einer anderen Stelle wieder meint, die Erinnerung an jene banale Wirtlichkeit hinweg, die in einem Stücke wie seinem „Gordon Pascha" z. B. störend sonst es uns zum Bewußtsein brächte, daß Gordon und der Mahdi ja nicht deutsch, sondern englisch resp. arabisch gesprochen haben? lind thäte er es, wäre er dann wieder' realistischer, als die Prosa, da doch der realistische Effect, daß man nämlich jene sogenannten „philologischen Nebengedanken" über den Vers vergessen soll, nur durch deu Verzicht auf die Vorstellung erzielt würde, als wäre es ein Stück wirklichen Lebens, was sich da vor unseren Augen abspielt?

Aber wie es Prosa genug giebt, die unrealistisch ist im höchsten Grade, so haben wir auch Verse in Fülle, die realistischer wirken als manche Prosa, nnd es wird Alles nur darauf ankommen, wie Prosa und Vers gehandhabt werden. Den fanatischen Prosaverkündern, denen jeder Vers wie ein Verbrechen gegen die wahre Poesie erscheint, ist Kirchbach mit Necht entgegengetreten, mit Unrecht aber ist er umgekehrt wieder selbst zum fanatischen Versverkünder geworden, der keine Götter gelten lassen will, außer dein Rhythmus, dem er meines Vedünkens sogar eines seiner Werke, das Trauerspiel „Der Ingenieur"*) zum Opfer gebracht hat. In seiner ursprünglichen Prosafassung hat das Stück in München reichen Beifall sich errungen; in seiner Umarbeitung in Versen will es mir fast als die fchwächste von Kirchbachs Arbeiten erscheinen, und ganz deutlich kann man an mehr als einer Stelle es ersehen, daß oit nichts Anderes die Wirkung der Dichtung beeinträchtigt, als der Vers allein. Mag man eben hundert Mal auch dem Vers die Berechtigung zugestehen, für jeden beliebigen Stoff angewandt zu werden; es wird immer doch Themata geben, die mehr für eine Prosabehandluug sich eignen, als für eine solche in Versen, Themata, bei denen die vollendetste Meisterschaft des Verdichters die gleiche Wirkung zn erzielen im Stande ist, die dem auch weit weniger begabten Prosaschriftsteller zn erreichen ganz mühelos gelingt. Ein solches Thema ist der Vorwurf des Ingenieurs zweifellos, und der Vers sitzt ihm daher anch nur wie ein geliehenes Gewand, das ihn drückt nnd

*) Dresden, L. Ehleimann.

beengt an allen Ecken und Enden und ihn an jeder freien Bewegung hindert.

Mit dem „Ingenieur" schließt gleichzeitig die erste Periode von Kirchbachs künstlerischem Schaffen, in der außer den bereits angeführten Werken noch die zweibändige Novellensammlung „Kinder des Reichs", ein Band „Ausgewählte Gedichte", sowie das Drama „Der Menschenkenner,"*) entstanden sind. Es war dies, wie bereits erwähnt, mehr die Periode einer innerlichen Entwicklung eines geistigen Sichausreifens, Wachsens und Werdens, als die einer reichen und bedeutsamen dichterischen Production, und so findet sich naturgemäß viel nngegohrener Most noch in dein damals Geschaffenen; daneben aber freilich auch gar Manches, das man mit zu dem Besten zähle» muß, was Kirchbach überhaupt hervorgebracht.

Mit dem im letzten Jahre seines Münchner Aufenthaltes geschriebenen Roman „Der Weltfahrer**") beginnt dann eine neue Periode seines dichterischen Schaffens. Der Most hat ausgegohren. Es ist kein Tastender, Suchender mehr, der uus aus den in rafchem Aufeinander sich nun folgenden Werken entgegentritt; fondern eine fertige, gereifte Dichterplmsiognomie. Sein „Weltfahrer" aber bildet nicht nur äußerlich den Abschluß seiner Münchner Jahre, er zieht auch gleichsam die Summe aus allen den Eindrücken, die der Dichter in einer so langen Zeitperiode empfangen, und er gestaltet sich zu einer gründlichen Abrechnung mit dem Münchner Naturalismus und dessen hauptsächlichsten Vertretern, von denen einzelne, mehr oder minder deutlich porträtirt, in dem Werke selbst erscheinen. Allein er ist deswegen noch lange nicht etwa eine Huldigung für eine >vnnstübung, die, wie Kirchbach sehr wohl wußte, in Eonventionen allmählich erstarrt war. Im Gegentheil; er ist vielmehr ein Protest gegen die herkömmliche Anschauung von dem, was poetisch sein soll, und was nicht. „Es ist doch eine herrliche Zeit, in der wir leben," ruft Konrad Hermann, ein junger naturalistifcher Lyriker und eine der am besten gezeichneten Figuren aus dein „Weltfahrer" aus, „nicht das Zeitalter Homers, ja, nicht das Zeitalter Goethes möchte ich um die lebendige, gesteigerte Poesie geben, welche uns gerade der technische Fortschritt gebracht hat. . . . Siehst Du, die Mühle, das Mühlenrad, das erscheint Jedermann poetisch. . . . So wird eine Zeit kommen, wo man auch das Eisenbahnrad als die traulichste Poesie besingt, ja, wir stehen schon zur Hälfte mitten in dieser Zeit. Denn auch die Mühle und das Mühlenrad ist ja nur eine uralte Maschine; sollten da nicht unsre unendlich vervollkommneten Dampfmaschinen, elektrischen Maschinen auch unendlich dichterischer sein? Es ist nur Gewöhnung. Schön und poetisch wird die Welt erst zu der Zeit werden, da

') Sämmllich erschienen bei L. Ghlermann, Dresden.

**) Ticsden, E. Pierson.

man Alles in Maschinen und Mechanismen aufgelöst hat. . . . Das ist unsre neue Poesie! Die wollen wir «erkunden; die will ich Euch bringen!"
Die Wege dieser neuen Poesie war Kirchbach freilich schon in seinein Erstlingswerke, in den „Märchen" gewandelt; aber jetzt vermochte er sie doch mit einer ganz anderen, gereifteren Beherrschung der künstlerischen Mittel zu gehen, wie ehedem. Wer den episodisch in den „Weltfahrer" eingessochtenen „Mitrobenroman" gelesen, der wird sich auch dem Eindrucke nicht zu entziehen vermögen, daß er hier einem Eabinetstückchen gegenüberstehe, welches allein schon das Werk über das Durchschnitts«!venu gewöhnlicher Unterhaltungslectüre hinaus zu heben vermöchte. Aber das ist der Noman aus) sonst in keiner Weise. Dazu ist er zu sehr gesättigt mit dem geistigen Inhalte der Zeit. Es ist, als hätte Kirchbach in dem Weltfahrer sein Lebenswerk zu schreiben beabsichtigt. Alles, was ihn bewegte, was er erlebt, gesehen und gelernt in seinein bis dahin verhältnißmäßig noch so kurzen und doch so inhaltsreichen Leben, die Erinnerungen seiner Gmmmsiastenzeit mit ihren Liebhabereien und dem naturwissenschaftlichen Wanderverein, dessen Andenken das Buch auch gewidmet ist, seine späteren inneren Kämpfe, die Weltreisen seines Vaters, alle seine mannigfachen philosophischen, naturwissenschaftlichen nnd historischen Studien, sein Ringen nach geistiger Freiheit, nach Unabhängigkeit von jeglicher Schulmeinung, das gan-e Bild der Zeit mit ihren hundertfach sich durchkreuzenden Strömungen und Unterströmungen, das Alles, Alles suchte er iu das eine Gemälde zusammenzufassen. Und doch ist es nicht überladen, nnd seine frischen Farben erfreuen, gleichgiltig ob sie aus dem naturalistischen Farbentopfe geholt sind, wie in dem Schlnßcapitel mit seinem fast zolamäßigen Ausklingen oder in dem grausig packenden Nachtstücke, wo die freiwillig von ihrem Manne geschiedene Frau Streicher, die nur deshalb deu Gatten freigab, damit dieser seinen in's Wanken gerathenen finanziellen Verhältnissen mit einer freilich stark verbrauchten, aber wohlsituirten Tänzerin aufhelfe, dem wieder vermählten Manne, dem sie in krankhafter Sentimentalität selbst das Vrautbett gerichtet, und dann auch sich selbst in der Hochzeitsnacht die Gnrgel abschneidet — oder ob jene Farben den» Malkasten der idealistischen Richtung entstammen, wie in der reizenden Idylle des zweiten Eapitels.
Aber so wenig haushälterisch der Dichter in seinen: „Weltfahrer" mit seinen Mitteln auch umgegaogen ist, er hat doch bei Weitem nicht sich auszugeben vermocht, und was fast wie der Schlußstein seines ganzen Dichterlebens sich ausnahm, war doch erst der Grundstein zu eiuem Vau, bei dem der Künstler emsig noch am Werke ist. Das Neste ist ihm vielleicht noch vorbehalten: das Beste, was ihm bisher aber gelungen ist, hat er gleich in seinem nächsten Werke, dem Bühnenmärchen „Die letzten Menschen"*) gegeben, einen, Vorläufer jener ungezählten Märchen, welche die Theater ein

*) E. Pierson, Dresden.

paar Jahre später als Rückschlag der großen naturalistischen Hochfluth nun uns allzufreigebig fast credenzen.

Ein Stück für die große Masse sind die „Letzten Menschen" jedoch in noch weit geringerem Grade, als der „Zeitfahrer" etwa ein Roman für die Menge derjenigen ist, die mit ihrer Lectüre nur dem plattesten Unterhaltungsbedürfnisse zu Hülfe kommen können oder wollen; viel mehr find sie ein Stück für litterarische Feinschmecker, und wie sie selbst höhere Ansprüche an den Zuschauer stellen, so werden sie in der Hauptsache auch solche besonders interessiren, die ihrerseits ein größeres Maß von Ansprüchen in litterarischen Dingen zu stellen gewohnt sind. Aber das soll nicht etwa ein Tadel sein. Die „Letzten Menschen" sind kein Buchdrama. Ein starker dramatischer Zug lebt in ihnen trotz des tieferen philosophischen Sinnes, der durch die reichbewegte Handlung hindurchschimmert, ohne ihn doch mehr zu belasten, als etwa der Blüthenstaub, der die Flügel des Falters überdeckt, und eine Fluth von Phantasie und Stimmung ist über das Ganze gegossen, die auch denjenigen in ihre Zaubcrkreise zwingen, denen jener tiefere Sinn des Stückes immer ein ungelöstes Mthsel bleiben mus!.

Es ist der Welten Ende, das uns in den „Letzten Menschen" vorgefühlt wird; aber nicht, wie es in den uralten Mythen gemalt sich findet, sondern wie die Naturwissenschaft als unausbleiblich es uns vorherfagt. Die Sonne will verlöschen, und der Erdball vereist.

.Doch eh' der eis'ae Tod die starre Welt umschliehet,
Noch einmal Leben aus der bangen Nacht entsprießet.
Noch einmal trifft der Sonne letzter Strahl
Erwärmend in das tühle Erdcnthal . .
Da blüht die Erde auf im sanften Licht . . .
Ein Paradies erwächst im Sllberlranze
Der Elsaebiiac . . . ,"

durch das ein Menschenpaar, das letzte, hindurchwandelt. Und rings um dieses herum tummeln sich zu neuem Leben erweckte Fabelwesen, Faune und Sirenen, Kentauren und Tritonen, Saturn und Rumphen, Proteus und der alte, große Pcm selbst, mit einem göttlichen Behagen, das von den quälenden Zweifeln, von all den Leiden, die auch des letzten Menschenpaares Brust durchwühlen, Nichts kennt und weiß. Es ist oft fast wie ein Stück gedichteten Böcklins, aus dessen Bildern in der Schack'schen Galerie zu München Kirchbach ja auch mannigfache AnMylng empfangen haben mag; aber es weht auch ein großer tragischer Zug durch das Stück hindurch, der aus der Gegenüberstellimg jener mit glühenden Farben gemalten, faunisch den Augenblick genießenden n»d um die Zukunft unbekümmerten Fabelwelt und dem unsäglichen Jammer erfließt, der die letzten Menschen ihrem eigenen und der Erde sicher nahem Ende gegenüber erfaßt.

Der rechte Mann war hier an den rechten Stoff gekommen. Das Reich der Phantasie ist so eigentlich >lirchbachs Domäne nnd daneben die philosophische Tpeculation, nnd in beiden Richtungen konnte er hier- nach

Herzenslust sich ausleben, ohne doch befürchten zu müssen, durch ein Zuviel nach dieser oder jener Seite hin, wie es in anderen seiner Werke ab und zu doch sich geltend macht, entweder als allzu phantastisch oder allzn tiefsinnig zu erscheinen.

So wurden seine Schwächen selbst zu Vorzügen an diesem Stoffe, an dem der Autor einen ebenso glücklichen Griff gethan, wie an dem Stoffe zu seinen» nächstfolgenden und bisher wohl verbreiterten Werke, dem „Leben auf der Walze"*), So grundverschieden die beiden Vorwürfe aber auch sind, es leitet doch eine Brücke von dem einen zum andern, die nach einem rein aus dein Boden der Phantasie entsprossenen Werke, wie die „Letzten Menschen" es sind, die Wahl eines Themas verständlich erscheinen läßt, in dem das erbärmliche Leben des Handwerksburschen und Pennbruders behandelt ist. Und diese Brücke ist nicht nur in dem Contrast zu suchen, nicht nur darin, daß das Pendel, nachdem es nach der einen Seite sich ausgeschwungen, nun auch zurück und nach der entgegengesetzten Seite schlagen inuß. Kirchbach ist kein Gesellschaftsmenfch, kein Man« des glatten Salons; er fühlt sich am wohlsten in Wald und Flur, auf weiten Fußwanderungen oder in der Stille seiner Studirstube, vertieft in seine Bücher nnd Studien, und er kennt demnach die ihm gleichgültige Welt, die die Salons bevölkert, weit weniger, als jene Welt, der er das größte Interesse, eine warmherzige, tiefe Liebe entgegenbringt, die Welt der Dichter nnd Denker, wie das Leben nnd Weben draußen in der Natur, Davon hat er zwei Seiten bisher uns nur geschildert, im „Weltfahrer" das stille, geheimnißvolle Leben der Pflanzenwelt, in den „Letzten Menschen" das Dreiben aller der Fabelwesen, mit denen seine Phantasie ihm die Natur bevölkert; nun wendet er sich auch dem zu, was an Menschenkindern im Dunkel des Waldes oder auf der zwischen endlosen Felden« sich dahinziehenden Landstraße umherkrabbelt, jener tagscheuen Brüderschaft, die kein anderes Heim hat, als Mutter Grün und die Penne. Und er schildert sie trotz dem waschechtesten Naturalisten. Er kennt ihre Sprache, jenes seltsame Nothwelsch, in dem sie mit einander verkehren, und ihre Gewohnheiten, alle die Nüanceu der Species, ihre guten und bösen Seiten, und er weiß sie plastisch und anschaulich genug uns zu schildern. Daß der Noman überdies in eine Zeit siel, wo eine ganze Richtung in der sinnst mit Borliebe das Leben der Enterbten und Elenden zum Gegenstande ihrer Darstellung machte und bei dem eben herrschenden großen Interesse für alle sogenannten socialen Fragen auch den lebhaftesten Widerhall erweckte, in eine Zeit, wo durch des Theologen Paul Göhre interessante Studie: „Drei Monate Fabrikarbeiter" die Theilnahme für die in Kirchbachs Werke geschilderte Mensckentlasse gerade eine besonders starke war, vermochte de» Wertli der Arbeit freilich nicht zu erhöhen; aber es verhalf

*) Berlin, Verein der Bücherfreunde.

dem Buche doch mit zu einer größeren Popularität, als frühere Arbeiten des Autors ihrer mehr oder minder starken Erclusivität wegen sich je vermuthlich errungen hätten, so daß Kirchbach seit dem „Leben auf der Walze" wohl mit zu den« verhältnißmäßig sehr kleinen Kreise von Autoren zu zählen ist, deren Namen auch weiteren Kreisen geläufig sind.

Aber, als wäre es ihm darum zu thun gewesen, nach diesen: seinem erfolgreichsten Werke nicht ein für alle Mal zum Naturalisten gestempelt zu werden, so finden wir den Dichter fchon in seiner nächsten größeren Arbeit, die er ans eine Sammlung von Novellen unter dem Titel „Miniaturen"*) hat erscheinen lassen, in „Des Sonnenreiches Untergang"**) auf ganz anderen Pfaden. Es ist der Weg der historischen Tragödie, den er diesmal schreitet, der Weg Shakespeares und Schillers, auf dem er, ob er gleich nie ihn bisher noch gewandelt, merkwürdig gut sich zurecht findet. Ganz anders, wie in den Bühnenwerken seiner ersten Schaffensperiode, wie im „Ingenieur" und im „Menschenkenner", ist er jetzt Herr des technischen Handwerkszeugs, kennt er die Forderungen des Theaters, weiß er seine Handlung zu gruppiren und dramatisch wirksam aufzubauen. Der Fortfchritt ist ganz unverkennbar. Die Flügel sind ihm gewachsen, und sie erlahmen nicht mehr nach kurzem Fluge, sondern tragen ihn sicher empor nach dem hohen Ziele, das er sich gesteckt.

Es ist ein dankbares Thema, die Eroberung Perus durch die Spanier, das der Dichter sich wieder zum Vorwurf für seine Tragödie erkoren, reich an tragischen Momenten und wirksamen Kontrasten, die nach einer Tramatisirung förmlich zu drängen fcheinen, und die es uns vergessen lassen, wie fernab jene Ereignisse alle uns im Grunde liegen. Was in dem Stoffe lag, hat Kirchbach auch geschickt herauszuholen verstanden. Aber ebenso geschickt hat er zugleich mit seinen künstlerischen Mitteln hauszuhalten gewußt, und ob das Drama auch seinen Höhepunkt am Ende des zweiten Actes schon erreicht: es weiß doch bis zum Schluß noch uns zu fesseln.

Der Versuchung in diesem „Eultuxdrama" der Schilderung jenes hochentwickelten Eulturzustandes, wie er uns in dem auf communistifcher Grundlage aufgebauten peruanischen Staatswesen iu drastischem Gegensatze zu der empörenden Barbarei und Grausamkeit jenes bigotten, rohen und allen Lastern ergebenen spanischen Pöbelhaufens entgegentritt, dessen Führer Pizarro nicht einmal des Lesens und Schreibens kundig war, auf Kosten der Gesammtwirkung einen allzubreiten Raum zu gönnen, ist Kirchbach dabei klug aus dem Wege gegangen, und was er an kulturhistorischen Neminiscenzen geboten, hat er discret und ohne alle Aufdringlichkeit gethan.

Schade, daß gerade die Hauptfigur des Dramas, der letzte Inka Atahuallpa, einige Ungleichheiten in der Charakterzeichnung aufweist. Im

*) Stuttgart 1892. I. st«. Cottll.

**) Dresden 1894. G. Piersons Verlan.

ersten Acte, in dem Zwiste mit seinem Bruder Huaokar, den Atahuallpa vom Throne verdrängte, um sich selber darauf zu setzen, sind die Sympathien des Zuschauers im Grunde alle auf Huaskars Seite. Und mit Reci,c.
D enn wenn Atahuallpa alle seine Verwandten, die zu dem Bruder gestanden, Männer und Frauen, nach glücklich errungenem Siege, auf das; sie ihm nicht weiter gefährlich werden können, in den Felsenahgrund stürzen läßt und ihnen, denen in wenigen Augenblicken die „heiligen Häupter" zerschlagen werden sollen, auf ihrem traurigen Wege zur Richtstätte, als wollte er sie noch höhnen, zuruft:

„Wie glücklich seid Ihr Alle! Ihr „cht hin.
Wo Euch unsterblich Leben blühen wird.
Indessen wir in dieser Welt der Arbeit
Noch länger uns're Mühsal tillgen müssen!"

so kann man nicht anders, als mit Huaskar sich über eine so grobe Heuchelei in tiefster Seele zu entrüsten. Es wird Einem schwer, demselben Manne dann in den Tagen seines Unglücks jenes Maß von Mitleid entgegenzubringen, das der Dichter in lins offenbar erwecken will, und das wir sicher sonst auch für ihn empfunden hätten. Und mit Mühe nur vermag man deshalb in der sonst hochdramatischen Scene, wo Atahuailpa in der Ahnengruft die Mumien der todten Inkas befragt, ehe er, sich zu retten, den Bruder heimlich um's Leben bringen läßt, den Gedanken zu unterdrücken, ob dieser große Komödiant, als der er ini ersten Acte sich erwiesen, nicht auch hier abermals nur ^in Theaterstückchen aufführt, während sein Entschluß, den Bruder zu opfern, längst schon gefaßt war, und das; ein Schurke, Atahuallpa, fomit hier nur an einen noch weit größeren Schurken, Pizarro, gerathen.

Um so besser ist Kirchbach dafür die Eharakteristik der Spanier gelungen, und für einige Schwächen des Stücks bietet er reichlichen Ersatz in einer Reihe unleugbarer Borzüge, so in einer brillanten Farbengebung, die die Bilder längstvergangener Zeiten lebensfrisch uns vor das Auge stellt, und in einigen fein abgetönten lyrischen Momenten, die, als Ruhepunkte gleichsam, die dramatisch stark bewegte Action stimmungsvoll unterbrechen. Immerhin war es, so dankbar, wie erwähnt, das Thema einerseits auch ist, auf der anderen Seite doch ein nicht zu unterschätzendes Wagniß, in der Zeit Ibsens und des socialen Trauerspiels für eine historische Tragödie in fünffüßigen Jamben noch Interesse erwecken zu wollen; aber der Erfolg der ersten Aufführung am Dresdner Hoftheater, der weitere Aufführungen auf einer ganzen Reihe erster Bühnen folgen follen, hat es allein schon bewiesen, daß das Wagniß geglückt ist.

Einen ungleich größeren Wagemnth hat Kirchbach aber doch noch mit seiner nächsten Tragödie „Gordon Pascha" bewiesen. Wir haben die Ereignisse alle miterlebt, die dem Stücke zn Grunde liegen. Mit ängstlicher Spannung haben wir s. Z. monatelang das Vorwärtsdringen des Entsatz-

Heeres unter Wolseley verfolgt, in banger Erregung, ob es noch gelingen würde, Gordon und seine Getreuen zu erretten, nm endlich die Kunde von dem verhängnißuollen „Zu spät" zu vernehmen. Und nun soll uns das Alles auf den« Theater vorgeführt werden, und nicht etwa in einem Ausstattungsstücke oder in einer jener Sensationskomödien, die mit Vorliebe ja des Allerneuesten und Actuellsten sich bemächtigen, sondern in einem ernstgemeinten Drama, das mit der vollen Prätension einer wirtlichen litterarischen Leistung auf den Plan tritt. Das Experiment in neu, wenigstens für unsere Tage. Aber warum, meint Kirchbach, soll das, was vor mehr als zweitausend Jahren dem Aeschylus mit seinen Persern erlaubt war, ohne daß ein hypochondrischer ästhetischer Coder es ihm verwehrte, nicht auch dein modernen Dichter gestattet sein?

Die Zeiten haben sich gewandelt, die Menschen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sind dieselben nicht mehr, wie die in Aeschylus' oder Shakespeares Tagen. Sie sind weit weniger naiv, als jene, zu sehr darauf erpicht, die Dichtung darauf hin anzusehen, ob sie auch nur der Wahrheit, der Wirklichkeit entspräche, zu wenig daran gewöhnt, die Einrichtungen und Errungenschaften unseres modernen Lebens auch als poetische Elemente anzusehen, deren eine höhere Ansprüche erhebende Dichtung sehr wohl sich bedienen darf. Und deshalb ist das Unternehmen, den Zeitgenossen ein Drama, das sie selber miterlebt haben, im Spiegel der Dichtung vorzuführen, heutzutage ein ganz anders gewagtes, als es ebedem gewesen, nnd anch deswegen, weil die Gefahr allzuuahe liegt, in das Genre eben jener Sensationskomüdien hineinzngerathen, von denen wir eben gesprochen. Indem Kirchbach seinen „Gordon" in Verse goß, hat er diese letzte Klippe wenigstens mit Geschick zu umgehen gewußt. Von vornherein hat er damit sein Drama in ein höheres Niveau gerückt und den Zuschauer zu einem ganz anderen Maßstab für die Neurtheilung gezwungen, so sehr befremdlich es für den ersten Augenblick auch wirkt, Gordon Pascha oder den Berichterstatter der Times mit dem sehr wenig poetisch klingenden Namen Power in Versen reden zu hören.

Wie in des „Sonnenreiches Untergang", so sind es auch hier zwei Welten, die einander gegenüberstehen. Aber diesmal sind nicht wie dort die Wilden die besseren Menschen, sondern die durch den edlen und hochherzigen Gordon rcpräsentirten Europäer, deneu im Mahdi und dessen lawinenartig sich mehrenden Anhängern eine nach außen zwar glanzvolle Gruppe entgegengesetzt wird, glanzvoll, weil im Vesitze einer ungeheuren Machtfülle, aber morsch und faul im Innern bis auf die Knochen, weil auf Lüge und Velrug aufgebaut. Und wie in dem Inkadrama, so erliegt auch hier das Gute im Kampfe mit der brutalen Uebermacht. Das Vöse triumphirt. Aber es ist nun einmal so der Gang der Ereignisse gewesen, an denen, gerade, weil sie uns so verzweifelt nahe liegen, freilich nicht viel sich ändern ließ, und Kirchbach glaubte von der historischen Wahrheit schon deswegen umsoweniger

abweichen zu dürfen, als eben diese Wirklichkeit im vorliegenden Falle ihm „das beste ethische und sittliche Motiv der ganzen Dichtung" zn sein schien. Nnd doch wäre eine kleine Retouche der Wirtlichkeit dem Gefammtbilde vielleicht uon Vortheil gewesen, in dein die einzelnen Figuren immerhin plastisch und scharf uon dem stimmungsvoll gezeichneten Hintergrund sich abheben. Unter ihnen gebührt dem Mahdi und seiner Gruppe, die freilich das lebendige Eolorit des Orients und mit dem malenscheren Eostüm weit mehr Theatralisches überhaupt schon uon Hause aus vor den in dem Drama auftretenden Europäer» voraus hat, unbedingt der Vorzug, und nur das weibliche Element scheint uns in der Charakteristik ein klein wenig zu kurz gekommen zn sein. Aber das ist eine Schwäche des Dichters überhaupt', und mit Ausnahme der Frau Streicher in seinem „Weltfahrer", in der Kirchbach freilich einen Eharakterkopf von blendender Wirkung geschaffen, sind fast alle seine Frauengestalten, wenigstens insofern sie den besseren Ständen angehören, mehr ausgedacht, als geschaut. Er kennt die Frauen zu wenig; aber der Tadel, der in diesen Worten für den Dichter liegt, schließt zugleich doch wieder das höchste Lob für den Menschen Kirchbach ein, der seit seiner, wie erwähnt, in so jungen Jahren eingegangenen Ehe in Herzenssachen vermuthlich Nichts weiter mehr erlebt hat.

Vor wenigen Wochen vollendete Kirchbach sein 38. Lebensjahr; er steht somit in einem Alter, in welchem andere Talente sich oft erst zu entwickeln pflegen; aber wenn man die Fülle dessen überblickt, was er bereits geschaffen — und zu den schon erwähnten Werken sind noch seine letzten Arbeiten, ein Roman „Der Wein", das bereits citirte Drama „Eginhard und Emma", sowie ein Operntert „Der Spiegel" < Musik von Franz Eurti) zn ergänzen, auf die hier nur aus dem Grunde nicht näher eingegangen werden konnte, weil sie, im Erscheinen begriffen, noch nicht vorlagen — dann nimmi die stattliche Anzahl von Bänden sich aus, wie das Endergebnis; eines langen und arbeitsamen Dichterlebens, dessen auch eiu doppelt so Älter wie Kirchbach keinesfalls sich zu schämen brauchte. Uud sicher hat .Nirchbach auch den Gipfel feines Könnens noch lange nicht erreicht. Denn ob das Beste, was er uns bisher gegeben, seine „Letzten Menschen", gleich in den Anfang feiner zweiten Schaffensperiode fällt, so ist doch ein Fortschreiten, wie es von seiner ersten zn seiner zweiten Periode constatirt wurde, auch innerhalb eben dieses zweiten Abschnittes in vieler Hinsicht nicht zu verkennen, ein Wachsen und Entfalten seiner Kräfte, das offenbar immer noch im Steigen begriffen ist. Seine besten Karten hat Kirchbach also vermuthlich noch nicht ausgespielt; aber er hat doch genug davon gezeigt, um die Ehrung gerechtfertigt erscheinen zu lassen, die ihm dadurch widerfabren, daß der in Dresden tagende Eongreß der ,,^,«8oc:!gtion littörlui-s ot ll!'ti8ticil>6 intsriintiunalß" ihn zu seinem Vorsitzenden erkoren, eine Ehrung, die allerlei zufällige und äußerliche Gründe allein wohl knnm herbeigeführt hätten.

Gedichte.
von
Ludwig NacouowM.
— Verlin. —

Dorfidyll.

Des Küsters blondes Töchterlein
sitzt mit dem Lehrer ganz allein.
Im Flieder singt die Nachtigall
Und singt von liebe mit süßem schall,
sie sieht zur Seite, er spricht kein Wort,
Das vöglein singt noch immerfort.
Das klingt so hell von tust und Freud',
Da rückt er still an ihre Zeil'
Und küßt das Vlondhaar immerzu,
sie schließt die beiden Augen zu . . .
Im Vrombeerbusch am Gartenzaun,
Da ist ein junger Vursch zu schaun.
Der Hansel ist's, der Ackerknecht,
Dem war die sache gar nicht recht,
In Erlenblä'ltern der Nachtwind rauscht,
<3r steht am Zaun und steht und lauscht.
Dann schleicht er fort durch's Rübenfeld.
Li pfeift jetzt auf die ganze Welt,
Im wirthshaus ist heut' Rauferei,
Da schlägt er Tisch und Vank entzwei!

Die Nacht.

lind wenn mich Deine süße stimme riefe,
so süß, wie keine Nachtigall gelacht,
Ich müßte thun, als wenn ich tief schon schliefe, —
Ich habe Furcht, denn draußen steht die Nacht.

Ich will nicht frevelnd nach den steinen greifen,
Doch nach den Vlumcn, die in meiner Macht,
Denn um in's Ungemeßne zu entfchweifen,
Ich habe Furcht, denn draußen steht die Nacht.

Halt' aus, mein lierz, wenn auch mit schwertesschärfen
Lin großes weh Dich Nberelend macht.
Denn um mein kleines leben hinzuwerfen, —
Ich habe Furcht, denn draußen steht die Nacht . . .

Rothe ^osen.

Ein Körbchen Rosen sandt' ich vir in's
Haus.
Du suchtest Vir die beiden schönsten aus.
Heut Abend prangt das dunkelrothe paar
Als einz'ger 5chmuck in Deinem schwarzen
Haar,
Mich siehst Du nicht! Ich aber schau Dich an.
Es ahnt kein Mensch, was ich vir an-
gethan,
Kein Mensch im Saal, daß mit dem
Rosenpaar
Mein Segen ruht auf Deinem lockenhaar.

3er Wundervogel.

Dorm Fenster steht ein Ahornbaum,
Da singt ein vöglein seltne lieber,
Das kommt ans fremdem Himmelsraum
In jeder Sommernacht hernieder.
Doch wenn die letzten Vlüthen blühn
Und weif; und roth zur Erde wehen.
Dann muft es in die Fremde zieh«,
wo andre Nliithen auferstehen.
Tiefdunkel war die Sommernacht,
Da hob das vöglein seine Schwingen.
Ich hörte halb im Craume sacht
Sein letztes Klagelied verklingen.
Ich bin so sterbensmiide jetzt
Und möchte schlafen wie die Andern,
was fang das vöglein doch Zuletzt? —
„5ei still, auch Du wirst balde wandern ,.."

Die Iüngstdeutschen des achtzehnten Jahrhunderts.

von

Nlltwlf von Gllttschall.

— telpzia. —

7 ist etwas Mißliches mit den geschichtlichen und litterargeschichtlichen Parallelen: Der Satz „omns gimils olausUcnt" findet auch auf diefe feine Anwendung. Gleichwohl sind sie immerhin lehrreich, da sie doch das Gleichartige hervorheben, was verschiedenen durch die Zeit getrennten Epochen eigen ist, und wenn eine neue litterarische Richtung sich lärmend als eine Revolution ankündigt, welche alles bisher Dagewesene über den Haufen wirft und enrmin«, nun prisuz auctit» cmf dem litterarischen Markte anstimmt, so mag man sie doch mit der Weisheit des Nen Akiba zur Ordnung rufen und ihr nachweifen, daß schon vor einem Jahrhundert in dasselbe Honi gestoßen wurde und Vieles von dem, was sie als eine unerhörte Neuerung ausposaunt, nur eine Wiederholung, ein Abklatsch früherer dichterifcher Bestrebungen und Leistungen ist, welche die Literaturgeschichte aus dem Lethe, in dem sie sonst vergraben sind, bisweilen hervorholt.

Es würde die Grenzen eines Essays überschreiten, wollte ich die Parallele zwischen den Iüngstdeutschen des neunzehnten und denen des achtzehnten Jahrhunderts im Einzelnen durchführen; es kommt hier nur darauf an, einige Hcmvtgesichtsvnnkte hervorzuheben, um zu zeigen, wie sich das Neueste, das sich so stürmisch geberdet, mit dem Alten, das längst verschollen ist, berührt.

Wie in jener Zeit, besonders in dem Jahrzehnt von 1770 ab, wimmelt es auch gegenwärtig von Genies auf dein Parnaß, und die Revolution der

Litteratur wirft Alles über Bord, was die frühere» Jahrzehnte dieses Jahrhunderts geschaffen. Sieht man diese Genies aber näher an, so paßt ans sie Vieles von dein, was die damaligen älteren Litteraturgriißen über die jüngeren Stürmer und Dränger äußerten; eine kleine Vlüthenlese solcher Meinungsäußerungen mag dies bestätigen. Gegen die Selbstberäucherung dieser Genialitäten wandte sich Lavater: „Genie! tausendmal und niemals mehr als in unserer Aftergeniezeit hergeworfenes Wort — aber der Same bleibt nicht, jeder Hauch des Windes weht ihn weg — jedes kleine Talentmückchen nennt noch ein kleineres Genie, damit dies wieder zu Kleineren lsinabrufe: seht an die Höhi hinan! Aber Flieger, Rufer und Stürmer, die sich einander hinauf und hinabräucherteu und vor — genierten, die Sonne geht auf, und weun sie aufgegangen, was seid ihr?" Achnlich schrieb Nicolai 1776': „In nur fünf Jahren wird das wilde Wehen verrauscht sein, und dann wird man ein paar Tropfen bieist im Helm und im Tigel ein großes caput inorwuin treffen." „Das Publicum", sagt Jean Paul, „las und labte sich an dem ästhetischen Schnepfendrecke dieser cpnischen Dichter, da es für echten Bombast vielleicht mehr Geschmack besitzt als ganz Paris, denn wenn der ungekünstelte einfältige, natürlich rohe Geschmack nicht nnr der richtigste ist, sondern auch der ist, der brennende dicke Farben, Quodlibetbilder und mäßige Uebertreibung zu geuießen weiß, so muß er doch wahrhaftig bei einen» Lesepnblicum zu finden sein, das größtentheils aus jungen Leuten, Studenten, Kaufmannsdienern und ungebildeten Geschäftsleuten besteht. Jetzt ist der Parnaß ein ausgebrannter Bulcau, und wo haben wohl jene Männer, die aus Goethes Esse funkelnd stoben, ihren Glanz und ihre Wärme gelassen?" Viel schärfer noch ging den Satiriker Lichtenberg diesen Litteraturrevolutionären und sich gegenseitig vergötternden Genieaposteln zu Leibe. „Das deutsche Publicum," sagte er in seinem „Parakletor oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind," „verlangte Originalgenies und Originalwerke. Es war eine Lust anzufehen, dreißig ^)orike ritten auf ihren Steckenpferden in Spiralen um ein Ziel hernm, das sie den Tag zuvor mit einem Schritt erreicht hätten, uud der, der sonst beim Anblick des Meeres und des gestirnten Himmels Nichts denken kounte, schrieb Andachten über eine Schnupftabaksdose. Shakespeare standen zu Dutzenden auf, wo nicht allemal in einem Trauerspiel, da in einer Necension; da wnrden Ideen in Freundschaft gebracht, die sich außer in Bedlmn nie gesehen hatten, Naum und Zeit in einen Kirschkern geklappt und in die Ewigkeit verschossen; es hieß: eins, zwei, drei; da geschahen tiefe Blicke in das menfchliche Herz; man fagte feine Heimlichkeiten, und fo ward Menschenkenntnis;." Gegen die Sprache und den Styl der >traftgeiiies richtet er feine witzigen Ausfälle in der „Bittschrift des Wahnsinnigen"; er copirte die beliebten Elisionen. „l'Hebs'n, woll's n't sonst'n. Sieh's Genie, wie's n'Wolken webt? Ob d's Genie siehst? Wenn d's mt siehst, Host die Nasen nit 's Genie z'riechen." Ost angesührt ist die

Aeußerung Lichtenbergs, er müsse täglich sehen, daß seilte zu»! Namen Genie
kämen, wie die Kellerasseln zum Flamen Tauscndfuß, nicht weil sie souielo
Füße haben, sondern weil die Meisten nicht bis auf vierzehn zählen wollen.
Auch Wieland, der von den Jüngeren viel gelesen, aber auch heftig angegriffen
wurde, ärgerte sich über die „lausichten Gelbschnäbel, die sich »ir geben, als
ob sie mit Shakespeare Blindekuh zu spielen gewohnt wären." Der durch
seine geistvollen Reisebriefe bekannte Schriftsteller Sturz ermahnte die jüngeren
Geniemänner zur Bescheidenheit und veröffentlichte einen sehr heftigen Ergus;
seines Unwillens über die jüngste Litteratur unter der Maske eines Freundes,
der ein derartiges Sendschreiben an ihn gerichtet; er spricht darin von der
sinnlosen, zerhackten, holprigen Prosa oder den stachen Kuittelreimen, die «ns
jetzt nach zehn Jahren geboten würden, nachdem wir Lessing, Mendelssohn,
Zimmermann, den Agathon und Snlzcr gelesen, uns an >Uopstocks himmlischen
Gedichten, an Wielands irdischen ergötzt hätten; er weist hin auf die Pöbeleien
im Drama uud der Tatire, auf die Einfälle, sich niederzulassen in der
leeren sumpfigen Gegend der Natur, dort allein Moor- und Haideblumen
zu sammeln: durch solche Würfe seien die Griechen wahrlich nicht unsterblich
geworden. Von ihrem Genie, das in der vollkommensten Euphemie tiefen
!>jehalt in reizenden Ausdruck gekleidet, hat Aristoteles seine Regeln em-
pfangen und nicht Gesetze dem Genie gegeben, die man jetzt so gern ver-
achten möchte, weil man sie nicht mehr ausüben könne.

Einer der Hauptführer der Sturm- uud Drangperiode und ihr Tanf-
pathe. Klinger, gehörte doch zu denen, die fchon iin nächsten Jahrzehnt zur
Besinnung kamen, wenngleich seine dichterische Schöpferkraft mit jenem
jugendlichen Ungestüm mehr oder weniger verlöscht zu sein schien. In der
Ausgabe seines Theaters 1785 spricht er sich über seine früheren dramati-
schen Arbeiten nnd diejemgen seiner Genossen aus; er nennt sie individuelle
Gemälde einer jugendlichen Phantasie, eines nach Thätigkeit und Bestimmung
strebenden Geistes, die in das Reich der Träume gehören, mit denen sie nabe
verwandt zu sein scheinen. „Wer aber gar kein Licht in diesen Erplosionen
des jugendlichen Geistes und Unmuthes sucht, ist nie in dem Fall gewesen.
Etwas davon in sich selbst zu fühlen. Ich kauu heute so gut darüber lacken,
als Einer, aber soviel ist wahr, daß jeder junge Mann die Welt mehr oder
weniger als Dichter oder Träumer ansieht, Erfahrung, Uebung, Umgang,
Kampf und Anstoße heilen uns von diesen überspannten Idealen und Ge-
sinnungen. Eben dieses lehren die Dichter und Künstler, daß Einfachheit,
Ordnung und Wahrheit die Zauberruthen seien, womit man an das Herz
des Menschen schlagen müsse, wenn es ertönen soll. Die Klagen sind un-
endlich, die man über die wilden Produkte führt, die zu Zeiten in der
deutschen Welt und besonders für's Theater erscheinen. Soviel ist indeß gewiß,
daß wir Deutschen durch diese Verzerrungen gehen müssen, bis wir sagen
mögen, so und nicht anders behagt's dem deutscheu Sinn. Nichts reift
ohne Gährung." Und viele Jahre später, als der Dichter Klinger längst

zum Weltmann geworden und das Kind aus der Proletarierwiege eine hohe Lebensstellung erreicht hatte, schrieb er in den 1803 Heransgegebenen „Be» trachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt nnd Litteratur": „Warum kann ein welterfahrener Mann nichts Ercentrifches uer-tragen? Weil er gesehen hat, daß es zu Nichts führt, zu Nichts taugt. Nichts befördert, selbst das Lachen nicht. Alles, was es wirkt, besteht darin, daß es dein ein Zeichen anklebt, der sich damit schleppt oder der von diesem Wesen besessen ist. In der Welt ist ihm keine Stelle angewiesen, und in der Litteratur ist es gegen den Menschenverstand. Aber warum treten so viele unserer jungen Leute mit dem Zeichen als Schriftsteller auf? Eben darum, weil sie junge Leute sind und es ihnen noch an alledem fehlt, was sie zum Auftreten berechtigen könnte."

Den Kennern der jüngstdeutschen Türba wird es nicht entgehen, daß sowohl diese letzte Aeußerung, als auch sehr viele audere Bemerkungen damaliger namhafter Schriftsteller gegen die Stürmer und Dränger, die wir hier angeführt, muwtiz nnttaucli», auch auf die Iüngstdeiitschen passen, die wie jene eine Revolution der Litterawr mit vollen Backen ausposaunen, die bisherigen Litteraturgötter zu entthronen und sich an ihre Stelle zu setzen suchen. Sie haben Recht, wie ihre damaligen Vorgänger, wenn es sich um Modegötzen handelt, nnd es ist damals sowie jetzt sehr viel ge- brechliches Nippzeug zur Anbetung nnd Verehrung auf den Doilettenaltären aufgestellt worden; wenn dies von den Ellenbogen einer jüngeren Generation heruntergestoßen wird, daß es im Staub znsammenklirrt, so ist hierin nur eiu Fortschritt zu sehen. Und wie in jener Zeit des Sturms und Drangs, so weht auch in der jüngsten, sich überstürzenden litterarischen Bewegung ein frischer Hauch, und ein durch offene Fenster hereinkommender Luftzug verscheucht die Miasmen, die sich allmählich in der Stickluft des Götzendienstes mit gefeierten Nichtigkeiten erzengt haben; aber der Sturm ist zunächst mehr Programm, und es zu verwirklichen, bemüht sich meistens vergebens die künstlerische Ohnmacht.

Neu ist aber auch das Princip nicht, das jetzt auf die Fahne ge- schrieben wird, das Princip des Naturalismus; wir finden es wieder in dem Programme der Stürmer und Dränger des vorigen Jahrhunderts. Damals aber hatte es den Eronegk, Brnhe, Gleim, den Gottschediaueru gegenüber mehr Berechtigung als jetzt, wo wir eine klafsische Litteraturepoche biiiter uns haben, nnd wo Goethe Meisterwerke eines geläntei'ten Realis- mus geschaffen hat. Damals suchte man die falschen Götzen mit Hilfe Shakespeares zu stürzen; jetzt ist Shakespeare uns in's Blut übergegangen, und einen Schiller und Goethe zu den falsche» trotzen zu rechnen, das ge- trauen sich doch unsere verwegensten Bilderstürmer nicht; nur die Epigonen jener Klassiker werden meuchlings aus dem Wege geräumt. Im Ganzen aber ist der neue Nawmlismus ein Rückfall in das unklare Treibe» der alten Stürmer und Dränger und in die ästhetische Anarchie, welche jene

gepredigt haben. Da begegnen wir auffallenden Aehnlichkeiten in Theorie und Praxis, und wie in einein Verirspiegel mögen manche der Jüngste,! ihr groteskes Gebahren in den Verzerrungen jener Zeit wiederfinden. Nicht blos die Stürmer und Dränger predigten damals den Naturalismus; auch der nach Volkstümlichkeit strebende Vürger, der verlangte, dan die deutsche Muse nicht auf Reisen gehen, sondeni ihren Naturkatechismus zu Hause auswendig lerne. Ebenso erklärt Schlosser in seinem Sendschreibeil an Lenz, „die Versemacher hätten alle nur an der Hülle gehangen und den Geist nicht gekannt, der sie belebte; es gebe tausend Formen, und es sei nur eiu Geist, der sie belebe, eine Regel, und die sei: fühle, was Du fühlen machen willst. Und die Regel lehre keine Aesthetik." Emancipation von den Regeln — das war die Losung; was Stolberg fang: fuße, heilige Natur, last mich gehu auf deiner Spur -^ das war die alleinige Regel auch für das dichterische Schaffen. Natürlich galt der Protest vorzugsweise der Weisheit des Aristoteles; namentlich das Drama sollte sich von dessen Weisheit freimachen. Hatte Lenz fchon die ftanzüsische falfche Auslegung der aristotelischen Regeln wiederlegt, so gingen die Stürmer und Dränger noch weiter und machten mit dem ganzen Aristoteles reinen Tisch. Vor Allem that dies Jacob Michel Neiuhold Leuz, einer der begabtesten, aber auch verwildertsten Jünger jener Dichterepoche, in seineu „Anmei'kungen über's Theater", die er in Straßburg noch vor dem Erscheinen von Goethes „Götz von Nerlichingeu" geschrieben hatte. Daß dies Evangelium der Stürmer und Dränger auch das Evangelium der Iüngstdeutschen ist, daran kann man um so weniger zweifeln, als es iu merkwürdiger Weife von einem jüngeren Schriftsteller wiederholt wird, der indeß himmelweit davon entfernt ist, von einem folchen Vorgänger Etwas wissen zu wollen, sondern etwas Funkelnagelneues zu bieten glaubt und die ganze Aesthetik früheren Datums aus ihreu Angeln hebt, wir meinen Henri Gertelmann, der 1892 eine „Dramatik, Kritik des mythologischen Systems und Begründung eines neuen" hcrausgegebeu hat. Schon der Titel beweist, das; sich der Verfasser für einen Reformator hält, der novum s>uiä «tc^ie inm,-clitmn verkündigt; jedenfalls aber ist feine Theorie im Einklang mit der jüngstdentschen Prnris. Er wendet sich, ganz wie Lenz, gegen den Sak des Aristoteles, daß die Zusammensetzung der Begebenheiten, die Fabel für den dramatischen Künstler das wichtigste, daß die Handlung der letzte Endzweck des Dramas sei. „Diese Vorschrift," sagt Lenz, „müsse für die neueren Dichter geradezu umgekehrt werden; nicht die Fabel fei das Präcipium und gleichfam die Seele unserer Tragödie, sondern die Eharaktere. I?Ädu1a 68t unn, 8i ciwn nimm 8it. Das leugnet Aristoteles. „Bei den alten Griechen," sagt Lenz, „war's die Handlung, die sich das Volt zu sehen versammelte; bei uns ist's die Reihe von Handlungen, die wie

Donnerschläge aufeinander folgen, eine die andere stützen und Heden, in ein großes Ganze zusammenfließen müssen, das hernach nichts mehr und nichts minder ausmacht, als die Hauptperson, wie sie in der ganzen Gruppe ihrer Mithändler hervorsticht." Lenz behauptet, die Mannigfaltigkeit der Charaktere und der Pflichologieen sei die Fuudgrube der Natur; hier allein schlage die Wünschelruthe des Genies, und sie allein bestimme die unendliche Mannigfaltigkeit der Handlung nnd Begebenheiten in der Welt. Und an einer anderen stelle sagt er, die heutigen Aristoteliker malten Leidenschaften ohne Charaktere. „Wo aber bleibt da der Dichter? wo die Folie, wo die individuelle Kenntnis; der menschlichen Seele, wo die unekle, immer gleich glänzende, rückfpiegelnde, sie mag in Todtengräbcrbnsen forfchen oder unter dem Neifrock der Königin? Nach meiner Cmpfindung schätz' ich den charakteristischen, selbst die Caricatnrenmaler zehnmal hoher als den idealischen — hyperbolisch gesprochen, denn es gehört zehnmal mehr dazu, eine Figur mit eben der Genauigkeit nnd Wahrheit darzustellen, als das Genie sie erkannt, als zehn ,^ahre an einem Ideal der Schönheit zu cirkeln, das endlich doch nur in dem Gehirn des Künstlers, der es hervorgebracht, ein solches ist." Man sieht, Lenz schreckt nicht vor der Conseanenz zurück, daß selbst ein Dramatiker, der Cnrimturen schafft, mebr auf dem rechten Wege sei, als ein idealer Fnbulist, der eine einheitliche Handlung zu schaffeu sucht. Was ein Henri l>iertelmanu mit dem Anspruch, ein »eues ästhetisches Spstem zu gründen, in seiner Schrift proclamirt, das deckt sich in so auffallender Weife mit den Grundfätze» von Lenz, daß es dem Kundigen als eiue uackte Wiederholung erscheint. Die Charaktere, sagt er, bilden den eigentlichen Gegenstand des Dramas. Aufgabe der Dichtung ist es, Vergnügen zu bereiten durch Darstellung von Charakteren. Die Handlung im Drama ist in erster Linie zn bcurtheilen in Absicht ans die Charaktere; als (Ganzes kommt sie erst in zweiter Linie in Betracht, und ihre sogenannte Ciubeit ist kein dramatisches Gesetz. Cr fügt hinzn, daß die Sprache des Dramas die der Wirklichkeit nachahmen nnd die Personen charakterisiren müßte. Das neue Spstem erweist sich also als etwas sehr Altes, und die Uebereiustimmnng der durch mehr als eiu Jahrhundert gekannten Dramatnrgen beweist nur die geistige Verwandtschaft in den litterarischen Bestrebungen der beiden Cpochen.

Giebt man die Cinheit der Handlung preis, so kommt man leicht bei den Iola'schen lnnideaux cls I» vis dumains auch im Drama an. Und das ist den Stürmern und Drängern ebenso oft begegnet, wie den Iüngstdentschen, obschou der dramatische Instinct bei vielen lebendig genug war, um die Folgeu einer falschen Theorie abzuu'ehren; doch die von Lenz verlangte Mannigfaltigkeit der Begebenheiten zeigte sich oft genug in eine»« verwirrenden Nebeneinander von Handlungen, das im Drama ganz uuzuläfsig ist, weil es auch die Teilnahme zersplittert. Die Compositionslosigkeit ist der Hauptfehler diefer ganzen Dramatik des acbtzebnten und auch

des neunzehnten Jahrhunderts. Lenz selbst giebt dafiir Beispiele genug; der genial veranlagte Dichter, der aus einein Wirrsal des Lebens in's andere gerieth und dein Irrsinn verfiel, hat Stücke geschrieben, wie „Der Hofmeister", von denen man nicht begreift, wie sie auf die Bühne kommen konnten; allerdings geschah das nur in einer Schrüder'fchen Bearbeitung am Hamburger Stadttheater. Die Handlung fpringt in diesem Drama, in welchem mehr als zwanzig Personen mitspielen, hin und her; sie verwandelt sich oft in ein Sittengemälde, das selbstgenugsam im Berhältniß zu den sonstigen dramatischen Lakonismen einen breiten Platz einnimmt. Dies hängt mit der Theorie des Dichters zusammen, nach welcher die Charaktere sich im Drama ausleben müssen; die einzelnen Gruppen entfalten sich fan ganz selbstständig, die Verknüpfung ist überaus locker. Der Geliebte des in dem Hofmeister entführten Gustchens, Fritz, und sein Freund haben in Leipzig die mannigfachsten Abenteuer, die mit jener den Codex der Handlung bildenden Geschichte gar Nichts gemein haben. Und überdies geht Alles durcheinander, die Handlung springt hin uud her. Erich Schmidt sagt in seiner Schrift über „Lenz und Klinger" in Bezug auf den „Hofmeister": „Bei diesem raschen Wechsel der Bilder ist es mir immer, als hörte ich das lustige ,Schau sie, guck sie' und sähe Leute zwischen den getrennt stehmden Personen oder Gruppen behend hin nnd her springen. Auf einer Seite dreimaliger Scenenwechsel! Kaum hält er bei Einem still, so füllt ihm ein, was wohl gerade der Andere macht. Dcr Zusckauer soll Alles sehen, so will es die mißverstandene englische Technik." Noch ärger geht's im „Neuen Menoza" her, dessen Held mit der Diogeneslaterne Menschen sucht — der Dichter hat keinen Begriff von dramatischem Zusammenhalt, von künstlerischer Oekonomie. In den Dramen Klingers ist Beides trotz aller Nebertriebenheit der Empfindung und der Erfindung besser gewahrt, noch mehr in Heinrich Leopold Wagners „Kindesmörderin". Auch unsere jüngste Dichtung huldigt der Anschauung, daß ein Drama nur aus zusammengerückten Lebensbildern bestehen so!>. Die Einheit der Handlung gilt für Aberglauben. Wir brauchen blos auf Gerhart Hauptmanns „Weber" zu verweisen, die nur aus einer Neihe von Dableaus und Genrebildern besteben. Die Personen kommen und verschwinden; jeder Act, ja fast jede Scene hat einen nenen Helden. Der dramatische Aufbau ist höchst primitiver Art und mit der Holzart gezimmert; das Ganze sind Guckkastenbilder, nnd das Theater nähert sich dem „Naritätenkasten", der in mancher Hinsicht das Ideal der Stürmer und Dränger war.

Wir haben gesehen, wie Lenz selbst den Carimturenmaler für einen größeren Künstler hält als den akademisch cirkelnden Dichter, welcher auf die Fabel den Hauptnachdruck legt. Er sah sich wohl selbst dabei im Spiegel, denn seine Charaktere sind ihm nur zu oft als Caricaturen gerathen, ja, wo die Fratze ihr gutes Recht hat, wie in der Posse, da leistet er bisweilen Anerkennenswerthes. Anch in seiner ernsten Dramatik schafft

bei ihm die Ueberladung mit charakteristischen Zügen, die zu scharf ausgeprägt sind bis in's Barocke und Bizarre, die Caricatur. Graf Camäleon und Donna Diana im „Neuen Menoza" sind solche bis zur Ungeniehbarteit chargirte dramatische Fignren. In Klingers „Sturm und Drang" ist der alte Kartenhauserbauer Berklev eine ungewollte Caricatur, und es ist nicht leicht, den logischen Sinn aus seinem blödsinnigen Gestammel herauszuhören; beabsichtigte Caricaturen aber sind die Freunde des Helden Wild, der blasirte Blasius, der mit seiner Langenweile auch seine geliebte Luise ansteckt, und der überschwängliche La Feu mit seinen Pastoralen Schwärmereien und seiner Liebe zu der reifen Schönheit Katharine; doch die blos im Uebertriebenen bestehende Possenhaftigkeit ermüdet. Auch die tragischen Charaktere wie die beiden Gnelfos in den „Zwillingen" sind so chargirt, daß sie dicht an der Grenze der Cnrieatnr stehen. Sagt doch Bürger uon dem jüngeren Guelfo, eine Bestie wie diesen müsse man tötten wie einen tollen Hund, und das Stichwort „ein Lüwenblutsäufer" kam auf die Tagesordnung. Doch auch wo das Charakteristische sich innerhalb ästhetischer Grenzen hält, kann sein Ucbergewickt die Handlung lähmen. Das sind Einseitigkeiten einer falschen Theorie, die sich wie Bleigewichte an die dramatischen Gestalten in vielen Dramen jener Epoche hängen. Charaktere, die sich Selbstzweck sind, gehören in das Wert des Theophrast, aber nicht auf die Bühne. Wie das dramatische Interesse und die Lebensfähigkeit der Stücke darunter leidet, das beweist ;. B. der „College Crampton" Gerhart Hauptmanns, dessen Held ein bedauerlicher, dem Trunk ergebener Künstler ist — ein Charakter, aus dem nur einige dürftige Fäden der Handlung herausgesponnen sind. Achnlich ist es in vielen anderen jüngstdeutschen Stücken. Noch heute gilt, was Herder in der „Adrastea" sagt: „Die Charakterkomödien wie die aufgeputzten Lharaktertrauerspiele sind hinkende Stücke. Will ich Charaktere beschrieben seben, so nehme ich Theophrast, la Bruyöre, Aristoteles' Rhetorik, ^hne das; sie in eine Fabel greifen nnd mit ihr innig verwebt sind, hindern sie das Lustspiel. Isolirt steht sodann der breit angemeldete Charakter vor mir, geschildert, nicht handelnd. Angeputzt wird er und angezogen, rings um ihn werden Spiegel gestellt, das; man ihn ja uon allen Seiten erblicke und wahrnehme. Dann wird er entkleidet, man zeigt seine Höcker, wohl gar wird er lebendigen Leibes opcrirt, secirt — eine peinliche Kunst!" Namentlich was die Höcker betrifft, darin leisten die Stürmer und Dränger, die Iüngstdeutscheu und vor Allem ihr Meister ^bseu mehr, als Herder in ahnendem Gemüthe vorgeschaut. „Die trefflichsten Stücke," sagt Herder, „sind nie ohne Fabel, und je besser es der Dichter verstand, desto sorgsamer ließ er den Charakter dem Gewebe der Fabel nur dienen." Die absonderlichen bizarren Charaktere, deren Handlungsweise etwas Unberechenbares hat, sind in neuester Zeit wieder Mode geworden, und besonders der Blasius Klingers findet manchen Abklatsch unter den jüngstdeutschen Helden.

Alle Trauten der „Stürmer und Tränger" sind in Prosa geschrieben; es lag darin gegenüber der etwas phrasenhaften Dramatik der Cronegt, Brahe, Schlegel, Weiß ein Protest, die Wendung zur Natur- und Lebenswahrheit; Gerstenbergs „Ugolino", der auch dieser Richtung angehörte, und der maßuoüere „Julius von Tarent" von Leisewitz sind ebenfalls in Prosa geschrieben. Doch diese Prosa erscheint nicht in alltäglicher Gewandung; sie zeigt den Gegenschlag gegen die getragene Versdichtung zunächst in der Derbheit und Rohheit des Ausdrucks, welche dem steifbeinigen tragischen Pathos herausfordernd auf die Hühneraugen trat. Darin sind sich alle diese Dichter gleich; der Cynismus als crasser Vertreter der Naturwahrheit hat das große Wort. In einer der onginellsten Scenen des „Hofmeisters" von Lenz, als der alte Major seine entehrte Dochter aus dein Teiche zieht, in den sie sich gestürzt hat, schwankt derselbe zwischen seiner Freude über die Rettung des Kiudes und seiner inneren Empörung über ihre Schande und giebt diesen widerspruchsvollen Gefühlen in sehr kräftigen Wendungen Ausdruck: „Gustel, was fehlt Dir? Hast Wasser eiugeschluckt? Vist weg, mein Gustel? -^ Gottlose Canaille! Hättest Du mir nur ein Wort vorher davon gesagt, ich hätte dem Lauscjuugen einen Ädelsbrief gekauft, da bätt^t Ihr können ,zusammenkriechen"" Weiterhin fagt er: „Ich verzeih' Dir, verzeih' Dil nur mir! Ja aber nun ist's nicht mehr zu ändern; ich habe dem Hundsfott eine Kugel durch den Kopf geknallt;" und dann wieder: „3) Du mein einzig theuerster Schatz! Daß ich Dich in meinen Armen tragen kann, gottlose Canaille." Eine ähnliche Kraftsprache findet sich in Wagners „Kindesmürderin"; da sagt der alte Humprecht, ein Vorgänger des Musikus Müller iu „Kabale und Liebe": „Das Lumpeugezeug! Der verdammt,' Nickel! Den Augenblick soll sie mir aus dem Hause! Keinen Pissen kann ich in Ruhe fressen, solange die Hure noch unter einem Dache mit mir ist!" und als er den Sündenfall seiner Tochter erfährt, sagt er zur mitschuldigen Mutter: „Bestie, vermaledeite Bestie, hast Du meine Tochter zur Hure gemacht!" In Klingers „Sturm und Drang" sagt Ln Feu gleich beim Beginne des Stückes: „Ist keine alte Here da, mit der ich charmiren konnte? Ihre Runzeln sollen mir zu Wellenlinien der Schönheit werden, ihre herausstellenden schwarzen Zähne zu marmornen Säulen an Timms Tempel, ihre herabhängenden ledernen Zitzen Helenas Busen übertreffen." Ter Held des Schauspiels, Wild, sagt ein anderes Mal: „Nimm Temen Tegen so, nimm Deinen Tegen, oder ich würge Dich in diesem Fieber und freß Dir's Herz aus dem Leibe." Aucb bei Maler Müller finden sich' genng derartige, schon von Friedrich Schlegel gerügte >UaftI,hrasen. „Ter Faulkerl", „lümmelt", „Mittgesicht", „Passionsflegel", „ich schmeiß' Dir Deine Gnmasse". In seinen Idpllen, sowohl in seinen antiken wie in seinen deutschen, läßt Müller im Gegensätze zur Sentimentalität Geßners und seinen empfindsam ausgemalten Arkadien die Derbheit der rohen Natur und einer oft zügellosen Sinnlichkeit walten.

Müllers „Satyr Mopsus" verspricht der Nyinphe als höchsten Glücksgenuß: „er wolle sie im Grünen jagen, ihr die Kleider vom Leibe reißen, sie hchen und kitzeln nach Herzenslust, sie ans dem Bauch herumwerfen und ihre Schenkel solange platschen, daß sie ihr funkeln sollen wie eine zeitige Granate; sie füttern und mästen wolle er, daß sie feist würde und dickleibig uud einen Kragen von Speck bekäme wie ein fettes Ferkel."

Abgesehen von diesen rohen Derbheiten schwankt der Stil der Stürmer und Dränger zwischen dem überschwänglich Schwülstigen und dem trivial Nüchternen: eine Mischung, die stets wiederkehrt bei den kraftgenialen Dramatikern bis auf die jüngsten deutschen Ausläufer. Das kühnere Nild, das der Ode geläufig ist, die Hyperbel ist in die dichterische Gewandung als Hauptschmuck hineingewirkt. Bei Maler Müller, besonders in den dramatischen Fragmenten, reicht eine Hyperbel der anderen die Hand. „O mein Herz hüpft mir vor Freuden, wenn ich an sie denke! Ist es nicht, als wenn Erd uud Himmel sich erschöpft hätten, nm Vollkommenheit zu bilden." „Lies es laut, daß jede Wand sich entsetze und der unempfindsame Sinn vor Scham erröthe." Auch Wagners „Kindesmörderin" ist reich an Hyperbeln: „Die mögen meinetwegen auch ein Gewissen haben, das größer ist als die Metzgerau draußen;" „Soll mich der Teufel lebendig zerreißen, eh' ich ein Wort hinzusetze." „Wenn er heute Satisfaction von mir verlangt, fo soll er sie haben, und wenn tausend Tchaffotte und tausend Galgen daneben stünden." „Die Nippen im Leibe tret' ich ihr entzwei!" „Mit wahrer Herzenswonne will ich mich in seinem Blut herumwälzen." Die schwunghafteste, aber auch schwülstigste Kraftsprache findet sich bei Klinger, fortwährende Anasrropheu und Epistrophen, emphatische Wiederholungen, gewagte, oft geschmacklose Bilder: „Der Tod hat sich längst um ineine Gebeine gehängt, losreißen werd' ich ihn diesmal nicht. O Eamilla kann Einen aus Dode-öschlaf wecken, kann Einen umwerfen mit einem Blick." „Ich möchte diefe Feuerwolken zusammenpacken, Sturm und Wetter anregen und mich zerschmettert in den Abgrund stürzen." „Tchan nicht, Eamilla! Vetter Guelfo heult, und wenn er heult, heult Lieb' aus ihm." Heulen und Brüllen sind Lieblingswendungen des Dichters. Eine fieberische Bewegtheit charakterisirt seinen ganzen Dialog.

Es ist keine Frage, daß Schillers Iugenddichtungen den Geist der Stürmer und Dränger athmen; sie waren ein Nachspiel dieser Epoche, und das Verbindungsglied bildete der gefangene Dichter Schubart oben anf dem Hohenüsperg, ebenfalls ein Kraft- und Feuergeist. An Hyperbeln sind die „Räuber", „Fiesco" und „Kabale und Liebe" noch reicher als die Dramen Klingers und seiner Genossen; doch dem schärfer Blickenden kann es nicht entgehen, daß in den Schiller'fchen Hyperbeln eine große dramatifche Kraft liegt, während in denen Klingers und der Anderen nur die geschwollene .Kraftphrnse, höchstens ein stüriinsches Naturell sich ausprägt, dem seine

Lebensäußeruuge» Selbstzweck sind, auch wo sie die dramatische Wirkung verpfuschen, statt ihr zu dienen.

Hand in Hand mit diesen überschwänglichen Ergüsse» gehen aber bei den Kraftdramütikern die Naturlaute der Empfindnug; oft löst sich der Dialog in Interjectionen auf. Die haha, hoho, hu und besonders bei Klinger überall zu finde» und ersetzen oft das Pathos des Dramatikers, ^ms sich nach Hegels Ansicht stets „erpliciren" soll. Namentlich der .Held in „Sturm und Drang", Wild, ist unerschöpflich in solchen Ausrufungen, und auch der Held der „Zwillinge", Guelfo, wird stets seine „Hu" ausstoßen, wenn etwas Grausiges in der Lust liegt. Eine ergötzliche Probe dieser Poesie der Ausrufungen findet sich in dem Fragment, das Seufferr in seinem Werke über den Maler Müller, aus dessen „Heinrich V." mittheilt i „Weg — weg, weg! Perflucht sei aller Trost — o! Ich will die Zunge zertreten, die mir von Geduld spricht — oh! oh! oh! oh! ach! So mit mir umzugehu — so! — so! — so mit mir umzugehen! Mein armes graues Haupt zu verstoßen — Wind und Wetter, allen Elementen preis! Oh, oh! oh!" Das klingt wie eine Parodie auf König Lear.

Daß auch unsere jüngstdeutsche Dramatik zwischen dem Ueberschwänglichen und Wortkargen hin und her irrlichterirt, ist unbestreitbar. Ibsens Vorbild hat den skandinavischen Lakonismus bei uns eingebürgei't, und einige der Jüngsten geberden sich, als hätten sie in der Einsamkeit der nordischen Fjords das Sprechen verlernt. Es ist wahr, daß sich bei Gerhart Hauptmann, dessen Feder nur gelegentlich einige Cnnismen ausspritzt, wohl hin und wieder jene in Epigramme und Empfindungslaute sich zuspibeude Wortkargheit siudet, daß er sich aber von dem Schwülstigen und Aufgebauschten freihält, und daß Sudermann, welcher den Jüngsten ja von diesen selbst nicht zugezählt wird, auch nur selten eine Krastphrase verpufft und mehr französischen Esprit funkeln läßt: doch wir haben eine große Zahl von Dramen aus dein Atelier der jüngstdeutschen Muse geleseu, in denen, trotz der dazwischen liegenden geläuterten classischen Epoche, die Unarten der Stürmer und Dränger, ihre Geschmacklosigkeiten, Alles, was Platen die „gestotterte Phrase der Unkunst" nennt, sich in auffallender Weise wiederholen. Gemeinsam ist dieser jüngsten Epoche mit der alten Genieepoche die Vorliebe für die «oniü^iß I»rmov»ntk, das Mhrschauspiel mit guten Ausgängen oder auch mit traurigen, nur daß dies Traurige sich nicht entfernt mit dein Tragischen deckt.

>tein Geringerer als Herder in der „Adrastea" hat eine Lanze für das bürgerliche Trauerspiel, sür die c^omeclis larmo^nnt« gebrochen. „Je geordneter," meint er, „die Menschen uud die Staaten werden, desto mehr mindere sich der Funder zur tragischen Flamme; eine gewisse Rauhheit der Seele in Herrschsucht, Mche, Stolz, Grausamkeit scheine unter der Hand

der Zeit abgeschliffen, wenigsten? geglättet zu sein, daß sie so scharf nicht ätze oder schneide; wir fordern jetzt einen fröhlichen, wenigstens einen gemäßigten Ausgang." Die Herabstimmung der hohen Tragödie zu dein sogenannten bürgerlichen Trauerspiel ist also keine Erniedrigung, keine Entweihung, Der Ungeheuer auf Thronen sind wir satt; nur wollen in den uns näheren Ständen und Verhältnissen Menschen sehen, die mit eigenerer Kraft als vielleicht jene die Schickung abwenden oder gegen sie kämpfen. „Hat das rettende Stück einen fröhlichen Ausgang, so schmerzt uns der Spottname einer weinerlichen Komödie (eomöäiß lariuoxaQts) nicht; wir haben unter diesen» Namen rührende Stücke der leidenden und geretteten Menschheit. Ueberhaupt ist's ein gutes Zeichen, daß wir den Geschmack am Flitterstaat der altftanzosischen sowie an der gothischen Pracht der englischen Tragödie verloren haben; auch die Theilnahme am Geklirr und Gelärm des alten gedankenlosen Ritterwesens ist fast vorüber". Und diesen Absagebrief an die Tragödie schrieb Herder zu einer Zeit, als, um einen volksthümlichen Ausdruck zu gebrauchen, kaum einen Hundeklaff vou ihm entfernt, Schiller in demselben Weimar seine Tranerspiele: „Wallenstein", „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans" geschrieben hatte und diese Stücke dort am Hoftheater gegeben wurden. Gerade über die Kotzebues und Isflands trug Schiller mit diesen Stücken einen Sieg davon, der von Jahrzehnt zn Jahrzehnt sich immer glorreicher bewährte. Doch auch die vorausgehenden Stürmer und Dränger hatten zugleich mit dem Natürlichkeitsprincip die «omöäis 1ariuo.vante gepflegt, und man kann auch an ihren Stücken nachweisen, wie in dieser Mischgattung sich leicht das Tragische entweder blos zum Traurigen abstumpft oder Beides leer ausgeht und ein darauf angelegtes Stück plötzlich ein gutes Ende nimmt. In dem „Hofmeister" von Lenz verführt der Held ein junges adliges Mädchen, seine Schülerin, deren Bräutigam auf der Universität sich herumtreibt und sie zu vergessen droht. Das Mädchen null sich in's Wasser stürzen, der eigene Vater rettet sie. Der junge Student aber heirathet sie, ohne das dsnLÜoiam inventarii geltend zu macheu. Darüber setzt man sich leicht hinweg. Ein versöhnlicher Schluß erhält das Publicum bei guter Laune. Der Hofmeister felbst aber abälardisirt sich; aber auch dieser tragischen Greuelthat wird die Spitze abgebrochen, denn er heirathet trotzdem ein naives, in ihn verliebtes Schulmeistertöchterlein. Eine merkwürdige Ehe! Doch mag's biegen oder brechen — es muß sich einmal Alles zum Guten wenden. In Klingers „Sturm und Drang" herrscht eine grimme Todfeindschaft zwischen Lord Bussy und Lord Nerklep. Die Sühne von Beiden, die in die Lande Versprengt sind, finden sich in Amerika wieder, der Eine, der junge Berklen, «in verwilderter Seecapitän seines Zeichens, hat den alten Bussy auf seinem Schiff entdeckt und ihu bei stürmischer See in einem Boote ausgesetzt und dem sicheren Tode geweiht. Darüber ergrimmt der Held des Stückes, Wild, und es soll zum Zweikampf kommen. Da erzählt ein

Mohrentnabe, ein Liebling des Kapitäns, daß er damals diesen getäuscht nnd den Vussy in einen» Versteck des Schiffes in Sicherheit gebracht habe. Das führt nun eine allseitige Versöhnung herbei — das Stück, eine Tarantella des wahnwitzigen Hasses, endet mit einen« fröhlichen Walzer.

In anderen Stücken ist der Abschluß ein trauriger, ohne jede tragische Bedeutung. So endet in den „Soldaten" von Lenz der Constict damit, daß der Vater seine Tochter, die von einem Offizier verführt worden, als Straßendirne wiederfindet. Mit dieser schmerzlichen Entdeckung bricht das Stück ab — dahin führen die Liebschaften der Soldaten, der Offiziere — das ist dieselbe Warnung und Mahnung wie diejenige, mit welcher der Honneister schlieft. Dort heißt es: „Hütet Euch vor den Söhnen des Mars!" hier: „Hütet Euch vor der Privaterziehung der Töchter!" Das Alles ist nicht Tragödie, sondern oom6äi6 Inrmovants. Leopold Wagners „Kindes-mörderin" war anfangs als Tragödie gedacht und niedergeschrieben. Doch drei, Jahre darauf hat sie der Dichter felbst in eine cuin6öis larmovnntft verwandelt, durch eine Umdichtung, welche sie nicht nur in unseren „delicaten, tugendlallendeu Zeiten" bühnenmüglich machen sollte, sondern auch den: Ding am Ende eine andere Wendung gab, „um allen seinen Zuhörern eine schlaflose Nackt zu ersparen." In diesen, ironisch angeführten Motiv liegt ja der Hauptgrund für den Vorzug, welchen damals wie jetzt die Bühnen dem Nührstück vor der Tragödie gaben.

In heutiger Zeit ist die comöäie larmovanw von Frankreich herüber-gekommen und beherrscht die Bühne. Viele Dramen der eigentlichen Repertoiredichter gehören diesem Genre an, auch die meisten Stücke der Iüngstdeutschen. An traurigen Ausgängen fehlt es in denselben nicht; aber das Traurige ist nicht das Tragische. Fast alle Ibseniaden geKören in diesen Bereich, auch die erfolgreichsten Stücke der letzten Zeit, Sudermanns „Ehre" und „Heimat". Der Abschluß des ersten Dramas ist ein versöhn-licher, doch das Tragische der socialen Gegensätze: das Vorder- nnd Hinter-haus stellt noch viele Tragödien der Zukunft in Aussicht. In der „Heimat" ist der Schluß ebenfalls von jener abgestumpften Tragik, die dem Nühr-stück eigen ist. Der alte Soldat stirbt gleichsam an der Wiederbegegnnng mit seiner Tochter; Magda aber seht nach diesem psychologischen Mord wahrscheinlich ihren Siegeslauf als Künstlerin fort. In „Sodonis Ende" geht der Held zwar zu Grunde, aber der Untergang dieses innerlich verwüsteten und gemüthsroheu Menschen ist nur, wie das Verlöschen einer herabgebrannten Xerze. Wenn in Halbes „Engend" die Heldin nach ihrem Fehltritt durch die Kugel eines Blödsinnigen fällt, so ist dies ein dnrch einen Zufall hervorgerufener Knalleffect, der mit der inneren Schuld und öühne nicht das Geringste gemein hat. Nnd nenn in Gerhart Haupt-manns „Einsame Menschen" der Held, der junge Vockerath, ein geistreicher Priuatgelebrter und Darwinist, sich in'o Wasser stürzt, weil die Züricher Studentin sein Hans verlassen bat, die seinen Geist und anch sein Herz zu

fesseln verstand, so stel.t sich der Held des Stück«- mit diesem Selbstnwrd nur ei» geistiges Armuthszeugniß aus, und man sieht in diesem Abschluß n»r einen bedauerlichen Vorgang. Auch Verthold Litzmann, einer der einigsten Vorkämpfer Hauptmanns, bekennt, daß er diese Schlußkatastrophe nicht als organisch empfindet. Die eomöckie Inrmo)'aut6 ist also bei de» Stürmern und Dräugern so beliebt, wie bei unseren Iüngstdeutschen; nur find die letzteren nie über dieselbe hinausgekommen, betrachten sie als die allein-berechtigte Form moderner Dramatik, während von jenen Vorgängern nur Neinhold Lenz ausschließlich bei ihr stehen blieb. Der machtvolle Mnger aber hat nickt nur von Hause aus auch echte Trauerspiele, wie die „Zwillinge" gedichtet, sondern auch Geschichtsdramen, eine Komödie und Dramen aus dein Alterthum, wie Aristodemus, Damokles und die Stücke, deren Heldin die Medea isl, in denen er sich als Vorläufer Grillparzers zeigt.

Die Lyrik der Stürmer und Dränger ist nicht fruchtbar gewesen. Da ist die jüugstdeutsche Lyrik ergiebiger. Will man jene in ihrem ganzen Um-fange würdigen, fo muh man Talente mitheranziehen, die nicht in den engeren >lreis der Parnaßstürmer gehören, aber doch das Gepräge der Richtung mehr oder weniger- zur Schau tragen: den Tyrannenhasser Schubert, die grandios sich geberdenden Brüder Stolberg, und selbst den vulksthümlichsten von Allen, Vürger, der in seiner ungenirten Stoffwahl und in seinen cynischen Derbheiten, in Allem, was Schiller an ihm so scharf tadelte, der Richtung fehr nahe stand. Die Brüder Stolberg zählte Goethe zu dem herkulischen Centaurengeschlecht, das mit Vermögen und Vtrast nicht wußte wo aus und ein. Gerade in ihrer Lyrik gehörten sie ganz zu dem Geniesturm. Ihre Oden haben einen überschwänglichen Ton, oft aber geniale Kühnheit — und das Ueberschwängliche, wenn auch einem ganz anderen Zeitgeist lmldigend, findet sich in unseren jüngstdeutschen Oden von Bleib-treu, Linke, besonders Conradi, der feingcstimmte Ton oft durch gelegent-liche Derbheiten unterbrochen, wie es bei den Stürmern und Drängen: und ihren nächsten Jüngern auch der Fall war.

Von den eigentlichen Führern der Bewegung war Minger kein Lyriker. Er Hot bisweilen „nüthige Verse" gemacht, wie er selbst in der „Neuen Ärria" sie vorlesen läßt, Verse ohne Metrum und Harmonie, —- die Regel-losigkeit moderner ästhetischer Starkgeister hat auch „nüthige Verse" genug an's Licht gefördert. Das reizende Gedicht „Sophiens Liebe" ist ein aus-nahmsweise glücklicher Wurf der ttlinger'schen Muse. Maler Müller hat als lyrischer Dichter kaum eine bestimmte Physiognomie. Üde und Idylle lösen sich bei ihm ab; er ist meist zügellos in der Form; am besten gelingen ihm die reimlosen freirhythmischen Verssysteme, der Ton der Hymne, auch für das Liebesgedicht; das Lüsterne überwiegt bei ihm das Ueppige. Der wirklich begabte Lyriker jener Zeit ist Reinhold Lenz; seine ersten Liebes-

gedichte lasse» sich kaum von den Goethe'schen unterscheiden; sie haben denselben Duft, dieselbe Anmuth. äiienn Otto Gruppe in seiner Schrift „Reinhold Le»z, Leben und Werke" nach einer Zergliederung seiner Liebesgedicht.,' sagt: „Mochten die so durch die Lebensumstände beleuchteten Gedichte den Eindruck erwecken, daß wir e? hier mit einem der größten Lyriker nicht nur Deutschland«, sondern aller Zeiten zu thun haben," so hat er ,oohl den Bogen de? Lobes etwa? zu straff gespannt. Doch zweifellos nimmt ^cnz al? Lyriker einen hohen Rang ein. Wenn Gervinus sagt, das; seine Leistungen unter die traurigsten Beispiele der unsinnigen Nerirrmlgen gehören, die den Deutscheu eigeuthümlich sind, da sie da? Gepräge seine? wirren Wesens an sich tragen, wenn Menzel ihn wegen seiner rastlosen Fieberhitze und Zuchtlosigkeit nusschilt und von seinen Gedichten uur sein schablonenhaftes Landplagenpoem erwähnt, so würde ei» Vlick auf diese Liebeslieder allerdings die gestrengen Richter milder gestimmt haben. W^cnn er der Geliebten zürnst-

„Du allein giebst Trost und Freude:
Wärst Tu nicht in dies« Welt.
Stracks fiel alle Lust zusammen,
Wie ein Ftuerwerl zersägt.
Wenn die schöne Flamm' erlischet,
Tic da« all gezaubert hat.
Bleiben Rauch und Brande stehen
Von der löniglichen Stadt."

so ist das lyrische Fracwrschrift in den kräftigsten Zügen, und ganz im Goethe'schen Don erklingen die Verse:

„Und unter Locken, welche stiegen
llm ihrer Schultern Elfenbein,
Verräth ein Seltenblick beim Siege»
Ten schönen Wunsch, besiezt zu sein!"

Stürmische Leidenschaft athmet das frei rhythmische Gedicht: „Der verlorene Augenblick". Dn? möchte noch am meisten an einzelne (N'güsse der neuesten Stürmer und Dränger erinnern, während jene Goethc'sche Grazie ihnen unerreichbar geblieben ist.

Was indetz der neuesten litterarischen Bewegung dn? erkennbarste Gepräge aufdrückt, das ist die rücksichtslose Kühnheit in geschlechtlichen Dingen, womit sie das Lügengewebe heuchlerischer Conventionen zu zerreisten suche» und al? Apostel nackter Lebenswahrheit die große Revolution der Litterawr durchgeführt zu haben glauben. Und doch bewegen sie sich gerade hier in de» alten Geleise», welche die tiN'äe-8n><:Io-Litteratur des vorigen Jahrhundert? ausgefahren hat, und es zeugt vou einer großen Unkenntnis; derselbe», wenn man hier etwa? Neues nud Niedagewesenes zu

vie Iüngstdeutschen des achtzehnten Jahrhunderts, ^>Z
bieten glaubt; ja eine Anthologie dieser geschlechtlichen Kühnheiten braucht sich nicht auf die Stürmer und Dränger zu beschränken, sondern sie kann die ganze damalige Unterhaltungslitteratur mit in ihre Kreise Siehe». Ein Blick darauf ist nncb nach einer anderen Seite sehr lehrreich. Die ^itteratur befand sich dem Staate gegenüber damals in einem Zustande der Unschuld; die Zumuthung, daß die Vertreter der Justiz sich mit ihren Erfindungen beschäftigen und sie vor Gericht stellen würden, hätte sie mehr befremdet als erschreckt. Damals gab es kein Reichsstrafgesehbuch mit Unznchts-paragraphen; damals gab es keine lex Heinze und keine Umsturzvorlage, und ein heutiger Staatsanwalt würde einen Augiasstall ausräumen müssen, wenn er alle diese Dramen und Romane vor das Forum des Strafrichters ziehen wollte. Die Ernte der Missethat stand damals in vollen Halmen und erforderte etilen „Schnitter sonder Gleichen".

Bleiben wir zunächst bei den Stürmern und Drängern der stricte» Observanz. Reinhold Lenz vor Allem pflegte das „sexuelle Problem", um diesen tsi-iniiniz reebnie^ zu gebrauchen, mit dem so viel Unfug getrieben wird. Sein „Hofmeister" verführt das Edelfräuleiu, das feiner Erziehung anvertraut ist; sie wird schwanger. Wie hat man sich bekreuzigt vor Hebbel«? Maria Magdalena! — In den Romanen und Dramen jener früheren Zeit sind schwangere Mädclien so oft die Heldinnen, daß man sie zn den „stehenden Figuren", besonders der Dramatik rechnen kann. Das schwangere Fräulein aber will sich in's Wasser stürzen, wird aber schließlich von ihrem früheren Bräutigam Fritz geheirathet, der über das kleine Versehen hinwegsieht. „Darüber kann kein Mann hinweg" — damals stand man nicht auf dem Standpunkte des Hebbel'schen Secretärs. Die Episoden haben den gleichen Charakter wie die Haupthandlnng. Das Universitätsleben in Leipzig bringt Fritz mit einem Genossen zusammen, welcher die Dochter des Muntus Rehaar verführt hat uud heirathet, als er das große Loos gewonnen. Die Mädchenuerführungen stehen in diesem Stücke in Blüthe. Im „Neuen Menoza" wird die Blutschande dramatisirt — wenigstens heirathon sich der Prinz und seine Geliebte, in welcher er am Tage nach der Hochzeit seine Schwester erkennt. Doch die Rolle des Oedipus wird ihm erspart — sie ist nicht seine Schwester, sondern in ihrer fugend vertauscht worden. Gleichwohl steckt das Problein der Geschwisterehe unheimlich in der Luft. In dem Stücke „Die Freunde machen den Philosophen," handelt es sich um eine Scheinehe, ähnlich etwa wie in Hebbels „Julia". Stephau, ein junger, liebenswürdiger Philosoph, liebt Seraphine, die Braut des Prado, und am Schluß ist Prado so gefällig, sie zu heirathen, doch nnr, um ihr seinen Namen zu geben; alle ebclichen Rechte tritt er an den Philosophen ab. In den „Soldaten" wird Marie, die Tochter des Kaufmanns Wefener, von einem Offizier verführt und mich entfühtt. Wir finden sie wieder im Dienste der Benus Vnlgivaga. Mau sieht, die Lenz'sche Dramatik ist eiu Wespennest der prickelndsten und anstößigsten Berbältnisse

und wäre ein rechtes Fressen für einen modernen Staatsanwalt, wenn die beabsichtigten Gesetze durchgegangen wären.

Vir haben schon gesehen, welchen zügellosen Verkehr die Faune und Nymphen in Maler Müllers antiken Idyllen mit einander treiben, und auch in den pfälzischen Idyllen, der „Schafschur" und besonders den „Nußkernen", fehlt es nicht an cynischen Bemerkungen und Klatschereien. Die Studentenscene in seinem „Faust" ist übertrieben roh; sie vorzugsweise bestimmte Friedrich Schlegel zu dem Ausspruch, Müllers „Faust" sei Handwerksburschenpoesie. Der erste Act von Wagnero „Kindesmörderin" spielt im gelben Kreuz, einem Bordell; die Verfuhrungsscene wird hier des Breiteren verbreitet. Wie der Lenclter vom Tisch fällt und das Licht ausgeht — Evchen hebt den Lenchter auf, der Hauptmann greift darnach, aber er grent „dran vorbei", was Evchen zu dem Ausruf: Pfui! ueranlast; das sind Scenen, die an Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" erinnern. Das Gespräch des Lieutenants mit der knpplerischen und verlielten Mutter Evchens oder gar seine Unterhaltung mit der Dienslmagd, deren Bekanntschaft er früher in einem traulichen Enf5 gemacht; das ist Naturalismus cle pur 8llr>ß und müßte jüngstdeutsche Bewundernng erregen. Was Klinger betrifft, so hat auch er zur Zeit, als er in den Erbwlgelrieg zog, vom wüsten Soldateuleben mit fortgerissen, mehrere recht lascive Nomane geschrieben. Von Klinger sagt Erich Schmidt, er bringe unbedenklich das Sinnlichste auf die Bühne, nicht obne einen kühnen Wurf iu Simsone. Der „Simsone Grisaldo" war es, der dem Dichter den Spottnamen des „Äwenblutsaufers" eiltrug. Iu seiuem Lustspiel „Der Schwur wider die Ehe", in welchem er, der Borrede zufolge, deutsche Sitten schildern will, läßt der Graf Blumin, ein Weiberhasser, seiueu Soh» schwören, das, er nie ein Weib heirathen, aber fo viele Weiber als möglich verführen solle. Er vergist diesen Schwur, als er eine junge Wittwe kennen lernt, die auch ihrerseits geschworen hat, alle Männer zu verführen und keinen Mann zu heirathen. Der Bater interuenirt und bickt selbst der Wittum seine Hand. Sie schlägt ein, weist aber zuletzt Vater und Sohn zurück.

Auch Heinse wird oft den Stürmern und Drängern beigezählt, obschon er wesentlich unter Wielands Einflüssen stand, von denen jene Nichts wissen wollen; in die siebenziger Jahre fällt noch sein schlüpfriges (Gedicht „Die Kirschen" nnd sein „Laidion", welches die Geschicke der Lais behandelt. Die Buhlerin wird von einem Dodtengerickt, dem sie ihre Lebensgeschichte erzählt, von jeder Schuld freigesprochen und für würdig erklärt, die clysischen Wonnen zu genießen, besonders, weil sie die Waage der Gerecktigteit unter dem Hemde getragen, Jugend und Alter gleichmäßig beglückt und ihren Gewinn mit den Armen getheilt. An diese Lais erinnert die Thcroigne von M^rieourt in dem jüngstdentschen Epos der Eugenie belle Grazie „Robespierre"; denn auch diese Thoroigne rühmt sich, ihre Gunst den Häßlichen geschenkt uud diesen so für fehlende Lebensfreude Entschädigung geboten zu

haben. „Laidion" ist eine Apotheose der Prostitution. Heinses Hauptwerk „Ardinghello" enthält neben den Kunstbetrachtungen, in denen manches Schone und Veachtenswerthe gesagt ist, eine Reihe von Liebesabenteuern, in deneu zum Theil höchst emcmcipirte Frauencharaktere die Hauptrolle spielen. Seine erste Liebe ist eine Eäcilia; sie wird Mutter durch ihn, er ersticht ihren Bräutigam am Hochzeitstage. Dann gilt seine Leidenschaft einer Lucinde, die er zu verführen sticht. Eine Freundin derselben, Fnlvia, schleicht sich zu ihm unter dem Namen Lucindens und beglückt ihn. Sie will ihm dafür diese in die Arme spielen; doch sie hat schon einen Bräutigam, der bei den Saracenen gefangen ist. Wenn Ardinghello diesen befreie, so wolle sie ihm zuerst angehören. Darüber stellt sie ihm eine Verschreibung aus. Weiter kann man die Freigeisterei der Leidenschaft nicht treiben. Ardinghello stellt ihr nach der Befreiung des Bräutigams diese Verschreibung zurück, und sie wird wahnsinnig. Dann liebt Ardinghello eine höchst freidenkende Römerin, die sich Jedem hingiebt, der ihr gefällt. Nach manchen Liebesabenteuern Ardinghellos heirathct sie diefen, ist aber damit einverstanden, das; sich Ardinghello mit seinen Freunden, allen seinen früheren Geliebten und deren Kindern auf einer griechifchen Insel ansiedelt. Dieser Noman, der überdies viele Nuditnten enthält, würde wohl gegenwärtig das Loos von Zolas „Nana" getheilt haben.

Noch wollen wir aber einen Blick auf die tin-äo.8itzcly-Litteratiir werfen, die mit den principiellen Vertretern der Genieepoche wenig gemein hat, aber doch unter ihren Einflüssen steht: auf die Unterhaltungslitteratur in Roman und Dramatik — und auch dieser 3 lick wird uns zeigen, daß die Muse der Iüngstdeutschen, insofern sie geschlechtlich keck und zügellos auftritt, schon im vorigen Jahrhundert sogar in einer großen Massenproduktion gleichartige Wendungen und gleichartigen Stil wiederfinden kann. Die Lieblingsschriftsteller waren damals Cramer, Spieß und Lafontaine. Cramers „Deutscher Alcibiades" ist ein Pendant zu Heinses Ardinghello; er lielt immer mehrere Mädchen und Frauen zugleich. Er wird Fürst, und zwei derselben, seine Gemahlin Risn und seine Geliebte Julie, theilen sich ihn. Eine eifersüchtige Gräsin schießt auf ihn, wird aber von einen: feiner ftäqer mit einem Hirschfänger getödtet. In dem Roman der „Glückspilz" hat Fritz, ein junger Gehilfe eines alten Verwalters, ein ehebrecherisches Verhältnis; mit dessen Frau Dorchen. Der Alte entdeckt dasselbe, schlägt aber weiter nicht Lärm, sondern schickt Fritz fort. Derselbe liebt und heirathet ein anderes Mädchen, Lieschen. Dorchen hat indeß mit seine,» Nachfolger das gleiche Spiel begonnen. Im „Freiherrn von Rubin" tödtet der Held den Bruder feiner Geliebten, doch diese selbst, als seine Frau, buhlt mit einem Baron, den er ebenfalls niederschießt. In allen diesen Romanen herrscht der gemeinste Don. Cramers „Rasereien der Liebe" sind Erzählungen höchst schlüpfriger Art. Von den Romanen von Spieß wollen wir nur zwei erwähnen: „Läcilie oder die gottlose Dochter" und „Aurelie

Waldenboru". Eäcilie ist ein achtzehnjähriges juuges Weib, allen Lasten!
hingegeben, rninirt ihren Gatten, ihre Eltern, flieht nach Amerika, wo sie
in die Hände uon Kannibalen gercith, welche ihren Freunden die Brüste ab-
schneiden und fressen, sie selbst ist nur dadurch von diesem Schicksal errettet
worden, weil die Kannibalen, als sie das nackte Weib mit Keulen nieder-
schlagen wollen, Spuren von einer niedrigen Krankheit entdecken; ihr Fleisch
ist zu unrein, um verzehrt zu werden.

Aurelie von Waldenboru wird Maitresse eines Fürsten, auf Geheiß
eines geheimen Tugendbundes, der durch ihren Einfluß bewirken will, daß
er das Land gut regiere und beglücke.

Ter rührselige Lafontaine bewegt sich zwar meistens auf dem Gebiete
bürgerlicher Tugend, doch er hat auch Anwandlungen, bei denen seine
Sentimentalität bedenklich in's Frivole hinüberschielt. So hat er mehrere
Romane geschrieben, wie z. B. „Engelmanns Tagebuch" und „Hermann
Lange", in denen Mädchen in aller Unschuld schwanger werden. In
Knigges Romanen, besonders in der „Geschichte Peter Elausens" und
den „Verirrungen des Philosophen" kommen viele gemeine Tcenen vor.
Julius von Voß schildert in seinen Romanen das wüste preußische Offiziers-
leben, das er zum Theil mit cynifckieu Schmutzfarben ausmalt. Vieles er-
innert an den „Simplicifsimus". Eins seiner Hauptwerke sind die „Aben-
teuer einer Marketenderin", die aus Weimar stammt, in einem dortigen
Vordell geboren und erzogen ist und sich dort einen gewissen Nildungssirniß
augeeignet hat. Dem Tchusterlehrling Samuel bringt sie diese Bildung
bei, und zwar finden diese platonischen Gespräche auf zwei neben einander
befindlichen Abtritten statt, wo auch Romeo zuerst seine Julie gefunden. Die
späteren Abenteuer der Heldin bringen manches tragikomische Intermezzo,
wie den Schuß, der sie dort verwundet, wo die neapolitanische Vcnns ihren
unsterblichen Ruhm gefunden. Die kleinen Erzählungen von Voß sind ein
rl>Aoüt'5n für die Frivolität; sie erinnern an die „Vraunen Märchen" von
Sternberg. Die Erzählungen uon Gustav Schilling bewegen sich in sächsi-
schen Offizierskreisen. Der .Held seines großen Romans „Guido von
Sohnsdom" ist ein Don Juan, der Liebesabenteuer mit vielen Damen hat,
sowohl vor der Ehe, als auch später während der Ehe. Und alle diese
Damen sprachen eine sehr eindeutige Sprache. Die fünfzig Bände der
Schilling'schen Erzählungen liefern auch nach dieser Seite hin eine reiche
Ausbeute.

Neben diesen leichtfertigen Romanen gingen andere einher, welche sich
weniger nach französischem als nach englischem Muster gebildet hatten und
moralisirende Tendenzen verfolgten. Wenn man diese indeß mit unseren
heutigen Familienblattromanen vergleicht, so zeigt sich doch auch eiu merk-
licher Unterschied; denn ans den« Wege zur Tugend und ihrem Schlußaccord
berühren fie doch das Laster und seine Dissonanzen oft genug in einer
Weise, welche den Rothstift unserer Redacteure herausfordern würde. In

du!» vielbändigen Roman des Superintendenten Hermes, „Tophie»s Reise von Memel nach Sachsen", einem der tugendreichsten, erlebt die Heldin mancherlei Abenteuer, sie kommt sogar niit einem Herrn Lcsse in einem Bett zusammen; doch wie es in Shakespeares „Othello" heißt: 8U6 nisans not an? lmrw. „Das Fräulein von Sternheini" der Frau Laroche ist eine brutale Verführungsgeschichte: doch die Tugend bleibt siegreich, wenn sie auch zu Gru»de geht. In dem Romane „Iulchen Gruenthal" wendet sich Helene Unger gegen die damaligen französischen Sitten, besonders in den Pensionsanstalten: die Heldin, Julie, die Tochter eines Anwalts, geräth in diese Verderbnis) und endet als gemeine Buhlen». In dem Roman „Die Pupille" uo» Johann Jakob Dusch besteht die Katastrophe dari», da« Walter seine (beliebte in der Trunkenheit auf einen, Maskenball entehrt, sich aber einbildet, es sei eine Andere gewesen. In Schnmmels „Empfindsamen Reisen" entschließt sich der Held, ei» Mädchen zu heirathen, welches schwanger ist. Die Romane von Wezel, von denen „Tobias Knaut" eine Zeit lang selbst einem Herder und Wieland zugeschoben wurde und in welchem auch Gcrviuus einen tieferen Zug erkennt, haben mit den Producten der eigentlichen Genieepoche Nichts gemein, und doch sind sie keineswegs frei von den Krankheiten derselbe». Die Abenteuer des zwerghaften buckligen >innut wären für unsere heutigen Familienblätter unmöglich. Einmal, als er im Teiä, badet, stiehlt ihni eine Zigeunerin seine Kleider; zwei junge Fräulems, darunter besonders Adelheid, nehmen sich seiner n» und erbarmen sich seiner Nacktheit. Am Schlüsse des Romans besucht Knaut ei» Vordell, wo er seine frühere Wohlthäteri» wiederfindet und ohne Weiteres, heirathet. In „Velphegor", einem der Voltaire'schen Komödie nachgebildeten Roman, gehen noch merkwürdigere, aber auch meistens sehr anstößige Dinge vor sicl'. Die schöne Akante weist ihren Verehrer aus dem Hause uud ertheilt ihm solche Fußtritte, daß er das Hüftbein bricht, Fronal tritt an seine Stelle. Velphegor zieht in die neite Welt. Der Freund und die Freuudin gesellen sich wieder zu ihni. Akante erzählt, wie sie die Maitresse des Papstes Alexanders III., und dann diejenige eines Markgrafen gewesen sei, auf dessen Befehl, als er ei» Recht zu habe» glaubte, eifersüchtig zu sein, sie der Rase und der rechten Hand beraubt und im ganze» Gesicht geschunden ward. Später gerathe» sie in einen Amazonenstaat, wo die Weiber so lange Brüste haben, daß sie im kokette» Spiel dieselben bald über die Achsel» werfe», bald fallen lassen; auch habeu sie zu Gesellschaftern Affeu, deren Schwauz ein natürlicher Spiegel ist, worin sie sich beschauen. Alante wird später todtgeschlagen, als sie emen Ehemann verführen will. Aehnlich siud die Romane: „Die wilde Betty", „Wilhelminc Arend", in welchem eine Opernscmgeri» die Hauptrolle spielt, durch welche ein Hamburger Kaufmann fei»er Gattin untreu wird. Diese, die sich nicht scheide» lasse» will, lebt da»» i» Bigamie mit einem Geliebte» Webster.

Wie der Roman, so bot auch die damalige Schaubühne Vieles, was sich heutigentags das Publicum nicht gefallen lassen würde. Wezel selbst hat einige derartige Lustspiele geschrieben wie z. B. „Der blinde Lärm", in welchem ein Edelmann seiner verwittweten Nichte nur unter der Bedingung zu Heiratben gestattet, daß sie in der Ehe drei Kinder bekomme. Ihr Geliebter wird von einer Nebenbuhlerin verleumdet, er habe an sich so gehandelt, wie der Hofmeister von Lenz; doch das wird durch die That widerlegt; eine Pariser Opernsängerin ist von ihm guter Hoffnung, und der Edelmann giebt ihm nun vertrauensvoll die Hand seiner Nichte. Von Kohevues Schauspielen hat „Menschenhaß und Neue" wohl mit Unrecht den heftigsten Tadel der sittenstrengen Literarhistoriker erfahren als eine Beschönigung des Ehebruchs. Doch dann müßte die christliche Lehre von Buße und Neue und Sündenvergebung ebenfalls beanstandet werden. Es ist ein Ebebruchsdrmua, wie die neufranMschen; Eulalie geht mit einem Offizier durch; doch im Stücke erscheint sie als Magdalena, und der Gatte verzeibt ihr. Da ist doch nichts Anstößiges, wohl aber in der von Kotzebue gedichteten Fortsetzung, wo Mainnu die reuige Eulalia beruhigen will, indem er sich der gleiclien Süude zeiht und ein vo» einem Banemburschen geschwängertes Mädchen bestiсht, daß sie aussagt, er sei der Schuldige. Noch heute bekannt sind die „beiden Klingsberge" und der von Lortziug zu einer Oper benutzte „Nehbock". Die „Sonnenjungfrau", Nocva, die gilter Hoffnung ist von einen» Spanier und geopfert werden soll, bis der))nta von Peru selbst da« thörichte Gesetz aufhebt, gerade zur rechten Zeit, sodaß jetzt alle Sonnenjungfrauen nach Herzenslust lieben können, und die naive Gurli in den „Indianen, in England", welche von europäischen Sitten keinen Begriff bat und in aller Unschuld die anstößigsten Dinge sagt, waren damals so beliebte Bühnenrollen wie die „Grille" und die „Lorle" der Frau Birch in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Der .Held des Lustspiels „Bruder Moritz" will durchaus ein gefallenes Mädclien heirathen, das selbst seinen Sündenfall eingesteht. Auf gleichen Don gestimmt waren die damals so beliebten Lustspiele von Nretzner und Jünger. Wir erwähnen nur Brehners „Liebe nach der Mode", ein Lustspiel, in dessen Mittelpunkt ein Heirathsbureau ist mit verschiedeilen sehr lockeren Ehebundwerbern, aber noch schlimmere „Ehemänner", denn da findet sich der Hofratb, der seine Frau gege« ein kostbares Bild einem Hauptmann abtritt. In der „verstorbenen Ehefrau" spielt eine erwachte Echeintodte die Hauptrolle und ordnet einige mißliche Liebesverhältnisse, die sich nach ihrem Tode angesponnen. In Jüngers Lustspielen: „Verstand und Leichtsinn", „Die un« uermuthete Wendung" wird das frivole Wiener Leben geschildett.

Ueber diese ganze Production sagt der Litteraturanzeiger von 1799: „Die verfluchtesten Schriften kommen seit den letzten 35 Jahren zum Vorschein und über 7W0 Nomnne und Liebeshistörchen, die als Giftpflanzen den braven Charakter der deutschen Weiber und Töchter schon auch ver-

dorben haben," Aus dieser Versumpfung hat sich die Litteratur selbst empor-gerafft und geläutert, nachdem die Clafsiker immer mehr Anerkennung ge-funden; es hat dazu nicht der Gesetze, nicht der Eingriffe des Staates bedurft. Die Litterntur ist wie der Speer der Minerva, sie heilt selbst die Wunden, die sie schlägt.

Uns kam es darauf an, hier den thatsächlichen Nachweis zu führen, daß das Neue, was die Iüngstdeutschen in Theorie und Praxis zu Tage fördern und dessen sie sich rühmen als unerhörte Großthaten und revolutionärer Umwälzungen der Sitte, zum großen Theil dem alten Sturm und Drang des vorigen Jahrhunderts angehört. Wir wollen hier keineswegs zu Gericht sitzen weder über die Stürmer oder Dränger, noch über die jüngsten Epigonen derselben. Wir sind keine Anhänger eines ge-schlechtlichen Purismus, der einer geistvollen Entwicklung der Litteratur ebenso hinderlich ist, wie die Maß- und Zügellosigkeit. Möglich, daß aus dein neuen Sturm und Dräng auch eine neue Classicität hervorgeht wie Goethe uud Schiller aus dem Kreise der Stürmer und Dränger, denen ihre Iugenderzeugnisse angehörten uud daß Sudermann der Schiller und Hauptmann der Goethe des neunzehnten Jahrhunderts wird!

Doch wer kann dies wissen? Es ruht im Schoß der Götter!

M

Rußland in Centralasien.

von

— Viezla». —

ie politischen Folgen der neuesten kriegerischen Ereignisse in Ostasien zwischen Japan und China werden voraussichtlich die alte Rivalität Englands und Rußlands in diesem Erdtheile von Neuem und in verschärften: Grade hervortreten lassen, es dürfte demnach die öffentliche Aufmerksamkeit auch auf das allmähliche, aber unaufhaltfame Vordringen der Rusfeu im asiatischen Eentralgebiete wieder in erhöhtem Maße hingelenkt werden. Wenn England sein Znndelimonopol in China möglichst aufrecht zu erhalten nnd daher bei Gelegenheit des Friedensvertrages zwischen Ehina und Japan im Einverständnis) mit letzterer Macht selbstsüchtig besondere commerzielle Vortheile für sich zu -gewinnen sucht, Rußland aber durch die Errungenschaften Japans in China sich in seinen ostasiatischen Interessen bedroht sehen muß, so spitzt sich durch diese Verhältnisse der Gegensatz zwischen den beiden genannten europäische,: Großmächten in bedrohlicher Weise zu, und es wird dann zwischen dieser Collision der russischen und englischen Interessen in Ostasien und den äußerst empfindlichen Berührungspunkten beider Staaten im Centralgebiete des Erdtheils sehr bald eine gewisse Wechselwirkung eintreten müssen.

Wenn hier von Centralasien die Rede ist, so soll damit nicht blos des Erdtheils eigentliches Mittelgebiet gemeint sein, dessen engeren Begriff Freiherr von Richthofen in seinen: großen Werke „China" lediglich auf die Länder zwischen dem Altai-Gebirge in: Norden, den Pamirs in: Westen, de»: Hochland von Tibet in: Süden und der Wasserscheide der Hauptströme von China — Iantsekiang und Hoangho ^ sowie den: Lhangangebirge im lösten beschränkt sehen will. Dieser Kern von Innerasien ist bis jetzt noch

nicht zum Gegenstande politischer Streitigkeiten geworden, und China gilt hier noch immer als unbestrittener Machthaber. Für die vorliegende Studie kommen vielmehr nur die der westlichen Peripherie des eigentlichen Centralgebietes vorliegenden Länder von Turan und Iran in Betracht, die Alerander von Humboldt ebenfalls zu seinem Centralasien rechnete, und von diesen hier namentlich die Kirgisengebiete, Weslturkistan mit den Chanaten Bochara und Chiwa, die Turkmenensteppe nnd Afghanistan.
Hohe gewaltige Gebirgsmassen schließen Mittelasien im Allgemeinen von den nach den Meeren zu geöffneten Ländern des Erdtheils ab und trennen es andererseits im Innern in verschiedene Theile.
Im Norden und Osten wird die Grenze durch den Altai mit seinen ostwärts sich erstreckenden Verzweigungen gebildet, dann durch den Inschan, Aläschan und das hohe Gebirge des Kokonor. Im Süden zieht sich als Wasserscheide der Karakomm — Mustagh oder Thangla — hin, westwärts in dem Hindukusch sich fortsetzend. Der Hauptkamm dieses Gebirges, an welches sich im Westen mittelst niedrigerer Höhenzüge der den Südrand des Kaspischen Meeres begrenzende Elburs anschließt, stellt sich als der Nordrand des Hochlandes von Iran dar, während seine Verzweigungen in Afghanistan und die von Norden nach Süden streichende Solimankctte das Grenzgebirge Irans gegen Indien bilden. Als westlichen Grenzwall von Mittelasien endlich sehen wir den KaukaM.
Mit dem Altaisystem im Zusammenhange und von ihm mir durch eine etwa 21 Kiu. breite Einsenkung 'getrennt, zieht sich das Thmnschangebirge hin, und zwar in zwei Hauptrichtnngen, von Südwest nach Nordost und von Nordwest gegen Südost. Im östlichen Thianschan trennt eine riesenhaft aufragende Gebirgsmasse den chinesischen Kreis Kur-kara-usu in der westlichen Mongolei vom Lande der Dschulduz in Ostturkestan und setzt sich östlich in weniger hohen Parallelketten fort b>5 zur chinesischen Provinz Kansu. Die von Nord nach Süd sireichende >vette des Thianschan scheidet Ost- und Westturkestau iu die zwei großen Längenthäler des Amn-Tarja und des Tarim nnd ist von den nordwestlichen Fortsetzungen des Himalaya nicht, wie im Norden vom Altai, durch eine Senkung geschieden, sondern beide Gebirgssusteme gehen hier durch zahlreiche kurze sich absendernde und einander durchschneidende Ketten das eine zum anderen über. Zwischen den Ouellflüssen des Amu-Tnrja und Tarini liegen die wüstenähnlichen Hochflächen der Pamirs auf der Grenze von Ost- und Westturteslan. Mit dein Himalaya stehen noch in Beziehung der Karatonn», welcher, ihm nördlich vorgelagert, sich von Westen nach Osten hinzieht, ferner der Küenlün uud, diesem im Westen sich auschlieüend, die von Südost gegen Nordwest streichenden, noch immer 6(XX> m Höhe übersteigenden Gebirgszüge, welche unter dem Namen Nelur-Tagh zusammengefaßt werden. Ter am Terek-Paß beginnende, von Nordost nach Südwest sich erstreckende mächtige Gebirgswall führt aber den Namen Alm. Derselbe bildet die Wasserscheide zwischen

dem Sir- und Amu-Darja. Centralasien stellt sich übrigens keineswegs als ein einziges, ununterbrochenes Hochplateau dar. Tnrkestan, mit dem Stromgebiete des Amu-Darja im Westen und des Darin, (Iarkand) im Osten, bildet eine große, in der Mitte gehobene Einsenkung, die östlich im Gebiete der Mongolei endet. Ebenso sehen wir in, Plateau vou Iran eine bedeutende Depression in Seistan. Die ausgedehnteste Niederung befindet sich aber in den nach dem Kaspischen Meere zu sich abdachenden Steppen. Die unabsehbaren Einöden Centralasiens sind mit fliegendem Sand, mit Salzlachen und weithin sich erstreckenden Morästen bedeckt und gestalten sich uur hin und wieder zu Steppen mit einer an Arten verhältnißmäßig reichen Flora. Einen ungeheuren Ländercompler umfaßt die aralo-kaspische Niederung; östlich davon liegen die Wüsten Kisilkum und Natkattum, und südlich von diesen erstreckt sich die meist wasserarme Turkmenensteppe. In Chorasan schließt das fruchtbare Land die völlig weglose Wüste Lut ein. Im Süden des Hindukusch nehmen die unfruchtbaren Gegenden große Flächen ein. Oestlich des Thianschan erstreckt sich im Norden die Wüste Gobi mit ihrem schmutziggelben, sandiglehmigem Steppenboden, auf welchem aber auch Hügel und Verge über 2509 ru hoch emporragen, in einem Naume, der Frankreich viermal an Größe übertrifft. Leblose Stille soll hier herrschen. Es fehlt zwar nicht an Oasen, aber erst am Nordabhange der Mongolei, nach Sibirien und dem Baikalsee zu zeigen sich Anfänge von Flüssen und ein verhältnißmäßig reicher entfaltetes Leben. Charakteristisch für das Gebiet von Centralasien ist andererseits die große Zahl von bedeutenden Seen, welche mit keinem der großen Oceane in Verbindung stehen und die Sammelbecken für zahlreiche Flüsse bilden, soweit letztere nicht in den Wüsten sich verlieren. Auch die Hochgebirge sind reich an Alpenseen, und eine Menge Flüsse entspringen ihnen.

Die gebietende, oder wenigstens die gefürchtete und von den Nomaden als Herrin der Welt betrachtete Macht in Centralasien ist unbestreitbar Ruhland. Die Länder unmittelbar an der Peripherie des oben bezeichneten engeren Centralgebietes, also die von Turau, befinden sich fast sämmtlich unter russischer Herrschaft, während den Besitz des iranischen Hochlandes Rußland und England fortgesetzt sich streitig machen.

Das Vorgehen Nußlands in Centralasien wird aber immer verschieden beurtheilt werden, je nachdem dies von dem einen oder von dem anderen politischen Standpunkte aus geschieht.

Die Anhänger Englands werden natürlich urtheilen, wie der Ungar VanMni in seiner Schrift „Centralasien und die englifch-russische Grenz» frage". Mau wird unter ihnen behaupten, daß die Engländer eifrig beflissen wären, den armen und unterdrückten Orientalen das Veste und höchü Erreichbare zu bieten, daß dagegen durch den russischen Civilisirungsproceß die asiatischen Nationen, welche ihm seit vier Jahrhunderten schon untermorsen seien. Nichts gewonnen, sondern sowohl moralisch wie materiell nur

Verloren hätten, und daß diese Völker heute noch unserem westlichen Culturbegriffe ebenso fern ständen wie ihre unter der Herrschaft des fanatischen Mohammedanismus noch lebenden Stammesbrüder. Es wird allerdings zugestanden, daß die russische Civilisation trotz aller Mängel und Lasten, die ihr anhafteten, doch noch immer jener überlegen wäre, die dem Mohammedanismus entspränge, der, wie fruchtbar er auch in der Vergangenheit gewesen sein möge, jetzt doch nur mehr einem gänzlichen Aufgeben aller Willens- und Thatkmft und einem Zurückversinken in frühere primitivere Entwickelungsphasen zum Vorwande diene. Man will auch durchaus nicht leugnen, daß Nußland, indem es eine gewisse gesetzliche Ordnung in einigen barbarischen Staaten Asiens einführte, in denen Genmltthätigkeiten und Blutvergießen schon weite Länderstrecken verödet hatten, auch vielen im Elende schmachtenden Menschen Wohlthaten erwiesen habe. Doch sei es trotzdem fraglich, ob man jene neuen Zustände und Verhältnisse, die in diesen Landstrichen ans russischen Einfluß zurückzuführen wären, auch wirklich Civilisation nennen könnte, und ob man sagen dürfte, daß Rußland damit auch nur einen Strahl des glorreichen Lichtes der modernen Eultur des christlichen Wesens nach jenen Regionen gelenkt habe. Die halbe Million Kasan-Tartaren, die einen geistig begabten Bruchtheil der türkischen Nation bildeten und in alten Zeiten um ihrer moslemitischen Eultur willen berühmt gewesen seien, zeigten, außer in einigen höchst oberflächlichen Zügen, in ihrem socialen und politischen Leben auch keine Spur vom Geiste unseres Jahrhunderts. Das Volk werde in seiner moralischen Apathie belassen und danke seine geringe Geistesbildung einzig der Schule, die es felbst gegründet habe und aus eigenen Mitteln erhalte. Allerdings befänden sich in Kasan von der Regierung errichtete Schulen, doch wäre der Geist und die Tendenz des Unterrichts echt russisch, nur darauf ausgehend, die Tataren zu Christen und Moskowitern umzuwandeln, damit sie dem russischen Reiche um so leichter einzuverleiben seien. Aehnlich solle es bezüglich der Baschkiren sich verhalten, eines gleichfalls zahlreichen Theiles der turko-tatnrischen Nasse, welcher seit undenklichen Zeiten seinen Sitz im Uralgebirge hat. Die Baschkiren wären, obwohl schon seit zwei Jahrhunderten unter russischer Herrschaft stehend, vom moralischen wie vom materiellen Gesichtspunkte aus betrachtet, schlimmer noch daran als die Stammesbrüder an der Wolga. Arm und bedrückt, von den fanatischen orthodoren Nüssen vernachlässigt und verachtet, wären sie nahezu auf die Hälfte ihrer ehemaligen Zahl zusammengeschmolzen. Dasselbe Beobachtungsresultat will man nordöstlich hinauf bis Tobolsk und im Süden abwärts bis zum Altaigebirge festgestellt haben. Ueberall trete die Thatsache entgegen, daß mit dem Erscheinen der russischen Civilisatoren sich die Eingeborenen rasch verminderten und daß die Negierung anstatt sich der grausam unterdrückten Uutcrthanen anzunehmen, weit eher noch das Zerstöruugswerk der russischen Kosaken, Popen und Kanfleute unterstützte. Um die gänzliche Wirkungslosigkeit der nissischen Civilisations-

Bestrebungen zu erkennen, brauche man nur solche Völkerschaften zu betrachten^ die, lange schon unter russischer Herrschaft stehend und zum Christentum übergetreten, sogar der griechisch-katholischen Kirche angehörend, somit als» von allen Seiten den Einflüssen uon Kirche und Staat zugänglich, dennoch keine Resultate derselben aufzuweifen hätten. Als Beispiel werden zunächst die Tschuwaschen aufgeführt, am rechten Ufer der Wolga und am linken des Stromes in südöstlicher Richtung bis Orenburg, die seit 1528 Unterthanen des Zaren sind. Diese türkische, auf nahezu 600 000 Seelen sich beziffernde Völkerschaft sei 1748 zum Ehristenthum übergetreten. Sie habe seit ihrer Unterwerfung sich ausschließlich unter der eisernen Hand der russischen Verwaltung befunden und, obwohl vorzugsweise aus friedlichen Ackerbauern bestehend, dennoch dnrch die civilisntorische Herrschaft keinen Segen erfahren. Der Tschuwasche von heute wäre noch so unwissend und abergläubisch, wie seine Vorfahren einst gewesen, er sei nur nominell ein Christ und bete insgeheim immer noch seine alten heidnischen Götter an. Die ugrische Bevölkerung, wie die Tschermissen, Wotjaken und Wogulen sollten aber noch übler dran sein. Weder ihr Alltagsleben noch ihre Denkweise oder ihre socialen Beziehungen wiesen auch nur den geringsten Einfluß ivestlicher Eivilisation auf. Es hätte sich wenig oder Nichts bei ihnen ge» ändert, seit sie den väterlichen Schutz des Zaren genossen, dessen Regierung sich damit begnüge, friedliche »nd willfährige Steuerzahler heranzuziehen, und nicht daran denke, die Eristenzbedingnngcn der ihrer Sorge anvertrauten Völkerschaften zn verbessern. So feien denn die Jakuten im fernen Osten an den Ufern der Lena beinahe auf die Hälfte ihrer früheren Zahl zusammengeschmolzen, und die Wogulen befänden sich nahezu fchon auf dem Aussterbeetat. Die Krim-Tataren, eine berühmte Eroberer-Rasse, die zu Beginn des vorigen Jahrhunderts eine halbe Million Seelen gezäblt, bezifferten sich jetzt nur noch auf 80 000. Dieselbe erschreckende Abnabme wiesen die nogaischen Tataren auf, und die wegeu ihres Kampfesmutnes und Unabhängigkeitssinnes berühmten Vewohner des westlichen Kaukasus seien beinahe gänzlich vom Schauplatz ihrer Thaten verschwunden. — Wahre Loblieder stimmt aber Vambcry ans die Engländer in Indien an. Auch erklärt er die in Europa vorherrschende Meinung, daß Großbritannien sein Indien der Verarmung zuführe und sich an ihm nur bereichere, für eine durchweg lächerliche.

Die Freunde Nußlands dagegen entschuldigen die ungenügenden Resultate der mostowitischen Civilisatoren, indem sie behaupten, daß die Mißeil'olge der letzteren nicht der ungenügenden Befähigung derselben zuzuschreiben, sondern auf den halsstarrigen Widerstand zurückzuführen seien, welchen die Mohammedaner beinahe überall den Ciuilifationsuersuchen europäischer Eroberer entgegensetzten. Alan spricht die Ueberzeugung aus, daß Rußland, dessen Bevölkerung grüßtentbeils aus Asien stamme, und das in seinem socialen Aufbau noch gar manchen asiatischen Charakterzng aufweise, jedenfalls geeigneter

sei, in den noch halbbaibarischen Landen! dieser alten Welt westliche Eultur zu verbreiten und einer gesetzlichen Ordnung zur Herrschaft zu verhelfen, als das strenge, kalte, unbeugsame England. Eine weite Kluft trenne den vom potenzirt europäischen Geist erfüllte« Engländer von dem von einer Jahrtausende alten Eultur imprägnirten Asiaten, Ein minder verfeinerter Einfluß, eine inmitten der beiden Eulturstufeu stehende Macht müßte eine ungleich wirksamere Vermittelung bildeu, und Rußland, das auf der Grenze dieser beiden so verschiedenartigen socialen Gestaltungen sich befinde, vermöge daher die westliche Eiuilisation unbedingt erfolgreicher im Orient zu verbreiten, als dies für England möglich wäre. General Skobelew, ein genauer Kenner der asiatischen Verhältnisse, sprach aber seine Ansicht bezüglich Englands dahin aus, daß dieses die ihm unterworfenen Völker schwer bedrücke und in einen Zustand der Sklaverei zurückzwinge, einzig zu Gunsten des englischen Handels und damit die Briten reich würden.
Die Wahrheit nnd das Nichtige dürfte wohl, wie meistens bei den Anschauungsverschiedenh.'iten im Leben, auch hier iu der Mitte aller dieser Veurtheilungen liegen. Andererseits vermag man eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von der Lage Rußlands in Eentralasien und seinem Verhalten dort nnr zn gewinnen, wenn man sich vorher mit der historischen Entwickelung dieses Ländererwerbs vertraut gemacht hat. Ist letzteres aber geschehen, so wird der von einem unparteiischen Standpunkte aus Urteilende dein zielbewußten, klugen und beharrlichen Vorgehen Nußlands, sowie den Leistungen seiner Offiziere und Soldaten die Anerkennung nnd eine gewisse Dheilnahme wohl nicht versagen können. —
Die Rivalität zwischen Rußland und England mußte von jenem Zeitpunkte an in's Leben treten, wo Spanien, Portugal, Holland und Frankreich von dem Eroberungsgebiete in Asien sich zurückzogen nnd dos alte Mutterland den» Ehrgeize nnd dem Eigennutze der beiden erstgenannten Rationen überließen. England hat seine Eroberungsbahn langsam, aber sutig von Süden aufwärts verfolgt, bis sich aus der kleinen Handelsgefellschaft ein gewaltiges Reich aufgebaut. Das Hauptmotiv war jedenfalls das Geldverdienen! Unser germanischer Vetter jenseits des Eauals ist frei von jeder unpraktischen Empsindfamkeit. Was Nußlaud aber anbelangt, fo sind die Ursachen seiner Eroberungen und ist auch der Verlauf derselben wesentlich anderer Art. Der ganze Aufbau des russifchen Reiches basirt ausschließlich auf Eroberungen und Annerionen. Die Russen bildeten ursprünglich eine kleine Körperschaft von Slaven, aufgepfropft anf ugrifche, rurko-tatarische und sinnische Elemente. Allmählich dehnten sie sich dann aber ans, nnd sie würden sicherlich schon im Mittelalter eine hervorragende Rolle in den geschichtlichen Ereignissen gespielt haben, wenn nicht zeitweilige Umwälzungen und durch asiatische Eroberer hervorgerufene Kriege die Entwickelung der russischen Ration zurückgehalten hätte». Die beiden bedeutendsten Hemmnisse in ihrem Entwickelungsgange bildeten der Einbruch

der Mongolen uuter Dfchengis Chan und der große zirieg gegen Timur. Gerade durch diese geschichtlichen Ereignisse wurde die im Werden begriffene moskomitifche Macht gewaltsam gelähmt. Vom Geiste christlicher Eioilifation getragen, vermochte das russische Volk schließlich doch über die barbarischen Repräsentanten Asien» zu triumphiren. Die Goldene Horde wurde auseinander gejagt, das Reich Timurs siel in Trümmer, uud das siegreiche Rußland, das sich eine eroberte Länderslrecke nach der andern einverleibte, trat die Erbschaft seiner asiatischen Vorgänger an. Nachdem es sich den Landstrich an der unteren Wolga unterworfen hatte, theilte es dann seine Aufmerksamkeit zwischen dem Westen und dem Osten, und nach beiden Richtungen hin errang es unerwartete Erfolge. Im Osten erschien es jetzt als der Repräsentant Europas, wie dieses vor 309 bis 290 Jahren war; mit besseren Waffen ausgerüstet, als der barbarische Gegner, vermochte Runland mit verhältnismäßig kleinen Kriegerfchaaren große Völkerschaften sich zu unterwerfen. Sibirien wurde im 16, Jahrhundert erobert, und zwar hauptfächlich mit Hilfe der rufsifchen Kosaken. In demfelben Jahrhundert foll Rußland anch bereits mit Centralasien in Handelsverkehr getreten sein, die ersten geschichtlich nachweisbaren Beziehungen finden wir aber erst zur Zeit Peters des Großen. Die Absicht, einen Weg nach Indien ausfindig zu machen, ueranlahte im Jahre 1717 den Zar, eine kleine Truppenmacht unter dein Fürsten Vekewitfch Tfckerkafsi nach dem im Süden des Aralsees und der iiirgisensteppe gelegenen Chnnate Ehiwa zu entsenden, um hier mit den, asiatischen Souuerain Verbindungen anzuknüpfen, womöglich bis Indien vorzudringen. Vekewitfch hatte indessen zu großes Vertrauen iu feine militärische Stärke geseht, ließ sich auch von den trügerischen Versprechungen des schlauen asiatische» Fürsten täuschen und ging in Folge dessen sammt seinen Truppen durch Verrat!) zu Grunde. Das Ende des Unternehmens war also ein sehr klägliches gewesen. Zur Zeit des Todes Peters des Großen, 1725, hatte Rußland in Mittelasien noch keine Vesitzungen. Nachdem jedoch die Russen die Grenze des Don und des Ural, den alten durch die Kasakenlinien gebildeten Wall, einmal überschritten hatten, konnte Nichts mehr ihr weiteres Vorgehen aufhalten. Um feine neuen Unterthanen zu schützen, sah sich Ruhland in die unvermeidliche Nothwendigkeit versetzt, auch deu angrenzenden Völkerschaften, die nur von Raub und Plünderung lebten, sein Joch gewaltsam aufzuerlegen. Waren aber die einen diefer feindlichen Völkerstämme einmal unterjocht, so mußten immer wieder noch neue unterworfen werden, weil sie Beunruhigungen verursachten. Und so kam es allmählich, daß wir heute die Russen an der Grenze von Afghanistan stehen sehen. Die Lage Rußlands in Eentralasien war also von Anfang an dieselbe, wie die aller civilisirten Völker, welche mit halbwilden Nomadenstämmen in Berührung kommen. Nur indem man sie zun, Gehorsam zwang und an ein friedlicheres Leben zu gewöhnen suchte, vermochte man ihren kriegerifchen Einfällen und Raubzügen Einhalt

zu thun. Die Folge war dann aber in der Negel, daß die Unterworfenen nun ihrerseits wieder den feindlichen Belästigungen der eigenen unruhigen Nachbarn mehr ausgesetzt waren. Daraus entstanden für die Russen periodische und weit ausgreifende kriegerische Unternehmungen gegen einen Feind, der in Folge seiner lockeren Organisation eigentlich unfaßbar war. Beschränkte man sich darauf, ihn zu züchtigen, fo konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß binnem Kurzem er seine Feindseligkeiten erneuerte, denn in seinen Augen war jeder Rückzug des Gegners ein Zeichen von dessen Schwäche. Um diesen fortwährenden Unruhen also ein Ende zu machen, blieb Nußland schließlich Nichts übrig, als bei seinem Borrücken in den feindlich gesinnten Ländern in diesen auch festen Fuß zu fassen und sich durch Anlage uon Befestigungen Stützpunkte zu verschaffen. Bei diesem Bordringen hat allerdings der kriegerische Geist der russischen Truppenführer wohl mitunter den Gang der Ereignisse gegen die Pläne der Negierung und zum Verdrusse der Diplomaten beschleunigt. Im Allgemeinen lehrt nns aber die Geschichte, daß das Schicksal aller Böller unter solchen Ber-Hältnissen doch stets das gleiche gewesen. Ehina mußte in der Mongolei erst ungeheuere Eteppenflächen erobern, um seine natürlichen Grenzen ge-winnen zil tonnen. Ebenso wurden die Bereinigten Staaten in Amerika, Frankreich in Algerien, England in Indien nicht blos durch Egoismus und Habsucht, sondern auch durch die Nothwendigkeit, sich festzusetzen und zu sichern, unvermeidlich auf den Weg der Bergrößerung und Ausdehnung ge-drängt. Auch Nußland hat demnach nicht blos aus Eroberungssucht die so ungeheueren materiellen Opfer und Lasten in Centralasicn sich auferlegt. — In der zwölfjährigen Verwaltungsperiode uon 1868 bis 1879 ergaben z. B. die Einnahmen gegenüber den Ausgaben ein Deficit uon 66815949 Rubeln. —

Bis in die erste Hülste des achtzehnten Jahrhunderts hinein halte also Nußland noch keinen Landerwerb in Centralasicn aufzuweiseu. Erst im Jahre 1734 unterwarf sich die Kleine Horde der Kirgisenkasaken in dem westlichen Theile der Steppe, und zwar anscheinend freiwillig. Die Freude über dieses Ereignis; sollte jedoch nicht lauge währen, denn bald sahen sich die Russen genüthigt, der Naubzüge der neuen Unterthanen des Neiches in das russische Eulturland hinein sich zu erwehren, und, um diesen feind-seligen Beunruhigungen schließlich ein Ende zu machen, zur planmäßigen Unterjochung der Kirgisensteppen zu schreiten. Es fiel damit Nußland eine überaus schwierige Aufgabe zu. Abgesehen von den hartnäckigen Mmpsen, welche es mit den Eingeborenen durchzufechten hatte, stellte ihm auch die Natur gewaltige Hindernisse in den Weg. Endlose, wüste Flächen mit ab-wechselnden» harten Lehmboden oder Wtiefem Sand und ausgedehnte wasser-lose Landstrecken waren zu überwinden.

Die Steppe wurde vou zwei Seiten, von Osten und vou Westen her, in Angriff genommen. Für das ersten Vorgehen bildete Sibirien die Basis.

An der ivestlichen (Grenze Chinas glitten die russischen basalen vom Altai herab zmn Issikul-See, ebenso geräuschlos, wie es den russischen Vorposten am westlichen Rande des Kirgisenlandes von der Kleinen Horde gelang, sich an den Aralsee und an den Sir-Darja heranzuziehen.

Dieses langsame, aber stetige siegreiche Vordringen, das Werk zweier Jahrhunderte, charakterisirt die Hartnäckigkeit, Ausdauer und Klugheit der Nüssen. Wenn nur aber mit Erstaunen und Vewuuderung die Erfolge be-trachten, die Nußland mit verhältnismäßig sehr geringen Kräften an seinen ursprünglichen Ost- und Südgrenzen und weit darüber hinaus errungen hat, so dürfen wir namentlich einen Factor nicht übersehen, der ivesentlich dabei mitgewirkt. Es sind dies die russischen Kasakenvölker. Sie waren stets für Nußland von nnschähbarem Werthe und sind dies auch heute noch, indem mit ihrer Hilfe hauptsächlich die weiten Steppengebiete mltivirt wurden und werden. Die russischen Kasaken bildeu gewissermaßen den Uebergang von den civilisirten Nüsse« zu deu halbwilden nomadisirenden Steppen-Völkern und das Bindeglied zwischen ihnen. Solange die Kasaken Süd-rußlands noch ihre Unabhängigkeit hatten und oft mit den Feinden des moskowitischen Reiches gemeinsame Sache machten, waren der Mssen Fort-schritte in der Steppe nicht bedeutend. Erst nachdem Nußland diese Xasaken unterworfen nnd sich zu treuen Dienern gemacht hatte, war es ihm möglich, allmählich der Steppengebiete Herr zu werden und seine Grenzen immer mehr zu erweitern. Von de» Grenz-Kasakenlinien aus wurde ein beständiger Vertheidigungs- und Angriffskrieg gegen die Steppen unterhalten, nnd je nachdem man in der letzteren Gebiete weiter vordrang, wurden die alten Kafakenlinien verlassen nnd neue vorgeschoben. Die Kasaken bekämpften dabei die wilden Völkerschaften der Steppe nicht immer blos mit den Waffen, sie knüpften auch friedliche Verbindungen mit denselben an nnd wirkten durch List und Ueberrednng. Sie assimilirten sich ihnen sogar, wurden am Kuban und Derek halbe Tscherkessen, am Ural halbe Kirgisen uud boteu so, da sie stets eine feste Treue dem Zaren bewahrten, das beste Mittel, die wilden Völkerschaften zu bäudigen und zu zügeln. In dem eigen! hümlichen Wefen und Charakter der Kafaken, die geborene Krieger, schlane Handelsleute und Ackerbauer mit den Sitten und Gewohnheiten der Nomaden, Alles zn gleicher Zeit sind, findet das Näthsel der Unterwerfung und des Zusammenhalts so uugeheurer Steppengebiete, wie sie im russischen Reiche vereinigt sind, hauptsächlich seine Crklärung und Auflösung.

Die Kirgisen, welche das weite Gebiet in Vorderasien bewohnen, das im Norden vom Quellgebiete des Uralflufses, der Festungslinie längs des Tobol und von hier östlich bis Omsk am Irtisck, im Nordosten und Osten vom Irtisch, vom westlichen Gebiete der Seen Saian und Alaknl begrenzt wird, im Süden aber vom Alatau, dann von den Flüssen Dschu nnd Sir-Do.rja, dem Aralsee und dem Ust-Urt, im Westen endlich vom Kaspis-

See und Uralfluß, repräseutireu den Typus der türkischen Nomaden. Von Anfang an setzten sie den Eindringlingen jene fpecielle Widerstandsfonn entgegen, die ebensowohl bei den Nomaden Amerikas, wie bei jenen Asiens zu beobachten ist. Zuerst ließen sich einige einflußreiche Häuptlinge durch Geschenke und Auszeichnungen gewinnen. Mit der eingegangenen Lehns-verpflichtung wurde es dann aber nicht ernst genommen, und sobald der russische Unterhändler dcni Schauplatz den Nucken gekehrt hatte, vergaß der Kirgisenhauptling sowohl die Geschenke, wie den Eid, den er geleistet.
Nußland mußte demnach zu anderen Mitteln greifen. Es legte an ver-schiedenen Punkten kleine Forts an, um den Handelsleuten auf ihren Zügen Obdach und Schutz zu gewähren. Den Kirgisen wurden aber Schulen und Gebethäufer erbaut, um sie durch Erziehung und Neligion zu civilisiren.
Bei diesen letzteren Maßregeln geschahen große Mißgriffe seitens der russischen Verwaltung. Man pflegte officiell die tatarische Sprache, während diese doch gar nicht die Muttersprache der Steppenbewohner war, und legte Moscheen an, während der Volksglaube uoch ein schamanischer war. Durch diese fehlerhaften Einrichtungen wurde nur den Erbfeinden christlicher Regierungen, den tatarisch-mohammedanischen Priestern Vorschub geleistet, die jetzt in großer Zahl aus Innerasien herbeieilten, um sich in der Steppe niederzulassen. Die russische Negierung entschloß sich daher im Jahre 1820, die Kirgisen vollständig zn russischen Unterthanen zu machen. In der Steppe wurden an Punkten, die sich für die Umgegend zu Vcrkehrs-Ceutren eigneten, Befestigungen erbaut und in denselben russische Kasaken angesiedelt. Dieses System fand zunächst am Irtisch Anwendung und dann 1835 in der Orenburger Steppe. So entstand eine Befestigungsliuie iu der Mittleren, und die ilezkische in der Kleinen Horde der Kirgisen. Aber auch diese Maßnahmen vermochten den Zweck, Nuhe im Kirgisenlande herzustellen, noch nicht ganz zn erfüllen, so lange die räuberischen Schnaren noch Ge-legenheit fanden, durch Entweichen in die unabhängigen Ehanate im Süden der Steppe, nämlich nach Chokand, Vochara nnd Chima, sich eventuell der Strafe zu entziehen. Namentlich wurde ihnen Unterstützung geboten durch den Ehan von Ehiwa. Nachdem daher russtscherseits der Posten Nomo-Alerandrowsk an der Kaidabucht des Kaspischen Meeres, der Emba-Posten, 400 Kilometer südlich von Orenburg, und Aklmlak, etwa 160 Kilometer weiter südlich nach dem Ust-Urt-Plateau zu, angelegt wordeu waren, wurde 1839 von Orenburg aus ein Erpeditionscorps unter General Perowski gegen Ehiwa entsendet. Dasselbe hatte eine Stärke von 20000 Mann nnd einen Train von 10000 Kameelen. Heftige Kälte und Maugel an Lebensmitteln, sowie furchtbare Schneegestöber nothigten aber Ende Januar 1840 den russischen General nach den: Verluste der Hälfte seiner Mannschaft schon auf dem halben Wege zur Umkehr. Eine große Anzahl wegen Er-schöpfung auf den Märschen Zurückgebliebener war in feindliche Gefangen-schaft gerathen. Die Erpedition war also vollständig gescheitert. Auch nabm

die russische Regierung jetzt Abstand davon, einen neuen Kriegszug durch die Steppen am Aralsee zu versuchen, entschloß sich vielmehr, in anderer Weise einen entscheidenden Schlag vorzubereiten, für welchen die Sir-Darja (Iarartes-)Linie als Operationsbasis dienen sollte. Zu letzterem Zwecke mußte man sich aber zunächst des Chanates von Ehokand bemächtigen, das 1840 der Emir von Vochara seinem Gebiete einverleibt hatte.

Nach einen» 1846 ausgebrochenen, von den Russen aber mit Erfolg niedergeworfenen Aufstande der Kirgisen erhielten Embinst und Atbulat feste Garnisonen, und in der Steppe entstanden außerdem die Posten Uralskoje und Orenburgskoje. In demselben Jahre hatten auch die Kirgisen der Großen Horde zwischen dem Balkasch-See und dein Thianschan-Gebirge die russische Oberherrschaft anerkannt. Südöstlich des genannten Sees wurde von den Russen der Stützpunkt Kopal angelegt. Um dieselbe Zeit entstand Raimskoje an der Mündung des Sir-Darja. In Orenburg sammelte man Kriegsuorräthe aller Art an. Im Jahre 1847 begann dann General Perowski, langsam aber sicher vorzurücken, indem er in gewissen Entfernungen eine Reihe von Forts errichtete, welche die ersten Glieder der Kette bildeten, die später den Sir-Darja mit Rußland verbinden sollte.

Auf dem Aralsee wurde eine kleine Flottille errichtet. Die Necognoscirung des Landes dehnte man bis zu dem feindlichen Fort Ak-Mesdschet im Gebiete von Chokand aus. Die russische Grenze zog zu dieser Zeit von Ost nach West über den Ilifluß zum Alataurücken und längs des Tschu zum Sir-Darja. In den folgenden Jahren gelang es dem General Perowski, den Marsch durch die Wüste Kara-kum, im Nordosten vom Aralsee, zn bewerkstelligen und nach harten Kämpfen sich Ak-Mesdschets zu bemächtigen. Es wurde hier das Fort Perowski angelegt. Der Krimkrieg und die polnische Revolution nahmen dann zwar eine Zeit lang die Thätigkeit der Russen nach anderen Seiten hin in Anspruch, nichtsdestoweniger wurde aber auch in Eentralasien fortgefahren, wichtige Punkte von Sibirien aus zu besetzen. Im Jahre 1854 wurde die Festung Wernoje am Rordabhauge des transiliensischen Alatau gegründet. Die Linie des Sir-Darja war bereits durch das Fort Rr. 1 Kazalinsk, das Fort Rr. 2 Karmakschi und das von Perowski, letzteres etwa 350 Kilonieter östlich vom Aralsee gelegen, gut gesichert.

Es begannen um diese Zeit blutige innere Fehden in dem Chanate von Chokand, hervorgerufen durch Thronstreitigkeiten zwischen den herrschenden Familien. Auch das Chanat Nochara wurde in Mitleidenschaft gezogen, und schließlich führten diese kriegerischen Verwickelungen zu Feindseligkeiten zwischen den beiden genannten Staaten und Ruhland. Die Truppen des Zaren unterwarfen 1861 die Karakirgisen, nahmen das Fort Dfchulek an der Sir-Linie und eroberten im Juni 1864 Aulieata, sowie die Stadt Turkeftan (Hazret). Gleichzeitig schoben sich andere russische Mtheilungen vom Siebenstromland hervor, indem aus dem Nezirk Senüretschensk eine

Erpedition heranrückte, um im Lüden ihre Verbindung mit der Colonne vom SWTarja zu bewirken.

An der Spitze des Detachements von Wernoje, welches nur eine Stärke von 2000 Mann hatte und 12 alte Kanonen führte, war Geueral Tschernajew aufgezogen, um für Rußland eine weit ausgedehnte Provinz zu erobern. Vor den Mauern von Tschimtent schlug er dann die 40000 Mann starke Armee des Chan von Chokant uud trat hierauf den Marfch gegen Taschkent an. Die Geschichte dieses Zuges ist damals in Centralasien geradezu zu einer Epopöe geworden. Die schlecht genährten und mangelhaft ausgerüsteten russischen Soldaten drangen in dem unbekannten Lande vor, wie zur Eroberung einer neuen Welt. Als General Tschernajew schließlich vor Taschkent stand uud eben im Begriff war, sich in den Besitz dieses Schlüssels von Turkestan zu setzen, erhielt er vom Vtriegsministerium den Befehl, umzukehren. Doch der russische General steckte die Depesche stillschweigend in die Tasche und nahm die feindliche Hauptstadt. Am Tage nach der Entscheidungsschlacht bei Taschkent ging Tschernajew ganz allein, ohne jede Bedeckung in die äußerst feindlich gesinnte Stadt hinein, um dort ein Bad zu nehmen. Er kannte wohl seine Orientalen. Dieser Zug tollkühnen Mulhes war gleichzeitig ein Act berechnender Politik, denn er erwarb dem General mit einem Schlage die Bewunderung der Asiaten, die das Außerordentliche lieben und auf deren Einbildungskraft vor Allem eingewirkt werden muß, wenn ihnen imponirt werden foll. Von dieser Zeit her schrieb sich der weit verbreitete große Ruf, dessen Tfchernajew dann als Militärgouverneur und Ehan von Taschkent genoß.

Die Einnahme von Taschkent wirkte in England äußerst überraschend. Wenige Wochen vorher, ehe dieses Ereigniß in Europa bekannt wurde, soll Lord Palmerston sich noch dahin geäußert haben, daß gar manche Generation noch kommen und gehen müsse, ehe es Rußland gelingen werde, die tatarische Schranke niederzureißen und sich dem ^nnde zwischen Bochara und Indien zu nähern.

Fürst Gortschnkoff veröffentlichte dann aber in einer Eirkularnote von 1864 die Gründe, welche Rußland dazu bestimmt hatten, sich Taschkents zu bemächtigen. Es wurde zdarin auf die unabweisbare Nothwendigteit hingedeutet, die beiden Nefestignngslinien der russischen Grenze, deren eine sich von China zum Issitul-See hin, die andere von: Aralsee den Sir-Darja entlang zog, durch feste Punkte in solcher Art zu verbinden, daß sämmtliche russische Posten in die Lage kamen, wenn nüthig, einander unterstützen zu können, und daß kein Zwischenraum offen gelassen wurde, der den nomadischen Stämmen gestattete, ihre Plünderungseinfälle fortzusetzen. Ferner wurde als von der größten Wichtigkeit bezeichnet, diese Nefestigungslinie derartig vorzuschieben, daß sie sich in einem Landstriche befand, der nicht nur fruchtbar genug war für die Verproviantirung der Besatzung, sondern auch geeignet für eine Colonifation, die allein nur er-

mögliche»: konnte, dem occupirten Lande für die Zukunft geordnete Verhältnisse und Wohlstand zu sichern, indem sie die benachbarten Völkerschaften der Zivilisation zuführen sollte. Schließlich wurde für dringend nothwendig erklärt, die Befestigungslinie in endgiltiger Weise zu firiren, um dm gefährlichen und beinahe unvermeidlichen Veranlassungen zu entgehen, durch die fortwährenden Beunruhigungen seitens der Grenznachbarn zur Wiedervergeltung gedrängt zu werden, die schließlich zu eiuer endlosen Ausdehnung führen konnte. Mit diesen: Ziele vor Augen wollte Nußland zu dessen Verwirklichung ein System finden, das nicht allein auf Vernunftgründen beruhte, die immerhin elastisch waren, sondern auch auf geographischen und politischen Bedingungen, die von bestimmter und bleibender Art fein mußten.
Das neuerworbene Land wurde m!t der Sir-Darja-Linie und den am Issikul-See gemachten Eroberungen, wo man vom Fort Wernoje bis an den Narije vorgedrungen war, zu dein Grenzgebiete Turkestau vereinigt.
Die russischen Erfolge in Chokant veranlaßten jetzt den Emir von Nochara, in den Kampf einzutreten. Es erging von ihm an den General Tschernajew die kategorische Forderung, die Eroberungen herauszugeben, anderenfalls würbe „der heilige Krieg" proclamirt werden. Auf russischer Seite war inzwischen ein Wechsel im Kommando eingetreten. Des abberufenen General Tschernajew Stellvertreter, der General Romanowskp, ging aber auf die Herausforderung Vocharas kühn und verwegen mit seineu 3600 Mann den überlegenen Massen des Emirs Mozaffer entgegen. Im Mai 1866 kam es in der Ebene bei Irdschar, zwischen Taschkent und Samarkand, zum Zusammenstoß mit den 40000 Mann starken Schaaren Bocharas. Die blutige Schlacht nahm einen unglücklichen Ausgang für den Emir Mozaffer, der sein Heil in der Flucht suchen muste. Von da an gehörte das ganze Sir-Thnl den Russen, deren Sicgesmarsch die Nocharen tief entmuthigte. Ende Mai wurde die Stadt Chodschent erstürmt. Anfangs October siel Dschisnk und Mitte desselben Monats Nra Tjube, Beides strategisch wichtige Punkte an Pässen nach Kaschgar (iDst-Tmkestan>.
Im Jahre 186? wurde das bis dahin dem Generalgouvernement Orenburq unterstellt gewesene mittelasiatische Gebiet als selbstständiges General-Gouvernement Turkestan organisirt. General von Kaufmann trat an die Spitze desselben.
In dem Ehanate Bochara drängten inzwischen die Ulemas energisch auf die Fortsetzung des Kampfes bis zum Aeußersten gegen die ungläubigen „Nrussen". Der Emir betrieb mit fieberhafter Eile die Befestigung von Samarkand und concentrirte dann selue Streitkräfte am Unken Ufer des Serafschnn. General Kaufmann stand im Mai 1868 mit seinen 3500 Mann bei Tasch-Kuprink auf der Straße nach Samarkand. Die bedrohlichen Maßnahmen des Feindes veranlaßten ihn, die Initiative zu ergreifen und gegeu das bocharifche Heer vorzugehen. Angesichts des Gegners durchwateten die Russen den Fluß Serafschnn, ohne sich durch das Feuer der

auf den gegenüber legende» Hohen aufgestellten zahlreiche» feindlichen Artillerie aufhalten zu lassen. Mit Ungestüm warfen sich dann die russischen Truppen auf die Bocharen und jagten sie in die Flucht. Am folgenden Tage zog der Sieger in Samarkand ein und besetzte die Citadelle. vier lief; General von Hausmann sein Kriegsmaterial und die Feldspitäler unter dein Schulze einer Besatzung von ?()() Manu zurück, während er selbst die Verfolgung des Feindes wieder aufnahm. Die Einwohner von Samarkand hielten aber die Abwesenheit der russischen Hauptmacht für eine günstige Gelegenheit, um die Stadt vom Feinde zu befreien. Sie öffneten den aus Schachrifebs herabgestiegenen kriegerischen Bergbewohnern die Thore und machten sich an die Belagerung der Citadelle, deren schwache Besatzung sich plötzlich von etwa 10000 Mann angegriffen sah. Mit rühmlicher Tapferkeit führten aber die Russen vom 14. bis 20. Juni die Vertheidigung durch. Alles, was nur noch ein Gewehr zu heben vermochte, selbst die Kranken und verwundeten hielten die über einen Kilometer langen Wälle mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit besetzt. Nach einem erbitterten und schweren Kampfe von sechs Tagen und sechs Rächten wurde endlich die brave Besatzung, von der bereits mehr als ein Drittel getödtet war, durch das Wiedereintreffen des Generals Kaufmann aus ihrer äußersten Bedrängnis; befreit. Das russische Corps hätte sich den ernstesten Gefahren ausgesetzt gesehen, wenn der Platz in die Hände der Sarten gefallen wäre. Damit würden die Russen ihres ganzen Materials beraubt und von der Rückzugslinie abgeschnitten worden sein. Zur Strafe für den Berrath wurde Samarkand drei Tage lang der Plünderung preisgegeben. Der Cmir von Bochara erkaufte jetzt renmüthig den Frieden. Rußland erklärte sich bereit, die Selbstständigkeit des Lhanats zu erhalten, annectirte jedoch den mittleren Lauf des Serafschan mit Samarkand und Katta->vornm. Waren somit Chokand und Bochara zu Bnsallenstaaten R»s,lands geworden, so blieb jetzt noch Chiwa zu unterwerfen. Das Unternehmen gegen dieses Channt wurde aber auf das Sorgsamste uud von langer Hand vorbereitet. Zunächst setzten sich die Russen am östlichen Ufer des Kaspischen Meeres fest. General Stoljetow gründete 1869 an der Stelle eines kaukasischen Fischerdorfes die Militärstation von Krasnowodsk. Im Frühjahr 1870 besetzte man das in dem transkaspischen Großen Baikau gelegene Tasch-Arwnt mit den beiden Ctnppcnposten Michael und Mulla->iari. Im Herbst desselben Jahres führte eine Crpedition schon 200 Km weiter nach Osten. Fernere Recognoscirungen in der Richtung auf den See San)-Kann>fch fanden 1871 statt. An der Mündung des Atrek wurde das Fort Tschitischlar angelegt, ^m März 1873 trat Rußland dann in den Krieg gegen Chiwa ein.

Die Gesammtstärke der für das Unternehmen bestimmten russischen Truppe» betrug 11300 Mann. Dem General-Gouverneur vou Turtestan, General v. Kausinann in Taschkent, wurde der Oberbefehl übertragen. Das

Erpeditions-Eorps war in sechs Eolouneu fonnirt, die von Norden, Osten und Westen auf weit auseinander liegenden Wegen nach der im Centriim befindlichen Eulturoafe vorrücken sohlten. Die Allsgangspunkte der verschiedenen Abtheilungen waren: Taschkent, Fort Perowski, 500 Km nordöstlich von ersterem gelegen. Fort Kazalinst, weitere 300 Km entfenrt, Embiuskoje, 400 Kni nordwestlich von Kazalinsk, Alerandrowst, über 700 Km südwestlich von Embinst, und Krasnowodst, mehr als 500 Km südlich von Alerandrowst, und zwar Luftlinie gerechnet. Zieht man ferner noch in Betracht, daß es nicht selbstständige Armeen waren, die hier 40 bis 100 deutsche Meilen von einander entfernt, nach dein gleichen Operationsziele hinstreben sollten, sondern kleine Detachements von 2000 bis 4000 Mann, so müssen die ungeheueren Schwierigkeiten, mit denen das ganze Unternehmen zu kämpfen halte, erst recht klar werden, namentlich da die obwaltenden Umstände erforderten, daß die einzelnen kleinen Colonnen noch endlose Trains mit sich führen mußten. Ter Plan für die Erpedition war aber mit großer Sachkenntnis; und äußerst geschickt entworfen worden. Tie verschiedenen Abtheilungen trafen trotz aller Hindernisse, die überwunden werden mnßten, bis auf nur eine von ihnen, gleichzeitig vor der Hauptstadt Chiwa ein. Einzig und allein die von Krasnowodsk vorgegangene Colonne hatte nicht durchzudringen vermocht, dabei aber doch ihren Hauptzweck erfüllt, uämlich das ganze Unternehmen gegen die Beunruhigungen durch die Tete-Turkmenen zu sichern.

Die Abteilungen des Eorps von Turkestcm setzten sich zunächst am 13. März in Marsch. Das Gros davon, etwa 2650 Mann mit 6700 Kameelen stand unter dem Befehl des Generals Golowatscheff und fchlug von Taschkent aus die südliche Richtung ein. Dasselbe gelangte am 16. März an den Sir-Daja nnd nach dem Zuge durch die Hungerwüste, wo die Wasserbeschaffung bereits schwierig war, am 22. nach Dscknsat. Bon hier wurde dann in westlicher Richtung längs der Nordabhänge der Nergausläufer des Nuratau weitermarschirt. Die Truppe hatte dabei nichl blos mit Entbehrungen aller Art, sondern auch mit den jähen Tempcrnturwechseln und mit elementaren Gewalten zu kämpfen. In der Nacht zum 29. März wüthete z. B. ein Steppensturm und riß die Zelte des Lagers nieder, während bei 6° Maunmr Kälte ein Meter hoch Schnee fiel.

Ungleich größere Strapazen noch brachte dann aber die Durchfchreituna der Hisilkum-Wüste. Bei drückender Hitze und erstickendem Staube, der nur zeitweilig durch Regenschauer niedergehalten ward, ging der Marsch nahe der bocharischen Grenze dnrch die Snndwüstc. Die Truppen erreichten trotzdem in bester Gesundheit Aristau bei Kaduk, dann Ehalaata, wo als Stützpunkt die St. Georgs-Befeftigung angelegt wurde. Auf den« uerbältnißmäßig kurzen Wege von letzterem Orte nach dein Anw brachte jedock der völlige Wassermangel das ganze Eorps dem Nerfchmachten nahe. Nur das Auffinde» einiger Brunnen schaffte noch Rettung. Am 15< Mai wurde

der Uebergcmg über den Amu-Darja (Orus) bei Scheicharik gewaltsam erzwungen, nachdem das turkestanische Corps in diesen nnwirthlichen Gegenden 856 Kiometer in 67 Tagen zurückgelegt hatte.

Eine Abtheilung des Corps, 2500 Mann stark, mit 2800 Kameelen, war in zwei Colonnen von Kazalinsk und Fort Perowski aus vorgerückt, hatte sich dann bei Irbitkai an, Iani Darja unter Oberst Golow in sich vereinigt und war bei Chalaata zur Colonne Golowatscheff gestoßen. Bei Irbitkai wurde das kleine Fort Nlagawetschenskoje erbaut.

Das Corps von Embinskoje unter General Werewtin trat seinen Marsch am 7. April an, und zwar mit 2100 Mann und 2700 Kameelen. Ohne besondere Hindernisse erreichte es auf dein, 183!) dem General Perowski durch den Steppenwinter so gefährlich gewordenen, 670 Km langen Wege am 17. Mai die Urgaspitze des Aralsees, durchschritt die ausgetrocknete Aibugirbucht und befand sich jetzt im Culturlande.

Cine kaukasische Abtheilung von 2400 Mann, welche unter Oberst Lomatin bei Alerandrowst auf der Halbinsel Mangischlat versammelt worden war, hatte einen 900 Km weiten Weg bis zuni Aralsee zurückzulegen und vereinigte sich dann am 26. Mai hinter Kungrad mit der Colonne Werewtin. Das felsenzerklüftete Plateau des Ust-Urt, das bis dahin für unpassirbar gegolten, hatte nirgends unüberwindliche Schwierigkeiten geboten. Die vereinigten Colonnen Lomatin und Werewkin mußten dann aber im Culturlande zahlreiche feindliche Angriffe zurückweifen uud Schritt für Schritt sich deu Weg vorwärts erkämpfen. An: 27. Mai wurde die Stadt Chodscheili besetzt, wo 6000 chiwasischc Krieger gestanden hatten, und am 30. Mangit gewaltsam genommen.

Eine zweite kaukasische Abtheilung war unter Oberst Markosow von Krasnowodsk aus vorgegangen, um in dem sogenannten alten Bett des Orus gegen Chiwa vorzudringen. Von Jgdl an stieß sie aber schon auf endlose Flugsandhügel, fand keine Brunnen und fah sich demnach zur Umkehr genöthigt. Indessen hatte Markosow mit seinen 2400 Mann hinter Igdi einen Angriff der Turkmenen so energisch zurückgewiesen, daß dieser mächtige Wüstenstamm infolge dessen davon Abstand nahm, dem Chan von Chiwa zn Hilfe zu eilen.

Das Unternehmen gegen Chiwa sollte durch eine bei Kazalinsk ausgerüstete russische Flottille von 2 Dampfen: und 3 anderen Fahrzeugen, mit insgefammt IN Geschützen, unterstützt werden. Dieselbe vermochte jedoch nicht zur Action zu gelangen, da sie bereits oberhalb Klingrad in: Talditarn Halt inachen mußte.

Das gesummte Corps des Generals von Kaufmann vereinigte sich am 10. Juni unter den Mauern von Chiwa in der Stärke voll 12 000 Mann. Nach einem kurzen Gefechte in den Vorgärten und nachdem durch das Artilleriefeuer eine Bresche in die Stadtmauer gelegt worden, bot Chiwa, wo bereits eine Insurrection miogebrochen war, die unbedingte Unter-

werfung an. Ter Chan sollte die Verwaltung des Landes behalten, jedoch unter russischer Oberaufsicht. Ter wichtigste Erfolg für die Russen war aber die mittelst Urkunde und Proclamation erklärte vollständige Aufhebung der Sklaverei in diesen liegenden. Durch diese Maßregel wurde das Freundschaftsband zwischen China und den Mubern der Steppe, den Turkmenen zerrissen.
Ehe es jedoch zun: thatsächlichen Friedensschlüsse kam, mußte von den Russen noch ein Feldzug in das Land zwischen Ehazawat und Alt-Urgendsch, westlich der i!)rte Anwar und Taschauz, gegen die Iomuden-Turkmenen unternommen werden. Dieser wilde Wüstenstamm bildete die größte Plage der beuachbarten Landstriche. Er brandschatzte die friedliche Landbewohnerschaft von Ehiwa und spielte sich trotzdem den Russen gegenüber als Befreier der Ehiwesen auf. General von Kaufmann dictirte demnach den Iomuden, um sie die russische Ueberlegenheit fühlen zu lassen, eine Eontribntionsstrase zu und entsandte behufs deren Beitreibung den General Golowatschesf mit 8 Eomvagnien, 8 Sotnien Reiterei, 10 Geschützen und 1 Naketenbatterie in die Niederlassungen der Turkmenen. Schon am 91. Juli kam die russische Abtheilung in Content mit dem Feinde, zu einem großen und blutigen Gefechte führte aber ein Angriff, den die Iomuden am 25. bei Tschandir mit starken Reiterschaaren gegen die Russen unternahmen. Trotz des gegen sie gerichteten mörderischen kartätschen- und Schühenfeuers stürzten sich die wilden Stepvenreiter wiederholt in die Reihen der Russen hinein, während es einem Theile von ihnen durch Umgehung der Stellung des Gegners gelang, sich der beim Rachtrab befindliche» nissischen .^amecle zu bemächtigen. Schließlich nöthigte aber das ruhige und sichere Feuer der Russen die Iomuden doch zur Flucht, und auch die erbeuteten >tcm,eele wurden ihnen wieder abgenommen, Sie versuchten daun zwar uoch einen zweiten Angriff, wurden jedoch abermals zurückgejagt und von den basalen bis in die Nacht hinein verfolgt. Trotz dieser Niederlage wagten die Turkmenen schon znei Tage später, die Russen in ihrem Lager von Ilaly und Kysul-Tschakata anzugreifen. Vor Tagesanbruch des 27. ^»li warfen sich etwa 1<> (»(»<> Iomuden mit einer bei den centralasiatischen Moslems bis dahin noch nicht gekannten Energie nnd Tapferkeit auf das kleine Corps Golowcitschefs. Die Steppenreiter hatten auf den Kruppen der Pferde je einen zweiten Mann hinter sich sitzen: diese Leute waren barfuß und mir mit einem Hemde betleidet, dessen Aermel heraufgestreift waren; sie bildeten eine besondere Kategorie von Kriegern, es waren Fanatiker, die sich ausschließlich dem Tode geweiht hatten. Wenige Schritte vor der russischen Linie sprang der auf der Pferdekruuve sitzende Mann ab und stürzte sich, nur mit blanker Waffe in der Hand, gegen die russischen Bajonette. Mann gegen Mann, Brust an Brust wurde gekämpft. Die Feuerwaffe» wurden für die Russen fast unllnweudbar, nur die blanke Waffe allein konnte gebraucht werden. Es entstand ein fürchterliches Handgemenge nnd blutiges Gcmetzel. Nach-

dem der Kampf in dieser Weise den ganzen Morgen über fortgewüthet hatte, gelang es endlich der russischen Kaltblütigkeit und Disciplin, die überhand über die mehrfache Ueberlegenheit des wilden Gegners zu gewinnen. General Golowatscheff befand sich aber mit seiner kleinen Schaar in dem Gebiete der Iomuden in einer so bedenklichen Lage, daß General von Kaufmann sich veranlaßt sah, am 27. Juli mit dem Nest seines Corps nachzurücken. Golowatscheff zerstörte dann noch am 29. drei Wagenburgen des Feindes, wodurch dieser an 3000 Fuhrwerke und 9000 Kameele verlor. Tie Iomuden waren jetzt gedemüthigt und versprachen zu bezahlen. Man nahm ihnen Geiseln ab, doch wurden nach dem Abzüge der russischen Truppen die Turkmenen freilich wieder ebenso unbotmäßig, als sie vorher gewesen waren,

Ter Kampf mit Chiwa hatte aber sein Eiche erreicht. Am 24. August wurden die Friedensbedingnngen unterzeichnet. Alle Besitzungen der Chiwesen am rechten Ufer des Amn-Darja und das Telta dieses Flusses bis zum Amu-Taldik wurden dein russischen Gebiete einverleibt. Im Uebrigen ward Chiwa ein Vasallenstaat Rußlands. Gegenüber von Chanka und dem Uebergangspunkte über den Amu errichteten die Russen in der überaus fruchtbaren Gegend die Festung Nowo-Alerandrowsk, wo fortan der Sitz der militärisch orgcmisirten Verwaltung des neuen Gebiets sich befand. Ter Nest des Corps Kaufmann trat vom 24. bis 28. August den Rückmarsch in der Richtung auf Mangischlak, Orenburg und Taschkent an. Tie ersten beiden Orte wurden in 30 Tagen, der letztere nach 42tägigem Marsche erreicht. Die Russen hatten die Zeit ihrer Anwesenheit in Chiwa zu vielseitigen wissenschaftlichen Crpeditionen benutzt, die dann auch weiter fortgesetzt wurden und deren Erfahrungen später die endgiltige Bewältigung der Turkmenen sebr erleichtern sollten.

Im Jahre 1876 kam es dann nochmals zu einem Kriege Nußlands mit Chokand. Tiefes Chanat wurde jetzt vollständig unterworfen und als Provinz Ferghana dem General-Gouvernement Tnrkestan einverleibt. Rußland breitete sich demnach bereits über den größten Theil von Lentralasien aus, vom Kaspischen Meere im Westen bis zum Issikul-See im Osten, von Sibirien im Norden bis zu den Turkmenen-Sandsteppen im Süden.

Aber auch hier mußte russischerseitö schließlich mit Energie vorgegangen werden, wenn das Ansehen des Zarenreiches bei den mittelasiatischen Völkerschaften auch ferner gewahrt bleiben sollte. Hatten schon 1873 die Turkmeuen eine Hauptrolle als Stütze des Chans von Chiwa und als Gegner der Russen gespielt, so setzten sie auch später noch das Näuberwesen fort und dehnten ihre Züge nicht selten bis in die Nähe der russischen Befestigungen des transkaspischen Militärbezirks aus. Obwohl die von den Russen seit 1874 wiederholt unternommenen Erpeditionen von Krasnowodsk aus eigentlich glücklich verlanfen waren, indem 1876 Kysul-Arwat erobert,

1878 Tschad besetzt worden, so hatte der Hauptzweck, die Turkmenen zur Botmäßigkeit zu zwingen, doch nicht erreicht werden können. Man war russischerseits immer wieder in den Bereich des eigenen Territoriums zurückgegangen, und die Steppenbewohner hatten dies als ein Zeichen der Schwäche angesehen. Die Nüssen beschlossen demnach eine letzte Erpedition, um die Turkmenen endgiltig zur Nuhe zu briugeu. Mit Anfang des Jahres 1879 begannen die nöthigen Vorbereitungen. Wie bei den Unternehmungen in Mittelasien in der Regel, schien es sich auch hier wieder mehr um einen Kampf mit den geographischen und topographischen Verhältnissen des Landes handeln zu sollen. Waren die von diesen gebotenen Schwierigkeiten überwunden, so glaubte man auch den Widerstand der Bewohner leicht bewältigen zu tonnen. Zum Ausgangspunkte der Erpedition wählte man Tschitischlar au der Atrekmündung. Von hier aus war nur eine Wüstenstrecke von etwa 50 Kilometern bis zur Tete-Oase zu durchschreiten. Das für das Unternehmen bestimmte Corps wurde aus 16 Bataillonen, 2 Escadrons und 18 Sotnien Reiterei, 26 Geschützen, 1 Raketenbatterie und 1 Savpeurcompaguie kaukasischer Truppen unter General Lazarew gebildet. Diesem Befehlshaber war General Lomakin als Adlatus beigegeben. Der Transport der Truppen nach Tschitischlar begann Anfangs April, war aber in 5olge der großen Landungsschwierigkeiten erst Ende Juni beendet. Auch die Beschaffung des erforderlichen großen Trains machte viel Schwierigkeiten. Namentlich kostete es nicht wenig Mühe, die nöthigen Tausende von Kameelen aufzubringen. Dazu kamen noch 1500 Karren mit 1700 Pferden. Auch die Ausrüstung und die Verpflegung der Truppen verlangten besondere Maßnahmen. 'Nach Abrechnung der Etappeutruppe blieben dann 7 Bataillone, 2 Escadrons Dragoner, 7 Sotnien Kasaten mit 13 Geschützen und 1 Sapveurcompagnie zum Vormarsche verfügbar.

Am 6, Juni ging eine Avantgarde unter Oberst Fürst Dolgorucki in der Richtung auf Tschad voraus. Ihre Hauptaufgabe war, für die nachfolgenden Truppen den Weg möglichst gangbar zu machen. Dem Atret und von Tschad aus dein Ssumbar folgend, erreichte Dolgorucki am 17. Juni Dusolum an letzterem Flusse. Die Entfernung von 208 Kilometern war in 12 Tagen zurückgelegt worden. Zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen mit Tschitischlar hatte man Etnppeuposteu längs des Atrek und Ssumbar etablirt. In Tschad wurden Magazine, ein Artilleriepark und ein Hospital des Nothen Kreuzes angelegt. Nachdem die Avantgarde ihre Aufgabe, den Weg zu bahnen, gelöst hatte, marschirte sie in der Richtung auf die Tete-Oase weiter. Entgegentretende Turtmenen-Schaaren wurden verjagt. Dolgorucki erreichte am 6. August Pendessen und ging mit der Eavallerie nach Vami vor. Zur Verfolgung der in nördlicher Richtung zurückgegangenen Tete-Turkmenen wurden zwei kleine Abtheilungen entsandt, welche den Feind beim Brunnen Kara Singer bezw. beim Aul Rias wieder erreichten und ihm 1200 .«iiameele und 6000 Hammel abnabmen.

Das Gros des russischen Erpeditionscorps hatte inzwischen noch gualvolle Wochen im Lager von Tschikischlar ausharren müssen, bei schlechtem, ungesundem Wasser und einer Hitze, die 44 Grad Maumur erreichte. Erst am 39, und 31. Juli vermochte dasselbe der Avantgarde zu folgen- General Lazarew hatte krankheitshalber zurückbleiben müssen. Am 5>. August hatte das Gros Tschad und am 9. Disolum erreicht. Die Märsche waren in Folge der Hitze von oft 46 Grad und des meist salzhaltigen Wassers überaus beschwerlich. Am IN. August wurde Chodschakala erreicht. Bei Choroluin beginnt ein hügeliges Terrain, das nach und nach in Kalkberge übergeht, die sich in dem Kopet-Dagh bis 3100 Fuß Hohe erstrecken. Das Ersteigen des Gebirgsstockes auf schmalen Saumpfaden längs tiefer Abgründe nnd schroffer Felswände war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Die Gefchühe mußten durch Mannschaften fortgefchafft werden. General Lazarew war seinen Truppen bis Tschad nachgefolgt, hier aber feinen Leiden erlegen. General Lomakin übernahm vorläufig den Oberbefehl nnd beschloß, von Chodschakala, das zun: Etappenort gemacht wurde, den Einmarsch in die Teke-Oafe sofort fortzusetzen. Am 22. und 23. August trat man die Bewegung an. Die Avantgarde des Fürst Tolgorncki bestand aus drei Bataillonen, der Sappeur-Eompagnie, 4 Schwadronen, 5 Geschützen und der Naketenbatterie, General Graf Borch führte die zweite Colonne von 3 Bataillonen, 3 Sotnien und 3 Geschützen. Ter in dem gebirgigen Gelände änßerst mühselige Marsch ging über Bann, Neurma, Artschman, Tarnm nach Iarodscha. Man stieß nabei nur auf vereinzelte Abtheilnngen von Tekes. Alle Auls waren verlassen. Nach den eingegangenen Nachrichten follten sich die Turkmenen nach Geottepe zurückgezogen haben und hier erst Widerstand leisten wollen. Am 27. wurde von den Nuffeu Iarodfcha erreicht, und am 28. war das Marschziel Geoktepe. Einige Kilometer vor letzterem Punkte zeigten sich in beiden Flanken der russischen Colonne berittene Tekes. An« Fuße des Kopet-Dagh bei dem Aul Iegman Batpr waren größere Massen des Feindes versammelt, die dann die Colonne Borch angriffen, jedoch zurückgeworfen wurden. Auch die gegen die Avantgarde vorgehenden Turkmenen vermochten der russischen Neiterci nicht Stand zu halten nnd den Bormarsch nicht zu verhindern. Geoktepe bildet einen der wichtigsten Punkte der Teke-Oase und war mit Dengiltepe zn einer Festung vereinigt. Eine Thonmauer von 5 bis 7 Meter Höhe nnd etwa 2 Meter Breite, fowie ein davor liegender 11/2 Meter tiefer nnd 5 Meter breiter Graben schlössen einen großen Naum ein, in welchem etwa 9000 Kibitken (Zelte) für die geflüchtete Einwolmerschaft der Achal-Oase aufgestellt waren. Rings um die Festung lagen noch kleinere Forts, Kala genannt. Sie waren quadratisch angelegt, mit einer Seitenlänge von 100 Metern; ihre Mauern hatten ebenfalls eine Hübe bis zu 7 Metern und einen Graben vor sich. Die nördlichste der beiden auf der Westfeite gelegenen Kalas war nnt der Hauptbefestigung dnrck, einen Wall verbunden. Südlich davon lag eine befestigte Mühle. Nnmittel-

bar an dem ilt dieser Gegend gänzlich unzugänglichen Kopet-Dagh liegt der Aul Iangitala, in welchem die Bewohner der anderen verlassenen Auls versammelt waren.
Gegen Mittag traf die russische Avantgarde vor der Festung ein und lies; durch ihre Artillerie die nördliche und die Mühlenkala unter Feuer nehmen. Die Turkmenen erlitten bedeutende Verluste, ergänzten sich aber immer wieder durch neuen Zuzug aus der Festung. Die nördlich der letzteren auftretenden Tekes wurdeu durch die russische Cavallerie und Artillerie trotz verzweifelter Gegenwehr und trotz eines Ausfalls feindlichen Fußvolks zurückgetrieben. Auch eine Kala östlich von Geottepe wurde ge- nominen, so daß man die rückwärtigen Verbindungen bereits beherrschte.
Auf der Westseite war es aber inzwischen der nissischen Infanterie gelungen, sich der vorgeschobenen Befestigung zu bemächtigen. Vor dem Angrisse gegen den Hauptwall sollte indessen das Eintreffen der zweiten Eolonne erst ab- gewartet werden. Diese war um 3 Uhr Nachmittags zur Stelle, doch be- fanden sich die Mannschaften in Folge der Hitze von 40 Grad in äußerst erschöpftem Zustande. Die Abtheilnng Borch wurde nach der Nordseite der Festung dirigirt, ihre Geschütze verstärkten das Feuer der Avantgarden- Artillerie. (5s war somit die ganze West- und Nordfront und theilweise auch die Ostfront von Geokteve umfaßt. Gegenüber der Nordwestecke waren 1 Bataillon und 2 Sotnien als Reserve zurückgehalten. Dahinter standen die Drains mit ihrer Bedeckung versammelt. Nach den bei den früheren Expeditionen gemachten Erfahrungen glaubte General Lomakin auf einen weiteren ernsten Widerstand der Turkmenen nicht rechnen zu brauchen, und so beschloß er denn, noch an demselben Tage die Entscheidung herbeizuführen, zumal feine Truppen in Nendessem nur auf 14 Tage verproviantirt waren.
Um 5 Uhr Nachmittags wurden die russischen Truvven zum Sturm vor- geführt. Der Hauptwall der Nordfront war bald in ihren Händen, der Bertheidiger wurde hier mit dem Bajonett vertrieben. Ein weiteres Vor- dringen gegen die von den Tekes auf das Hartnäckigste uertheidigten .Mitten war aber nicht möglich. Auf das Aeußerste erschöpft und be- deutend in der Minderzahl, unterlagen die Russen trotz aller Tapferkeit den, besonders im Nahkampfe fehr gefährlichen Feinde. Der russische Angriff wurde sowohl hier, wie auf der Westfeite, wo nur unter den größten Schwierigkeiten der Hauptwall hatte erstiegen werden können, vollständig abgeschlagen. Große Massen des Vertheidigers warfen sich jetzt auf die zurückflüthenden Russen, und nur das Eingreifen der Reserven rettete die- selben vor völliger Vernichtung. Die Verluste bei den russischen Truppen waren uerhältnißmäftig bedeutend. Die im Gefecht gewesenen 134 Offiziere nnd 2890 Mann zählteil an Todten und Verwundeten 27 Offiziere und 411 Mann. Die Tekes sollen allerdings Tausende verloren haben.
Am 28. August Abends hatte General Lomakin noch in der Nähe der Fenung das Biuouac bezogen, doch schon bei Tagesanbruch ging er bis nach

Narakans, 10 Kiloineter weit, zurück. An eine Wiederholung des Angriffes konnte vorläufig wohl nicht gedacht werden. Andererseits erlaubten die unzureichenden Verpflegungs-Vorräthe nicht, von den militärischen Stützpunkten länger entfernt zu bleibe», da es auch au der Möglichkeit fehlte, Verpflegungsmittel von dort heranzuziehen. Es blieb alfo nur übrig, sich auf die Operationsbasis zurückzuziehen. Am 30. August wurde der Rückmarsch angetreten. Der Transport der Verwundeten, sür welche nur ganz ungenügende Fortschaffungsmittel vorhanden waren, zwang zu kleinen Märschen, so daß die Ankunft in Tschikischlar sich sehr verzögerte. Erst Ende Deceuiber trafen aber die Truppen im kaukasischen Militärbezirk wieder ein. «Zchiuü wigt.»

Thomas Hurley.
von
Alexander Lille.
— Glasgow. —

Hie in der Vülkergefchichte sich ein Stau»» leise, fast uumerklich, emporarbeitet und ausbreitet, bis er dann mit einem Schlage als Macht, vielleicht sogar als Weltmacht, auf den Schauplatz der Staaten tritt, die miteinander im Wettbewerb um die Erdherrsckaft stehen, so ist es auch auf dem (Gebiete der Weltanschanuugsgeschichte. Während hier eine Reihe Gewalten, oft auch mir eine einrisse, dem äusieren Anschein nach nnbestritten das ganze Feld beherrschen, bildet sich mitten unter ihnen eine neue Macht empor, die kaum Jemand bemerkt, und die, wo sie bemerkt wird, höchstens 3pott einheimst, bis sie plötzlich bei einem äusieren Anlas; als Weltauschauuugsmacht in deu Vordergrund tritt uud die anderen Mächte siegreich zurückwirst. Als am Ende des 15. Inhrbuuderts Christoph Eolon Amerika entdeckte und bald darauf die Kugelgestalt der Erde positiv durch die erste Erdumsegelung nachgewiesen wurde, war die Erde in den lüpfen weniger Begabter zu einer im Räume srei schwebenden >tugcl geworden, die den Mittelpunkt des Weltalls bildete, ans der aber doch für geographische Begriffe wie Hülle, Paradies, Ende der Welt nicht mebr so recht Raum war. Als dau» >toperuik»s im folgeudeu Jahrhundert der Erde diese stolze Mittelstellung nahm uud sie als einen der Planeten in einem kreise um die Souue laufen liest, und unmittelbar darauf Kepler die Gesetze der Plaueteubewegung entdeckte, durch die aus jenem preise eine Ellipse ward, da nahm bei wenigen großen Geistern die Vorstellung ein Ende, als ob die Erde der Mittelpunkt des Weltalls sei und als solcher unter der ganz besonderen Obhut des Weltgottes stünde. Als dann Newton die Gesetze des Falles ergründete und die Mondbahnen auf sie zurückfülnte.

da zog in diesen AnschauuugM'eis die Vorstellung der Gesehmäßigkeit ein, wie sie noch niemals darin gehen'scht hatte. Galileis astronomische Entdeckungen und physikalische Forschungen, die Mechanik von Stevinus und die Magnetenlehre Gilberts trugen diese Idee einer unbegrenzten Gesetzmäßigkeit durch das Gesammtgebiet der unorganischen Natur, während trotz der anatomischen Forschuugen in Frankreich und Italien das Gelnet der Physiologie davon so gut wie unberührt blieb, bis Harvey (1619) die Entdecknng des Blutkreislaufes machte. Es kauu die Frage sein, ob die fast gleichzeitige Entdeckung der Logarithmen durch Napier (1614) oder die Entdeckung Harueys schließlich die weitertragende ist. Aber das Eine ist sicher, daß erst Harueys Entdeckung in den engsten Fachkreisen der Mediciner der Vorstellung ein Ende bereitete, das; der menschliche Körper der Tummelplatz immaterieller Tämonen sei, die auf ihm ihre kämpfe ausführten und ihre Feste feierten, was sich daun als Bauchgrimmen, Zahnschmerz oder Lachlnst nnd Behaglichkeit zum Ausdruck brächte. Eist am Ende des nächsten Jahrhunderts kam durch die Kant-Lnplace'sche Weltentwicklnngshypothese ein ueues Element in diese Vorstellnngskreise der Gelehrten. Nachdem man zunächst im Universum Ordnung geschaffen hatte, begann man sich jetzt mit feiner möglichen Gefchichte zu beschäftigen.

Tiefe wissenschaftlichen Entdeckungen haben mit der Geschickte der volksthümlichen Weltanschauung von 1500 bis 1800 kaum (5twas zu thuu. Tieselbe ist vielmehr wesentlich von den Resten altgermanischer Weltanschauung (namentlich in ethischer Hinsicht) nnd de,» Ehristenthum beherrscht, das den germanischen Stämmen dereinst als fertiges Lehrgebäude entgegengebracht worden war. Seit dem 17. Jahrhundert wirkt dann die Borstellungswelt und Ausfassungsweise des griechisch-römischen Alterthums ein wenig ein, indem sie aus den gebildeten Kreisen heruutersickert. Im Kerne aber bedeutet das 16., 17. nnd 18. Jahrhundert für die breiten Schichten des Volkes noch immer eine Znrückdrängnng der conservatiuen germanischen Weltanschauungselemente und ein Bordrängen namentlich a-cktisch-düsterer Vorstellungen nnd der christlichen Lehre von der Gleichheit der Menschen untereinander, die schließlich zn den demokratischen Bewegungen des 18. und 19. Jahrhunderts führte. Ja selbst die Weltanschauungseutwicklung der höheren Stande ist in keiner Weise abhängig von jenen Fortschritten in der Naturwissenschaft. Sie wird im Gegentheil von denselben Gewalten geschaffen, von denen diese geschaffen werden, steht also neben ihnen. Ter Teismus mit seinem I^ux imtuias ist ganz und gar kein Erzeuguist naturwissenschaftlicher Entdeckungen, und ebenso wenig ist es der Offenbarungsunglaube des Lessingalters. Zwischen der Entwicklung der Philosophie nnd der Weltanschauung der Gebildeten bestehen dagegen in jenen Tagen enge Beziehungen, weit engere als heute, und fast jede Phase jener findet im Laufe eiues Iahrzwanzigst in diefer einen Nachhall. Seitdem das Ehristenthum in den Gebildeten zurückgeht — iu Teutschland fast gena» seit dein

Ende des 3l)jährigen Krieges, in England seit etwa einem Menschenalter eher — hält sich die Masse der Gebildeten an die nicht weniger dogmatischen Offenbarungen der abstracten Dichtung aus Ideen, die sie Philosophie nennt, und glaubt dabei, sich einzig uon der gottgegebenen Vernunft leiten zu lassen. Als Goethe sich eingehend mit allerlei naturwissenschaftlicher Facklitteratur beschäftigt und hie und da sogar versucht, seinen Gedanken darüber poetischen Ausdruck zu gebcu, wie in der Metamorphose der Pflanzen und der Thiere, da verstehen ihn seine Zeitgenossen einfach nicht, während sie Schiller zujauchzen, wie er im „Verschleierten Bild zu Sais" die mittelalterliche Vorstellung von der Gottgefälligkeit des Nichtforscheus, des Sickbefcheidens mit seiner Unwissenheit, verherrlicht; denn selbst die Naturschwärmerei der Mitte des 18. Jahrhunderts hat die rein litterarisä« Bildung nicht zu überwinden und der Naturforschung die Herzen der Gebildeten nicht zu erschließen vermocht.

Eist als im 19. Jahrhundert die Entdeckungen sich mit ungeahnter Schnelle folgten, als die Moleeularhnpothese breit'ren Boden gewann und das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ganz neues Licht auf den Kraftbegriff warf und d^s Acauivalent von Wärme und Arbeit entdeckt ward, als Herbart den Begriff der Lebenskraft zerstörte und die Seele zum Vorgang machte, als Lyells Theorie der Eontinuität geologischer Veränderungen Annahme fand und Lamarck der Vererbung erworbener Eigenschaften Anhänger gewann, da begann sich in der Naturwisseuschaft eine gewaltige Spannung vorzubereiten, die zu einer machtvollen Erplosion in das Gebiet der allgemeinen Weltanschauung hineinführen mußte. Aber uoch fehlte der zündende Funke. Er erschien endlich 185!) mit Darwins „Ursprung der Arten".

Er vereinigte im Nu die verschiedenartigen vereinzelten Entdeckungen, die sich in dem großen Kellcrgewölbe der Naturforschung unter dem Tempel der mittelalterlichen Weltanschauung aufgehäuft hatten, zu einer Sprengmasse uon Niesenkraft. Langsam hob sich der Tempel unter dumpfem Tröhnen, und seitdem sieht das Abendland eine Säule nach der anderen niedersinken und einen Bogen nach dem anderen einstürzen; und was das Schlimmste ist: der Grundbau ist von der tiefsten Tiefe aus zerstört und zerborsten, und nur das Tnch hält sich noch nothdürftig im Gleicligewicht, weil geschäftige Zimmerleute es immer gleich dn abtragen, wo der Unterbau zusammengestürzt ist. Aber schou fragen die Kinder: „Wann dürfen nur alle Tempelstücke zum Spielen nehmen?" Und die Autwort lautet: „Wenn die großen Leute damit nichts Ernstes mehr werden anfangen können; nnd das wird bald fein."

Bis zum Jahre 1830 kann man noch nicht uou einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung reden. Soviel auch Bausteine zugehauen sind: der Meister fehlt noch, der sie zum Tempel baut, und wenn man gleicl, heute bauen woüte, man müßte morgen wieder einreißen; denn das Gebäude beleidigte das Auge, es hätte keinen Ttil. Solange man noch mit

der Schöpfung der einzelnen Arten der Thicr- nnd Pflanzenwelt zu rechnen halt.', solange diese für unabänderliche Typen galten, von einander durch Klüfte getrennt, die eine übernatürliche Hand befestigt hatt^:, — sc» lange konnte man ebenso gut von demselben Gott, der all das vollbracht hatte, jeden Regenschauer senden, jeden Magneten Eisen anziehen und jeden» Menschenwesen eine Seele einhauchen lassen. Erst die Idee der Entwickelung hat dem Tempel der Naturwissenschaft seinen Stil gegeben, uud darum giebt es eine naturwissenschaftliche Weltanschauung erst seitdem diese Idee Boden faßt, ja eigentlich erst, seit sie in Tagesklarheit vor aller Welt Augen liegt. Diese Weltanschauung ist heute noch nichts weniger als abgeschlossen; aber die Weltanschauungsgeschichte kennt keinen zweiten Fall, in dem soviel ans dem Felde des Ausbaues einer neuen Weltanschauung in einem einzigen Menschenalter geleistet worden wäre, wie seit 1853. Karl Darwin gebührt der Ruhm, den Stil des Flügels der organischen Welt nilein entworfen zu haben, aber er hat für die Umbildung der Weltanschauung seiner Zeit selbst wenig geleistet. Dazu fehlte ihm vor Allem der künstlerische Sin», der die Vorbedingung jeder literarischen Wirkung auf die weit'« Kreise des Voltes ist, nnd die weite Umfasseudheit des geistigen Gestclttreises. Er ist Zeit seines Lebens der Fachmann geblieben, der den „Ursprung der Arten" geschrieben hatte, und hat den Streitfragen der eigenen Zeit immer fast hilflos gegenübergestanden. Aber was er seinem Vaterlande und der Eulturmenschheit nicht zu geben vermochte, das hat ihnen ein Freund uud Landsmann gegeben, Thomas Henry Hurley. Er ist trotz Herbert Spencer, des Philosophen des Lamarckismus, der erste darwiuistische Philosoph Englands und zugleich dessen größter Weltauschauungskämpfer im 19. Jahrhundert. Er ist mehr als der Populari-snlor des Darwinismus, er ist ein selbstständiger Deuter und felbstftändiger Forscher, und durch seine Klarheit uud Vornehmheit des Denkens zugleich echt uolksthümlich. Er führt nirgends eine Sprache, wie sie Karl Vogt in seinem gegen Rudolf Wagner gerichteten Buche „Köhlerglaube und Wissenschaft" (1855) oder gar iu seinen späteren unzähligen Feuilletons anschlägt. Auch wo ihu der Gegner reizt, steigt er niemals auf ciu niedriges Niveau herab. Auch er kann fpotten, aber fein Spott verletzt nicht wie der Vogts, und an Klarheit und unerbittlicher Logik ist er seinem feurig-romantischen deutschen Mitkämpfer überlegen. Für die moderne englische Theologie mit ihrem Gezänk zwischen den einzelnen Secten bedeutet Hnrley ein reinigendes Gewitter. Wie ein solches alle Staultheilchen aus der Luft wegwäscht, mögen sie nun von den Straßen, den Feldern oder aus deu Rauchfäugen nufsteigen, so hat er ihre Streitfrage» niedergeschlagen, um sie allesnmmt auf das Studium der wissenschaftlichen deutschen Bibelkritik hinzuweisen. Hurley nimmt in mehr als einer Hinsicht in dem Eugland des 19. Jahrhunderts die Stelle ein wie Lessing in dem Deutschland des 18. Er ist derselbe streitbare Recke wie Jener, derselbe überzeugungstreue Ehren-

mann, derselbe scharfsinnige >topf und derselbe mitleidlose Spötter über ausgeblasene Dummheit. Wie der Pastor Goetze in Lessings „Ariomata" und >Uotz in den „Briefen antiquarischen Inhalts" fortlebt, so wird wahrscheinlich eine Zeit kommen, wo man Henry Georges „Fortschritt und Armuth" nur noch aus dem Strafgericht kennt, das Hnrley in den beiden Essays über „Natürliche und politische Rechte" und über „Capital, die Mutier der Arbeit" über den amerikanischen Maulhelden hat ergehen lassen. Die Art und Weise, wie Hnrley das Theorem der Nodenverstaatlichnng in dem einen und die Enpitaltheorie Georges in dem anderen Essay in kleine Stücke schlägt, ist echt lessingisch. Wer diese Vernichtung eines Littcraten mit angehört oder durchgelesen hat, der ließe sich sicherlich nicht so gern mit dem Autor von ?rc>ßl688 arnl kuvßrt^, das nach Hurleys Worte mehr Armuth enthält als Fortschritt, auf der Straße sehen. Georges Voraussehungen sind falsch, seine Beispiele sind falsch, seine Schlüsse sind falfch, feine Beweisführung ist coufus, er widerspricht sich unausgesetzt, nnd an hundert Stellen schwafelt er einfach baren Unsinn, sein ganzer Bücherkram ist keinen «eller werth; das ist das Ergebnis! diefer Kritiken, wenn anders man diefe Blitze und Donnerschläge Kritiken nennen kann. Aus dieser zermalmenden Schärfe, die die scharfgeschliffenen Spitzen des Witzes noch tödtlicher machen, spricht der heilige Zorn der Entrüstung über alles Halbwissen und Falschwissen, alles demagogische Phraseliren und allen nichtigen rhetorischen Putz über halbuerstandcne, unbewiesene, unbeweisbare, widersinnige, unsinnige Speculationen. „Ein ökonomisches Problem vom physiologischen Standpunkte aus beiracktet" nennt sich „Eavital, die Mutter der Arbeit"; aber aus diesen Blättern spricht nicht blos der Physiologe, obgleich auch dieser sein Wissen herleiht, sondern der Mann von weitem Weltverständniß und riesigem Wissen, von leuchtender Verstandesschärfe und sieghafter Klarheit. Dieselben Züge, die den Publicisten, Bibliothekar und Dichter Lessing dereinst in Allem, was er schrieb, so hoch über seine Zeitgenossen hinaus hoben, heben den Naturforscher und Philosophen Hnrley darüber hinaus.

Allerdings hat Hnrley znr Biologie nnd Paläologie hochbedeutsame Beiträge geliefert, und auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und der Physiologie die Ergebnisse der modernen Forschung in mnstergiltiger Weise znsammcngefast; allerdings dankt ihm der höhere naturwissenschaftliche Unterricht Großbritanniens feine Organisation und der niedere fast fein Dasein; allerdings lebt feine Lehrthätigkeit in taufenden von Achten, Naturwissenschaftlern nnd Lehrern dauernd fort; aber fein eigentlicher Ruhmestitel gründet sich doch auf die neun >tleinottaubände in rothbraunem Leinwandband, die den bcfcheidenen Titel tragen Lollects«.! N«8»V8 dv l'. II. Huxlev. Sie sind derjenige Theil seines Lebenswertes, durch den Hurley in lebendige Fühlung mit seiner Zeit und seinem Volke getreten ist, sie enthalten feine Beiträge zur Fortentwickelung der allgemeinen Weltanfchanuug. In ihnen fpricht der Mann, der da erklärt hat, die Wissenschaft sei nur erzogener

und orgauistrter gesunder Meuschenuerstand, der sich uon dein einfachen Menschenverstände nur unterscheide, wie der Veteran vom Retruten, in Scherz und Ernst, mit sprudelnden! Mutterwitz und würdiger Weisheit, aus dein Schatze eines reichen Wissens und eines reichen Lebens zu seinen Zeitgenossen, die niemals Untersuchungen über ozeanische ,o»drozoen gewacht und nicwals vergleichende Anatomie studirt haben. Sie stehen iu taufenden von englischen Familien auf dem Bücherbrett, und sie sind das bedeutsamste uolksthümlich-philosophische Werk, das das England uon heute besitzt. Aus ihnen spricht vurley, der Philosoph, der seiner Zeit vordenkt, ihrem denken seine Bahnen weist, und ibr Führer ist in der Fortentwicklung ihrer Weltanschauung. In einem Jahrhundert wird es Zeit seiu, zu bestimmen, mieuiel uon dein, was diese Bände umfassen, iu die allgemeine Anschaunng der Eulturmenschheit übergegaugeu ist. Alles was wir heute zu thun vermögen, ist, nns zu vergegenwärtigen, aus welchem Vorne diese Ströme entsprungen siud und gegen welche anderen Fluthen sie angebraust sind, um sie entweder mit sich fortzureiten oder in ihnen spurlos zu verschwinden.

In Hinsicht auf diese Leistungen ist Hnrley von Freunden nnd Feinden, die außer Stande waren, sich eine Weltanschauung vorzustellen, die nicht blind uon einer dogmatischen Religion abhängig war, „ein Theolog antilb.'ologischer Htichtung" genannt worden, d. h. in etwas genaueres Deutsch überseht, ein Weltnnschannngstampfer, der austerhalb der dogmatischen Voraussetzungen der Kirchenfrommen stand. Er ist einer der größten Lehrer seines Volkes uud einer der grösten geistigen Führer seiner Zeit gewesen und bot sein Denken vorsätzlich den schwersten, grösten und letzten Weltanfchanungsfragen, dem Woher? und Wohin? des Menschen, den socialen Kernfragen, den (Grenzen der menschlichen Erkenntnis, und der Geltung des Sittengesctzes gewidmet. So nmfaßte fein Interesse ungefähr dasselbe Gebiet, über das die „herrschende" Religion noch immer die Alleinherrschaft zu haben behauptet, nnd insofern war er ein „Theolog". Aber von dogmatischem Geiste war kaum eine Spur in ihm. Einzig hinsichtlich der Anwendung der Entwickelungslehre auf die Ethik ist er an den eigenen Vorurtheilen gescheitert. Ans allen anderen Feldern, auf denen er einer entschiedenen eigenen Meinung Ausdruck verliehen hatte, ist er der weiteren Entwicklung der Forschung mit gespanntem Auge gefolgt uud hat neue Ergebnisse nur allzu gern angenommen, wie die zahlreichen späteren Anmerkungen zu seinen früheren Essays beweisen. (5r hatte das Glück, auf einem großen, umfassenden Gebiete, gerade demjenigen Gebiete, das am bestimmendsten auf die geistige und sociale Welt des 19. Jahrhunderts eingewirkt hat, die gründlichsten Fachkenntnisse zn besitzen, uud seiu Leben fiel in die Zeit, in der dessen größte Entdeckung, die Erklärnng der Aufwärtsentwickclung des organischen Lebens, gemacht wurde. Als der „Ursprung der Arteu" erschien, war Hurle» 31 Jahre alt, hatte in London bereits eine wichtige ^ehrstellnng inne uud sich als selbständiger Arbeiter auf dem Ge-

biete der vergleichenden Anatomie bereits einen geachteten Namen erworben. So war ihm die Möglichkeit gegeben, vom ersten Tage an, wo ihm die Erkenntnis; der Niesenbedeutnng der Entdeckung aufgedämmert war, nachdrücklich für sie einzutreten und sie durch eigene Leistungen fortzubilden.

Thomas ,tzenry Hurley war geboren am 4. Mai 1825 zu Ealing, damals einem kleinen stillen Landstädtchen anderthalb Stunden von London, heute einem Vorort Londons mit über 30 OUl) Einwohnern. Sein Vater war Lehrer au einer dortigen Schule, die in hohem Ansehen stand. Seiner eigenen Aussage nach hat er von seinem Vater kaum irgend welchen Zug ererbt außer einein heißen Temperament, „jenem Maße von Zähigkeit in der Verfolgung eines Zieles, das unfreundlich: Beobachter manchmal Eigensinn nennen," und einem bedeutenden Zeichentalent, das er zwar niemals künstlerisch ausgebildet hat, durch das aber der Anschauungsreichthum seiner wissenschaftlichen Vorlesungen bedeutend gefördert worden ist. Seine Schüler erzählen voll Bewunderung, wie er seine Vorlesung mit einem abenteuerlichen Orakel an die Wandtafel begann, der Allen unverständlich war, wie er dann während des Sprechens im Laufe einer halben Stunde oder Stunde Strich für Strich eintrug, bis schließlich das deutlichste, schärfst umrisfene biologische Bild vor den Augen seiner Zuhörer lag, das mit seiner Hervorhebung alles Typischen unauslöschlich in ihrem Gedächtnis; haftete. Mehr hat ihm zu seiner Eigenart seine Mutter gegeben: „Physisch und geistig," erzählt er, „bin ich vollständig meiner Mutter Sohn, bis herab zu besonderen Handbewegungen, die bei mir hervortraten, als ich das Alter erreicht hatte, das sie gehabt hatte, als ich sie an ihr bemerkte . . . Meine Mutter war eine schlanke Brünette von erregter und thatkräftiger Gemüthsart und halte die durchdringendsten schwarzen Allgen, die ich jemals in einem Frauenkopfe gesehen habe. Bei nicht tieferer Nildung, als sie die Frauen der Mittelklasse in ihren Tagen hatten, besaß sie eine ausgezeichnete Begabung. Ihr bezeichnendster Kennzug war jedoch die Blitzesschnelle ihres Denkens. Wenn Jemand die Bemerkung inachte, sie habe nicht eben viel Zeit darauf verwendet, um zu einem Schlüsse zu gelangen, so sagte sie: .Ich kann mir nicht helfen, mir blitzt's nur so auf/ Tiefe Eigenthümlichkeit ist in ihrer vollen Stärke auf mich übergegangen; sie ist mir oft nützlich gewesen, sie hat mir oft schlimme Streiche gespielt, und sie ist immer eine Gefahr für mich gewesen. Und doch, hätte ich meine Tage noch einmal zu durchleben, ich würde mich von Nichts unlieber scheiden, als von meinem Erbe an Mutterwitz."

Als Knabe predigte er Tonntags den Dienstmädchen in der Küäie, und lächelnd fügt er dem Bericht dieses Zuges bei: „Das ist das früheste mir erinnerliche Zeichen von jenen starten, kirchlichen Neigungen, die mir mein Freund Herbert Spencer stets zugeschrieben hat, wenn ich auch selbst der Meinung bin, daß sie zum größten Theile latent geblieben sind." Seine Neigung ging darauf, Ingenieur z» werden, aber das Geschick wollte es

anders. Noch sehr Mg, begann er unter einen« Schwager, der Mediciner war, Medicin zu studiren; aber die Medicin als Heilkunst kümmerte ihn nicht sonderlich. Physiologie ^ die Ingenieurkunst der lebendigen Maschinen — war das Einzige, was seine Theilnahme dauernd zu fesseln vermochte, und das ist sein ganzes Leben so geblieben. Ter Philosoph in ihm konnte sich nun und nimmer mit den bloßen Einzelheiten bescheiden, und er war sich dessen nur allzugut bewußt i „Obgleich die Naturwissenschaft mein eigentlicher Lebensberuf geworden ist, so wohnt doch schrecklich wenig uom echten Naturforscher in mir. Ich habe niemals Etwas gesammelt, und die Einzelforschung ist stets eine Last für mich gewesen. Wirklich am Herzen gelegen hat mir dagegen der architektonische und mechanische Theil der Arbeit, das Herausarbeiten des wunderbar einheitlichen Planes in den taufenden und abertausenden von lebendigen Eonstructionen und die Modifikationen ähnlicher Apparate, um sie zu verschiedenen Zwecken geeignet zu machen."

Nach einer Vergiftung, die er sich bei einer Sectio» zugezogen, und deren Folgen er noch Jahre lang in heftigen inneren Schmerzanfällen zu tragen hatte, vollendete er sein medicinisches Studium an der (Harmg Oc»88 8cd«c>1 c»t' Hleclicine, wo damals Wharton Jones Physiologie lehrte. Er war der erste und einzige Lehrer, dessen Wissen und Methode ans den siebzehnjährigen Studenten einen nachhaltigen Eindruck machte. Turch eifrige Arbeit suchte er sich den Beifall des Lehrers zu erwerben, und es gelang ihm, dessen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Jones ermuthigte ihn zur Veröffentlichung feines ersten naturwissenschaftlichen Aufsatzes, ja corrigirte dem nachmaligen Meister des Stiles und dem formvollendetsten naturwissenschaftlichen Schriftsteller des folgenden halben Jahrhunderts die kleine Arbeit stilistisch durch, die endlich in der HIe<Ii<?a1 La/.Liw 1845 erschien. Eben hatte Hnrley — mit 29 fahren ^ sein obligatorisches medicinisches Studium uolleudct, und !m Anfang 1tt4l> bestand er das erste Ernmen eines Vaccalaureus der Medicin an der I^niverzit? ot' I.c>!,clon. ?as Eramen eiueS Magister der Ehirurgie konnte er noch nicht mitmachen, da er dafür noch zu jung war. Gleichwohl trct die Nothwcudigkeit an ihn heran, sich fein Vrot zu verdienen, uud fo begann er seine Laufbahn im selbstständigen Leben gleich den meisten jungen englischen Aerzten als Schiffsarzt. Er wandte sich brieflich an den Generaldirector des ärztlichen Dienstes in der .Kriegsflotte, bestand sein Eramen als Militärarzt und ward zunächst siebeu Monate Assistenzarzt am Haslar-Hospital und dann Assistenzarzt auf der Nattlesnake, die ihn durch ferne Meere trug.

,,^n jenen Tagen," so berichtet er, „war das Leben auf den Schiffen der Kriegsflotte fehr verschieden von dein heutigen, und das unsere war ausnahmsweise hart, da wir oft Monate lang keinen Vrief erhielten und außer uus felbst keinen ciuilisirten Menschen sahen. Dafür litten wir freilich das Glück, fo ungefähr die letzten weisenden zu sein, die »och auf Leute trafen, die Nichts von Feuerwaffen wußten — fo an der Eüdküste

von Neuguinea -^ nnd mit einer bunten Menge interessanter wilder und halbciuilisirter Stämme Bekanntschaft »lachten. Aber selbst abgesehen von derartigen Eriahrungen und der Gelegenheit zu wissenschaftlichen Arbeiten, die sich mir bot, ist wir persönlich diese Seefahrt von außerordentlich hohem Werthe gewesen. Es war heilsam fiir nlich, unter strenger Disciplin zu sein, durch da^ Leben um» Notlnvendigsten mitten in der Wirklichkeit des Daseins zu stehen, herauszufinden, wie außerordentlich lebenowerth doch das Leben erscheine, wenn man von seiner Nachtruh: auf einer weichen Planke und mit dein Himmel als Baldachin nnfwachte und zum frühstück nur Kakao nnd Biseuits mit Mehlwürmern vor sich sah; nnd ganz besondere für eigene Ergebnisse arbeiten zu lernen, selbst wenn Alles zum Kuckuck ging und ich selber mit."

Vier Jahre lang fuhr der junge Assistenzarzt ans der „Klapperschlange" dnrch die Südmeere, von einer Station zur anderen, und auf dieser Gleise legte er in sich selbst den Grund zum selbstständigen Naturforscher und austerhalb deu Grund zu seinem wissenschaftlichen Namen. Beitrag aus Beitrag ging an die I^innLan Locietv ab, aber keine Antwort kam. 1819 endlich arbeitete er eine umfänglichere Abhandlung ans und fandte sie an die Ito^-il 8ocietv. Aber mich über diese hört,> er teiue Silbe. Um so größer war seine Neberraschung, als er sie bei seiner Rückkehr nach England Ende 1850 nicht mir angenommeu, sondern sogar gedruckt fand. Ein gewaltiges Bündel Tonderabzüge lag für ihn bereit.

Die nächsten drei Jahre ward Hurlep in London beschäftigt. Als er aber dann wieder Befehl erbielt, sich einzuschiffen, gab er den ärzllicdcn Dienst in der Flotte auf und bemühte sich um mehrere Professuren der Physiologie und vergleichenden Anatomie, jedoch vergebens. Sein Freund Tnndall und er bewarben sich nach englischer Sitte um zwei Professuren an der Universität Toronto, aber zu ihrem Glücke wurden sie nickt gewählt. Als endlich 1854 Edward Forbes von London nach Edinburgh berufen wnrde, erhielt Hnrlen dessen Docentur der Paläologie und Naturgeschichte an der Geologischen Inspection angeboten. Bon der Paläologie fühlte er fich jedoch fo wenig angezogen, daß er dem Generaldirector der Geologischen Inspection erklärte, Fossilien seien ihm gleichgiltig, nnd er werde die Docentur für Naturgeschichte aufgeben, fobald er eine physiologische Professur erhalte! denuoch hat er sie bi? 188.') bekleidet, und ein großer Dheil seiner Arbeiten hat sich auf paläologifchem Gebiete bewegt. Selbst feine <Üo!!ecteck'H83»v3 enthalten einen Band: D!z<?auri?o5 Liolc^ioal »ncl Opal^icn!. Damit trat Hurlep feine akademische Laufbahn in London an, und trotz der zahlreichen glänzenden Anerbieten, die ihm von auswärts gemacht wurden, hat er London niemals verlassen. Das öffentliche Sprechen war ihm anfangs in hohem Maße nnangenehm, aber nach nnd nach gewöhnte er sich daran und ward der klare, eindringliche, selbstsichere Lehrer, der Tausenden von englischen Aerzten nnd Naturwissenschaftlern den Begriff der B.>issenscl,aftlichkeit

vermittelt bat, der zu feierlichen Gelehrteuversammlungen mit derselben Meisterschaft sprach wie zu den rußhändigen Arbeitern bei populären Vortragsabenden und der in seiner populären Beberrschung seines Lehrstoffes selbst in England einzig dastand.

Hnrley verdankt seiner Ausbildung als Mediciner mehr, als er vielleicht gewußt bat. Es ist die Frage, ob er mit einer speciell auf seinen Beruf zugeschnittenen Vorbildung, selbst wenn es eine solche in den Tagen seiner Jugend gegeben Hütte, der uiufassende Geist geworden wäre, den die Welt in ihm bewundert hat. Gerade weil sich nachmale, als er in's selbslsländige Leben eintrat, sein Interessenkreis so stark svecialisirte, wurde es für ibn so bedeutsam, daß er ans mehreren Gebieten anßerbalb desselben Einzelkenntnisse besaß, wie sie Darwin sein Leben lang vergeblich crselmt bat. Heute scheint es unglaublich, daß der Begründer der Entwicklungslehre auf dem Felde der vergleichenden Anatomie nur die bruchstückbaftesteu Kenntnisse batte; aber eben deswegen ward es von so unendlicher Bedeutung, das; sie das Specialgebiet des Mannes war, der zuerst eine unifassende Classification der Lebewesen auf der Grundlage von Darwins Grundsätzen versuchte.

Die seltsamen Glastbiere der südlichen Meere hatten seine Aufmerksamkeit in dem Maße gefesselt, das; er die Tipbouopbnen zum Gegenstand einer Einzeldarstellung gemacht batte, der er den Titel „Die oceanischen Hydrozoen" gab. Damit tbat er von mehr als einem Gesichtspunkte aus einen außerordentlich glücklichen Griff; denn gerade diese Tbiere sind es gewesen, was den Einl'lick in die Entwicklung der Hauptgruppen der Lebewesen im Laufe des lebten balben Iahrbunderts so riesig gefördert bat. Nehmen sie doch eine eigentbümlicke Mittelstellung zwischen den zwei anderen Tlnergruppcn ein, den einschichtigen und den dreischichtigen, und sind desbalb so wesentlich für die Erkenntnis; des Ttufengcmges des Lebens auf der Bahn allmMicher Entfaltung. Hatte Linnö dnrch feinen unermüdlichen Elassificntionseifer in der organischen Welt ein wenig Ordnung geschaffen und einen Ueberl'lick ermöglicht, so batte Bnffon mindestens die Grundlage sür den modernen Begriff der Biologie als Wissenschaft gelegt und Euvier die vergleichende Anatomie und Paläontologie begründet. Durch Lamarck war der Begriff der Entwicklung wieder lebendig gemacht und die Zoologie der wirbellosen Thiere in den Vordergrund geschoben worden. Hurley verglich in seiner Arbeit bereits ganz richtig die Zweifcbiclitigkeit des Baues seiner Glastbiere mit der Zweischichtigkeit, durch welche das höhere Thier von, Wurm bis zum Menschen in seiner cmbryoualeu Entwicklung gebt, ein Vergleich, der erst nachmals, nachdem Hurley selbst, auf Darwins Entdeckung fußend, der vergleichenden Anatomie eine nenc Grundlage gegeben hatte, seine volle Bedeutung erbielt.

Jetzt, nach seiner dauernden Niederlassung in London, standen Hurley die riesigen Sammlungen der englischen Hauptstadt zu Gebote, und seine

Thätigteit an der Bergakademie lies; ihm reichlich Zeit zu wissenschaftlicher Beschäftigung. Tas ivard für ihn von großer Wichtigkeit; denn einmal bot es ihm die Möglichkeit, sich in das neue Lehrfach, das er zu vertreten hctte, gründlich einzuarbeiten, uud sodann gestattete es ihm, eine Reihe Special-Untersuchungen vorzunehmen, die ihn als Forscher hohen Ranges zeigen. Sie alle erhielten ihren Kernpunkt erst von der Entwicklilngö lehre, die mit den Jahren 1858 und 185,9 auf deu Schauplatz trat.

Als Charles Tariviu am 1. Juli 1858 der I^innean 8o^ietv seine eigene Arbeit „Ueber die Tendenz der Arten, Varietäten zn bilden, und über die Fortsetzung der Varietäten und Arte» durch das natürliche Mittel der Auslese" zugleich mit dem Essay von Alfred Rüssel Wallace: „Ueber die Tendenz der Varietäten, unendlich von der Urform abzuweichen," vor-legte, war Hurler, nicht zugegen. Aber die neue Lehre gewann schnell Boden, und Hurlep selbst hatte sie sich schou zu eigen gemacht, als an, 24. November 1859 die erste Auflage des Werkes „Ueber den Ursprung der Arten durch natürliche Zucktwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampf um's Taseiu" erschien.

Mit dem ihm eigenen Humor berichtet er uus uou jenem Tage, an dem „Ter Ursprung der Arten" geboren ward. „Wer sich von seinem (Gedächtnis! so weit zurücktragen lassen kann, der wird sich darauf besinnen, das; das neugeborene Kind austerordentlick lebhaft war, nnd das; eine grW Anzahl ausgezeichnete Leute die Kundgebungen seiner kräftigen Eigenart als blof;e Unart auffasten. Um feine Wiege gab es ziemliche Unruhe. Meine Erinnerungen an diefe Zeit find besonders lebhaft, denn ich hatte eine zarte Zuneigung zu dem Kinde gefaft, das mir cumerordeutlich viel zu versprechen schien, und so war ich eiuige Zeit in der Eigenschaft als Unteramme bei ihm thätig nnd erhielt so mein Theil von den Stürmen, die das Leben des jungen Geschöpfes bedrohten. Tas war für einige Inhre fraglos heiße Arbeit. Wenn man jedoch in Betracht zieht, wie außerordentlich unangenehm das Auftauchen des Neulings allen denen gewesen sein muß, die sich nickt auf den ersten Blick in ihn verlielten, so kann man es unserer Zeit zu ihren bumsten anrechnen, das; der Kampf nicht heftiger war und der bittere nnd gewissenlofe Widerstand so rasch abgestorben ist, wie er ist."

Wenn wir uns heute kaum mehr vorzustellen vermögen, wie gegen den „Ursprung der Arten" in den sechziger Jahren ein derartiges Wuthgeheu! losbrechen konnte, wie ein Tarimn sich scheuen konnte, seine „Abstammung des Menschen" zu sckreibeu, und ein Mann wie Hurleu für feine „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Rotur" von allen Ehristenmcnschen mit einer Art Vau» belegt zu werdeu uermockte, so ist das gerade der gewaltigste Beweis sür die riesige Wirkung dieser Bücker und dieser Männer. Was anders hat den UmsckMiug geschaffen, kraft dessen l,eute Jemand, der mit seinem Tenken noch nickt auf dem Bodeu der Entwicklungslehre steht, kaum mehr

für einen Gebildeten gelten kann? Der jüngeren Generation ist die Idee der Entwicklung zur selbstverständlichen Voraussetzung des Denkens geworden, und sie zuckt über Jeden die Achseln, der von dem alten Standpunkt einer Stillstandsweltanschannng aus die Welt der Thatsachen nnd Ideen betrachtet. Nnd gerade die allgemeine Weltanschauung in England dankt diesen Wandel weit mehr Hurley als Darwin. Keinen Band des „Nineteenth Century," der „Eontemporary Review" oder der „Fortnightly Review" kann man in die Hand nehmen, ohne irgendwie das Wehen von Hurleys Geist zu verspüren, der dem Schifte der geistigen Zeitkämpfe die Segel bläht. Und wer da weiß, welchen Factor diese Monatsschriften in dem geistigen Leben Großbritanniens bedeuten und wie dort alle die großen Fragen des Dages in der Monats- nnd Vierteljahrspresse ansgefochten werden, der wird darauf doppeltes Gewicht legen. Ueberdies waren diese Zeitschristen nicht Hurleys einziger Kampfplan. ,^n seiner engeren VerufetlMigkeit, in seinen Werken, in volksthümlichen Vorlesungscnrsen, als Reformator des Unterrichtswesens und als Mitglied einer großen Anzahl öffentlicher Körper von dem Directorimn des Britischen Museums bis zur Uniuersitätsreformcommission nnd dem Londoner Tchulausschuß ist er im gleichen Sinne unaufhörlich thätig gewesen.
In der ersten Auflage des „Ursprungs der Arten" hatte Darwin geschrieben: „In ferner Zukunft sehe ich freies Feld für weit wichtigere Forschuuge«. Die Psychologie wird ans eiue neue Grundlage gestellt werden, auf diejenige der notwendigen Erwerbung jeder geistigen Kraft nnd Fähigkeit Schritt für Schritt. Auf den Ursprung des Menschen nnd seine Geschichte wird dann Licht fallen." Das ist eine gelegentliche nebensächliche Bemerkung, die sich auf ferne Zukunft bezieht, und wenn sie die Abstammung des Menschen von dem affenartigen Proanthropos einschließen soll, dann schließen auch Puffous Sätze, wie- „Die Natur ist nach meiner Behauptung in einem Zustand beharrlichen Flusses nnd beharrlicher Bewegung" den Satz von der Veränderlichkeit der Arten ein. Hurle» hindert wohl nur seine Bescheidenheit daran, in dieser Bemerkung Nichts weiter zn sehen als ein hingeworfenes Wort. Denn ihm selbst gebührt das Verdienst, zuerst und mit voller Klarheit diese wichtigste aller Folgerungen aus der Entwicklungslehre gezogen zu haben, und zwar bereits 1869. In diesem ^ahre hielt Hurley sechs Vorlesungen für Arbeiter über die „Beziehungen de? Menschen >zn den nächstniederen Thieren" und 1862 zwei weitere vor dein Philosophischen Institut in Edinburgh. So konnte er bereit? 186A, als er sein kleines Buch „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur" veröffentlichte, sagen, seine Anschauungen möchten richtig oder falsch sein, sicherlich hätte er sie sich nicht übereilt gebildet. Darwin ahnte 1859 kaum, welche Bedeutung sein Buch für die Geschichte der allgemeinen Weltanschauung bekommen werde. Hurley hatte jedoch mit seinem philosophischeren Geiste diesen Punkt sofort erkannt. So schrieb er damals: „Die Frage der Fragen für die Menschheit, das Problem, da? allen anderen zu Grunde liegt, ist die Ve-

stimmilng des Platzes, den der Mensch in der Natur einnimmt, nnd seiner Beziehungen zum All. Woher unsere Rasse gekommen ist, was die Grenzen unserer Macht über die Natur und der Macht der Natur über uns sind, welche!» Ziele wir zustreben — das sind die Probleme, die sich von Neuem nnd mit unverminderter Theilnahme jedem Menschen aufdringen, der zur Welt geboren wird." Der tiefgebildete Zoolog Hurley, dessen Lieblings- fach vergleichende Anatomie war, war auf diesem Felde Darwin entschieden überlegen.

In seinen „Zeugnissen für die Stellung des Menfchen in der Natur" zeigte Huxley durch genaue anatomifche Vcrgleichung, dah der Unterschied zwischen dem Menschen und den höheren Affen viel kleiner sei als der zwischen den höheren und den nächstniedrigeren Affen, und die Abbildung, welche das Skelett des Gibbon, Orang, Ehimpanfe, Gorilla und Menschen neben einander zeigt, verfehlte nicht, Entsetzen zu erregen. In dem zweiten Eapitel, „Die Be- ziehung des Menschen zu den nächstniederen Dhieren" stellte er zum ersten Mal jenen Stammbaum der Lebewesen auf, wie ihn dmm Karl Vogt in seinen „Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde" (1863) übernahm und Haeckel in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" (1869) und in seiner „Anthrovogenie" grundlegend ausbaute. Und in dem dritten Enpitel beschäftigte er sich mit den fossilen Menschenresten, deren populärste deutsche Darstellung nachmals Ludwig Büchner in dem ersten Theile seines Buches: „Der Mensch und seine Stellung in Natur und Gesellschaft" (1869) gegeben hat, uud die von höchster Bedeutung sind, weil sie die Lücke zwischen dem heutigen Menschen und den Affenarten der grauen Vorzeit ausfüllen. Mit diesem Buche zog Hurley die wichtigste Folgerung aus der Entwicklungslehre und begründete die Affcnthcorie oder Affenabstammung des Menschen in einer Weise, das; sie seitdem von der vergleichenden Anatomie nicht wieder in Zweifel ge- zogen worden ist, und sich ihm Darwin mit feiner „Abstammung des Menschen" (1871 > vollständig anschließen konnte.

Diesem Werke folgten eine große Fülle anderer Arbeiten, die sich sau auf das gesammte Tbicrreich erstrecken, die Wirbelthiere jedoch bevorzugen, bald grüßer, bald kleiner, bald Einzelheiten feststellend, bald Ergebnisse ver- schiedener Felder zusammenfassend und dabei niemals den großen Gesichts- punkt der generellen Entwickelung ans dem Ange verlierend, nnd darai«» schloffen sich eine Reibe zusammenfassender Arbeiten, die in erster Linie zu Handbüchern für den akademischen Unterricht bestimmt waren.

Er begann mit seinen „Vorlesungen über vergleichende Anatomie" 1864 und ließ diesen weitere Lehrbücher folgen. Sein „Handbnch der Anatomie der Wirbelthiere" <1871> und fein „Handbuch der Anatomie der Wirbel- losen Tbiere(1877> sind die Grundlage des akademischen Unterrichtes der ver- gleichenden Anatomie in ganz Großbritannien geworden. Zcine Plnniogravbic (1877) ist eine Einleitung in das Studium der Natur, wie Deutschland

keine besitzt, und all die kleinen Arbeiten wie „Ter Krebs oder das Ttudium der Zoologie" (1861) sind als gemeinverständliche Einführungen in ein schwieriges Gebiet wahrscheinlich unübertroffen. Von dem, was Jeder weiß, führt Hurlen seine Zuhörer zu dem Wissen, das man wohl von einem Durchschnittsarzt erwarten kann, von da aus zu den Grundzügen aller Zoologie und schließlich zu ihren letzten Problemen und weittragendsten Verallgemeinerungen. „Ein Stück Kreide" (1868), „Hefe" (1871), „Die Kohlenbildung" (1870) sind nahezu gleiche Meisterstückchen. Der englische Gebildete, der heute über die allgemeinen Ergebnisse der Lhallengererpedition oder über den Unischwung in der geologischen Forschung sich zuverlässig belehren will, ohne selbst eine ganze Fachliteratur zu studiren, wendet sich an Hurleys „Biologische und Geologische Diseurse".

Wie Hurlen als vergleichender Anatom Karl Gegenbaur nicht erreicht, so steht er als systematischer Violog auch Darwins größtem Jünger, Ernst Häckel, nach. Mit dessen „Genereller Morphologie", „Anthropogenie", oder selbst dessen populärer „Natürlicher Tchöpfungsgeschickte" kann sich keines seiner Werke messen, wie die Leistungen dieses Baumeisters des Systems der gesammten Lebewelt überhaupt in der Gegenwart nnübertroffrn dastehen, aber darum steht Hurlen doch unter den Bahnbrechern des Darwinismus in der ersten Reihe, wenn auch der Schwerpunkt seiner Leistungen in seiner Arbeit für die Weltanschauungsentwicklung seiner Zeit liegt.

Als Hurlen sein akademisches Lehramt in London antrat, war es um die naturwissenschaftliche Nildung Großbritanniens fchlimm bestellt. Die englischen Universitäten hatten noch nickt einmal selbständige naturwissenschaftliche Professuren, außer fo weit es das medieinische Studium unbedingt forderte. Auf den großen Gymnasien Englands in Eton, Hnrrow, Winchester gab es überhaupt noch keinen naturwissenschaftlichen Unterricht; die technische Nildung war noch in den Kinderschuhen und machte eben ihre ersten schüchternen Laufuersuche. Staatliche Volksschulen gab es noch nickt. Das gesammte Schulwesen war dem Priuatunternehmen überlassen und stand auf der niedrigsten Ttufe. Ueber Elementarunterricht nnd Bibclstunde kam man nur in den größeren Ttädten hinaus, und wo Sprachunterricht ertheilt wurde, da bezog er sich einzig auf Latein und Griechisch.

1854 sprack Kurien in der St. Martins Hall in London zum ersten Male über naturwissensckaftliche Bildung. „Ueber den erzieherischen Wertb der naturgeschichtlichen Wissenschaften" lautet der Titel ein wenig steif: und seitdem hat er dieses Feld nicht mehr aus den Augen verloren. Ob er 1868 in der Arbeiter-Akademie in Südb.mdon über liberal.' Bildung und ihre Quellen sprach, ob er 1889 mit seiner Rede „Naturwissenschaft und Geistesbildung" das N«5on (.'ullsßß in Birmingham eröffnete, ob er 1884 als Lord Nector der Universität Aberdeen über Universitäten in Wirklichkeit und das Ideal von Universitäten sprach, oder 1^76 die ^ohn Hopkins Universität in Baltimore mit seiner Rede über „Universitätsbildung" er-
^

öffnete, ob er über das Studium der Biologie, deu Elementarunterricht in der Physiologie, über das medicinische Studium, über die Stellung des Staates zum Aerzteberuf, über die Beziehung der biologischen Wissenschaften zur Medicin oder über technische Ausbildung sprach i allüberall war sein Streben darauf gerichtet, deu Naturwissenschaften zu der Stellung in der modernen allgemeinen uud gelehrten Bildung zu verhelfen, die ihrer Bedeutung für die Begründung einer eigenen Weltanschauung, für die Ausbildung des Geistes und die Schärfung und Uebung der Sinne entspricht. Um zu diesem Ziele zu gelangen, hat er keine Mühe und keine Anstrengung gescheut und ist über vierzig Jahre lang der Führer der mächtigen Bewegung zur Modernisirung der Bildung in Großbritannien gewesen. Im Londoner Schulausschuß hat er den Kampf gegen den Religionsunterricht mit seinen mythologischen Tendenzen gefochten, und als es 1870 darüber zum Wahlkampfe kam, seine Sacke in zäher Arbeit zum Siege geführt, deinem einzelnen Manne verdankt England so viel hinsichtlich der Ausbreitung der naturwissensckastlicken Bildung im letzten Mensckenalter. Er hat seinem Volke die Lehrer ausgebildet, das Schulgesetz reformiren helfen, die Untemchtspläne umgestaltet und in der höheren Bildung der Bückerweisheit mauckeu kräftigen Stoß versetzt. Wenn Latein und Griechisch in dieser Zeit ein gutes Theil von ihrem Monopol eingebüst habeu, so gehört das auch auf Zulleys Rechnung.

Ebenso gut wie Latein und Griechisch könnte man ja Paläontologie zum Kern der höheren Schulbildung machen! „Und es ist wunderbar, eine wie genaue Parallele zu der klasstscheu Bildung sich mit der Paläontologie ziehen ließe. Erstlich könnte ich ein so trockenes, in seiner Terminologie pedantisches uud dem jugendlichen Geiste so widriges osteologifches Lehrbuch aufbauen, daß ich die neueren berühmten .vcrvorbringungen von Tchuldirectoren in all diesen Vorzügen damit aus dein Felde schlüge. Dann konnte ich meine Iungens auf leichte Fossilien eindrillen und all ihre Ge° dächtnißkraft und ihren Verstand durch die Anwendung meiner osteogrammatischen Regeln auf die Auslegung oder Eonstruction dieser Bruchstücke an's Licht bringen. Denen, die in den höheren Klassen säßen, könnte ich dann einzelne Knochen geben, um aus ihnen Thiere zu bauen, und dem, der es in der Erzeugung von Ungeheuern in der genausten Uebereinstimmung mit den Regeln am weitesten brächte, könnte ich gute Eensuren und Prämien geben. Das entspräche dein Bersemachen und Äufsähesckreiben in den todten Sprachen. Wenn ein großer vergleichender Anatom diese Leistungen sähe, so möchte er allerdings seinen Kopf Mitteln oder lacken. Aber wie? Würde eine derartige Katastrophe vielleicht die Parallele zerstören? Was würde wohl Cicero oder Horaz über die Erzeugung der besten derartigen Schulleistungen sagen? Uud würde sich Tereuz nickt die ^hreu zuhalten und hinauslaufen, wenn er bei der englischen Aufführung seiner eigenen Stücke zugegen sein könnte?"

ersten Agnostikers Sokrates, der es nicht bis zu eigentlichen Schülern gebracht hat, und eine Generation nach den« bereits jenes wildes Spiel der Einbildungskraft einseht, das Plato kennzeichnet. „Die Platonische Philosophie ist wahrscheinlich das riesigste Beispiel des unwissenschaftlichen Gebrauches der Phantasie, das es giebt, und die Menge Schaden, die seine Ideenlehre auf der einen Seite und seine unselige Theorie von der Gemeinheit der Materie auf der anderen unmittelbar oder mittelbar dein klaren Denken gethan haben, ist schwerlich abzuschätzen." Ihm steht der moderne Geist gegenüber. Er ist nicht „ein Geist, der stets verneint und seine Lust einzig am Niederreißen findet. Ebensowenig freilich einer, der lieber Luftschlösser baut als ganz auf das Bauen verzichtet. Es ist der Geist, der da arbeitet und arbeiten wird „ohne Hast und ohne Rast", eine Wahrheit nach der anderen- einerntet in seine Scheuern und den Irrthum mit unauslöschlichem Feuer vertilgt."

„In der Reform der Philosophie seit Descartes," meint Hurley, „sind wohl die grüßten und fruchtbarsten Ergebnisse der Thätigteit des modernen Geistes — vielleicht seine einzigen großen und dauernden Ergebnisse — diejenigen, welche Berklen und Hume zuerst in ihren Werken geboten haben. Der eine hat den Grundsatz von Descartes, daß absolute Gewißheit nur der Kenntnis; der Thatsachen des Bewußtseins eignet, bis zu seine»! logischen Ergebnis; durchgeführt; der Andere hat die Kritik des Cartesius auf das ganze Reich der gewöhnlich als Wahrheiten hingenommenen Sähe ausgedehnt und nachgewiesen, daß wir in der Mehrzahl der wichtigen Fälle von dem Besitze klarer Erkenntnis; soweit entfernt sind, daß wir sagen können, wir besäßen überhaupt keine; daß es deswegen unsere Pflicht ist, stillzuschweigen, oder mindestens uns zum Aufschicben des Urthcils zu bekennen."

In Hinsicht auf die vielen Fragen, auf welche wir empirisch noch keine Antwort zu geben vermögen, nennt sich Hurley einen Agnostiker, seine Denkweise Agnosticismus. Das Wort ist natürlich dein direkten Gegensatz zu den gnostischen Secten der frulM christlichen Kirche entsprungen; und der Begriff rechtfertigt sich damit, daß es besser sei, uns unser Unvermögen, die letzten Weltanschaunngssragen zn beantworten, einzugestehen, als uns durch eine dogmatische scheinbare Antwort über unsere Unwissenheit hinwegzutäuschen. Und nicht nur dies: über viele rein geschichtliche Fragen misten wir absolut Nichts. So wird uns wahrscheinlich die geschichtliche Gestalt des Rabbi von Nazara für immer in Dunkel gehüllt bleiben. Auch hier ist es besser, wir machen uns nicht mit Hypothesen bloßen Wind vor, sondern bescheiden uns mit unserem Nichtwissen.

Dieses ehrliche Eingeständnis; der Unzulänglichkeit der eigenen Erkenntnis;, der wahre Agnosticismus, ist aber nur der Vater des Wunsches nach mehr Wissen, nicht sein Dämpfer, und es wäre Torheit, mit der Theologie gewisse Erscheinungsgebiete als der menschlichen Erkenntnis; überhaupt »n-

zugänglich zu verschreien. Im Gegentheil, iu manchen Punkten wissen wir weit mehr, als die Kirche zugestehen will, und dies gilt vor Allem von der natürlichen Grundlage des Lebens.

Am 8. November 18<i8 hielt Hurlen in Edinburgh einen Sonntags-Vortrag über Protoplasma. Das war damals ein starkes Stück und um so mehr, als sich der Vortrag in seinem Kern gegen das Gespenst einer „Lebenskraft" wandte, das in Deutschland damals schon geraume Zeit durch Herbart seinen Todesstoß erhalten hatte, ^ene stickstoffhaltige Kohlenstoffverbindung ist „lebendig", sie ist der alleinige Träger des Lebens, Leben ist ihre Eigenschaft, ihr Merkmal, und obgleich wir noch nickt im Stande sind, anf chemischem Wege lebendiges Protoplasma zu erzeugen, so ist doch die Hoffnung gerechtfertigt, daß das dereinst noch gelingen werde. Als Hurley 1870 zum Präsidenten der Lriiizli ^88oei»ticm erwählt wurde, gab er in seiner Präsidentenansprache über „LioFenszüs ancl ^,dioß6N68i8" deu geschichtlichen Hintergrund der ^rage, indem er die Entwicklung der Keimtheorie von Francisco Nedi bis in die Gegenwart verfolgte.

Allerdings giebt es auch in Teutschland eine Züchtung, die, sich binter nicht wegzuleugnende erkenntnißtheoretische Thatsachen verschanzend, von einer unüberbrückbaren >Uust zwischen Geist uud Materie redet und die von dem Gesichtspunkte aus, daß uns das Weseu alles stofflichen abfolut unerkennbar bleibt, mag man die Materie nuu in „Kraftpuukte" oder iu materielle Atome auflofen, sich felbst Idealismus nennt — aber hier ist das alte Wort in einem neuen Sinne gebraucht; es ist nicht mehr der Gegensatz zwischen Stoff und Geist, oder Welt und Gott, wie ihn die Theologie des achtzehnten Jahrhunderts ausgebildet hat, nachdem sie deu Gegensatz zwischen Gott nnd Teufel uou der fortschreitenden Bildung anfzugeben gezwungen worden war. Tie Zunahme erkcuntuißtheoretischer Erfahrung hat diese Klnft vielmehr überbrückt, uud diese Ueberbrückung kommt zum Ausdruck iu einem Worte, das Büchner und Wundt, Häckel und Tn Prel in gleicher Weise brauchen und das von Goethe poetisch ver« klärt worden ist: in dein Worte Monismus. Eine „Weltanschauung auf monistifcher Grundlage", mag sie sich nun als naturwissenschaftliche oder als übersinnliche bezeichnen, hat sich bereits zum Stichwort herausgebildet. „Monistisch" ist das Kampfwort gegen den dogmatifchen Tualismus geworden, den die Juden einst den Persern entlehnten und der seit drittehalb Jahrtausenden sich unaufhaltsam ausgebreitet hat. A'och liegt er iu allerhand Sprachkrnstallen festgefroren vor uns, uud sobald sind wohl seine Spuren nicht aus dem Texten Europas wegzuwischen. Aber die Wissenschaft weiß bereits, daß Seele und Leib, Geist nnd Materie, Kraft und Stoff nur Abstractionen sind, die nicht als objective Thatsachen gelten können, weil sie unserem Erkeuntnißstandpunlte nicht mehr entsprechen. Kennen wir doch keinen unbewegten Stoff, keinen materielosen Geist und keine Seele ohne Leib. Erst mit dem selbstständigen Zellenleben entsteht

was wir in seinen höheren Entwicklungen als Seele bezeichnen. Mn den einzelnen Dogmen der überlieferten Religion rechtet die deutsche Wissenschaft nicht mehr, Ihr letztes Princip ist es, was sie noch zu bekämpfen bat.
England dagegen ist von dem Worte Monismus als >iampfwort kaum nock berührt. Das nachgelassene kleine Buch von George John Nomanes „Aiiul auä Uotion »nck Ao»i8m" hat in England ein Unverständnis; gefunden wie kaum je ein anderes philosophisches Buch. Romanes war der Weltanschauung seiner Epoche zu weit voraus, um bei seinem Volke Anklang zu finden. Und dennoch ist auf die Dauer dieser Anschauung der Sieg sicher. Wie Albert Lange einst sagte: „Immer wieder wird die Menschheit den Mann freudig begrüßen, der es versteht, in genialer Weise alle Biloungsmomente seiner Zeit benutzend, jene Einheit der Welt und des Geistcslebeus zu schaffe«, welche unserer Erkenntnis; versagt ist," so kann mich nie eine Weltanschauung, die wesentlich in einem großen Fragezeichen besiebt, die Weltanschauung der Massen, der Völker, der ganzen Lulturmenschheit werden; sondern diese kann immer nur in einer positiven Ueberzeugung bestehen. Der Agnosticismus mag eiue noch so wichtige Phase im englischen Geistesleben von gestern und heute bedeuten, die neue Weltanschauung ist er noch nicht. Soweit er nicht eine bloße Ermüdungserscheinung des Denkens darstellt, die es dem Gegner in die Schuhe schiebt, deu Beweis für die Richtigkeit seiner Anschauung anzutreten, ist er bewußter Skepticismus, wie er in Zeiten heftiger Weltanschauungskämpfe häufig auftritt, wie er aber noch niemals eine mehr als vorübergehende Rolle in der Weltanschauungsentivicklnng gespielt hat.
Aber damit soll dem Agnosticismus, der in Großbntannien zwei Millionen Anhänger zählen soll, sein geschichtliches Verdienst durchaus nick: abgesprochen werden. In Zeiten hochgespannten Wunderglaubens kann der Skeptizismus ebenso am Platze sein wie in Zeiten der Aufschließung großer unbekannter Raturgebiete die kühue Hypothese, das Hiuausgehen über die bereits ganz sicher gestellten Ergebnisse und die Hingabe an ein großes Princip. Thatsächlich hat ja auf diesem Wege die ungeheure Erweiterung der wissenschaftlichen Kenntnis, stattgefunden. Bevor die Idee nickt vorhanden ist, läßt sich schlecht planmäßig erperimentiren. Der Agnosticismus ist ein wichtiges Glied namentlich in der religiösen Entwicklung des englischen Volkes, und wer den stamm passiven Widerstand kennt, den dieses Volt zu leisten vermag, der wird seine Bedeutung zu schätze» wissen.
Die Stellung der breiten Schichten der englischen Bevölkerung zu den Einzelheiten der religiösen Ueberlieferung vor anderthnlbem Mcnschenalt?r war eine ganz eigenartige nnd ist es znm Theil noch jetzt. In Folge der Bibelstunden der confessionellen Schulen, deren Schwerpunkt in der Ei»-Prägung des genauen Inhalts des alten nnd neuen Testamentes lag, war der Durchschuittsbrite uud vielleicht nock mehr die Durchschnittsbritin mit den heiligen Schriften ibrer Religion in einem Maße vertraut, wie man es

selbst in dentscheu protestantischen Pfarrhäusern wahrscheinlich selten finden würde. Liegt doch der Schwerpunkt de-? deutschen protestantischen Neligious-uuterrichtes auf ganz anderem Gebiete, nämlich in der Eiupräguug des Lutherischen Katechismus, in der Erlernung einer großen Anzahl uon Bibel-sprüchen, d. h. kurzen Eitaten meist sehr aügenieineu Inhalts, und in der Kenntuift der „biblischen beschichte", d. h. einzelner, besonders anziehender Erzählungen, die in besonderen Lehrbüchern vereinigt sind nnd nur eine Ausiuahl darstellen. Diese Vertrautheit der englischen Gebildeten mit den heiligen Schriften selbst mußte nothgedrungen dazu führen, daß, wo immer eine Kritik der heiligen Überlieferung auftauchte, sie sich gegen die Eiuzel-lieiten der biblischen Erzählungen wandte. Während in Deutschland der kritische Vorstoß, ganz der abstrakteren Begabung des Deutschen entsprechend, durch Feuerbach und Strauß principiell, theoretisch, auf den Kernpunkt der religiösen Tradition gerichtet ward, löste sich in England der Angriff in eine ondlofe Menge Einzelgeplänkel über jeden besonderen Punkt auf. Da jedoch die Angreifer in Folge dessen fast immer theilweise auf demselben Boden standen wie die Angegriffenen, so verlor sich fast jeder solche Streit in die Erörterung uon Nebenpunkteu, was langsam zu der Betrachtung der Frage führte, ob wir über Gott uud göttliche Dinge überhaupt Etwas wissen können. Hier war nun Kants Eiufluß etwa seit der Mitte der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts entscheidend. Wenn unserer Erkenntnis; einmal Grenzen gesetzt sind, und wir Nichts zu deuten vermögen, was über Raum und Zeit hiuausliegt, dauu ist alles Göttliche mindestens unserem directeu Ei'keuutnißuermögeu unzugänglich. Gelingt es, den Nachweis zu führen, daß die Dinge, über die die Theologen Etwas zu wissen vorgeben, wie persönliche Unsterblichkeit, Dreieinigkeit der Gottheit, Beziehungen des Meuscheu zu einer übernatürlichen Welt, ja deren Borhauoenseiu überhaupt, jenseits der Greuzen unseres heutigen Ei'keuutnißueriuögcns liegen — dauu, ja dann ist der gesammten „positiven" Theologie der Bodeu unter den Füßen weggezogen. Dann ist sie auf ihrem eigensten Felde geschlagen, mit Waffen, die sie selbst oft gebraucht und deren Berechtigung sie damit an-erkannt hat.

Diesen >lampf iu Großbritannien aufgeuommeu zu habeu, ist das Werk des Aguostieismus, dessen Bedeutung für das Inselrcich in Deutsch-land bisher tnnm verstanden worden ist. Ist Agnostiker gleichbedeutend mit „verschämter Atheist?" hat man gefragt. Praktischer Atheist ist der Agnostiker allerdings, d. h, er lehnt jede Folgerung aus dem für ihn nicht bewieseneu Bor-liaudensein eines Gottes für das praktische Lebeu ab; aber uoir dem dogmati-schen Atheismus eines (iharles Bradlaugh ist er weit entfernt. Ter Aguostieis-mus, der, ohne sich zu einem iFnurlldilnus zu versteigen, sich achselzuckend lunter das Ißum-nmu« verschanzt, hat in mancher Hinsicht Wunder gethan. obgleich er in theologischen Kreisen dem Atheismus gleich gebaßt wird, ist er doch weit mehr Methode als Dogma nnd hat dadurck, das; er den

Streitpunkt uon dein (schalt der Dogmen und deni Wortlaut der Bibel in die historische Kritik verlegte, den religiösen Kämpfen Großbritanniens viel uon ihrer Scharfe genommen. Um in diesen kritischen Fragen mitreden zu tonnen, muß man schon ein ganzes Theil positiver Kenntnisse haben, und in der Zeit, wo man sich dieselben erwirbt, kühlt sich der Fanatismus für einen bestimmten Glaubcnspunkt gewöhnlich ziemlich stark ab, und sicher nicht zum Nachtheile der Lernenden. Wenn wir gar nicht hinreichende Mittel haben, um das original des „Wortes Gottes" festzustellen, wie können wir uns da über seinen Inhalt streiten?

Niemand kann ernstlich diesem Umschwung die Augen verschließen. Hurle» selbst sagte einmal kurz vor seinem Tode: „Vor dreißig Jahren galt eine Kritik über „Moses" bei den meisten achtbaren Leuten für eine Todsünde. IeKt ist sie zum Nange eines bloßen Peccadillo hinabgesunken, mindestens wenn sie vor der Geschichte Abrahams Halt macht." Die Tagen des neuen Testamentes gelten bei der großen Masse der Gebildeten dagegen immer noch für über alle Kritik erhaben, und ihre Voraussetzungen sind noch immer zum großen Theile zugleich die der volkstümlichen Weltanschauung uon heute. Gegen sie wendet sich Hurlei) in dein Bande „Naturwissenschaft und christliche Ueberlieferung" mit voller Schärfe. Was ihm vor Allein als wünfchenswerth erfcheint, ist die Klarlegung der Thatfache, „daß die Dämonologie des Urchristenthums jeder Grundlage bar ist". „Und hier ist es vielleicht angebracht, zu wiederholen, was ich anderotts immer wieder und wieder betont habe, daß apriorische Vorstellungen über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Verhandenseins einer Geisterwelt, wie sie das echte Christenthum voraussetzt, keinen Einfluß auf mein Denken haben. Für mich ist die Sache nur eine Frage des Veweismaterials: genügt das Veweismaterial, uni die Theorie zu tragen oder nicht? Nach meinem Uttheil ist es aber nicht nur ungenügend, sondern ganz ungereimt bedeutungslos. Und aus diesem Grunde müßte ich die Theorie verwerfen, felbst wenn es keine positiven Gründe für die Annahme einer vollständig anderen Weltanschauung gäbe." Und er ist der Überzeugung, daß die geschichtliche Entwicklung der Menschheit zum großen Theil in einer Veseitigung des Uebernatürlichen ans seiner ehemals beherrschenden Stellung besteht. Die Frage, wie weil dieser Vorgang sich fortzusetzen hat, ist nach feiner Anschauung die große Streitfrage unserer Zeit. „Die Phraseologie des Suvranaturalismus mag den Leuten noch auf den Lippen schweben: in Wirklichkeit aber bekennen sie sich zur Naturwissenschaft. Der Richter, der am Sonntag mit andächtiger Aufmerksamkeit dem Satze lauscht: „Eine Here sollst Du nicht leben lassen," weist am Montag eine Anklage einer alten Frau wegen Veherung einer Kuh als albernes Zeug ab. Der Director eines Krankenhauses, der den Erorcismus für die vernünftigen Vehandlungsweifen einführte, würde nicht lange in feiner Stellung bleiben. Selbst Kirchenbuchführer bezweifeln den Nutzen des Gebetes um Regen, fo lange der Wind von Osten kommt.

und der Ausbruch einer Seuche läßt die Menschen nicht mehr in die Kirche, sondern nach — den Abzugsrohren gehen. Trotz der Gebete für den Erfolg unserer Waffen und die Tedeums für den Sieg glauben wir in Wirklichkeit an starke Bataillone und trockenes Pulver, an die Kenntniß der iiriegswissenschaft, an Thatkrnft, Muth und Disciplin. In diesen wie in allen anderen praktischen Dingen handeln wir nach dein Spruche I^doi-ars 68t ornre, geben zu, daß von dein Denken beherrschte Arbeit die einzig annehmbare Andacht ist und daß wir es einzig mit der Natur zu thun haben, mag es eine übernatürliche Welt geben oder nicht."

Tritt Hurlep auch nicht planmäßig für die monistische Weltanschauung ein, so weist er doch überzeugend nach, daß der Glaube an einen Dualismus in der Erfahrung nicht die mindeste Grundlage habe, und thut so auch sein Theil für die Ausbreitung des Monismus. Gauz unabsichtlich aber hat er Etwas geleistet, uns ihm die englische Theologie herzlich danken sollte. Durch seinen Hinweis auf die deutsche Bibelkritik mit ihren bewundernswerthcn Ergebnissen hat er sie aus dein Sectengezänk erlöst und in die Vahn der geschichtlichen Forschung gewiesen. Das hat das Universitätsstudium der Theologie wieder belebt und in dein Lande, das eben daran geht, seine drittletzte nnd vorletzte Kirche zn entstaatlichen, den Sinn für die Einheit der christlichen Kirchen neugeweckt und der Theologie wieder bedeutendere Geister zugeführt, so daß eine Reform der Dogmatil von innen heraus wieder zur Möglichkeit geworden ist. Die staatlich unterstützten Gemeindeschiilen Großbritanniens haben keinen obligatorischen Religionsunterricht, und das trägt in ziemlichem Maße dazu bei, die aufwachfende Generation den Dogmen der einzelnen Bekenntnisse zu entfremden, so daß eine religiöse Bewegung, welche die dogmatischen Formen verflüchtigt, sich in Großbritannien bereits heute vorbereitet.

Hatte Hurle» anfangs die Polemik verabscheut nnd gemieden, so ward ihm das Kämpfen und Streiten nach und nach zn einer lieben Gewohnheit. Und 1889 konnte er sageni „Zum Schaden meiner Behaglichkeit bin ich die letzten As> Jahre viel in Streitigkeiten verwickelt gewesen, und die einzige Vergütung für den Zeitverlust uud die Geduldproben, die das mit sich gebracht hat, ist, daß ich die Polemik nach und nach als einen Zweig der schönen Künste habe betrachten lernen und ein unparteiisches nnd künstlerisches Interesse an ihrer Führung nehme." In seinen Auslassungen war Hurle« scharf und oftmals sarkastisch, aber niemals grob. Seine Kritik hotte immer eine scharfe Spitze. In dem Essai, „Gladstone und die Genesis" schrieb er: „Sokrates soll von den Werken Heraklits gesagt haben, wer sie zu verstehen versuche, solle ein delischer Schwimmer sein, aber was er seinerseits verstehen könnte, fei so ausgezeichnet, daß er geneigt fei, auch au die Trefflichkeit dessen zu glauben, was er unverständlich fände. Bei dem Bersuche, des Sinnes in diesen Seiten Glndstones Herr zu werden, hat mich oftmals ein Gefühl überschlichen wie Sokrates, und dennoch nicht ganz dasselbe.

Was ich tatsächlich verstehe, ist mir so sehr als das Gegentheil des Guten erschienen, daß ich mir manchmal einen Zweifel an der Trefflichkeit dessen gestattet habe, was ich nicht verstehe." Zum Wohle Englands werden die großen Streitfragen der Eocialpolitik wie der äußeren Politik von Sachkundigen in den großen Monatsschriften ausgefochten, und wohl auf keinem Gebiete zeigt sich die britische Kampflust deutlicher, obwohl diese» Arbeiten die Bitterkeit ähnlicher Auseinandersetzungen in Deutschland gänzlich fehlt. Trotz seiner Tapferkeit im Kampfe hat fich Hurlep von den politischen Kämpfen seines Landes völlig fern gehalten, bis die IIoms liuls Liil auf dem Plane erschien. Aber da hielt es ihn beinabc nicht länger: „Ich lmbc mich," schrieb er, „mein ganzes Leben lang forgsnm außerhalb des politischen Gebietes gehalten, und jetzt ist es zu spät, daran zu denken, mich jetzt noch dahin zu begeben. Aber wäre ich ein Politiker, ich würde diese Vill bekämpfen, solange ich Leben in mir spürte . . . Negierung vennittelst der durchschnittlichen Meinung ist nur eiu Umweg, auf dem ein Volk zum Teufel geht."
Gerade so wie sich die Theologie zur Naturforschung verhält, verhalten fich die socialen Theorien, die heute gang und gäbe sind, zu einer wirklichen Socinlwissenschnst. Wenn es ein Gebiet giebt, auf da? man die Entwicklungslehre mit überwältigendem Erfolge nnwenden kann, fo ist es dasjenige des Socialen. Ueber Fragen ans diesem Gebiete hat Hurlep ein paar Essays geschrieben, die zu dein Bestell gehören, was alle Zeiten hier geleistet haben, und die zugleich Zeugniß für die Kraft und Schärfe feines Denkens ablegen. In einer Arbeit „Ueber die natürliche Ungleichheit der Menschen" fordert er die Gleichheitsmanie Rousseaus nnd der modernen Demokratie wie des Eocialismus vor den Nichterstuhl der Naturwissenschaften und zeigt, daß die Menschen an Alter, Geschlecht, Gesundheit, Kraft, Begabung, Fleiß, Thatkraft, Leistungsfähigkeit nicht gleich sind und niemals gleich gewesen sein können, daß es also uoütommen sinnlos ist, einem vollträftigen Mann und einen: Säugling gleiche Rechte zuzuerkennen, und daß insonderbeit das „allgemeine Menschenrecht auf den Grund und Boden" Nichts ist als eine leere Phrase. In einer zweiten Arbeit „Natürliche und politische Rechte" zeigt er ferner, daß in der Nat,ir alles Recht gleich Macht ist, daß es nur ein ethisirender Ausdruck ist, wenn der Mensch beim Thiere von einem „Recht auf Nahrung" spricht. Die Tigerin hat das Recht, Alles zu fressen, was sie erjagen und tödten kann, und der Mensch hat das Recht, die Tigerin mit dem dreitalibrigen Dicklänfer zu erschieße«, wenn er sie nämlich trifft und nicht zuvor von ihr gefressen worden ist. Politische Rechte hingegen sind das Aeguiualent für gewisse politische Pflichten, und es ist völlig ungereimt, beide verschiedenartigen Gruppen „Rechte" in einen Topf zu werfen nnd denselben fleißig umzurühren. Mit diesen Aufsätzen hat Hurley ein epochemachendes großes Reinemachen im Haushalt der landläufigen Tociologie abgehalten, nach dem sich der Schmutz nicht so leicht

wieder festsetzen wird, und unter den Ueberwindern des Nousseauismus und der Demokratie wird ihm immerdar eine Chrenstelle sicher sein. Aber er ist auch noch ein gutes Stück weitergegangen.

Allerdings hat dieser streitbare Kämpfer gegen alles apriorische Philosophiren sich auf dem Gebiete der Sociologie noch nicht ganz von derlei apriorischen Voraussetzungen frei gemacht. Daß jeder Mensch nur insoweit frei fein soll, als er nicht die gleiche Freiheit Anderer stört, sollte doch erst bewiesen werden. Daß die Gesellschaft ein sittliches Ziel habe, in dessen Erreichung sich die Sittlichkeit verkörpert, daß das Ziel der Regierung das Wohl der Menschheit sei, das alles sind Neste jener Denkweise, die er bekämpft, aber sie betreffen fast alle den Staatsbegriff, über den er mit Spencers einseitigen Theorien abzurechnen hatte, und berühren kaum ernstlich die Gesellschaftsordnung, deren Kernzüge Hurlei) scharf erfaßt hat. Mag er hier auch noch nickt das letzte Wort gesprochen haben- ans dem Wege von der speeulatiuen Sociologie, die das Heraufführen eines bestimmten, aus ethischen (und zwar fklavenmoralischen) Betrachtungen abgeleiteten socialen Zustandes in eine Gemeinschaft als ihr letztes und einziges Ziel betrachtet, zur Volksstandswirthschaft, deren letztes Ziel das Sichbehaupten und Wachsen der stärksten Gemeinschaften ist, ist Hurley zweifelsohne. In dem Essay über den „Kampf uni's Dafein in der menschlichen Gesellschaft" spricht er sich darüber ausführlich aus. Wenn England künftig noch Brot haben will, „dann ist die augenfällige Vorbedingung, daß unsere Producte besser als die anderer Länder sein müssen. Nur aus einem einzigen Grunde zieht man unsere Waaren denen unserer Niualen vor: unsere Kuuden müssen sie zu deni gleichen Preise besser finden als andere. Das heißt, wir müssen mehr Kenntniß, Geschick und Fleiß ans ihre Erzeugung wenden, ohne daß damit die Prodnctionskosten entsprechend wüchsen. Und da der Arbeitslohn einen bedeutenden Bestandtheil dieser Kosten bildet, so muß der Lohnsatz innerhalb bestimmter Grenzen bleiben. Allerdings sind billige Production und billige Arbeit keineswegs gleichbedeutend; aber ebenso wenig können die Löhne über ein bestimmtes Maß hinauswachsen, ohne die Billigkeit der Waaren zu vernichten. Und die Billigkeit nnd als eine ihrer ersten Voraussetzungen ein mäßiger Arbeitslohn ist somit wesentlich zu unserem Siege im Wettbewerb auf den Märkten der Welt." Erzieht die Arbeiter zu enormen Leistungen, und Ihr werdet ihnen auch enorme Löhne zahlen können; und sie werden trotz derselben ihre Mitbewerber in der Weltconcurrenz ausstechen; das ist die unmittelbare Folge daraus. In der gesammtcn Natur kommt der Fortschritt nach dem heutigen Stande der Wissenschaft einzig durch die natürliche Auslese der Tüchtigeren zu Stande. Wenn man die Arbeitsleistung eines ganzen Volkes auf eine böhere Stufe heben will, so muß man naturgemäß zu allererst an das gleiche Mittel denken, an die sociale Auslese, kraft deren die tüchtigsten Arbeiter überleben und reichliche Nachkommenschaft erzeugen, während die

untüchtigsten womöglich schon vor dein Heirathsalter zu Grunde gehen. Einen zweiten Punkt, uon secundärer Bedeutung allerdings, bietet dann die technische Schulung nnd Ausbildung möglichst aller vorhandenen Arbeiter.

Obgleich Hurlen an mehr als einer Stelle einer Reihe Thatsachen gedenkt, deren Durchführung naturgemäß die in's Stocken gerathene sociale Auslese neu beleben mnß, so sieht er doch hier in der Hauptbetrachtung ganz davon ab. Trotz aller scharfen Worte, die er gegen die natürliche Gleichheit der Menschen richtet, wurzelt in ihm die Ueberzeugung von der natürlichen Ungleichheit der Arbeiter und ihrer Leistungen nicht so tief, daß er sie zur Grundlage socialaristokratischer Neformvorschläge machen könnte, mittels deren sich zugleich jene sociale Stabilität erreichen ließe, die ihm so wünschenswert!) scheint. Was ihn im .^enie an der Umbildung der Sociologie zur Volksstandswirthschaft hindert, das ist sein Glaube an die Möglichkeit einer Ueberuölkerung, den er nicht zu überwinden vermocht hat. Vor einem Jahrhundert hat Thomas Robert Malthns dieses Gespenst des Alterthums wieder aus dem Grabe geweckt, und seitdem ist es wieder umgegangen, bis in Deutschland Radenhausen dagegen zu Felde gezogen ist. Darwin hat die Erkenntnis, von der unendlichen Verunehrung alles Lebendigen einen bedeutsamen Dienst geleistet, indem sie ihn auf die Bedeutung des Daseinskampfes hinwies und ihm so die Idee der Auslese der Tüchtigsten brachte. Aber eiu Ueberschießen der Bevölkerung über den Nahrungsspielraum ist nur eiue Fiction, die in der Wirklichkeit gar nicht vorkommen kann, weil mehr Menschen, als Nahrung finden, ja nicht leben können; und es ist ganz sinnlos, diese Fiction in socialwissenschaftlichen Erörterungen als Thatsache zu betrachten.

Mit Recht weist dagegen Hurlen den Anspruch des Einzelnen auf den vollen Ertrag seiner Arbeit ab, wenigstens in so weit sich derselbe in apriorischer Weise begründet.

„Ich glaube nicht, daß es zu viel gesagt ist, daß von allen in dieser seltsamen Welt landläufigen socialen Täuschungen die dümmsten diejenigen sind, welche annehmen, Arbeit und Capital ständen sich nothwendigerweise feindlich gegenüber; alles Capital werde durch Arbeit erzeugt und fei deshalb uon natürlichen Rechts wegen das Eigenthum des Arbeiters; der Besitzer des Capitals sei ein Räuber, der den Arbeiter beraubt und sich selbst das aneignet, an dessen Hervorbringung er keinen Äntheil hat.

„Im Gegentbeil, Capital und Arbeit sind nothwendigerweise enge Verbündete. Capital ist niemals einzig ein Erzeugnis; menschlicher Arbeit. Cs besteht getrennt von menschlicher Arbeit und ist deren nothwendige Voraussetzung. Es giebt das Material, auf das die Arbeit verwendet wird. Die einzige unentbehrliche Form des Capitals, dasjenige Capital, was zur Er» nühruug dient, läßt sich nicht durch Menschenarbeit erzeugen. Der Mensch vermag einzig seine Bildung durch die wirklichen Erzeuger zu fördern. Es giebt keine wirkliche Beziehung zwischen dem Betrag Arbeit, der auf

einen Gegenstand verwandt worden ist, und seinem Tauschwert!). Der Anspruch der Arbeit ans das Gesammtergebniß von Verrichtungen, die erst durch das Capital möglich werden, ist einfach eine apriorische Ungerechtigkeit."
Das sind die Ergebnisse, zu denen Hurley durch die Neubetrachtung der Fragen geführt wird, die Henry George mit blödem Gefasel durcheinander rührt, und sie zeigen am deutlichsten, worin die Bedeutung dieser Essays liegt. In seiner Hand ist eine Kritik Henry Georges nicht mehr eine Kritik Henry Georges, sondern sie wird zur Kritik der socialen Gesammtbestrebungen seiner Zeit. Das unglückliche Object, das er gerade beim Schöpfe erwischt und gründlich abschüttelt, zittert nicht allein unter diesen Armbewegnngen, sondern in ihn, zittern alle diejenigen mit, die durch starke oder dünne Fädchen mit ihm verbunden sind, der Boden, auf dem es steht, und der Bauin, an dem es sich in seiner Verzweiflung anklammert. Es ist Wenigen gegeben, so das, was eine ganze Zeit aufrührt, aus den, zufälligen äußeren Gewände herauszulöseu und es rein und ungetrübt durch persönliche Neigung oder Abneigung vor den Nichterstuhl des Denkens zu zerren.

Der Mann, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, alle modemen Denkgebiete mit den, Geiste der modernen Naturwissenschaft und insonderheit der Entwicklungslehre zu durchdringen, konnte unmöglich bei der theoretischen Weltanschauung stehen bleiben. Das Gesamnitgebiet des Aesthetischen hat er allerdings nicht in den Kreis seiner Forschung gezogen, wohl aber den Zweig davon, der für den Menschen die größte praktische Vedeutnng hat, das Ethische. An, 18. Mai 18W trat er als liomanß« I.ectnrer im Sheldonian Theater in 3)rford mit einer bedeutsamen Arbeit über „Ethik und Entwicklung" vor eine gelehrte Zuhörerschaft, und der Sturm, den er damit hervorrief, hat ihn fast bis an sein Lebensende umbranst, mindestens bis zur Ausgabe des letzten lneunten) Bandes seiner Gesammelten Essays 1894. „Ethik und Entwicklung und andere Essays" nennt sich der Band, und in ihm antwortet der streitbare Greis auf die zahlreichen Angriffe aus allen Lagern. Er, der mit kühnen kritischen Xeulenschlägen die speculativen Voraussetzungen der populären Socialtheorien zermalmt hat, er steht hier vor der Frage: welche unmittelbaren Folgen muß die bedingungslose Annahme der Entwicklungslehre für das Gebiet der Ethik haben? und er sucht sie in seiner Weise zu beantworten.

In seiner „Abstammung des Menschen" hat Charles Darwin sich auch mit der Bedeutung der humanen Sittlichkeit für den Aufstieg des Menschen beschäftigt, wenn auch nur flüchtig. Cr, der große Verkünder der natürlichen Auslese als des gewaltigsten, fast alleinigen Fortschrittshebels — gerade dieser Punkt schied Darwin ja von Lamarck, der gleich Sir Francis Galton und William Bateson heute allen Nachdruck auf die Vererbung erworbener Cigenschafteu legte — sab sich lner vor dem Problem: Welche Nolle spielt die natürliche Auslese in dem Stück Menschheitsentwicklung, das wir in engerem Sinne Geschichte nennen? Welche Nolle spielt sie im modernen

Völkerdasein, und in welchem Verhältnis; steht sie zu unseren sittlichen Anschauungen? Den großen Biologen haben seine demokratisch humanen Ideale daran verhindert, die unmittelbare Folgerung für die moderne Ethik aus seinem Gesetz der Auslese zu ziehen, und obwohl seine Aussprüche über diesen Punkt ein sichtliches Schwanken des Standpunktes verrathen. so ist es ihm doch nicht gelungen, hier endgiltige Klarheit zn schaffen. „Socialer Fortschritt bedeutet Auszerkraftsetzen des Waltens der Naturmächte und das Dafüreinsetzen von etwas Anderem, das man das Walten der ethischen Mächte nennen kann." Aber dieses Auherkraftsetzen des Waltens der Nntunnächte bedeutet eiuen Kampf. Das Hnmcmsittliche „kann sich darauf verlassen, das; es mit einem zähen, machtvollen Gegner zu rechnen haben wird, so lange die Welt steht". Darum ist die Annäherung der Menschheit an das humane Ideal nicht von dem Nachahmen des Naturwaltens zu erwarten, wie Spencer meint, und auch nicht von der Flucht vor diesem Walten, wie sein Schüler Fiske denkt, sondern von dein Kampfe gegen dieses Walten. Naturwalten und humane Sittlichkeit sind unversöhnliche Gegner, Jedes bedeutet einen Mißton für die Gefühlswelt, in der das Andere hennisch ist, ,

Diese scharf zugespitzte Fragestellung allein erklärt den Sturm, der auf diefe Darlegungen hin in der englischen periodischen Litteratur gegen Hurley von beiden Seiten her losbrach. Die gesammte humane Ethik feines Heimatlandes, ja die kirchliche Ethik hatte sich bereits daran gewöhnt, die Thatsacheu der natürlichen Entwicklung zur Stützung der eigenen ethischen Wünsche zu verwenden. Wie der Socialismus eines Bebel mit seinen ultrademokratischen Grundsätze,: sich ans das aristokratische Princip der organischen Entwicklung durch natürliche Auslese beruft, fo hatte man sich auf tbeologifcher Seite bereits entschlossen, zur Verfriedlichnng der künftigen Menschheit sich in Zukunft nicht nur religiöser Mittel, sondern auch der physiologischen Aufhäufung altruistischer Züge zu bedienen. Andrerseits erschien es selbstständigen Denkern gar nicht so ausgemacht, das; sich das allgewaltige Walten der Naturmächte vor deu ethischen Wünschen der heutigen Enlturmenschen zu beugen habe. Wie, wenn sich diese humanen Wünsche vielmehr vor dem Walten der Natnrmächte zu beugen hätten? Wenn die Mitleidsmoral der beiden letzten Jahrtausende mit ihren: Gefolge von vermehrter Krankheit, vermehrtem Leiden, mit ihrer Tendenz zur Eistiruug der natürlichen Auslese nur eine trübe unheilvolle Episode in der Geschichte der menschlichen Aufwärtsentwicklung gewesen wäre, nur ein Mißgriff, das humane Ideal ein falsches Ideal, das nothwendig zum Niedergang der Gattung führen müßte?

Wie feine theoretische Ueberzeugung, der Agnosticismus, fo führt auch seine ethische Ueberzeugung, der.vumanitätsutilitarismns, zn einem großen Fragezeichen. Sie, sind beide nicht als die endgiltigen Lösungen jener Riesenfragcn zu betrachten, aber dennoch haben sie eine gewaltige Bedeutung.

Denn ihre Fragezeichen sind die Fragezeichen der Zeit, die Fragezeichen der modernen Weltanschauungskämpfe. Und wie der Agnosticismus, die Religion der Bescheidenen, durch den deutschen Monismus überwunden worden ist, so der Humanitätsutilitarismus durch den deutschen Gattungs-utilitarismus, der nicht mehr in der friedlich-demüthig-milden, sondern in der frohen, starten, gesunden, leistungsfähigen Menschheit sein Zukunftsideal sieht. In ihm und seinem neuen Ideal ist die Entwicklungslehre wirklich auf die Sittlichkeit angewandt, denn in ihm ist das Friedensidenl der Humanität durch das Kampfideal der schönen Stärke ersetzt.

Die Pflanze lämpfl. Sie will die aanze Erbe
Erobernd überziehn mit ihren Kindern:
Und jede will's, und jede hilft verhindern,
Nah alles Land zur öden Haide werde.
Der Hirsch beweist in tödtlichem Gefecht,
Daß er der Stärlfte sei; dann darf er werben.'
Des Schwächlings Vilduna soll s^ich nicht vererben,
Und schöne Starte nur ist Daseinsrccht.

In dem Schwingen seines Schwertes in den Weltanschauungskämpfen der Gegenwart liegt Hurleys Bedeutung, und er selber hat das 'gesuhlt, gewußt und gewollt. Nur wer sich darüber klar .ist, daß dies das Höchste ist, was der Einzelne seiner Zeit leisten kann, kann schreiben!, was Hurley an den Schluß seiner Selbstbiographie setzte:

„Am allerwenigsten würde es sich für mich schicken, von meinem Lebenswerk zu spreche» oder jetzt nm Abeud zu sagen, ob ich nach meiner Meiuuug meinen Lohn erhalten habe oder snicht. Die Menschen sollen parteiische Richter über sich selbst sein. Vielleicht ist das bei jungen Männern richtig, bei alten schwerlich. Beim Rückblick erscheint das Leben schrecklich verkürzt, nnd der Berg, den man sich in der Jugend zu er-klimmen vornimmt, erweist sich, wenn man dann athewlos seinen Gipfel erreicht, nur als der Ausläufer eines unendlich höheren Gebirgszuges.

Wenn ich aber von den Zielen sprechen darf, die ich mehr oder weniger bestimmt im Auge gehabt habe, seit ich mein Hügelchen zu ersteigen begann, so sind sie knrz die folgenden gewesen: Die Förderung nnd Vermehrung der Naturerkenntniß und die Anwendung wisfenfchaftlicher Forschungsmethoden auf alle Gebiete des Lebens, soweit es eben in meinen Kräften steht.

Denn in mir und mit mir ist die Neberzengung groß geworden und mit meiner eigenen Kraft gewachsen, daß die einzige Linderung, die es für die Leiden der Menschheit giebt, ist, im Denken nnd Handeln Wahrhaftig-keit zu üben und der Welt entschlossen in's Gesicht zu schauen, wie sie sich zeigt, wenn man die Hülle des Glaubenstruges abgestreift bat, unter der fromme Hände ihre häßlichen Züge versteckt haben.

In dieser Absicht habe ich den verständigen oder unverständigen Ehrgeiz nach wissenschaftlichein Ruhme, den ich mir vielleicht verstattet habe

zu anderen Zwecken zu hegen, der Veruolksthümlichuug der Naturwissenschaft; der Entwicklung und Organisirung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes; der endlosen Reih? Schlachten und Scharmützel über die Entwicklungslehre nnd der unermüdlichen Bekämpfung des kirchlichen Geistes, des Kirchenthums untergeordnet, das in England wie fönst allermärts, es fei welches Bekenntnisses es wolle, der Todfeind der Wissenschaft ist.

Im Streben nach diefen Zielen bin ich nur Einer von Vielen gewesen, nnd ich würde überzufrieden fein, wenn man meiner als eines diefer Kämpfer gedenkt oder auch suicht gedeukt. Umstände, nnter die ich mit Stolz die ergebene Liebe zahlreicher Freunde rechne, haben dazu geführt, daß ich zu verschiedenen hervorragenden Stellungen gelangt bin, unter denen die eines Präsidenten der Royal Societn die höchste ist. Es wäre falsche Bescheidenheit meinerseits, wenn ich angesichts dieser und anderer ^wissenschaftlicher Ehren, die mir zu Theil geworden sind, thun wollte, als wäre ich auf der einmal eingefchlagenen Bahn nicht vorwärts gekommen, weil ich sie nicht ganz aus eigner Wahl betreten habe, aber ich würde schwerlich diese Dinge als Zeichen für irgendwelche Leistungen betrachten, wenn ich nicht hoffen dürfte, jenen Weltanschauungsumschwung einigermaßen gefördert zu lmben, den man die Neue Reformation genannt hat."

Modeblumen.

von

Dans Hermann.

— Vresl«. —

n fideler Ort, das muh man sagen."
„Und ein anständiger! Nicht gegen gemeine Fettansätze oder ekelhafte Tuberkeln, blos gerade gegen so'n feudalen, reinlichen Rheumatismus oder dito Knochenbruch >—"
„Und gegen noch ein feudales, reinliches Leiden: die Langeweile —"
„Nicht zu vergessen! — Na, was ist denn da los?"
Die Frage mar nicht unberechtigt. Arm in Arm waren sie die auf den Kurvlatz mündende Hauptstraße des rheinischen Weltbades hinnnter-geschlendert, die beiden Caualiere, die einander von Verlin her kannten nnd sich, übermüdet und doch Ruhe fliehend, hier wiedergefunden hatten. Nnn hemmte ihre Schritte der Anblick einer Gruppe von Reitpferden, die vor dem Portale des ersten Hotels des Kurortes vo» Grooms zum Abritt bereit ge-halten wurden. Das elektrische Licht, welches zu dieser Abendstunde taghell den weiten, mit seinen Mumenanlagen, Fontaine« und Colonnaden einem märchenhaften Lustgarten gleichenden Platz überfluthete und ebenso aus dem Palastartigen Hause herausdrang, ließ jede Schnalle an Sattelzeng und Livree aufblitzen.
„Was tausend, ein Damensattel? Sollte am Ende gar sie
Ich hatte doch ihre Erlaubniß, Sie ihr heute Abend beim Fest vorstellen zu dürfen! Aber es ist ihr ja Mes zuzutrauen!"
- Wie zur Beantwortung dieser Rede erschien im selben'Augenblick eine Dame, begleitet von mehreren Herren, im Portale, Alle zum Ausritt gerüstet.
„Wahrhaftig! Was heißt das nun ivieder —?" das halb miß-billigend, balb belustigt klingende Murmeln erstarb aber im Nu, und eine

ostentative Begrüßung tönte auo demselben Munde! „Aber was sehe ich, gnädige Frau wollen noch zu so später Stunde zu Pferde, anstatt, wie versprochen, mit Ihrer Gegenwart die italienische Nacht zu verherrlichen?" wurde jener hinzugefügt.

Die Dame lächelte kalt und spöttisch. „Italienische Nackt hin, italienische Nacht Her! Ich ward inne, daß zufällig auch ein Mond am Himmel steht und will lieber den genießen. Ein Mondscheinritt — denken Sie mir! Meine Verehrer — hm — ließen sich.auch wirklich dazu aufbieten! Wollen Die mitsein? Aber nein, bleiben Sie nur! Sind ja n, c;u»i'ti'6 6pmAe8 für die italienische Nacht. ^ yrwtre öpiü^Ie^ und, cumino touMllg, auf der Höhe — bis auf die neue Blume im Knopfloch!"'

„Gnädigste laden ein und heben Ihre Einladung auf in einem Athem! Was bleibt Einem da übrig, als zu bleiben,?!"

„Nichts weiter. — Ehe Sie mit Ihrem Adjustemeut soweit wären, verständen sich die Gäule."

„Aus schönem Munde hat der Cavalier alle Vorwände gelten zu lassen!"

„Und mnstn-t hinter Höflichkeit — Schwächen!"

„O — oh — aber —"

„Gefchwind, geschwind!"

„Aber —"

„Einige? Gigerlthum können Sie sich beim besten Willen nicht ableugnen!" — Nicht?"

„O — oh—: aber, es wäre ja allerdings sdas erste Mal, meine Gnädigste, daß ich die! El)« hätte, mit Ihnen zusammenzutreffen, ohne das; Ihr Arsenal um eine Waffe reicher wäre! Glaube, haben nun nneder blos aus der harmlose» Vlume eine gegen mich geschmiedet. Was soll man denn mit so einen« bislang noch ordeuslosen Knopfloche anfangen?"

„Ob man sich jemals felbst erkennt?"

„Und nun belieben gnädigste Frau gar noch, in aller Schlennigkeit philosophiren zu wollen! Oh — ah!"

„Versehen, seines Versehen — wirklich. Uebrigens: schmiede meuie Waffen aus eonsistenterem Material — wird einem ja genug dazu geliefert."

„Mau weiß factifch nicht mehr, was man fagen soll."

„So? Sehenl Sie mal an! Aber ich bin gut: um Sic aus der Verlegenheit zu reißen, um doch mal Ihr Licht lenchten zu fchen, eine ganz schulmädchenhafte Frage: „Wo stammen denn eigentlich die Dinger her?"

Die güldene Krücke des Neitstöckchens tippte gegen das wunderbar getönte, große Clinisauthemnm in des Hern: Knopfloch.

„Um Gotteswillen, gnädige Frau, werden Sie nicht gründlich! Da so immer wärtser."

„Wieder eine Niete!"

„Die Blume? Ja, sie duftet nicht,"
„Ah, sehr gut — wieder!"
„Aber sehe» Sie nur, wie tadellos schön in'Farbe und Fori»."
„Ja, ja: tadellos!" — Uebrigens wenn ich >nicht irre: größtemlieils Kulturproduct das!"
Er stand vor ihr in devoter Haltung, die Blume in der Hand.
„Sie wollen sie mir wohl gar Unehren — aus Ihrem Knopfloch heraus? Zu liebenswürdig!" Sie nahm die Blume und^ steckte sie — dem Pferde in's Kopfgestell.
„Danke gehorsamst," klang es vikirt.
Sie lächelte noch kälter, noch spöttischer und saß anf. —
Ihre Begleiter waren wie auf Eommando im Sattel, mit klingendem Hufschlag trabte die Cavalcade über den Platz weg, die Straße hinunter.
Der ganze Wortwechsel hatte bei der sprudelnden Redeweise der Dame kaum Minuten gedauert.
Der Herr faßte den Freund, der mit der gequälten Miene eines wohlgesitteten Menschen, der gern vorgestellt sein möchte, dabei gestanden hatte, für den aber keine Secunde abgefallen war, wieder unter den Arm.
„Ein pikantes Weib."
„Wo stammt das Ding eigentlich her?"
„Um Gotteswillen, werden Sie nicht gründlich. Da so ,immer wärtser."
.So, so."
„Na, so schlimm ist es nicht. Gattin hes bekannten sportsfreudigen Nabob Oppenstedt —"
„Ach was!"
„Natürlich unglückliche Ehe — unbefriedigte Seele, so was. Nicht gerade Schönheit, aber —"
„Pikant."
„Ganz recht."
„Kulturproduct größtentlMs, auch das, mein Lieber."
„Stimmt! Doch was thnt's."
„Man amüsirt sich —"
„Jawohl."
„Läßt sich gelegentlich auch etwas am Nlirrenseil führen —"
„Oder thut doch so!"
„Wieder um sich zu amüsiren."
,,0'o8t ya!"
,,0'S8l, y»!" —
Die Herren betraten das Kurhans. Ein salntirender Portier —'eine hohe, ernste, weiße, !säulengetragene Marmorhalle, galonirte Diener darin Spalier bildend — ein Snal, schimmernd^uon^Gold, Glühlicht und Wandgemälden — nnd dann —

Wenn ein Blunienbeet im Sonnenlichte wogt -^ gewiß ein hübscher Anblick! Dieser hier war dem vergleichbar, und manches Auge hätte ihn jenem vorgezogen. So that das, mit welchem ihn die beiden Cavaliere in sich aufnahmen; obgleich er fern davon war, sie etwa in Begeisterung zu versetzen! Und das war er:
Eine Menschenmenge. Aber nicht so ein Armvoll, zusammengeflrichen auf plumpe Niesenweise von der Erdoberfläche herunter in einen wunderbaren Sack, aufs Gerathewohl: nein, eine mit spitzen, Finger auserlesene, behutsam in diesen Zaubersack versetzte, behutsam uach dem Rhythmus rauschender Töne darin auf- und abgeschwungene Menschenmenge. — Das war leine Riesenfaust, das war eine Feenhand, die das that! Und daß die das fchöne Geschlecht überwiegend gewählt hatte, das wai's, was die Ähnlichkeit mit dem Blumenbeete hervorrief. Zuweilen blitzte ein Leuchtkäfer darin auf, eine Uniform — was von dunklen, farblosen Lebewesen sich darin bewegte, wirkte zur Folie dienende»: Schatten gleich. Aber das Licht, das sich über Alles ergoß! Das einer bengalischen Flamme war's, in rothe Gluth tauchend Gebüsche wie Bäume, Wasserspiegel wie Wasserstrahl, Gewänder wie Angesichter. Zauberhaft.
Die Beiden steuerten unentwegt mitten hindurch.
„Hier harrt manches Blümlein des Gepflücktwerdens. Könnte mir stehenden Fußes einigermaher voluminösen Ersatz verschaffen."
„Haben aber nicht die Absicht."
„Noch nicht! Und dann, der Genre Aber nichtsdestoweniger — kommen Sie doch mal —"
„Ich bitte Sie — junge Mädchen!"
„Ja, ja. Sehe ^aber, ist aber auch der einzige Tisch, wo noch Platz." —
Die Präsidentin rückte sich, ganz unmerklich natürlich, in Positur und warf dann, ebenso unmerklich natürlich, einen prüfenden Blick auf das Treigestirn ihrer Töchter; sie hatte aus einer Schwenkung der Herren, indem sie anscheinend gleichgültig die langgestielte Lorgnette sinken liest, bereits errathen, was bevorstand.
Hier wurde kein vorstellungsbedürftiges männliches Individuum über« sehen; hier erfolgte demnääist eine Einladung ohne jeden Widerruf zu dem Thee, welchen die Damen nippten; hier bestellte die Mutter „noch zwei Tassen", schenkte die älteste Tochter ein, reichte die zweite die Sahne, die dritte den Zucker. Hier kam alsbald eine Unterhaltung in Fluß, angeregt, doch vernünftig; die Mutter war liebenswürdig, die Töchter wußten — ohne je zu frage«! — über Alles zu reden/ über Alles! — verfehlten jedoch dabei nicht, zuweilen in kleine nette Kindlichkeiten zu verfallen, und waren zu alledem ausnahmslos bildhübfch und so chic wie möglich — Raketen und Schwärmer knatterten dazwischen, ein Feuerwerk, als wolle es Himmel und Erde in Brand stecken, spielte sich ab um die im

Gewoge liegende Insel dieses Tisches. Fiel kein zündender Funke ab für sie?

„Allerliebst," sagte der eine der Herren zum anderen, als gerade wieder bewundernde Ausrufe der Damen ertönten. Tann empfahlen sich Beide. —

„Wirklich allerliebst."

„War aber Zeit —"

„Daß wir gingen."

„Allerdings!"

„Ja, ja — allerliebst, aber —"

„Auf den Mann dressirt wie der wüthendste Hoshund."

„Offenbar!!"

„Und werden kaum reüssiren."

„Kulturproducte größtentheils — wie die Pikante —"

„Und der Mißerfolg kommt schließlich über die wohlgezogene Aller-liebslheit wie das Alter über die degngirte Pikanterie —"

„Bleibt — Oede."

„H. <^ni la sauts?!^

„H. <zui la taute?!"

Sie schlenderten noch eine Weile durch die Menge, wogten mit. ? Auch sie so ein paar Gestalten, mit spitzen Fingern auserlesen.

„Tie Lawn Tennis-Heldin."

„Freie Amerikanerin!"

„Ter 's aber doch hollisch zu >iopfe gestiegen —"

„Taß sie in Homburg mit der Großherzogin uon Ncmtenburg gespielt hat — haha!"

„Und die Mssiu —"

„Trau' nicht recht: Nihilistin."

„Aber zähmbare scheinbar — haha!"

„Mit der Mutter —"

„Parire, eine augeuoumiene."

„Schnöde!"

„Freut euch des Lämpchens uud wenu's pedigreelos glüht!"

„Arm in Arm, die Neiden!"

„Was man aus Liebe thut! Jede wartet auf den Apfel. Das Prinzchen ist das Bindeglied."

„Benimmt sich aber mit mehr Geschick als weiland Prin; Paris, Hoheit."

„Na hören Sie — auch uiel leichter bei denen! Aebmen's nicht so ernst wie die olympischen Tnmen."

„Sehr praktisch —"

„Zum Flirten!"

„Zum Flirten!" —

Und sie bemühten sich vergebens, den dichten Kreis zu durchbrechen, der zwei Damen von eigenartiger, in Bezug auf Alter untarirbarer Schönheit escortirte:
„Wollen uns doch 'ranpürschen —"
„Natürlich —"
Es gelaug ihnen nicht. —
„Pech."'
„Pech." -
Ein Nollstuhl, eine Wolke von lichter Seide und Spitzen darin, schob sich ihnen entgegen.
„Drücken wir uns um die Buhlen."
„Das war nun ein Stern — der Junge dachte, er läuterte eiusach in den Himmel —"
„Und hat sich ein Bündel Nerven aufgeladen."
Aber selbst das „Bündel Nerven" machte sich noch anmuthig genug, um nicht die Harmonie der prachtigen Scene zu stören. —
„Na, haben wohl genug von dem Zauber."
„Lon, gehen wir ins Eaf»?."
Dieses fashionable ^ocal lag nn der Hauptstraße. Sie gingen über den taghellen Kurplatz nud bogen um die Ecke. Die Musik drang deutlich bis hier herüber, in Walzertacteu — der Tanz begann jetzt.
Plötzlich schoß etwas Großes, Dunkles vor ibren Augen durch die Luft, abwärts. Nu dumpfes Aufschlagen, und es lag zu ihreu Füßen!
Es war eine menschliche, eine weibliche Destalt, was schwarz, unförmlich und regungslos von dem glatteu, lichteu Trottoir sich abhob; die Kleider verriethen es. Kaum daß die Beiden^das erkannt hatten, so wurden Simmen laut im Hause, vor dem sie standen, Leute kamen herausgestürzt, ein Menschenaussauf sammelte sich von der Straße her im Nu um die Stelle. Die Person hatte man aufgehoben, aus wirrem Durcheiuanderrufen, aus hastiger Frage uud Autwort konnten sich Uneingeweihte ungefähr zusammenreimen, wer sie war. Die junge Aerztin nämlich, die den hochherrschaftlichen zweiten Stock innehatte, und deren Schild >so groß und reclamehaft unten an sder Hausthüre praugte. Ob das 'etwas genützt hatte? Man hätte es meiueu sollen, wenigstens sah man sie alle Tage in Eguipage „in die Prans" fahren — eine nicht unschöne, fehr elegante Erscheinung, den beiden Eavalieren war sie schon angenehm aufgefallen.
Doch uun hatte sie sich aus dem Fenster herausgesturzt.
Sie war uicht todt, regte sich, schlug große, uuluiniliche Augen auf. Ein unartikuliertes Stammeln — dann mochten <ses Schmerzempfindungen fein, die sie aufstöhnend wieder in Ohnmacht sinken ließen. Als man sie schon im Hauseingange hatte, wurde ein älterer, Herr Doctor angeredeter Herr an ihre Seite geschoben. „In die Klinik," befahl der nach wenigen Secunden. „Holt dock ihre Schwester — Clavierlebrerin, Notbegasse 4

Mo bebt» inen, 25?
wohnhaft," schrie eine Stimme aus der Portierloge. Jemand mußte die Genannte aber schon benachrichtigt haben- sie war es wohl, die jetzt die lebendige Mailer um die Unglücksstätte durchbrach. Eine schmächtige Gestalt in schlotternden! Regenmantel, ein spitzes Gesicht hinter zerschlißnem Schleier — aber Neides von stoische»» Gleichmntli in Hallung und Ausdruck der Katastrophe gegenüber! Bemerteuswerth.
Und sie sprach ein paar ruhige Wort' mit dem Ärzte, diese Schwester. Träger sollten mit einem Krankenkorbe kommen, die Verunglückte zu boten — n»d schickte sich dann ebenso ruhig an, in einem Winkel des eleganten Hausflurs einstweilen eine Art ^ager für dieselbe herzustellen.
Die beiden Caualiere hatten natürlich ritterlich Hand angelegt nnd lhaten es auch jetzt. Sie stände» überhaupt ganz zn des Fräuleins Diensten, versicherten sie mit so vollendeter Höflichkeit der verkümmerten fadenfcheinigen Elavierlehreri», wie sie es einer Dame der großen Welt ciethan haben würden. Tadellos.
Jene dankte kurz. Ter eine bemerkte dann noch flüsternd, daß der Sturz Gott sei Dank uerbältnisimäßig gut abgelaufen zu sein scheine; es sollte ein discreter Trost sein.
„Sehr gut," nickte das Mädchen da — sie maß plötzlich die ganze Erscheinung des Sprechers mit einem scharfen Blick — „sehr gut. Denn erstens kann sie immer noch sterben. Zweitens, wenn sie nicht geistesgestört ist und kein Krüppel bleibt, wird sie nun vielleicht eine Berühmtheit. Und endlich wenn Beides oder Eines von Beidem der Fall ist, nun, so geht's auch nur in einem Elend bin."
Sie hatte hart und langsam und beinahe, als sage sie eine Lection her, die sie schon lange auswendig wisse und unwillkürlich auch einmal anbrächte, gesprochen; nun kamen die Träger; sie wandte sich ihnen zu. —
Nach wenigen Minuten war der elegante Hausflur leer. Aus deni Knaul, der sich dein düster» kleinen Zuge nachschob, lösten sich die beiden Herren und setzten ihren alten Weg fort. Diesmal hatten sie Nichts zu bemerken, ^m Eaf6 tränten sie Sect — deutschen; seit der französische an maßgebender Stelle aus dem Sattel gehoben, war jener zeitgemäß.
Er schäumte — und bat seinen Bodensatz, so selteu die Trinker auch Etwas davon gewahr werden. Wenn ilmen das aber ja einmal geschieht, so empfinden sie es natürlich »nangenelnn — ungefähr fo wie die beiden Zecher an den zierlichen blnmengeschmückten Tifchlein deck Dich des Eaf6 .^mpörial den Eindrnck der Scene empfunden hatten, die sie eben miterlebt.
Sie waren übrigens schon über denselben hinweg, steckten ans einmal die Köpfe dichter zusammen. Der Eine erzählt dem Andem eine ganz kleine Hofgeschichte — dabei ist es mitunter klug, die Köpfe dichter zufammenzustecken — welche eine jugendliche Künstlerin, deren Talent in Frage stand, die aber mit boben Aufträgen beehrt wnrde, zur Heldiu hatte . . .

Zwischen Schau», und Bodensatz aber kreist und perlt der klare kraftvolle Wein. Und das ist gut.
Außerhalb der Stadt hatte die Cavalcade vorhin ein noch schärferes Temvo angelegt; die in das Kopfgestell des Damenpferdes gesteckte Blume lag bald am Wegrand.
Durch die Luft schwirrte ein Geistchen. Eben halte es auf dein Krnstallrande eines Champagnerkelchs im Caf6 Imuörial gehockt, bald goldig schillernd und schön, bald aschgrau und häßlich, immer die Backen aufgeblafen wie ein Posaunenengel. „Zeitgemäß, zeitgemäß," hatte es also genickt und sich in die Brust geworfen. „O Zeitgeist, ungefchlachtetei Geselle, nicht anders zu packen denn wie die Pyramide des Cheops von den Händen eines Säuglings, verliere Dich, verliere Dich — vor mir, dem Geistlein des Zeitgemäßen, Zeitgemäßen — dessen Domäne sind Schaum und Bodensatz, Schaum nnd Bodensatz — denn die sind charakteristisch, modern, — charakteristisch, modern modern —"
Und dabei hatte es die Backen noch einmal tüchtig aufgeblasen, und uach dein klaren, perlenden Weine hatte es geschielt mit scheelen Blicke».
Hier in der freien Natur war es viel weniger aufgeblasen. Plötzlich aber stürzte es sich auf die Blume Herabi „Du wirst auch mit in den Bodensatz gestampft wie alle die anderen lieben, duftlofen, charakteristische!!, modernen —"
„Annen," lächelte der Mond mitleidig, uud sie in ihres Daseins letztem Augenblicke noch verklärend, küßte er sie mit seinem reinen Himmelslicht — weil sie doch trotz alledem eine Blume blieb.
Aber das war in den Angen des Geistleins, das die Arme prahlerisch hinter sein Ohr gesteckt hatte, ebenso uncharakteristisch und unmodern wie der klare, kraftvolle Wein zwischeu Schaum und Bodensatz.

Mont Saint Michel.
«Lin ^veisebild.
0°!I
Richard Vecll.
— Zwickau i. 3. —

^ weiter Bucht des blauen Meeres erhebt sich unweit der Küste Frankreichs, süd« westlich vo» der Hafenstadt Ginnville, dort, wo die Marie» der Bretagne und der Rormandic einander berühren, weithin über die unendliche Ebene sichtbar der historisch denkwürdige, in Sage und Tichtung uielbesuns.ene Mont St. Michel. Kirche und Palast, Burg und Gefängniß, Kloster und Dünlein sind auf dem Grauitlcgel mitten in der See auf» und übereinander gelhürmH die scharfen gothiscken Pfeiler und Streben, ehedem in einen spitzen Thurmhelm endend, gestalten die Silhouette pyramidal und vei» leihen dem 'ganzen Gebilde das wunderbare Mussehen einer romantischen Felscnbura, eines versteinerten Schlosses, eines „Wunders" unter den Bauwerken von Menschenhand. In Frankreich als Wallfahrtsort seit mehi^denn 1< 00 Jahren hoch gefeiert und längst ein Zugstück ersten Ranges für die reiselustigen Bewohner der beiden Canalländer, hat der Merg ,ctwa seit einem Jahrzehnt auch in Deutschland seine Verehrer gefunden, ab und zu schaut man sein Bild in einer unserer größeren illuiirirten Zeitschriften, hie und da lieü, man einen mehr oder weniger phantastisch geschriebenen Fcuillelonartilel über .das Wunder des Canals".

Für den Schreiber diestr Zeilen, der die Oslerzcit in Paris verlebte, stand es von vornherein fest, die lang ersehnte Statte zu besuchen, die olficielle Mittheilung, ruh vom 8. »April ab Rundreiscbillets mit ßtägiger Billigkeit zwischen Paris und Mont St. Michel ausgegeben würden, gab die beste Gewahr für eine möglichst bequeme Verwirklichung des Planes, wenngleich sie die Illusion, etwa eine selige Oede menschenleeren Daseins zu betreten, unbaimhcrz'g zerstörte. Aber schön und großartiger Reize voll gestaltete sich trotzdem die unternommene Fahrt, und begünstigt vom herrlichsten in azurner Blaue über die Fluren und die Meerfluth sich wölbenden Osterhimmel, hat sie dem Reisenden einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen.

Man benutzt zu dem Ausflüge, der sich in drei Tagen bequem machen läßt, den Schnellzug, der in Paris auf der ssare)Ionti>»ruÄ38« früh 8 Uhr 30 Min. abgeht.

Die Bahu durchläuft zunächst die Banlieue ron Paris und mit ihr die einzig land» schaftlich reizvolle Strecke. Hat man den Eiffelthurm aus dem Gesicht verloren, zur Rechten den letzten Blick auf den Königspalast von Versailles und die Apollo»

fontlline im Pail geworfen, so führt der Zug durch das ewige Einerlei der Normandie: nur die lieblich gelegene Stadt Dreux mit der weithin sichtbare!« Grabcapelle der Orleans, die die irdischen Ueberreste des letzten Honigs aus dem Hause Philipps Egalii«. Ludwig Philipps birgt, bringt eine willkommene Abwechselung in die ebene Lano-schalt, die wohl fruchtbar und obstreich, Güter und Gehöfte in Menge zeigt, aber im höchsten Grade eintönig und ermüdend auf den Reisenden wlrlt. In Argentan hält der Zug zu lurzcr Mittagsrast, dann geht's in rasendem Tempo weiter durch gleich ein» förmige Triften bis Follignn. Hier zweigt eiie Seitenlinie ab, die den Reisenden seinem Ziele zuführt: er erreicht zunächst Aoranches und lommt damit in die Näh« des Meeres, schon setzt der Seewind ein und lündct durch sein Brausen, baß die Küste nicht mehr fern ist. Es lohnt sich für den Wanderer, in Avmnches auszusteigen, der Ort ist voll von historischen Erinnerungen. Bis 1488 war er in englischem Besitz, im Aufstand der Veudöer während der großen Revolution eroberten die Rebellen 1798 nach schweren Opfern das Städtchen, in der Kathedrale, die sich auf dem Gipfel eines Hügel« erhebt, beugte der König von England, der stolze Heinrich II. seine Knie vor dem Ab-gesandten °es Papstes und bezeugte demüthige Buhe und Reue für den an dem Erz» biichof von Cauterbury, Thomas Becket, verübten Mord. Für den Geschichtsforscher birgt die Bibliothek de« tzutel de Villc reiche handschriftliche Schütze, 15 000 Bände, die ehedem auf dem Mont St. Michel ruhten. Steigt man auf den Hügel, der die Kathe-drale trägt, so hat man weite Umficht über die Bai von Granville, vor dem Auge des Beschauers erhebt sich in der Ferne der Mont St. Michel und macht wohl den Wunsch rege, schon jetzt nach dem ersehnten Eiland zu gelangen, aber die Partie ist von dieser Seite her wegen der Fluthverhältnlsse gefährlich uno schwierig zu unternehmen, wir kehren um, besteigen den Zug wieder und verlasse» ihn erst in Pontorson, wo ein Wagen unser wartet, uns nach unserem Ziele zu bringen.

Es ist wahr, der ersehnte Kunst- und Naturgenuh muh theuer erlauft werde«: wir sind mit unserem Handgepäck dank der verhältnißmäßig grohen Anzahl Ostergaste aus ein Minimum von Platz im Wagen beschränkt, der Weg, der mit Gespann zurückgelegt werden muß, ist etwa ll/2 Stunde weit, oie Fahrt geht durch eine wirkliche Wüstenei, in der selbst da« dicht am Strande gelegene Torf Moidren leine Oase abgeben kann; dazu streicht über die kalkige durchgebrannte Landstraße eine frische Südbrise und überschüttet Wagen und Insassen mit Lasten weißen Standes und schweren Schmutzes. Nach Ver-lauf einer Viertelstunde lüften wir ein wenig die schweren Vorhänge aus Segeltuch, da liegt vor uns in der Ferne im Meer der ersehnte Mont. Schon sehen wir die gothischcn Streben: wie eine Pyramide im Sonnenlicht funlclnd und glitzernd ragt 'er in der weiten Fluth, immer Heller und größer tritt der Michelsberg zu Tage. Kurz vor dem Meeiesstrande gewinnt die Illusion volles Leben, so mag die Zmiberburg Montsalwatscb, so der Brünhild Burg auf Iseustein in der Phantasie der höfischen Tichter ausgesehen haben, wie jetzt die breitbasige, mit Häusern, Mauern, Thürmen und Zinnen dicht be-setzte Masse! — Einst lag das Eiland, auf dessen einer Seite gar ein Stückchen Wald Gemäuer und Gestrebe durchwächst, rings vom Meere umgeben, der bequemere Reise-comfort hat Fels und Land mit einer festen Digne, einem Teich, verbunden, auf dem der Reisende sonder Fährnih im Wagen hinübergelangen kann. Nur um zur Torsgasse am Fuße des Felsens zu kommen, muh der Wogen von der Digue link« abbiegen und durch den Meeressand, der jetzt trocken ist, — erst gegen Abend kommt die Fluth — seinen Eingang zum Torfe suchen. Abwechselnd wöchentlich herrscht hier große« und kleines Meer, zweimal täglich kommt die Fluth, jedesmal 8 Stunden anhaltend, dann liegt das Eiland von den Wogen umtost. Noch lag der Zugang ziemlich trocken zu Tage, als wir einfuhren und an einem alten großen Lteinthor, der wavpengezierten Port« an rui, deren Bogen die Dorfgasse überspannt. Halt machten. Jetzt überschauten wir auch Torf St. Michel, das unter dem sicheren Schutze mächtiger Steinwiille, gekrönt von der kleinen Pfarrkirche, am Fuße des Berges sich schlangengleich hinwindet.

Seit langen Jahren befindet sich der eiste Gasthof im Dörfchen in den Händen dei Familie Poulard, d. h. Poulard ainö, denn es giebt auch noch eine ganze An» zahl anderer Gasthäuser unter derselben Firma, die aber des originellen Anstriche« und der Vorzüglichkeit entbehren, die jener Herberge eigen sind. Der erste Eintritt in das wohnliche Haus, der mächtige, granitene Kami», in dem ein Paar kräftige Hammel» gigots am Spieße schmorten, rief alte, liebe Erinnerungen a» Ccwli wack>, und als Madame Poulard uns patriarchalisch und auch wieder tout mollerus, empfing, bewill» kommnete und die Zimmer anwies, da war man sofort wie zu Hause. Lieber Leser, kennst Du auf Capri die bekannte Kneipe zum Kater Hiüigeigei an der Piazza des Nestchens? Kennst Du da den Signor Padrone und Signora Paorona? Ueberjeye Dir Neide in's Französische, und Du hast Monsieur und Madame Poulard vor Dir.
So bedeutend ist der Confluz von Fremden auf dem felsigen Eiland, daß unser Hotel zwei Dependcnzen, das „rote" und das „weiße" Haus, hat; wir erhielten unsere Wohnung in elfterem, etwa 50 Stufen zum Theil von sehr zweifelhafter Qualität führten uns herauf; so erhielten wir einen Vorgeschmack der morgenden Kletterpartie. Der Wind war io heftig, daß wir beständig Gefahr liefen, unserer Kopfbedeckungen beraubt zu weiden. Oben angekommen, wies uns Marie, der emsige dienstbare Geist des Hauses, immer im schwarzen Kleio, den Kopf mit dem blendend weißen normannischen Häubchen bedeckt, unser Zimmer an, das außen ein Ballon umlief, der eine wonnige Aussicht auf das Meer und entzück»«« Einsicht in das Gewirr alter Häuser gestaltete, das am Fuße des Berges sich ausbreitete. Ein unentbehrliches Requisit der Einrichtung unseres Zimmers bildete eine Papierlaterne, den Weg über die felsigen, ausgetretenen Stufen hinab nach dem Speisesaal zu beleuchten. Nachdem wir uns von den fest hastenden Staubmassen gesäubert hatten, stiege« wir unsere Felstreppen hinab, bei dem wchmden Winde wahrlich kein leichtes Stück Arbeit, und machten einen Ausflug iu die Dorfgasse. Welch' ein interessantes Gewintel! Schwalbennestern gleich scheinen die Hänser in die mächtigen Festungsmauern eiugcNemmt, die gepflasterte Dorfgasse vertieft sich in der Mitte, um dem Wasser und dem Unnith Abfluß zu geben. Das ganze Dorf ist ein großes Hütel und ein großer Bazar, in dem man Andenken an den Mont St. Michel in jeder Qualität taufen soll, Post und Telegraph, die sicheren Kennzeichen moderner Cultur, fehlen nicht >unb stehen in seltsamem Conlrast zu dem Stück echten Mittelalters, das unserem Blicke sich darbietet. Uns zu weit von Madame Poulards gastlichen Räumen zu entfernen, verbot die hereinbrechende Dunkelheit und der nahe bevorstehende Beginn des Diners, das wir uns heute redlich verdient hatten. Bei der Rückkehr zur poi-w <Iu roi gewahrten wir auch schon die Fluth, wdche jetzt die Insel mit Ausnahme der Digue umbrandele. Bei Tische machte die Frau Wirthin die Honneurs, während Li« beiden Töchter des Hauses, die in Toilette und Frisur die Pariser Pension, die sie be« sucht hatten, nicht verleugnen konnten, die Speisen herumreichten. Nach Tische vereinte der Kaffee um den Ricsenkamin eine wesentlich anglo»französische Gesellschaft, Deutsche kommen nur selten hierher. Nach 10 Uhr ward die Laterne ergriffen und der luftige Weg über die Treppen nach der Wohnung angetreten? die Osternacht war sternenhell und mondbestrahlt, sie ließ ein herrliches Wetter zur Besichtigung der Festung und des Heiligthums von St. Michel erwarten.
Von 9 Uhr Vormittag ab weiden den Fremden die Baulichkeiten gezeigt, es hatte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft zusammengefunden, und die Kletterpartie sollte jetzt beginnen, zuvor aber ward eiu Spaziergang um die Wälle unternomm,», die eine Reihe herrlicher Aussichtspunkte über Meer und Küste bieten. Die denkwürdige Geschichte unseres Eilandes beginnt mit dem Jahre 709, da Bischof Aubertus von Auranches die glotze Abtei gegründet haben soll, 763 erhielten sie die Benedittincr, deren Aebte sie zu jenem merkwürdigen Wundenveite ausbauten, das heute den Felsen bedeckt: romanische Massen ^mlt gothischen im bunten, wirren Wechselspiel, spitzbogige Galerieen und Giebel, Netzwelle von Fialen und Wimpergen kleben am Gipfel und an den Seiten

des Berges. Die historischen Erinnerungen sind natürlich außerordentlich «ich und mannigfaltig, sie drängen sich dem Beschauer bei jedem Schritte auf. Im glotzen 100 jährigen Kriege zwischen Frankreich und England nard das Heiligthum zur Festung, die von den Engländern oft vergebens bestürmt und durch ein auf der Ncinen Nachbar« insel Tombellline angelegtes Fort ohne Erfolg bedroht ward, die Beste ist immer jungfräulich geblieben, nie vom Feind überwunden worden. 1469 ward ans der Insel von König Ludwig XI. der Orden des heiligen Michael gestiftet. Lange Zeit, noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, galt die Abtei auch als Staatsgefängnitz, aus dem ein Entweichen nicht möglich war: hier schmachtete im eiserneu Käfig auf Befehl Ludwig« XV. Victor de la Castllgue. Bis 'zum Jahre 1886 war der Bei« Wallfahrtsort, seitdem sind alle Hauten daselbst der Berwaliung des Ministeriums der schönen Künste unterstellt, die Wallfahrten haben aber deshalb nicht aufgehört, sondern finden nach der mit den uralten Processionsfahnen reich ausgeschmückten Torftirche der Insel statt, die als höchstes Hciligthu>n die massi» silberne Statue des drachentödtenden Erzengel« birgt, die einst die Abtei zierte.

Hie Unbilden der Witterung, denen die Banlichteiien des Berges jeder Zelt ausgesetzt sind, erfordern fortwährende Reparaturen und machen das Wunder von St. Michel zu einem sehr theuren Besitze des französischen Staates. Große Baugerüste fehlen hi« nie, sie gehören zum Gesammtbilie der Localität. Sämmtliche Berichterstatter überbieten sich in der Schilderung der Anstrengung, welche die Besichtigung verursachte, vor allen Dingen der vielen hohen und schlechten Treppenstufen, die man dabei hinauf- und hinabzutlcttcrn hat. Gewiß ist dem so, aber es liegt in dieser Art Besteigung gerade ein gewisser Reiz, zudem wird mai durch eine Anzahl der schönsten Ausblicke für das müh' selige Auf» und Niedersteigen wenigstens etwas entschädigt. Leider ist es augenblicklich ganz unmöglich, die berüchtigte Plattform, die einstmals wohl den hohen Thurm, der da« Ganze lrönte, trug, und die bekannte „Spltzentreppe" l?««»>i«r <l« äenteüe), so genannt wegen des reichen gothlschen Maßwertes, das sie zierlich wie Spinnwebe schmückt, zwischen dem Gewirr der Strebebögen und Fialen des Chores zu ersteigen, denn auch hier finden weitläufige Reparaturbouten statt, die das Hinaufsteigen verbieten. Somit ist auch die Gefährlichkeit der Besteigung, die zu schildern die Reisebeschreibungen nicht müde werden, in das Reich der Fabel verlegt. Was man aber sieht, ist wahrlich interessant genug, um die Bezeichnung ‚M«r?silIs" für einen Theil des Riesenbaues zu rechtfertigen. Wir gelangen zunächst in die Kirche, die im 11. Jahrhundert vom Abt Hildebert II, begonnen, 1138 vollendet wurde, natürlich im romanischen Stil, den einzelne Thcile des Gebäudes noch heute zeigen. ^Feuersbrnnste lund Einstürze erforderten einen gothlschen Neubau des hohen Chores. Alte Sculvturcn zieren noch die Wände der Kirche, wir gewahren eine sehr bezeichnende Darstellung des Sündcnfalles und in Relicfdarstellung das Schiff der Kirche auf den Wellen schaukelnd, ein Seitenstück zu Giottos Nllvicella. An die Kirche schließen sich verschiedene Säle an, sämmtlich nur durch Massen von Treppen nnd Stufen erreichbar, und der berühmte zierliche Kreuzgang, dessen Hängedreiecke über den gekampferten Säulencapitälen mit wundervollen Bandmustern, jedes anders, geschmückt sind. !Die Innenseite des Krenzganges deckt leider ein modernes Ziegeldach in schreienden bunten Farben, .das zwar das zerstörte! Dach genau nachahmen soll, aber durch den Glanz seiner Neuheit unangenehm mit dem ehr» würdigen alten Gemäuer contrastlrt. Die ganze Kirche scheint am Felsen zu Neben, vor Zusammenbruch schirmen sie, insbesondere den hohen Chor, durch die Pracht seiner Details den Hauptzierat des ganzen Beiges, kolossale Unterbauten von einer Größe und Starte, wie dergleichen nur noch in Assi» i, in der Gruftkirche des heiligen Franz, gefunden werden. Die Last der Kirche tragen jbie ,.ssw8 kiüerz". die dicken 18 Fuß im Durchmesser haltenden Pfeiler, zu denen Mn durch eine lange Treppcnflucht gelangt. Die meisten Gewölblammern dieser Substructionen find nun zu NutzräumenAerwenbet, die wichtigsten derselben sind: das Promcnoir der Mönche, ein kühles Gemach, von mächtigen Sülilen

gestützt, auf denen weitausladende Kreuzgewölbe ruhen, ferner die Krypta des Aquilon; endlich befinden sich hier auch die fchauberhaften Räume der Gefängnisse für Staats- verbrecher, in die ebensoaenig, wie in die entsetzlichen Gefängnisse im Togenpalaste von Venedig, ein Lichtstrahl sich verirren lann. Weitere Stufenfolgen führen zu dem Refec« t oriuin, dem ehemaligen Speisesaale der Mönche, welches zwei Niesentamine zieren; zur 82II« äeg nüws, dem Raum, der zum Empfang der Gäste bestimmt war, den leichtere, verhältnlhmätzig zierlich ausladende, von dünnen Pfeilern gestützte Kreuzgewölbe tragen. Eine abermalige Treppenflucht geleitet in den Rittersaal (I» 82II0 äc>8 «l»sv»1ier»), eine herrliche «ethische Halle, die elf kolossale Pfeiler in vier Schiffe thcilen, vollendet unter dem kunstsinnigen Abte Thomas des Chambres (1218—1225). In diesem Saale stiftete 1469 König Ludwig XI. den Orden des heiligen Erzengels Michael; wenn auch der Sitz des Ordens schon 1557 nach Vincennes verlegt wurde, so erhielt doch der Saal von der Stiftungsfeierlichleit seinen Namen. Unter dem Rittersaal wölben sich die weiten Kellerräume, bestimmt, Proviant und Getränke in großen Massen aufzu» nehmen, um langen Belagerungen Trotz zu bieten, wie sie der Mont St. Michel im hundertjährigen Kriege der beiden Canalmächte so oft auszuhalten hatte.

Nach anderthalbstündigem, mühseligem Herauf» und Hinabtlettern Tausender von Stufen gelangten wir wieder in's Freie mit dem Bewußtsein, ein Stück Mittelalter gesehen zu haben, wie es so ausgezeichnet «halten nicht häufig in Europa vorkommt. Nach einem treffliche» Dejeuner, bei dem die historische Omelette nicht fehlte, lehrte der größte Tbeil der Anwesenden dem gastlichen Hause Madame Poularbs wieder icn Rücken, um neuen Osteigästen Platz zu machen. Nur zu bald hatten wir die phantastische Pyramide deö unvergleichlich malerischen Beiges wieder hinter uns und fuhren nach Granville an den Meeresstrand, um von bort aus am nächsten Tage den Schnellzug wieder zu besteigen, der uns in jäher Eile wieder nach der französischen Hauptstadt führen sollte.

Die Einic

Illustrirte Bibliographie.

Ieremias Gotthelf, «usgcwählle Werte. Eiste illustrirte Prachtausgabe. Nact, dem Originaltezte herausgegeben von Prof. Otto Suteemeistcr. Voiwort von Dl. K. Schenk, Mitglied des schweiz. Bundesrathcs. Mit 200 Illustrationen von A, Anler, H. Bachmann, W. Vigicr. Eh aux-de° Fonds, Verlag von F. Zahn.

Ein angesehener Litterarhistoriker und Dichter weist in seinem in diesem Hefte veröffentlichten Essay gegenüber den Ansprüchen moderner litterarischer Revolutionäre, als die Vertreter einer neuen, auf wesentlich anderen Grundlagen ruhenden Dichtung betrachtet zu weiden, darauf hin, das; die Weisheit Ben Atibas auch auf dem lilteraiischen Markte Geltung babe. Ter Fortschritt, der in der wodeinen Bewegung liegt, soll damit gewiß nicht in Abrede gestellt werden, und ihre Auswüchse dürfen uns nicl t blind machen gegen die Verdienste ihrer Träger. Daß aber diejenigen von ihnen, welche glaubten etwas im Principe ganz Neues, noch nickt Dagewesenes zu verkünden, in schwerer Selbsttäuschung befangen waren resp. sind, dafür liefert Goltschall in seiner Paiallele zwischen den „Modernen" und den Stürmer» und Drängein des vorigen Jahrhunderts sehr lehrreiche Beispiele.

Auch der Dichter, mit dem wir uns anläßlich einer Ncuausgabe seiner Werke wieder zu beschäftige« angeregt werben, tonnte als Beispiel dienen. Als der als der Vater und das Haupt des extremen Realismus gefeierte Emile Zola geboren wurde, im Jahre 1840, waren bereits mehrere Bande ton einem Schweizer Dichter erschiene», der bald uls ein Meister realistischer Darstellung und als ein episches Talent ersten Ranges gepriesen wurde. Ja, der Rcaliswus Icicmias Gotthelfs oder Albert Bitzius' ist mitunter sogar so kräftig, so iwgcniit, daß der wärmste Verehrer Zolas davon befriedigt sein tonnte- die bekannte Schilderung des Kampfes der beiden misttriefenden Mägde in „Uli ter Knecht" könnte von dem französischen Meister geschrieben sein: und in der übermäßigen Berücksichtigung des descriptiocn Elements fleht ihm Iercmias Gotthclf nicht nach. Freilich, im Allgemeinen hält sick der Realismus Gotthelfs von den Maßlosigkeiten Zolas frei; er ist nicht einseitig auf die Nachtseiten und die pathologischen Erscheinungen des menschlichen Lebens beschränkt: der Schweizer Pfarrer, der in engster Berührung mit dem Bauern gelebt, schildert das ländliche Leben ganz anders und sicher nicht weniger wahr und treu, als Zola es i« seiuem von Gräueln erfüllten Roman „t^ leir«- gethan; andererseits ist seine raive, realistische Widerspiegelung der bäuerlichen Welt von der sentimentalen Auffassung des durch die Brille des Spinozismus blickenden Berlhold Auerbach, dessen Erfolge auf dem Geviele der Dorfgeschichte» in dieselbe Zeit fallen, wesentlich vcrsliiedc».

Nor!Â» und 2>id, I.XXV, 224,
18

H
In Icremias Gotthelss Schiiftm ist zum Schaden ihrer künstlerischen Wirkung neben dem Dichter sehr häufig der Parteimann und der Prediger lebendig: lang ausgesponnene Betrachtungen, Pastorale Ergüsse, breite, trocken-lehrhafte Beschreibungen unterbrechen die Handlung und ermüden den Leser: und die Beziehungen auf Personen und Zustande aus der näheren Umgebung des Dichters, die auch nur dieser vertraut und interessant waren, haben dem Dichter in der Werthschätzung und bei Kauernden Gunst bei dem nichtschweizerischen deutschen Publicum starken Abbruch gethan. Diese Mängel haben es auch verschuldet, daß Gotthclf, kaum vierzig Jahre nach seinein Tode, außerhalb der Grenzen seiner engeren Heimat mehr jene mumienhafte Unsterblichkeit in den Litteraturgeschichten, als jene lebendige Unsterblichkeit, die in der fortdauernden, unmittelbaren Wirkung der Werke auf empfängliche Gemütycr besteht, genießt. Und das ist zu bedauern, denn Gotthclf ist mit allen leinen Schwächen ein hervorragender epischer Dichter und ein Volksschriststeller eisten Ranges, der als solcher erziehend und erhebend

Made» »1? FillU schulmlist».
Au«! ^eiemill« c^oühelf: „Auögcwiihlte Wellt", Illusteiite Piochwuzgobe.
Heiouigegebe» 00,1 Prof, l), SutelM elfter. Verlag von F, Zahn, (!h<mi>l>e»F«ndl,
auch heute noch zu wirken vermag, wenn man ihn in reiner Gestalt, in dem wahren Gehalt seiner Natur dem Volke nahe bringt. Und dies geschieht durch eine neue Ausgabe seiner besten Werke durch Professor Otto Sutermeister. Der Herausgeber, der sich über die angedeuteten Mängel in den Weilen Gotthelfs wohl klar war, hat es unternommen, dieselben zu beseitigen, nicht, indem er eine sogenannte „Bearbeitung' lieferte — davon hielt ihn die richtige Pietät für das Wort des Dichters ab — sondern indem er einfach jene störenden epifodifchcn Partiecn entfernte. Dies konnte hier ohne Gefahr geschehen, da bei Gotthclf die Tendenz nicht das Kunstwerk durchdringt, sondern gemeinhin nur äußerlich angehängt und eingefügt ist. Ter Herausgeber konnte also diese wilden Ranken entfernen, ohne in den Organismus des Werkes schädigend einzugreifen. Außerdem bietet O. Sutcrmeisters Ausgabe noch nach einer anderen Seite bin eine Bereinigung, indem sie die erste ursprüngliche Lesart, den ulwerfälschten Originaltext im Gegensatz zu den späteren für Deutschland specicll berechneten Ausgaben und zu den vielfachen Nachdrucken gicbt.
,

«KM
'
^/»l»/
Pilliih«!!» von Lilyllflu^,
Au«: Ieiemio« <^«tlhelf: „Ausgewählte Weile," INuftiirtc lplochtau»»a!>e,
Hei»u3gegehen von Pros, O. Zutermeist er, Verlag von F, Zahn, Chaur-oe-Fonbi,
Tic Verlagshandlung F. Zahn in Chauz-de-Fonds hat das verdienstliche Unternehmen des Herausgebers in freigebiger Weise unterstützt, indem sie die Ausgabe von Gotthelfs ausgewählten Werken zu einer vornehmen Prachtausgabe gestaltete, vor Allem durch die Heranziehung dreier hervorragender Schweizer Künstlei: A. Änler, H. Nachmonn und W. Vigier, welche 200 vortreffliche Illustrationen geliefert haben. Die Ausgabe wird enthalten: Leiden und Freuren eines Schulmeisters; Uli der Knecht; Uli der Pächter; Der Bauernspiegel: Der Sonntag des Großvaters; Elfi die seltsame Magd; Anne Bäbi Iowägei und erscheint in 20—22 monat» lichen Lieferungen zum Subscriptionsvreise von je 1,20 Mk. — Die schöne Ausgabe sei hiermit bestens empfohlen. 0, >V.

Erinnerungen von Felix Dahn.
Viertes Buch, 2. Abtheilun« (1871—1888). Leipzig. Druck und Verlag vonBreittop und Hallel.

Nach den packenden Schilderungen der eisten Abtheiluug dieses Buches, das uns das Jahr 1870, insbesondere die Schlacht bei Sebcm, meisterhaft zur Anschauung brachte, hätte man eine Erlahmung des Interesses für den vorliegenden Band befürchten lonncn. Ter Dichter hat diese Befürchtung — wenn sie vorhanden war — auf's Glänzendste zu nicht« gemacht; sa, icb kann nicht leugnen, daß dieser letzte Band — wenigstens für meinen Geschmack — seine Vorgänger an Fülle des Interessanten, an Reichthum des Charakteristischen noch übertrifft. Ei ist der Lebensabschnitt, in welchem der Dichter den Höhepunkt seines dichterischen und wissenschaftlichen Könnens und Wirkens erreicht, den Höhepunkt zugleich seines Liebes» und Lebensglückes. In Königs» berg, wohin er am 19. Juni 1872 berufen worden ist, sind fast alle die giotzen historischen, philosophischen und jmistischen Arbeiten, dazu die bedeutendsten poetischen Weile, die zum Thcil schon in Würzburg, ja in München geplant und begonnen waren, nusgesührt und vollendet norden. Ueberschaut man die nach Zahl und Umfang, nach wissenschaftlicher und poetischer Gediegenheit auherorocntlicke Menge von Weilen, so fragt man sich staunend: wie ist es möglich, dah die Kraft eines Menschen, der dazu ein

schweres, verantwortungsreiches und zeitraubendes Amt verwaltet, ausreichen tonnte, das Alles hervorzubringen? Die Antwort lautet: nur, wer wie Dahn lewe Stunde de» Tages, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, ungenutzt vorüberläfzt, wer die Stunden der Muße, der Erholung auf's Acußerste beschränkt und seine Zeit so eintheilt, daß jedem Tage gewissermaßen ein genau innegehaltenes Programm zu Grunde liegt, nur der wird im Stande sein, bei gleicher Begabung gleich Grobes zu schaffen.

Nachdem Dahn die näheren Umstände seiner Uebersiedelung nach Königsberg be» lichtet, entwirft er von Land und Leuten in Preußen und insbesondere von der Hauvt» stadt und ihren Vewohnern eine höchst anschauliche, mit köstlichem Humor durchsetzte Schilderung, die trotz mancher satirischen Randglossen von wärmstem Wohlwollen und aufrichtigster Anerkennung getragen ist. Kommt er doch am Schlüsse derselben zu dem Resultat: ,In Königsberg liegt doch wohl der Schwerpunkt meines Lebens, und meine dankbarsten Erinnerungen gelten — neben denen an die glückliche Knabenzeit im Eltern» garten zu München — der lieben alten Pregelstadt: ganz besonders auch um der Erinnerungen willen, die sich an meine Thätigleit als Lehrer, an das herzerquickende Verhältnis; zu meinen preußischen Schülern knüpften."

hier in Königsberg war es auch, wo er nach jahrelangem Kampfe mit widrigen Verhältnissen dcn Bund füi's Leben mit Theresen schließen durfte, die ihm seine Häuslich- keit zur Stätte echtesten, unvergänglichen Glückes machte. Die Schilderungen dieses trauten Zusammenlebens und Zusammenaibeitens sind von ganz besonderer Wärme und Anmuth durchdrungen, Erfreulich ist dabei auch, wahrzunehmen, wie von Jahr zu Jahr die Anerkennung und der Ruhm des Dichters wächst und mit ihm zugleich die materiellen Verhältnisse sich fortdauernd günstiger gestalten. Der große Kreis von Freunden und guten Bekannten, die sich allmählich um ihn schaaren, beweisen außerdem, daß nicht nur der Dichter und Gelehrte die wohlverdiente Ancilinnung gefunden, sondern daß man vor Allem auch den Menschen oder vielmehr das Ehepaar Dahn von Herzen lieb« gewonnen hatte.

In die Schilderung aller dieser Verhältnisse, die von des Dichters Stellung in der Gesellschaft, in der Universität, im öffentlichen Leben und in der Politik Kunde geben, sind eine Masse reizender kleiner Anekdoten eingcflochtcn, die Dahn so meisterlich zu erzählen versteht. Wer Gelegenheit gehabt hat, ihn mündlich solche Auelbötchen vortrage:! zu hören, der wird ihn bei der Lectüre dieses Buches gewiß an vielm Stellen leibhaftig vor sich sehen, wie er, den Kovf ein wenig zur Seite geneigt, mit eihovenem Zeige- finger und dem ernstesten Gesicht von der Welt die schelmischsten Dinge zum Besten giebt, die allemal das herzlichste Lachen der Zuhörer wachrufen. Hinbei sei auch eines liebenswürdigen Charatterzuges Dahn's erwähnt, dcn er mit manchem anderen deulschen Dichter theilt: seine Liebe zur Thierwelt, insbesondere zur gefiederten. Wer dächte hierbei nicht an die rührenden Klagen, die Friedrich Hebbel seinem Tagebuche anvertraute beim Tobe seines Hündchen« und seines Eichhörnchen« ?i

Alljährlich in den großen Univcisitätsfciicn unternimmt Dahn mit seiner Frau Reisen nach dem Süden oder an die Nordsee, von denen er mancherlei interessante Einzelheiten zu berichten weiß. Zu diesen gehört vornehmlich eine mehrstündige Unter» rebung mit iiönig Ludwig II. von Bayer,!, der den Dichter von Paitcnlirchen aus nach seinem Neigschloß Scheichen abholen ließ. Dieses Zwiegespräch, in dem der König mit emer geradezu verblüffenden Offenheit über Staatsoerhältnisse und Persönlichkeiten sich aMieß und der Dichter ebenso offen und unerschrocken antwortete, gehört zu dem Packendsten, das ich je gelesen. Schade, daß der Dichter durch nothwendige Rücksicht» nähme gehmbert war, ein anderes Zwiegesvräch — mit dem Fürsten Bismarck — ras er nur andeutungsweise wicdcrgiebt, ausführlich zu berichten: da» wäre vielleicht nock interessanter gewesen, als jenes mit dem unglücklichen König,

,^„ I" Königsberg nimmt Dahn auch zuerst Fühlung mit dem Theater, auf dem er schone, in glänzende Erfolge davontragen sollte. Daß sie trotzdem nicht von Dauer blieben, erfüllt den Dichter mit gerechtem Unmuth. Es ist in der That nicht recht be- greiflich, weshalb seine Stücke, die abgesehen von ihrem poetischen Gehalt, doch durchweg einen starken theatralischen Zug haben und ihre Wirkung bei einigermaßen guter Dar- stellung nie versagen, so ganz von der deutschen Bühne verschwinden konnten. Aber » '? >- »beim Theater kommt immer Alle« anders", wie der alte Laube ,u saaen Pflegte, besonders in Deutschland, es bietet Räthsel. die lein Verständiger zu lösen

Es ließe sich noch viel Schönes und Gutes üb« das vorliegende Vuch, das trotz der Versicherung des Dichters hoffentlich nicht da« letzte seiner Erinnerungen sein wird, sagen; hier muh es genügen, darauf aufmerksam gemacht zu haben: geht hin und leset selbst! Geschmückt ist das Buch durch ein Bildnis, des sechsjährigen Felix Dahn, ein allerliebstes Kinderportrait, auf dem uns dieselben Augen entgegenleuchten, die heute noch des Mannes Antlitz beleben: Dichteraugen altern eben nicht. Ferner bietet das Buch ein wohlgetroffenes Bild Theresens uno eine Darstellung des gemeinschaftlichen Arbeits, zimmers im Hinter-Tragheim zu Königsberg.

Fllht man das Endergebnih der fünf starten Bünde zusammen, in denen der Dichter von seinem Leben berichtet, so muh man sagen: es ist eines der glücklichsten, das man sich denlen lann, voll Mühe und Arbeit, voll redlichsten, edelsten Streben«, «ich an Segen und Erfolgen der schönsten Art. Hoffen wir, daß noch viele Jahre ihm das alte Glück treu bleibt. — «.

Bibliographische Notizen.

Vliese »es Grafen Neithardt von (Yucisenau an vr. Johann Vlasius Ticglmg, Professor de» Mathematik inVrfurt. Von Dr. A. Pick. Erfurt, Verlag von Karl Biliarer.

Nah die classische Biographie Gneise- «aus von Pertz und Delbrück hier nur noch ergänzt und erweitert werden lann, ersieht man aus dem vorliegenden kleinen Schriftchen, Ter Mensch Gneisenau besonders tritt hier in eine helle Beleuchtung. Der sorgende und teilnehmende Freund, der liebende und aufopferungsfähige Gatte, der wohlwollende Gönner, der wohlthätige Menschenfreund, sie Alle enthalten Eigenschaften, die unserem genialen Feldherrn durchaus eigenthümlich sind. Es ist geradezu ein Genuh, die Briefe zu durchmustern, die er an seinen alten Jugendfreund Siegling geschrieben hat. Daß auch eine liebenswürdige Bonhommie, hier und da ein Fünlchen Ironie dem Felomarschall nicht fremd ist, zeigt sich an vielen Stellen der Nriefsllmmlung. „Wenn so ein paar Gelehrte reisen, da wird gewöhnlich etwas vergessen oder gestohlen." Aber der hier so leise spöttelt, hatte selbst eine tüchtige Ader von einem deutschen Gelehrten und Professor in sich; aus ihr erklärt sich nicht zum Mindesten, daß Gneisenau nach langem Warten so schnell vorwärts gelommm ist.

>Vä.

Erzherzog Karl von Defterreich. Ein Lebensbild. Von H. N. von Ieihberg. I. Bd. 1. und 2 Hälfic. Wien uno Leipzig W. Äraumüller.

Es ist mehr als ein Lebensbild, das hier geboten wird, es ist schließlich im zweiten Theil des 1. Bandes eine Geschichte Oesterreichs in der nachtheresianischen Zeit, in der dieses Land sich zu einem modernen Staate entwickelte. So verfolgen wir den Erzherzog durch die Kinder- und Iugeiwjähre, durch das Elternhaus bis auf die

belgischen Schlachtfelder, wo die französische Revolution sich in kriegerischen Eruptionen Luft machte und dem Prinzen Gelegenheit gab, sich im Kriegshandwerk so auszu- bilden, daß er wohl befähigt war, spater als Neoiganislltor des österreichischen Heer- wesens aufzutreten.

Man darf mit Spannung den nächsten Bänden des Werkes entgegensehen; müssen sie uns doch zeigen, wie der „Sieger von Aspein" die Arbeit seiner Mannesjahre erfaßt und durchgeführt habe.

Welch umfassender Fleiß »uf dieses Wert verwandt ist, und welches ungeheure Material ihm zu Grunde liegt, geht unter Anderem aus den mehr als 20U0 An- merkungen umfassenden Quellennachweisen hervor, die am Schlüsse jedes Bandes au> gefügt sind. >Vc>,

Fürst Vismarck und seine Zeit. Von H, Blum. 3. und 4. Bd. München, E. H. Beck'sche Verlagsbuchhand- lung.

Ter Verfasser hat sich mit großer Liebe in den gewaltigen Stoff versenkt, den es zu bewältigen giebt, wenn es gilt, einen Bismarck und die von ihm beherrschte Zeit in's rechte Licht zu rücken. Um so schwieriger ist diese Aufgabe, als Snbel's klassisches Wert vorliegt. Aber Blum wendet sich offenbar an ein größeres Publicum, als Snbel's von diplomatischem Geiste getragene Daistellung beanspruchen kann. Ich glaube in der That, daß durch

Vlums interessante Schilderungen die
Kenntnis; von dem Leben und Willen des
gewaltigen Staatsmannes ein geistiges
Gemeingut des gebildeten deutschen Volles
werden lann. Druck und Ausstattung
lassen Nichts zu wünschen übrig. Mögen
sich die folgenden Bände dm vorherge»
gangenen würdig anschliehen! ^6,

Politische Zchrlften von 1848-1868.
Von Ludwig Namberger. Berlin,
Rosenbaum und Hart.

Die hier gebotenen Leitartikel aus dem
Jahre 48, die politischen Vss<U)2 und Streit-
schriften, welche schon früher gedruckt worden
sind, tonnten mit Recht von Bamberg« zu
einem Vande vereinigt weiden. Sind sie doch
alle Zeit» und Spiegelbilder einer giihrenden
Epoche, in der sich der Constitutionalismus
endgiltig zum Leben hindurchiang und
Preußen, das viclgehaßte Preuße», immer
mehr in die Führelstellung Teutschlands
hineinwuchs.

Darin liegt der Reiz dieser Aufsätze,
dasz sie die Zeitstimmung wiedersviegeln,
der viele denkende Köpfe tamals huldigte».
Die Darstellung ist immer packend und
geistreich, mag Bamberger von dem Revolu-
tiönchcn in der Pfalz von 1849 ergötzliche
Bilder entwerfen, mag er sogar in französi-
scher Sprache den Galliern beibringen, daß
sie den Herrn von Nismarck durchaus falsch
beurtheilen; Bamberg« ist als Parlamen-
tarier durch seine sachlichen, scharfsinnigen
und häufig von philosophischem Geiste durch»
drungenen Reben bekannter geworden denn
als Schriftsteller, Daß er aber zu einem
solchen große Fähigleiten besitzt, beweisen
auch diese kleinen Schriften aus einer un-
gestüm vorwärts drängenden Zeit.
>Vc>.

Mfzland unter «aiser Alexander lll.
sowie Pslitil und Aufgabe» stilo-
l»lS II. Von F. Neubürgcr. Berlin,
M. Driesner.

Ter Titel entspricht nicht ganz dem In-
halt; wir erfahren mehr von Alexander II.
als von seinem Sohne. Und das mit vollem
Rechte. Denn die nennenswerthen Neue-
rungen, dazu bestimmt, das große Slaven»
reich den westlichen Staaten Europas naher
zu bringen, sie sind von Alexander II. aus-
gegangen. Doch das nur nebenbei. Was
da erzählt wird von dem russischen Druckerei»
und Zeitungswcscn, von den Chiconen der
Behörden gegen Untergebene, von Kirche,
Verfassung und Staat, von dem leicht-
sinnigen, mehr und mehr verarmenden Adel,
von dem alloholisirten, halb verthielten

Bauern, das Alles sind wunderbare Dinge, die den anderen Europäern laum bekannt sein dürften. Es liest sich wie eine Tra» gödie, jene Schilderung von der Bauern-Emancipation Alexanders II., von seinem redlichen Stieben, seinen Untcithanen alle Errungenschaften der modernen Cultur in Verfassung, Kunst und Wissenschaft zugänglich zu machen. Und die Antwort darauf? Die Tynamitbombe der Nihilisten!

Acutes Interesse dürfen die Partien de» Buche» beanspruchen, wo die Möglichkeiten eines Krieges zwischen Rußland und Deutschland und seine Folgen erwogen weiden. Gewiß, der russisch« Soldat wäre unwiderstehlich ohne den — Schnaps: der russische Bauer ist intelligent, aibeitslustig und fähig ohne den — Schnaps. Rußland hat unermeßliche Schätze, aber sie sind nicht gehoben und können also gegen Niemand ausgespielt werden. Aber hü denn Rußland ein Interesse daran, einen Wafieiigang mir Teutschland zu wagen? Der Verf. veineini das und fügt hinzu, daß beide Mächte dabei nur verlieren und Nichts gewinnen tonnten.

Die Ausführungen des Verf. tragen den Stempel sorgsamer Studien an der Stirn, weshalb man ihnen gerne Glauben schenken mag, um so mehr, als ein zwanzigjähriger Aufenthalt im Lande und der Verkehr mit allen Bevölleiungsllassen nur dazu beitragen tonnte, den Schilderungen des Verf. sicheren Untergrund und ein bestimmtes Colorlt zu verleihe». Möchten die Pcophezeiungen des Verf. auch bezüglich der Regierungsgrundsätzc de» jungen regierenden Zaren sich bewahrheiten! Dann wäre von der wilden Ehe zwischen Galliern und Slaven für Teutschland wenig zu fürchten. Wä,

Geschichte Siciliens. Von E. A. Freeman. Deutsche Ausgabe von B. Lupus. 1. Bd. Mit dem Bildnisse de« Verfassers und fünf Karten. Leipzia, N. G. Teubner.

Ter Uebersetzer und Herausgeber Hot sich ein Verdienst um die Wissenschaft damit erworben, daß er des berühmten englischen Forschers Werk auch einem größeren deutschen Publicum zugänglich gemacht hat. Zwar ist es nur ein Torso, der bei dem vorzeitigen Tod« Freemcms geboten werden kann; aber auch so erhalten wir eine» deutlichen Begriff von der Kraft und poeti»

schen Lebendigkeit der Darstellung des Verfassers, der durch seinen langen und wiederholten Aufenthalt auf dem heillichen Sicilim in die Lage gesetzt war, so zu schildein, wie er es mit eigenen Augen er- schaut hatte. Zwar haben wir cs in diesem Bande mit der ältesten Geschichte der Mittel» meerinsel, mit ihren Urbewohnern und der Besiedelung durch Phönilicr und Griechen zu thun, aber die topographischen Schilderungen haben auch für die Jetztzeit noch ihre Bedeutung, und wer jemals auf den Höhen der Achredina bei Syrakus oder auf der trümmerbesiiten Umgebung von Alrogas, dem heutigen Girgenti, gestanden hat, der wird der scharfen Beobachtung und der deutlichen, noch heute geltenden Charakteristik von Stadtebildern, wie sie Freeman bietet, seine Bewunderung nicht versagen können.

Stellten stand einst im griechischen und römischen Zeitalter im Mittelpunkte des damaligen Welthandels. Heule, seitdem die Insel jahrhundertelanger Vergessenheit anheimgefallen war, zieht der moderne Weltverkehr nach Ostindien, an ihren Ge- staden dahin, heute bildet sie jahraus jahr- ein das Wanberziel ungezählter Taufende von Gebildeten! T lesen sei besonders Freemans Werl warm an's Herz gelegt.

VV<l.

Die Nothweudigleit einer europäi» scheu Abrüstung nnd Steuere»»' laftung. Von Dr. K. Walcker, Doc, d. Staatsw. an der Universität Leipzig, Sondeishausen, Fr. Aug. Eupcl.

Der Inhalt der Schrift entspricht wenig dem Titel. Richtiger wäre es ge- wesen, wie es der Verfasser ursprünglich vorhatte, als Titel zu wähle»: „Die Fiicdensgefcllschllften, Kritik und Reformvor- ichläge." Was nun die Kritik der Friedens- gesell schuften anbetrifft, so scheint dem Verfasser die Grundidee, von der dieselben ausgehen, nicht voll zum Bewußtsein ge- kommen zu sein, uno so kämpft er häufig gegen Windmühlen. Das, was er über die Schiedsgerichte sagt, halten wir für größten» thtils völlig verfehlt. Und wenn er hier von Utopien spricht, so verdienen unserer Meinung nach seine eigenen Vorschläge dielen Namen weit mehr. Jedenfalls würden diefelben eine Verwirklichung erst erfahren können nach langer Vorarbeit durch die Friedensvereine. Uebrigcns verkennt der Verfasser die hohe Bedeutung der Friedens- bewegung durchaus nicht. ^r>.

weschichte der Nationalökonomie und

des Sociulismns. Von llr. K. Walcker, Doc. d. Staatsw. a. d. Universität Leipzig. 3. völlig umgearb. Aufl. — 5 Ad. d. Handbuch der Nationalökonomie. Leipzig, Roßberg'sche tzofbuchhanblung.

Nach der Vorrede soll die Arbeit „eine Art Grundriß zu Vorlesungen und Studien über die Geschichte der Nationalökonomie und des Eocilllismus sein". Dafür mag sie brauchbar sein; als Grundlage für das Selbststudium allerdings wohl nur durch die reichlichen Litteraturnnchweise.

In dem zweiten der beiden angefügten »Ezcuise" ereifert sich der Verfasser gegen da« allgemeine gleiche Wahlrecht und für ei» Soclllistengcsetz. Wir können nicht behaupten, daß »ns dieser Exkurs sonderlich imponirt hätte. ^Vp.

Tic Frauenfrage nnd der «esnnde Menschenverstand Von F. W. Higginson. Au« dem Englischen übersetzt von Eugeuie Iacobi. Neuwied und Leipzig, Aug. Schupp.

Physiologie, Temperament, Heim, Gesellschaft, Erziehung, Beschäftigung, Stimmrecht, werden jedes in einer Reihe kurzer, lose zusammenhangender, fast selbstständigcr Eopitel besprochen, die sich aber gut lesen und anregend wirken, ob wir ihnen zustimmen können ooer zum Widerspruch ge» reizt weiden. >Vp.

Vahn frei! Ein Wort für unsere Frauen. Von 0>. pbil. Moritz Popper. Prag, I. G. Calve.

Das Schliftchen würde noch besser für seinen Zweck wirken, als cs in der That schon thut, wenn der Verfasser sich von einzelnen Ucberlieibungen in Inhalt und Ausdruck freigehalten hätte.

Die Donau als Völlcrwea, Schifffahrtsftrafzc und Reiseroute. Von A. u. Schweigei-Lerchenfeld. Mit 300 Abbildungen, darunter zahlreichen Voll, bildem und 50 «arten, letztere zum Thcil in Farbendruck. In 30 Lieferungen z» 50 Pf. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Der durch zahlreiche Schriften, namentlich auf geographischem Gebiete, bekannte und beliebt gewordene Verfasser hat hier ein besonders gelungene«, umfangreiches Werk geliefert. Er entrollt in demselben gleichsam die Lebcnsgeschichte des größten

Sttomes Mittel-Europas, von den roman« tischcn Thälcrn des Schwarzwaldes bis an das Schwarze Meer — fast vor die Tbore Consantinovels. — Der Verfasser thcilt das Werl in 4 tzanvttheile — in einen hybiriraphisch.nllwiwisscnschaftlichen, einen histoi schen. einen nautisch-technischen und einen schildernden Theil. Jeder dieser Thei^ zerfällt in eine Anzahl Abschnitte. In den bis jetzt hier vorliegenden fünfzehn Lieferungen sind die Theile 1 und 2 be> endet und ist mit dem nautisch-lechnischen Theil begonnen. In belehrender und zugleich unterhaltender Weise sind im ersten Theile, nach einem geologischen lieberblick, mit großer Sachlenntniß die Wasserstandsuerhältnisse, die Bodcnplaslil und das organische Leben in und an der Tonau geschildert, während der zweite Theil in seiner geschichtlichen Abhandlung, von den Spuren der Argonauten angefangen, die Wandlungen verfolgt, welche das Römerthum im Donaugebietc sowie die Völkerwanderung zur Folge hatte. Daran schließt sich die Staatcnbildung, die Tüllenlriege und die geschichtlichen Ereignisse bis in die Neuzeit, Besonders ausführlich und viel Neues bringend ist der prähistorische Abschnitt gehalten, wie überhaupt das Ganze eine große Auffassung uon der historische» Bedeutung der Donauländer durchzieht. — Na« Werl ist durch »zahlreiche Abbildungen und Karlen in tadelloser Ausführung vorzüglich ausgestattet un) kann somit warm empfohlen werden.

X.

H«S Gold des ««rdenS. Ein Rückblick auf die Geschichte des Bernsteins. Von Paul Moldenhauer. Danzig, Carl hinstorff.

Die recht lesenswcrthe Schrift gicbt eine inlcressante Darstellung des Wissenswcrthesten über Natur und Geschichte des Bernsteins. Nicht befreunden lönnen wir uns mit den Anschauungen de« Verfassers über die Entstehung der Eiszeit. Die Zahlangaben auf r>»6. 28 über die Höhe der Diluuialfluthcn lönnen leicht mißverstanden werben.

3aS Leben des Meeres. Von I)r. Com. Keller. Leipzig. Heft 2-12, T. O. Weigel Nachf. (Chr. Tauchnitz.)

Die vorliegenden hefte des schon früher von uns angelündigten Lieferunasweiles behandeln in einer Anzahl von Capiteln eine Reiht interessanter allgemeiner biologischer Fragen wie Genossenschaftslcben, Schmarotzertum, Farben der Meeresthiere, Meeresleuchten, Wanderungen der Meeres-

thicre, Strandfauna, hochscefauna, Thier» leben der Tiefs« «., um bann zur fpe» ciellen Zoologie überzugehen. Es sind bis jetzt systematisch behandelt die Säugcthiere, Kugel. Reptilien.Fische, Molluscen. Würmer. Ncsselthiere und ein Thetl der Urthiere. Zahlreiche gute Holzschnitte und eine Reihe von wunderbaren Farbentafeln erläutern den Text. ^z>.

Wetterbüchlein. Praktische Anleitung zur Beobachtung und Voraussage des Wetters uon Carl Burgwedel. Mit 24 Abbildungen. Dresden, Meinyol» und Sühne.

Im Vorwort motivirt der Verfasser die Veranlassung zu seiner Schrift durch die Erwägung »daß es an einer kurzen und leichtfaßlichen Anleitung zur Be» obachtung und Voraussage des Wetters immer noch fehle." Nun sind aber innerhalb der letzten 1t) Jahre gerade eine Menge derartiger Heiner Schriften erschienen, die dasselbe Ziel verfolgen, das der Verfasser sich gesteckt hat. Von diesen Schriften fcheint der Verfasser leine Kenntniß zu besitzen, oder er ist der Ansicht, daß sie da« oorgc,teckte Ziel nicht erreicht haben. Der Verfasser bespricht zunächst die Luftströmungen, Wolle» un» Niederschläge und wendet sich dann den synoptischen Wetterkarten zu, denen der weitaus größte Inhalt des Büchleins gewidmet ist. Es ist daher auch er» llärlich, wenn der Verfasser am Schluß betont, „daß nur mit Kenntniß der Wetterlage eines großen Gebietes eine Voraus» sage des Wetters möglich ist'. Fast möchte es nach den Auslassungen des Verfasser» scheinen, als wären mit Hilfe der synoptischen Karlen 100»/« Treffer in der Wettervoraussage zu erzielen, was jedoch in WirNicklcit nicht der Fall ist. Viel zu wenig Werth legt der Verfasser auf die jpccifisch localen Verhältnisse, die aber von hervorragender Wichtigkeit sind. Alle diejenigen Wetterbeobaäiter, denen die tclegraphischen Be» lichte über die Wetterlage in Europa hinsichtlich der barometrischen Mazima und Minima nicht rechtzeitig ober überhaupt nicht zugänglich sind, bleiben auf die reine Localvrognosc angewiesen. Einzelnes, wie zum Beispiel das Hygrometer, auch da» Gewitter ist nur oberflächlich behandelt, und doch sind gerade die cleltrischen Erscheinungen bei der Wcttervorherbeftimmung im Frühjahr und Sommer von größter Bedeutung. Ganz anerlcnncnswerth ist dagegen die Besprechung

der allgemeinen meteorologischen Verhält» nisse, sowie im Speciellen die Erläuterung über die Theilbepresstonen und die Auswahl von Beispielen über einige wichtige Wetterlagen. Am Schluß bespricht der Verfasser noch „Falbs kritische Tage". Dem hierüber Gesagten lann man nur zustimmen.

Der kleine Samariter. Aerztlichcr Ruth» gebcr bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen von Dr. Schulz. Dresden und Leipzig, Lehmann.

In den Zeitungen liest man fast täglich Nachrichten über in Wohnungen, in öffentlichen Lokalen oder auf der Straße vorgekommene, oft gefahrdrohende Erkrankungen, bei denen zumeist schleunige Hilfe ein dringendes Vrforderniß ist. Ein Arzt ist aber gewöhnlich nicht gleich zur Stelle, und es kommt daher darauf an, bis zu seinem Eintreffen die gefährlichen und die Umgebung oft beängstigenden Erscheinungen schnell und sicher zu beseitigen. Hierüber den Laien zu belehren und ihm die erforderliche Aufklärung zu geben, damit er sofort thatlräftig eingreifen kann, hat sich der Verfasser mit dem Motto: „Schnelle Hilfe, beste Hilfe!" zur Aufgabe gestellt, deren Lösung ihm durchaus gelungen ist. Im eiste» Abschnitt behandelt er die plötzlichen Erkrankungen und im zweiten Abschnitt die Unfälle und Verletzungen uni> die Art der Desinficirung. Ein ausführliches Register am Schluß erleichtert die Ucbersickt. Das gut ausgestattete Buch kann bestens empfohlen werden. X.

Hie körperliche Orziehung der Jugend. Von Angelo Mosso, Professor der Physiologie zu Turin. Uebersetzt von Johanna Glinzer. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leop. Voß.

Von Neuem ist in den letzten Jahren der schon für entschieden gehaltene Kampf ,'iber die Frage entbrannt, ob wir mit dem „Turnen' auf dem richtigen Wege zu einer geeigneten Körperpflege uns befinden, immer neue Stimmen lassen sich hören, die zum Mindesten der Alleinherrschaft der Turner« gegenüber eine größere Beachtung des Be» »egungsspieles fordern; immer mehr Leute beginnen ketzerische Meinung über den Weich der Turnerci zu äußern.

Mit dem vorliegenden Werke tritt auch der Verfasser, einer der berühmtesten italienischen Physiologen in den erwähnten Kampf ein, und wir sind gewiß, daß da» Werl ein nicht gewöhnliches Aufsehen erregen wird. Der Verfasser stellt sich auf den bisher allzuoft außer Acht gelassenen Stand-

punkt, daß die Streitfrage, welche die Körpererziehung behandelt, von Militär-Personen, Schulmännern oder Turnlehrern allein nicht zum Austrug gebracht weiden kann, daß es vielmehr die Aufgabe der Physiologie ist, sich mit dem Turnen zu beschäftigen und ein entscheidendes Wort mitzusprechen.

Und schwere Anklagen sind es, welche der Verfasser gegen das Turnen vom Standpunkte seiner Wissenschaft erheben muß; eben so viele und überwiegende Gründe füreine nlltürlicheNew egungs-gymnastil holt er aus dem Arsenale dieser Wissenschaft hervor. Diesen Ausführungen gegenüber ist ein Totschweigen des Buches oder ein Versumpfenlassen des Kampfs nicht möglich. Der Kampf muh durchgefochten weiden, und wir glauben, daß er mit einer Niederlage des heutigen Turnens enden wird.

Aber nicht allein für den Turnlehrer und für alle die, welche sich mit der körperlichen Erziehung der Jugend berufsmäßig oder aus Liebhaberei befassen, ist das Werl unentbehrlich, auch für militärische Kreise ist es von hoher Bedeutung, denn auch der körperlichen Ausbildung der Soldaten, ihrer Erziehung zum Ertragen von Strapazen widmet der Verfasser auf Grund semer Eigenschaft als Physiologe und Militärarzt einen großen Thcil desselben.

Um einen Ueberblick über den reichhaltigen Inhalt zu geben, lassen wir die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte folgen: 1) Die körperliche Erziehung in Italien im Zeitalter der Renaissance. 2) Die moderne englische Erziehung. 3) Die körperliche Erziehung auf den Universitäten. 4) Die Eolleges und die Stundenpläne in den Schulen Englands und des Continents. 5) Die Entwicklung des Turnens. 6)Beurtheilungde«deutschenTurnens. 7) Da« athletische Turnen. 8) Die militärische Ausbildung und die „b^willon» »oollIir««". 9) Das Schießen nach dem Ziel. 10) Der Tornister. 11) Die Märsche.

Die Uebertragung in das Deutsche ist meisterhaft, Papier und Druck gut. — Kurz ein »ach jeder Richtung hin ein» pfehlenswerthes Buch, das in der Bibliothek keines Mannes, der sich mit körperlicher Erziehung beschäftigt, fehlen sollte.

«anatshefte »er ««meni„S-«e,e«»
schaft.
«omcnius-Vlätter für Vollserziehung
Leipzig. R, Voigtländer.
Wir neuen uns, constatiren zu können, daß die Comenius-Gesellschaft ihre früher von uns dargelegten Ziele unermüdlich weiter verfolgt, daß sie immer neue Wege sucht, um die Aufgaben, die sie sich stellt, zu lösen. Tic „Monatshefte" bringen nach wie vor gediegene wissenschaftliche Arbeiten zur Comeniusforschung, die „Comenius-Blätter", welche an die Stelle der früheren „Mittheilungen" getreten sind, stellen sich vorwiegend auf den Boden der allgemeinen Vollsbüdung und Vollseiziehung, dieses wichtigen Factors auf dem Gebiete der socialen Frage. Sie erstreben Unterstützung und Zusammenfassung aller Bestrebungen auf diesem Gebiet, Errichtung von Volts-hochschulen: Erhebung der «ittenlehre zu selbstständigem Lehrgegenstand. die all-gemeine Volksschule unter Wahrung der Freiheit des Privatunterricht«, Selbst-verwaltung auf dem Gebiet berSctule, Erweiterung der Frauenrechte, Pflege des Genossenschaftswesens ?c.
Wir rufen der C-G. zu ihren Be-strebungen ein herzliches Glückauf zu.
Vriefe eines Vaters «» seinen 3«hu.
Nach dessen Abgang an die Universität.
Von '**. Breslau, Schleiische Ver-lags-Anstalt v. S. Schottlaender.
Ter unbekannte Verfasser theilt in Brief-form eine Summe von Lebensregeln mit, die wir Allen, für die sie bestimmt, b. h. denjenigen, die berufen sind, der herange-wachsenen männlichen Jugend Lebrm zu eühcilen, und diejer selbst, sofern sie die löbliche Abfielt hegt, sich auf die »echten Wege leiten zu lassen, als sehr beachten«-werth rühmen können. Ein Sohn ist auf die Universität gezogen, und der Vater schreibt ihm in dem warmen Tone eines älteren Freundes in einzelnen Briefen, was in jenen Lebensjahren, in denen die Studiensemester sich vollziehen, als an«strcbenswerth, als nützlich oder schädlich für die Lebensentwickelung des Einzelnen zu erachten ist. Der Verfasser geht von der, leider, unleugbaren Thatsache aus, daß in ein immer größere« Mißverhältniß die Neigung zu leichtem, mühelosem Lebens-genuß mit einer ideellen Richtung des Denkens und Handelns tritt: daß immer verschobener werden die Grenzen von Gut und von Böse, und über die Pflege der körperlichen und materiell geistigen Kräfte

immer mehr die Cultur jener Regungen in den Hintergrund tritt, für die man, svillchgebriinchlich, das Gemüth als Organ bezeichnet. Diese Tendenz, in der jene Briefe geschrieben, tonnen wir gar nicht laut genug als richtig anerkennen, tonn» nicht lebhaft genug den Wunsch aussprechen, daß ihr Inhalt in allerweitesten Kreisen, die Richtung angebend, in der gerathen und gestrebt werden sollte, bekannt werden möchte! Aber auch viele Einzelheiten finden unseren vollen Beifall und flößen un« große Wertschätzung für das tlare Deuten, die reifen Anschauungen ihres Autors ein. Nur ein Punkt hätte vielleicht eine eingehendere Berücksichtigung finden tonnen: In dem Briefe, der als Thema hat .Der falsche Freund als Versucher" werben auch jene mannigfachen Versuchungen, für die ein junger Mann am leichtesten und häufigsten zugänglich ist, die weitreichendste Gefahr de« Jünglingsalter«, berührt. Der Vater hofft, daß sein Sohn ästhetische? Geiühl genug besäße, um der gröbsten Art der Verlockung, und Rechtssinn genug, u» jenen verführerischen Gelegenheiten, an die sich Verpflichtungen knüpfen tonnten, zu widerstehen. — Hier läßt der trcfflicbe Vater weniger seinen wagenden Verstau?, da» Resultat seiner Erfahrungen, als vielmehr den Wunsch nur zum Ausdruck gelange». H,. ^V.

Majestät. Roman von Louis Eouperus. Dresden, Heinrich Minden.

In einem Phantasiestaat, der nirgends auf der Landkarte zu finden ist, herrscht eine Dynastie, deren Stammbaum wir vergeblich im Gotha« Almanach suchen würden, und doch begegnen wir in der Heiischeifamilie selbst, sowie in dem sie umgebenden Hofadel manchem veitrauleii Zug, der uns an Erscheinungen erinnert, welche im europäischen Staatenleben der Neuzeit eine Rolle gespielt haben; — der Roman ist als eine parodistiiche Studie über höfisches Leben im Allgemeinen und 5lronprinzenschicksal im Besonderen aufzufassen, und der Verfasser hat seine Aufgabe mit psychologischer Gründlichkeit bearbeitet, indem er versucht, da« Seelenleben dieser am schwindelnder Höhe stehenden Persönlichleiten zu erforschen und zu motiviren. Ter Roman ist aber viel zu gekünstelt, um cm wärmeres Interesse ciwecken zu tonnen, wb die Ausdauer des Lesers wirb auf ciie recht harte Probe gestellt, um dem Verfasser auf den weiten Irrgänger», den seine

Phantasie einschlagt, folgen zu können, zumal Zweck und Ziel desselben auch am Schlüsse ziemlich im Unklaren bleiben. n>l.

3er Roman einer Träumerin Von Maiia Solina. Dresden, E. Pierson.

Ter Roman umfaszt das Schicksal einer Frau, die aus einem zahlreichen Schtvesterntreis als unreifes Mädchen in eine Versorgungsehe gedrängt wird, in welcher sie die schönsten Jahre ihres Lebens ge- dankenlos verträumt, bis sie in einem Alter, in welchem Andere die Herzenstämpfe längst hinter sich habe», zum Bewußtsein ihrer Rechte an das Glück erwacht. Nie Ehe wird nun gelöst, und da sie dm Mann ihrer Liebe nicht besitzen kann, so ist sie gezwungen, sich in Abhängigkeit zu begeben, um auf diese Weise, frei von unwürdigen Fesseln, sich selbst leben zu können. Die seh: dürftige Handlung ist in diesem kurzen Auszug wiedergegeben, alles Neblige ist ein Spielen mit Gefühlen, die alle mehr oder minder unnalürlich sind; überhaupt sind die Handelnben Personen leine Menschen von Fleisch und Blut, sondern künstlich con> struirte Marionetten, mit denen die Ver- fasserin nach Belieben manövrirt: — der- artige Belletristik wirkt auf unreife Gemüther nur verwlrrend, gereifte Leser dürften schwerlich Geschmack an derselben finden. MX.

3er Weg zum Friede«. Von O. Heller. Berlin, Verlag des Biblio- graphischen Bureaus,

Der in einer spannend entwickelten Exposition das Interesse des Lesers er- weckende Roman hält in seinem Fortgange nicht das, was er im Beginne verspricht: dazu ist der Held der Erzählung eine zu abenteuerliche, romanhafte Persönlichkeit, und seine Schicksale, sowie seine endliche Weltflucht liegen zu weit ab von oem Ge- biet des Glaubhaften, um nicht das an- fängliche Interesse erlahmen zu lassen. O. Heller verfügt über ein gewandtes Er- zählertalent: es ist zu bedauern, wenn das- selbe auf Abwege geräth und auch den Mangel an Naturwahiheit unbefriedigt laßt, mx.

Lieder eines Menschen. Von Ludwig Scharf. München, Or Albert und Comp., Sepailltconto.

Entschiedene Begabung, aber auch unangenehm berührendes Kraftmeieithum spricht aus den .Liedern eines Menschen". Faust'sches und Heine'schcs finden sich in dem Buche, Himmelslürmendes und Weltverachtung. Ein souveränes Hinweg-

setzen über Gedanlenlogit und Form läht kaum ein einziges Gedicht zur vollen Wirkung kommen. Die Eigenart eines Dichters vermag wohl Interesse zu erwecken; wenn er aber nicht versteht «der sich dazu nicht verstehen will, dieselbe auch in wirkliche Kunstschöpfungen umzusetzen, so eilahmt dasselbe. Wenige Lieder, wie Stunneswehen (S. 14.), Gebet eines Menschen (61), können mit ungetrübter Empfindung gelesen weiden.

>5.

LmLeMULeuL Llwnei'. Le«precd«»L »»ei! Hu8^»IiI der IleMcUon vurvenlliten.

NsnÄlsi N., Der Line, Iium»n !n ««ei Musen.
L«'!in, ?, r»ut»ne und Q>.
2«Ulu»^-H>«>, V., NiMn, Hit« uns ^un^e.
Itom»n. llr«»den, (.', ll«l»»ner.
»«Hell H«, V1»i»t«i» N«»«le!i, II. Mnd.
Her»»»«, v<m U, Xizemer. H»II« »,/8^
0. U«nd«I.
LonulUlu, ü., Xene 8bll!ie«p<»le'l!ntllU»unLen
Uelt I. I.eip«Iss, l!. Lulwonn.
Alis5«i', H^ Huzeenilulte Uedlente. Ni<>!>>!enn»iu
und I^Ipxlz, L»um«rt H »on-ie.
2u«Kv»I«!. N. und 1. v,, VII!» iwii! und menr.
Lveiw Hulwze. I.e!p«lF, It. liiere.
Wu»»«. 0., Keu«r« De»««!!« I^vrlll. N»!ie ».D,.
0. Ueud«I.
Ni»»«. t?. 2^ VI« NillPnnIozle, eine »erdende
VlzzenseluM. H>re üutvlekeluuz und Ibr
8!«,nd. Line orleullrende, !lrlt!»eb« vlrlezune.
lllInouen, H. 8ebUIer, ,H. Hell«rm»un«
»«dl!«.'.
Vtl1ln<>l«oli«, 1.^ Der linier!m 8treite. Vr2>,i»
In drei Helen, ?rie»t, r. II. »enlmnll.
O»r>cle<, >., Nie kleine üircbe. I?In Hue-IiNman.
Hutorlzirte veder«et«unss?. Wnll^lmg HIexanderÄever, 8tlltt^»rt, lleutücne V<!li»g8»nZt»,It,
v»^ot, H., Klpulenu I. I» Lud und ^Vnrt, Überti»8«u von 0. !l»r«<:t!»II v. Lieber.xtem,
I^ieirz, 4-S. I^Ipllss, U. 8eumldt H 0.
ÜUntuer.
viil«lll»-l«, 1^ rrnr. v,, lU«,nl! >'»ge! v. Lr»«e>
L»rnue«8 Dl. llunuln. Dresden, 0. Üei88ner.
Dulxx», 5., henkelt« vom VirKIIclieu. Line Ftudie
»U8 der (!ez«i!»!»lt. Dresden, U. Henkle,-.
ü»cli«l,, II. v., Inmitten der Leve^unz. 8»ei»!er
li«m»n. 2 Müde. vr«8d«n, 0. Ile!»«uer.
?rie»lu», IV,, Nie v?»üen nieder! 3eu»ll8n!e! In
lünl Hnlüllzeu. 2nm Lb. OedenHzure de»
ssro^^eu Xrleee». I^lpllss Huz«r, ü. I.Iudner.
<3c>ld»clmi!<1t, II^ Keue Nlnuzedlente. !?r«,nlllurt ».M.-1«!pllF, Xe8»«!r!n8'»c!ie Uolbuonu»udIunL.

<5roU»i, 8^ 2»nu (letwulonten. vr«»Ä«n, l!.
N«I80U.
^«Ultiluulil, 1.^ Illeulrä V«»ei'» I»nill!lu8«r-
I^5l8eurlft lum Neäenirt»«« äer «r8t«u >ul-
lüurunz »m 19. Oetuber 1845 w vre»>ie,>.
Dreien, II. LerUIn«.
2Httl«i, ^^ Her 8n!rIU8MU8 uns <iie mocierne
Vi8»en80n»lt. >n Läll»lä von U»rtm»!M.
U»mburz, V«>l2ß«»N8tl»>t uns vruoilerei ^.O.
<vorm»>5 ^. ^. ülobter.!
H»,rN»i»8/, V^ Im Neigen, Heue I^leser. (!wru8,
L. V«i«I.
^«»»«u, ^^ Unzeit» äer Hlpen. Kovellen,
vreliäen, C, Üei88iier,
X«U«r, (?,. !>»« lieben ses Ueerez. I^Iefü. 14—IN,
XI1li<:!l<>v»tl«li». ä. v^ VIebe. 2»ei lÄnse.
Vre8<l«n u»s i,e!P?,U. 0. ile>88ner.
Xlo», I, ^,, ü»x Xreller, Line 8tn«Ue iur
neu«ren I,itter»tur. llr«8<!en, L. Neroon.
Xn»o!ttu», U^ VUrer. Ult 12? ^bblliiunssen
von NemillHen, Uollsennltten uns Honäleieun.
LIelelelH unÄ I^elpliß, V«In»«en ^ LI»«!llz,
X«l»!c». ^ Hin vnziUeii. 8»el»!e8 8eb»u8plei
»U8 ser > iezen v»rtl In 2v«i XullllgeU. Vu88«l-
soll, LIettu«« K c!o.
Xref,«!«r, lu^, i!lll vnberunmtei un<! lwier« Ue-
»ouiedten. vr«8!i»n, L, ri«r8on.
Dl« XrlU^, ^ue!i«n8!:n»ll 6«8 LllenUienen lieben».
H«r»u«g. vo» L»r! 8eune!ät, II. ^»nr^^nz,
Nu. 52, Lerün, U. 8tur».
vi» Xun»t>»»11«, 2elt8°nr!tt lllr <U« bl!<!en(ien
Ü!ln8t« un<I <!»» Xun8t8«« erbe, ^»nrLiwß I,
Ho, I. Lerlw, Ilo8enb»um ^ N»rt.
Di« «»tsrrsiciilscb,« I^ncl v«I«. lline Iiritizcn«
8tu>!Ie von einem eu«m»I!gei! i>8lerr«lc!!>l8c!ieu
Olliile,-, Ll»un8ob««i8, ü»uert ^ üoeeo
N«!Ul!«.
I«U, ?^ tl»s»me Lui v»»nt!i«Ne, Iloman, Ltutt-
Mi-t, Ve»t8<:l!0 Ver!»z8-H!!8l»Il.
IllMin^, il.. Hin IlomlIn vom er8len 0un8ul.
Gibliutuei uer ««»»mmUItter. No. 886-888».
«alle »./8., 0. Ueno«!.
— Die k°i»u Nonvernenr!» von ?»rl». Lilier vom
ri»n?.n8i«cu«n Xzlzerdole 18N7, Hopennzzen.
^. ?. Il»8t ^ Sonn.
H«i«t, enez e!uM<il8e!!e» V8N«ibueb ser «n?-
Il8e!>en unä Heol8eneu 8ni»<:!!«, I^elerunl I?.
NeNIll. I^»NL«n8o!!eI,1!,'8en« VelUlßKbllelmHI.
lf»olU7i«I»t«n »u» Ä«lU 2>illl>l>»,li<!»I uil<1 <!«ll
v»iv^»l»Ät«l» <3«»o1i^tl«ivei^ei» le8t-
nummer. I«loll8, U«l»envei«w <ier veutzolien
Luobulndlei-.
»«v»ia, ^^ rrle<!l!eu Lcuiüzl. Lr!,>nei-un8«n
»n «wen »Iteu Viener. Lm Uec>«nKbl3tt üur
«iritteu Vleäerllebr «eine» ?<x!e«t»L^' ^isn.
Im 8e!l>,<tvel!»z« cie» Vellll88«l8,
Xo»»!^. H^ Heber sie beÄlmmencie Hr»»cd« 6«8
?!!lio8upbllen8. Vel8uode einer pr»!iti8el>e>i

Xritilc uerl>«nre 8plnul»8. sluttMi't, Ueut^^n«
Veri»38»N8l»It.
I>i«t«!ll1l»l, ü, ^ul sem Aege»«««» von Lerlw
uzen ?»il8. ?ot8^2m, ü, U»edfel<i.
?r6«l»r, li,, v»8 keü^umücicuen uns «user«
Kovelien. Leriin, l. !>ont»ne un<l c«.
?re»»r, 0^ v»8 Xrmln8lie<l. Ur»«8enl»ln uu!
I>!pü!L, Luumerl, uixl IlonLe,
?l»^i»«li«il, N, v^ VI» I'«88wnl«. I<eb«n«I I«Her.
Vre8<!eu, (All Ne!88ner.
It«i<>riil, t»s!^>?ut«<ne. LMlter nur lnrseruuz
6«! UumunitÄt. I V, ^ul,r3. I^iel. 17—18. 8dnlß8-
IieiT; i. ?r^ Ur»i«, u»<! Vrber.
IU«^«lii, N. un<l 2»1I«, 0,. l,eu«8 lwlieuiscb-
H«ut8«de8 uuH Äeutzeu iu>II«uI«c!!«« ^'ort«r-
bucn. 4. I^Ielerung, Lelpllz, L. ?»uc!n:!li.
^iotor. !>., I.e Leepti,,!!« lo.vlll. ?»rl», Llbilo-
tbixjue Hrlllslique el I^Itler»Ir«.
Koilerloli, H., XunzUerlalul«!!. UnM«re«!ie».
II!»»trIrt von Q 8e!!ner. 8tutt«2rt, v«nl«cue
Verl8z8'Hn«t»It.
Lelmeial, X^ Die XrMli. V<«u«n«ib»n äe«
üüeutllcuen 1«oen8, II. ^»nrzlmg. Üelerunss
18—51. L«l!in, V. H. 8l«lM.
Lobult», ^., ^u»«t8«»ebiente. Uelerunl 5.
Lerlln, N. Urote'üene Vell»«8bnon>>äl.
l3«Iiu1i«>8o1lnu<!t, L^ ^»miciu». — II Lliec«»-
eelio. 2«^«I Novellen, vrexien, O. »eI>H»«r.
Lelivsj^sr I.«rc!i«l»t«I<l, H. v., Die 0ou«u
»l8 VoUlerve?, 8cbIM»!!rt«8tl»88e ui«l lleiZe-
ruut«. lllt 3«<> XdbUÄunien uns ^»nen.
Uelrg. 11—15. Vieu, H. UlMieben.
8e««5»»t, rrut. Dr. U., ^'uuer-«unln? Nu«
lre!m»urerl»on« Letnledtunz. LerUn, l!. ««!<!-
»eduiiÄt.
8»i«li, H., X^nete. vr»m» w srei .^cten.
ve>i!«cb von Inereze XrUger un<! Ott« Lilci
UllNieben. Lerlln, 0eut5cl>e 8cnriN8teUel-
l>eno,«ü?u8od»lt.
8l»iN«1«r, 0., I!»II»<!en. 2»r!e!i, 4. UlUIer.
8t«»«li>»2lu, 11^ v«8 Uor»Uu8 8c!>ün8l« 1,l»<ier,
L»8ei, L, 3eu»»be.
8ti^«!^, Dr. r^ Nie !M«8ten 2«lt«u öe» Lb«»!«r,
»u 8ti»l8lln<i 1UN7—1834. lün «eltr»g lur
Ne8enlente <le8 «lentzclien Iue»ter8. 8li»l«!i!,!,
Verwß 6er X»nl8l!eben Il««leiuuz»'Lncb-
«lruckurei.
LtruoK, llr. V.. 0»« LUnänl«« Vilnelm« von
>Ve!m»r mit (!u»t»v ^Holl. Nn Lellr»ß inr
Ue8cl>iot!te <ios >!le!8l>izKllNgen lirieze?.
8tr»!«ui«i, Veri»8 <ier X<>nlg!iebe» lieLiernngz-
Luoudrueiierel.
suttner, H. N. v^ l!Iu vimnn, Lom»» »u« <ier
Uegeuwt. I»l«8ä«n, 15. I-.erzon.
Vlotori». UIu8tr. 2eil«ellr!N lur vuter!»n,I>8cd.
8purt unÄ Ili!e388en><i«8e3 IiHäl»breii. Hell l.
Lerlln, Huelce imI Nrulm»>.'!«l.
VllloenU. C. >> Lrlebt«» uns !?»!,ullrte«. vre»-
Hen, D, ?!er»un.
Vi«l^, u. c:,. vi-KunÄen uns «elü« llnr «üntner-
k»r8«uun6. 8tr!e8»u, >. Noumlmn.

«
^ 1895sr. l'riLCtlO k'ÜlWNF. 1895«. ^
> ^!^!>

^ Isslioder Ver82us
^G^,.
H>««lin>!>r»»«Nl -
««in» <7» »
»»lUln«. 34» »
llixlinu». 3>l
^ //^,',^,,,.^m^m.

MmM.,!l!!.!!l!l!l!!!! !l!I!I!l »!>»!ll!l.jl!!!»!!!!!!!»!!ll»llM1ljM'MI
«
Ustle^soisono llopnts in «len 8>'ü88t«n 8tä<lton »Iles W«lttli«il»,

^tüi'licK ^nd1cn3auic3 Mineral ^33cr.
Im Hin^elnvcrl<2us wird 623 odi^e XVa^8er, ^et?t wie ful^t dcrecknet:—
Incluzive
wettol'leiz
6e« ^V238el8.
ci23 leere (^etAzz.
25 ?s.
1/1 I"!25cKe
30 i's
5 ?s.
20 ..
^2 I'I.'i^cKe
23"
3 .
Vi !^,x
35 ..
5 ..
30 .,
1/2 Kru^
26 .
3 ,.
23 ..
X«,u2ied dei »Heu H,potdeKeru uuä ülliuerHlvs.zZei-Hänälsi'n.
INc ^?0I.IMäKI5 c0«l?^V.

^.Â»^

.^^^Â«^^^Â»^z

December 18Y5.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Prinz «Lmil zu Sc^o: ai. ..,^,. .-
Radirung von Franz Roiich in ii^'.t". >.7

»Nord und Sld' «scheint »m Anfang jede» Monats in ?>,— ,. ! ^: «,n '^
^—^— p«i» p« «llnanal <« Heft«) i ^ .. . ^.
All» »nchbandlnnaen und ponansalten »ehmen jederzeit Vestellnngen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und .Süd" be, züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die
Redaction von »Mord und Süd" Breslau.
Ziebenhufenerstr. <<, <3, <5.

5n unsere Müonnenten!

ie bereitö erschienenen Vände von
//
Nord und Süd"
können entweder in complet broschilten oder fein gelundenen Vänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Vand (—3 Hefte) bro> schirt 6 Mark, gebunden in feinstem DriginaI>«Linband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.
Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original - Ginbanööecksn
im 5til des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer leinwand, und stehen solche zu Vand LXXV (October bis December l.895), wie auch zu den früheren Vänden I—I.XXIV stets zur Verfügung. — Ver Preis ist nur ^ Mark 50 Pf. pro Decke.
Zu Vestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Vezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Linsendung des Vetrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expeoiren.
Vreslau.
3chlesische Vuchdruckerei, Runst- und verlags»Anstalt
v. 5. 5chottlaender.
(Vestellzettel umstehend.)

UesteNzettel'.
Vei der Vuchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von j?aul tinda«.
Schleiche Vuchdrucfeiei, Kunst» », veilagzanstal! l>. 5, öchoüluender in Urrzlou.
«zpl. Vand I. II,, III,. IV.. V,, VI.. VII.. vm., IX.. X..
XI., XII., xm.. XIV.. XV,, XVI,, XVII.. XVIII.. X1X„ XX,,
XXI,. XXII,, XXIII,. XXIV.. XXV., XXVI., XXVII., XXVIII..
XXIX., XXX.. XXXI.. XXXII.. XXXIII., XXXIV.. XXXV..
XXXVI,, XXXVII.. XXXVIII.. XXXIX., XI... XI.I., XI.II, XI.III.,
XI.IV., XI.V.. XI.VI.. XI.VII,. XI.vm, XI.IX.. I... I.I., I.H., I.III.,
I.IV.. I.V.. I.VI.. I.VII.. I.VIII., I.IX.. I.X.. I.XI.. I.XIl., I.XIII.,
I.XIV.. I.XV.. QXVI..I.XVII., I.XVIII..I.XIX., I.XX..I.XXI.. I.XXII.,
I.XXIII., I.XXIV
elegant broschirt zum streife von «^i 6.—
pro Vand (— 3 Hefte)
fein gebunden zum streife von °^ 8.— pro Vand.
«Lxpl. Heft I. 2, 3, 4, 5. 6, 7, 8, 9, IN, ,,, 12, 12, I,, ,5,
,6, I?, »8, ,9, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 2«. 27, 28, 29, 30, 31, 22, 22,
2<5, 25, 26, 27, 28, 29, 5», HI, 42, 42, 44, 45, HS, 47, 48, 49, 50, 51,
52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, KU, 61, 62, 62, 64. 65, 66, 67, 68, 69,
70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 7», 79, 80, 81, 82, 82, 84, 85, 86, 87,
88, 89, 90, 91, 92, 32, 95, 95. 9«, 9?, 9». 93, ^oo, IUI, 102. ,02,
10,, 105, ,06, 107, 108. 109, ,10, 111, 1,2, ,,2. ,,4, ,,5, ,,6, ,,?.
,,8, ,,9, ,20, ,2,, ,22, ,22, ,24, ,25, ,26, ,27, ,28, ,29, ,20, ,2,,
,22, ,23, 134, 135, ,36, ,37, ,28, ,29, ,40, ,4,, ,42, ,42, ,44. ,45,
>46, ,47, ,,8, ,49, 550, ,5,, ,52, ,53, ,54, ,55, ,56, !>57, ,58, ,59,
,60, ,ü,, ,62, ,63, ,64, 165. ,66, ,67, ,58, ,69. ,70, ,?,, ,72, ,73,
,?4, ,75, ,76, ,77, ,78, ,79, ,80, ,8,, ,82, ,82, ,84, ,85, ,86, ,87,
,88, ,89, 19«, ,q,, ,92, ,93, ,94. 195, l96. ,9?, 19», 199, 200. 20,,
202, 202, 204, 2>>5, 206, 207, 208, 2«9, 2,0, 2,,, 2,2, 2,3, 2,4, 2,5.
2,6, 2,7, 2,8, 2,9, 220, 22,, 222, 223, 224
zum streife von ^ 2.— pro Heft.
Einbanddecke zu Vd.I^XXIV. lIuli bi> September 5895,
<kxv>. d«. zu Vand I„ II., III., IV., V., VI, VII., VIII.,
IX.. X. XI., XII.. XIII.. XIV., XV., XVI., XVII., XVIII.. XIX.,
XX, XXI., XXII,. XXIII., XXIV., XXV. XXVI., XXVII..
XXVIII., XXIX., XXX.. XXXI,, XXXII., XXXIII, XXXIV.
XXXV., XXXVI.. XXXVII.. XXXVIII.. XXXIX.. XI... XI.I'
XI.II.. XI.III.. XI.IV., XQV. XI.VI., XI.VII.. XI.vm., XI.IX.. I..,
I.I., I.H., I^II.. I.IV.. I.V., I.VI., I.VII., I.VIII.. I.IX, I.X., I.X1.,
I.XII., I.XIII., I.XIV., I.XV., QXVI..1.XVII., I.XVIII., I.XIX., I.XX .
I.XXI., I.XXII., I.XX1II., I.XXIV
zum streife von ^ ^,50 pro Vecke.
Um «lfi. «cht d»»!Iich» rl«m«n»> »»!> wohnnilglüngabe »ild »rsnch!.

-<^0^x t^l'
^r.Â»Â» t.
<. !'- ^ .'-.'!.'
j?aul ^indnl:
',<'^,' , 5 -.0. T'^elnb^ I""
^' , , , ,
- ct'^ .'-,, ci.^ . >,-' -, -'>."

>^-
/ ^ ^
^<^<
^â€”

Aord und SÃ¼d.
Gine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul tindau.
I.XXV. Vand. â€” Deceniber ^895. â€” Heft 225.

Vrezll au
Lchleslsche Vuchdruckerei, Kunst' und verlagS'Anstolt
v. 5. 2chottlÂ»endei.

Ohilemon und Baucis.

von

Emil Schaenaich-^arolnth.

— j)alsgaard'Iuelsminde bei Wolfens (Dänemark),

VauciZ:

Philemon! sihilemon!
vie 3onne sticht, schwarz ragt der torbeerhain,
van fernen Höh'n naht eine Wetterwolke,
Virgt, veilchenfarben, ferner Vlitze schein.
Die Ziagen blöken ruhelos am Rain,
Und er, der Gute, ging zum schnittervolke.
Mich bangt um ihn . . kein 3ichelton durchschwirrt
Die schwüle tust mit frohgeheimem laute,
Dies schweigen lähmt.

Wilemun:

Gruß vir, Du sorglich Traute
Den Rlippensanm Hab' mühvoll ich durchirrt,
Die Vöcklein abwärts scheuchend zu den wiesen,
Sie naschen gern am jungen Lchotenkeim
Der goldgebrämten giftigen Cythisen.
Gleich bracht' ich Futter für die Thiere heim.
Jetzt möcht' ich, müd' vom ungewohnten steigen,
Dankbar die stirn dem Hüttenschatten neigen.

Baucis:

Dem -chatten nicht, komm in den sonnenschein,
Die Holzbank trag' ich in den Glanz hinein,
<Ls ruht sich gut an eigner Hllttenschwelle.

Milrnwn:
Ach, theure Gattin, wo Dein lächeln weilt,
Herrscht Gabenfülle, süße Vaseinshelle.
Ja, wir sind glücklich, doch — die Zeit enteilt.
<vft spricht mein Herz in ruhelosem 3chlage:
Ein Ende droht dem allerschönsten Cage,
längst wurden schräg an unsrem Z?fad die -chatten.
Ach, altersgrauer, treuer Weggefährte,
Daß doch die Jugend ewig, ewig währte!
Wllcmon:
vergiß nicht, liebste, wie so gut wir's hatten,
was Götterhuld uns sterblichen erlaubt,
Du streutest es als sanften Rosenregen
Mildherzig, freundlich auf mein altes Haupt,
Dein Thun war Glück, Dein Tageswerk war Zegen,
Und täglich noch nimmt Deine Güte zu.
N2uci§:
Der 5tärkstc, Veste, schönste warst stets Du.
Milrmon:
Dem Tage preis, der Dich mir angetraut.
Wir liebten uns, doch zwischen fahlen Myrten
schlich Hungcrsroth, die «Lumenidenbraut.
Poseidon doch hat unfern Gram erschaut:
Im wilden 3üdsturm brandeten die 3yithcn
Gla», gischtbckränzt zun, Alippenstrande her . .
Vaucis:
Da rissest Du, zu retle» uns von Mangel,
An hochgcschwungener, dreigezackter Angel
Den silberfetten Thunfisch aus dem Meer.
Ich aber floh schnellfüßig von den Klippen
Und küßte Dich, dcß Arm noch straff vom Fang,
3alziibeischäumt, den Nacken mir umschlang,
Helljubelnd auf die üriumphatorlippen.
Mllemon:
wie warst Du schön! wir schritten durch die Nacht,
Auf fremden Vergen hielten Hirtenfeuer
Hochrolh und einsam stille Höhenwacht,
Im 3üden stand, goldäugig, erdenfein,
Des liebcsglückcs großer Funkelstern.
Aus palmenübcrdunkeltem Gemäuer
Hob sich das Moosdach, unser «krdenheim;

Du trankest scheu vom selbstgebrauten Seim,
Dann, schluchzend, bang, im heißen Rosenhage —
Bauriß:
G schweig, « schweig . .
Mllemon:
Starb uns in Seligkeit
Her jungen Sehnsucht herbe, letzte Plage,
«aucis:
Sie ging dahin, die nie verschmerzte Zeit.
Wilemon:
(!) kehrt zurück, ihr honigschweren Tage.
Nlluiiß:
wie ward er alt. Ihm senken sich die lider,
<Lr nickt, er schläft. Ach. kam' die Jugend wieder!
Wer Wanderer:
Ihr Friedlichen! «Luch fiel ein seltnes loos.
Ach, daß sie schlügen, treuer liebe Flammen
Um jedes Herz, auf jedem Herd zusammen,
Dann tagten lenze, herrlich, zukunftsgroß.
Dann könnten Götter diese Welt erwählen
Um, ungestraft, sich Menschen zu vermählen.
weich' mir vom Haupte, großer Sonnentraum.
Reut Eure Hülte dein verirrten Raum?
Vaucis:
Ein Gast, ein Gast! Seit sich zum Dorfe fenkt
Der Händler Pfad, ward uns kein Gast geschenkt.
Dem Tage Heil, der Dich uns zugeführt —
philemon, stink, jetzt wird der Topf gerührt.
Mllemon:
«Li» Gast? vernehm ich recht? Freund, nimm vorlieb.
Gleich stammt das Reisig, Ruhe Dich im Sessel,
Und, Vaucis, was Du Gutes hast, das gieb.
Vaucis:
Zum Feuer hebe mir noch rasch den Ressel,
Dann tummle Dich, vom Gältlein bring herbei
Mir reichlich Minze, Rüben und Salbei,
Gleichzeitig schaff' den Mischkrug aus dem Keller,
Trag' sänftlich ihn, dann hält der wein sich Heller,
Und hol' mir endlich, wenn Du fertig bist,
vom Doch dies Ranchfieisch, das ich längst vermißt.

Milemnn:
laß. Vancis, mir den Herd nur nicht erkalten!
Nüuciß:
Hier steht der Cisch, doch ach, g»r speisenleer.
Vei Wanderer:
Ihr lieben, guten, mildgesinnten Alten,
Mich zu bewirthen fällt nur Reichen schwer,
verächtlich oft wies ich vom tebenstische
Des Reichthums fette, goldgeschuppte Fische,
Denn Selbstsucht war des Prunkgelages Rern,
Doch Ihr bewirthet sonder Arg und gern,
Drum brech' ich derb von Euerm Aleienbrote,
Und es behagt mir Luer wein, der rothe.
Nsucls:
wie treulich ehrt er nns're rauhe llost!
Hör' an, f>hilemonl Unler'm Heerdesrost
Vriet heut ich Aepfel; wollt' Dich überraschen.
Milemon:
V Gute, nimm sie hurtig aus den Aschen
Und wisse denn: im Vienenstock verwahrt
liegt Honig noch, den ich Dir aufgespart.
Vring' Alles her, den Fremden wird's erfreuen.
Ver Wanderer:
Ihr Guten gebt; es soll «Luch nicht gereuen.
Gern mag ich rasten, wohlbetischt und warm,'
Doch stammt ob Unbill, unterwegs erlitten
Im Hirtendorf, zu Haupt mir jäher Harm.
Fluch jenem Vrt, den quer mein Stab durchschnitten,
Dies Volk ist schlecht.
Mllemon:
Hart auf Erwerb versessen.
Doch schlecht? V nein.
Vcr Wanderer:
Freund, Schulden zu bemessen^
Ist Richteramt nnd ziemt nur mir allein.
Als Nettlei kam ich, weil aus Vettlerwunden
Ein heil'ger Strom zur Menschheit niederquillt.
Vis daß der Gottheit liebesdurst gestillt.
An jenem Strom, der suchend heimwärts geht,
Harrt, Weltenschicksal wägend, der vrophet.
Mich hetzten sie mit magergelben Hunden,
Die Sichel schor den goldne» Gerstenhag,
Mir ward, statt Speise, Hohnwort, Knüttelschlag.

In jedem Haus, dem ich mein Heil befahl,
Hielt die Genußsucht breit ihr Vacchanal,
Dort lagen sie, die grasse 3elbstsncht säugend.
Am Futtertrog, vergleichbar schwarzen 3tieren,
Die, wiederkäuend, trag, im Nahrungsgicren
Dem großen Zchlachttag stumpf entgegen äugen.
Der Tag kommt bald.
B2uc>§:
«LZ bricht Gewitterglanz
vom Vlick des Fremden. Rieth' ich seinen willen!
Mllcmon:
Noch hungrig blieb er wohl. Vaucis, im 5tillen
Erwog mein 3inn: wir opfern ihm die Gans.
VauciK:
Das treue Thier? weh, wenn sein Zahn sie nagte,
5ie ward uns Freund, die kluge, hochbetagte.
1?hllemon:
Ach, Haftpflicht mahnt, wir müssen standhaft sein;
Das Messer schärfe sacht am Kesselstein,
Ich will alsbald mit unsres Festes Vrocken
Aus ihrem 3tall die Hansgenossin locken.
Dann, ahnungslos, wenn sie das Mahl genießt,
Trifft sie der Tod, der jedes Glück beschließt.
Ich habe Muth! Voch, Aaucis, immerzu
War' es mir lieber, schlachtetest sie Du.
Vaucis:
Ich? Nimmermehr, herzloses Ungeheuer!
Voch ... Du Haft Recht. Das finstre Werk gescheh'.
3« schlachte sie, doch thu dem Thier nicht weh.
Ver Wanderer:
welch heil'ger Duft umflort ihr Hüttenfeuer.
An dieses Herds verglommner liebesspur
Erstarkt mein Wunsch »ach Glück auf Erdenstur.
Halt ein! Nach 3peise lüslet's mich nicht mehr.
Nach Euren Herzen doch !rag' ich Vegehr.
wir wollen tranlich um den Tisch uns reihen,
Und, redefroh, der Rast ein Ltündlein weihen,
sprecht. Eures lebens langgemess'ne Zeit
3chuf Euch viel schweres?
Wilcman:
Herr, nur Dankbarkeit,
NauciZ:
Der Gute hier trieb uns vom Haus die Plagen,
Mit solchem Gatten ließ sich Alles wagen.

lMlenwn:
Doch ohne Vaucis hält' ich's nicht ertragen,
Nauriß:
Craut nicht dem wort — die liebe sprach darein.
Vcr Wanderer:
Freund, Euer Glück berauscht gleich jungem wein
Deß herber Duft hat meinen Mund beflügelt,
Nun traut «Luch Wünsche, zahlreich, ungezügelt.
Den wirthen zollt der Gastfreund ein Geschenk,
Des guten Vrauchs, des alten, seid gedenk. . .
Milemon:
, Ja, damals gingen Götter noch auf Erden
Ver Wanderer:
Nicht traumhaft lallt die gute goldne Zeit
Aus Märchenmund, — sie lebt, sie prophezeit,
Ihr Priester naht, es reißt sein Mantelschooß,
Und blendend klafft vor frommen Hültenheerden
Der wunscherfllllung Goldschatz königsgroß —
Milenwn im» Vaucis:
V laß noch einmal, einmal jung uns werden!
Wer Wanderer:
wie steigt so wild mir Schöpferkraft zu Haupt,
Ein sonnenstrom, der jedes Vett verloren,
Der »»gebändigt, spottend jeder Furt,
<Lin jedes Herz, das werth der Neugeburt,
Heimrauschend trägt zu weißen siegesthoren.
Gewährung soll Euch sein, weil Ihr geglaubt,
sihilemon, geh, und taste Dich am Ztocke
Zum heißen Gältlein, aus der Vienenglocke
Vrich Dir den letzten süßen Honigseim,
Dann auf dem Vänklein ruhe, wunschvergessen,
Denn nur ein schlaf im schatten von Eypressen,
Der kurze schlaf bringt Jugend wieder heim.
Nun neige sanft Dein Haupt dem kühlen taube ...
Vauriß:
sein Fuß ward schwach, er glitte leicht im staube.
Herr, er ist alt, ich lass' ihn nicht allein.
Der Wanderer:
Auf, mir zu Füßen fiattre, fromme Caube,
(exlt plvll'nio,,
Ich und mein Werk, wir müssen einsam sein.
Nur, wer sich tief der Einsamkeit befahl.
Hört rauschend nahn des singschwans Goldgefieder,
Und jubelnd steigt aus süßer schöpferqual
sein Werk hervor, sein Rind, sein lied der lieber.

Noch zweifelt ei, durchschüttelt, sturmverstört . . .
Vrich denn herab zum Marschen Myrlenstamme,
Du grüner lenz — hier ward ein Glück erhört,
ven Götter Heil, und phrygiens 5onne stamme.
Nauiis:
Nile ward mir? Wonne faßt mich. Uferlos
versintt die Nacht, es schwimmt durch Frühliugsweite
Mein Herzschlag hin, so reich, so jübelgroß.
wie bin ich selig, selig ich Befreite.
Nun kehre heim, mein erster liebesruf,
Zu dessin Vrust, der neu das Glück mir schuf,
Der Jugend, Jugend mir zurück gegeben.
Ver Wanderer:
viel höher noch soll Dich mein Arm erheben.
2o juble denn, Du meiner Träume Kind,
Veransche Dich am jungen lenz, erwache,
Mit herb gebä'umteu rothen tippen lache
Dein licbeswort dem frischen lebenswind.
Du bist erwählt, bist Göttern angenehm,
Auf Deiner 5tirn, im Zeichen jungen Ruhmes
Trag froh die Krone des Hellenenthumes,
Der ew'gen Schönheit Ltrahlcnoiadem.
Den 5chöpfer bannt ein tiefer Hoheitsglaube
vor sein Geschöpf, daß er bewundernd stehe. . .
Naliciß:
V gieb, daß nie von meinem Haar zum staube
Zurück Dein Kranz. Dein bliitheniother, wehe.
Vcr Wanderer:
Erzittre nicht. Zu meinen Füßen zieht
Der 3onnenball, und hinter Myctenbäumen
Vlcibt er, gluthstarrend, haften am Senith,
Um ewig über unserm Glück zu träumen.
Erhöre mich, dann wird dies Wunder Dein,
Und meine Kraft verbürgt Dir Herrscherehren;
Unsterblich sollst, mir anvermählt, Du sein.
Dein liebeskuß soll uns den Ruhm bescheeren
Als Cistlingsfohn; der schütte kraftgeschwellt
3ein gleißend Füllhorn auf die schwarze Welt.
Doch Vpfer nur, die vorbedingungslos
Trifft vom Vlymp der heil'ge Vlitzesstoß,
5o schmelz' ich Dir die spröden Panzerhüllen,
3o raff' ich jubelnd Deinen jungen leib
Im Vlüthensturm hinweg, mein Werk, mein Weib.

Bllucis:
weh mir, laß ab . . . Dein Wunsch birgt kein Erfüllen,
vernichtend, unermeßlich war der Wahn
Und tief der schmerz, den Vu mir angcthan!
Ver Wanderer:
lähmt Sagen Dich? willst Du dem Glück entrinnen?
Kannst Du die Glnth, die vir nm's Haupt ich stecht,
vergleichen mit des Hüttlein- lampendocht?
Vist Du so klein? Vaucis! Kamst Vu von sinnen?
NlluciZ:
V habe Dank, daß Du mich recht benannt
Und mir den Erdenheimruf zugesandt,
wo bleibt philemon?
Vei Wanderer:
Du dem staub Getreue,
Die vu zum großen sonnenstnge trag,
schon hängt an Deinem lippensanme schräg
Und schwer des Glückes Gegeiilast, die Reue.
Ach, daß Dein Heiz so schwer sich lösen kann
vom Ehejoch, dem plumpen Zweigespann.
Dein Gatte nahe, dann mit schmerz und Grauen
wirst Du das Zerrbild Deiner schönheit schauen.
Mllcmon:
Zum ersten Mal hat Vaucis mein vergessen.
Doch, sorglich wohl, schafft sie dem Fremden Dank.
Auch mir gewiß bringt sie zur Gartenbank
Nebst dem gewohnten milden schlummertrank
Ein Vröcklein Abhub, der da blieb vom Essen.
Vaucis:
Versucher! Ziehe Deines Wegs allein,
vir ward die Welt; dies welke Haupt bleibt mein.
Vcr wandern:
so willst Du, taub dem Auferstehungsruf,
Zum 5taul> Zurück, der Armulh nur vir schuf?
vu, die bestimmt zu großer Ziegesreise,
Entwichest mir, Dich flüchtend zu dem Greise,
In seiner last mühselig heimzutragen
5iechthum und sünde, Tod und Vettlerplagen,
Vie stirn gefurcht, wenn Erdensonnen stechen?
Nein, liebesrosen, volle, sollst Vu brechen.
An meine Vrust, aufscheuernde Gestalt,
Ich bin die Kraft, bin lebe», bin Gewalt,
Empor zu mir! In zügellosen Flammen,
In ew'ger Jugend stürmen wir zusammen,
1

Daß der Vlymp sich unseim Glück vermähle!
Dort schläft der Greiz — hier steht Dein Gott: Nun wähle.
2ieh dies Geschöpf, von Alter-last gedrückt . .
Nlluciß:
Reiß mir vom Haar den Kranz, der mich berückt
Ein 5iegesheld in Deinem Himmel bleibe,
Allein auf Erden laß den Mann beim Weibe.
Ver Wanderer:
Mein Werk mißlang V großer liebespfeil,
Den sehnend ich, von Veutcdrang geblendet,
In wilder Kraft der Menschheit zugesendet.
Du lehrst zurück, fiugzitternd, ohne Zeil.
Du stlllterst Heini, von Herzblut tief geröthet,
Doch mein Vlut ist's, und mich hast Du getödtet.
!V«l>ciß:
wach auf, f?hilemon, Lieh, hier weilt ein Mann,
Der darbend kam, der uns als Gast gehörte,
Der zauberkundig, durch Veschwörungsbann
Dein Weib verlockte, meinen 3inn bethörte.
Umgarnend warf des Perlenfischers Hand
Mir über's Haupt der Schönheit Netzgewand,
verstrickend mich im goldnen Maschenregen,
Und um ein Haarbreit war' ich unterlegen.
3o lohnt der Fremdling Vbdach, labetrank.
Ver Wanderer:
Nun soll, philemon, einmal noch in Vrausen
Der Jugend 2üdwindstoß Dich übersausen,
Mllemon:
Den rost'gen Iagdspcer fäll' ich. Dir zum Dank!
Durch diesen 5tahl, der wolfsblut oft geleckt
An meiner schwelle seist vn hingestreckt,
Noch wehrt mein Arm lichtscheuem Raubgelichter.
Ver Wanderer:
Unholdes Paar, deß Vlick der Irrthum deckt,
vor «Luch steht Zeus, der große Heizensrichter,
Erhebet Euch, und wisset: mild gebucht
ward Eure Schuld; Gott selbst hat Euch versucht.
Erneuter Jugend blitzend 3lirngehenk
Es war zu groß, zu herrlich dies Geschenk.
Gerüttelt seid, im 5 türm von Haß und lieben
Ihr schuldlos nicht, doch menschlich wahr geblieben;
Ich bin Euch hold, und eh der Al-endschatlen
von dieser 3tätte meine Wegspur weht,
will ich erhören Euer Nachtgebet
Und einen Wunsch, den letzten, Euch verstatlen.

Mllenwn und Bauriß:
Nimm uns vom Haupt die Gluth der ew'gen lenze,
laß uns, nicht ahnend unsres lebens Grenze,
An einem Tag, in einem Russe sterben.
Vcr Wandeier:
<Ls sei, doch Jugend sollt Ihr dennoch erben.
Auf Erden schon wird «kurer liebe 3trom
Unsterblich stnthe», wird in vichtersagen
Zurück zur Welt, der götterlose», tragen
Des Griechenlorbeers herbes Duftarom,
Nun, hehre Jugend, die mein Vann beschwor,
Kehr jubelnd heim zum rothen Rosenflor,
Zu Frühlingssonnen, die sich niemals wenden,
laß dieses f>aar erfüllen und vollenden
Ihr loos, das tragisch dunkle, Mensch zu sein.
Kehrt heim und ruht im Erdensonncnschein.
Wileman:
war Alle? Traum?
Baurиß:
(!) Glück des Auferwacheni!
Milemun:
Nicht ist's denn wahr, daß wild ich schwang den Spieß,
Baurиß:
Und CÄuschung bleibt es, daß mein Herz Dich ließ.
Milemon:
Dein Herz? mich? — Komm, mein Mund quillt frohen lachens
wir wollen plaudern, auf dem Vänklein ruht
Im 2onnengold es sich so gut, so gut.
Baurиß:
Ein Kranichpaar im Aether seh ich kreisen,
Es strebt im Heimweh neuem Frühling nach,
pljilemon:
Mein Vlick erlosch, mein Aug' ward trüb und schwach.
Der Göiter Huld beschirm' ihr Heimwärtsreisen,
M3g' ihnen bald auf frommer Hütten Dach
Ein neues Nest, ein sturmessichres, werde»,
wir aber freun' noch friedsam uns der Erden.
Baurиß:
Zwei Kinder sind wir, die durchs Ernteland
Nach langem Fest heimwandern Hand in Hand.
Mileman:
Und deren lippen, eh' sie müd' sich schlössen
Am Wegessaum, im letzten Sonnenbrand,
Für Alles danke», dos sie reich genossen.
^

Vcr wiliiderer:
Aus so viel heil'gem 3terbcfrieden rauscht
Auch mir zu Haupt ein großes Abschiebsahnen,
«3« zieht Hera» auf Vffenbarungsbahnen
<3in neuer lenz, der Gottheitskränze tauscht.
Aus ferner luft hör' ich, prophetisch, klingen
Ein großes Flattern von Ellö'serschwingen,
Lin vemnthsgott wird wandeln durch die Zeit,
Um still, im blut'gen Ueberwinderkleid,
Im Fillhrothlicht den Stein vom Grab zu heben,
Nur dieser Go!t, nur er, wird ewig leben.
Kann brich zusammen, Griechcnherrlichkeit!
Und dennoch schlugst aus tiümmeischweren wogen,
Du zum Vlvmp der Dichtung Strahlenbogen,
Und dennoch wirst Du, voll gewalt'ger Fracht,
So weit die Sonne stammend niederlacht,
Soweit der 3turm braust, dieser Welt voll Traner
Heimwälzcn Deiner Schönheit Sehnsnchtsschauer,
Dies, Hellas, war Dein Glanz, bleibt Deine Macht.
Die Veiden dort im blühenden Jasmine
Küß sanft vom leben, Freundin j)roserpine,
Doch ihrer Herzen heilig langen Traum
Veschatte still, von cw'ger liebe rauschend,
Im Spiel des Vlattwelks Roseworte tauschend,
Ein kraftgeschwrllier schwarzer lorbeerbaum.
Ich aber will, gelehnt am Pilgerstab,
Dich segnen, statte, die mir Gbdach gab.
Den wilden Wunsch, der mir zu Haupt geschossen,
Trug ich zu Grab auf goldnen Sonnenrossen,
Zerbrochen starrt der Sehnsucht Flammenspeer.
Auf unerfüllten großen ^cho'pferpfaden
Sinkt im Getümmel jauchzender Najaden
Der Gott zurück in's frühlingsgrüne Meer.

,.

Ein fürstlicher Dichter.

(f>rinz Emil zu 5choenaich«<^arolath.)

von

Nichard Unehlich.

Vreslau.

irklich große Dichter sind ohnebin spärlich gesäet, zumal in jenen hohen Regionen, wo ein auf das reale Leben gerichteter Ehr-
W geiz, verbunden mit sorglosen! Lebensgenuß, die künstlerische Art der Weltbetrachtung, vor Allem die Neflerion, zurückdrängt. Zu den beiden großen uud hochstellenden Poeten, die nnser Jahrhundert trotzdem hervorbrachte, zu Vnron und Platen, tritt, von Wenigen erst, von diesen aber intensiv gewürdigt, ein dritter, zeitgenossischer: Prinz Emil zu Schönaich'Earolath.

Wir wollen zu dieser an sich rein äußerlichen Zusammenstellung von vornherein bemerken, daß der Neuromantiker mit dem Grafen Platen, dessen weltliterarische Bedeutung vor Allen» in seinen Verdiensten um die Formreiuheit und erst in zweiter Reihe auf seiuer ^ vorwiegend aristophanischen — Begabung beruht, wenig oder Nichts gemein hat; desto mehr mit dem Briten, wie sich schon aus einem flüchtigen Blick auf die faustischen Probleme und das erotische Milieu der beiden Künstler ergiebt. Eine in's Detail gehende Vergleichung wollen wir uns für den Schluß aufsparen. —

Earolath ist am 8. April 1852 in Breslau geboren, wo, er unter dem Einfluß feiner Mutter, einer hochbegabten Frau, die auch als Uebersetzerin ernster wissenschaftlicher Werke thätig war, eine vielseitige und gründliche Bildung erhielt. Seine Offizierslaufbahn, die er in Lolmar im Elsaß nbsolvirte, war wohl auch aus diesem Grunde nur von kurzer Dauer: deun das wenig anregende Garnisonleben konnte der reichen Individualität des Jünglings nicht genügen. Ganz allgemein ist die Verfolgung geistiger Interessen, verbunden mit einer leidenschaftslosen, unbefangenen Weltbetracktung, die gelegentlich auch die Grenzen der üblichen Standes-

interessen nicht achtet, traditionell im Geschlechts der Schoenaich-Earolath, Wir erwähnen hier beiläufig den Prinzen Heinrich, den Reichstags-abgeordneten für Guben. Litteraturkenner werden sich auch eines Herrn von Schönaich erinnern, der als Gottschedianer freilich über den Zopf . der vorlessing'schen Epoche nicht hinausgekommen ist. — Prinz Emil machte es wie der unglücklich liebende Versen am Schluß von „Thau-wasser": er ging auf Reisen, „von denen man meist nicht wiederkehrt". Er saß am Lagerfeuer der Siour, er ritt im Samum der Sahara, er jagte die Naubthiere des Orients — und noch heute erzählen dem Gaste auf Schloß Palsgnard so manche Trophäen von den Gefahren, denen sich ihr Besitzer entgegengestellt hat. Nach zwei Jahren kehrte er zurück, und was er heimbrachte, war anßer den reichhaltigen Sammlungen vor Allem die Kenntnih fremder Länder, ihrer Völker und Sprachen, auf deren Basis das vornehm schöne, erotische Milieu der reifsten Earolath'schen Dichtungen beruht. Und nun begann in dem stillen, wälderumrauschten Palsganrd am großen Velt, auf däuischem Boden, ein Ringen und Schaffen, dem die Krone künstlerischer Vollendung beschieden ward, nlo der große Dichter in glücklicher Ehe mit einer Dame ans altem baltischen Adel auch sein Menschenglück fand. Es war, bei der Jugend und wildgährenden Gemüths-stimmung des Prinzen, nahezu selbstverständlich, daß er für feine erste dichterische Bethätignng die subjektivste Kunstform, die Lyrik, wählte. So entstanden die „Lieder an eine Verlorene". Es ist kein Wunder, daß hier der Poet nur Töne der Resignation oder des wilden Schreis nach Selbst-vernichtung (Eyclus „Westwärts", der von Freiligraths ausgewandertem Dichter stark beeinflußt ist) findet, daß man von der erlösenden und befreienden Wirkung, die der Goethe',chen — und von den Neuem auch der Greifschen — Lyrik zu eigen ist. Nichts verspürt. Jede starke Begabung ist positiv; deshalb konnte auch Earolath bei dem rein negativen Resultat der „Lieder" nicht stehen bleiben, die auch, technisch betrachtet, seiner eminenten Schilderungs-kraft nicht den genügenden Spielraum boten. Vor Allem aber ließ sich das faustische, grüblerische Element nicht in den engen Rahmen des Liedes zwingen.

Ein Dutzendtalent hätte seinen Schmerz in zahllosen Varianten ans-gesungen und wäre dann verstummt; Earolath verallgemeinert sein subjectives Empfinden und dessen Ursache nnd gelangt so zur Menschheitsdichtung. Er sieht sich um und findet auf der weiten Erde kein Fleckchen, das frei wäre von Thränen, die um eine Frau geweint. Und er wirft in der giganti-schen „Sphinr" das Problem auf: warum ist die Frau urfalsch uud treu-los? Die Sphiur, das Weib, selbst weiß die Antwort nicht', aber der weise Jude, den der verzweifelte Guy fragt, löst das Näthsel in dem wunderbaren Gleichnis; vom Schöpfer nnd dem Beduinen, nnf das ich später zurückkomme« werde. Die Handlung des genialen Gedichtes selbst bringt keine Lösung, denn Guy, der Mann, geht an Santa, dem Weibe, zu

Grunde, indem er sich auf dem Lager der schönsten Frau, satt vor Ekel, selbst den Tod (siebt; so ist vorher umgekehrt die engelreine „Angelina" an der Lüsternheit des Manuel zu Grunde gegangen. Ter ringende Künstlergenius suchte nach einer harmonischen Lösung dieses Kampfes zwischen Mann und Weib; er fand ihu in der erhabenen Menschheitsdichtung „Ton Juans Tod". Es ist ebenso charakteristisch wie rühmlich für den Poeten, das; er, seine eigenen Pfade wandelnd, zu demselben Schlüsse gelangt wie der reife Goethe im Faust: „wer inimer strebend sich bemüht, den können wir erlösen" und „das ewig Weibliche zieht uns hinan." So wird auch Ton Juan, der sündige Genußmensch, erlöst durch die opferfreudige Liebe eines reinen Weibes, mit der er, zum ersten Male im Leben freiwillig auf den brutalen Liebesgenns; verzichtend, in sühnenden Flammen eingeht zur ewigen Heimat, Tas Verhältnis; der Geschlechter, das bisher in dichterischer Verklärung im Mittelpunkt von Earolaths Schaffen stand, hat nun seine endgiltige Lösung gefunden und damit zugleich den Reiz zu weiterer Behandlung verloreu. Was er schon in seinem Erstlingswerke ahnungsvoll verkündete, daß nach Ueberwindung des eignen kleinen Leides sein Herz der weiten Welt, der Menschheit angehören solle; was er in der „Sphiur" klar aussprach, das; von der Frau der Ideenflug empor zur Freiheit führe — das wird zur Erfüllung in der düsteren Novelle „Bürgerlicher Tod", in der er mit edler Herzenswärme für die Unglücklichen, die unsere socialen Zustände in Elend uud Tod treiben, eintritt. Die parallele Erzählung „Adliger Tod", in der er sich gegen die vielfach begegnende Gleichgiltigteit und Geuunsucl,t de« Adels wendet, hat dem Prinzen natürlich viele Gegner erworben, wie wir leider auch in sonst sehr guten kritischen Rubriken sahen, und auch die obenerwähnte Novelle hat mau vielfach als eine Tendenzschrist bezeichnet, und Voruirtheit und böses Gewissen haben ihr wohl gar einen ausreizcudeu Charakter zugeschrieben. Eine Tendenz hat sie allerdings, aber die denkbar edelste: die Rückkehr zum Evangelium der Liebe, die nach des Tichters Anschauung allein unsere furchtbaren socialen Minstände heilen kann. Wenn freilich der passive Held, der Schreiber Witthof, unter der ganzen Summe staatlicher und privater Lieblosigkeit uud Brutalität zusammenbricht, so wird mancher vielleicht diese Eumulation construirt nennen, nnd doch macht sie — leider — einen nur allzu wahrscheinlichen Eindruck. Es ist der Geist des schuldlosen Elends, das verhöhnt, mischandelt, durch die Lande schreitct, es ist Geist vom Webergeiste. Earolath last seinen unseligen Helden ausdrücklich die Gemeinschaft der Socialdemokrntie meiden, die ihn wahrscheinlich gerettet hätte, uud als äußerste Eonsegueuz zieht er »icht, wie Hauptmanu es that und und thun muste, die Revolte, sondern die Weltflncht, den Selbstmord. Traurig genug, das; zwei hervorragende Tichter zu so furchtbaren Schlüssen unabweislich gelangen mußten. Earolath selbst nannte uns gegenüber das Buch „kein Werk der Kunst, eiu Werk des Herzens nur"; er möchte es

also wohl nicht als einen Vestandtheil, sondern eine Parallele seines rein künstlerischen Schaffens betrachtet, und das zeugt von richtiger Einsicht; denn seine Muse ist da zu Hause, wo sie in Gold und Purpur schreitet, ein fremdartiges, wunderschönes Weib, nicht wo sie als graue Frau Sorge durch Nacht und Elend wandeln muß. —

Mit der obigen Schilderung des Entwicklungsganges, in seinen Hauptstationen, glauben wir, gewissermaßen das Skelet gegeben zu haben, an das sich die Details der folgenden Analyse zwanglos angliedern mögen.

Ueber das Erstlingswerk des fünfundzwanzigjährigen Dichters, die „Lieder an eine Verlorene", läßt sich wenig mehr sagen, als daß sie ein vielversprechendes Talent bekunden. Bei dem Cyclus „Westwärts", der einen erheblichen Theil des Buches einnimmt, hat offenbar Freiligraths ausgewanderter Dichter zu Pathen gestanden; die eine Nummer ist stark von Lenaus Ahasverdichtnngen beeinflußt. Von der zauberischen Farbenpracht und der Schilderungskraft, die dem reifen Earolath eigen ist wie wenigen Lebenden, ist nur erst der Keim vorhanden, und häufig ringt der Poet mit der Sprödigkeit des Ausdrucks. Dazwischen aber treffen wir auf frappante Viloer und immer auf echt dichterische Empfindung. Die gleiche Signatur trägt der rein lyrische Theil; doch seien hier als Perlen erwähnt das Lied „grauer Vogel über der Haide" und die Schlußstrophe (vor einem Dichterdenkmlll): „er ist so groß geworden und hat es so weit gebracht, weil ihn ein ganz kleines Mädchen einst endlos elend gemacht." —

Doch schon in den „Liedern" zeigt der Autor einmal die Löwenklaue, in „Sulamith", die auf der Höhe seiner reifen Schöpfungen steht. Cr führt Satan ein, nicht als das böse Princip, sondern als den gefallenen Lichtengel, der mit Gott hadert, weil er die Schöpfung für ein Stümperwerk hält, weil er die Menschen unwerth erachtet der göttlichen Liebe, die sie mit Weihranch umschwelten, in: Herzen aber frech durch Koth schleiften — als wüste Travestie. Und scheinbar soll Satan Necht behalten. Im Staube krümmt sich verschmachtend ein Vettler; — da naht mit flatternden Fahnen nnd dem Palladium eine Pilgerschaar, unter Führung der Priester, zum heiligen Grabe. Ueber den Elenden weg schreitet achtlos ihr Fuß, klingt der Ruf der Priester: auf nach Jerusalem! und hundert stimm ig schallt die Osterhmnne: Ehrist ist erstanden! Satan triumphirt: Du weift Nichts mehr von Liebe, Du schöne Welt; nun bist Du mein, ganz mein. Da zieht desselbigen Weges ein Maronitenweib mit ihrem Kinde, und als sie den Verschmachtenden sieht, legt sie den Säugling zur Erde und bettet das wüste Greisenhaupt an ihre keusche sanftgeschwellte Vrust. Dann verhüllt ne ihr weinendes Gesicht uud weist den: Neubelebten den Weg.

.Und Satan blickte icaunaslos ihr nach
Mit den entgütciten, veiloi'nen Augen."

Das Gedickt ist in dein für seinen packenden Inhalt zutreffendsten Versmaß, dem Blankvers, geschrieben; und wir selbst hatten vor einigen

Jahren in einem litterarischen Kreise Gelegenheit, die tiefe dramatische Wirkung zu erfahren, die es beim Vortrage durch einen bekannten Recitator ausübte.

Mit der Novelle „Thauwasser" betrat Earolath zum ersten Male das Gebiet der Prosa. In Deutschland ist das interessante und fein-finnige Bnch nahezu verschollen; dagegen hat es neuerdings jenseits des Canals unter dem Titel „illsltinß 8n«^v" die gebührende Würdigung seitens des Publicums und der Presse gefunden. Die Benennung erscheint auf den ersten Augenblick nicht recht verständlich. Thauwasser — das sind die Wasser der Schneeschmelze, die das erste, das schönste Grün des Frühlings begraben, weil es seine Zeit nicht abwarten konnte; so gehen auch die heiligsten, innigsten Gefühle junger Menschenherzen in der plumpen, eisigen Welt zu Grunde. Wohl war dieses erste junge Grün das beste, das köstlichste, was der Frühling bot; aber es mußte sterben, denn es hat gefehlt gegen das Gesetz der mählichen Entwicklung. So ist es auch ein Naturgesetz, daß wir an unfern heiligsten Empfindungen zu Grunde gehen müssen. So etwa äußert sich der unglücklich liebende Dichter Versen, hinter dessen Maske Carolath felbst unschwer zu erkennen ist. Aber Versen-Carolaths Anschauung ist doch nicht ganz richtig; nicht das Naturgesetz trennt Gincinta und Vent; das thun die socialen Verhältnisse. Es ist nicht eigentlich das uralte Motiv von den Königskindern und von Romeo und Julia, sondern ein viel brutaleres: das Geld. Wenn nicht der junge Student sein mathematisches Staatsexamen machen müßte, um den Vater, einen orthodoren lutherischen Pastor und die zahlreiche Geschwisterschaar zu erhalten, wenn nicht die reizende und geniale Sängerin just bei ihrem Debüt durch ihr Brustleiden der Aussicht auf Ruhm und Gold entsagen müßte, kurz, wenn nicht der brutale Mammon wäre, so könnten sie der hämischen, tückischen Welt lächelnd den Nucken kehren und glücklich werden. In kurzer seliger Stunde haben sie einander angehört; „über sie hin gingen die Thauwasser". Gincinta heirathet den Hofrath, ihren väterlichen Gönner, und wird eine schöne fülle Frau, die eines Tages, vielleicht nach langen Jahren, erkennen wird, daß sie innerlich längst gestorben ist. Der einst so trockene Mathematiker, welcher von Poesie so verächtlich dachte, wird ini heiligen Schmerze selbst zum Dichter, dein eine Handvoll Lieder an Gincinta fast den Nuhm gebracht hätte, dann verstummt auch er. Und Versen geht auf Reifen, von denen man ineist nicht wiederkehrt. Eigentlich sind sie Alle untergegangen in den Thauwassern, schließt der Dichter; uns will bedünken, als fei am Naturgesetz und an seinen heiligsten Empfindungen nur Versen untergegangen. —

Das Buch ist in edlem, classisch schönem Stile geschrieben, — eine Seltenheit in unserer Zeit, die zu Nichts Zeit hat, auch nicht zur Feile; — es ist reich an psychologisch feinen Zügen auch in solchen« Genre, das eigentlich außerhalb der Sphäre dieses Dichters liegt, und es ist besonders

bedeutsam durch die hohe Auffassung von den: Wesen echter Kunst. Die Kunst ist ein Nessusgewand, das seinen Träger verbrennt; man kann sie nicht ablegen wie ein Kleid, man muß sich ihr verschwören mit Leib und Seele — so äußert sich vor der Undineaufführung Rossi-Kühleborn zu der koketten Darstellerin der Bertalda. Und Nent, der die Poesie als nutzlose Spielerei bezeichnet, erhält von der Geliebten die ernste Entgegnung: ein fröhliches Herz fand niemals ein großes Lied . . . man soll die Poesie achten, wenn man schon das Unglück hat, sie nicht zu lieben. Und Bent geht in seine Kammer und wählt sich zwei Schemata: Bürgers Lenore und Horaz' into^sr vitas, um auch einmal zu dichten; denn — sagt er sich — die Hauptsache ist die Form, das System, das Uebrige wird schon von selbst kommen. Es kommt aber Nichts, und der junge Student gelangt nachdenklich zu der Einsicht, daß zur Poesie doch noch etwas mehr gehöre als Rhythmus und Reime. — Humor ist sonst die schwächste Saite des großen Dichters; mit dieser erquickenden Episode aber hat er ein kleines Cabinet stück geliefert.

Das nächste Buch waren die 1883 erschienenen „Dichtungen". Da sie jedoch in der 2. der 1893 er Austage an Inhalt und Werth derart erweitert sind, daß sie sich als ein neues Werk vräsentiren, nnd da sie das Alleruorzüglichste enthalten, was der Dichter überhaupt schrieb, so wollen wir sie, im Sinne des cr68esnäo, an den Schluß sehen und ihnen zugleich den allerweitesten Raum gewähren. 1884 erschien das zweite Prosawerk, die „Geschichten aus Moll". Die Specification dieses Titels enthält der Theil des Motto: I», storm ä'intelioi amori, 111 trizts msluäia.

Die zehn kleinen Erzählungen, Märchen nnd Noveletten sind fast durchgehend auf dieses Motto gestimmt — mit Ausnahme des socialen Nachtstücks „Am Strome", dessen umgestaltetes und erweitertes Motiv später in der Eingangs erwähnten Novelle „Bürgerlicher Tod" miederkehrt, und des „Nachtfalter", in dem der Poet an dem Gleichniß einer verbrennenden Phaläne den Kampf des ideal veranlagten Künstlergeistes gegen die dumpfe, behäbige Gleichgiltigkeit der Mittelmäßigen behandelt. In den acht übrigen Pi^cen erklingt immer wieder das Leitmotiv der „Thauwasser", das Motiv vom Naturgesetz, das uns gerade an den heiligsten Empfindungen zu Grunde gehen läßt. In den Geschichten aus Moll wie in vielen der reifsten Gedichte, die zum Theil eine lyrische Eregese der Prosaschöpfungen bilden, am frappantesten in der „Sphinr" — überall kehrt der Gedanke wieder, daß über die kurzen, einmal genossenen Augenblicke höchster irdischer Seligkeit die Thauwasser brausen. Und wenn doch einmal, wie in „Don Juans Tod", die Vereinigung erfolgt, dann geschieht es gerade auf Kosten dieses irdischen Glücks; dem: Juan! und Diava feiern in selbstgewähltem Flammentode eine rein seelische Vermählung. Diese Auffassung, die für Earolath typisch ist, deckt sich zugleich mit derjenigen des deutschen Volksliedes, in dem das Motiv von Scheiden

und Meiden eine iveitherrscheude Rolle spielt. Und in der That ist Carolath ein durch und durch deutscher Dichter, der im lachenden Sonnenschein, unter dem blauen Himmel, den Pinien und den» Lorbeer des Südens immer von deutscheu Frauen, von deutschen Tannen, von nordischen Stürmen und Schnee träumt. Bezeichnend ist hierfür die wundervolle Schlußstrophe des Gedichtes „Letzter Tanz", in dem der heimkehrende Poet die Iugendgeliebte als eben getraute Gattin eines Andern sieht:

»Ich wollte, wir inten im nordischen Land,
Bon Keinem geliebt, von Keinem gekannt,
Im Schneesturm über die Haide;
Und dah Du rubt.st unbewußt
In meinem Mantel, an meiner Brust,
Und dah wir stüib:n Beide."

Auch sonst hat der Dichter in „Deutschland", „Gruß an Deutschland" gerade seiner Heimatsliebe ein rühmliches Denkmal gesetzt. Es ist eben nur der schönhe',tstrunkene Künstlergeist, der deutsches Empfinden gen: in ein fremdschönes, erotisches Milieu kleidet, der den Edelstein in die schillernde Fassung zu fügen liebt. So kehrt auch — um auf die „Geschichten aus Moll" zurückzukommen — gleich in der ersten Skizze der Ritter zur Heimat wieder, um auf den Trümmern seines verrathenen Iugendglücks zu sterben — oder, wie sich die Adlerparabel ausdrückt, er breitete seine Schwingen und flog in die Nacht hinaus, in die schone, sternenleere Nacht, aus der es kein Erwachen giebt. An der Schwelle des Todes bietet sich ihm ein reines, liebendes Herz, aber er iveist es zurück, denn es ist mit einer großen Liebe wie mit der Abendsonne; ehe sie untergeht, ist sie schöner und herrlicher denn je. Und ebenso handelt der „König, der sich t idtgelacht hat", weil er nach seiner betrogenen Jugendliebe nicht mehr glauben kann. In „Echün-Lenchen" wird der geliebte, aber verschmähe Junker zum Asketen, der die Beichte jener Frau ungekannt hört; er entläßt sie mit den Worten: „Zieh' hin, Helene, Dir ist vergeben." Das tiefsinnige Märchen „Die Konigin von Thule" drückt die Auffassung von dem Zauber gerade der verrathenen Liebe sehr treffend aus. Die Buhle des Goethe'schen Gedichtes muß treulos gewesen sein, meint Günther Stormeck, denn nur eine Frau, die uns uerrathen hat, die uns unendlich wehe gethan, lieben wir bis zum Tode. In der Erzählung „Entlang den Hecken" entsagt das liebende Mädchen freiwillig, um durch einen tiefen Schmerz den Geliebten zur Höhe der Künstlerschaft zu führen — ganz im Sinne der obigen Stelle aus „Thauwasser": ein fröhliches Herz fand niemals ein großes Lied. Und derselbe Gedanke kehrt, zur höchsten Tragik verschärft, als Eharlotte Stieglitz Motiv wieder in „Lia". Aber Lias freiwilliger Tod ist nicht nutzlos, wie das Opfer der Stieglitz; denn Giulio wird ein echter Künstler, wenn er auch ein einsamer Mann bleibt, der sein Lebensglück begrub.

Das bedeutendste Stück der Sammlung aber ist unstreitig die dramatisch bewegte Erzählung „Die Rache ist mein". Graf Barinski hat seiner geliebten Naifsa entsagt, um einer hochherzigen Regung willen; er erhebt eine scheinheilige Verworfene zu seiner Gattin, um sie aus ihrer schlechten Umgebung zu retten, wie er meint. Spat gelangt er zu der wahren Einsicht, bei einem Zusammentreffen mit Nai'ssa, die aus verschmähter Liebe inzwischen seinen Vetter Trekuroff geheirathet hat, entdeckt er sich der Iugendgeliebten, uud die Leidenschaft Neider flammt in einer schwachen Stunde unheilvoll auf. Dann trennen sie sich; Barinski zieht als General in einen schweren Krieg. Bei seiner Truppe steht auch ein junger Offizier, Trekuroff: er ist die Frucht jenes leidenschaftlichen Zusammentreffens im Park. Sein Wohl legt die Mutter in einem Briefe dem Geliebten dringend cm's Herz; wenn er aus dem fchrecklichen Kriege wiederkehre, wolle sie an Gottes Verzeihung glauben, dann wollen auch sie, entsühnt, sich wiedersehen. Dieser Brief in seiner schlichten, einfachen Größe gehört zum Besten, was Carolath geschrieben; er steht auf gleicher Höhe mit dem berühmten Briefe am Schlüsse von „Frau Föhns" des Dänen Iakobfen, des großen Dichters von „Mogens" nnd „Niels Luhne". Barinsky will den jungen Mann, der natürlich ohne eine Ahnung von feiner wirklichen Herkunft lebt, zum Stabe kommandiren, um ihn den Gefahren der Schlacht zu entziehen; er läßt ihn am Vorabend in fein Zelt kommen und weiß dort fein Vertrauen zu weckeu, fodaß ihm Trekuroff auch feine geheime Liebe entdeckt. Es ist dieselbe Verworfene, die einst den Grafen in ihre Netze zog. Uns will dies nach einer Zeit von etwa zwanzig Jahren etwas unwahrscheinlich bedünken, wir ineinen, daß für eine moderne Erzählung der Dichter mit dem Alter seiner Personen etwas gar zu — sagen wir — homerisch verfahren sei; aber schließlich kann man sich mit der Thatsache beruhigen, daß es ja wirklich Frauen gab, wie die berühmte Ninon, die ihre Neize bis in's hohe Alter bewahrten. zTrekuroff, eine ungebändigte Tigernatur, beharrt bei seinem Vorsätze, jene Fran heimzuführen, und wenn er über die Bahre der Mutter schreiten müßte, und als sie der General eine Ehrlose nennt, zieht er gegen diesen in höchster Wuth seinen Degen — gerade in dein Augenblicke, als die Offiziere des Kriegsraths in's Zelt treten. Dem Kriegsgesetz kann der Hüchstcommandirende sein Opfer entziehen; aber er will wenigstens Raisso. schützen — vor ihrem nnd seinem Sohn. Noch einmal ziehen vor seinem Auge verblühtes Glück und letzte Hoffnungen vorüber, die er mit eigener Hand in's Grab stoßen muß; dann erhebt er sein vornehmes todtblllsses Antlitz und commandirt mit fester Stimme: „Nicht zum Stabe! Zum ersten Bataillon der ersten Angriffsstaffel!" —

Was Carolath in den bisher gewürdigten Werken niedergelegt hat, würde genügen, seinen Namen mit größeren. Rechte als manchen zehnmal aufgelegten Modedichter unter den Besten der zeitgenössischen National-Litteratur aufzuführen; ein ruonumßntuin aei-6 psrsnuili8 aber, die An-

wartschaft auf einen Platz in der Weltlitteratnr hat er sich erst durch die „Dichtungen" geschaffen, in denen er als Lyriker wie als Schöpfer der Menschheitsdichtungen „Angelina" und besonders „Sphinx" und „Ton Juans Tod" eine überragende Größe bekundet. Was uns den Lyriker Carolath vor Allein so fesselnd erscheinen läßt, ist die tiefe Innigkeit echter Empfindung, der die Spielerei mit anempfundenen Gefühlen fern liegt. Bei diesem Dichter ist jede Zeile erlebt, — freilich m'cht in dem Sinne jenes findigen Staatsanwalts, der anläßlich des bekannten „Märchen"-Skandals äußerte, jedem Kunstwerke müsse nolhwcndig ein concretes Ereigniß zu Grunde liegen. Dann 'gäbe es allerdings nur noch eine naturalistische Kunst, und jedes noch so kleine erotische Gedicht z. B. müßte ein physisches Substrat zur Voraussetzung haben.

Im künstlerischen Sinne ist dies Postulat der plumpen Materie äußerst gleichgültig; es genügt — und dies wird auch mit wenigen Ausnahmen die Regel sein — wenn die dichterisch erfaßte Situation seeliscKes Eigenlhum des Schöpfers war. Mit dieser für jeden großen Lyriker unerläßlichen Eigenschaft verbindet Carolath eine weiche Melodik, eine kühne, bilderreiche Sprache und, nicht zuletzt, eine vornehme, edle Weltanschauung, die in Verbindung mit seinem fremdartig fchönen und doch fo heimisch traulichen Milieu eine Individualität ergeben, welche so stark und eigenartig ist, daß der Kenner die Lieder dieses Poeten unter Tausenden herausfindet, wie der 'junge, als Kritiker wie als Dichter gleich hervorragende Karl Busse in einer seiner zahlreichen, trefflichen Earolathstudien mit Recht behauptet hat. In formaler Beziehung hält sich der Dichter von allen Künsteleien fern. Fast ausnahmslos verwendet er, in verschiedenen Rhythmen, die gereimte, vierzeilige Strophe, und von strengern, schwierigern Formen gebraucht er nur das Sonett, dessen Quartette er bisweilen nach dem Reimschema der Siciliane behandelt, origineller, dafür aber weniger glücklich, ist seine Neuerung, die beiden Dreizeiler an den Anfang und die Quartette an den Schluß zu stellen.

Carolath hat ganz Recht; denn der ungekünstelten Empfindung entspricht auch am besten der ungesuchte Ausdruck. — Wie weich und einschmeichelnd klingt gleich die erste Strophe der „Hollnnderrlüthen":

Es ist ein Npilltog im Süden,
Ein Tag gar süß zu verträumen,
Die Vlüthen, die weißen, müden.
Gleiten still von den Bäumen.

Als Beweis für die kühne Bildlichkeit seines Ausdruckes diene eine Stelle aus „Don Juans Tod"; dort vergleicht er Dianas verschleierten Augenstrahl mit Lampen, die durch Alabaster brennen; und anderswo sagt er von der Geliebten, die ihn verrieth, das bunte Leben brause über sie dahin, wie die schimmernden Wogen über die versunkenen Städte Iulin und Stavoren. — Durch sein gesummtes Schaffen

geht ein Zug edler und vornehmer Gesinnung (z. B. im Cyclus „Fatthume"):

Auf Wanderschaft von tiübei Art
Zwang auch ich duich's Leben
Ein büßend Herz, dess' Wahlspruch ward
Geben und «ergeben.

Diese Gesinnung läßt ihn auch fremdes Glück, das ihm geraubt ward, neidlos betrachten:

Ich aber will mit leergebliebner Hand
Dich segnen, Glück, das einem Andern reiste.
Und will die Stirn, die finstre, blitzgestreiftc,
Auflichten still zum ew'gen Grnteland.

Die letzte Zeile ist charakteristisch für den reifen Carolath. An zahlreichen Stellen kehrt die Sehnsucht, der Glaube an eine ewige Heimat und einen ewigen Lenz wieder; der philosophische Zweifler wendet sich von Voltaire und Schopenhauer, unter deren Nanu seine Jugend stand, ab und wird zum positiv Gläubigen, eine Metamorphose, die durch die Beichte und Buße „Abendgebet" ihren Abschluß findet.

Ich hin mir wohl bewußt, die lyrische Eigenart des Prinzen sehr unzureichend zum Verständniß gebracht zu haben; aber einmal erweist sich keine Poesieform gegenüber der Analyse so spröde wie gerade die musikverwandte Lyrik, und dann soll ja auch die Studie nicht ein Surrogat sein für die eigene Lectüre der Bücher, wie es in unserer Zeit der litterarhistorischen Werke leider üblich ist, sie soll im Gegentheil dazu nur anregen, darum muß ich dem perlenreichen lyrischen Theile der „Dichtungen" Valet sagen und mich begnügen, eine Perle wenigstens dem Leser vorzusetzen („Auch Du"):

Nun hast auch Du gelassen Die sich im Ucbcrbordcn
Von Groll und edlem Streit; Einst aus dem Meer gewiegt
Du fandest goldne Gassen Und nun, zum Teich geworden,
Ter Weltzufriedenheit. Tiefblau im Walde liegt.
Mich mahnt Dein Herz, das helle, Wohl deckt mit Vluthenflocken
Nun frei von Kampf und Weh, Mittsommers sie da» Rohr,
An eine Riesenwelle, Wohl tönt's wie ferne Glocken
Die müde ward der See; Aus ihrem Grund hervor,
Wohl nicken grüne Erlen
Darüber schlummerschwer: —
Doch hat sie keine Peilen
Und leine Stürme mehr.

Zwischen der Lyrik und den drei großen Dichtungen steht als Mittelgruppe eine Anzahl kleinerer, deren hervorragendste die grandiose Gedankendichtung „Ein Bild" ist. Sie ist ein Schönheitshymnus von so wunderbarer, reifer Pracht und Tiefe, daß die Gesammtlitteratur ihr wohl wenige

zur Seile stelleil kann. All reifer Künstlerschaft übertrifft sie selbst Gastons wundervolle Schönheitsavostrophe in „Angelina" und wird nur von „Don Juans Tod" und den abgeklärtesten Episoden der „Sphinr" erreicht.
„Angelina" ist das Lied von dem uralten Fluche der Schönheit:

Weh' ihm, dem Kind, das ausgesendet ward
Ei» reiches Kleinod wundeiseltner Art
Durch einen Wald, einsam bei Nacht zu trag,».
Wohl zieht es au3, sinnend im Abendioth;
Es lehrt nicht heim, am Moroni liegt es todt.
Erwürgt, beraubt im fröstelnden Gehege.

sagt Gaston. Die Schönheit ist eine reine, hohe Göttin-, wir aber, der Verdammten blasse Schnar, schlingen nach ihr den Todtentanz:

Und nicht umsonst: Du wirfst Dick, vom Altar
In uns« Arme, Kind mit blondem Haar,
Schon wie einst Eva. Gottin halb, halb Dirne
Neigst Du das Hauvt, in Sehnsucht gluthbcdcckt;
Wir aber mit den Lippe« staubbesleckt
Küssen die Gottheit fort Dir von der Stirne.

In den angeführten Versen ist das Leitmotiv der Dichtung klar ausgedrückt. Meisterhaft versteht es der Dichter, schon für die Abwesende unser Interesse wachzurufen, indem er sie zum Mittelpunkt des Gesprächs einer Künstlerschaar in einer römischen Osteria macht. Einer der Gäste schwingt sich sogar zu einer Improvisation auf:

O sprecht, seid Ihr die Waldesfee,
Egeria Philomele?
Oder seid Ihr das Fräulein, das Fräulein vom 3«
Mit der verlorenen Seele?
Seid Ihr ein Engel, der leuchtend tam
In's schmerzende, lastende Leben,
Um einer Welt voll Weh und Gram
Die Liebe zurück zu geben?

Und er antwortet stA) selbst:

Ich trage der Schönheit Kronengeflecht,
Bin Lilith wie Melusin«,
Und nur ein entgötteites Menschengeschlecht
Nennt mich Angelina.

Und als das herrliche, unschuldige Blumenmädchen selbst eintritt, um ihre Waaren anzubieten, läßt der Dichter auf ihrem Scheitel einen unsichtbnreu Heiligenschein ruhen:

Ten lonnte nur ein tobte« Mütterlein
In Angst und Schmerz darum gebetet haben.

Selbst der geniale Gaston, der weise Menschenkenner, der dem Mädchen heimlich auf seinen nächtlichen Wegen folgt, muß mit Beschämung

sehen, wie sie tröstend und spendend am dürftigen Lager eines armen fremden Kindes kniet. So schließt der erste Theil scheinbar in sonnigster Perspective. Uni so düsterer und niederdrückender be^t sich dafür der zweite ab, in welchem Carolath zeigt, daß er, wo es der Zweck gebieterisch fordert, auch ein Meister naturalistischer Darstellung sein kann. Angelina ist doch gefallen, und der Künstlerschwarm, der von einem Feste heimkehrt, um sich in verrufenen Häusern zu verliere», pocht auch an ihrer Thür. Eine Martha Schwerdtlein, aber in viel mehr gesunkener Ausführung, thut auf und weist höhnisch die späten Gäste an eine gegenüberliegende Pforte. Diese wird aufgesprengt, und mit Entsetzen sieht sich die trunkene Schaar in einer Kirche, vor deren Hochaltar ein Sarg steht. Im Nu ist die wüste Rotte zerstoben, und der Dichter allein steht dem verlorenen Kinde gegenüber. Da ist es ihm, als blickte selbst das Bild der Schmerzeus-reichen gnadenvoll auf die Todte herab, und er findet Tone echter Mensch-lichkeit:

Schlaf' wohl, verblühtes Kind.
NZ müssen Blumen sein
Im Scharlachschmuck der Schönheit aufzuflammen
Am Sirahenranbe. Dir wird Gott verzeih»: —
Uns Andre doch, mög' er uns nicht verdammen.

Da nahen Knaben, die mit neuen Nlumen den Altar schmücken; der Morgen bricht an, der Ostermorgen, und machtvoll verkünden die Glocken: Christus ist auferstanden.

In „Angelina" ging das Weib am Danaergeschenk ihrer Schönheit und am Manne zu Grmide; die nächste große Dichtung „Sphinr" bringt gewissermaßen die Sühne des Mannes, der voll Ekel an der genossenen Schönheit des Weibes zu Grunde geht. Die „Sphinr" steht an Tiefe und Größe der Gedankeu, au packender Darstelluugskrnft, an berückender Diction, die uns wie im Fiebertmmiel fortreißen, den reifsten Werken Byrons ebenbürtig zur Seite; der lyrische Schmelz ihres ersten Theils wird von dem Engländer wohl nur in dein Anfange u?n „Parisina" erreicht. Mehr noch als in „Angelina" herrscht eine wildgeniale Zerrissenheit, die an blih-durchflammte Stnrmnächte gemahnt. Anch auf die „Sphinr" passen die Worte der ersten großen Dichtung: sie ist wie ein Gebet, das glücklich anhob und geendet ward in einem Aufschrei .. . auch ihr fehlt nicht das „Frage-zeichen am Schluß eines gewaltigen Gedichts."

Mit einem lieblichen Idyll, das den tragischen Kern der Dichtung uni so schärfer hervortreten läßt, setzt die grandiose Schöpfung ein. Gleich die Einführung des jungen, schönen Grafenkindes Santa zeigt den reifen Meister.

Sie lief im weinen Kleide,
Gin fröhlich iti„d, sorglos durch Busch u„o Gras,
Frei flog ihr Haar, und ans dem Antlitz blas;
Blitzten so selig ihre Augen beide.

Sie will Abschied nehmen von ihrem Guy, der in den Kampf hinauszieht und dem sie das Versprechen ewiger Treue giebt:

Twig,
Sprach sie ganz einst, und wunderseltsam klang
Aus ihrem Kindermunde diese« — Ewig.
Noch einmal hielt der Tan, der alückdurchsonnte
Verzögernd Rast und strahlte letzten Frieden
Auf jene Kinder, deren Glück hienieden
Verfaul am dunklen Lebenshorizonte.

Scharf und düster hebt sich die folgende Episode ab. Es ist Herbstnacht, im Feindsland, am Lagerfeuer der Dragoner. Wie zufällig liest einer der Offiziere einen Brief vor, des Inhalts, daß sich das schöne Grafenkind Santa auf Antrieb des Papstes mit dem alten, aber reichen und hochgestellten Kümmerherrn Valbi vermählt hat; gerade jetzt ist die Hochzeitsnacht. Von der Erde springt ein Schläfer auf; es ist Guy; er fammelt sein Neiterfähnlein nnd stürzt in die Nacht hinaus, dem Feinde entgegen, um den Tod zu suchen. Wie durch ein Wunder bleibt er unversehrt und kommt nun zu dem weisen Juden Rabbi Zevhcmja, der ausgewiesen vor dem Thore der Stadt haust. Dem großen Nlchymisten erzählt er schlicht seine Iugendgeschichte (in den Versen: reich, vornehm, jung trat ich hinaus in's Leben u. s. w,, auf die ich ausdrücklich hinweife, weil sie Carolctths eigene Iugendentwickelung bezeichnen) und heischt Genesung. Er legt ihm die Fragen vor: warum ist die Frau urfalfch und treulos? Was sendet Gott ein Kind, das durstig ist, in einen weiten Garten, darin die Brunnen rings vergiftet sind? — Die Antwort, die der Fürstensohn erhält, ist an Kühnheit und Größe des gewählten Bildes fast ohnegleichen:

Wenn sein lechzend Roh
Mit Wasser tliinlt der kluge Beduine.
Thut in'2 Gefäß er eine Hand voll Sand,
Das Nah zu trübe». — Siehe, also thllt
Der weise Schöpfer: in den klarsten Quell
Der Lebenswüste that er emsig Schlamm
Mit «ollen Händen, in den schönen Leib,
Den süßen, sinnbelhörenden, des Weibe«
Goh er Gemeinheit. — Ja, der Schöpfer ist
Ein kluger Hirte; allzu ticfcr Trunk
Schadet dem Thiere.

Aber Guy entgegnet: die lechzende Ereatur wird auch Trübung und Schlamm todachtlos schlingen; auch er will trinken mit dem Empörungsschrei: mich dürstet! dürstet! Cr will es sehn, das hohe Bild von Sais, In seinem Arm entblüst gleich einer Lais. Er will den schuldigen Schöpfer im Geschöpf durch Staub schleifen und rachesatt zu Grunde lachend gehn. So stürzt er davon. — Die nächste Scene zeigt Santa ini prunkvollen

Schlafgemach. Auch sie ist nicht glücklich; sie denkt mit Wehmuth an den Iugendgeliebten und die glücklichen sorglosen Kindertage.

Mein Heiz wirb alt,
Sic sprach es leise, sinnt' ich schlafen, sterben.
Mit jenem Traum, mit Dir, o Guy!

Da springt weit auf die Thür, und der Todtgeglaubte steht vor ihr.
Santa sucht Ausflüchte fürAhren Treuebruch; aber Guy donnert ihr verächtlich entgegen:

Da» Grafenlind mit der Mabonnenstirne
Für Gold verlauft! Verlauft! Nun, welsche Dirne,
Wie thcuer bist Du?

Noch einmal bäumt sich SantaZ Grafenblut gegen die unerhörte Beschimpfung auf; sie giebt vor, den Jüngling nie ernst geliebt, jenen Schwur nur tändelnd gegeben zu haben. Aber Guy läßt sich nicht beirren.

Du liebtest mich und liebst mich noch — sag: Ja! . . .
Ja, sprach sie tonlos, ja.

Warum sie ihn verrathen hat — sie „weis; es nicht". Guy glaubt ihr, aber er ist nicht der Mann, zu verzichten; ganz im Sinne jener Worte in der Nabbiscene will er nun den Schöpfer im Geschöpf durch Staub schleifen, den Schöpfer, der um das Göttliche in« Weibe als Hülle ein kaltes Marmorkleid schlug.

Ich aber bin aus wildem Blut entstammt.
Dies Ampellicht, das matt und rosig flammt
In Deines Leibes marmorweißem Bau,
Ich will's besitzen, wunderschöne Frau;
Küssend ersticken, jubelnd löschen aus
Das rothe Licht, cutweihn das Gotteshaus,
Auf die zeirissncn schweren Warbecken'
Zu langem Schlafe wunschlos dann mich recken
Und sterbend, als ein satter Rächer sagen:
Im schönsten Weib, defz Auge ie geblaut,
Neibvoller Gott, Hab' ich die Sphinx, erschaut
Und Hab' Dein Werl, Dich selbst in ihr, zerschlagen.

Dem Weib, das irr, berauscht von Liebessülle,
Im Arm ihm hing, hat bebend lr gerissen)
Vom weißen Leib die starre Ntlashüllc
Und es geschleudert in des Prunlbetls Kissen.
Ein Laut, ein Klagwort, girrend, wunbersacht . . .
In einer Fluth fahlblondcr Lockenhaare
Vcrsanlen sie, ring« herrschte wunderbare
Iasmindurchhauchte, purpurfinstre Nacht.

Es dürfte nicht viel Porten geben, die eine solche Situation derart bemeisterten, wie es hier Carol^th gethan hat. Allen Realisten, Naturalisten

und sonstigen „isten", die ihre Unfähigkeit hinter den» .klingenden Namen eines Systems verstecken, wäre überhaupt zu rathen, daß sie bei dem Schöpfer der „Sphinr" in die Schule gingen, um zu lernen, das; der Schaffende schlechtweg ein Dichter sein- soll. —

Der Morgen graut über dem schlummernden Paare. Santa träumt von einem Glück ohne Ende:

Doch seine Brust ginn schwer, es brach ein Schrei
Taraus hervor, der Nana: Lebwohl — vorüber.
Tu Schloß mit dem steinernen Wavpcnthor
Und den dunklen Eiben darüber!
Ihr wellenden See», windivogender Tann.
Lebt wohl, ihr Hochlandshaiden!
Es segnet im letzten Scheiben
Euch ein reilorencr Mann.

Aus diesem Traum schreckt Guy auf zum Bewußtsein der Wirklichkeit. Und nun tritt mit einem Schlage die Peripetie ein, die sich .in den Worten äußert: Sieh voll mich an, gieb mir die Jugend wieder! Seiner Seele Schwingen lähmt Ekel, es bricht sein Herz vor schalem Abscheu; nun, da Stillung hätte der wilde Wunsch, verlor er seinen Schmerz, das Diadem. Er greift zum Dolche, da bannt ihn eine seltsame Vision. Er meint zu sehen, wie Santa sich vom Purpurpfühl erhebt, wie ihre Züge das fremde, kühle Lächeln der Sphinr annehmen; er fühlt, wie die Seele der Schläferin, ihr felbst unbewußt, ihm das Näthsel des Weibes entschleiern will.

Was Du gesucht, so sehnsuchtsvoll, so bange,'
Tics tiefe Etwas ist ein Strahl v m Licht,
Den Gott ihr gab, bah man ihn heiß verlange
Und doch auf Erden finde nicht.
In jeder Frau liegt der ticfsüße Znsi,
Der unbeschreibliche, ein cw'ges Sehne»
In uns erwecken, dah wir aufwärts dehnen
Zu Gott empor des Lebens Probeflug.

Auch der Held der letzten MenschlMsdichtung (Don Juans Tod) sucht in seinem Wallustdrange diesen „Strahl von Licht"; darum zählt auch er — wie wir später seh:n werden — zu' den Großen, ^darum ist auch er erlösungsfähig.

Aber die Wollust ist vergänglich, und nur der Schmerz der Entsagung führt zu einsamen Höh'n; das war der Sinn in den Worten des Rabbi:

Wer je das Weib verkämvft, verschmerzt, verwunde»,
Steht einsam da. nicht mehr an Golt gebunden,
Denn von der Frau führt d.'r Ideenflug
Empor zur Freiheit.

So heißt es auch hier in der Svhinroision:

Nur Wenigen schlägt Liebe tiefe Wunden,
Doch j.de Wunde wird ein Ritterschlag.
Heil dem, der Glück beim Weibe nie erfunden
Und aus der Tiefe dafür segnen mag.
Das Eoig Weidliche ist Schmerz oh»' Ende;
Wer also groß, daß ohne Groll und Spott
Er schweigend sich von Erdensonncu wende.
Steht freilich einsan da, doch eins mit Gott.
Das Leben ist ein starrer Wanderung
Zu Gott gelichtet, und auf allen Wegen
Tragt uns des Schmerzes grober Athemzug
Der Heimat zu, dem ew'gen Lenz entgege i.

Auch Guy war auf diesem Wege, ehe er seinen Schmerz wegwarf, das Diadem. Er ist aber doch zu groß, um sich nun nach Art der großen Masse an dem schonen Vollwerk: Leib des Sphinrräthsels genügen zu lassen, und darum muß er sterben. Aber noch ein versöhnender Lichtblick fällt in sein Scheiden. Santa-Sphinr kündet ihm, daß nach Allem, wenn die Geschlechter der Menschen von der Erde verweht sind, wenn der letzte Wollustschrei verhallt ist, auch das Rä'thsel des Weibes sich lösen wird: als Liebe:

Tann wird die Sphinx erlöst, gcbenedcit.
Gleich MemnllnLsteiiicn, die tiefbebend llmgcn,
Das Hohelied versöhnter Ewigkeit,
Ein großes Liebeshalle'ujah singen.

So heißt es auch ähnlich in der herrlichen Gedankendichtung „Ein Bild":

Was Schönheit hier uo» Schmerz und Abschied sprach,
Das klingt — wie bald — gleich feinen goldncn Stimmen,
Tic rufend über breitem Strome schwimmen,
In der Unendlichkeit als Liebe nach. —

Dann verschwindet die erhabene Vision. Um den Mund der Schläferin spielt wieder wie vordem „ein stumpfes Lächeln satter Seligkeit". Fahlgrau bricht der Morgen herein; der letzte Stern sinkt in die See, nnd mit ihm entflieht auch Guys Leben,

Zur Seite warf er Santas Haar, das blonde,
Und führte tastend, ohne Laut noch Wort,
Ten Tolch in's Hcrz; so senkt sich eine Sonde
Langsam und still in eine» lleren Ort.

Wir haben dem Dichter selbst, so oft es anging, das Wort gegeben und können trotzdem das Bedauern nicht unterdrücken, daß wir nicht das ganze Werk selbst an Stelle jeder commentirendeu Zeile abschreiben durften, vor dem wir nach einer kleinen Ausstellung, gegen die theilweise ermüdende Breite der Nabbiscene, die kritische Feder in Demuth aus der Hand legen.

,

Ein geistreiches Wort sagt, daß es Theaterstücke gebe, vor denen nur das Publicum durchfallen kann. Die „Sphinr" ist schon in der ersten Auflage der Dichtungen (1883) enthalten; das Volk der Dichter und Denker hat es also fertig bekommen, vor dieser Titanenschöpfung ein ganzes Decennium lang durchzufallen — und das ist tausendmal unverzeihlicher, als die Ablehnung einer Theaterpremiöre, die mit unzähligen Factoren des Zufalls zu thun hat, durch welche, selbst dein besten Stücke gegenüber, auch der reife Kunstverstand einmal beirrt werden kann. —
„Angelina" wie „Sphinx" fassen die Liebe, die Vereinigung der Geschlechter, als einen Kampf auf, in dem ein Theil zu Grunde geht; es lag nahe, im künstlerischen Sinne einen Ausgleich herbeizuführen, die Dissonanzen, in denen die beiden mächtigen Schöpfungen jäh abbrechen, in einen Accord, wenn auch in Moll, aufzulösen. Diese Lösung bringt „Don Juans Tod". Earolath war beim Aufbau dieser Dichtung auf die buddhistisch-schopenhauersche Weltanschauung oder auf den christlichen Mnsticismus angewiesen; ein Drittes ist kaum denkbar. Und hierin, in der reinen Abstraktion, liegt die Klippe jeder Gedankendichtung, denn, wie Antäos, schöpft auch der Poet seine Kraft aus der Erde. Es ist kein Zufall, daß intsruo der bedeutendste Theil der vivina eommscii» ist, daß Goethe mit seiner inn^na psocatrix uud mit dem ganzen mystisch-symbolistischen Schlüsse nicht viel anzufangen wußte. Und doch war Earolath gerade auf das Grethchen-Motiu hingedrängt. Aber Grethchen einerseits ist schon eine Gefallene, Faust andererseits nicht der reine Genußmensch, sondern vor Allem der große Denker mit einem Don Juan-Zuge. Die Gegensätze waren noch nicht genügend verschärft, wenn die Katharsis mit voller schlagender Kraft zur Wirkung kommen sollte. Deshalb list auch Diana, die jungfräuliche Königin vom Kaukasus, das madonnenhafte, nie gefallene Weib; deshalb steht ihr und dem strengen Prälaten der absolute Genußmensch, der sündenbefleckte Spanier gegenüber, mit dessen unerbittlich con« sequenter Durchführung zugleich die irdische Substanz, der Erdgeruch der Dichtung, gerettet wird. Don Juan kennt keine andere Liebe, als die des Genusses; auf Erden erkennt er nur ein Ziel: das Weib, am Weibe nur ein Göttliches: den Leib; nicht ein Weib will,er, sondern alle Weiber; armsel'ge Beute war' ihm eine Frau, und Nichts verabscheut er so in den Tod, als Hochzeitsgefasel uud Philosophireu. Und doch zählt auch er, wie es ausdrücklich hoißt, zu den Großen. Der Widerspruch ist nur scheinbar. Ich erinnere blos an Grabbes wildgeniales Drama, an die Worte des Teufels, daß Faust und Don Juan auf zwei Wegen karren — zu demselben Ziele. Earolath hat die Verwandtschaft der beiden heterogenen Charaktere in sonnenhelle Beleuchtung gerückt. Aus der erzwungenen Verbindung der Venus mit dem ewigen Wanderer Ahasver, aus der Verschmelzung der irdischen Wollust mit der nebelhaften Abstraction läßt er zwei Sprossen hervorgehen:

Das Prlesterthum dn Lust, de« Sang», der Dirnen
Schuf Don Juan; sein Zwillingsbruder Faust
Als Fürst weltferner Hochgedanten haust
In deutschen Herzen, deutschen Dichterstlrncn.

Der freierfundene Mythus dieser seltsamen Augenblicks-Vermählung gehört in seiner genialen Idee, wie in deren classisch schöner Ausführung zu den herrlichsten Emanationen einer großen, freien Künstlernatur. Und mit richtigem Blicke hat der Poet sein Gemälde nicht auf den grauen Hintergrund buddhistischer Entsagungslehre, sondern auf den concretern, farbenreicheren des Christenthums, mit seiner dem Leben verwandten Ienseitstheorie, gezaubert. Wir mußten bei diesen Ausführungen länger verweilen, weil es galt, Schwierigkeiten der Conception aufzudecken, an denen mancher andere große Dichter vielleicht gescheitert wäre.

Die Fabel selbst ist einfach und klar. — In bangen Träumen schon hat Diava den nachtgeweihten Sünder erblickt, wie er nach ihr, dem licht« umstob'nen Kinde, Rettimg heischend, die Hände streckt. Da theilt sich der Vorhang, und Don Juan selbst steht vor der Grusenfürstin. In tollen: Ansturm hat er, der einzelne Mann, die Wachen überrannt und ist in die Königsburg gedrungen. Das nachdrängende Volk, die Heerführer, der Prälat, fordern einstimmig den Tod des Frevlers. Diava, die fchon seit ihren bangen Träumen unter dem Banne des finsteren „Seelenbräutigams" steht, will ihn retten, indem sie ihn zun, Geinahle erhebt. Der Fremde aber, dem die Frauen Nichts sind als „Eintagsglückgestalten", will vom Weibe nur Sinnengenuß, alle Fesseln sind ihm gleichbedeutend mit Nichtsein, Tod. Tod, dieses letzte Wort greift — ein äußerst feiner Zug — das milchende Volk auf; nach kurzem, tollen Kampfe wird Don Juan gebunden, und nun kann ihn Nichts mehr retten, selbst nicht die Fürsprache der jungen Königin; der Prälat läßt sein Opfer nicht mehr los. Nur Eins erreicht sie, daß der Gefangene zur füllen Einkehr in die Schloßcapelle geführt werde, bevor der nächste Morgen ihn ans dem Schaffot sieht. Nach einem bedeutenden, echt dramatifchen Zwiegespräch mit den» Prälaten bleibt er allein mit der Fürstin, die seine Fesseln gelöst hat. Hier erzählt er das Geheimniß seiner Herkunft. Meisterhaft schildert nun der Dichter die erwachende Todesangst des trotzigen Mannes, der sein Schaffot zimmern hört nnd der keinen Trost schöpfen kann aus einem Leben voll Sünde. Und doch will er, zum letzten Male sich selber treu, selbst die Todesnacht als Hochzeitsnacht feiern. Doch immer mehr fühlt er vor Dianas Augenstrahl den wilden Wunsch zerrinnen, der ihm bisher im Blute getobt hat vor jedem Weib, das er noch nicht besessen. Und als sie ihn angstvoll forschend fragt:

Begehrst Tu mich, soll Dir mein Leib gehören?
Jetzt wäge wohl! Leib oder Seele? Sprich!

Da sinken die letzten Scklacken.

Tic Teele, lief er, denn ich liebe Dich
Und will Dir folgen durch die Seligkeiten. —
An seine Brust zog d>r verlorene Eo^n
Tiavll sacht, dann hob er den geweihten
Kelch en,'gcn Lichtes schweigend vom Ilon.
Er schleudert das Feuer in's Heiligthum; durch die Flammenpracht klingen noch einmal, wie siegendes Osterläuten, Dianas Erlüserworte:
U»d darrte Deiner an der Himmelspfort
Um Deiner Sünden der Däninnen Sckaar,
Und ncn^i Dich tausend Multcrflüche banxn,
Zurück scheuät' ich sie mit erhob'««! Händen.
Es wird erfüllt, was Lebeüstraum mir war.
Tann begraben die Flammen den entsühnten, dämonischen Mann und seine reine Todesbraut.
Es sanl die Vurg, durch's Land die Glocken klangen.
Und als die Flammen ^aülcluiah sangen,
Ist mit dem finster» Seclenbräutigam
Erlöst Diana himmilväits gegangen. —
Wen Liebcsmacht in feurigem «Abfährt
Auf Flllmmcnspeichen rettet vom Gemeinen,
Dem neiden Sonnen der Vergebung scheinen
Im Heimatland, des; Frühling ewig währt.
So klingt ohne das „Fragezeichen am Schluß eines gewaltigen Gedichts" (Angelina) die erhabene Schöpfung rein und versöhnend aus, auf die unser deutsches Cchriftthum vielleicht noch stolz sein wird, wenn manche „Größe" längst der verdienten Vergessenheit verfallen ist. Die vier Echlußzeilen der Dichtung enthalten allein eine Welt von Schönheit und Größe. In reifer Künstlerschast ist es mit der herrlichen Gedankendichtung „Ein Bild" das Höchste, was Earolath geschaffen hat, desgleichen an Vollendung der Technik; während „Angelina" häusig, die „Sphinr" in der Nabbiscene, todte Punkte aufweist, schreitet „Don Juans Tod" in rastloser Entwickelung ehern und geschlossen wie ein Drama dahin. An genialen Episoden wird es vielleicht von der „Sphinx" noch übertroffen; aber die höchste Palme erringt allezeit das Genie, gebändigt durch Kunstverstand . . . sonst wäre Grabbe unser größter Dichter, nicht Goethe. —
Nariluri tu Lnlutant — Prinz Schönaich-Earolath.
Wir hatten am Eingange die Verwandtschaft des Prinzen mit Lord Byron angedeutet, und wir glauben unsere Studie nicht besser als mit einer kurzen vergleichenden Analyse schließen zu können. — Beide sind von hoher Geburt, die ihnen ebenso einen weiten und tiefen Blick in das menschliche Leben gestattet, als sie ihnen die Hindernisse, die sich sonst dem Fluge des Genius entgegenthürmen, aus dem Wege räumte; Beiden war es vergönnt, ihre Sub,ectimtät ausreifen zu lassen, >ohne sie einer wirthscha'tlichen Pression oder den Launen eines vielköpfigen Publicmiiö unterordnen zu müssen.

Gleich hierbei sei jedoch ein weittragender Unterschied hervorgehoben. Earolath wuchs in einer glücklichen Häuslichkeit heran und hat sie wiederum im reifen Mannesalter sich selbst geschaffen; Byron mußte sie als Kind wie als Mann entbehren, und für diesen Mangel hat ihn weder sein Genie noch sein Reichthum und Rang entschädigt; er ist sein Verhängnis; geworden. Aber der Parallelen sind noch genug. Beide wurden von innerer Unrast in die Ferne getrieben, aus der sie jene weitumfassende Kenntniß fremder Länder und Völker heimbrachten, die den Inhalt ihrer Dichtungen in ein fremdes, erotisches Milieu zu bannen liebt. Beide suchen mit Vorliebe Faust- und Don Iuanartige Probleme auf, und es ist kein Zufall, daß Carolath sich zu der Harmonie durchrang, die dem Schöpfer von „Manfred" und „Don Juan" versagt blieb. Beide unterziehen sich deu aufreibendsten Strapazen: Byron durchschwimmt trotz seines Klumpfußes den Hellespont, Carolath trotzt den klimatischen Einflüssen und den Aufregungen gefährlicher Jagden. Und — 1l»3t nor 1sa8t — Neide beschließen, so weit man bei dein Prinzen schon von einein Abschluß sprechen kann, ihre dichterische T Heiligkeit in rein menschlicher Weise: der Brite im praktisch-nationalen Sinne durch die Hingabe an ein unterdrücktes, für seine staatliche Freiheit ringendes Volk, der Deutsche im theoretisch-internationalen Sinne durch die Hingabe an die Unterdrückten und nach menschlicher Freiheit Ringenden überhaupt. Aber den Kämpfer von Missolunghi umstrahlt eiue ewige Kloriole: wie der frühgeschiedene Sänger des Dell ging er im Zenith feines Genius von der Erde und erregt achilleusgleich eine ewige Sehnsucht. Was Carolath aber nach „Don Juans Tod" auf reformntorischeu Gebiete u. s. w. geschrieben hat, ist im künstlerischen Sinne als ein großer Rückschritt zu bezeichnen, und es bleibt mir zu wünschen, daß er in die verlassenen Bahnen wieder einlenken möge; denu dort, auf dem Gebiete des Reinmenschlichen, nicht in der Schilderung trauriger socialer Verhältnisse, so sehr sie auch den edlen Menschen ehrt, liegt die Stärke seiner gewalligen Begabung, die schon aus rein technischen Rücksichten ein Gebiet meiden sollte, auf dem sie all die Wunderfarben ihrer Palette nicht zu verwenden vermag. Und wie diese Farben leuchten, als hätte sie Maknrts Pinsel gezaubert! Es wäre schließlich thöricht, wollte man jetzt schon die dichterische Zukunft eines Lebenden, zumal wenn dieser erst 43 Jahre zählt, anticipiren. Und übrigens — was diese Zukunft auch bringen mag, kann sie doch Nichts ändern an der Perspective: Der Schöpfer der „Sphinr" und von „Don Juans Tod" gehört der Weltliteratur.

Aus Düsseldorfs Glanzepoche.

Ungedruckte Vriefe von Felix Menoelssohn-Vartholdy *).

von

Mseph Karsten.

— «Sln. —

lobl wenige deutsche Städte haben in ihren Mauern ein so vielseitig angeregtes geistiges Leben in einem verhältnißmäßig kurzen Zwischenraum zur Entfaltung und Nlüthe kommen sehen, wie Düsseldorf.

Die unvergleichliche Gartenstadt hatte sich schon durch die Wirksamkeit des alten Nurgmüller, des Vaters des allzufrüh dahingeschiedenen Comvonisten Norbert Nurgmüller, einen wohlverdienten Ruf auf musikalischem Gebiete erworben, der dort in den weitesten Kreisen den Grund zu einer geregelten musikalischen Bildung zu legen und den Eifer für die Tonkunst nach Kräften zu beleben bestrebt war. In Karl Immermann hatte die deutsche Dichtkunst und Vühne ihren großen Apostel wiedergefunden, der gerade hier mit glücklicher Hand feine reformatorifche Thätigkeit entfaltete.

Seit dem Jahre 1826, in welchem Wilhelm von Schadow mit feiner jungen Künstlerschaar in Düsseldorf einzog, fchien hier eine neue Vlüthe der Kunst aufzugehen. Aus dieser Schule gingen ein Lessing, Sohn, Vendemann, Hübner, Schrödter und Schirmer hervor, deren Charakter wesentlich der romantischen Dichtung entsprach. Auch der jugendliche Ferdinand Theodor Hildebrandt, der nachmalige Lehrer und Professor an der Düsseldorfer Kunstakademie (geb. 2. Juli 1804 zu Stettin, gest. 29. September 1874 zu Düsseldorf), kam mit Schadow nach Düsseldorf.

*) Vgl. Briefe aus den Jahren 1830 bis 1847 von Felix Mendelssohn.Bartholvy. Leipzig 1865. 2 Bände. Herausgegeben von Dr. Julius Rieh und Felix Mendelssohn» Nartholdy. Briefe und Erinnerungen von Ferdinand Hill«. Köln 1878. Verlag von Du Mont-Schlluverg.

In diesen Kreis trat im Jahre 1832 zun: ersten Mal, auf einer Reise nach Paris zum Besuche der rheinischen Kunststadt, der jugendliche Felir Mendelssohn-Bartholdy. Nach Jahr und Tag zog Mendelssohn schon als Musikdirector in Düsseldorf ein. Er fand zunächst schwierigere Verhältnisse vor, als er erwartet hatte und in dem Privatkreise seines elterlichen Hauses gewohnt war. Schon die ersten Concerte machten ihm viel Arbeit. Erst als Chor und Orchester Freude an der Sache und Achtung vor dem unermüdlichen Fleiße ihres Leiters empfanden, kam auch ein rechter Zug in die Sache. Zu diesen anstrengenden Geschäften hatte Mendelssohn mit der Zeit auch die Leitung der Oper bei dem neuen Theaterunternehmer Karl Immermann übernommen uud war hierdurch mit einem Schlage als „Dreiundzwanzigjähriger" der Liebling der ganzen Stadt geworden.
Aber auch in seinen persönlichen Beziehungen entwickelte er nach dem Urtheile der Zeitgenossen eine ungewöhnliche Liebenswürdigkeit, Munterkeit und Beweglichkeit. Anregend und belebend, wie sein künstlerischer Geist war, gab er überall mehr, als er nahm. So war es denn kein Wunder, daß um diesen Liebling der Götter sich eine Schaar von Freunden, Anbetern und Gönnern sammelte. Mendelssohn sah sich jedoch nach geraumer Zeit veranlaßt, von der Direction der Düsseldorfer Oper zurückzutreten. Wolfgang Müller von Künigswinter hat das Verdienst, in seinem bekannten Werke: „Erzählungen eines rheinischen Chronisten, Karl Immermann und sein Kreis", Band 1, S. 48 (Leipzig, Brockhaus) die Gründe, welche für Mendelssohn hierbei entscheidend waren, in das rechte Licht gesetzt zu haben. „Das Wahre an der Sache ist" — so läßt er Mendelssohn selbst sagen — „daß mir die Arbeit über den Kopf wächst. Jedermann weiß, wieviel ich mit den Concerten zu thun habe. Allerdings wurde Lch in einem schwachen Augenblicke zu dem Versprechen hingerissen, die hauptsächlichsten Opern zu leiten, weil meine Freunde mich dazu drängten. Nun bin ich aber zu der Einsicht gelangt, daß ich mehr versprochen habe, als ich leisten kann. Ich verliere mich uud meine Compositionen über all' dem Schaffen und Wirken in der Außenwelt. Da nun auch mein Freund Julius Nietz, den wir für die Direction der Oper im Allgemeinen von Berlin berufen haben, sich überaus wacker und tüchtig erweist, wie ich es nicht anders erwartete, und da ich also durchaus überflüssig geworden bin, so hielt ich es an der Zeit, mich zurückzuziehen, um an meinen: Oratorium Paulus zu arbeiten. Ein Künstler, der Etwas vor sich bringen will, darf sich aber nicht zu sehr zerstreuen. Ich habe bis jetzt noch zu wenig 'geleistet. Mit meinen Liedern und Clavierstücken ist erst der Weg zu einzelnen Herzen gebahnt. Mit meinem neuen Werke hoffe ich mir das Volk zu gewinnen, so Gott will!"
Mendelssohn, der sich in seinem Vertrage nur auf!zwei Jahre verpflichtet hatte (vergl. Lampadius, „Felir MendelssolmVnrtholdn", Leipzig 1848, S. 43), ging 1835 nach Leipzig, um die Direction der Gewandhaus-

Concerte zu übernehnten. Noch in demselben Frühjahr hatte er das Musikfest zu Köln und am 2. Juli 1835 sein letztes Concert in Düsseldorf dirigirt. Auch die Eltern waren von Berlin herbeigeeilt, um den Triumphen ihres Sohnes beizuwohnen. Von den Zeitgenossen wird uns berichtet, daß selbst diejenigen, die Mendelssohn als einen fremden Eindringling angesehen und ihm manchen Verdruß bereitet hatten, durch sein Claviercapriccio in 2-mull versöhnt gewesen, jeder Mund des Jubels voll uud zugleich der Trauer kein Ende gewesen sei.
In Leipzig vollendete er seinen Paulus. Am 22. Mai 1836, einem Psingstsonntage, wurde dieses Oratorium zum ersten Male in Düsseldorf (im Vecker'schen Saale) aufgeführt. Seit Johann Sebastian Bach, Händel und Joseph Handn hatten die Meisten diese Form vorlassen, Mozart widmete sich vornehmlich der Oper und Beethoven der Sinfonie. Nun schlug am Rhein mit einem Schlage ein junger sechsundzwanzigjähriger Componist durch. Man überreichte bei dieser Gelegenheit dem Helden des Tages ein Prachteremvlar des Paulus, mit trefflichen Handzeichnungen von Hildebrandt, Adolf Schrüdter, Julius Hübner, Eduard Steinbrück und Heinrich Mücke illustrirt.
Das erste Werk, welches Mendelssohn nach seiner Abreise von Düsseldorf vornahm, war, daß er in Frankfurt am Main die Proben des von seineni erkrankten Freunde Schelble geleiteten Cäcilienvereins fortführte. Hier lernte der „Sohn der himmlischen Eäcilia" auch seine spätere Gattin, Eäeilia Ieanrenaud, kennen.
Aus dieser sonnigen Zeit des jugendlichen Schaffens und Strebens stammt ein Briefwechsel*) aus dem Nachlasse des treuen Freundes des großen Tondichters, des Professors Ferdinand Theodor Hildebrandt, zu Düsseldorf. Wahre Freundschaft verband die beiden Künstlernaturen bis an ihr Lebensende. Ging das Leben des Einen in sich rnnd und fertig abgeschlossen dahin, so waren dem Anderen im Laufe der Jahre, die er deu Freund überlebte, mannigfache Prüfungen und Schicksalsschläge nickt erspart geblieben.
Diese Briefe sind geeignet, den Künstler und Menschen ihres Schreibers in einem klaren und ruhigen Lichte erscheinen zu lasse» uud über manche Vorgänge und Persönlichkeiten ans der damaligen Düsseldorfer und Leipziger Zeit Aufschluß zu geben. In dieser Hinsicht dürften sie auch das Bild der Persönlichkeit des großen Mannes, wie es aus den Briefsammlungen von Julius Rietz uud Ferdinand Hiller uns entgegentritt, einigermaßen ergänzen.
Die Briefe aus Leipzig und Frankfurt vom Jahre 1835 und 1836 stammen aus des Meisters Jugendzeit, die Briefe vom Jahre 1847 sind
*) Diese Viicfc sind mir Uon befreundeter Seite zur Verfügung gestellt worden.

wenige Wochen vor dem am 4. November 1847 erfolgten Tode Mendelssohns geschrieben.

Ich glaube daher den vielen Freunden der beiden Künstler und Freunde einige dieser Briefe von allgemeinerem Interesse bekannt geben zu sollen:

Leipzig, den 31. Octobei 1835
(während die Glocken schön zum Reformationsfeste
läuten).

Lieber Hildebrand!

Habe vielen Tank für Deinen lieben, lieben Brief, für den ich Dir schon längst hätte danken und darauf antworten sollen (wäre es auch blas aus Eigennutz gewesen, um bald wieder einen zu bekommen) ober ich war die Zeit her sehr gehetzt und angestrengt und finde erst jetzt, da ich wegen einer kleinen Unpäßlichkeit das Zimmer hüten muß, die rechte Muhe, um Deine freundlichen Zeilen fo recht ouu »mar« erwidern zu können. Wohl war es eine gute Zeit, wo Du täglich an's Fenster kommen und in mein Früh» stück hineingucken konntest, wo Du meinen Tagen dadurch gleich einen vergnügten Anfang gabst, und daran habe ich wohl oft schon gedacht, wenn ich leider ganz ungestört früh» stücken konnte, überhaupt muß ich Deinen und Schirmei's Brief nicht gerade durchlesen, wenn ich !iuch meinen neuen Aufenthalt ganz und gar loben soll; denn für die vielen frohen Stunden, die wir zusammen hatten, finde ich hier wohl keinen Ersatz und Nichts, was daran erinnern tonnte. Dafür avcr gestehe ich Dir, daß ich erst hier recht empfinde, wie sehr viel mir in musitalischer Hinsicht dort abging, wie viele und ganz unnütze Quälerei ich mit manchen Dingen hatte, die nun einmal eben durch den guten Willen der Einzelnen nicht zu schaffen find, und wie ich mich also in Beziehung auf mein öffentliches Wirken hier zufrieden fühlen muß. Das Institut der Conccrte, bei denen ich bin, besteht seit mehr als fünfzig Jahren, Alles ist im guten geordneten Gange, manche alte hergebrachte Gewohnheiten, die mich zuweilen rühren können, weil sie aus «ine vergangene Zeit noch hindeuten, wie mich dmn auch ein Zopf oder eine Perücke eines alten Herrn erfreuen kann — dabei ist das Orchester meistentheils jung und lebendig, ungemein sicher eingespielt, sogar einige berühmte Musiker barunter, ich habe einige meiner Ouvertüren mit mehr Ensemble und Genauigkeit gehört, als jemals sonst, und habe dabei das Vergnügen, daß sie selbst Abends jeden augenblicklichen Einfall und Wink des Taktstockes verstehen und auifühien. Wenn Tu das mit manchen Proben und Aufführungen, die wir zusammen erlebten, vergleichst, so kannst Du Dir denken, daß mir es hier in musikalischer Hinsicht wohler ist — aber wenn so ein Stück Maler» Akademie nach Leipzig mitten unter die Lerchen ziehen wollte, so wäre es doch ein lustiges Leben. Das geht nun freilich nicht, und fo suche ich mich zurückzuziehen und fleißig zu arbeiten. Wenn mir es gelingt, so denke ich mich gegen den Frühling auf» zumachen und ein paar Monate zu Fuß zu gehen; daß ich dann jedenfalls über Düffel» dorf komme und wohl mal eines Morgens hineinguckc, wie der Herr Mal« frühstücken thun — das steht fest. Dazwischen liegt noch viel Schnee und Hagel und 15 Abonnements» Eoncerte, (denn fünf sind erst vorbei) und hoffentlich manches Brieflein von Dir, und überhaupt eben ein paar lange Monate — aber ich freue mich doch schon jetzt darauf, sobald ich lebhaft daran denke. — Wie schlimm steht es aber mit der edeln Malerkunst zu Leipzig! Wer kam in der Messe her, und wird noch jctzt immer vom Abreisen zurückgehalten durch Bestellungen von Portraits? Wen hält Leipzig für ein geschicktes Kerlchen? Niemand anders als Professor Grünler*). Er malt mehrere dicke Buch»

*)Ebregott Grünler, Professor und Hofmaler in Zeulenroda, malte anfangs historische Bilder, warf sich fpätei auch auf die Darstellung von Thierm (Schafen), die ihm besser gelangen, als jene.

Händler mit ihrm Frauen, und alle rühmen, daß man fast gar nicht zu sitzen brauche und doch seien alle Bilder gleich »zum Erkennen". Ich suchte mehrere mal sehr gering« schätzig von ihm zu reden, aber ohne Erfolg. Neulich stellte ihn mir sogar einer vor, aber ich war der Tüsseldorfei Akademie eingeben!, zu der ich halb und halb gehöre und ich betrug mich sehr grob und lurz, wegen der Wasserflüsse Babylons, und anderen Unfugs, den ich von ihm gesehen habe. Auch Genelli*) ist hier, schimpft auf gcmz Leipzig, und die ganze Welt, und malt nichts. Neulich waren einige zwanzig Bilder ausgt stellt, die vom Dresdener Kunstvercin verloost werden; das beste darunter wccr offenbar und nach allgemeinem Uitheile der Hans Sachs von Oer**); mich freute es noch apart, wie ich'L so fertig und schon gefirnißt sah, und mich der Zeit erinnerte, wo es halb unbemalt dastand, und ich Dir zum Portrait sah, und Du Oer Ratschläge mit der Fingersprache gabst, und ich die Nürnberger Thürmc als Landschafter tadelte — es macht nun doch einen recht angenehmen Eindruck, und gefällt wie gesagt allgemein. Auherdem waren ein paar nette Gegenstände da, namentlich eines von Bürlel"*), was mir indessen sehr obenhin gemalt schien, im Ganzen schien mir nur weniges Werth zu haben — ein Berliner Bild mit Pferden und Reiltnechten war gräßlich langwellig — der eine Reitlnecht muß als Würze eine Wäscherin umarmen — es bleibt doch lang» weilig. Dagegen habe ich ein Kuvferwerk gesehen, das mich lehr amüfirt hat: es sind Pinelli'sl-) Bilder zum Gedicht Meo Patacca. Kennst Du das? Es erinnert gar zu sehr an Rom, mit allem Prachtvollen und Dreckigen durcheinander. Noch muß ich Dir von einer Sängerin (der Schwester des Malers Grabau) f-s-) erzählen, die hier ist, und die Du einmal hören solltest, wenn sie Becthoven'sche Lieder singt. So etwas Voll« lommenes ist mir selten bei einer deutschen Sängerin vorgekommen, und die Düffel» dorfer Musensöhne würben schwärmen, wenn sie diesen glockenreinen Vortrag hören könnten. Wenn sie ein bischen hübsch wäre, und jünger, so müßte ich mich auf der Stelle der» lieben und thäte den ganzen Tag nichts, als Lieder componircn, während ich jetzt an der Vollendung des Paulus fleißig arbeite. Aber verzeih, daß ich Dir so viel von mir und meinen Umgebungen erzähle, was Dich vielleicht gar nicht intcressiren mag. Ich thue es aber mit Absicht, weil Du auch gar zu wenig, oder gar nichts von der Deinige» schreibst! bitte, lieber Hillenbart, hole das bald nach, und sage, was Deine Familie macht, ob die Prinzen noch leben oder schon gemordet sind, was Tu für Bilder im Kopf hast, erzähle mir von Schabow's und von Euch allen, auch vom Theater und Immer« mann, da es mich intressirt, vom Singverein und dem Nath der Alten, und vor allen Dingen schreib mir bald mal wieder. Mit herzlichen Grüße» an Deine Frau und Mariechen bin ich

Dein

Felix Mendelssohn-Bartholby.

*) Bonaventura Genelli, Zeichner und Maler, geb. 27. September 1800 zu Berlin, gest. 13. November 1868 zu Weimar, ließ sich nach seiner Rückkehr von Italien, 1832 in Leipzig nieder, um dort für den Toctor tz. Häitel einen Saal in dessen Gartenhause mit Fresken zu schmücken.

**) Theobald von Oer, der aus Westfalen stammt und spät« als Maler in Dresden wohnte.

***) Heinrich Bürlcl, Genre« unb Landschaftsmaler.

s) Bartholomeo Pinelli, Maler, geb. 1781 zu Rom, gest. daselbst 1. April 1335. (Meo Pataccc', Dialect).

-j-s) Der Landsäafts« und Thicrmaler Christian Grabau, geb. 1809 zu Bremen, der mit Vorliebe Wasserfälle darstellte und sich insbesondere durch seine Thierftücke auszeichnete.

Frankfurt a/M Ken 26. Juni 1836.
Lieber Hildebranb!
Hiebci erfolgt ein Brief der Firma Breitlopf K Härtel mit dem es so zusammen» hangt. Sie schreiben an mich und baten ick möchte Dich bitten, Du möchtest erlauben, daß sie für ihre musikalische Zeitung Dein Portrait von mir in kleinem Format stechen (oder lithographiren) liehen. Ihre Absicht schien zu sein, Tel» Bild in Leipzig copiren zu lassen, und da ich vor der Leipziger Portraitmalerei und -stecherei höllischen Respect habe, so schrieb ich ihnen zurück, sie würden besser thun, die Sache Dir mitzutheilcn und llnheim zu stellen; weil Tu vielleicht in Düsseldorf selbst oder in Cöln solch einen Stich besorgen und besser machen lassen kannst, als sie in Leipzig. Sie fragen nun also bei Dir cm, ob Du diese Gefälligkeit haben wolltest? Da denn doch das Portrait in jedem Falle herauskommen sollte, so wäre mir's natürlich lieber, wenn's gut würde, und dazu kannst Du gen/iß am besten verhelfen. Nimm die Belästigung nicht übel, die Dir dadurch entsteht, und thue mir und tzärtel's, wenn Tu es kannst, den Gefallen, Dich des Tinges anzunehmen, damit ich mit einem vernünftigen Gesicht in die Welt komme.
Wenn es möglich ist, so antworte ihnen recht bald auf ihre Bitte, ui'd sielen dann zugleich ein paar Zeilen an mich mit ab, so wäre das freilich desto prächtiger; wenn auch weiter nichts drin stände, als was Du und die Deinigen machen, und wie es Schadow mit seiner Gesundheit geht.
Ich lebe hier sehr angenehm und mit vielen liebenswürdigen Leuten; doch brauche ich noch Zeit mich von den Düsseldorfer Arbeiten zu erholen, deren Anstrenaungcn ich eist hier zu fühlen anfing. Rossini'« Anwesenheit hier hat alle Musiker in Alarm ver» setzt, und mir viele Freude gemacht, »eil er der geistreichste, amüsanteste Gesellschafter ist, den man in d.-r Welt finden kann. Auch Musik haben wir manches Mal mit ein» ander gemacht, und ich werde Dir lustige Anekdoten von ihm zu erzählen haben; Schade daß Du sie nicht gleich selbst erzählen kannst; es wäre etwas für Tich, Er ist ein toll« Prinz. Auch von der hiesigen Ausstellung werde ich mancherlei zu erzählen haben; ein charmantes Bild von Schclfhoul*) war wieder da, und überhaupt mehrere hübsche Sachen. Die Madonna von Tegcr**) und die Landschaft von Pose schienen alle Frankfurter Kunstkenner sehr zu entzücken, und es wurde drülier viel gclanneaieheit hin und her. Gestern erhielt ich einen kurzen Brief von Worivgen, norm er mir wieder alles mögliche Unangenehme über das Düsseldorfer Musilfest und Musik»esen nachträolich aus» zutrinken gilbt; es wird wohl nicht so schlimm sei», wie er es ansieht, in keinem Falle aber sprich ihm davon.
Ich habe aber leine Schicivlaune, weil ich in 3—4 Wochen wieder in Düsseldorf zu sein denke und dann Alles besser mündlich sagen lann, einen Abend müssen wir bann wieder bei Dir mit Schirmer allein zubringen, und wenn »och Pflaumen ta sind, so bitte ich Deine Frau, sie bis dahin aufzuheben. Essen will ich sie dann schon.
Lebe nun wohl, Hildebart! Grüße mir Schirme! und Bcndcmann vielmal und lebe wohl.
Dein
Felix Mendclssohn-Bartholdy.
ssranksult a/M, den 10 Sept. 1847.
Mein lieber Hildebrand! Habe vielen Tank für Deinen freundlichen Brief, den ich so eben bei meiner Ankunft hier empfing. Und sage auch Deinen Eollegen vom Musik»
*) Andreas Schelfhout, Landschaftsmaler, geb. 1787 im Haag, gcst, das. 1870.
**) Ernst Deger, Historienmaler, der mit den Brüdern Andrea» und Karl Müller aus Tllinistlldt und Franz Ittenbach aus Königswinter die Freske» in der Avollinaris» tirche zu Remagen am Rhein und später die Fresken in der Schloßcapelle der Burg Stolzenfels gemalt hat.

Eomit« meinen Dan! für das Vertrauen das sie mir durch ihre Anfrage beweisen. Tay mich die Sache, von der es sich handelt, lebhaft interessirt und daß ich daher gern den besten Rath geben möchte, der sich nur ersinnen Iaht, das brauche ich Tir wohl nicht erst zu versichern. Aber es wird mir schwer werden; denn seit ich von Rieh' Abgang hörte, habe ich oft gedacht, wem ich wohl diese Stelle wünschte und habe niemand herausfinden tonnen, der unbedingt paßte und für den sie unbedingt paßte. Ehe ich mich daher näher ausspreche, möchte ich Dich bitten mir zu sagen (es versteht sich unter dem Versprechen meiner Verschwiegenheit) wer sich bei Euch gemeldet hat. Vielleicht ist einer darunter, der besser pafzt, als einer von denen an die ich gedacht hatte; und ist das nicht der Fall so will ich meine Vorschlage wachen so gut ich lann.

Sollte sich keiner finden, der von allen, dem Verein und dem Comile gleich bei Nennung seines Namens per H«I»iu2tiou angenommen würde, wolltet Ihr dann nicht vielleicht dem Beispiele de; hiesigen Eaecilieii°Veieins und der Mainzer Vereine folgen und für sebe» Bewerber einen Abend (oder mehrere) bestimmen, wo sie vor sämmtlichen Mitgliedern eine Probe ihres Dirigirens und Einstudierens, ihres Clavierspiels und ihrer ganzen Art ablegten, wonach bann die Wahl sich lichten tonnte? Solch ein Verfahren hat manches Tadelnsiucrthe, aber es ist nicht zu läugnen, daß beide Vereine, der hiesige wie der Mainzer, schon mehreremal sehr gut dabei weggekommen sind. Man zahlte den Bewerbern blos die Reisekosten hin und her, ließ sie nach Belieben ein Wert zum Gin« studiren auswählen »reiches sie konnten oder worauf sie sich vorbereitet hatten, nahm auch (wenn ich nicht irre) irgend ein ihnen unbekanntes und bildete sich so sein Urtheil. Die Herren Scholt in Mainz und irgend einer Deiner hiesigen Bekannten würden Dir gewiß alle Details darüber besser angebe» toni«n, wenn Du sie wissen wolltest.

Wünschest Du nun meine Antwort bald, lieber Hildebrand, so schreibe mir bald nach Empfang dieser Zeilen hich.'l, Adr. twwl ä'H,r>Fl«t«rre. Ich bleibe noch 5—6 Tage hier; nachher ist meine Adresse wieder Leipzig. Wie gem ich Dir auf alle Deine Fragen mit meiner best n Auskunft zu Diensten bin, brauche ich nicht erst zu sagen.

Für die Idee mit der Partitur meines Elias und den Unterschriften darin für Rietz danke ich Tir und allen sehr herzlich; es hat mir sehr große Freude gemacht. Und daß Du alles dumme Zeug behältst, was mir beim Anschauen Deiner schönen Bilder durch den Kopf fährt und was ich folglich Dir auch gleich sage, das hat mich fast be» schämt. Aber Du weißt ja, wie es gemeint, und wie sich niemand mehr darüber freut als ich, trotz der vielen curiosen Redensarten, die dabei zu hören sind. Hoffentlich seh« ich Deinen Othello recht bald; die Tesdemona steht mir wohl immer vor Augen, seit ich Dein Bild kenne, und so muß es jedem gehen.

Nun grüße mir Frau und Kinder recht herzlich und sei von den meinigen gegrüßt. Immer

Dein

Felix Mendelssohn-Bartholdr».

Leipzig, den 1. October 1847.

Mein lieber Hildcbrand!

Unter den neun Bewerbern, die Du mir in Deinem letzten Briefe nennst, steht Hiller so entschieden obenan, daß nach meiner Meinung lein Z veifel darüber sein kann. Er ist durch sein Talent, seinen Ruf und seine Ucbung den andern von Dir Genannten, ja ich glaube Allen überlegen, die sich irgend in Deutschland für eine solche Stelle finden ließen. In dieser Ileberlegenheit liegt das einzige Bedenken, das ich dabei zu nennen wüßte: ich gestehe Dir offen, daß mir die Stelle nicht bedeutend, nicht umfassend genug für Hiller scheint, und bah ich daher nicht glaube, daß sie für ihn paßt (natürlich fage ich Tir dies unter uns, denn es würde manchen Dortigen verletzen, wenn er es erführe). Ich fürchte, daß Hiller auf die Länge mit der dortigen Wirksamkeit nicht zufrieden sein kann, und zwar aus musikalischen und noch mehr aus persönlichen Gründen — indeß er muß das am Ende besser beurtheilen können, als ein Anderer und was seine Kennt«

nisse und Leistungen, mit einem Wort seine künstlerische Befähigung zu dieser Stelle an» langt, darüber lann, wie gesagt, nicht der mindeste Zweifel obwalten.

Von den Uebrigen ist eigentlich nur Hermann Schornstein, den ich aus früheren Zeiten als einen guten Musiker kenne; die Anderen sind mir so gut wie ganz unbekannt.

Meinen Vorschlag mit der Concurrenz musz ich nicht recht deutlich gemacht haben; denn von öffentlichen Concerten, die als Probe dirigirt wurden, ist dabei die Rebe nicht, sondern nur von den regelmäßigen, wöchentlichen Ucbungcn des betreffenden Vereins. Indeß braucht daran natürlich nicht weiter gedacht zu werden, wenn es sich von Leuten anerkannten Rufs und bewährter Tüchtigkeit handelt. Tabei bleibe ich aber, daß bei mehreren einander ziemlich gleichen Bewerbern es kaum ein besseres Mittel geben dürfte, die Frage zu entscheiden.

Ten Auftrag wegen der Jenny Lind kann ich nicht unbedingt übernehmen. Ich habe sie zu lange nicht gesehen, um etwas von ihren Plänen zu wissen, und es fehlt mir augenblicklich an Gelegenheit, die Correspondenz mit ihr wieder anzuknüpfen. Vielleicht komme ich mit ihr wieder im Laufe des Herbstes zusammen, dann tonnte ich sie darüber fragen; aber auch das kann ich dem Comitö nicht versprechen.

Erst gestern Abend bin ich von Verlin wiedergekommen, und

Hier bricht der Nrief ab. An dieser Stelle ist vermerkt:

N. L. Die andere Hälfle dieses Briefes habe ich an die Kronprinzessin von Eng» lllnd abgegeben. Hildebrandt.

Diese andere Hälfte muß wohl einen besonderen Werth durch ihren Inhalt gehabt haben, abgesehen davon, daß es einer der letzten Briefe des großen Tondichters vor seinem am 4. November 1847 erfolgten Tode ist. Nach der Dr. Nietz'schen Sammlung schrieb Mendelssohn noch einen Nrief an seinen Vruder Paul, an den General von Webern in Berlin von Interlaken aus und am 25. October 1847 seinen letzten Brief von Leipzig ans an seinen Bruder Paul.

O«^
.^

Rußland in Centralasien.

von

E. MaschKe.

— Vreslau. —

,3chl!,ß,,

i! Erpedition von 1879 gegen die Achal-Teke war also vollständig mißgluckt. Ein Unterschätzen des Feindes, in Folge dessen das ungenügende Necognosciren der feindlichen Festung, der Mangel an Nelagerungs-Material und eine ganz unzureichende Vorbereitung des Sturmes selbst waren die Ursachen für den Mißerfolg der russischen Waffen.

Daß Rußland demnach für das nächste Jahr eine zweite Unternehmung gegen die Achal-Teke in Aussicht nahm, war wohl selbstverständlich. Nur durch einen vollständigen Erfolg konnten die gefährlichen Eonseguenzen der verunglückten Erpedition wieder ausgeglichen werden. Das Ansehen Rußlands in Mittelasien war jedenfalls gefährdet, es muhte unter allen Umständen aufrecht erhalten, eventuell wieder hergestellt werden.

Im Frühjahr 1880 begann man mit den Vorbereitungen dazu. General Skobelew, ein thatträftiger, in den centralasiatischen Feldzügen erprobter, erfahrener Offizier wurde zum Oberbefehlshaber ernannt. Er verstand dann, die 1879 begangenen Fehler zu venneiden, aus den daraus hervorgegangenen Lehren aber Nutzen zu ziehen. Sehr wesentlich für das Gelingen des Unternebmens war die Veranlagung der Operationsbasis. Nicht blos von Tfchikischlar aus, sondern auch von dem Michaelbusen des Kaspischen Meeres sollte gegen die Teke-Oase vorgegangen werden. Das beinahe gleich weit von diesen beiden Ausgangspunkten gelegene Vnmi war als Hauptetappcnort ausersehen. Durch seine Lage in der Teke-Oase jenseits des Kovet-Dagh sowie durch seine Umgebung war es vorzüglich geeignet zu einem Centralstützpunkte. Schon an, 10. Juni wurde es von einer kleinen Abtheilung

der Etappentruppen unter persönlicher Leitung des Generals Skobelew genommen, befestigt und entsprechend besetzt. Eine sechsmonatige Verpflegung für 8000 Mann, ferner 10000 Artillerie-Geschosse und 2 Millionen Patronen sollten auf den beiden Etappenstraßen dorthin geschafft werden. Es mar daher die gründliche Instandsetzung der Wege vom Michaelbusen und von Tschikischlar her nothwendig. Durch die Anlage einer Eisenbahn von: Michaelbusen über Muliakara, Aidin, Achtschakuima in der Richtung auf Kysnl-Arwat wurde der Transport von Truppen und Material noch wesentlich erleichtert. Der Bau war freilich ein schwieriger, einmal der Terrainverhältnisse wegen und dann in Folge des weiten Transports aller dazu notwendigen Materialien. Am I. October 1880 waren 22 Kilometer, am 25. Januar 1881 aber 106 Kilometer fertig gestellt, während die ganze Strecke bis Kysyl-Arwat im September 1881 vollendet wurde. Während der Operationen gegen die Tete-Oase fand der Verkehr auf der transkaspischen Vahn aber nur bis Aidin -^ 84 Kilometer weit — mit Locomotiven statt, von dort ab bis Achtschakuima — 106 Kilometer weit — benutzte man sie als Pferdebahn. Wo der Bahntransport aufhörte, fowie von Tschikischlar ab und längs des Atrek und Ssumbar wurden Wagen oder Kameele verwendet. Die Beschaffung von 20000 dieser erforderlichen Lllstthiere war allerdings mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Dieselben mußten selbst bis von Orenburg herbeigeschafft werden. Die Verpflegungsmittel kamen zum größten Theile aus Rußland, aber auch in Persien wurde Getreide aufgekauft. Die Etappenstraßen sicherte man durch Anlage von Befestigungen. Die Etappentruppen hatten für den Schutz der Transporte zu forgen, die vom Mai bis zun: December 1880 sehr häufig durch Angriffe seitens der Turkmenen gefährdet waren. Nach allen diesen vorbereitenden Maßnahmen begann erst im November der Transport der eigentlichen Expeditionstruppen vom Kaukasus her.

General Skobelew hatte aber bereits im Sommer die Feindseligkeiten eröffnet, soweit dies die notwendige Erreichung von bestimmten Nebenzwecken erforderlich machte. Während 1879 von: General Lomakin vollständig außer Acht gelassen worden war, sich dnrch zweckmäßige Necngnoscirungen Kenntnis; über Stellung und Stärke des Gegners zu verschaffen, legte General Skobelew gerade darauf ein großes Gewicht. Bereits am 1. Juli ging er mit einer kleinen Abtheilung aus Nanu auf Geottepe vor. Am 5. erreichte er nach einigen kleinen Scharmützeln Iegani und Batyrkul. Unter dem Schutze vorgeschobener Trupps wurden, trotzdem letztere sich einer bedeutenden Masse feindlicher Reiter gegenüber sahen, an: 6. die Vefestigungswerke von Geoktepe recognoscirt und Terrainaufnahmen ausgeführt. Am 10. Juli traf Skobelew wieder in Bann ein. Geoktepe sollte von 10000, nach anderen Nachrichten von 40000 Teke-Tnrkmenen gesetzt sein. Im November begann General Skobelew, sich vorwärts Bann Stützpunkte zu schaffen. So wurden am 27. Karns und Kelat, 30 Kilometer von Geoktepe,
^

den sich hartnäckig verlheidigenden Durtinenen entrissen, am 80. November Iegnian-Batyrkul, 11 .Kilometer vor der feindlichen Festung. Letzterer Ort wurde dann als „Samurskiiche Befestigung" zum Ausgangspunkte für die Operationen gegen Geoktepe selbst bestimmt und von hier aus die Etappenstraße nach Bami organisirt. Auch legte man in dieser neuen Befestigung bedeutende Depots von Verpflegung, Munition und Material an. 499» Kameele und 199 vierspännige Wagen vermittelten den Verkehr zwischen hier und Nami. Es trafen jetzt auch die für die eigentliche Erpedition bestimmten Truppen ein. Es waren dies 9 Bataillone, 8 Compagnieen und 2 Kommandos Infanterie, 19 Schwadronen Reiterei, meistens Kasaken, 1 V, Eompagnien Sappeurs und endlich 75 Geschütze. Die Gesammtstärke des am 15. December in Samurskoje concentrirten Eorps betrug 8999 Streitbare.

Zur Vervollständigung der am 6. Juli ausgeführten Necognoscirung wurde eine weitere solche am 4. December zur genauen Erforschung der Westfront von Geoktepe unternommen und hatte ein ziemlich heftiges Gefecht zur Folge. Da fenier Nachrichten bei den Russen eingingen, das; in der feindlichen Festung eine große Bewegung stattfände, wurden am II. und 12. December die Aufklärungen wiederholt. An letzterem Tage sahen sich die Russen in ein heftiges Gefecht «erwickelt; ihre Verbindung mit Samurskoje wurde sogar eine Zeit lang durch die Tekes unterbrochen, und erst ein aus dem Lager ausrückendes Detachement mußte dieselbe wiederherstellen. Nach den Resultaten der letzten Necognoscirungen war also nicht anzuuehmen, daß die Tm-kmenen ihre Stellung hier ohne energischen Widerstand aufgeben würden. Andererseits war letztere zu stark, um sich ihrer mittelst eines forcirten Angriffes bemächtigen zu können. Abgesehen von den Reiterschaaren, die Geoktepe außerhalb vertheidigten und wohl an 7999 Pferde zählten, waren im Innern der Hauptbefestigung, in den .Mitken, noch gegen 49999 Personen untergebracht, die mehr oder minder als Vertheidiger in Betracht kamen. Die Außennerke waren ferner mit vortrefflichen Schützen befetzt. Der im Nordosten von Geoktepe gelegene, befestigte und mit einer Haubitze armirte Hügel beherrschte aber die ganze Stellung.

General Skobelew entschloß sich demnach zu dem langwierigeren, aber dafür auch sicheren Wege der förmlichen Belagerung. Die Süd« und Ostfront der Festung schienen sich am meisten für den Angriff zu eignen. Um aber zunächst einen Stützpunkt im Süden zu haben, bemächtigte sich Skobelew am 29. December Iangikalas und schlug hier, 1899 Meter von der Südfront der Festung entfernt, sein Druvpenlager auf. Schon an demselben Abende mußte von demselben ein Angriff der Dekes zurückgewiesen werden. Nachdem dann die Russen auch auf der Ostfront durch Einnahme der Kala dort sich festgesetzt hatten, wurde am 23. December mit Tagesanbruch die erste Parallele gegen die Südostecke der Festung auf 690 Meter Abstand

eröffnet. Die Belagerungsarbeiten nahmen jetzt ihren regelrechten Verlauf. Die nöthigen Eommunicationen wurden angelegt, und in der Nacht zum 28. December ward mit dem Bau der zweiten Parallele vorgegangen.

Bis dahin hatten die Turkmenen die Arbeiten des Angreifers fast gar nicht gestört. Als aber am 28. mit Einbruch der Dunkelheit die russischen Tranch^en-Arbeiter wieder angestellt wurden, machte plötzlich die ganze Besahung von Geokteve einen Ausfall. Derselbe richtete sich namentlich gegen den rechten Flügel und den Nucken der Velagerungsarbeiten. Mit der blanken Waffe in der Hand stürzten sich die Tekes wie Rasende gegen die russischen Linien, sprangen auf die Brustwehren der Laufgräben und hieben von dort aus auf die Nüssen ein. Sie wurden dann allerdings zurückgeworfen, aber eine Fahne und ein Geschütz blieben in ihren Händen. Nachdem die Nüssen die Arbeit wieder aufgenommen hatten, erfolgte in der Nacht noch ein zweiter Ausfall, der jedoch durch das Sbrapnelfeuer der Artillerie zurückgewiesen ward. Mit welcher Heftigkeit und Erbitterung vorher in den Laufgräben gekämpft worden, beweist namentlich das eigenthümliche Verhältnis) bei den russischen Verlusten zwischen Todten und Vermundeten. Während von Letzteren die Nüssen nur 1 Offizier und 30 Mann zn verzeichnen hatten, waren 5 Offiziere, 95 Mann todt auf den: Platze geblieben.

Am 29. December wurde eine Gruppe von feindlichen Befestigungsanlagen, etwa IM m vor der füdöstlichen Ecke von Geoktepe, durch die Russen genommen, gegen die Festung in Vertheidigungszustand gesetzt und ,nit den Velagerungsarbeiten verbunden. In der Nacht zum 31. December inachte der Feind abermals einen großen Ausfall, der den Nüsse» wieder erhebliche Verluste brachte. Die Turkmenen behielten auch wieder ein russisches Geschütz in Händen. In derselben Nacht wurde aber die dritte Parallele eröffnet, und das russische Lager bis dicht an die erste Parallele herangeschoben. Am 5. Januar fand endlich noch ein dritter Ausfall der Tekes statt, der aber nicht mehr die Energie der früheren zeigte nnd leicht abgewiesen ward. Mit dem 9. Januar waren dann die projectirten Velagerungsarbeiten vollendet, bis auf einen Minengaug, der geoeu die Mauer auf der Südostseite der Festung vorgetrieben wurde.

Das russische Artilleriefeuer hatte inzwischen große Verheerungen in der Festung angerichtet, trotzdem ging aber der Feind auf die mit ihm angeknüpften Verhandlungen nicht ein. Nachdem daher bis zum 11. Januar auch die Miue zum Sprengen bereit gestellt und von der Artillerie eine Bresche in der Südfront der Festungsmauer vorbereitet war, wurde für den 12. der Sturm angeordnet. Es waren für diesen 23 Compaguieen bestimmt, während 25 die allgemeine Neserue bildeten. Der Sturm erfolgte in drei Colonnen, gegen die auf der Westfront gelegene Mühlenkala, gegen die Bresche auf der Südseite nnd die durch die Mine hergestellte iüeffnung auf der Südostseite. Nach hartem, schwerem Kampfe und heftigem Hand-

gemenge gelang es den Russen, sich in den Besitz der Mauer der Haupt: befestigung zu setzen und in das Innere einzudringen. Hier kam es dann zu einein fürchterlichen Gemetzel, dem sich die Tekes schließlich durch die Flucht zu entziehen suchten. General Skobelew ließ aber jetzt die bereit gehaltene Reiterei durch die Festung hindurch zur Verfolgung der in nördlicher Richtung nach der Steppe zu Fliehenden vorgehen. Gegen 8000 Tekes beiderlei Geschlechts wurden bei dieser Gelegenheit von den Dragonern und Kosaken noch niedergemacht. Im Innern der Festung fand man 6500 todte Turkmenen vor, gegen 4000 Weiber und Kinder waren in Gefangenschaft gerathen. Der Sieg der Russen war also ein vollständiger. Sie hatten ihn mit einem Verluste von 32 Offizieren und 366 Mann an Verwundeten und Todten erkauft. Die Belagerung von Geoktepe hatte 19 Tage gewährt. Trotz der heldenmüthigen Vertheidigung seitens der Teke-Turtmenen, trotz der ungeheuren Mühseligkeiten und Entbehrungen, welche die Russen zu ertragen gehabt, hatte dennoch der Muth, die Tapferkeit und die außerordentliche Ausdauer der Letzteren obgesiegt. Von den 40 000 Turkmenen, welche in Geoktepe zusammengedrängt gewesen, war wohl die Hälfte zu Grunde gegangen. Durch diesen erfolgreichen Schlag war die Kraft und die Macht der Achal-Tekes, der bis dahin am meisten gefürchtet gewesenen Nomaden Centralasiens, endgiltig gebrochen worden.

Die Waffenthat von Geoktepe erhöhte aber auch das Ansehen Rußlands in den Augen sämmtlicher Asiaten. In Persien war außerdem das Gefühl der Dankbarkeit dafür, daß die Russen die Nachbargebiete von dem räuberischen Steppenvolke befreit hatten. Seit Jahrhunderten den Ueberfällen der Turkmenen ausgefetzt, waren die friedfertigen und fleißigen Bewohner Irans bisher stets vergeblich bemüht gewesen, bei ihrem Könige und ihrer Negierung Hilfe und Schutz gegen dieselben zu finden. Jetzt wurde Nußland als der Befreier und Erretter des östlichen Persiens gepriesen. Die ganzen Länderstrecken entlang durch Chorasan, vom Scharud angefangen nach Mefchhed und Sarachs, und namentlich in den Nachbarbezirken des neuerdings von Nußland unterworfenen Gebietes, vornehmlich in Kabuschan, Vudschmurd, Deregög, war die Bevölkerung beflissen, ihre Sympathien für den nordischen Eroberer kundzuthun. Einer der Hauvtvortheile aber, die Nußland aus der Unterwerfung des Achal-Teke-Turkmenenlandes erwuchsen, war die feste strategische und auch für die Handelsverbindungen sehr wichtige Position, die es an den Abhängen des Kopet-Gebirges gewonnen hatte. Das östliche Küstengebiet des Kaspischen Meeres ist, außer an den Ausmündungen der Flüsse bis Kysyl-Arwat hin unfruchtbares Land, vollständige Wüste. Bei letztgenanntem Orte erst beginnt die Nodencultur mit Hilfe der Bewässerung vom Gebirge her. Je weiter man aber ostwärts vordringt, um so reicher wird das belebende Element in den Bewässerungscanälen, um so fruchtbarer demnach der Boden, und um so mannigfaltiger und üppiger werden seine Producte. Im Alterthum führte bekanntlich die große Handels»

straße aus dem Innern Asiens nach dem Westen über die südlichen Abhänge des Kopet-Gebirges nach dem Kaspischen Meere, und trotz der Verwüstungen durch die Einfälle der Mongolen erfreuten sich Kahka, Mehne und Zlbiverd bis zum Ende des 17. Jahrhunderts hin eines bedeutenden Rufes. Es war daher wohl anzunehmen, daß Rußland, im Besitze dieses reichen Landes, seine ganze Kraft darauf richten würde, die ehemalige Eulturperiode wieder zu erneuem. Dieser Landstrich war viel leichter zu bevölkern und zu colonisiren, als die Eroberungen in Turkestan. Nußland mußte sich veranlaßt sehen, seine Ansiedlung hier zu beschleunigen, um in dem Gebiete östlich des Kaspischen Meeres festen Fuß zu fassen und sich die große Verbindungslinie herzustellen, die aus dem Innern Rußlands über das Schwarze Meer, durch den Kaukasus und über das Kasvische Meer bis an den Außenrand des Hindukusch sich erstrecken sollte. In der vollen Erkenntnis, der Wichtigkeit dieser Aufgabe hatte man den Kaukasus von Vatum bis Baku mit einer Eisenbahn überbrückt. Während zur Unterwerfung der Turkmenen geschritten wurde, war gleichzeitig auch der Bau der transkaspischen Vahn in Angriff genommen worden. Nachdem aber die Eroberung des Turkmenenlandes vollbracht war, trug Nußland zunächst dafür Sorge, dasselbe zu pacificiren. Es gelang dies unter dem Nachfolger Skobelews, dem General Nöhrberg, im vollsten Maße. Die Flüchtigen wurden zurückgerufen, und die wieder heimkehrenden Achal-Teke-Turkmenen boten jetzt das geeignetste Material für die Kernbildung einer Wüstenbevölkerung von friedfertigen Unterthanen Rußlands. So vermögen dem: selbst die Widersacher Nußlands nicht abzuleugnen, daß infolge der Pacisication des Turkmenenlandes schon nach wenigen Jahren die Bodencultur, die Industrie und der Handel dort einen großen Aufschwung genommen hatten.

Der Eentralpunkt der russischen Verwaltung in dem neueroberten Lande wurde Aschkabad. Dasselbe bildete auch den Sammelort für die Handelsleute, welche dem russischen Invasionscorps auf dem Fuße gefolgt waren. Diese Kaufleute setzten sich zumeist aus Kaukasiern, Mohammedanern und christlichen Armeniern zusammen. Sie besaßen die Fähigkeit, sich mit den Turkmenen zu verständigen und wurden dadurch, daß sie unbelästigt bis in die fernsten Theile des Achal-Gebietes vorzudringen vermochten, die besten Verkehrsvermittler zwischen den Eingeborenen und den Eroberem. Aschkabad, der Mittelpunkt der neuen Handels- und Culturbewegung lockte aber nicht nur die schon der russischen Herrschaft unterworfenen Turkmenen an, sondern bald auch einzelne Glieder der noch unabhängigen Stämme dieses Volkes, wie die Tele aus Merw, der Tetschend-Oase und von jden Salor- und Sarik-Völkern. Rußland richtete jedoch im richtigen Verständnis, seiner Interessen seine Aufmerksamkeit zunächst auf Merw, das Hauptquartier der noch unabhängigen Teke-Turkmenen. Demi wenn die Achal'-Teke auf 150 ()(>() Seelen veranschlagt wurden, so schätzte man die Merw-Tete auf 250 000. Merw war im Älterthum, und zwar in der vormongolischen

Periode, ein großes Handelscentrum gewesen und eine bedeutende Stadt, die an den Ufern des Flusses Murghab gelegen, den geeignetsten Rastpunkt bot für die Karawanen zwischen Vochara und Persien. Das Heer des Dschengis Chan hatte dann die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt, aus dem sich dieselbe nur als elender Ort wieder erhob.

Nußland bahnte jetzt also Handelsverbindungen mit Merw an; im Februar 1882 brach die erste Karawane von Aschkabad dorthin auf. Als Führer fungirte Alichanoff Avarski, aus einem Stamme in Dhagistan. Derselbe gehörte zu jener Klasse von Offizieren asiatischer Herkunft, die, ohne ihrer Religion untreu geworden zu sein, durch ihren gewonnenen Bildungsgrad und durch den Verkehr mit den moskowitischen Kameraden sich vollständig russificirt haben. Indem sie ihrem Namen ein „off" anhängen, nehmen sie auch officiell die nissische Nationalität an. Solche russificirte Tataren, die sich dem russischen Staate schon oft als sehr nützliche Diener erwiesen haben, waren auch Velikhanoff, der berühmte Reifende in Kafchgar, fenier Naziross, Tachiroff, Muratoff und der russische Kalmücke Dandutoff-Korfakoff. Der Pseudo-Kaufmann Alichanoff war nur vierzehn Tage in Merw, trotzdem vermochte er aber fchon mit der Ueberzeugung zurückzukehren, daß es nur noch einiger Zeit und Geduld bedurfte, um dasselbe vollständig für Nußland zu gewinnen. Er hatte fogar von dem Turkmenen-Häuptling Mllchdum->Uili'.CHan das Versprechen zu erlangen gewußt, der Krönung Kaiser Aleranders III. beizuwohnen. Ter Vesuch des Chans in Moskau erfolgte dann auch thatsächlich. Während aber dieses Ereigniß vor sich ging, streckte General iiomarow, der Nachfolger Röhrbergs, einen Fühler nach dem Südosten des Turkmenenlandes aus, indem er den Oberst Muratoff von Aschkabad 200 Km weit nach der Tetfchend-Oafe entsandte, um von dort aus den Marsch um die nordöstliche Grenze Persiens vorzubereiten. Es sollte 140 Km von Merw entfernt ein Vorposten gegründet werden für den Fall, daß die freundschaftlichen Verhandlungen nicht zun» Ziele führten und die Eroberung von Merw durch Waffengewalt erfolgen müßte. Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich als eine überaus kluge. Anfang des Jahres 1884 ging Alichanoff im Auftrage Komarows nach Merw und verlas dort in öffentlicher Versammlung die Aufforderung, sich der russischen Herrschaft zu unterwerfen. Da die Mahnung den nöthigen Nachdruck erhielt durch den Hinweis auf die Anwesenheit der russischen Kasaken in der Tetschend-Ollse, so erklärten sich die Vornehmsten des Teke-Volkes sofort zur Unterwerfung bereit. Die antirufsische Partei unter Kadschar-Chan sehte dcmn zwar noch einigen bewaffeten Widerstand entgegen, wurde aber von den Russen niedergeschlagen und zersprengt. Von Mitte März an besetzte ein Theil der russischen Truppen Kalei-Ehurschid-Ehan, und später wurde in dieser Gegend das Fort Nikolajewsk erbaut. So war Merw in die Hände der Russen gefallen, und Machdum Kuli-Chan wurde zur Belohnung Häuptling der Tetschend-Oase. Durch die Annexion von Merw und die

Unterwerfung des Teke-Volkes hatte sich Rußland aber auch fast die ganze turtomanische Nation unterthan gemacht. Alle Befürchtungen bezüglich weiterer Feindseligkeiten hatten ein Ende gefunden. Dem Beispiele der Tekes von Merw folgte schon nach kurzer Zeit der turkmenische Stamm der Saruks, und bald war auch die Atek Oase unterworfen, welche sich von Giaurs bis Sarachi ausdehnt und die Verlängerung der Nchal-Oase bildet.

Die Lage von Merw auf dem halben Wege zwischen Persien und Buchara macht dasselbe ferner zum besten Verbindungsgliede zwischen der transkaspischen Eisenbahn, der Handelsstraße von Zerafschan und dem östlichen Persien. Die natürliche Folge dieser centralen Position war dann die Fortführung der genannten Bahn über Merw, Amu-Darja und Buchara bis Samarkand. Seit undenklichen Zeiten bestand eine Heerstraße zwischen den Ehanaten Turkestans und Persien. Auch Rußland schien Anfangs diesem Wege nach Mittelasien folgen zu wollen. Die Richtung von Orenburg über den Orus bis zum Paropamisus bot aber jedenfalls für eine Armee aus dem Innern Rußlands zu viel Schwierigkeiten und Hindernisse. Auch war der Versuch der Anlage einer Eisenbahn von Orenburg nach Taschkent von vorn herein gescheitert, trotz der Bemühungen des so unternehmenden von Lesseps, der sich bekanntlich mit dem kühnen Projecte getragen hatte, eine Schienenverbindung herzustellen, welche in neun Tagen von Calais nach Calcutta führen follte.

Rußland hatte also schon lange geplant, seinen Weg nach Innerasien vom Schwarzen Meere durch den Kaukasus, über das Knspische Meer und entlang der nördlichen Grenze von Persien zu nehmen. Die Eroberung der drei Ehanate von Turkestan konnte in dieser Beziehung daher immer nur die Bedeutung haben, durch ihren Besitz sich eine feste Position im Rücken zu sichern. Die Ausdauer, Klugheit und das Geschick, mit welchen Rußland diese eigentliche Marschroute nach Mittelasien in Angriff genommen und verfolgt hat, dürften aber kaum ihresgleichen in der Gefchichte der Eroberungen finden. Durch nahezu zwei Jahrhunderte war eigentlich der Plan mit Beharrlichkeit verfolgt worden. Während das übrige Europa noch in gänzlicher Unwissenheit über Land und Leute in dem Gebiete östlich des Kaspischen Meeres verblieben war, hatte Rußland sich eine ziemlich genaue Kenntnis; zu verschaffen gemußt von der geographischen Situation und der Topographie des Landes, sowie von den Beziehungen seiner turkomnmschen Einwohner nntereincmder. Nach der Unterwerfung der drei Chanate und der Iomuden vermochte dann aber Nußland sein Ziel mit voller Sicherheit zu verfolgen und zu erreichen.

Durch die Besitznahme von Merw hatte Nußland zunächst wohl auch die letzten turkmenischen Räuberbanden niederwerfen wollen. So lange diese nicht gebändigt wÄren, konnte auch von Nuhe und Ordnung in Transkaspien nicht die Nede sein. Wie alle anderen großen Staaten Europas muß auch Rußland durch seine asiatische Politik bezwecken, neue Absatzgebiete für seine

nationale Industrie zu finden. Dazu braucht es bei seinein unermeßlichen Besitze in der alten Welt allerdings keine überseeischen Colonieen. Wollte aber Rußland aus seinem centralasiatischen Gebiete endlich auch einigen Nutzen ziehen, so war es unumgänglich nothwendig, durch die Unterwerfung der turkmenischen Völker Sicherheit zu gewinnen und seine Grenzen bis in die Nähe civilisirter Staaten vorzuschieben, welche im Stande sind, die Ruhe in ihrem Innern aufrecht zu erhalten. Ist dieser Zweck einmal erreicht, verkehrt auf dem Orus eine Flottille, wird Taschkent mit der sibirischen Eisenbahn, Sarachs durch Schienenweg einerseits mit der transkaspischen Linie, andererseits mit Merw verbunden, dann beginnt für Centralasien eine neue Aera der Beziehungen, mit China durch Kaschgar und mit Persien durch die reiche Provinz Chorasan. Die Nomadenstämme Centralasiens bis zum Parovamisus und Hindukusch hin müssen daher nothwendig die Oberlehenshoheit Rußlands anerkennen, anstatt die Afghanistans, welches nicht die Macht hat, dieselben im Zügel zu halten. Auch wird Afghanistan selbst auf die eine oder die andere Weise der russischen Interessensphäre anheimfallen.

Den Schlüssel zu Afghanistan von Nordwesten her bildet aber das am Westende des Hindukuschgebirges gelegene Land Herat. Es war daher ein sehr richtiger strategischer Zug, daß Rußland von Merw Besitz nahm, um sich Afghanistan gegenüber eine Position zu sichern. So hatte auch Alercmder der Große sich zuerst Merms, des alten Marghiana, versichert, ehe er das heutige Afghanistan betrat, und das Heer Dfchengis Chans erst Merw eingenommen, ehe es Herat besetzte. Denselben Weg schlugen Timm, der Uzbeke Scheibani Chan und der Schah Nadir ein. Merw liegt mit seiner nahezu vollständigen Wasserverbindung 365 Kilometer von Herat entfernt. Die Eroberung Merws durch die Russen bedeutete demnach etwas ganz Anderes noch, als die Annerion einer Oase in einer Sandwüste. Sie stellte zunächst die geschlossene Verbindungskette der russischen Militärmacht her vom Kaukasus bis Turkestan. Mit der Annerion von Achal ist zugleich die Einverleibung von 100090 Mann der vorzüglichsten irregulären Reiterei vollzogen worden, und zwar concentrirt auf eine Entfernung von nur sieben Tagemärschen von Herat. Die Eroberung von Merw bedeutete feruer das erste Zusammentreffen von.«asaken und Afghanen, den gänzlichen Einschluß von Chiwa in das russische Gebiet und die Herabdrückung Bucharas von der unabhängigen Stellung eines Grenzlandes zu der Ab' hängigkeit einer einverleibten Provinz. Mit der vollständigen Unterwerfung der Turkmenensteppeu ist ein Gebiet von 502800 Quadratkilometer abgeschlossen uud Nußland in Centralasien um einen Ländercompler von der Ausdehnung Frankreichs vergrößert worden.

Mit Merw hat Rußland, wie die Betrachtung der geographischen Lage dieses Ortes ergiebt, einen Punkt besetzt, in welchem die Fäden eines weitverzweigten Interessen-Netzes zusammenlaufen. Werfen wir einen Blick am

das südlich davon gelegene Land, Herat, das bereits als Eingangsthor nach Afghanistan hier Erwähnung gefunden hat, so sehen wir dasselbe am Rande des Hindukusch derartig gelagert, daß dieses Gebirge im Osten den Verkehr zwischen Afghanistan und Eentralasien hindert. Von den westlichen Ausläufern des Hiudukusch fließen die Hauptströme des Landes herab. Der eine davon ist der Murghab, der am Nordabhange des Safedtoh-Gebirges entspringt, das von den Hezaren bewohnte Verglcmd durchschneidet, nördlich Pendschdeh mit dem Flusse Chuschk sich vereinigt und jenseits Marutschats sich in die Ebene ergießt, die das Turkmenenland begrenzt. Zwischen dem Safedkoh (Paropamifus) im Norden und dem Siahkoh im Süden hat aber der Herirud in westlicher Richtung seinen Lauf, wendet sich bei Kuhsan gegen Norden und stießt dann längs der Grenze Persiens an Sarachs vorbei, nach der Tetschend-Oase. Das Land zwischen diesen beiden Flüssen ist überails fruchtbar. Den wichtigsten Eentralpunkt der Gegend bildet aber d'e am mittleren Herirud gelegene Stadt Herat, über welche die Hauptstraße nach Indien führt. Im südlichen Theile des Landstriches, zwischen den beiden genannten Flüssen, finden wir das Borchut-Gebirge, eine Fortsetzung des Safedkoh. Dasselbe nimmt gegen die persische Grenze hin an Höhe zu und stellt sich als einer der Hauptzweige dar, durch welche der Parovamisus mit deni Elburs vereinigt ist. Weiter nördlich stoßen wir auf die weniger hohe Kette des Elbirin-Kir, eine Reihe von Bergen, die sich bis Pul-i-Chlltun hin erstreckt. Man hielt früher die Ausläufer des Par^pomisus für eine unübersteigliche Schranke, hat dann aber erkannt, daß dt>r höchste der Gebirgspässe hier sich nicht über 900 Fuß erhebt und daß man von Sarachs nach Herat felbst mit vierspännigem Fuhrwerk sehr gut gelangen kann. Die Wege sowohl über den Vorchut, wie über den Elb'r'N-Kir sind zahlreich und bieten keine erheblichen Schwierigkeiten.

Das Vordringen der Russen gegen die Grenze von Herat, wobei sie sich gleichsam wie ein Keil zwischen Persien und Afghanistan hineinschoben und sich Sarnchs bereits bemächtigt hatten, konnte unmöglich ohne Widerspruch se'tens Englands bleiben, das bekanntlich selbst die Oberaufsicht über Afghanistan beanspruchte. Es fanden daher eifrige Verhandlungen zwischen London und Petersburg statt. Die beiden Cabinette kamen schließlich darin unrein, durch Emimisswnen an Ort und Stelle die Grenzen zwischen Afghanistan und Rußland von Sarachs nach Chodscha Saleh am Orus feftfetzen zu lassen. Als aber die englifche Commission im November 1884 am Herirud eintraf, fand sie zwar die erwarteten russischen Collegen nicht vor, wohl aber Pul'-Chatun, 62 Kilometer südlich von Sarachs, von einem Piquet Kasaken besetzt. Doch nicht nur am Herirud war Nußland weiter nach Süden vorgedrungen, sondern auch in jener Gegend des Flusses Murghab, die noch im Besitze der Afghanen sich befand, suchte es Terrain zu gewinnen. Es wollte in der fruchtbaren Region der Umgegend des Paropamisus festen Fuß fassen, nachdem es von Merw aus die Wüste

nach Pendschdeh durchzogen hatte. Schon 1884 gedachte Major Alichanoff den Ort Pendschdeh zn besetzen, fand aber dort eine starke afghanische Besatzung vor und gab daher das Unternehmen vorläufig auf. Später wurde dann aber eine Abtheilung am Murghab gegen Süden vorgeschoben. Die Verhandlungen bezüglich der Grenzregulirung waren inzwischen fortgeführt worden. Um ein Resultat derselben zu sichern, hatte man das Abkommen getroffen, daß Russen, wie Afghanen ihre jeweiligen Stellungen in dem streitigen Lande vorläufig behalten sollten. Rußland war damit einverstanden gewesen, vorausgesetzt, daß keine unvorhergesehenen Zwischenfälle einträten. Im März 1885 kam es aber zu Streitigkeiten zwischen den Afghanen und Russen. General Komarow verlangte deshalb die Räumung des linken Chuschk-Ufers, was jedoch vom Gegner verweigert wurde. Am 25. März kam es in Folge dessen zun: Kampfe. Die Afghanen wurden bei Chuschk geschlagen und zogen sich nach Herat zurück. Die Russen nahmen Pendschdeh in Verwaltung. Bezüglich der Stellung am Herirud wurde aber mit England vereinbart, daß Rußland auf den Zulsikar-Paß verzichtete und die Grenze sich nördlich davon hinziehen sollte. Dieselbe begann also am Herirud, 3 Kilometer nördlich Zulftkar, schnitt den Murghab zwischen Pendschdeh und Marutschak und erreichte bei Ehodscha Saleh den Amu-Darja. Das ganze Gebiet von Pendschdeh verblieb bei Rußland. Letzteres hatte mit der ihm zugestandenen Grenzlinie zwar nicht die Stadt Herat, aber doch alle Hilfsquellen gewonnen, welche das ausgedehnte fruchtbare Gebiet nur irgend gewährt, und diese mußten ihm von noch größerem Werthe sein, als die Stadt und Festung selbst. Der an Rußland gefallene weite Landstrich war zum Theil schon cultivirt, die bis dahin noch unbebaut gewesenen Flächen konnten aber binnen Kurzem ertragsfähig gemacht werden. Mit der neuen Grenze gegen Herat hatte Rußland jedoch vor Allen» einen guten Theil jener von ihm begehrten strategischen Position erhalten und vermochte sich erforderlichen Falls binnen 14 Tagen in den Besitz des noch fehlenden Abschnitts derselben zu sehen. Durch die transkaspische Eisenbahn ist Rußland in der Lage, seine Streitkräfte an der Linie Zulfikar—Pendschdeh vom Kaukasus her mit je einer Division per Woche verstärken zu tonnen. Den Afghanen ist zwar im Vorchut und in« Paropamisus hier und dort noch ein Paß in Händen geblieben, doch beherrschen die Russen sämmtliche dorthin führende Straßen. Diese Gebirgspässe sind zahlreich, die meisten auch leicht zu forciren oder auf Nebenpfaden zu umgehen. Von Sarachs durch das Thal des Herirud ist bis Herat eine Entfernung von 320 Kilometern zurückzulegen, von Zulfikar aus auf demselben Wege 229, von Kuhsan aus 99 Kilometer Weg. Pendschdeh ist von Earachs 169 Kilometer entfernt, von Zulfikar 144, von Herat 224. Die Entfernung von Herat nach Akrobat beträgt 128, nach Bala Murghab 224 Kilometer. Nimmt man daher das sehr bescheidene Durchschnittsuiaß von 29 Kilonieter für den Tagemarsch an, so kann eine russische Division Herat von Pendschdeh aus in 11 Tagen, von

Zulsikar in gleicher Zeit und von Akrobat aus in 7 Tagen erreichen. Jedenfalls laßt sich behaupten, daß von den nächsten Punkten der Grenze aus mittelst Eilmärschen Herat in 8 Tagen genommen werden kann, die Cavallerie und die Kasaken-Vatterie aber diesen Weg bereits in 4 Tagen zurückzulegen vermögen. Es ist wohl anzunehmen, daß Rußland nicht für immer in Pendschdeh und in Puli-Ehatun steheu bleiben wird, sondern daß es diese beiden Punkte lediglich als letzte Etappen für ein gelegentliches weiteres Vorgehen nach den: Süden betrachtet. Nußland hat gegenwärtig in Transkaspien 2 Schützenbrigaden mit zusammen 8 Bataillonen, sowie 2 Reserve-Bataillone, femer eine Terek Kasaken-Vrigade zu 2 Regimentern mit je 6 Sotnien und 2 Escadrons Turkmenen, endlich noch 3 Vatterieen, 2 Eisenbahnbataillone u. s. w. stehen. Da die beiden Reserve-Bataillone im Kriegsfalle sich auf 10 solcher erweitern, so dürfte dann die Gefechts-stärke der regulären Truppen hier etwa 22 000 Mann betragen. Der außerdem vorhandenen bedeutenden Masse von irregulärer Turkmenen« Reiterei ist bereits Erwähnung geschehen.

Im Militär-Bezirk Turkestan befinden sich ferner 4 turkestanische Linien-Brigaden mit zusammen 20 Bataillonen, eine turkestanische Schützen-brigade von 4 Bataillonen, eine Artillerie-Brigade von 1 reitenden und 7 Gebirgsbatterieen, 1 Bataillon Festungs-Nrtillerie u. s. w. Die Kriegs-stärke dieser Truppen wird 25000 Streitbare zählen.

Eine bedeutende Truppenmacht steht aber im Kaukasus zur Verfügung. Dieselbe setzt sich zusammen aus 5 Infanterie-Divisionen, 1 Schützenbrigade, ZV? Cavallerie-Divisionen und 5 Artillerie-Brigaden, die auf dem Kriegs-füße eine Gesmumtgefechtsstärke von etwa 110000 Mann repräsentiren würden. Außerdem stehen im Kaukasus aber noch 24 Reserve-Infanterie-Bataillone, welche im Mobilmachungsfalle zu l)4 solchen erweitert werden. Von Letzteren sind dann 64, in 16 Regimentern furmirt, dazu bestimmt, die Feld-Armee unmittelbar durch 4 Infanterie-Divisionen zu verstärken. Es würde also schließlich im Kaukasus eine im Felde zu verwendende Macht von mindestens 177000 Streitbaren zur Verfügung stehen.

Es darf auch nicht übersehen werden, daß es Rußland mit der Zeit gelungen ist, in Centralasien sich bedeutende strategische Vortheile vor England voraus zu sichern. Dazu gehört vor Allem die ununterbrochene Verbindungslinie, die es sich aus dem Mutterlande bis an das Thor von Afghanistan geschaffen hat. Für die 896 Kilometer Eisenbahn von Natum nach Baku braucht ein Militär-Transportzug zu 100 bis 110 Aren (mit 1 Bataillon, bezw. 1 Escadron, oder 1 Batterie) etwa 44 Stunden, und von letzterem Punkte aus durchqueren die Dampfer das Kaspische Meer bis Usun Ada zur transkaspischen Bahn in 24 Stunden. Die Bahnstrecke von 648 Kilometer bis Duschak legt der Transportzug in 32 Stunden, die von 822 Kilometer bis Merw aber in 41 Stunden zurück. Von Samcnkand bis Merw sind es 611 Kilometer und demnach etwa 30 Stunden Bahn-

fahrt. Die Entfernung zwischen Duschak und Sarachs beträgt 75 Kilometer. Wie bereits bemerkt, haben die Nüssen von letzterem Punkte bis Herat noch 320 Kilometer, während für die Engländer von Paslmvar aus, vom Endpunkte der indischen Bahn an der Grenze von Afghanistan, noch immer über 750 Kilonieter Landweg zurückzulegen sind. Die Strecke, welche Ruhland von Oerat trennt, bildet ferner ein ebenes, äußerst fruchtbares, reichlich mit Wasser versehenes Gelände, während der mehr als doppelt so weite Weg, welchen die Engländer von ihrer Grenze bis zu genanntem Punkte haben, mehrfach durch wasserlofe, unwirthliche Gegenden führt, deren Bevölkerung außerdem auf freundliche Gesinnung und Unterstützung nicht sonderlich rechnen läßt. Wie von genauen Kennern der Verhältnisse in Asien behauptet wird, sollen die Engländer dort überhaupt weniger beliebt sein als die Russen. Was den englischen Einfluß in Afghanistan anbelangt, so hatten allerdings die Ereignisse von 1878 und der folgenden Jahre be» wiesen, wie wenig weit die Snmpathieen dort für sie gehen, während die russischen Abgesandten von der Bevölkerung stets gut aufgenommen wurden. Da gegenwärtig hauptsächlich nur noch Afghanistan die britischen Besitzungen von den russischen trennt, so ist es wobt erklärlich, daß beide Regierungen Alles aufbieten, um ihren Einfluß dort geltend zu machen. Trotzdem war seit Jahren schon diese Frage in ein ruhigeres Stadium getreten, indem sie nicht mehr als eine empfindliche Ehrensache behandelt, sondern in die einfache praktische Angelegenheit der Grenzbestimmung umgewandelt wurde. Rußland muß freilich die Notwendigkeit fest im Auge behalten, seinen Besitzungen in Eentrnlasien endlich eine sichere südliche Grenze zu geben und die strategische Basis, die es seit 1884 gewonnen hat, zu vervollständigen. Letzteres kann aber nur durch Schaffung einer entsprechenden Position in Afghanistan geschehen. Mag Mßlnnd noch immer in Ausführung der sogenannten Testamentsbestimmungen Peters des Großen den Weg nach Indien sich bahnen wollen, oder mag es nur die Absicht haben, von seinem centralllsiatischen Gebiete aus über die Pamirs in das Innere von Ehina vorzudringen, sei es commerziell, sei es militär-politisch, so wird es doch unter keinen Umständen des beherrschenden Einflusses iu Afghanistan entbehren und auf denselben verzichten können. Nach dem unparteiischen Urtheil Sachverständiger wie z. N. des centralasintischen Reisenden, des Schweizers Heinrich Moser, ist auch der nissische Einfluß im Centralgebiete des alten Erdtheils bereits so groß geworden, daß er keine Rivalität mehr zu fürchten hat. Ein unbestreitbarer Beweis dieses überwiegenden Einflusses lag wohl schon in der friedlichen Besitznahme von Merw. Die strategische Position, welche Nußland gegenwärtig an der Grenze Afganistans inne hat, ist den Engländern gegenüber eine günstige zu nennen. Rußland vermag jetzt in verhältmßmcisiig kurzer Zeit und ohne besondere Schwierigkeiten eine starke Armee nach Centralasien zu werfen.

Die englisch-indische Armee hat gegenwärtig wohl einen Effectivbestand

von 223289 Mann, ist aber über ein Ländergebiet vertheilt, siebenmal so groß, wie Frankreich. Dieselbe zahlt außerdem nur 72000 englische Soldaten; die Mehrzahl der Truppen besteht aus Eingeborenen. In der Provinz Bengalen, die für Afghanistan zunächst in Betracht käme, befinden sich 135814 Mann Besatzung, worunter 45000 Engländer. Die genannte Präsidentschaft macht aber für sich allein schon den größten Theil von Indien aus und umfaßt eiu Areal von 2 Millionen Quadratkilometern. Es steht daher sehr in Frage, ob im Falle eines Krieges an der Grenze von Afghanistan es möglich sein würde, 100000, oder selbst nur 75000 Mann von der indischen Armee dorthin zu entsenden. Und welches Vertrauen könnte wohl England dann zu seinen indischen Söldnern haben, aus denen die betreffende Operations-Armee zum Theile doch wenigstens bestehen müßte. Welchen Einfluß würde ferner wohl die Nachricht von einer immerhin doch als möglüh in Erwägung zu ziehenden Niederlage der Engländer auf eine Bevölkerung von 250 Millionen Eingeborenen üben, die zum Theile doch feindselig gesinnt sind und nur von 72000 Mann englischer Truppen bewacht werden. Nach den Berichten der Reisenden in Centralasien darf Rußland andererseits mit Bestimmtheit annehmen, daß die Eingeborenen in jenen Gebieten ihm eventuell eine in's Gewicht fallende Unterstützung gewähren würden. In den Filzzelten der Nomaden soll man vielmehr noch als in den russischen Colonieen von der Möglichkeit eines großartigen Alaman, eines Kriegszuges nach dem Pendschab sprechen. Die Turkmenen von Chiwa und von Gurgan, die Kirgisen und Afghanen würden dann nur desselben Kriegspfades ziehen, welchen bereits ihre Vorfahren einst eingeschlagen hatten.

Der Schwerpunkt des russischen Reiches liegt unbedingt in Asien. Diese Grundanschauung ist schon zu Zeiten Peters des Großen als Ariom der russischen Politik betrachtet worden. Freilich haben ehrgeizige russische Diplomaten, die auf europäischem Gebiete leichter und schneller Eroberungen machen zu können glaubten, die betreffende Anschauung später oft aus den Aligen gelassen. Wie die Geschichte uns lehrt, hat Nußland dann ungeheure Opfer an Blut und Geld, und zwar vergeblich gebracht, um auf der Balkan-Halbinsel den maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Das Vordringen in Asien ist dabei allerdings auch nicht verabsäumt worden, und im Centralgebiete dieses Erdtheils ist es Nußland sogar gelungen, sich eine vortheilhaste Position zu schaffen.

Ganz anders verhält sich aber die Sache in Ostasien. Hier hat Rußland seit vielen Jahrzehnten schon verabsäumt, seine Macht in Sibirien, der Wichtigkeit dieses ungeheueren Besitzes entsprechend, zu consolidiren. Nußland hat diese Ländergebiete weder wirtschaftlich sich entfalten lassen, noch dieselben dem Weltverkehr eröffnet und die mächtigen Montcmwerthe nutzbar zu machen gesucht, welche sie bergen. Nicht einmal eine strategische Bn'is hat sich das gewaltige Neich für Sibirien zu fchaffen gewußt. Wenn man bedenkt, welche großen, umfangreichen Kriegs-Vauten und Anlagen in den letzten Jahr-

zehnten in der Grenzprovinz Warschau hergestellt worden sind, und in Sibirien
hat man die Anlage einer durchgehenden Eisenbahn, dieser so äußerst noth-
wendigen Hanvtverkehrsader, erst 1899 in Angriff genommen. Es war ferner
ein großer Fehler Nußlands, daß es nach seinem letzten orientalischen Kriege
den größten Theil seiner Wehrmacht an den Westgrenzen gegen Deutschland
und Oesterreich dauernd versammelte. Weder der eine, noch der andere
dieser Staaten hatte begehrensmerthe Eroberungen auf russischem Gebiete
zu machen, das Zarenreich konnte also auch nicht im Entferntesten eines
Angriffs von dieser Seite her gewärtigen dürfen. Als ein gleichbedeutender
Mißgriff ist aber diese Versammlung des Heeres an der russischen West-
grenze zu bezeichnen, wenn Msiland etwa wirklich geglaubt haben sollte,
daß seine Zukunftsfrage zwischen der Weichsel und dem Rhein ihre Ent-
scheidung finden müsse, und daß es das Uebergewicht auf der Valkanhalb-
insel auf deutschem oder österreichischen! Boden gewinnen könne. Selbst im
Bunde mit Frankreich würde es Nußland niemals gelungen fein, einen
nachhaltigen Erfolg über Deutschland und Oesterreich zu erringen.

Nußland steht also gegenwärtig mit fast der gefammten Kriegsmacht
an seinen europäischen Westgrenzen beinahe isolirt da, während sein Schwer-
punkt in Asien liegt. So ist es denn auch gekommen, daß das Zarenreich
dnrch die Ereignisse im Osten des alten Erdtheils eigentlich vollständig über-
rascht worden. Es drohen dort tief einschneidende politische Ereignisse sich zu
Vollziehen, ohne daß Nußland augenblicklich in der Lage ist, entscheidend ein-
greifen zu können. Dasselbe hat zwar zur Zeit in den ostasiatischen Gewässern
ein Geschwader von 6 Kreuzern ersten und 4 solchen zweiten Ranges, ferner
von 10 Zochseeümonenbooten, 2 Minenkreuzern, sowie 14 Minenträgern
und Mmenbooten, im Ganzen also von 32 Fahrzeugen versammelt; der in
Korea, an der russischen Grenze stehenden japanischen Streitmacht hat es
vorläufig aber jedenfalls nur unzureichende Kräfte entgegen zu stellen.

Nach den neuesten statistischen Angaben vermag Japan eine Feld-Ärmee,
einschließlich der Territorial- (Landwehr) Truppen, von 26!) 748 Köpfen
aufzustellen. Die Territorial-Negimenler kommen dabei insofern wohl in
Betracht, weil sie unbedingt doch für die Besetzung bezw. Behauptung der
eroberten und occupirten Landstriche geeignet sind. In Japan selbst ver-
bleiben dann noch die Miliz von Taschina, bestehend aus einein Infanterie-
Corps und einer Artillerie-Abtheilung; 4 Festungs-Artillerie-Negimenter und
das Gensdarmerie-Eorps. Die Marine zählt 58 Fahrzeuge, darunter
1 Panzerschiff, 7 Kreuzer erster Klasse, 5 Coruetten, 6 Kanonenboote,
26 Torpedofahrzeuge. Durch die Kriegsbeute in dem Feldzuge gegen China
wird aber die japanifche Flotte jedenfalls noch einen Zuwachs von 1 Panzer,
4 Kreuzeru und einer Anzahl von Kanonen- und Torpedobooten erhalten haben.

Ruhland hat nach feinen neuesten Dislocationslisten im Militär-Bezirk
Amur zur Verfügung 10 ostsibirifche Linien-Bataillone, 2 ostsibirische Schützen-
brigaden zu je 5 Bataillonen, 2 Fuß-Kasaken-Bataillone, 1 Amur-Fuß-

Kasaken-Halbbataillon zu 3 Sotnien, 1 transbaitalisches Kasaken-Reiter-Negilnent, 1 Amur-Kasaken-Negiment, eine Ussuri-Kasakeu-Abtheilung, eine ostsibirische Artillerie-Brigade zu 6 Batterien u. s. w. Es ergeben diese Truppen auf den, Kriegsfuße eine Gefechtsstärke von etwa 30000 Mann; man ziehe aber den Flächenraum des Militärbezirkes Amur dabei in Betracht, der beinahe sechsmal so groß ist als ganz Frankreich. Man wird dann ein Verständniß dafür gewinnen, was es zu bedeuten hat, wenn die öffentlichen Berichterstatter davon sprechen, daß die an der äußersten Ostgrenze stehenden russischen Truppen fortwährend Verstärkungen erhalten sollen.

In dem Militärbezirk Irtutsk finden wir dann noch 8 westsibirifche Linienbataillone und 7 Neservebataillone. Letztere erweitern sich in, Mobilmachungsfalle zu 25 Bataillonen, so daß die Militärmacht des Bezirkes fchließlich 33 Bataillone mit insgesammt 82000 Streitbaren betragen würde.

Im Militärbezirk Omsk endlich befinden sich noch 3 sibirische Kasaken-Regimenter, 1 Semirjetschensk Eauallerie-Negiment, 1 westsibirische Artillerie-Brigade zu 5 Batterien u. s. w., im Ganzen etwa 12000 Streitbare.

Die gesmnmte Kriegsmacht Sibiriens wurde also 74000 Streitbare betragen, das Ländergebiet umfaßt aber einen Flüchenraum umi beinahe 12 V2 Millionen Quadratkilometern, fast 24 Mal so groß, wie Frankreich. Wenn nun noch wenigstens die sibirische Eisenbahn bereits fertiggestellt wäre!

Der Ausgangspunkt dieser Bahn ist Samara an der Wolga, welcher Ort nach Westen hin in ununterbrochener Verbindung mit Moskau und Petersburg steht. Gegen Osten reicht von hier die Strecke der europäischen Bahn über Ufa bis Slatoust am Westabhange des Ural. Von letzterem Punkte ab beginnt die neue Bahn mit der kurzen Uralstrecke bis Mijask, worauf dieselbe über Tschelabinsk, Tjukalinsk, Omsk, Kainsk, Tomsk, Moriinsk, Krasnojarsk nach Nischni-Udinsk an der Uda geführt wird, im Allgemeinen der bekannten großen Straße folgend. Es hat diefe Strecke eine Länge von 2912 Kilometern, in Nußland an die fruchtbare Region des Tschernosam (Schwarzerde) anschließend und durch den bevölkertsten Theil Sibiriens sich hinziehend. Nischni-Udinsk ist der Mittelpunkt der ganzen Bahn. Die Weiterführung von hier nach dein Kriegshafen Wladiwostok am Japanischen Meer soll aber in folgender Linie geschehen. Zunächst geht die Bahn nach Irkutsk, von dort nach dem Mwensowski-Hafen am Südufer des Baikalsees, dann nordöstlich über Tschita und Nertschinsk nach Strjetensk an der Schilta, dem großen Quellfluß des Amur. In: Thal der Schill« und des Amur läuft dann der Schienenweg abwärts bis Ehabarowka, an der Ussuri-Mündung, weiter in südlicher Richtung den Ussuri aufwärts und nach Wladiwostok. Dieser zweite große Abschnitt der Bahn von Nischni-Udinsk bis Wladiwostok wird 765 Kilometer lang, die Gesammtlänge des Schienenweges von Mijask nb demnach 10568 Kilometer betragen. Die zu dem Vau erforderliche Zeit war auf 10 bis 12 Jahre veranschlagt. Gegenwärtig sind die Arbeiten erst an den beiden Endstrecken

im Osten und im Westen so weit vorgeschritten, daß schon auf größere Entfernungen der Betrieb eröffnet werden konnte. Im August 1894 war zunächst die Theilstrecke von Tschelabinsk bis zum linken Ufer des Irtisch, gegenüber der Stadt Omsk, dem Verkehr übergeben worden. Am 25. August traf ein Sonderzug aus Petersburg nach Zurücklegung einer Gefammtstrecke von 3542 Kilometer am Irtifch ein. Im fernen Osten von Sibirien fand fodann am 1. Oktober 189 t die Vetriebseröffnung auf der Süd-Ussuri-Vllhn, von Wladiwostok bis Ussuri, in einer Allsdehnung von 349 Kilometern statt. Nach der Ieiteintheilung und dem Fortschritte, den die Arbeiten bis dahin gemacht hatten, erwartete man, daß am 1. Januar 1895 auf der westsibirifchen Bahn 969 Kilometer, auf der mittelsibirisckcn Strecke 550, auf der Süd-Ussuri-Bahn 349 und auf der Nord-Ussuri-Vahu 43 Kilometer, zusammen also 1992 Kilonieter fertig gestellt fein würden. Augenblicklich soll auf der ganzen Linie mit der äußersten Anstrengung gearbeitet werden, doch dürfte dies für das laufende und wohl auch noch für das nächste Jahr wohl noch kein bedeutendes Resultat ergeben in Anbetracht der gewaltigen Länge von 8666 Kilometern, die Anfangs 1895 noch herzustellen waren.

Nachdem der Krieg zwischen Japan und China eine ernstere Gestalt angenommen hatte und als schließlich mit einem Siege der Japaner gerechnet weiden mußte, wurde von der öffentlichen Meinung Rußlands einmüthig erklärt, daß Japan das Land Korea in kein Abhängigkeitsverhältnis; versetzen, auf dem asiatischen Continente kein Gebiet annectiren und Fonnosa sich nicht aneignen dürfte. Die russische Negierung war jedenfalls auch von vornherein entschlossen gewesen, die Abtretung chinesischen Festlandgebietes an Japan nicht zuzulassen, wenigstens nicht in der Nähe der sibirischen Grenze. Welche militärischen Maßnahmen aber Mßland während des Krieges in Ostasien getroffen hat, um seinem Willen erforderlichen Falls auch den nöthigen Nachdruck geben zu können, läßt sich jetzt noch nicht übersehen. Bekanntlich dringen sichere, zuverlässige Nachrichten über russische Verhältnisse und Vorgänge, namentlich militärischer Art, nur sehr schwer und vereinzelt in die Oeffentlichkeit, so daß erst sehr allmählich durch Zusammenfassen dieser stückmeisen Nachrichten der Zusammenhang der Maßnahmen erkannt und über deren Bedeutung und Tragweite ein Urtheil gebildet werden kann. Wie in den vorstehenden Ausführungen aber dargelegt worden, dürfte Rußland vorläufig noch nicht in der Lage fein, der japanischen Kriegsmacht an der sibirischen Grenze mit entscheidendem Erfolge entgegentreten zu können. Ohne Zweifel würde das mächtige Zarenreich schließlich ja doch seines kleinen japanischen Gegners Herr werden, bis dahin möchte aber immerhin noch einige Zeit vergehen, und es könnten inzwischen neue Complicationen eingetreten sein. Gleichwie dem russischen Reiche ein Festsetzen Japans auf der chinesischen Küste nicht nur einen neuen Rivalen in dein Streben nach Landerwerb auf Kosten Chinas entstehen lassen, sondern

auch für das russische ostasiatische Küstengebiet eine übermäßige Erstarrung Japans direct bedrohlich werden muß, so wird auch England durch eine wesentliche Steigerung der Machtstellung Japans unbedingt in seinen Handelsinteressen auf das Empfindlichste geschädigt werden. Trotzdem scheint sich das britische Reich jetzt auf die Seite Japans stellen zu wollen, sei es in der Hoffnung, in dieser Weise einige Vortheile in China erlangen zu können, sei es in der Erwartung, den russischen Rivalen in Asien durch einen ernsten Conflict mit Japan geschwächt und auf längere Zeit beschäftigt zu fehen.

Es dürften nämlich auch in Centralasien die Verhältnisse auf eine endliche Auseinandersetzung zwischen England uud Rußland und zwar zunächst bezüglich Afghanistans hindrängen.

Die strategische Lage Nußlands in Innemsien an den Grenzen Afghanistans und Indiens hat sich durch den in jüngster Zeit mit England abgeschlossenen Pamirvertrag sehr wesentlich geändert. Das aus dem kleinen Saritul-See (Woods-, auch Victoria-See) abfließende, fälschlich Orus benannte Gewässer soll die Südgrenze des russischen Gebietes bilden. Oestlich vom Sarikul-See wird die Grenze durch eine Linie nach Tasch bis zum chinesischen Gebiete verlängert, und westwärts soll der Pandschfluß das russische Territorium von Afghanistan fcheiden. Rußland hat somit fast den ganzen Pamir nnt Einschluß der bisher von Afghanistan beanspruchten gewesenen Staaten Schugnan und Roshan mit den Gund- und Schach-dam-Thälern erhalten; es verzichtete dagegen auf die am linken Ufer des Pandsch stromabwärts von Kalai Wamar, der Hauptstadt von Roshan, gelegenen Gebiete des zu Buchara gehörigen Darwas-Staates. Afghanistan wurde an der bezeichneten Grenze durch einen schmalen, zun« Wachanstaate gehörigen Gebirgsabhang abgefunden. China, dessen Aufmerksamkeit durch deu Krieg mit Japan in Anspruch genommen mar, ging ganz leer aus.

Die Pamirs, von den Kirgisen „Dach der Welt" genannt, sind trotz ihrer Oede in ganz Centralasien berühmt. Seit den ältesten Zeiten gingen Handelsstraßen über sie hinweg. Die russische Erpedition unter General Skobelew von 1875/76, welche zur Züchtigung der Kirgisen auf dem Alai-Plateau stattgehabt, hatte Gelegenheit gegeben, die Gegend genauer kennen zu lernen. Von einein Passe des Alai-Gebirges in Chokand ausgehend, können nissische Truppen in sehr kurzer Zeit über das Pamir-Plateau nach Allssin und Gilgit in Dardistan, also in die unmittelbare Nähe des Industhales gelangen. Die Russen haben demnach in dem neuen Pamirvertrage eigentlich fast Nichts aufgegeben, dagegen so gut wie Alles gewonnen.

Andererseits haben die Engländer kürzlich in: Tschitralgebiete einen schweren Schlag für ihre Autorität in Indien und Afghanistan erlitten.

Das Tschitralgebiet, ein an der nordwestlichen Grenze Indiens am Südabhange des Hindukusch gelegenes Bergland, gehört zwar nicht zu den unmittelbaren indo-britischen Besitzungen, wohl aber zu der englischen Interessen- und Actionssphäre.

Die indische Regierung hatte infolge dessen dort einen besonderen Agenten mit einer geringen. Letzterem als Schutz- und Ehrenwache dienenden Truppenabtheilung stationirt und auch wiederholentlich auf die endliche Erledigung der dort landesüblichen blutigen Thronstreitigkeiten einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Vor einiger Zeit ist indessen der den Engländern genehm gewesene Beherrscher von Tfchitral durch einen seiner Verwandten, Schir Afzul entthront und ermordet worden. Letzterer hatte sich dann mit Unterstützung Umras, des Chans von Iandol, welche dieser trotz des bezüglichen Verbotes seitens Englands geleistet, zum Herrscher aufgeschwungen und den englischen General Robertson mit seinen wenigen hundert Mann in den. Fort von Tschitral eingeschlossen. Die indische Regierung ordnete sogleich die Ausrüstung einer stärkeren Erpedition unter dem Vefebl des Generals Robert Low an, um in dem kleinen Grenzlande Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Vor dem Eintreffen dieser Truppen war es indessen bereits Ende März d. I. zwischen den im Tschitralgebiete zerstreuten kleinen indischen Posten und den Eingeborenen zu blutigen Kämpfen gekommen. Eine Nbtheilung des 14. Sikh-Regimentes unter Lieutenant Roß war vom Feinde überfallen und vollständig aufgerieben worden. Daß diese Katastrophe aber eintreten konnte, lag unzweifelhaft wieder an der den Engländern im Felde schon so oft verhängnißvoll gewordenen und doch, wie es scheint, unverbesserlichen Gewohnheit, mit souveräner Verachtung auf den Gegner herabzublicken und sich daher über die einfachsten Regeln der tactischen Sicherung hinwegzusetzen. So wird auch Lieutenant Roß sein Schicksal selbst verschuldet haben. Der britischen Regierung blieb aber nach diesen: traurigen Ereignis; keine Wahl mehr. Wollte sie nicht alles Ansehen in den indischen Grenzgebieten, ja vielleicht im ganzen Lande verlieren, so mußte sie die Bergvölker am Hindukufch gründlich züchtigen.

Tschitral und Iandol sind Neides Länder alpinen Charakters. Schnee- und gletscherbedcckte Berge ragen bis zu einer Höhe von 7009 Metern empor. Der Verkehr bewegt sich auf Saumpfaden. Die Ortschaften befinden sich meistens auf schwer zugänglichen Felsen. Die Stadt und Nergveste Tschitral liegt höher als das Hospiz des St. Gotthardt.

Die englische Operation gegen Tschitral war derartig veranlagt, daß zwei Brigaden aus dem Pendschab durch die Berglandschaften Swat und Pandschkora vordrangen, während eine Eolonne unter Oberst Kelly von Osten her, von Gilgit auf Tschitral marschirte.

Die beiden unbotmäßigen Fürsten Schir-Afzul und Umra Chan sollten zwar über 80 (XX) Bewaffnete zu gebieten haben, dennoch konnte aber der Ausgang des Feldzuges von vornherein nicht zweifelhaft fein. Den 15(XX) Mann europäisch geschulter Truppen gegenüber, die mit den besten Mitteln der modeiiien Waffentechnik ausgerüstet waren, vermochten die wilden Bergbewohner nicht Stand zu halten. So wurde denn auch fchon Anfang

April durch zwei englisch-indische Brigaden der Malakand-Paß erstürmt. Derselbe war von 8000 Mann, hauptsächlich Mullahs und Sikhs nebst deren Gefolge, hartnäckig vertheidigt worden. Die auf dem Momh- und dem Schakot-Pllsse angesammelten Mannschaften hatten keine Zeit gehabt, sich zu vereinigen. Die Höhen wurden schließlich mit dem Bajonett genommen, nachdem die englische Artillerie und die Marim-Kanonen mit großem Erfolge in den Kampf eingegriffen hatten. Der Feind verlor weit über 500 Mann. Die erste Brigade des Generals Robert Low überschritt darauf den Swatfluß unter dem Feuer des Gegners. Eine Schaar von 5000 Landesbewohnern, welche das Vordringen hier zu verhindern suchten, wurde zurückgeschlagen. Thanna, das Fort Unna Chans, ward erobert. Während dieser Kämpfe im Swatgebiet rückte Oberst Kelly von Gilgit auf der äußerst schwierigen Straße gegen Tschitral vor und langte nach mehreren heißen Gefechten am 9. April in Mastudsch und am 12. in Samoghar an. Die Feinde hatten sich in ihren Scmgars sehr fest verschanzt und mußten aus ihren in der tiefen Schlucht Mullah nnt großer Umsicht errichteten Vertheidigungsmerten erst mit stürmender Hand herausgetrieben werden. Die Hauptarbeit fiel den von Kelly befehligten Kaschmir-Infanteristen und Sappeurs zu. Nach hartnäckigem Kampfe, an dem sich namentlich auch die von den Engländern mitgeführten beiden Geschütze mit Erfolg betheiligten, gelang es, den Gegner durch eine Flankenbewegung aus seinen Stellungen zu vertreiben. Aus allen diesen blutigen Scharmützeln war wohl zu ersehen, daß die Bergvölker Kafiristans feindlich gesinnt und nicht Willens waren, die britischen Truppen durch ihr Gebiet durchzulassen. Umra Ehan schien jedoch in Folge der Niederlagen seiner Freunde und Anhänger den Mnth verloren ;n haben, den siegreich vorschreitenden brittischen Brigaden sich noch einmal entgegen zu werfen. Mitte April bat er um Frieden und floh dann nach Asmar. Während die englisch-indischen Truppen des Generals Low und Oberst Kelly also durch das Pandschoragebiet und von Osten her, unter den größten Schmierigkeiten zwar, aber doch stetig, vordrangen, hatte General Robertson mit seiner kleinen Schaar seit 4. April eine schwere Belagerung in der Tschitralfeste auszuhalten und eine Neihe erbitterter Kämpfe durchzufechten. Die Engländer hatten in Folge der kärglichen und mangelhaften Nahrung schwer zu leiden, erlitten auch durch das feindliche Feuer bedeutende Verluste und besaßen keine genügenden Hilfst und Arzneimittel für die Verwundeten und Kranken. Am 17. April machte die Garnison noch einen letzten verzweifelten Ausfall und verlor dabei wieder 21 Mann. Die Bedrängung durch den Belagerer wurde immer schmerer, da die vorgetriebenen unterirdische,! Gänge desselben bereits bis unmittelbar an das Fort heranreichten. So wäre denn die Beste wahrscheinlich auch gefallen, wenn nicht endlich am 19. April die Colonne des Oberst Kelly sie entsetzt hätte. Schir-Afzul war entflohen. Der Ausstand in Tschitral und Iandol ist damit vorläufig niedergeschlagen.

Jedenfalls werden die Engländer aber für geboten erachten, in Tschitral dauernd festen Fuß zu fassen. Neil» Ausbruch eines ernsteren Eonflicts zwischen Rußland und England könnte in der That die unter gewöhnlichen Verhältnissen minder bedeutsame Position von Tschitral für die Vertheidigung des nördlichen Indiens eine ganz besondere Bedeutung gewinnen. Bei der durch den jüngst abgeschlossenen Pamiruertrag geschaffenen Sachlage wird England wohl für nothwendig halten, das Tschitralgebiet so bald als möglich hinreichend stark zu besetzen, um dann die nach den Pamirs führenden Hindutuschuasse in seine Gewalt zu bringen und damit die indische Nord-westgrenze gegen Rußland zu schließe». Denn es dürfte zu erwarten sein, daß Rußland und England binnen kurzer Zeit sich hier von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen werden. Letzteres wird sich dann, umgeben von den feindlich gesinnten Bergvölkern Kafiristans, keineswegs in einer günstigen Lage befinden.

Auch an der Nordgrenze Herats können die Verhältnisse kaum als stabile zu betrachten sein. Wenn England hier nicht zuvorkömmt, werden die Russen unvermeidlich nach Herat, dann nach Belch und weiter nach Kabul vorgehen. Aber selbst hier werden sie nicht stehen bleiben. Es dürfte demnach vielleicht der Zeitpunkt nicht mehr ferne sein, wo die Grenze der russischen Kasaken in Afghanistan mit der der Sevons in Indien zusammen-stoßen wird.

^
^^M
'^^^^
^^W^'^^?> ^/^^cL<3
^.
^9H

Freidenkerin und Theosophin.

Vertha Aatscher.

— Vaden (Nieder-Vesterreich). —

^eit mehreren Jahren ist in der Presse der ganzen Culturwelt sehr oft die Rede von Mrs. Annie Besant, weil deren Uebertritt vom radicalsten Freidenkerthum zur verworrensten Theosophie viel Staub aufwirbelt. Diese Dame, eine der merkwürdigsten Frauengestalten aller Zeiten, war schon früher auch außerhalb Englands bekannt, namentlich durch eine ihrer vielen trefflichen Schriften: „Das Bevölkerungsgesetz, seine Folge und sein Einfluß" (in sieben Sprachen in weit über V, Million Exemplaren abgesetzt); jetzt aber ist sie durch ihre Bekehrung zu den« unsinnigen — um nicht zu sagen: schwindelhaften — Geisterfpuk der vor einigen Jahren verstorbenen Helene Vlawatzki leider zum Gespött des ganzen gebildeten Abendlandes geworden. Sie hat die Nachfolge dieser Abenteurerin als Leiterin der „Theosophischen Gesellschaft" angetreten und setzt sich in Wort und Schrift mit demselben Eifer, den sie so lange für die Freidenkerei an den Tag gelegt hat, für ihre neue Schwärmerei ein. Wir haben es da mit einer der seltsamsten Wandlungen zu thun, welche die an seltsamen Wandlungen so reiche Geistesgeschichte der Menschheit aufzuweisen hat. In welcher Weise, durch welche geheimnißvollen Denkprocesse, mittels welcher wunderbaren Einflüsse sich der außerordentliche Uebergang in diesem außerordentlichen Kopfe vollzog, ist noch gänzlich unaufgeklärt, da Frau Vefant jeden Aufschluß darüber verweigert. Daß es ihr um Schwindel zn thun kein könnte, daß sie die Sache nicht wirklich ernst nimmt, daß sie eine gemeine Betrügerin ist, muß bei ihrem persönlichen Ehrarakter als vollkommen ausgeschlossen betrachtet

werden. Es bleibt vorläufig nur übrig, die ganze Geschichte für unbegreis' lich zu halten und Weiteres abzuwarten.

Dagegen hat sie die, ebenfalls febr merkwürdige Geschichte ^.. einstigen Bekehrung zum Freidenkerthum und die vorhergegangenen Gei^ - und Herzenskämpfe in ihrem anziehenden Buche „H,uwbi<^i-2pb)' ul Hnni« L?8l»nt^ (London 1893) ausführlich geschildert. Die betreffenden Vorgänge sind für die Eigenart der Mrs. Besant so bezeichnend und an und für sich von so hohem psychologischen wie biographischen Interesse, daß nähere Mitlheilungen sicherlich willkommen seiu werden darüber, was die fromme junge Pastorsfrau einst veranlaßte, mit allen biblischen und religiösen Ueberlieferungen zu brechen, sich mit ihrer Familie zu entzweien, Haus und Herd zn verlassen, sich von Mann uud Kindern zu tremien, kurz: der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinzuwerfeu, um für das, was sie nach schweren inneren Kämpfen als recht und wahr erkannt, mit offenem Visir zu streiten.

Annie Besant hat am 1. October 1847 den ersten Blick in dieses Iammerthal, das wir Welt nennen, gethan. In ihren Adern fließt halb englisches, halb irisches Blut. Ihre Mutter soll eine der edelsten, tapfersten, opferfreudigsten, muthigsten, selbstlosesten Frauen gewesen sein, die das „grüne Erin" jemals erzeugt hat. Trotz aller Wandlungen, die mit uud in ihrem Liebling Annie vorgegangen sind, hielt sie treu und fest zu ihr. Von ihrem Vater weiß uns Mrs. Besant weniger zu erzählen, denn er starb, als sie kaum fünf Jahre alt war. Mr. Wood, der Medicin studirt hatte, hängte seinen Doctorhut an den Nagel und widmete sich, als ihm von einem Verwandten in London ein guter Posten angeboten wurde, der kaufmännischen Laufbahn. Doch vermochte er nicht ganz von feinem alten Beruf zu lassen und besuchte, so oft es seine freie Zeit erlaubte, mit befreundeten Aerzten den Secirsaal, wo er ihnen hilfreiche Hand bot. Bei einer folchen Gelegenheit verletzte er sich einen Finger an dem Brustknochen eines Mannes, der an galoppirender Schwindsucht gestorben war. Längere Zeit nachher überraschte ihn ein heftiger Regen; er kam durchnäht heim und trug eine Erkältung davon. Einer der hervorragendsten aber auch derbsten Londoner Professoren wurde consultirt, um den ungeduldigen Patienten zu beruhigen.

„Wann wird er ausgehen dürfen?" fragte die ahnungslose Gattin den Professor, als er sich zum Weggehen anschickte.

„Gar nicht mehr. Sie müssen sich mit dieser Thatsache vertraut machen; denn Ihr Gatte leidet an der galoppirenden Schwindsucht und kann es höchstens noch sechs Wochen aushalten." Die Frau taumelte zurück und fiel ohnmächtig zu Boden. Ihre Liebe und Selbstbeherrschung war jedoch so groß, daß sie schon nach einer halben Stunde mit heiteren» Antlitz dem Kranken die Zeit zu verkürzen trachtete und sich ihr schwieriges Pflegeramt von Niemandem nehmen ließ. Mrs. Wood hatte ihren

Gatten unendlich geliebt. Ihre Verzweiflung über seinen Verlust machte ihr rabenschwarzes Haar in der Nacht, da er sie für immer verließ, ergrauen.

Da Mr. Wood eine gediegene klassische Bildung und bedeutende philosophische Kenntnisse besessen, fünf fremde Sprachen gesprochen, über Religionen im Allgemeinen und über die christliche in« Besonder» sehr skeptische Anschauungen gehabt hatte und von seinem Sterbelager den Priester, der ihm das letzte Sacrament reichen wollte, wegjagte, so werden wir uns nicht darüber verwundern, daß seine Tochter Annie, die sehr religiös erzogen worden, kraft ihres vom Vater ererbten scharfen Verstandes und der ungeheuren Wahrheitsliebe — ein Erbtheil der trefflichen Mutter — über die Widersprüche, die ihr in der Bibel aufstießen, stutzig wurde, grübelte und sann, theologische Studien machte und schließlich auch durch äußere Umstände dazu getrieben wurde, an der Unfehlbarkeit der Bibel, an der Göttlichkeit des Gekreuzigten und endlich auch an der Existenz Gottes zu zweifeln. Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Mrs. Wood blieb in den denkbar traurigsten Verhältnissen zurück, und doch wollte sie den letzten Wunsch ihres sterbenden Gatten, der seine Familie pecuniär gut versorgt glaubte, erfüllen und ihren Sohn studiren lassen. In England ist das eine sehr kostspielige Sache. Die resolute Frau übersiedelte nach Harrow und erwirkte sich von dem Director der dortigen berühmten Knabenmittelschule die Erlaubnis!, Zöglinge in Pension zu nehmen. Die Einnahme hieraus setzte sie in den Stand, den eigenen Sohn studiren zu lassen. Der Umgang mit den Knaben und Lehrern erweckte auch bei Annie frühzeitig die Lust zum Lernen. Ihre gründliche und vortreffliche Ausbildung verdankte sie jedoch Miß Marrnat, der Lieblingsschwester des berühmten Romanciers Capitän Marrnat, die über ein großes Vermögen und ein noch größeres pädagogisches Talent verfügte. Es machte den» alleinstehenden ältlichen Fräulein Vergnügen, eine Anzahl von Knaben und Mädchen, deren Eltern nicht in der Lage waren, ihre Kinder ausbilden zu lassen, nach ihrer eigenen Methode zu unterrichten. Und was uns Mrs. Nesant von dieser Methode berichtet, ist wahrlich beherzigenswerth:

„Sie selbst weihte uns' in alle Fächer ein, nur für Musik hatten wir einen andern Meister. Miß Marrnat haßte die Oberflächlichkeit, wir mußten Alles gründlich erlernen. Die Fibel, diese Tortur aller Anfänger, blieb uns gänzlich erspart. Wir mußten Alles, was wir auf unseren Spaziergängen gesehen und erlebt, erzählen und später niederschreiben, so gut oder so schlecht es ging. Diese kindischen Ergüsse las sie sorgfältig mit uns durch, besserte alle grammatikalischen und orthographischen Fehler aus und spornte uns auf diese Weise an, mit offenen Augen in die Welt zu sehen und die Natur zu beobachten. Worte sind viel zu nichtssagend, um auszudrücken, was ich der hochherzigen Fran Alles verdanke! Sie

war es auch, die den Wissensdurst in mir großgezogen hat, und dieser ist mir bis zum heutigen Tage geblieben."
Miß Marryat, eine strenggläubige Protestantin, gestattete ihren Zöglingen an Sonntagen keine andere Lectüre als die der Bibel. Während der Spaziergänge durften sie nur Hymnen singen, außerdem mußten sie in der Sonntagsschule arme Kinder unterrichten — „denn was nützen Euch Eure Kenntnisse, wenn Ihr nicht versucht, sie auf diejenigen zu übertragen, die sonst Niemanden hätten, der sie unterwiese?" Bat einer ihrer Pfleglinge, einem Armen helfen zu dürfen, so war stets ihre Frage: „Welches Opfer willst Du Dir auferlegen? Wenn Du z. V. Deinen Morgenthee eine Zeit lang ohne Zucker trinkst, so kannst Du Dir 6 Pence die Woche ersparen; diese darfst Du verschenken." Kann es eine weisere Art geben, Selbstverleugnung zum Zweck der Nächstenliebe zu lehren?! Annie, in deren Natur es lag, Nichts halb zu thun, war ein überaus frommes Kind, und die Stunden, in denen sie sich ungestört der Lectüre der Bibel und anderer Erbauungsbücher hingeben konnte, waren ihr unstreitig die liebsten. Als ganz junges Mädchen begleitete sie Miß Marryat in's Ausland und zwar zuerst nach Düsseldorf und Bonn und von hier nach Paris, wo sie mehrere Monate halb dem Vergnügen, halb dem ernsten Studium lebten. Die Mittwoche und Samstage wurden benützt, um die Meisterwerke in den Galerien des Louvre und alle sehenswerthen Kirchen der franzosischen Metropole kennen zu lernen. Nächst den herrlichen Spaziergängen, die sie in die Umgebung von Paris unternahmen, um Land und Leute zu studiren, gewährte dem aufgeweckten, lebhaften Mädchen Nichts so großes Vergnügen als der Besuch der Kirchen. Die kühle, weihrauchschmangere Luft, das Zwielicht, die Orgelklänge und das Messelesen übten einen unwiderstehlichen Reiz auf sie aus; sie konnte stundenlang vor einen, Christusbild in stummer Andacht knien; ihre ganze Seele schwang sich zu dem Gottessöhne auf. Weltliche Vergnügungen verabscheute sie damals. Theater betrachtete sie als „Fallstricke, die der Satan den Menschen gelegt, um ihre Seelen zu zerstören," auch hatte sie sich vorgenommen, keine Bälle zu besuchen, denn sie war fest entschlossen, „der Welt, dem Fleische und dein Teufel zu entsagen und ein gottgefälliges Leben zu führen." Dieses 14jährige Mädchen war von der Unfehlbarkeit der Bibel so sehr durchdrungen und glaubte so fest an die Göttlichkeit Jesu, daß sie in ihrer Naivetät und Unerfahrenheit es als die höchste Aufgabe des Weibes betrachtete, ini Glauben aufzugehen. Den Sommer 1862 verbrachte sie noch mit Miß Marryat in Sidmouth, wo diese sie nach und nach daran gewöhnte, ihre Studien auf eigene Faust zu betreiben. Als Annie 'sich einmal darüber beklagte, daß „Tantchen" sich jetzt so wenig um sie bekümmere und sie so selteu unterrichte, entgegnete die weise Dame: „Ei, mein Kind, Du bist jetzt alt genug, um allein weiter zu lernen, ich kann Dir nicht Dein Leben lang als Krücke dienen. Zeige,

daß die Lehren, die Du empfangen, nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sind."

Und das waren sie wirklich nicht, denn als Annie endlich zu ihrer Mutter nach Harrow heimkehrte, ftudirte sie fleißiger denn je. Sie vervollkommnete sich in der deutschen und der französischen Sprache, trieb fleißig Musik und naschte von allen Wissenschaften. Ihre Lieblingslectüre blieben jedoch theologische Bücher. Sie las mit Feuereifer die Werke berühmter englischer Geistlicher des 17. und 18. Jahrhunderts. Durch Zufall bekam sie auch die Werke der Kirchenvater in die Hand; dieselben nahmen ihre Einbildungskraft derart gefangen, daß sie zu fasten begann — gegen den Willen Mrs. Woods, der die Gesundheit ihres Kindes weit näher ging als alle Haarspaltereien der gesammten Kirchenväter — das Kreuz schlug und jede Woche zum Abendmahl ging. Sie beschäftigte sich lebhaft mit dem Gedanken, sich zu dem Glauben ihres Vaters zu bekehren, der der katholischen Kirche angehört hatte. Zu jener Zeit erschien ihr die Heiligkeit Jesu noch unantastbar. Sie hätte sich für die größte Sünderin der Welt gehalten, wenn ihr der Gedanke anfgetaucht wäre, daß viele Stellen der heiligen Schrift fälschlich verehrten Namen zugeschrieben wurden zum Zwecke frommer Täuschungen. Sie glaubte felsenfest an Alles, was die „heiligen Väter" erzählten, und vertiefte sich mit großem Eifer in deren Studium. Man glaube ja nicht, daß sie deshalb Stubenhockerin geworden. Wie alle englischen Mädchen, bewegte sie sich viel im Freien, machte größere Ausflüge zu Fuß und zu Pferde, spielte mit den Studenten und Lehrern fleißig Ballspiele, besuchte Gartenfeste, kurz: sie genoß trotz ihrer ernsten Studien ihr junges Leben.

„Niemals kann ein Mädchen eine fröhlichere Jugend verlebt habeu als ich," schreibt sie. „Vormittags und einen Theil des Nachmittags beschäftigte ich mich mit ernsten theologischen oder wissenschaftlichen Studien, Abends besuchte ich anregende Gesellschaften, oder ich musicirte daheim; auch hatte ich mich entschlossen, von meinem Vorsatz, niemals einen Vallsaal zu betreten, abzuweichen, und war eine recht flotte Tänzerin geworden. Meine geliebte Mutter verwöhnte mich sehr, keine Sorge durfte meine Seele trüben, ich sollte genießen, während sie alle Lasten des Lebens trug; jetzt weiß ich, was ich damals nicht ahnte: daß ihr jeder Tag neue Leiden und Kümmernisse brachte, die sie uns Kindern verheimlichte. Das Eollegeleben meines Bruders kostete viel Geld, und diese Sorge verursachte ihr schlaflose Nächte. Ein Advocat, dem sie vollständig vertraute und dessen Ehrenhaftigkeit ihr zweifellos dünkte, betrog sie schmählich, indem er alle Geldsendungen, die sie ihm zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten zusandte, für eigene Zwecke verwandte und ihr dadurch qualvolle Verlegenheiten bereitete. Von diesen Dingen erfuhr ich jedoch erst viel später. Besuchte ich einen Ball, so brauchte ich mich niemals um meine Toilette zu bekümmern; diese lag, wenn die Zeit zum

Ankleiden kani, sir und fertig auf »«einem Zimmer. Keine andere Hand als die meiner Mutter durfte mein langes Haar ordnen oder mein Kleid zuschnüren, — war es doch ihr einziges Vergnügen, ihren ‚Mebling" herauszuputzen! Meine Kindheit und Mädchenzeit war fo fonnig und glücklich, daß ich, fo lange ich unter den fchützenden Flügeln meiner Mutter stand, nicht einmal ahnte, welche Sorgen und Qualen das Leben mit fich bringen kann. All die Freuden jener glücklichen, fonnigen Jahre nahm ich mit froher Unbewußcheit als etwas Selbstverständliches hin . ... Ich liebte meine Mutter mit leidenschaftlicher Hingebung: was sie für mich gethan, wurde mir erst klar, als ich unser trautes Heim verlassen mußte, um dem Manne meiner Wahl zu folgen. Ist eine solche Erziehung weise? Ich weiß es nicht. Die Wunden, die Einen: das Leben schlägt, wenn man so unvorbereitet in den Kampf tritt, sind so schmerzlich und nachhaltig, daß ich vorschlagen würde, die Jugend bei Zeiten darauf vorzubereiten und zu stählen. Und doch ist es eine schone Sache, wenn man auf ein glückliches Kinder- und Mädchenparadies zurückblicken kann, das Einem der härteste Kampf um's Dafeiu nicht aus der Erinnerung zu löschen vermag!"

Mit Liebesträunxn gab sich Annie niemals ab, wahrscheinlich weil sie nie Romane las und ihre ganze Gedankenwelt sich ausschließlich um die Religion drehte. Ihr einziges Bestreben war, Jesus, den sie mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Naturells liebte und verehrte, zu huldigen, und sie that dies auch im ausgedehntesten Maße. Die liebeglühenden, farbenreichen Gebete, die sie an „ihren Erlöser, ihren himmlischen Bräutigam, der schöner und begehrenswerther als die Söhne der Menschen," richtete, beweisen das zur Genüge.

Mit 18 Jahren regte sich der erste Zweifel an der Unfehlbarkeit der Apostel in ihr. In der Charwoche 1866 kam ihr die Idee, die Leidensgeschichte Christi an der Hand der vier Evangelien niederzuschreiben, um so den Spuren „der geheiligten Füße Schritt für Schritt zu folgen, bis sie zum Wohle der Menschheit an's Kreuz geschlagen wurden." Mit dem Muthe, der der Unwissenheit entsprang, stellte sie die Aussagen der vier Evangelisten nebeneinander und mußte zu ihrem Schreck erfahren, daß diese nicht ganz übereinstimmten. Sie unterdrückte ihre aussteigenden Zweifel uud suchte sich zu überreden, daß der Satan sie in Versuchung führen wolle. Sie fastete und betete und nahm sich fest vor, in Zukunft solche vergleichende Studien zu unterlassen.

Im December 186? verheirathete sie sich mit dem Pastor Frank Besant. Ihre lhatkräflige Natur sehnte sich nach einer ihr zusagenden Beschäftigung, und sie beschloß, der Kirche und den Armen von Nutzen zu sein und gegen die Sünde und das Elend anzukämpfen. Von der eigentlichen Bedeutung der Ehe wußte sie Nichts. „Die vollständige Unschuld mag wohl in» Princip sehr schön sein, aber ich habe es leider an nur er-

fahren, wie gefährlich sie ist. Eva müßte missen, welche Pflichten und Lasten ihr bevorstehen, sobald sie ans dem Paradies der mütterlichen Obhut und Liebe auswandert, um das ihr unbekannte Land der Ehe zu betreten, wo die zarte Treibhausblume unvorbereitet rauhe Stürme treffen, die sie leicht vernichten oder zum Welken bringen können." Von ihrer Ehe spricht Mrs. Vesant in ihrer Selbstbiographie gar nicht; doch läßt sie zwischen den Zeilen durchblicken, daß sie keine besonders glückliche gewesen. Der Beruf ihres Gatten brachte es mit sich, daß er seine Frau viel allein lassen mußte, und diese fühlte sich sehr einsam und verlassen. Das alberne Geschwätz ihrer zahlreichen Besucherinnen langweilte sie, und die Frau Pastor wurde für höchst „sonderbar" erklärt, weil sie sich lieber mit den wichtigen Fragen, die die Welt bewegten, beschäftigte, „als sich darum zu bekümmern, wie der Geliebte der Dienstmagd aussehe und ob man zum Pudding besser Schmalz oder Nutter verwende." In ihrer Verlassenheit warf sie sich wieder mit Leidenschaft anf's Studium und versuchte auch, kleine Novellen zu schreiben, die im „Family Herald" Aufnahme fanden. Ihre Freude, als sie das erste selbstverdiente Geld in den Händen hielt, war grenzenlos; sie sank auf die Knie und „dankte Gott," daß er es ihr in feiner Gnade verliehen. Ein wunderbares Gefühl der Unabhängigkeit überkam sie. Sie glaubte, nach Belieben über „ihr Geld" verfügen zu können, und ahnte nicht, daß nach damaligem englischen Gesetz eine verheirathete Frau kein Verfügungsrecht besaß; Alles, was sie verdiente, gehörte dem Gatten, wie sie selbst! Diese Enttäuschung war zwar sehr groß, aber sie schrieb trotzdem tapfer weiter, deun das Fabuliren machte ihr Vergnügen und lenkte sie von manchen Sorgen ab. Auch mit ernsteren Arbeiten beschäftigte sie sich, und zu diesen gehörte nach ihren: damaligen Dafürhalten eine umfangreiche Broschüre über „Die Pflicht jedes gläubigen Christen, häusig zu fasten"; „leider" hat sich für dieses Thema niemals ein Verleger gefunden. Im Januar 1869 schenkte sie einem kräftigen Knaben das Leben, im August 1870 einem zarten Mägdelein; ihre ohnedies schwache Constitution wurde dadurch sehr erschüttert, und es bedurfte langer Zeit, ehe sie sich wieder erholte. Ihre Mutterpstichten nahm sie ungeheuer ernst, und die beiden kleinen Menschenkinder machten sie eine Zeit lang der Litteratur abtrünnig, denn sie beschäftigten sie vollauf, da ihre vecuniäre Lage ihr nicht gestattete, Wärterinnen zu halten. Im Frühjahr 1871 erkrankten beide Kinder am Keuchhusten; der ältere und stärkere Knabe überwand ihn leicht, aber die schwächliche, wenige Monate alte Mabel litt fürchterlich. Ihre Lungen wurden angegriffen, und sie schwebte wochenlang in Todesgefahr. Das war eine entsetzliche Zeit für die Mutter, die das Kind Tag und Nacht auf ihren Armen wiegte. Um einen Erstickungsanfall zu lindern, drückte der Arzt, der bereits jede Hoffnung aufgegeben hatte, ein mit einem Tropfen Chloroform beträufeltes Taschentuch auf das schmerzverzerrte Gesichtchen des Kindes:

„Jetzt kann es ihn, nicht mehr schaden, und es schwächt den heftigen Anfall ab," meinte er, und wirklich begann es sofort ruhiger zu athmen. Mrs. Besant wiederholte dieses Verfahren und glaubt nur diefer Arznei das Leben ihres Schmerzenskindes zu verdanken, das noch jahrelang an den Folgen der Krankheit zu leiden hatte. Doch auch an der Mutter gingen die qualvollen Wochen, die sie in der Krankenstube verbrachte, nicht spurlos vorüber. In ihren, Geiste hatte sich, fast ohne daß sie es merkte, eine Wandlung vollzogen. Immer wieder drängte sich ihr die Frage auf: „Ist Gott wirklich gut?" und mehr als einmal war sie in die Knie gesunken und flehte: „Herr im Himmel, Hab' Erbarmen und erlöse meinen Liebling! Wie kannst Du ein unschuldiges Kind so martern? Was hat es verbrochen, daß Du ihm solch' fürchterliche Qualen auferlegst? Wenn es dieses Iammerthal verlassen muß, weshalb tobtest Du es nicht sofort?"

„Allmählich Wich sich eine Erbitterung gegen Gott in meine Seele, und ich begann an feiner Güte zu zweifeln," schreibt sie. „All mein persönlicher Glaube an ihn und seine Macht, die Dinge zu lenken, an seine Allgegenwart und an die Kraft meiner Gebete gerieth in's Wanken. Für mich mar Gott keine abstracte Idee, sondern ein wirkliches Wesen, und mein mütterliches Gefühl empörte sich gegen dieses, weil ich nicht begreifen konnte, weshalb er mein armes Baby wochenlang in Todesqualen schweben ließ."

Ein hochherzig denkender Geistlicher, den Herr Besant zu seiner Frau gebracht, als Mabel in größter Gefahr geschwebt, erkannte sofort den Seelenzustand Annies und bemühte sich, sie zu trösten und ihren erschütterten Glauben wieder zu befestige», indem er der geistvollen Frau einschlägige Bücher lieh. Doch wenn man zu zweifeln angefangen, hat man zu glauben aufgehört.

Der Gedanke an die Hölle quälte sie am meisten. In den endlosen Nächten, die sie am Krankenlager ihres Kindes und an denjenigen Anderer verbracht — sie hatte sich in ihrem Sprengel einen großen Nnf als Krankenpflegerin erworben -— glaubte sie eine Ahnung von den Qualen und Schmerzen derselben bekommen zu haben, und ihr Herz lehnte sich gegen die Grausamkeit des erschaffenden und vernichtenden Gottes auf. „Jedermann, der geglaubt und dann gezweifelt hat, weiß, daß dem ersten Zweifel immer neue folgen, ohne daß man sich ihrer erwehren kann. Eine Lehre nach der anderen steigt Einem in neuer düsterer Beleuchtung auf, und in diefer sieht sie ganz anders aus, als sie uns durch den sanften Nebel des Glaubens erschienen ist. Das Vorhandensein der Leiden und Schmerzen in der Welt, die ein ,guter Gott^ erschaffen, die Ewigkeiten überdauernden Qualen der Hölle trieben mich zur Verzweiflung, und dock glaubte ich noch an Gott Mein nächster Schritt zum Freidenkerthum mar, daß ich mich gegen die Lehre von der Sühne auflehnte; ich bewunderte und betete Christus an, haßte aber Gott, der dessen Todesopfer

angenommen. Monatelang dauerte dieser Kampf, der meine Gesundheit aufrieb. Immer versuchte ich es von Neuem, mich in dem stürmischen Meer meiner Zweifel auf eine Planke des gestrandeten Schiffes meines Glaubens zu retten. Vergebens. Mc. Leod Camvbell's Werk über die Sühne, Maurices ,Was ist Auferstehung?^ und noch ein Dutzend auderer Bücher vermochten meine Zweifel nicht zu bannen; im Gegentheil, je mehr ich darüber las, desto gerechtfertiger erschienen mir dieselben. Aber wenn sich diese eine Doctrin als falsch erwies, waren es alle übrigen nicht auch? Mußte ich nicht, um Gewißheit zu erlangen, alle anderen ebenfalls genau prüfen? Und wenn sie sich wirklich als falsch erwiesen? Dieser Gedanke brachte mich den: Wahnsinn nahe; mein Gehirn versagte vollständig den Dienst, und ich lag wochenlang in den fürchterlichsten Kopfschmerzen, ohne im Schlaf Erlösung zu finden. Als alle Medicamente Nichts nützten, sah mein Arzt ein, daß er, wenn er mich am Leben erhalten wolle, meinen Geist in andere Bahnen lenken müsse, und so brachte er mir ein interessantes Buch über Anatomie. Wer es nicht selbst empfunden hat, kann unmöglich die Seelengualen kennen, die auf ein wirklich religiöses Gemüth einstürmen, wenn sich die ersten Zweifel einstellen. Es giebt keinen Schmerz auf Erden, der schrecklicher wäre, und ich habe ihn bis auf die Neige durchkostet."

Es würde uns zu weit führen, an der Hand der Autorin all die Stadien ihrer Zweifel durchzumachen. Wir wollen nur feststellen, daß sie sämmtliche Dogmen der christlichen Religion der Neihe nach durchnahm, um sie auf ihre Wahrheit und Richtigkeit zu prüfen. Das Resultat war für sie ein trostloses.

Durch die Vermittlung seiner Gattin gelang es Herrn Besant, eine Staatspfarre zu bekommen, — in dein Dörfchen Sibsep, — mit einem Iahresgehalt von ^, 410. Somit waren sie ihrer Nahrungssorgen ent-enthoben, und da Frau Annie auch keine gesellschaftlichen Pflichten hatte, denn die zum Sprengel gehörenden Leute waren zumeist Arbeiter und einfache Landwirthe, konnte sie sich viel ihren Grübeleien hingeben.

„Wie kann Gott seine Geschöpfe wegen ihrer Sünden zu ewiger Strafe verdammen, da er weiß, daß sie diese Sünden ohne ihren eigenen Willen ererbt? Da er die Welt nach seiner Laune erschaffen, weshalb hat er die Sünde überhaupt in die Welt gesetzt? Kann ein Gott gut sein, der seine Geschöpfe zu ewiger Verdammnis, verurtheilt? Wenn Gott allmächtig ist, so kann er das Böse und die Sünde auch verbinden,, und thut er es uicht und sieht ruhig oder gleichgiltig die Kämpfe auf Erden mit an, dann ist er eben nicht gut, und wünscht er wieder, sie aus der Welt zu schaffen, und kann nicht, nun, dann ist er eben nicht allmächtig! In diefem Cirkel drehten sich ihre Gedanken fortwährend, ohne daß sie einen Ausweg finden konnten trotz der vielen Bücher, die sie über diese Themata gelesen. An der Existenz Gottes zu zweifeln, fiel ihr damals

noch nicht ein. Sie correspondirte mit verschiedenen Geistlichen, an die sie sich in ihrer Noth um Aufklärung wandte, aber sie wurde stets aus neue Bücher verwiesen oder mit blumenreichen Phrasen abgespeist. Dabei hatte sie als Pastorsgattin oft genug Gelegenheit, das Elend dieser Welt in den verschiedensten Gestalten kennen zu lernen, auch zu lindem. Sie schien von der Natur zur Krankenpflegerin bestimmt und entzog sich niemals, wo es Noth that, diesem Amte. Gar manche Mutter in Sibsen hatte ihrer sorgsamen Pflege und Nachtwache das Leben ihres Kindes zu danken. Trotz all ihrer Zweifel besuchte sie nach wie vor fleißig die Kirche und fprach mit Niemanden, über ihre Grübeleien, um nicht auch den Glauben Anderer zu erschüttern.

Im Sommer 1872 lernte sie in London, wo sie längere Zeit in der Behandlung eines Arztes stand, Charles Voysey kennen, und dieser frei-sinnige Prediger war es auch, der ihr einen Weg aus dem Chaos ihrer Gedanken bahnte. Er hatte wie sie gekämpft, ehe er all die „barbarischen Dogmen der christlichen Kirche über Nord geworfen", und sich nur den Glauben an Gott bewahrt. Auf seine Veranlassung las sie Theodore Parkers, Francis Newmans und Anderer hervorragende deistische Werke, und auch sie verbannte bald alle Dogmen, um sie nie wiederauferstehen zu lassen, aber mit ihnen auch den Glauben an das Christenthum selbst. Am schmerz-lichsten empfand sie es, Christus feiner Göttlichkeit entkleiden zu müssen. Da ihr jedoch die Wahrheit höher stand als ihre persönliche Ruhe, forschte sie tapfer weiter, indem sie sich sagte: „Ist Jesus von Nazareth ein Gott, dann wird meine Forschung ihn seiner Gottheit nicht berauben; ist er aber ein Mensch, dann ist es Blasphemie, ihn anzubeten." Sie vertiefte sich in Nenans „Leben Jesu," Liddons „Vorträge" und das Evangelium, konnte jedoch zu keinem endgiltigen Ergebnis? gelangen; sie neigte sich immer mehr der Anficht zu und wurde durch die vier Evangelisten in der-selben nur bestärkt, daß Christus ein leidender, sündigender, ringender Mensch gewesen, der gerne die Welt verbessert hätte, deren Mängel er erkannt, aber kein Gott. Und als auch der berühmte Orforder Professor Pusey, der Führer der Orthodoreu-Partei, den sie aufsuchte, ihr keine näheren Aufklärungen geben konnte oder wollte, sondern ihr nnr mit der ewigen Verdammniß drohte, wenn sie solch ketzerischen Anschauungen huldige, da war sie für's Christenthum verloren und fest entschlossen, mit der Vergangenheit zu brechen.

„Sie haben kein Recht, Gott Bedingungen zu stellen über das, was Sie glauben und nicht glauben wollen. Ich verbiete Ihnen, Ihren Un-glauben zu bekennen," rief der fromme Doctor Pusey erregt aus. Aber die resolute, wahrheitsliebende Frau lies; sich eben Nichts verbieten, was ihr Gewissenssache war. Heimgekehrt, tbeilte sie dem Gatten ihren Stand-punkt offen mit. Da sie noch immer Deistin war, weigerte sie sich nicht, dem gewöhnlichen Gottesdienst beizuwohnen, nnr dem „Gottessohne" wollte

sie keine Huldigung mehr darbringen, und so wurde denn beschlossen, daß sie sich an dein Abendmahl nicht betheiligen werde. Eine Zeit lang ging Alles gut. Aber als sie sich das erste Mal während dieser heiligen Function aus der Kirche entfernte und den frommen Betschwestern, die in der Meinung, sie sei plötzlich unwohl geworden, sie besuchten, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, die Wahrheit mittheilte — denn sie vermochte nicht zu lügen — da konnten sich die braven Frauen vor Entsetzen tauin fassen. Die Gattin eines Pastors, die nicht an Christus glaubte, — hatte man schon so Etwas gehört?! Auch einige Mitglieder der Familie Bescmt steckten in Hellem Entsetzen die Köpfe zusammen, und es wurde so lange gehetzt, bis man die muthige Frau vor die Alternative stellte, entweder dem Abendmahl beizuwohnen oder ihr Heim zu verlassen — also entweder Heuchelei oder Verbannung — und sie wählte die letztere, nicht ahnend, wie grausam die Welt sie verurtheilen würde. Eine alleinstehende junge Frau ist immer der Verleumdung ausgesetzt, wie erst, wenn sie unter solchen Umständen Mann und Kinder und Heim verläßt! Es wurde ihr unendlich schwer, sich von ihrem Knaben — das Mädchen wurde ihr gesetzlich zuerkannt — zu trennen, dem sie Mutter, Pflegerin und Spielgefährtin gewesen, aber sie vermochte selbst um des Kindes willen kein Leben voll Lüge und Heuchelei auf sich zu nehmen, und so trat sie denn im Besitz ihrer kleinen Tochter und eines ihr zugesprochenen Einkommens, das sie knapp vor dem Verhungern schützte, ein neues Leben an. Anfänglich mußte sie hart um's tägliche Brot kämpfen, sie versuchte es zuerst mit Handarbeiten, doch wurden dieselben so schlecht bezahlt, daß sie diesen Erwerb bald aufgab und Lectionen suchte. Aber Niemand wollte einer Ketzerin seine unschuldigen Lämmchen anvertrauen. In dieser schweren Zeit stand ihr das Ehepaar Scott, das sie durch Voysey kennen gelernt hatte, thatkräftig zur Seite. Mr. Scott, ein alter Herr, der ein sehr bewegtes Leben hinter sich hatte, führte ein offenes Haus, in welchem viele Freidenker verkehrten und solche, die sich auf dem Wege zum Freidenkerthum befanden. Auch gab er eine Zeitschrift heraus, die er gratis in die Welt verschickte-, seine Mitarbeiter, ob der gemäßigteren oder der ganz radicalen Richtung angehörend, brauchten kein Blatt vor den Mund zu nehmen, aber die Art und Weise, in welcher sie ihre Ansichten aussprachen, mußte vornehm sein. Mr. Scott hielt viel auf einen guten Stil und ein reines Englisch. Er veranlaßte Mrs. Vesant, sich mit philosophischen Werken der Neuzeit bekannt zu machen; unter seiner Führung erweiterte sich ihr Gesichtskreis immer mehr, und bald gehörte sie zu seinen fleißigsten Mitarbeiten:, Durch angestrengte literarische Arbeit war es ihr denn auch gelungen, sich in einem Vororte Londons ein bescheidenes Heim zu gründen, das sie mit ihrer leidenden Mutter theilen wollte. Das Schicksal machte ihr einen argen Strich durch die Rechnung; der zarte Organismus der alten Dame war durch die jahrelangen Sorgen und Plagen vollständig aufge-

rieben, und sie verschied nach langem Krankenlager in den Armen ihrer geliebten Tochter, die sie zärtlich gepflegt hatte. Auch diesen harten Schlag überwand die tapfere Frau; um sich ihren quälenden Gedanken zu entziehen, studirte sie mit Feuereifer philosophische Werke, die sie Schritt für Schritt dazu brachten, ihren Gottesglauben abzustreifen. Moncure D. Conwan, dessen Vorträge sie fleißig besuchte, machte sie auf den Führer der englischen Freidenker, Charles Bradlaugh, aufmerksam. Sie las zuerst seine Schriften: „Giebt es einen Gott?" und „Ein Wort zu Gunsten des Atheismus." Diese machten tiefen Eindruck auf sie, denn sie drückten in geistvoller Weise aus, was sie längst schon gedacht und empfunden hatte. Am 2. August 1874 setzte sie zum ersten Mal ihren Fuß in „HaN ok Lcisnes", ^ hje Gesellschaft der Freidenker ihre Versammlungen abhielt, um aus der Hand Nradlaughs ihre Mitgliedskarte zu erhalten und seinem Vortrag über „die Vorfahren und die Geburt Christi" beizuwohnen.
Schon nach wenigen Tagen bot Bradlaugh ihr eine feste Anstellung als Mitredacteurin feines „National Nstormsi-" an — eine Stellung, die sie bis Ende 189U beibehielt. Nebenbei entfaltete sie als Schriftstellerin und Agitatorin eine arbeitsvolle Thätigkeit. Mrs. Vesant wurde während dieser Zeit viel bewundert und viel verleumdet — Neides, weil sie zeigte, wie sich ein starker Geist trotz der frömmsten Erziehung über alle Vorurtheile erhebt und alle Schranken durchbricht, wenn er Etwas als Wahrheit und Recht erkennt. In der Männerwelt giebt es viele derartige Beispiele, aber unter den Frauen haben bisher nur wenige den Muth gefunden, gleich Mrs. Vesant zu ringen, zu kämpfen, den Verleumdungen und Vururtheilen der Welt offen die Stirne zu bieten! Wie groß ihr Ansehen in unbefangenen Kreisen war, geht u. A. aus der Thatsache hervor, daß der berühmte englische Dichter Gerald Massen, der ein frommer Christ ist, trotz dieser seiner Eigenschaft unsere Freidenkerin vor 6—8 Jahren in einer begeisterten ^de gefeiert hat.
Und diefe Frau, die logisch schärfste Freidenkerin, die es geben kann, mußte sich in die hirnverbrannte Mystik der Theosophie verbohren! Es ist jammerschade um sie. Wird die jetzige Hohepriesterin der Blawatzki'schen Secte je wieder ihre Fesseln abstreifen? Wird sie vielleicht noch andere Wandlungen durchmachen? Oln lu «a? . . . .

Der deutsche Michel mit seinem mythologischen Hintergrunde.

von
August Wünsche.
— Dresden. —

?r ausgezeichneten Forschergabe und dem liebevoll sich versenkenden Tiefblick eines Jakob Grimm ist es gelungen, den Nachweis zu führen, wie die deutsche Mythologie auf denselben Grundanschauungen wie die nordische beruht. Es gebührt ihnen das Verdienst, die Landenge, welche die nordische von der deutschen Götterwelt trennte, durchstochen und die beiden Sagenfluthen als etwas Zusammengehöriges wieder vereinigt zu haben. Was Jakob Grimm begonnen, haben Andere wie Karl Simrock, Wilh. Mannhardt, Ad. Holtzmann, E. Rocholz, Joseph Zingerle u. A. immer mehr zur Vollendung geführt. Der klare Ueberblick, den wir durch den Fleiß der Forschung dieser Männer gewonnen, zeigt uns, wie nach allen Seiten selbst unser heutiges deutsches Leben in Sprache, Sitte und Gebrauch reich ist an mythologischen Anklängen. Die Götter unserer heidnischen Vorfahren leben noch in unser» Märchen und Sagen fort, und sie schalten und walten darin so lebendig, daß unsere Kinder mit Entzücken der wunderbaren Mär lauschen und sich den Kopf zerbrechen über den Menschenfresser im Däumling und über das Hinkelbeinchen in den sieben Raben. Wissen wir nicht Alle, daß hinter dem Knecht Ruprecht, dem vermummten Mann mit den, großen Barte, Odin, die höchste nordische Gottheit, sich verbirgt? Auch der König Drosselbart des deutschen Märchens, ferner der wilde Mann mit dein entwurzelten Tannenbaum in der Hand, der auf vielen alten Wirthshausschildern noch zu sehen ist, ist Niemand anders als Odin. Sein Speer Gungir, das von Invaldis Sühnen, den drei Zwergen, verfertigte wunderbare Kunststück, ist der Knüppel aus dem

Sack im Märchen: Tischchen, deck' dich, Esel, streck' dich. Hinter dem Menschenfresser im Däumling steht ^der Niese Hnmir, und Kleindäumchen ist Thor, der mächtige Donnerer, der sich im Däumling des Niesenhandschuhes zu verbergen sucht. Wer kennt nicht das Märchen Ivom starken Hans, der sich die Glocke als Schlafmühe über den Kopf stülpt? Das ist Thor, wie er den mäcltigen Kessel des Hnmir, in den, dreizehn Schmiede hämmern, ohne einander zu hören, auf seinem Haupte fortträgt. Auch die beiden Frauen in Hymirs Halle finden sich in den Märchen wieder. Die alte neunhundertköpfige Frau erscheint als des Teufels Großmutter, die jüngere, allgoldene, weißbrauige ist die Frau des Menschenfressers, die fchützeud und rettend eingreift. Und wie steht's mit unserm lieben, wohlbekannten ^Dornröschen? Es ist die in, Winterschlaf ruhende Erde, die Odins Sonnenblick wachküßt, deren Oberstäche er mit seinem Goldschwerte ritzt, daß sie Keime und Sprossen aus ihrem Schooße heruortreibt. Und ist nicht Barbarossa im Kuffbäuser auch ,'eine Erinnerung an Odin? Die alte deutsche Sage erzählt: Odin sitzt im hohlen Berge, der die Unterwelt bedeutet, sein Bart ist schon zwei Mal um den Tisch gewachsen, seine Naben stiegen umher, und neben ihm schlafen seine Helden dem Tag der Entscheidung entgegen, dessen Anbruch der Schall seines Horns verkünden wird. In der nordischen Sage lebt er nicht im hohlen Berge, sondern in Asgard oder Wallhall, also in einem überirdischen Himmel, den er mit seinen Helden theilt. Auch hier finden wir das Hörn bei ihm, das den Anbruch des jüngsten Tages verkündigen wird. Das Wächterhorn Odins lebt noch heut in den. Hörn des Nachtwächters fort. Odins Attribute, die Naben, sind auch Barbarossas Begleiter, sie müssen ausstiegen, um den Stand der Dinge in der Welt zu erforschen, ob er aus feinem Schlaf erwachen darf. Wenn er aufsteht, dann ist die Macht der Finsternis? überwunden, und der leuchtende Sonnenwagen rollt wieder über die Erde, dahin. So finden sich allenthalben geistige Beziehungen mit einer Zeit, die wir längst als ausgelebt zu betrachten uns gewöhnt haben.

Es ist eine Hervorragende S>nte des ^deutschen Volkscharakters, alte Anschauungen fortzupflanzen, sie in das Gewand der neuen Culturentwickelung umzukleiden und dabei doch lden Kern zu wahren. Die Sinnigkeit und Innigkeit, mit der der Deutsche auch die Fäden der Vorzeit in das Gewebe der neuen Anschauungen aufnimmt, mag ihn, wohl in den Augen anderer Völker, die leichter mit dem Alten abschließen und etwas Neues beginnen, den Nuf eines zwar hochgebildeten, aber phlegmatischen Volkes eingebracht haben. Ausländische Zeitungen, darunter besonders Pariser, gefielen sich früher darin, uns spottweise >den deutschen Michel zu 'nennen, und selbst im deutschen Volke ist die Nedensart eine sehr gebräuchliche, wie zahlreiche Stellen ans der Litteratur beweisen.

So lautet ein Sprichwort bei Sebastian Frank (15. Iahrh.): In nödigen Sachen aber könden sie (die Weiber) weniger denn der teutsch

ver deutsche Michel mit seinem mythologischen Hintergründe,
Michel". Desgleichen sagt Philander von Sittewald: „Heuchelstu nicht mit, sondern wirst als ein redlicher, deutscher Michel frei durchgehen und aus gutem Herzen alles meinen, reden und thun wollen." Nabener bemerkt in einer seiner Satiren: „Der beste deutsche Poet ist in den Augen der lateinischen Welt weiter Nichts als ein deutscher Michel, oder höchstens ein leidlicher Versmacher," Goethe schildert in seinein Gedichte: „Musen und Grazien in der Mark" den deutschen Michel mit den Worten:

„Las; den Witzling uns beslichcln,
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde, Vetter Micheln,
Guten Abend bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend,
Solch ein Edler bleibt u»Z nah',
Immer sagt man: Gester» Abend
War doch Vetter Michel oa!"

Än einer anderen Stelle äußert er sich: „Bei welchen Gelagen uns denn freilich manchen Abend Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit zu besuche« nicht verfehlte." In gleicher Weise singt Simrock:

Der nute deutsche Michel Ihm ließ so oft zur Ader
Veschäftigt letzt gar viel John Null und auch Mnnhecr,
Reißfeder, Stift, Grabstichel, Der war der schlimmst« Bader,
Dazu den Gänsekiel. Rief stets: H»8q>>'» l» m«i!
Man ficht den Ungcniacn Mit Aberlaiien, Schrövfen
Ohnmäcktin daraeliellt, Orschövften sie ihn ganz.
Als läa' in letzten Zügen Am linde wird ihn laufen
Der wunderstarle Held. Noch gar sein Nachbar Franz,"

Bei Platen in einem Gedichte: „An Tieck" lesen wir:

.Man nagt's, den Calderon Dir auszuvochen.
Das lieh vom deutläen Michel sich eiwanen."

Börne spricht einmal vom „vierschrötigen deutschen Michel".

In dem Worte „Michel" haben wir jedenfalls eine Verschmelzung des in allen germanischen Sprachen vorkommenden Adjectivs „michel" in der Bedeutung von grost, mächtig, stark mit dem hebräischen Eigennamen des Erzengels Michael. Was nun den ersten Theil der Verschmelzung, das Adjectiv „mickel" anlangt, so begegnet es uns häufig in mittelalterlichen Litteraturwerken, So lä,')t Walther von der Vogelweide (^ um 1230) in seinem Gedickte: „Die Dranmdeuterin" den von dem Geschrei einer Krähe aus seinem süsien Traum aufgeschreckten Schläfer fagen:

„Sie nom mir michel Winnie;
von ihr schrie» ich erschiac,"

Tauler (1598) sagt in einer seiner Predigten: „Und seine Jünger seind mit ihm gangen, dom eine völlige, michele, merkliche Schar." Etterlin (15N7) schreibt: „Dieweil sie von grofen Gcschlechten war, auch iro ein michelteil war." Bei SchuvuiuZ (im 16. Inhrh) lesen wir: „Drauf lächelt der gute Zerr Melanchthou, denn er hatte des Dankes von seinigen

August wünsche in vresden,
em michelteil bekommen." In einem alten Volkslieds bei Uhland endlich findet sich die Stelle:

„Die Juden kamen zusammen,
Ter war ein michel Schar.'

Auch Länder- und Ortsnamen sind mit dem Worte „michel" gebildet worden, z. N. Mecklenburg, Michelbach, Michelstadt. In Deutschlothringen sagt man noch heute „michel" in der Vedeutung von groß, im Gegensatz zu „lützel" im Sinne von klein, wie z. B. Lützelburg (Luxemburg), Lützelwiebelsbach, Lützelrimbach. In Ostfriesland heißt es „lüttje", wie die Ortsnamen Lüttjenhastet, Lüttjenwistedt*) beweisen. Der schwäbische Volksmund sagt: „fürn Michelle halten", wenn Jemand gehänselt wird. Auck Zusammensetzungen niit dem Worte „michel" kommen vor, wie Quatschmichel, ein alberner Schwätzer, Kloßmichel (besonders in der Gegend von Nördlingen gebräuchlich, wo der letzte, der in die Schule kommt, so bezeichnet wird), Hulmichel, ein weinerlicher Mensch. Wenden wir uns zum andern Theil der Verschmelzung, zum Eigennamen des Erzengels Michael. Dieser ist bekanntlich einer der drei großen Engelfürsten. Er gilt als Anführer der himmlischen Heerschaaren, wie als Führer der abgeschiedenen Seelen und als Schutzpatron der streitenden Kirche. Nach David Strauß hat Gott die Vorsehung für sich behalten, die Leitung aber der einzelnen Angelegenheiten den Erzengeln übertragen, und zwar stand Gabriel an der Spitze des Kriegswesens, Naphael an der Spitze des Medicinalwesens und Michael an der Spitze des Eultus. Während Gabriel und Naphael im christlichen Cultus zurückgetreten sind, spielt Michael noch immer eine große Nolle. Er wird Schutzpatron des deutschen Volkes (protector 6eriuni>i»v) und kommt als solcher auf die deutsche Neichsfahne. Daß Völker ihre Schutzengel haben, zeigt uns fchon das Vnch Daniel. Der Schutzengel eines Volkes ist gewissermaßen sein Musterbild, ebenso wie der gute Genius das Musterbild des Einzelnen ist. Als Nepräsentant des deutschen Volkes ist Michael ein Collectiubegriff geworden. Wenn man nun vom deutfchen Michel redet und damit einen plumpen, derben, klotzigen Deutschen meint, so geht die Eollectivbedeutung des Wortes in die Appellativbedeutung über. Daß ein Einzelbegriff in einen Eollectivbegriff übergeht, kommt oft vor. Sagt man doch „John Bull" und meint damit das ganze englische Volk**), Vruder Jonathan und meint damit das gesnmmte Volk der nordamerikanischen Freistaaten ^*), Adam, der erste Mensch, wird Bezeichnung für die

*) Vergl. Ernst Förstcnmann, die deutschen Ortsnamen, Nordhausen 1863.

**) John Bull, eigentlich Hans Stier oder Hans Ochse, wurde zuerst von dem Satiriker Swift (1667—1745) in Gang gebracht, Die Engländer selbst bezeichnen damit eine» redlichen, derben, gutmüthigen Charakter; Ausländer dagegen meinen damit die Nationaleigenhciten und Vorurtheile des englischen Volke«, besonders die Unfähigkeit desselben, sich in die Gewohnheiten anderer Länder zu fügen.

***) Washington sagte, als er im Freiheitskriege 1775 über die Anschaffung von Vertheibigungsmitteln in Verlegenheit war, in einer Berathung mit seinen Offizieren:

gefallene Menschheit, und Christus ist bei Tertullian die rsoapiwlatio dumani ß6N6i-i8, stellt also die ganze Menschheit dar, wie sie nach Gottes Ebenbild sein soll. Auch in der Thierwelt haben wir ein analoges Beispiel, insofeni Reineke Fuchs der Repräsentant aller Füchse ist.

Betreffs der Frage: wann und wo die Bezeichnung „Deutscher Michel" aufgekommen ist, giebt es zwei Ansichten. Nach der einen rührt sie von den Franzosen her, nach der anderen ist sie aus dem Herzen des germanischen Volkes selbst herausgewachsen. Wattenbach macht im Anzeiger des germanischen Museum 1869 auf die merkwürdige Erscheinung der „Michelsbrüder" aufmerksam. In der Normandie, am Busen von St. Michel liegt ein Berg Mont St. Michel, zu dem Deutsche, namentlich deutsche Knaben, ehedem Wallfahrten unternahmen. Man verspottete diese Wallfahrer und nannte sie, wie aus der Verordnung eines Betteloogtes zu Baden 1528 hervorgeht, Michelsbrüder. Das französische Wort miquslot (Betteljunge, frömmelnder Heuchler) steht jedenfalls hiermit im Zusammenhange. Frisch dagegen, der um's Jahr 1730 lebte, behauptet, „der deutsche Michel" sei bereits im 16. Jahrhundert gebräuchlich gewesen und weise entschieden auf eine Einzelpersönlichkeit hin. Er setzt somit den Zusammenhang der Redensart mit den Michelsbrüdern in Frage. Wir neigen der Ansicht zu, daß der Name „deutscher Michel" entschieden deutschen Ursprungs ist, und stimmen mit Frisch überein, daß er auf eine Einzelperson hindeutet, und zwar auf keine andere als die des Erzengels Michael. Daß diefe heilige Figur aber in gewisser Beziehung in eine Spottfigur übergehen konnte, dafür giebt uns die deutsche Mythologie hinreichend Aufschluß.

Es steht fest, daß man bei Bekehrung unserer alten heidnischen Vorfahren von Seiten der Kirche absichtlich sehr vorsichtig verfuhr. Man ließ ihnen ihre Götzentempel, entfernte aber die Motzen und legte Reliquien dafür hinein. Ihre Feste, Schmausereien und Zechgelage änderte man nur insofern, als man ihnen einen christlichen Sinn unterschob. Vemerkensmerth ist in dieser Beziehung ein Brief des Papstes Gregor I. an den Abt Melittus (596). „Sagt dem Augustinus," schreibt er, „daß man die Götzenkirchen bei jenem Volke (den Angelsachsen) ja nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder darin vernichten, das Gebäude mit Weihwasser besprengen, Altäre bauen und Reliquien hineinlegen soll. Denn sind jene Kirchen gut gebaut, so muß man sie vom Götzendienst zur wahren Gottesverehrung umschaffen, damit das Volk, wenn es seine Kirchen nicht zerstören sieht, von Herzen seinen Irrglauben ablege, und um so lieber an den Stätten, die es gewöhnt ist, sich versammle. Ihre Sitte, bei Gützenopfern
„Wir müssen Bruder Jonathan fragen," womit er seinen Freund Jonathan Tmmbull, Gouverneur von Connecticut, meinte. Später wurde Washingtons Ausspruch zum witzelnden Sprichwort.

August wünsche in Dresden.
. Achsen zu schlachten, muß ihnen zu irgend einer christlichen Feierlichkeit umgewandelt werden. Am Gedächtnißtnge der heiligen Märtyrer sollen sie Hütten von Baumzweigen um ihre Götzenkirchen machen, nicht mehr dem Teufel Thiere opfern, sondern sie zum Lobe Gottes für sich zur Speise und Sättigung schlachten, damit sie, indem ihnen einige äußerliche Freuden bleiben, um so geneigter den innerlichen sind." — So lassen sich nun auch bestimmte Spuren nachweisen, daß St. Michael an die Stelle des mächtigen Gottes Wuotan getreten ist. Und betrachten wir die Wuotansfigur, wie sie uns in den deutschen Sagen und Märchen entgegentritt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sich dieselbe mit der dis Michael in vielen Beziehungen deckt. In Wuotan, den, Vater der nordisch-deutschen Götter, gipfelte der Lichtcultus der alten Deutschen; denn mit der arischen Nace theilten die alten Deutschen die Anschauung, daß im Lichte die höchste göttliche Kraft für sie zur Erscheinung komme. So dachten sie sich, daß am Ende des Winters Wuotan im feurigen Sonnenwagen, im goldenen Panzer und mit goldenem Schwerte gegürtet dcchinfahre. An den brennenden Rädern feines Wagens^.entzündet sich das Licht der Erde, und dieselbe schmückt sich bräutlich mit Blättern, Blüthen und Knospen, um ihn, den leuchtenden, glänzenden Gott des leiblichen und geistigen Lebens, zu empfangen. Da in dem Bewußtsein der Germanen Natur und Geist untrennbar waren, so lebte Wuotan für sie nicht nur in jeden, Lufthauch bis zum wüthendsten Sturm, sondern auch in jeder Gemüthsbewegung, in der Begeisterung wie in der Naserei, in der Stimmung des Dichters und der Liebenden, wie in der Berserkerwuth uud in dem Kampfesmuth der Krieger. Die Luft mar sein Neich, und die Seelen, als 5Ddem und Hauch gedacht, gehörten mit zu demselben. Tie Seelen derjenigen Verstorbenen, die auf dem Krankenbett geendet hatten, kamen nicht zu ihm nach Walhalla, sondern nur die der gefallenen Krieger. Als Schlachtengott lenkte er das Schlachtenglück und schürte die Kriegsflamme. Wie aber in den Mnthen aller Völker in einer göttlichen Figur sich entgegengesetzte Seiten berühren, so daß der sommerlich lichte Gott zugleich der winterlich dunkle, der starke zugleich der schwache uud ohnmächtige ist, so glaubte man auch, daß die lichte Kraft des sommerlichen Wuotan im Winter kraftlos und dunkel werde. Daher erscheint neben der Vorstellung des sommerlichen Wuotan, der mit Goldhelm, Brünne (Panzer) und Speer durch das Luftreich reitet, überall Leben erweckend, Segen und Gedeihen spendend, auch die des winterlichen Wuotan im niedergedrückten, tief in's Gesicht gehenden Hut, mit gesenkten, Haupt, eingewickelt in einen alten, schäbigen, blau und schwarz gefleckien Mantel, blind, dumm und plump. In dieser Vorstellung ist nun nach unserem Dafürhalten die Lösung unserer Frage zu suchen. Da der heilige Michael nach der Bekehrung der alten deutschen Heiben an Wnotans Stelle trat, so mußten naturgemäß auch die beiden Seiten des Wuotan, die sommerliche lichte, mächtige, starke, wie die winterlich

ohnmächtige, kraftlose, derbe, plumpe, in ihn übergehen. Auch Michael wurde als Lichtgeftalt verehrt, weshalb seine Kirchen meist auf Bergen oder erhöhten Plätzen standen. Trümmer von Michaeliskirchen finden sich noch zu Godesberg und Siegburg. Ferner liegt ein Michaelisberg bei Münstereifel. Wie Wuotan, so wurden auch Michael zu Ehren Feuer angezündet und brennende Räder an seinem Feste die Berge hinabgerollt. Die brennenden Räder sind Hindeutungen auf den leuchtenden Sonnenwagen. Auch siel das Michaelisfest ursprünglich auf den 23. Mai, also zu derselben Zeit, wo man dem Wuotan zu Ehren ein Frühlingsfest feierte. Mit diesem Feste waren die Mailehen verbunden. Es waren das Voltshochzeiten, bei denen tagelang geschmaust und gezecht wurde. Diese Hochzeitsfeierlichkeiten follten an die Vermählung Wuotans mit der bräutlichen Erde erinnern. Später verlegte man das Michaelisfest in den Herbst, weil man nach eingebrachter Ernte mehr Zeit zum Schmausen und Zechen hatte, als im Frühling, wo das Land bestellt werden mußte.

Wie schon oben angedeutet, war Wuotan aber auch Kriegsgottheit. Er konnte seine Feinde taub und blind machen und sie so in Schrecken versetzen, daß ihre Waffen nicht mehr verwundeten als Ruthen; aber seine Mannen drangen vor ohne Panzer, waren wüthend wie Hunde und Wölfe und stärker als Bären, Stiere. Aehnliche Vorstellungen verband man später auch mit dem heiligen Michael. Mit geschwungenem Schwerte dachte man ihn sich an der Spitze des deutschen Heeres stehend. Wenn die alten Deutschen in den Krieg zogen, so riefen sie ihn um Hilfe cm, wie eine lateinische Hymne bezeugt. Dieselbe lautet in der Übersetzung:

Her,»« Michael,
Fühl' Tu das deutsche Heer in'« Feld,
Verzoll Michael,
O steh uns zur Seite,
O hilf uns im Streite,
Herzog M'chael!
Du unser Herzog in dem Streit,
Beschirmest stall die Christenheit u. f. v.
Des Himmels Geister Zahl
Vermehren Deiner Streiter Zahl u. s. w.
Durch alle Welt, zu Meer und Land
Sind Deine Schlachten wohlbekannt u. s. w.

Anderweitige Spuren, wie in Michael die Kriegsnatur Wuotans übergegangen, haben wir noch in den Fechterspielen, die bis Ende des vorigen Jahrhunderts, namentlich in der Gegend von Trier, mit dem Michaelisfeste verbunden waren. In vielen Kirchen und auf Säulencapitälen finden mir Michael daher als kräftigen Jüngling in kriegerischer Rüstung dargestellt, aber ohne Helm.

Ferner galt Wuotan als Führer der abgeschiedenen Seelen und als Seelenwäger. Die Seelen der Gefallenen wurden von den Walküren nach

Walhall geleitet, wo ihnen Wuotan entgegenkam, sie an eine wohlbesetzte Tafel führte, ihnen Meth die Fülle reichte und sie täglich zum Zeitvertreibe fechten und kämpfen ließ. Auch Michael ist Seelenführer und Seelenbemahrer. Laut doch schon die Bibel im Briefe des Inda den Erzengel Michael sich mit dem Teufel um den Leichnam Mosis streiten.

In gleicher Weise ist in mittelalterlichen Dichtungen von einem Streite der Engel und Teufel um die ausfahrende Seele die Rede, von denen Jeder die Seele für sich haben will. An der Spitze der Engel steht gewöhnlich Michael. In einer Urkunde des 13. Jahrhunderts wird Michael der Wächter des Paradieses und Fürst der Seelen genannt (9120-po8ltu8 pai-acUsi st princepz imimaruiu.). Nach einer alten Sage ist die Seele in der ersten Nacht bei der heiligen Gertrud, in der zweiten bei St. Michael, und erst in der dritten gelangt sie dahin, wohin sie nach ihrem Verdienste gehört. Dies zeigt klar, wie die heilige Gertrud cm Huldas und Michael an Wiwtans Stelle getreten sind. Wie nach der griechischen Sage Zeus die Geschicke der Menschen in Schalen abwog, so verfährt nach der christlichen Legende auch Michael. Er wägt die guten und bösen Thaten des Sterbenden ab, und je nach Befund wird das Schicksal der Seele entschieden. Daher erscheint Michael in verschiedenen Capellen auf Friedhöfen mit einer Waage, in deren Schallten je eine oder mehrere nackte Seelen sitzen.

Am innigsten aber berühren sich Wuotan und Michael endlich als Drachenkämpfer. Da auf Grund biblischer Anschauung die Lehre vom der Finsternis!, von der alten Schlange, die Adam zur Sünde verführte, im christlichen Dogma eine große Bedeutung gewann, so mußte vor Mem mit ihr bei der Bekehrung der Heiden eine Anknüpfung gesucht werden. Wuotan bot diesen Anknüpfungspunkt. Er tödtet im Frühling den Drachen des Winterdlinkels, indem er den Fenriswolf, auch Wanagandr, d. h. Drache, Schlange, besiegt; daher auch sein Beiname Sigi, der dann in Siegfried des Nibelungenliedes, in welchem er sich verjüngte, wiederkehrt. Auch Michael ist Drachentödter. Nach der Offenbarung des Ioh. 12, 7-9 streitet er und seine Engel im Himmel gegen den Drachen, und der Drache streitet auch mit seinen Engeln, und der Letztere wird ausgeworfen auf die Erde, der alte Drache, die alte Schlange, der Teufel, der die Welt verführt, und seine Engel weiden auch dahin geworfen. Wie tief die Vorstellung vom Michael als Drachentödter im germanischen Gemüthe eingewurzelt war, beweist das uns Allen wohlbekannte Sprüchlein, womit ein Geistlicher des Mittelalters seine Predigt angefangen haben soll:

Die Hölle summt,
Der Tcufel brummt
Und „llckelt mit dem Schwänze,
St. Michael.
Bei meiner Secl,
Ersticht ihn mit der Lanze.

Wie die Vorstellung von Michael als Drachentüdter selbst noch in der Gegenwart künstlerisch ausgenützt worden ist, zeigt das in Karlsruhe den in der badischen Revolution 1848 gefallenen preußischen Kriegern errichtete Denkmal. Dasselbe stellt den heiligen Michael dar, stehend 5auf einem Drachen, den er im Begriff ist, mit der Lanze zu tödten.
Wenn wir nun an das alte Germanien denken, wie es sieben Monate lang unter Schnee und Eis begraben lag, dazu an unsere alten heidnischen Vorfahren, die mit der Natur auf's Innigste verwachsen waren, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn sie ihren allbeherrschenden Wuotan im Winter sich schläfrig, ohnmächtig und plump, im Frühlinge aber als den alle widrigen Naturgewalten niederwerfenden Helden sich vorstellten. Als später bei ihrer Christianistrung die Wuotansfigur sich in den' Erzengel Michael umwandelte, so gingen selbstredend auch viele seiner Züge in ihn über, und so ist es gekommen, daß er, als der Repräsentant des deutschen Volkes, gerade mit der kräftigen, derben, plumpen Seite feines Wesens uns den Spottnamen „deutscher Michel" zugezogen hat.

.„ .,, >,, ,„ ,« >,, „,

^,1 „l ^,l !,^ !,> ,,^ „l »^ „l ,» „> „l ,!, „^ /« ,N ^N ^!I I

3er Witz.

«Line ästhetische Studie,

von

Friedrich Wegmüller.

— München. —

!nter den verschiedenen Arten der Vorstellungsverbindungen, durch die wir theils im logische» oder durch eine Zweckbeziehung geregelten Gedankengange Glied an Glied reihen, bis sich aus gegebenen Vordersätzen das gesuchte Schlußglied ergiebt, theils, durch die lautlichen Allsdrucksmittel unterstützt, den gewohnlicheren Bedürfnissen des Gedankenaustausches und gegenseitigeil Verkehrs gerecht werden, nimmt der Witz eine besondere Stellung ein. Wie seine Wirkung eine von der aller anderen Redeformen verschiedene ist, wie keine andere den bestimmten psychologischen Nester hervorzubringen vermag, der den Witz charakterisier, so sind auch seine Natur und die Bedingungen seines Zustandekommens, die Quellen, aus denen er entspringt, wesentlich verschieden von der normalen geistigen Thätigkeit, als deren Wirkung wir die erwähnten sonstigen Formen der Ideenverbindnngen betrachten. Schon das sprunghaste, blitzartig überraschende, das dem Witze nothwendig innewohnt, beweist ja, daß hier ein von den gewöhnlichen verschiedener geistiger Vorgang vollzogen worden sein mußi und daß dieses Verhältnis; auch allgemein anerkannt ist, beweist der Umstand, daß wir im Allgemeinen geneigt sind, die Fähigkeit zum Witz überhaupt als Maßstab für die geistige Höhe und insbesondere für die natürliche Beanlagung eiucs Menschen anzusehen; allerdings, wie wir weiter unten sehen werden, nicht mit unbedingtem Necht.

Das Wort „Witz" wurde früher bekanntlich in viel weiterem Sinne gebraucht als heute, ungefähr in dem, den das englische „n>t", sein genaues Analogon, noch heute besitzt: höhere geistige Fähigkeit oder Bethätigung

überhaupt, in welcher Bedeutung dasselbe übrigens auch bei uns noch nicht völlig untergegangen ist. So fielen denn früher namentlich Kunst und Kllnstgeschmack unter den Begriff des Witzes; zu Gottscheds Zeit und unter seinen Auspicien erschien eine Zeitschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes" und eine ehemalige Monatsbeilage der Vossischen Zeitung, deren erster Leiter Lesung und deren Zweck hauptsächlich die schöngeistige Kritik war, nannte sich „das Neueste aus dem Reiche des Witzes". Dieser all-gemeinen Bedeutung ging indessen das Wort ziemlich bald zn Gunsten der heutigen prägnanteren verlustig.

Der Witz beruht, logisch betrachtet, auf einer Vorstellungsverbindung, Wie das Urtheil, wie der Vergleich — die beide „witzig" sein können und so beweisen, daß er nicht für sich eine logische Gattung, sondern vielmehr eine logische Qualität ist, die verschiedenen Gattungen zukommen kann — kommt er dadurch zu Stande, daß zu einer Vorstellung » eine Vorstellung b in Beziehung gesetzt wird.

Aber die Art dieser Beziehung ist eine besondere. Während bei den erwähnten logischen Gattungen die folgende Vorstellung an die vorhergehende in einer durch die objective Realität der Dinge bedingten Weise an-geschlossen, also sozusagen schrittweise von der ersten zur zweiten und allen folgenden vorgegangen wird, gehört es gerade zur Eigentümlichkeit des Witzes, daß die beiden durch ihn unter einen einheitlichen Gesichtspunkt ge-brachten Vorstellungen entweder überhaupt möglichst weit auseinander liegen, oder doch nur durch ein Abgehen vom gewöhnlichen Wege der associativen Verbindung zu vereinigen sind; je disparater die Vorstellungen, je mehr logische Zwischenglieder der Witz übersprungen hat, um so größer ist seine Wirkung. Er überrascht die Hörer, indem er zwei scheinbar fremde Vor-stellungen zu einander in Beziehung bringt, und er löst zugleich die bewirkte Spannung, indem er wie mit einem blitzartigen Schlaglicht die an sich dunkle Beziehung in's rechte Licht setzt. Darauf beruht seine komische Wirkung, daraus erklärt es sich aber auch, das; jeder Witz, der durch Schuld des Autors oder des Hörers nicht sogleich richtig verstanden wird, der einer Erklärung durch Bildung seiner logischen Zwischenglieder bedarf, wirkungslos verpufft. Ein Witz wirkt fpontan und unmittelbar, oder das Beste seiner Wirkung ist verloren.

Man hat bekanntlich das Komische, von den» auch der Witz eine Gattung ist, das „umgekehrte Erhabene" genannt. Obwohl wir hier keinen Anlaß haben, auf die eigentliche Meinung dieser uueigentlichen Begriffs-bestimmung des Näheren einzugehen, so beweist sie uns doch, daß auch der Witz eine der Formen der ästhetischen Wirkung ist, und daß man zu seinem Verständniß wie noch mehr zu seiner Hervorbringung ein gewisses Maß jener objectiven Vetrachtungsart bedarf, die wir uns seit Schopenhauer ge-wöhnt haben als Kennzeichen und Bedingung des ästhetischen Genusses zu betrachten. Das ist es vor Allem, wodurch der Witz nicht nur geistig.

sondern ich möchte geradezu sagen auch moralisch über die gewöhnlicheren Redeformen sich erhebt. Leute, die „keinen Spaß" verstehen, halten wir mit Recht nicht nur für geistig beschränkt, sondern auch für moralisch kleinlich und engherzig, das Ertragen eines guten Witzes, auch wenn er auf die eigene Perfon sich bezieht, gilt dagegen als das Zeichen einer freien Natur.

„Ich lobe mir den heitern Mann
Am meisten unter weinen Gästen;
B.er sich nicht selbst zum Besten haben llllw.
Gehölt acwih nicht zu den Besten.' (Goethe.)

Wahrend wir uns, um im Schopenhauer'schen Sprachgebrauch zu bleiben, bei der Mehrzahl der übrigen Vorstellungsverbindungen wollend verhalten, d. h. uns derselben zum Zwecke der Erreichung persönlicher oder sachlicher Interessen bedienen, verhalten wir uns im Augenblick der Hervorbringung oder Auffassung eines Witzes rein erkennend. Bedingung desselben ist darum ein geistiger Zustand, der nicht völlig in den Beziehungen des Willens zu den behandelten Objecten anfgeht, sondern der vermöge einer glücklichen Neanlaguug und augenblicklichen Disposition noch objectiv genug bleibt, um mitten im Spiel der Veziehungen zwischen Interesse und Objecten doch noch solche disparate Beziehungen der Objecte unter einander zu finden, deren Vereinigung die bemußte Wirkung des Komischen hervorbringt. Auf dieser Bedingung der geistigen Beherrschung der Lage beruht der Ausdruck vom „souveränen Witze"; und es ist klar, daß der Werth des Witzes um so höher ist, je wichtiger, je inhaltsvoller, je mehr Geist und Willen auf's Höchste anspannend die äußeren Umstände sind, unter denen er entsteht. Durch Nichts bewies z. V. Vismarck seine völlige Beherrschung auch der schwierigsten und heikelsten Situationen mehr als dadurch, daß er in ihnen trotz höchster geistiger Anspannung immer noch Gelegenheit zu seinen berühmten beißenden Sarkasmen fand. So ist der Witz ein kleines Kunstmerk und theilt mit jeden» ästhetischen Product das Vorrecht, zwecklos zu sein; seine Wirkung geht verloren, sobald man die Absicht dabei merkt. Er verhält sich darum, bildlich zu sprechen, zur gewöhnlichen Redeweise wie der Gesang zur Sprache, wie das Spiel zur ernsten TagesarbeiH er ist ein ,^eu ä'sLprit^, ein „spielendes Urtheil". Nicht einmal auf den Witz selbst darf die Absicht gerichtet sein, sondern im Gegentheil wird er stets um so besser wirken, je mehr er völlig ungesucht und ungekünstelt austritt — was unsere Sprache nach jeder Richtung treffend charakterisirt, ivenn sie in diesem Falle von einem „guten Einfall", im andern aber von einem „gequälten Witze" spricht.

Eine früher viel gebrauchte Erklärung des Witzes, der, wenn wir nicht irren, auch noch Jean Paul zustimmte, lautet, der Witz beruhe auf einem Contrast. Will man diese Erklärung dahin verstehen, daß unter diesen« „Contraste" eben jene In-Beziehung-Setzung weit auseinander

liegender Vorstellungen, von der wir sprachen, gemeint sei, so lassen wir uns dieselbe um so lieber gefallen, als sie zu einer sehr brauchbaren Eintheilung der Witze führt. Die vermittelnde Beziehung, die wir als das Charakteristikum des Witzes betrachten, kann nämlich entweder durch eine bloße Aehnlichkeit der die betreffenden Begriffe bezeichnenden Worte, oder sie kann durch eine in den betreffenden Vorstellungen selbst liegende Aehnteit herbeigeführt werden. Im ersteren Falle haben wir den Wort« oder Klangwitz, im zweiten den eigentlichen und echten Witz, den man von seinem unebenbürtigen Bruder wohl auch als „Sachwitz" unterscheiden könnte.

Der Wortwitz ist unstreitig die niederste aller Witzgattungen, wie aus seiner Entstehung aus bloßer Lautähnlichkeit unmittelbar hervorgeht und weshalb er häufig unfreiwillig den Kindern besser gelingt als den mehr auf sachliche Beziehungen sehenden Erwachsenen. Charakteristisch genug ist es auch, daß fast jede Sprache ihre eigene despectirliche Bezeichnung für ihn hat — Calembourg, Kalauer —, und daß seine Häufigkeit mehr im umgekehrten als im geraden Verhältnis; zu seinem ästhetischen Werthe zu stehen scheint. Cr ist das, was der Berliner so recht treffend einen „faulen" Witz nennt — obwohl boshafte Provinzler gerade den Berlinern eine gewisse Vorliebe für dieselben nachzusagen pflegen.

Dies ist ein allgemeiner Charakterzug des heutigen Großstädters, über dessen psychologische Ursache wir weiter unten Anlaß haben werden, uns noch des Näheren zu verbreiten

„Witze" dieser Art sind unfern Lesern zu viele bekannt, als daß wir sie mit einer Aufzählung einiger derselben ermüden dürften; sei uns nur gestattet, einen der aller,,blutigsten" hier als Typus der Gattung zu bringen, der sich wie so viele andere auf politische Ereignisse jüngster Zeit bezieht und „natürlich" auch Verlin zur Geburtsstadt hat: Bismarck scheiterte am Cap Rivi, und Caprivi verbrannte an der Hohenlohe!

Uebrigens kann der Klangwitz, namentlich in seiner Häufung, zu einer rednerisch sehr wirkungsvollen Figur werden, wie z. V. in musterhafter Weise die bekannte, dem Abraham a Santa Clara nachgebildete Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager" zeigt:

»Und dos römische Reich — daß Gott erbarm!
Sollte heißen ein römisch Arm.
D>r Rheinstrom ist neworben zu einem Peinstrom,
Die Klöster sind ausaenommene Nester,
Tic Bisthümer sind verwandelt in Wüstthümer',
Die Abteien und die Stifter
Sind nur Raubtbeien >md Diebsklüfter,
Und alle die nesegn^len deutschen Länder.
Sind verwandelt worden in Elender u. s. f.

Da der Wortwitz sich an recht eigentlich naive Seelen wendet, so beruht ein gutes Theil beliebter Kinderräthselscherze auf ihm. Was für

Enten trinken Bier? die Stud-enten. Was für Ringe sind nicht rund? die Heringe. Welches Gemach liebt der Mensch am wenigsten? das Un-gemach u. s. f. — Scherze, deren Gebrauch allerdings unsere „reifere Jugend" von heute schon mit bedenklichem Nasenrümpfen begleiten mag. Mit dem Wortwitze verwandt, aber doch nicht ohne Weiteres mit ihm zu identificiien ist das Wortspiel, das wohl in seinen schlechteren Vertretern noch hierher gehört, in der Regel aber doch schon der zweiten Gruppe, dem „Sachwitz", zuzutheilen ist; der Gleichklang kann hier die Pointe vorteilhaft verstärken, aber er bringt sie nicht eigentlich hervor. Während der Wortwitz darauf beruht, daß zwei verschiedene Begriffe durch Worte gleichen oder ähnlichen Klangs ausgedrückt werden, werden hier unter einem Compler von Worten zwei ganz verschiedene Borstellungen zusammengefaßt und so die komische Wirkung erzielt. Das Wortspiel, namentlich wo es sich in rascher Rede und Gegenrede schlagfertig einstellt, ist so recht die höchste Form des Witzes, der eigentliche Prüfstein der dem witzigen Kopfe zugeschriebenen höheren Begabung. Meister derselben sind z. B. alle Shakespeare'schen Gestalten, die ihr Schöpfer entweder mit philosophisch-betrachtender oder mit intrigant-verschlagener Charakteranlage ausgestattet hat. „Uns Allen ist's gemein zu sterben, lieber Sohn," sagt Hamlets ehrvergessene Mutter, die ihn mit dieser nichtssagenden Banalität das Brüten über des Vaters räthselhaft-rasches Hinscheiden und ihre Handlungsmeise vergessen machen will. „Ja, hohe Frau, es ist gemein," lautet die dolchscharfe Antwort. Hier sind dem äußern Anscheine nach beide Sprechenden ganz einig, indem sie sich zum Ausdruck ihrer Gedanken genau'desselben Wortcompleres bedienen; während aber die Mutter die Worte im eigentlichen Sinne gebraucht, hat Hamlet durch leichte Veränderung in Ausdruck und Geberde aus denselben Worten eine schwere Anklage gegen seine Mutter, ihr vermuthetes Einverständniß mit dem Mörder und die Schändlichkeit, diesen so rasch nach dem Hinscheiden ihres ersten Gatten zu heirathen, erhoben. ,,^c>u '1l soon tinä ins a ssruv« mau," sagt der mit dem Degen schlagfertige Mercutio, als seine Freunde, dem leicht aufstammenden Hitzkopf im Innern zürnend, ihn schweruerwundet vom Kampfplatze wegtragen. Das könnte heißen: Ihr weidet bald — vi?. Eurem Wunsche entsprechend — einen durch solche Erfahrungen gesetzten Mann in mir finden; der wirkliche Sinn ist aber wohl der: Ihr werdet bald finden, daß ich ein Mann des Grabes geworden bin — welche Deutung ja bekanntlich der Ausgang bestätigt. So kann man denn allgemein das Wortspiel mit seinen verschiedenen in einander übergehenden Antworten, dem Doppelsinn, der Zweideutigkeit u. s. f. als jene Witzgattung bezeichnen, welche durch Zusammenfassung verschiedener — richtiger: recht weit von einander abstehender — Vorstellungen unter dasselbe Wort oder denselben Wortcompler entsteht. Bei einiger Aufmerksamkeit ist dieser Zusammenhang auch bei scheinbar verwickelter Lage leicht zu erkennen. Wenn z. B.

Nismarck auf die entsetzte, nebenbei einen erheblichen Irrthum in sich ent« haltende Antwort, mit der Jules Favre die Mittheilung von der Höhe der deutscherseits geforderten Kriegsentschädigung empfing: so groß sei ja nicht einmal die Summe, die sich aus dem bekannten Nechenbeispiel von dem Ertrage des seit Christi Geburt auf Zins und Zinseszins gelegten Pfennig ergebe, mit Anspielung auf die Confession seines finanziellen Verathers die Antwort gab: „Drum Hab ich mir ja einen mitgenommen, der schon vor Christus angefangen hat zu zählen" — so liegt hier das gleiche Ver- hältnis; vor. Mit der von Favre aufgenommenen Wendung „zählen seit, bezw. vor Christi Geburt" hat Bismarck einen durchaus vom ursprüng- lichen verschiedenen Sinn verbunden und so ein Wortspiel von sehr komischer Wirkung hervorgebracht, bewunderungswürdig vor Allem wegen der wichtigen und einen gewöhnlichen Intellect völlig absorbirenden Um» stände, unter denen es zu Stande kam. Bei dieser Gruppe braucht übrigens der mit verschiedener Bedeutung gebrauchte Wortcompler keines- wegs immer ausgesprochen zu werden. Wenn z. N. jener Wiener seinem neuen Bekannten sagt: „Wie, Sie gehen gern allein? Ganz mein Fall; da können wir ja zusammengehen" — so liegt der Witz hier in der An- wendung des unausgesprochenen Grundsatzes: „Leute mit gleichen Neigungen eignen sich zu gemeinsamen Spaziergängern" gerade auf den Fall, auf den der Natur dieses Falles wegen seine Anwendung nicht stattfinden konnte. Also auch hier zeigt sich, daß das Eigenthümliche des Witzes in der über- raschenden Vereinigung unzusammengehöriger Vorstellungen beruht. Selbst- verständlich gehört hierher auch jenes Genre von Witzen, bei dem nach dem bekannten Wort Voltaires Manchen auch das schalste noch als witzig erscheint, sofern hier nicht der Doppelsinn von vornherein zur Eindeutig- keit wird.

Da der „Sachwitz" lediglich in der Herstellung von Beziehungen der dargelegten Art zwischen Vorstellungen belteht, so folgt, daß derselbe unter Umständen der sprachlichen Verständigungsmittel entbehren kann, sofern die- selben nämlich auf anderem — z. B. mimischen Wege — eben so gut zur Anschauung gebracht werden können. So bezeichnen wir es ebenfalls als Witz — hier freilich als unfreiwilligen — wenn zwei Nachtwächter einen singenden Studenten in der Nacht niit sich auf die Wachtstube schleppten denselben dort zum Skat einluden, dann aber, als jener ihnen zu „mogeln" schien, ihn entrüstet hinauswarfen — zur großen Freude des so entronnenen Häftlings. Der allgemeine Grundsatz: „Wer mogelt, wird hinausgeworfen," ist hier in komischer Weise stillschweigend und thätlich eben auf den Fall angewandt worden, der seiner Natur nach die Anwendung desselben nicht gestatten kann. Ein sehr guter, mit Absicht gemachter Witz derselben Art ist es, wenn jener Papst des Mittelalters einen, Virtuosen, dessen Kunst darin bestand, mit Linsen unfehlbar genau durch ein Nadelöhr zu werfen und der sich eine große Summe als Belohnung für seine Kunst erwartet

hatte, statt dessen eine '— große Schüssel Linsen überreichen ließ, ihm da- mit »ä oouloZ demonstrirend, wie hoch er den Werth seiner Kunst schätze. Der komische „Contrast" besteht hier in den so entfernten Vorstellungen der erwarteten und der wirklich erhaltenen Gabe. Auch die treuen Weiber von Weinsberg machten einen Scherz der gleichen Art, als sie auf den Bescheid des Kaifers, sie möchten ans der zum Sturme bestimmten Stadt das mit sich herausnehmen, was ihnen am liebsten sei, der Legende nach jede mit ihrem Manne auf dem Rücken aus der guten Stadt Weinsberg zogen; denn gerade der Fall war der Meinung des kaiserlichen Spruches nach ausgeschlossen. Uebrigens gilt, was hier von „unfreiwilligen Witzen" gesagt ist, für sämmtliche bisher ermähnten Gattungen desselben; denn im Hinblick auf die komische Wirkung macht es offenbar sehr wemg aus, ob dieselbe mit oder ohne Absicht herbeigeführt wurde. Nur pflegt dabei, da der unfreiwillige Witz in der Regel aus einem Mangel an Wissen oder an Schlagfertigteit hervorgeht, die Heiterkeit sich gewöhnlich nicht auch auf die Seite zu erstrecken, die sie erzeugt hat.

Unter den Begriff des mimischen Witzes fällt natürlich auch die pan- tomimische Darstellung und komische Übertreibung der Geberden und Sprech- weise bestimmter Persönlichkeiten, die schauspielerische Caricatur, bezw. ihre graphische Darstellung,

Die Vereinigung disparater Vorstellungen, die wir als das Charatte- risticum des Witzes kennen gelernt haben, kann sich unter Umständen auch auf eine bloße Vergleichung beschränken. Dies ist namentlich in der Weise häusig der Fall — und der komischen Wirkung sicher —, daß sich die Ver- gleichung an bestimmte Eigenthümlichkeiten einer Person oder Sache heftet und dieselbe durch eine drastische Vergleichung lächerlich macht. So entsteht der charakterisirende Witz. Auch für ihn sind die Gestalten Shakespeares eine unerschöpfliche Fundgrube, vor Allem der biedere Sir John, der bei aller eigenen sittlichen Gesunkenheit doch ein scharfes Auge für die Schwächen feiner Nebenmenschen und eine unerschöpfliche Phantasie in der Herbeiziehung der komischsten Vergleiche besitzt. Man höre nur die schier unendliche Reihe der witzigsten Bilder, mit denen er seinen Freund und seinen Zechbruder, den faden Philister Friedensrichter Shallow und den ewig durstenden, roth» nasigen Vardolph peisiflirt! „Dieser schmächtige Friedensrichter hat mir in Einem fort von der Wildheit feiner Jugend vorgeschwatzt, und um's dritte Wort eine Lüge, dem Zuhörer richtiger ausbezahlt als der Tribut dem Grohtürken. Ich erinnere mich seiner in Clemenshof, da mar er wie ein Männchen, nach dem Essen aus Käserinde verfertigt; wenn er nackt war, fah er natürlich aus wie ein gespaltener Nettig, an dein man mit dem Messer ein lächerliches Gesicht ausgeschnitzt hat; er war sehr schmächtig, daß ein stumpfes Gesicht gar keine Breite und Dicke an ihm unterscheiden konnte." Oder gar erst Bardolph! „Bessere Du Dein Gesicht, so will ich mein Leben bessern. Du bist unser Admiralschiss, Du trägst die Laterne

am Steuerverdeck, aber sie steckt Dir in der Nase, Du bist der Ritter von der brennenden Lampe." „Ich sehe Dein Gesicht niemals, ohne an das höllische Feuer zu denken und an den reichen Mann, der in Purpurkleidern lebte, denn da sitzt er in seiner Tracht und brennt und brennt. Wärst Du einigermaßen der Tugend ergeben, so wollte ich bei Deinem Gesichte schworen, mein Schwur sollte sein: bei diesen: stammenden Cherubschwerte! Aber Du liegst ganz im Argen, und wenn es nicht das Licht in Deinem Gesicht thate, so wärst Du gänzlich ein Kind der Finsternis'. O Du bist ein beständiger Fackelzug, ein unauslöschliches Freudenfeuer! Du hast mir cm die tausend 'Mark für Kerzen und Fackeln erspart, wenn ich mit Dir Nachts von Schenke zu Schenke wanderte: aber für den Sect, den Du mir dabei getrunken hast, hätte ich bei dem theuersten Lichterzieher von Europa ebenso wohlfeil Lichter haben können. Seit zweiunddreißig Jahren nunmehr habe ich diesen Deinen Salamander mit Feuer unterhalten, der Himmel lohne es mir!"
Welch unerschöpflicher Sturzbach von Metaphern, jede ein beißendes Epigramm! In der That ist diese Klasse des Witzes recht eigentlich doch die epigrammatische; und es ist bezeichnend, daß einer unserer besten Epigrammatiker, der lange nicht nach Gebühr geschätzte Hang, der Jugend-freund Schillers, einen ähnlichen Vorwurf zum Thema einer großen Reihe witziger Epigramme gemacht hat. Wir meinen seine „Epigramme auf Herrn Wahls ungeheure Nase". Allerdings ist bei ihm selbstständiges dichterisches Erzeugnis;, was bei Shakespeare so ganz beiläufig und neben-her abfällt.
Unter den Begriff des Witzes im weiteren Sinne fällt auch die uns Allen geläufige Sprechweise der Ironie. Sie wird gewöhnlich dahin er-läutert, ein Fall der Ironie sei dann gegeben, wenn die äußere Form des Lobes gewählt werde, um damit desto nachdrücklicher und wirksamer einen Tadel auszusprechen; wie man sieht, liegt dabei der komische Contrast in dem Gegensatz zwischen dem wörtlich ausgedrückten und dem in Wahrheit beab-sichtigten Sinne. Diese Erklärung ist indeß ohne Zweifel zu eng; mir sprechen nicht minder dort von Ironie, wo der Worllant tadelt, der be-absichtigte Sinn aber als Lob zu verstehen ist. Es ist Ironie, wenn ich einen Betrüger einen Gentleman, einen unreifen Dichterling einen jungen Goethe nenne, und unzählige Wendungen und Redensarten des täglichen Lebens gehören zn dieser Kategorie. Es ist aber ebenso gut Ironie, wenn Marc Anton an der Bahre des ermordeten Cäsar scheinbar die Gründe der Mörder anerkennt und den Cäsar einen Feind des Volkes, einen Feind der Freiheit nennt, um in dieser Maske seine wahre Meinung desto eindringlicher zu verkündigen. Allerdings wird — und das gab ohne Zweifel hier den Grund zu jener erwähnten einseitigen Definition — die erste Art ungleich häusiger gebraucht als die zweite; denn der Mensch liebt mehr zu tadeln als zu loben. Ironie ist es aber auch, wenn man eine allsgesprochene

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1895:2.

View full catalog record

am Steuerverdeck, aber sie steckt Dir in der Nase, Du bist der Ritter von der brennenden Lampe." „Ich sehe Dein Gesicht niemals, ohne an das höllische Feuer zu denken und an den reichen Mann, der in Purpurkleidern lebte, denn da sitzt er in seiner Tracht und brennt und brennt. Wärst Du einigermaßen der Tugend ergeben, so wollte ich bei Deinem Gesichte schworen, mein Schwur sollte sein: bei diesen: stammenden Cherubschwerte! Aber Du liegst ganz im Argen, und wenn es nicht das Licht in Deinem Gesicht thate, so wärst Du gänzlich ein Kind der Finsternis'. O Du bist ein beständiger Fackelzug, ein unauslöschliches Freudenfeuer! Du hast mir cm die tausend 'Mark für Kerzen und Fackeln erspart, wenn ich mit Dir Nachts von Schenke zu Schenke wanderte: aber für den Sect, den Du mir dabei getrunken hast, hätte ich bei dem theuersten Lichterzieher von Europa ebenso wohlfeil Lichter haben können. Seit zweiunddreißig Jahren nunmehr habe ich diesen Deinen Salamander mit Feuer unterhalten, der Himmel lohne es mir!"

Welch unerschöpflicher Sturzbach von Metaphern, jede ein beißendes

Epigramm! In der That ist diese Klasse des Witzes recht eigentlich doch die epigrammatische; und es ist bezeichnend, daß einer unserer besten Epigrammatiker, der lange nicht nach Gebühr geschätzte Hang, der Jugendfreund Schillers, einen ähnlichen Vorwurf zum Thema einer großen Reihe witziger Epigramme gemacht hat. Wir meinen seine „Epigramme auf Herrn Wahls ungeheure Nase". Allerdings ist bei ihm selbstständiges dichterisches Erzeugnis;, was bei Shakespeare so ganz beiläufig und nebenher abfällt.

Unter den Begriff des Witzes im weiteren Sinne fällt auch die uns Allen geläufige Sprechweise der Ironie. Sie wird gewöhnlich dahin erläutert, ein Fall der Ironie sei dann gegeben, wenn die äußere Form des Lobes gewählt werde, um damit desto nachdrücklicher und wirksamer einen Tadel auszusprechen; wie man sieht, liegt dabei der komische Contrast in dem Gegensatz zwischen dem wörtlich ausgedrückten und dem in Wahrheit beabsichtigten Sinne. Diese Erklärung ist indeß ohne Zweifel zu eng; mir sprechen nicht minder dort von Ironie, wo der Worllant tadelt, der beabsichtigte Sinn aber als Lob zu verstehen ist. Es ist Ironie, wenn ich einen Betrüger einen Gentleman, einen unreifen Dichterling einen jungen Goethe nenne, und unzählige Wendungen und Redensarten des täglichen Lebens gehören zn dieser Kategorie. Es ist aber ebenso gut Ironie, wenn Marc Anton an der Bahre des ermordeten Cäsar scheinbar die Gründe der Mörder anerkennt und den Cäsar einen Feind des Volkes, einen Feind der Freiheit nennt, um in dieser Maske seine wahre Meinung desto eindringlicher zu verkündigen. Allerdings wird — und das gab ohne Zweifel hier den Grund zu jener erwähnten einseitigen Definition — die erste Art ungleich häusiger gebraucht als die zweite; denn der Mensch liebt mehr zu tadeln als zu loben. Ironie ist es aber auch, wenn man eine allsgesprochene

Behauptung dadurch zu entkräften sucht, daß man ihr scheinbar zustimmt, dann aber dadurch, daß man die Consequenzen derselben in lächerlicher Weise übertreibt, ihre Nichtigkeit darthut. So wird Onkel Brässg, wie so oft, ironisch, wenn er dem jungen Herrn von Rambow, der seine frisch gelernte Bücherweisheit sofort nach Antritt seines Gutes in die Praris übertragen will, die Illusionen zu zerstören sucht mit dem Bemerken, ja wohl, so machen wir's, und auf jenes Feld dort pflanzen wir Rosinen, und die Rosinen fressen dann die Schweine; das gebe dann einen guten Schweinebraten!

Oder richtiger, er wurde sarkastisch. Denn der Sartasmus, in allem Wesentlichen wesenseins mit der Ironie und begrifflich in keiner Weise von ihr zu trennen, unterscheidet sich von der Ironie durch die unmittelbare, aggressive Beziehung auf eine bestimmte Person; er ist die Ironie, die „bissig" und „stachelig" geworden ist. Er will nicht harmlos scherzen oder mit der Peitsche schlagen, sondern verwunden. Darum ist der Sarkasmus namentlich dort am Platze, wo, wie z. N. im politischen Leben, höhere Leidenschaften und Interessen auch die Anwendung schärferer geistiger Waffen rechtfertigen. So bieten die „Fliegenden Blätter" harmlose Ironieen, gemildert durch Humor, unsere politischen Witzblätter beißenden Sarkasmus. Eine wunderbare Probe sarkastischer Redeweise bietet uns auch hier wieder Shakespeare in der berühmten Leichenrede des Marc Anton auf Cäsar, die wir soeben erst erwähnt; und deren Wirkung der Gang der Geschichte bezeugt:

„Und Brutu» ist ein ehieuwerthei Mann —
So sind sie Alle, Alle ehienweühe Männer."

So — wie Brutus nämlich.

Wird die den Sarkasmus bildende Anthitese auf ein paar knappe Worte zusammengedrängt, womöglich nur auf zwei, so entsteht das von den Alten sogenannte Oxymoron. „Ein dunkler Ehrenmann", „eine biedere Galgenuogelphysiognomie", ferner Redensarten wie „eine große Zukunft hinter sich haben", das „Immer weiter nach Frankreich hineingesiegt werden", womit man so treffend die anfänglichen französischen Siegesberichte von 1879 persistirte, und vieles mehr gehört Hieher. Wird endlich ein ganzes künstlerisches Werk so angelegt, daß es diesen Bedingungen genügt, dient der ganze Wortlaut eines Buches nur dazu, die dahinter steckende wahre Meinung des Verfassers umso deutlicher hervortreten zu lassen, so haben wir eine ganz auf die logische Function der Ironie gegründete künstlerische Gattung vor uns — die satirische Dichtung. Ein Rabelais, ein Aristophanes, ein Swift, ein Heine, ein Cervantes, — alle diese Meister der Satire sind zugleich in unserm Sinne Ironiker im höchsten und besten Sinne des Wortes. Das gewaltige Werk des Cervantes und die Ironie des täglichen Lebens mögen sich noch sehr unterscheiden hinsichtlich der geistigen Thätigkeit, die in ihnen zum Ausdruck kommt — hinsichtlich ihrer logischen Classisicirung find sie völlig gleich.

Wir haben oben bereits in Kurzem die geistige Disposition untersucht, die eine Bedingung der Entstehung des Witzes ist, und gefunden, daß sie in einer besonderen Fähigkeit der objectiven Betrachtung bestehe, wie sie z. B. auch das künstlerische Schaffen oder Genießen verlangt. Daraus erklären sich manche Eigenthümlichkeiten, die jedem witzig veranlagten Kopf nur allzu bekannt sind. Zunächst folgt daraus, daß eine gewisse heitere oder doch sorglofe Gemüthsstimmung vorhanden sein muß, wenn witzige Bemerkungen sprudeln sollen; sodann aber, daß der leichteste Schatten einer Verstimmung, einer Beklemmung der Gesellschaft dieselben verscheuchen kann. Wie oft ist es nicht schon auch dem witzigsten Kopfe vorgekommen, daß feine eben noch, unter dem Beifall der Gefeilschaft, bewiesene Fähigkeit plötzlich versagte; der Eintritt einer unsympathischen Persönlichkeit, das Berühren eines mißliebigen Gesprächsstoffes, eine störende Nachricht, ein Zwischenfall, das Bewußtfein gesellschaftlicher Ungleichheit und die daraus entspringende Notwendigkeit streng zu beobachtender Etikette — das Alles genügt sehr häusig, um dem geistreichen Kopfe nie mit einem Schlage gewöhnliche Alltagsmorte statt der erwarteten Pointen und witzvollen Treffer einzugeben, oft genug gerade im entscheidenden Augenblick. Zu Hause, ja schon auf der Treppe, bei ruhiger und unbefangener Betrachtung, findet er die besten Pointen offenbar zu Tage liegen, kaum fassend, daß sie gerade im kritischen Moment seinem Scharfsinn entgangen. Die Unglückseligen, bei denen dies Mißgeschick ständige Erscheinung, hat Heinrich von Kleist nicht übel gezeichnet:

.Treffend, durch«ängi», cm Blitz, voll Wahiheit sind feine Gedanlen;
Wo? An der Tafel? Ve'llieb! Wenn er's zu Haufe bedenkt."

Andrerseits erklärt es sich aber auch daraus, wie der Witz gewisse Stände und Verhältnisse mit Vorliebe als Objecte oder als Milieu seiner Entstehung wählen kann. Er wird sich stets mit Vorliebe an solche Stände heften, denen böse Zungen einen Gegensatz zwischen Schein und Wesen, zwischen aufgebauschter Außen- und hohler Innenseite nachsagen; er wird aber am liebsten dort entstehen, wo Stand und Beschäftigung dam angethan sind, sorglose Stimmung und vor Allem das — berechtigte oder unberechtigte — Gefühl der Ueberlegenheit über die Umgebung aufkommen zu lassen. So ist es erklärlich, wenn der Unteroffizier seine Rekruten, der Großstädter den Kleinstädter, der Künstler den Philister zur Zielscheibe seines Witzes macht; vor Allem aber erhellt daraus, wie sehr alle Factoren des akademischen Lebens, dies Bewußtsein überlegener Bildung, die akademische Freiheit, die jugendliche Sorglosigkeit, der zwanglose Verkehr mit Commilitionen und Docenten aller Art, die mannigfaltigen Wechselfälle, die sich aus dem Mißverhältnisse zwischen fröhlicher Burfchenstimmung und leerer Börse ergeben, geeignet sei müssen, aus den jugendlichen Musensöhnen die eigentlichsten „Witzvögel", die Verüber aller erdenklichen „Ulke" in Wort und That zu machen.

Natürlich werden sich dann die Betroffenen in ihrer Weise zu rächen suchen; und so ist denn Nichts naheliegender, als daß der Einjährige seinem Unteroffizier den sich zum Theil gerade in seinen Witzen aussprechenden Mangel an Bildung, der Kleinstädter dem Großstädter seinen angeblichen Hang zum Wortwitz vorwirft; die wirklich guten Einfälle pflegen eben die gekränkten Seelen auf beiden Seiten als qu»ntit6 u^Iißsabls anzusehen.
Sie sind uns ja von unser« Witzblättern her auf's Neste bekannt, die Stände und Gruppen, an denen sich der Witz sozusagen der Allgemeinheit ohne Unterschied erbaut: der überschneidige Lieutenant, der unwissende, tactlose Emporkömmling, der Sonntagsjäger, der verhinderte Dichter, der größenwahnsinnige Schauspieler u. s. f.
Wenn wir oben des Weiteren bemerkten, daß die Gabe des Witzes im Allgemeinen mit Recht als Maßstab der natürlichen Neanlagung eines Menschen angesehen werde, so bedarf diese Bemerkung übrigens einer kleinen Berichtigung. Allerdings ist der angeborene „Mutterwitz" so werthvoll und die durch ihn begründete Ueberlegcnheit so groß, daß sie durch keine künstliche Bildung, geschweige denn Gelehrsamkeit wirklich ersetzt werden kann. Es giebt ja eine gewisse Sorte von Buchgelehrsamkeit ohne angeborenen Mutterwitz; hier weiß aber Jeder, wie sehr dieselbe der natürlichen Begabung auf Schritt und Tritt sich unebenbürtig erweist, ja wie sehr gerade durch den aufgespeicherten Wissensballast dieser Contrast noch mehr gesteigert wird. In Bürgers „Kaiser und Abt" wird ein solches Verhältnis; mit gutem Humor entwickelt: der ungelehrte Schäfer, Hans Vendir heißt der Biedere, sticht durch seinen natürlichen Mutterwitz nicht nur den Abt von St. Gallen aus, der das Pulver nicht erfunden hat, nicht nur die vier Hochschulen mit ihren Doctoren, sondern auch noch den sich mit Recht witzig dünkenden „turrigen" Kaiser obendrein.

»Was I!n Euch, Orlslirte, für G^ld nickt eNveibt,
Tai !wb' ich von mein« Fn,u Mutter peeldi."

Denn, wie das alte Sprichwort sagt, „ein Quentchen eigener Mutterwitz ist mehr werth als zehn Pfund von anderer Leute ihrem". Trotzdem aber sind die Fälle nicht selten, wo ein allzu großer Gebrauch dieser Fähigkeit das geistige Niveau eines Manschen sehr unvortheilhaft verändern, ja bereits ein Symptom geistigen Niedergangs sein kann. Der Witz ist ein Spiel des Geistes, eine Vereinigung von Vorstellungen, die durch den ordnungsmäßigen Ablauf der Gedanken nicht zu einander in Bezielmng gesetzt werden. Darum versteckt sich hinter dem Anscheine blendenden Witzes und übersprudelnden Geistes nicht selten die Unfähigkeit zum logischen, durch die Realität der Dinge gegebenen Gedankengang, die Unfähigkeit zur eigentlichen geistigen Arbeit. Sind uns doch aus der politischen wie aus der litterarischen Geschichte selbst aus relativ junger Zeit Beispiele genug bekannt, wie sich mit scheinbar geistvollem Witze nicht nur klägliche Haltlosigkeit des Wollens, sondern selbst die Anfänge geistiger Zerrüttung sebr

wohl vertragen können. Daher auch das ästhetische Unbehagen, das ein allzu häufiger Gebrauch des Witzes, sei es im Leben oder im Kunstwerk, in uns hervorruft; wir haben dabei stets das peinliche Gefühl mangelnder Sachlichkeit oder mangelnden künstlerischen Ernstes. Der Witz ist ein Hor8 ck'osuvrs, keine nährende Speise; allzuviel genossen verdirbt er den Magen. Die Litterargeschichte bietet uns Beispiele genug, wie nicht nur Einzelne Autoren und Werke, sondern selbst' ganze Litteraturepochen — z. B. die epischen Vorgänger und dramatischen Nachfolger Shakespeares — durch Einführung gespreizten Witzes um jeden Preis dem gebildeten Geschmack ungenießbar gemacht wurden.

^ein Brief.

Novelle,

von

Mite Aremnitz.

— Vukarest. —

^ürde sie noch ankommen?

Sie sah nach der Uhr — noch zwölf Stunden, und ihr Kopf brannte so furchtbar, sie konnte ihn nicht mehr hochhalten, und wenn sie die Augen öffnete, flimmerte Alles uor ihnen, und sie sah wie in rothe Wolken, die unaufhörlich ihre Gestalt wechselten und in einander zerflossen, um sich gleich wieder von einander zu lösen.

Wenn ihr nun aber das Bewußtsein schwände, was sollte aus ihr werden? — Der Zug brauste durch die Nacht dahin; dort drüben der lichte Streif, deutete er schon den Morgen an? Aber sie war doch erst eben eingestiegen! Oder sollte sie geschlafen haben? Nein, wie hätte sie mit den furchtbaren Schmerzen schlafen können! — Vielleicht, daß sie schon Vorübergehend das Bewußtsein verloren hatte? O Gott, der menschliche Wille vermag ja Alles, sie mußte noch bis nach Hause kommen! Tort wollte sie dann gern sterben, aber nur nicht unterwegs liegen bleiben, nur nicht die Schande, daß man ihr nachforschte und sie hier entdeckte, den Wegen nachspürte, die sie gegangen war! — Was würde ihr Mann sagen? Hier würde er sie nie suchen! Und die Sehnsucht nach der Kleinen — sollte sie das süße Kind nie wiedersehen?

Sie schluchzte laut auf. — Wie viel war die Uhr? Immer noch zehn Stunden! Und eben hatte sie die lebendige Vorstellung gehabt, nicht auf der Bahn, sondern auf dem Schiff von Honer nach Sylt zu sein — sie konnte also wirklich nicht mehr klar denken! Großer Gott, was sollte aus ibr werden? . . . Die Schande, die furchtbare Schande, die sie auf ihren Mann geladen hatte! .... Nein, nein, bis nach Hause mußte

sie kommen! .... Aber wenn es nun ein Neruenfieber war? Schon seit mehr als acht Tagen war ihr zu Muthe, als wäre sie trank; sie hatte das auf seelisches Leid geschoben, allein, wenn sie nun doch erkrankte, wenn man sie aus dem Zuge hob, wenn man nach Erkennungszeichen bei ihr suchte und ihren Namen durch die Welt telegraphirte! Aber Nichts an ihr trug ja ihren Namen, ihr Neisesack nicht und auch nicht ihre Wäsche, sie hatte die größte Vorsicht beobachtet, und Initialen sagen ja Nichts O, aber der Brief von ihm, den sie bei sich trug, der mufte vernichtet werden, schnell, schnell sein letzter, lieber Brief! .... Sie durfte ja ihn vor Allen nicht bloßstellen. — Lieber namenlos begraben werden Der Friedhof der Namenlosen, ^ sie war schon wieder an der See! Aber der Brief, sein Brief! Was hatte sie doch eben ge-wollt? Ach ja, ihn zerreißen! Sie trug ihn ja auf der Brust Rasch, die Jacke aufknöpfen! — O, wenn sie aber nicht einmal das mehr konnte, wenn man dann seinen Brief fand! .... Es war gewiß ein Neruenfieber! Die letzten Tage waren zu furchtbar gewesen, sie hatte sich übermenschlich zusammennehmen müssen, und die Wochen vorher 'Natürlich, Alles kann der Mensch nicht überwinden.

Wie laut die Wellen an's Ufer schlugen ^ die Futh stieg — sie kann nicht vorwärts — o, sie war nicht zu retten! .... Sie schrie laut auf und sah sich dann verwundert um Ach, es war ja nur ein Traum, sie hatte geträumt — Aber der Brief? Hatte sie ihn wirklich noch nicht herausgeholt und zerrissen? ....

Wie sie zitterte! — Und die großen .Knüpfe wollten ihren Fingern nicht gehorchen — Baby hatte vor der Abreise mit diesen Knöpfen gespielt

Sie ließ die Hand sinken. — Wieder schaukelten die Wellen sie, das Brausen war fast unerträglich. . . . O, sie mußte sich retten! .... Hastig stand sie auf, fiel aber gegen das Fenster, das klirrend zer-brach. . . . Die Erschütterung that ihrem Kopfe so wohl! .... Wie gut war die Nachtluft; sie hatte ja längst das Fenster aufmachen wollen, um den Brief hinauszuwerfen Wohin er wohl fliegen würde? . . . Die Krone darauf, die mußte vor Allem zerrissen werden Aber das war ja gar nicht der Brief, das war die Hotelrechnung aus der Paletot-tasche, die sie zerfetzt uud fortgeworfen hatte! ... Ob die Wellen da draußen, die so schwarz gegen sie anstürmten, die Schriftzüge auch ganz abwaschen würden? So, daß kein menschliches Auge seine Liebesworte mehr entziffern konnte? O, das Papier wollte sich nicht zerreißen lassen! Sie riß, daß ihr der Schweiß auf die Stirn trat

Mein Gott, sie war wohl schon irrsinnig, das war ja der Vorhang, an dessen Franzen sie zerrte, und sein, Brief ruhte immer noch auf ihrer Brust! .... Warum war sie auch so thöricht gewesen, ihn dorthin zu stecken! ....

Was war das? . . . Jemand huschte an ihr vorbei — ein Geist
War es der Geist der Liebe, der nicht dulden wollte, daß sie seine Worte profanirte? . . .
Sie flüchtete sich in die äußerste Ecke des Coupes; ihr war immer, als dränge eine schreckliche Gestalt durch das zerschlagene Fenster hinein
Wie merkwürdig, daß sie beim Einsteigen nicht bemerkt, daß es zerbrochen war! .... Wo war sie denn eigentlich in diesen Zug gestiegen? ....
Und war sie auf der Hinreise oder auf der Rückreise? .... Wie gut, daß sie in München keinen Bekannten auf dem Bahnhofe getroffen! Sie hatte doch Glück gehabt, großes Glück, und nun war sie ja gleich zu Hause. . . Wie viel Stunden noch? ....
Sie hob den Arm, um auf die Uhr zu fchauen, die sie an der Kette um das. Handgelenk trug. O, wie sie fror. — Sie fror furchtbar — ihr Kleid und ihre Jacke waren ja auch offen Ach, und in der Hand hielt sie immer noch seinen Brief! Sie nahm ihn zwischen die Zähne — sie mußte ihn zerreißen! . . . Aber was war denn das? ... .
Sie schrie furchtbar auf und stürzte an das zerbrochene Fenster. Sie schrie, als sollte sie das Getöse des brausenden Zuges überschreien — Hülfe! . . . Hülfe! . . .
Man wollte sie ermorden — zwei Männer, große, schwarze, maskirte Männer standen vor ihr! ... . Sie suchte die Thür zu öffnen, um ihnen zu entfliehen. — Es gelang ihr auch, die Klinke zu erfassen und die Thür aufzustoßen, aber es hielt sie Etwas fest, wie eine Eisenklammer hatte es sich um ihre Taille gelegt
Als Doctor Braun um neun Uhr Morgens seine Frühvisite im Kranken-Hause zu Kempten machte, berichtete ihm die Barmherzige Schwester, daß vor einigen Stunden von der Vahnverwaltung eine Dame eingeliefert werden sei, die im Nachtzuge einen Anfall von Tobsucht gehabt habe nnd jetzt noch ganz bewußtlos sei; sie habe hohes Fieber, das Thermometer zeige 40", und nur mit Mühe sei sie ini Bett zu halten. Gleich bei ihrem Einsteigen in München habe der Schaffner bemerkt, daß sie sich mit den Händen den Kopf gehalten und vor sich hingesprochen habe; während der Fahrt, so oft er durch's Fenster geblickt, habe sie unaufhörlich ihren Platz gewechselt, sei aufgesprungen und habe !ihre Kleidung auf- und zugeknöpft; schließlich, als sie die Scheibe zerbrochen, habe er dem Zugführer Meldung gemacht. Ihr Villet I. Klasse habe München^Lindau gelautet, die Reise-tasche hier sei ihr einziges Gepäck; ihrem Aussehen nach gehöre sie den besten Ständen an. . . .
„Die Dame scheint Sie ja ausnehmend zu interessiren, Schlvener Anna," unterbrach der Arzt sie lächelnd, „daß Sie alle Details so gut behalten haben. Wir wollen sie uns erst einmal ansehen . . ."

„Aber Herr Doctor, es schneit uns doch nicht jeden Tag eine schöne Namenlose so in der Morgenfrühe ans die Station!" entgegnete sie scherzend. Doctor Braun mar der ausgesprochene Liebling der Nannherzigen Schwestern; sie bewunderten sein joviales, rundes Gesicht als den höchsten Ausdruck männlicher Weisheit und Güte, obgleich er kaum dreißig Jahre zählte, und die Schwestern selbst dieses Alter sämmtlich schon überschritten» hatten.
„Also schön ist sie auch, die Namenlose?" fragte der Arzt und trat in das sogenannte Ertrazimmer, wohin die Kranke gebracht worden war. Hell fiel das Tageslicht auf das schmale Nett, in dem die Neu-angekommene mit geschlossenen Augen ruhte. Ihr auffallend langes, dunkles Haar lag in einer dicken Flechte ihr im Arm, ihr Antlitz war fiebergeröthet, und die trocknen Lippen ihres Mundes geöffnet, fo daß die kleinen, dicht-gereihten Zähne sichtbar waren; ihre feinen schwarzen Augenbrauen hatten sich wie im Schmerz zusammengezogen, und zuckend beschatteten die langen dunklen Wimpern ihre Wangen.
„Sie ist verheirathet," flüsterte die Schwester und wies auf die rechte Hand, die auf der carrirten Wolldecke lag und neben einem Nrillantring den breiten Ehering zeigte; die Finger waren kindlich schmal und schienen fast durchsichtig. „Vielleicht steht der Name ihres Mannes im Ringe, und wir finden so am schnellsten die Spur . . ."
„Ja, aber die Hauptsache ist, daß wir sie am Leben erhalten," ant-wortete der Arzt. „In der ersten Typhuswoche, denn die erste muß es fein, solche Temperaturhühe!"
Die Kranke richtete sich plötzlich auf und fah den fremden Mann mit starren, entsetzten Augen an. „Hülfe!" schrie sie, „Hülfe!" und versuchte aus dem Nette zu springen. Er legte sie mit sanfter Nestimmtheit in die Kissen zurück. „Sie müssen ganz ruhig liegen bleiben," sagte er laut und sah sie fest an — wie Schwester Anna dachte, „mit seinem magnetischen Nlick."
„Aber ich muß nach Hause!" stöhnte sie und stieß wirre Worte aus: von den Wellen, von dem furchtbaren Raufchen — dann wurden ihre Laute unverständlich.
Doctor Nrcmn sah sie eine Weile nachdenklich an; es war so schwer zu entscheiden, ob hier eine Gehirnentzündung, oder, wie die Schwester meinte, Typhus vorlag. Und dann die nächste Frage: Wer war sie? Wie kam diese schöne, vornehme Frau dazu, so ohne Begleitung, ohne Dienerschaft zu reisen? Wie konnte man schnell, ehe es zu spät war, ihre Identität feststellen und die Ihrigen benachrichtigen?
Er traf derweil feine medicinischen Verordnungen: Eis und ein Nad, ehe er die übrigen Kranken seiner Station besuchte, uud als er sich dann auf seine Priuatpraris begab, schärfte er noch einmal der Schwester Anna, auf deren Beobachtungsgabe er sich verlassen konnte, ein, daß etz

von größter Wichtigkeit sei, sobald als möglich Namen und Wohnort der Fremden festzustellen! sie möge deshalb die Reisetasche auf's Genaueste untersuchen und auch auf der Innenseite des Trauringes nachsehen, wenn sie ihn ohne Beunruhigung der Kranken abziehen könnte.

Erst nach Verlauf mehrerer Stunden kehrte Dr. Braun in's Hospital zurück. Er mar unterdeß beim Chef des Bahnhofes gewesen, um sich persönlich nach der Unbekannten zu erkundigen, und hatte auf eigene Kosten die Polizeibehörden in München und Lindau telegraphisch von dem Vorfall benachrichtigt. Daß eine Auskunft selbst im günstigsten Falle nicht schnell zu erhoffen stand, wußte er.

Schwester Anna berichtete ihm, daß sie keinen Hinweis auf Namen und Heimat der Erkrankten gefunden hatte; im Ninge, den sie ihr leicht abgestreift, stand nur „Walter" eingravirt, und das zierliche Elfenbein-portemonnaie enthielt lediglich Geld, 16 Napoleons, foviel wie hineinging, wahrend sich in der Reisetasche außer einem eleganten Portefeuille mir mehreren Hundertguldenfcheinen und außer einer kleinen stahlmafchigen Börse mit österreichischem und deutschein Silbergelde nur etwas Seidenwäsche befand, von derselben Art, wie die Reisende sie trug. Alles von zarter Farbe, mit echten Spitzen besetzt und mit einen: großen, verschlungenen E gezeichnet; die Reisetasche war zu Paris im Louvre getauft.

„Es ist zum Verzweifeln!" seufzte Schwester Anna. „Wenn man sick vorstellt, daß die nächsten Anverwandten in Todesängsten harren und vielleicht eine Welt in Bewegung setzen möchten, um die Verlorene zu finden!"

Sie schlug dem Arzte vor, die Kranke in ihren Fieberphantasien ein-mal nach ihrem Namen zu fragen; sie felbst habe es ohne Erfolg gethan, aber ihm, dessen Stimme fo viel über Patienten vermöge, werde es gewiß gelingen.

Doctor Braun trat in das kahle Zimmer, an das Bett der schönen Un-bekannten, deren Züge seit der Frühe noch feiner und verklärter geworden zu fein schienen; ruhig ließ er sich neben ihrem Lnger nieder und beob-achtete sie. Die Kranke schluchzte in ihren Delirien herzzerreißend auf, und als der Ar.^t ihre schmale Hand ergriff und streichelte, wandte sie sich ihm zu und flüsterte: „Mein Jung?"

„Wie heißt Du?" fragte er.

„Ja, wie heißt Du?" wiederholte sie fast schelmisch. „Wie heißt Dil eigentlich, mein Lieb? Fred oder Friedfred oder Fritz? — Du heißt Mein Jung . . ." Dabei lächelte sie süß und schien beruhigter.'

Doctor Braun sah ein, daß es ein Fehler gewesen war, sie mit Du anzureden, denn einem Freunde, der Einen dutzt, braucht man ja seinen Namen nicht zu sagen; aber auch sonst mochte diese Frau wohl kaum in die Lage gekommen sein, selbst ihren Namen zu nennen. — Um ihr bei-zukommen, muhte er sich erst tiefer in ihre Verhältnisse uerfetzcn können, und für den Augenblick nahm er Abstand, weiter in sie zu dringen. Viel-

leicht träumte sie gerade von ihrem Kinde; Schwester Anna hatte ja be- richtet, daß sie ängstlich nach „Baby" gerufen habe. — „Ich glaube, sie ist keine Deutsche," war der letzte Schluß der beobachtenden Schwester gewesen, und damit stimmte die eigene Muthmaßung des Arztes überein, denn die Kranke schien ihm in ihrer Aussprache etwas Fremdländisches zu haben, so geläufig ihr augenscheinlich das Deutsche auch war. Bestätigte sich aber diese Muthmaßung, dann ward es erst recht hoffnungslos, schnell ihre Angehörigen aufzufinden. — Wie furchtbar tragisch, wenn dieses wunderschöne junge Wesen hier sterben und begraben werden mußte, ehe die Liebsten und Nächsten von ihrer Gefahr auch nur unterrichtet werden konnten! Aber was war zu thun? Selbst mit den größten Mitteln — uud die befaß er nicht und hätte sie auch kaum auf eine Fremde verwenden dürfen — ließ sich hier schwer Etwas erreichen! Die Schwestern hatten vorhin gemeint, daß die Steine, welche an den kleinen Ohren der Kranken blitzten, viele Tausende werth seien. Gesetzt, daß er diese Steine nahm und sogleich durch seinen Assistenten, den er nach München sendete, ver- kaufen ließ, konnte er dann nicht mit dem Erlös Himmel und Hölle, d. h. die geheime Polizei in Bewegung fetzen, um die Spuren der Kranken zu verfolgen? Wäre das nicht werkthätige Menschenliebe? Seine Pflicht war es nicht, aber nun es ihm eingefallen, war es beinahe schon Pflicht, es auszuführen! Das war etwas Romanhaftes; bisher aber hatte er noch nichts Außergewöhnliches erlebt, erst durch diese Kranke ward es in sein Leben hineingetragen! — Außerdem, in vierundzwanzig Stunden, wenn er nicht sofort handelte, konnte es zu spät sein.

Die Antwortdepesche aus Lindau hatte gelautet, daß scheinbar Niemand dort eine Dame erwartet oder vermißt habe. — Er dachte noch einmal daran, ihr die großen Brillanten sachte aus dem Ohrläppchen zu lösen, allein er war nicht dazu im Stande, ihn schauderte, es trieb ihm das Wort Leichen« raub in's Gedächtniß. — Doch das war falsche Sentimentalität! Würde sie selbst nicht, wenn bei Bewußtsein, Alles hingegeben haben, um sich Hülfe und Erlösung aus diesem gefängnißähnlichen Hospital zu verschaffen? Und es mußte schnell Etwas geschehen, denn das Fieber stieg, und in ihrem Gehirn war absolute Nacht. Das Bad war ohne Einfluß auf die Körpertemperatur geblieben, den Eisbeutel stieß sie oft von ihrem Kopfe fort, hatte alfo keine Linderung davon. Aber geschehen muhte Etwas!

Er saß nun schon eine Viertelstunde da, ohne den Blick von ihr zu wenden, obgleich es ihm wie eine Indiscretion vorkam, sie anzuschauen, und er aus Zartgefühl die Thür zum Nebenzimmer, wo zwei der Schwestern saßen, offen gelassen hatte.

Mit seinen lautlosen kleinen Schritten trat er an das Thermometer — zwölf Grad Maumur, also die richtige Zimmerwärme; auch die Ventila- tion war gut. ^ Wie konnte nur diefe Treibhauspflanze von Frau so

allein durch die Welt reisen! Welche Lebensumstände mochten sie dazu getrieben haben?
Er ging zu den Schwestern und brachte seinen Vorschlag mit den Brillanten an. Schwester Anna remonstrirte energisch: „Thun Sie das nicht, Herr Toctor, es könnte Ihnen Unannehmlichkeiten verursachen" — sie sah die ganze Welt nur unter dcm Gesichtspunkte der Annehmlichkeiten oder Unannehmlichkeiten für ihren Toctor an —; „ich rathe Ihnen dringend. Alles, was die Kranke an und bei sich hatte, unversehrt aufzubewahren! Höchstens könnten wir ihr etwas Wäsche kaufen, deren sie morgen bedürfen wird; die Rechnung bleibt uns dann als Beleg . . ."
„Ob sie morgen überhaupt noch Etwas bedarf?" warf er ein.
Schwester Anna hatte eine Regung von Eifersucht.
„Wenu sie auch schön und fremd ist, so wollen wir doch nicht gleich das Außergewöhnliche annehmen . . ."
„Ich komme sofort nach dem Essen wieder," sagte Doctor Braun und brach das Gespräch ab. Doch der Gegenstand desselben hörte nicht auf, ihn zu beschäftigen; in seiner Privatwohnung setzte er ein langes Telegramm an die „Münchener Allgemeine" auf, worin alle Zeitungen dringend ersucht wurden, den räthselhaften Porfall möglichst zu verbreiten.
„Es ist nicht angenehm, wie ein verlorenes Stück Vieh ausgeschrien zu werden, aber nur durch die größte Oeffenllichkeit kann ich auf Erfolg rechnen. Und die Verantwortung ist mir schrecklich!" dachte er bei sich, als er in die „Goldene Traube" zu seinem Mittagstische ging.
Wie immer, ward er mit Jubel empfangen; zwar gab man ihm einige Spitzen wegen seines Ausbleibens beim Frühschoppen zu hören, allein dem „Pfiffikus" wurde felbst dieses Delict verziehen. — Der Mittagstisch bestand aus zehn Herren, fast zur Hälfte Norddeutschen. Es pflegte höchst fidel herzugehen in dem kleinen Kreise, dessen Mittelpunkt unbestritten Kurt Braun bildete; die Witze waren nicht immer ganz neu, und es war hauptsächlich die Frau Wirchin, die immer wieder herhalten mui'te, aber der Schabernack, der mit ihr getrieben wurde, war stets so gutmüthig und harmlos, daß ihr selbst was gefehlt haben würde, wenn Toctor Braun sie einmal nicht hätte rufen lassen, um sich über irgend eine neue vorgeschützte Unbill zu beklagen.
Toctor Braun war erst seit zwei Jahren in Kempten; trotzdem konnte sich jetzt keiner seiner Bekannten mehr vorstellen, daß das Leben dort früher was Rechtes gewesen sei, so beliebt hatte seine unverwüstliche gute Laune ihn gemacht.
Auch heute war er unverändert gesprächig und gut aufgelegt.
Ein Charakterzug von ihm, den freilich nur Wenige kannten, war, daß er höchst discret, ja, mehr als das, versteckt und verschlossen war; die meisten seiner Bekannten hätten im Gegentheil darauf gefchworen, daß Kurt Braun fein Herz auf den Lippen trüge, denn feine joviale Art, sein

stets bereiter Humor verleiteten zu der Ansicht, daß er Jedermann in sein Vertrauen zog. In Wirklichkeit aber war er ein Meister der Kunst, die eigene Meinung zu verhehlen und jeder fremden ein gewisses Maß Beifall zu zollen, fodaß am Schluß der Debatte über irgend eine Streitfrage Niemand hätte angeben können, welcher Ansicht eigentlich Doctor Braun gewesen sei.
Auch heute merkte keiner seiner Tischgenossen ihm an, was sein Inneres bewegte, und in wie großer Spannung seine ganze Natur sich befand.
Als er gegen drei Uhr wieder in fein Krankenhaus kam, empfing ihn Schwester Anna mit ernster Miene: „Ich glaube, es geht wirklich zu Ende . . . ."
„Um Gotteswillen!" murmelte er, und ihm ward plötzlich ganz übel.
Er fühlte, daß er mit dem Gedanken eines schlimmen Ausganges bisher doch nur gespielt, und daß seine Seele die Hoffnung, die Unbekannte werde der Krankheit widerstehen, hartnäckig festgehalten hatte. Warum eigentlich hatte er den städtischen Behörden noch keine Anzeige gemacht, warum sich darauf verlassen, daß die Bahnverwaltung es gethan? Ach, all dieser Formelkram, was kümmerte ihn der, wenn sie wirklich sterben sollte! ....
„Wir müssen sogleich noch ein Bad geben," bestimmte er. Diesmal assistirte er dem Bade, weil die Kranke Widerstand leistete, nnd er die Schwestern unterstützen mußte — die zarte, mädchenhafte Gestalt hatte ungeahnte Kräfte!
Gott sei Dank, eine Stunde später war die Temperatur um einige Decimalstriche tiefer, als vor dem Bade, es fchien also genützt zu haben.
Doctor Braun verließ das Zimmer der Unbekannten nur, um seine Runde durch die Krankensäle zu machen. Sobald er dann von Neuem seinen Platz am Bette der rätselhaften Patientin einnahm, flüsterten die Schwestern einander zu: „Er glaubt auch, daß es heute noch zu Ende geht; sonst würde er nicht schon wieder da sein!" °
Ihn hatte ein merkwürdiges Mitleid gefangen genommen; nicht die Schönheit uud die Verlassenheit der jungen.Frau, sondern etwas ganz Unerklärliches war es, was ihn zu ihr zog. Immer hatte er das Gefühl, als könne er, nur er, ihr helfen, und doch fragte er sich umsonst, wie und wodurch? — Schon vor sechs Uhr schienen sich alle Befürchtungen zu bestätigen, das Fieber stieg wiederum, ihr Antlitz war nicht mehr geröthct, sondern von krankhaften. Gelb entstellt, und in furchtbaren Aengsten richtete sie sich ans, versuchte aus dem Bette zu springen und forderte „den Brief".
Der Arzt lauschte ihren Phantasien: immer wieder tauchte in ihnen der

Brief auf. Leise erhob Doctor Braun sich, faltete im Nebenzimmer ein Stück Papier zusammen, und als sie wieder, sich anpackend, als suchte sie ihn an sich, „der Brief!" rief, da drückte er ihr das Papier in die Hand. Sie ergriff es krampfhaft, zerriß es, warf die Stücke neben dem Bette nieder und fank dann, überwältigt von der Anstrengung, auf das Kissen zurück. Allein nach einer Weile erschien abermals der Brief in ihren unzusammenhängenden Reden — der Brief, das Fenster, die Eisenbahn.

Doctor Braun lauschte. War ihr ein Brief aus dem Coupüfenster entflogen? Hatte sie darum die Scheibe zerbrochen? Und standen in jenem Briefe Aufklärungen über sie? — Augenscheinlich hatte sie selbst schon während der Fahrt empfunden, daß ihr Bewußtsein schwand, und mit der ausbrechenden Krankheit gerungen. Ihni schien es plötzlich eine Gewißheit, daß sie in der Angst, Hülflos unterwegs liegen zu bleiben, einen Brief mit ihreni Namen und ihrer Ndresse geschrieben, und daß der Zugführer, als er die vermeintliche Absicht der Kranken, sich aus dem Wagen zu stürzen, vereitelte, sie lediglich verhindert hatte, den wegflatternden Brief ivieder zu erhaschen.

Jetzt machte der Anbruch der Dunkelheit die Verfolgung dieser Idee, dieser kaum wahrnehmbaren Spur unmöglich, aber am nächsten Morgen wollte Doctor Braun sein Möglichstes thun, um das Näthsel zu lösen! Ihm war ein Plan gekommen, plötzlich wie eine Erleuchtung. Den Brief mußte und wollte er wiederschaffen! Fortwährend sah er jene Scene vor sich: Die kranke arme Frau, die angeblich Irre, im Kampf mit den unwissenden, wenn auch wohlmeinenden Nahnbeamten, welche die Verzweiflung des unterliegenden zarten Weibes für Tobsucht nahmen! .... Von seiner tiefgehenden Erregung war ihn« äußerlich aber Nichts anzumerken.

„Schwester Anna," sagte er beim Fortgehen aus dem Hospital, „«lachen Sie mir heute Abend ein Glas Ihres herrlichen Thees — so wie Ihrer schmeckt kein anderer. Ich werde gegen elf Uhr wiederkommen und die Nacht hierbleiben und wachen, damit Sie es nicht thun. Keinen Widerspruch! Uns Beiden ist das arme Wesen nun doch mal an's Herz gewachsen, und wir möchten doch nicht morgen früh mit der Nachricht aufgeweckt werden, daß Alles vorbei? Ich aber bin von uns der Kräfttgere!"

„Wollen wir sie versehen lassen?" fragte ihn die Schwester.

„Ich dächte eigentlich nicht, aber wie Sie meinen . . . ." antwortete er und ging; die Entscheidung dieser Frage überließ er lieber den Schwestern.

Ehe er sich zum Abendimbiß in die „Traube" begab, durchflog er in seiner Wohnung noch rasch die Zeitung; es war zwar höchst unwahrscheinlich, daß er darin einen Fingerzeig entdecken würde, aber seine Phantasie war nun einmal wach, und er studirte die Rubrik „Locales",

ja, selbst die „Hofnachrichten" aus München mit der größten Genauigkeit — freilich ohne Etwas zu finden. Mechanisch wanderten dann seine Augen noch über die nächste Spalte: Hochzeitsfeier einer Erzherzogin in Wien mit irgend einem Prinzen aus regierendem Hause, Doctor Braun gehörte nicht zu den Lesern des Gothaischen Kalenders; so interessirten ihn auch nicht die Auseinandersetzungen des Wiener Correspondenten über Genealogie und Verwandtschaftsverhältnisse des fürstlichen Bräutigams, der durch den Tod zweier Neffen — Diphtheritis — plötzlich zum präsumtiven Thronerben geworden und damit in die Notwendigkeit versetzt war, sich nach einer Gemahlin umzusehen.

In rascherem Tempo weiterlesend, fand Doctor Braun die üblichen biographischen Notizen über das hohe Brautpaar: Prinz Friedrich stand im Beginn der Vierziger, hatte bisher für einen Weiberfeind gegolten und nur seiner Wissenschaft gelebt-, niit einem Schlage war er dann von heißer Liebe erfaßt zu der jugendlich liebreizenden Erzherzogin, die gleichfalls eine warme Herzensneigung für den geistreichen Mann empfand, der alle, ihre künstlerischen Interessen theilte. — Große Sympathie des Publicums mit diesem Ehebunde -^ Anekdoten über des Prinzen Gelehrtenleben in Paris — sein nom äs pIuiuL „lrisät'lsä", sein Rufname im engsten Familienkreise „Fred" u. s. w.

„Also wissenschaftliche Prinzen giebt's auch!" lächelte Doctor Braun vor sich hin. „Hat über Würmer und Fische geschrieben — ein gelehrtes Haus! .... Wird aber Alles so wahr sein wie das Meiste, was über hohe Herrschasten gedruckt wird Donnerwetter! Wo Hab' ich aber diesen dummen Namen Fried-Fred kürzlich gelesen? . . . ."

Er entsann sich dessen nicht; eilig durchmusterte er noch den Bericht über eine polizeilich geschlossene Socialisten - Versammlung sowie „neue Variante der letzten Kanzlerkrise", legte dann in seiner peinlich ordentlichen Weise das Blatt zusammen und stand auf, um zu Bier zu gehen.

„Herrjeh!" entfuhr es ihm auf der Treppe. „Ich bin wohl rein toll? Aber die Kranke sprach ja von Fried-Fred! — Gelesen habe ich es nicht, sie sprach ja von ihm, wahrhaftig! Was kann das sein, ein Zufall? Kam sie etwa aus Wien? Jetzt heißt es aber Vorsicht! — Doch nein, sie trägt ja einen Ehering, es wird ein zufälliger Gleichklang fein. Ich habe den Kopf voll von ihr und beziehe Alles auf sie! . . ."

Die Neuigkeit von der im Nachtzuge irrsinnig gewordenen Dame, die im Krankenheus liegen sollte, hatte in vielfachen Varianten die Stadt durchflogen, und als Doctor Braun zum Abendessen das Gastzimmer der „Goldenen Traube" betrat, faßte ihn sogleich die Wirthin ab und bestürmte ihn mit Fragen. Er aber hatte von keiner Irrsinnigen Etwas gesehen oder gehört.

Auch am Stammtische sprach man nur über die Dan,«, bis „Pfiffikus" sich dazu setzte und sagte: „Kinder, ich bitte mir ein ander Gespräch aus. Entweder laßt Ihr die Klatscherei, oder ich verzichte auf Eure angenehme Gesellschaft — mir wächst die Sache zum Halse heraus! . . ."
Als er seinen Ueberzieher an das Hirschgeweih gehängt hatte, war ihm Etwas eingefallen: Auf der Innenseite des Rocktragens stand ja Nam.' und Adresse seines Münchener Schneiders -^ sollte nicht auch an einem d«.r Kleidungsstücke der Dame etwas Aehuliches zu finden sein? . . . Wirklick, er mußte sich einen Vorwand ersinnen, um gleich — ach nein, die Post war doch schon geschlossen, das hatte also Zeit bis elf, und vor der angesagten Stunde wollte er nicht wieder zu der lieblichen Frau . . .
Nie war ihm der Skat -^ denn dieses norddeutsche Spiel hatte er sofort hier eingebürgert — fo öde erschienen; nie waren ihm die Stunden in der „Goldenen Traube" so langsam verstrichen! Punkt elf Uhr trat er in das Krankenhaus; er war sehr schnell gegangen, denn ihm schnürte die Angst, das; etwas Unvorhergesehenes vorgefallen fein möchte, die Kehle zu. Schwester Anna meldete jedoch, daß Alles unverändert sei; die Kranke inerte nicht, wer in ihrem Zimmer aus- uud eingehe, spreche oft halblaut abgerissene Sätze ohne Sinn und werfe sich unruhig herum.
„Schwester Anna, wir müssen fehen, ob nicht au Jacke oder Kleid der Dame die Adresse ihres Schneiders ist!"
„Wozu?"
„Das werde ich Ihnen gleich sagen."
Die Schwester fand in der That auf den« Taillenbande des Kleides eine Wiener Firma angegeben, mit Straße und Nummer.
„Gut," rief der Arzt befriedigt aus. „Jetzt trennen Sie hier unten das Futter ab, so" — er zog selbst sein Taschenmesser — „Nur recht vorsichtig, damit wir Nichts verderben! — Dachte ich's mir doch, es ist ein breiter Einschlag; nun eine Scheere, und wir haben ein schönes, großes Stück Zeug als Muster!"
„Sie sind ein Genie!" sagte Schwester Anna bewundernd.
„Nicht wahr?" fuhr er lächelnd fort. „Jetzt nähen Sie es gleich wieder zu — passende Seide finden Sie schon in Ihrem berühmten Zopf — und ich fchreibe unterdeß an die Firma — nein, es ist besser, Sie thun es — recht höflich — wir erbitten umgehend Nachricht, ob aus den Geschäftsbüchern nachzuweisen, wer in dieser Saison — denn aus dieser Saison stammt das Kleid doch?"
Anna zuckte die Achseln.
„Also, wer in dieser Saison eine Reisetoilette aus inliegendem Seidenstoffe sich bei der geschätzten Firma habe anfertigen lassen? Fügen Sic hinzu, daß es sich um Leben oder Tod handelt! . . . So, und nun Ihren ganzen Namen, nicht nur Schwester Anna, auch die Baronin Birkenfeld — das zieht in Wien; jetzt den Stempel des Hospitals, und recommandirt

— so! . . . Leider geht der Vrief erst morgen ab. Nun, wir wollen hoffen, daß er uns die gewünschte Auskunft bringt, und — daß wir den Namen für die Lebende, nicht für das Grabkreuz gebrauchen werden."

Der qualvolle Zustand der schwerkranken jungen Frau dauerte ungelindert an; sie sprach oft leise vor sich hin, ^versuchte unruhig sich aufzurichten, starrte in halbem Bewußtsein um sich und versank dann auf einige Minuten in Schlaf, um plötzlich aufschreiend und laut stöhnend in die Höhe zu fahren. Zuweilen kam auch der Vrief wieder in ihren Phantasien vor und brachte den Arzt auf seinen Plan zurück, die Strecke darnach abzusuchen.

„Lange hält diese zarte Constitution das nicht aus," dachte er besorgt; aber immer war ihm, als ob eine innere Stimme ihm sagte, daß sie nicht so bewußtlos sterben könnte und dürste, daß sie berufen sein würde, ihm noch einen Wendepunkt im Leben zu bedeuten. Und doch, wie oft hatte eine solche innere Stimme ihn nicht schon getäuscht! — Der Mensch hofft eben bis über die Grenzen der Möglichkeit! —

Am nächsten Morgen hatte die Temperatur der Kranken sich etwas gebessert, man hatte ihr auch ein wenig Nahrung einflößen können, allein das Bewußtsein hatte sich noch nicht wieder eingestellt. Dr. Vraun neigte sich mehr als je der Ansicht zu, daß eine Gehirnaffection vorliege. Aber noch lebte sie, und noch hoffte er! —

Nachmittags machte er sich an die Ausführung seines Planes, in den er Niemanden eingeweiht hatte; nur beiläufig erkundigte er sich auf dem Bahnhofe, als er eine Fahrkarte 1. Klasse nach Vetzigau löste, ob dieselben Waggons, die in der vorgestrigen Nacht die Strecke gemacht, hente wieder zurückkehrten; genanen Bescheid erhielt er nicht, nur, daß es wahrscheinlich sei, da die Wagen bisher noch nicht zurückgelaufen seien.

Der herbstlich leere Personenzug führte blos ein einziges Coupö 1. Klasse; Schaffner und Zugführer waren, wie Doctor Vraun durch Befragen constatirte, leider nicht dieselben, welche die vermeintliche Irre eingeliefert hatten. Trotzdem war er nicht entmuthigt, denn er sah gleich beim Einsteigen, daß die Gardine des Eonpüfensters an verschiedenen Stellen ein-, und die Franzen abgerissen waren; das bestärkte in ihm die Annahme, daß er sich wirklich in dem gesuchten Coup5 befinde. Sofort nach der Abfahrt begann er seine Nachforschungen; er rechnete dabei auf die nachlässige Weise, in der meist die Waggons gereinigt werden, und holte ein Kissen noch dem anderen heraus, grub seine Hand tief in die Polsterungseinschnitte: Nichts! — dann legte er sich auf den Boden: auch Nichts! — Doch — dort, hinter den Heizungsrühren, wahrhaftig, ein zufammengeknittertes Papier! . . . Ihm war zu Muthe, als sei es unmöglich, daß er solches Glück hätte! Aber warum nicht, war es doch nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, welche stimmte!

Mit einiger Mühe holte er das Papier aus dem Winkel hervor, wohin es beim Neinigen achtlos mit dem Besen geschoben sein mochte. Er

setzte sich hin, ehe er es glättete. Es war ein Eouvert ohne Adresse, aus leichtem englischen Papier; geschlossen war es nie gewesen, hatte also wohl ursprünglich in einer zweiten Umhüllung gesteckt. Langsam zog Kurt Braun aus dem Eouvert einen kleinen Briefbogen, der gleich jenem eine Krone trug und mit einer zierlichen, deutlichen Handschrift beschrieben war, ohne Datum und Unterschrift; er lautete:

„Es ist wohl ein zu großes, zu unmenschliches Opfer, was ich Dir zumuthe? Du selbst wirst entscheiden, und was Du auch thust, es soll mir recht sein! Tag und Nacht verfolgt mich die quälende Sehnsucht, Dir noch einmal in's Auge zu schauen. Deine weiche kleine Hand noch einmal zu fassen. Umsonst sage ich mir, daß es ein Irrsinn ist. Dir die Vtühsal einer so langen und beschwerlichen Fahrt aufzuerlegen, da wir weder zusammen sterben noch leben dürfen. Die Sehnsucht wächst und concentrirt sich auf dies Eine, das letzte Mal!

„Wenn Du allein, unter fremdem Namen — nenne Dich Thun nach dem See, der uus einmal geschaukelt hat — am nächsten Donnerstag zu Wien im 6r»nä llotsl abstiegest, so konnte ich Dich zwischen drei und fünf Uhr Nachmittags aufsuchen. Die Nummer Deines Zimmers nmßtest Du mir in einem Eouvert durch die Post gleich nach Deiner Ankunft zusenden, damit ich im Hotel nicht zu fragen brauchte. Dort kennt mich Niemand, und auch Du wirst verschwinden in dem großen belebten Hütel. Ich zähle die Stunden bis zu jenem Wiedersehen — was nachher folgt, ist schwarze Nacht. Freilich keine so schwarze, daß nur nicht die Erinnerung an die Frau, die mich zur Erkenntniß des Lebens und meiner Pflichten gebracht hat, sternenhell darin leuchten wird! Eins bleibt mir immer: unauslöschliche Dankbarkeit gegen Dich!"

Kurt Braun las es zweimal, und ihn, ward eiskalt. Die Ahnung einer anderen Gefühlswelt als jener, in welcher er bisher gelebt hatte, brachte ihm eine unheimliche Empfindung und lähmte ihm die Ueberlegung. Erst als der Zug hielt, lind er ausstieg, um mit dem nächsten Zuge nach Kempten zurückzufahren, wurde ihm klar, wie wenig er erreicht hatte von dem, was er erhofft. Er legte sich die befremdenden Thatsachen zurecht: Diese Frau war heimlich eine weite Strecke gereist, um 'einen Mann zu sehen, mit dem sie „weder leben noch sterben" durfte, also augenscheinlich nicht ihren legitimen Gatten! Sie hatte sich vorgesehen, daß sie nickt erkannt würde; Nichts deutete auf ihren Stand und Namen hin; sie hatte wahrscheinlich auch keine directe Route, sondern der Sicherheit wegen einen Umweg gewählt. Zweifellos hatte sie furchtbare geistige und seelische Erregungen durchgemacht und eine Krankheit mit sich geschleppt, an der sie zusammengebrochen war. — Auf der Hin- oder Rückreise? Das war leicht zu entscheiden — Mckreise! — — . . .

Was aber sollte, was konnte er nun für sie thun? Ihr selbst wäre wohl nm besten, sie stürbe! Einen Augenblick war ihm sogar, als müsse er

wünschen, daß sie stürbe. Doch nein, nur im Roman löst sich der Conflict durch Tod zur rechten Zeit. Die Wirklichkeit aber zwingt den Menschen, mühselig selbst seine Verwicklungen zu lösen, und läßt ihn erst dann sterben, wenn ihm Alles gerade daran liegt, weiter zu leben!

Was konnte er für sie thun? ... Er ging eine Weile auf dem Perron auf und ab. Er sagte sich, daß er wie ein Detectiv sich in die Geheimnisse einer Fremden eingeschlichen hatte, und war es auch aus reinster Menschenfreundlichkeit geschehen, so besserte das die Lage nicht. Diesen Vrief, den er jetzt in der Vrusttasche' trug, durfte er nicht gelesen haben, der durfte nicht mehr eristiren; aber ein Recht, ihn zu vernichten, traute er sich auch nicht zu. Wer weiß, vielleicht konnte der Vrief ihr noch einmal zur Rechtfertigung dienen? — Er selbst mußte ihr gegenüber stets thun, als kannte er ihn nicht, und durste ihn ihr auch nur im Falle der Gefahr wiedergeben! Ach Gott, das Alles war fo unheilvoll verknotet und verschlungen, daß der Himmel am Ende ein Einsehen haben und sie abrufen würde! Sie stürbe gewiß auch gern, nach dem furchtbaren Schmerz der Trennung von dem Manne, den sie über Alles geliebt — oder mar es vielleicht doch kein Mann? Konnte es nicht auch eine Frau sein, eine überschwänglich geliebte Freundin? ....

Kurt Vraun zog den Vrief noch einmal hervor — Nein, wohl war es nicht mit dürren Worten gesagt, aber es war ein Mann, es mußte einer sein!

Ihm wurde die Stunde des Wartens nicht lang, bis der nächste Zug nach Kempten in Nehigau einlief; der Kopf wirbelte ihm vor angstvollem, fruchtlosem Ueberlegen.

Mit seltsam veränderten Gefühlen trat er wieder an das Lager der Kranken. Er mußte sie immer wieder daraufhin ansehen, ob sie wohl sei, was die Tugendhaften eine Sünderin nennen. Nicht, daß es für ihn, den Arzt, in ihrem jetzigen Zustande den geringsten Unterschied gemacht hätte, aber ihm schien die Frage doch auszuwerfen zu sein, ob die Seelenverfassung des Menschen bei über 39" Körpertemperatur sick noch entscheiden lasse? Eigentlich war doch Alles, was er an seiner Patientin beobachtete, nur seine eigene Phantasie; sie lag da wie jedes schwerkranke Wesen aus Fleisch und Vlut, nur anspruchsloser als die meisten Kranken; doch das konnte auch an der Art ihrer Krankheit liegen. — Daß der Mann, von dem der dünne Vriefbogen mit der Krone darauf stammte, jener Prinz Fred sein mußte, über dessen Vermählung die „Münchener Allgemeine" berichtet hatte, schien dein Arzte klar zu sein. Aber hier, wo es sich um Leben oder Tod und um die verwickellsten menschlichen Seelenbeziehungen, um einen wirklichen Schmerz handelte, hier hatten Stand und hohe Stellung aufgehört, für ihn Nedeutung zu haben, obgleich sie es wahrscheinlich gewesen waren, die zwei liebende Menschen getrennt hatten. — Nur eine Idee verscheuchte Kui-t Vraun mit Unbehagen: daß diese vornehme schöne Frau eine Tänzerin oder

Schauspielerin sei. Eine solche Vorstellung wollte er nicht aufkommen lassen, nein, eher alles Andere! Und doch, holen Prinzen sich ihre Idole nicht meist aus jenen Kreisen? Sollte der Ehering der Kranken etwa ein falscher Schmuck sein, wie vielleicht auch die von den Schwestern so angestaunten Brillanten in ihrem Ohre? ....

Drei bange Tage vergingen. Kurt Vraun hatte seinen Brieffund in das Geheimfach seines Secretärs verschlossen und all sein Denken, all sein Sorgen der Krankheit des unbekannten jungen Weibes gewidmet, die ihren typischen Verlauf nahm. Es war immer noch nicht zu sagen, ob ihre Constitution unterliegen oder widerstehen würde; die Stadt hatte sich über die Sache längst ausgesprochen, sie war ihr zu langwierig.

Von den Schwestern treulich unterstützt, leistete Doctor Braun Unglaubliches, um der Wuth der Infection entgegen zu treten, und außerhalb des Ertrazimmers ahnte man Nichts von seiner Hingabe und Aufopferung. Seine kräftige Natur ließ keine Veränderung merken; seine frischen rothen Wangen, die ihm ein fo appetitliches Aussehen gaben, behielten trotz der Nachtwachen ihre Farbe und Nundung.

Endlich kam die Antwort des Wiener Geschäftshauses; sie wurde dem Arzte während seiner Visits im Krankenhause eingehändigt. Er warf einen kurzen Blick auf die Firma, die dem Couuirt aufgedruckt war, und steckte den Brief in die Tasche. Erst nachdem er alle Kranken absolvirt hatte, ging er in sein Zimmer, um ihn zu öffnen. Er that es ohne Hast, wie ohne Hoffnungen.

Die Firma theilte ihm mit, daß sie aus dein beigelegten Stoffe vor vier Wochen eine Neisetoilette für ihre langjährige Kundin, die Gemahlin des dänischen Legationsrathes Baron «jersund, in Paris angefertigt und ihr nach Thun, Villa Teresa, übersandt habe.

Also endlich! . . . Ihm ward eigenthümlich zu Muthe: Da war nun die Ausümst; er wußte nun, wohin er sich wenden sollte, aber er hatte sich in diesen Tagen auch überlegt, daß er die Frcm, wenn sie verheirathet war, hoffnungslos compromittiren würde, falls er ihrem Manne ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort und damit ihre Neise nach Wien verriethe. — Ja, wenn sie bei Besinnung wäre, dann hätte er mit ihr eine Fabel ersinnen können, und wenn sie gestorben wäre, würde die schwarze Nacht Alles begraben haben, selbst in den Augen ihres Gatten. Aber vielleicht sollte sie weiterleben; sie hatte Kinder — weltliche Rücksichten mußten also eine Rolle in seinen Entschließungen spielen, und er wollte nur hoffen, daß seine ersten übereilten Zeitungsaufrufe nicht schon Alles verdorben hatten!

Kein einziges Mal fragte er sich, welch' ungewöhnliches Interesse ihn so scharfsinnig gemacht tmbe; auch nicht, woher er eine so starke Antipathie

gegen den unbekannten Kjersund hegte. Zunächst ward er von der Aufgabe in Anspruch genommen, zu constatiren, ob nicht etwa die Baronin Kjersund munter und gesund in der Villa Teresa am Thunersee lebte. Leicht war diese Aufgabe nicht für ihn. Er mußte es derweil vermeiden, den Namen Kjersund hier bekannt zu machen, deshalb durfte er nicht telegraphiren. Nein, er wußte nur den einen Ausweg: selbst nach Thun zu fahren und Umfrage zu halten! ... Er fand rasch einen Vorwand, um sich einen Tag Urlaub zu nehmen: Ein kranker Freund war auf der Durchreise in Zürich und wollte ihn consultiren. — Aus dem Cursbuch erfuhr er, daß er die Hin- und Rückfahrt in einem Tage nnd zwei Nächten würde machen können.

Nachdem er sich Alles zurechtgelegt, beschloß er, auch Schwester Anna Nichts zu sagen; er hatte es stets für das Weiseste befunden. Anderen so wenig wie möglich mitzutheilen, das ersparte so viele Unannehmlichkeiten. Zudem war ihm wohl bewußt, daß Schwester Anna ihn eifersüchtig überwachte und es für ihr specielles Recht hielt, in seinem Vertrauen zu sein; hoffentlich hatte sie nicht schon erfahren, daß er einen Brief aus Wien bekommen hatte?

Am Abend war alles Nöthige vorbereitet, und er fuhr mit dem Nachtzuge nach Lindau; von da über den See nach Zürich und weiter nach Thun, wo er am nächsten Nachmittage ankam. Es mar düsteres Nebel- und Regenwetter; man konnte sich in's Flachland versetzt wähnen, so dicht verschleiert waren die Berge. Kurt Braun fragte auf dem Bahnhofe nach der Villa Teresa und ward nach einein kleinen eleganten Gebäude dicht am See gewiesen. Auf sein Klingeln trat ein Gärtnerbursche heraus, der lange Zeit brauchte, ehe er die Frage des Fremden, ob Baronin Kjersnnd hier wohne, dahin beantwortete, daß die Herrschaften wohl so geheißen haben möchten; sie wären aber schon längst fort.

Kurt Braun forschte weiter, ob auch ein Herr, und ob Kinder dagewesen seien; der Bursche konnte jedoch nichts Anderes berichten, als daß die Villa schon seit ein paar Wochen leer stehe. — Enttäuscht wandte der Arzt sich in das nächste Hotel. Auch hier, wie auf der Post, brachte er Nichts von Bedeutung in Erfahrung, nur, daß in der Tbat jene Villa während des Sommers von einem Baron Kjersund nnd seiner Familie bewohnt gewesen sei. Einzelheiten wußte Niemand anzugeben.

Doctor Braun mußte sich sagen, daß seine Thuner Reise ein Mißerfolg war. Wer bürgte ihm dafür, daß seine Kranke und diese Baronin Kjersund von der Villa Teresa, an welche die Wiener Firma eine Toilette geschickt hatte, eine und dieselbe Person waren? Gewiß gab es viele . Damen, die in dieser Saison aus einem von der Mode gerade begünstigten Stoffe sich Reisekleider hatten anfertigen lassen! — Der einzige Anhaltspunkt, den er behielt, war, daß jener Brief von, Thunersee sprach, und abzuweisen war die Möglichkeit nicht, daß seine Kranke, ehe sie die Reise nach Wien antrat, die Villa Teresa bereits seit geraumer Zeit verlassen hatte.

Mißmuthig kehrte Kurt Braun nach dem Bahnhof zurück; er mußte sich beeilen, wenn er den Abendzug noch erreichen und am nächsten Vormittag rechtzeitig in Kempten eintreffen wollte. Während der langen, einsamen Fahrt floh ihn der Schlaf. Er war unzufrieden mit sich selbst und schalt sich einen Narren. — Was in aller Welt hatte er sich für fremde Leute den Kopf zu zerbrechen und Zeit und Geld wegzuwerfen! — Sollte seine Patientin wirklich mit dem Leben davon kommen, so würde sie ihm schon das Nöthigste selbst sagen; sollte sie aber sterben, — nun, so würde es sie auch nicht retten, wenn er ihren Mann und ihre Familie ihr zur Stelle schaffte! —
Gleich nach seiner Ankunft in Kempten galt sein erster Gang der Kranken. Ein einziger Blick überzeugte ihn, daß die Krankheit auf ihrem Höhepunkt angelangt fei, und das; sie, die einst so liebliche junge Frau, jetzt traurig entstellt durch die Wuth des Leidens, wahrscheinlich im Laufe dieser Woche sterben würde.
In der bebenden Angst, die diese drohende Aussicht in ihn« erweckte, las er jenen Brief noch einmal und schrieb dann in aller Hast an die Direktion des Grand Hotels in Wien. Sein Vorsatz von der vergangenen Nacht, Nichts mehr zur Lösung des Mthsels zu thun und den Dingen ihren Lauf zu lassen, war vollständig vergessen; er wunderte sich nur, daß er uicht schon von Anfang an diefe Spur verfolgt hatte. Auch an die Wiener Polizei faste er ein Schreiben ab, doch das schwere Bedenken, in welche Lage er dadurch die junge Frau möglicher Weise bringen würde, hielt ihn davon zurück, dieses Schreiben abzusenden. Wenn sie nun weiterleben sollte? Ganz ausgeschlossen war das ja nicht! — Falls der Mann, der sie am Nachmittage des 23. Septembers im Hotel aufgesucht hatte, wirklich jener Prinz Fred gewesen war, dann besaß die geheime Polizei natürlich Kenntniß davon und hatte sicher auch der Dame nachgeforscht. Die Polizei war also nur in diesem Falle im Stande, ihm Auskunft zu geben, aber zugleich compromittirte er dann die Frau hoffnungslos in den Augen ihres Mannes! §D, daß er doch nur einige Tage in die Zukunft blicken könnte, um zu wissen, ob sie dem Tode geweiht sei! ... Er mußte doch wohl abwarten, bis er Antwort aus dem Hotel erhielte. . . . Aber bis dahin, wie viele bange Stunden! Ja, würde denn das Hotel ihm überhaupt antworten? Sicher war das keineswegs, und deshalb mufte er doch seinen Brief an die Polizei abfenden! . . .
Nach langer, harter Ueberleguug führte er diesen Entschluß aus.
Eine Biertelstunde später ward er eilig in's Hospital gerufen; ein Zettel von der Hand der Schwester Anna enthielt die Worte: „Um Gottes Willen, kommen Sie sogleich!" —

Was sollte er dort? Wenn der Tod schon eintrat, konnte auch er nicht helfen! . . . Seltsam genug war es, daß bei dieser Kranken sogar die sonst so gesetzte, überlegte Schwester Anna ihr Gleichmaß verlor. Gab es wirklich Menschen, um die herum Jeder aus seiner eigenen Natur heraus in das Außergewöhnliche getrieben wurde?
Kurt selbst war sich sehr wohl bemußt, daß auch er aus seinem Gleichmaß gekommen war, doch das konnte auch physische Gründe haben, er hatte ja seit mehr als acht Tagen keine Nacht ruhig geschlafen. Und dann die ganze erdrückende Last dieser Verantwortung! —
Er war an: Krankenhause angelangt und eilte mit seinen kleinen hämmernden Schritten die Treppe hinauf und in's Extrazimmer. — Vor dem Bette der Kranken, sein Haupt auf ihrer Decke, lag ein hochgewachsener Mann. . .
Kurt Braun blieb wie angewurzelt an der Thür stehen. Schwester Anna flüsterte ihm zu: „Er ist fassungslos, wir haben ihn eben erst aus der Ohnmacht erweckt — ich dachte, er gäbe den Geist auf! . . ."
Jetzt sprang der Fremde aus, ging dem Arzt entgegen, ergriff dessen beide Hände und stammelte einige Worte, während die Thronen ihm über's Gesicht rannen. Kurt Braun warf rasch einen Blick auf die Kranke — hatte sie schon zu athmen aufgehört? Nein, es war Alles beim Alten, aber wer war diefer Mann? Ihr Gatte konnte es doch nicht sein — war es der Prinz? . . .
„Ist keine Hoffnung?" stieß der Fremde mühselig hervor. Kurt trat an's Bett, zuckte die Achseln und sagte leise, als er dem angstvollen Blick des ihn um Haupteslänge überragenden starken Mannes begegnete: „Hoffnung ist immer, fo lange noch Athem ist, und sie ist jung . . ."
„Siebenundzmanzig Jahre," flüsterte der Andere. „Leidet sie?"
Kurt zuckte wieder die Achseln. Was für eine Frage, man sah ja, wie sie litt! — „Sie ist bewußtlos," antwortete er ausweichend.
Ter Fremde kniete von Nenem vor dem Nette nieder nnd nahm die Hand der Kranken sachte zwischen seine beiden Hände; er sah aus, als habe er vergessen, daß noch Andere im Zimmer waren. Sich über sie neigend, redete er leise in sie hinein und stöhnte schmerzlich auf, als seine Worte sie gar nicht zn berühren schienen.
Ihr Gatte konnte es nicht sein, entschied Kurt Braun; der würde doch befremdet sein, wie sie hergekommen, und sich erkundigen, seit wann sie im Krankenhanse läge, und wie man sie aufgefunden hätte; nur der Liebhaber, de? da wufte, wie Alles zusammenhing, konnte die Lage so selbstverständlich hinnehmen! — Aber welch' ein schöner Mann! Seine athletische Gestalt, die Kräuselung seines braunen Haupthaares erinnerten an antike Statuen, ebenso wie der Schnitt der fast zu großen Augen. Die gerade Nase war so edel wie die Linie, die vom Ohr zum Kinn herablief und durch den gepflegten Vollbart hindurch erkennbar war. Kurt blieb einen

Augenblick in die Bewunderung dieser Mannesschönheit versunken. Jede Bewegung des Körpers, jeder Ausdruck der Mienen dieses Menschen atlnnete schlichte Natürlichkeit.

Schwester Anna hatte dem Arzte Zeichen gemacht; da er sie nicht beachtete, zupfte sie ihn am Aermel und winkte ihm, in's Nebenzimmer zu treten. Hier erzählte sie ihm, daß der Fremde durch die Zeitungsnachricht hergeführt war, d. h. daß beim Lesen jener Notiz ihn eine unbezwingliche Angst befallen hatte, zumal da er auf eine Depesche an seine Frau nach Zürich seit mehreren Tagen ohne Antwort geblieben war; als er dann auf seine Anfrage von der Kammerfrau — oder Nonne — benachrichtigt wurde, daß ihre Herrin von einem Ausfluge nach Bern nicht zurückgekehrt mar, eilte er sofort aus Kopenhagen herbei. — Er vermuthete, daß seine Frau in Folge geistiger Störung eine falsche Richtung von Zürich aus eingeschlagen hätte.

Kurt Braun stutzte. Sollte es wirklich ihr Gatte sein? Oder gab sich der Andere hier für den Gatten aus, um die geliebte Kranke sehen zu können?

Ehe der Arzt sich dafür entschieden hatte, was das Wahrscheinlichere wäre, trat der Fremde ein. Jetzt, wo die kranke Frau nicht mehr in seiner Nähe war, schien er seine Selbstbeherrschung wiederzugewinnen. Er begann: „Ich habe Ihnen für fo Vieles zu danken, daß ich es nicht in Worte fassen kann . . ."

Kurt Braun lehnte den Dank ab. Er habe nur seine Schuldigkeit gethan, wie bei jedem Kranken. Ungefragt setzte er dann die Lage auseinander: Der Verlauf der Krankheit sei sehr unregelmäßig gewesen; in den ersten Tagen habe er überhaupt kaum Hoffnung gehabt; da aber die Patientin bisher am Leben geblieben, sei es nicht ausgeschlossen, daß ihre Kräfte auch noch diese Woche überdauern könnten — Falls das geschähe, wäre alle Aussicht auf Herstellung . . .

„Das heißt also, eigentlich" — Der Fremde konnte den Satz nicht vollenden. Er faßte sich aber gewaltsam und fragte dann nach äußeren Details: Ob er seiner Frau ein anderes Bett und eine bequemere Installation verschaffen dürfe; ob es sonst irgend eine Erleichterung gebe? Es stünden unbegrenzte Mittel zur Verfügung, und ob . . .

Kurt Braun fühlte, was kommen würde, und fchlug selbst vor, aus München ärztliche Autoritäten für Infections- und innere Krankheiten zu berufen.

Ueber Alles, was er von der Vorgeschichte der Krankheit, von der (Anlieferung der Patientin in das Hospital wußte, verlor der discretc Arzt kein Wort, und der Gatte — denn der schien es wirklich zu sein — fragte auch nicht einmal indirect danach.

Schwester Anna sprach gegen Doctor Braun ihre Freude aus, daß nun die Verantwortung von ihnen Beiden genommen sei, und er endlich

wieder ruhig werde schlafen tonnen. Kurt Braun theilte diese freudige Empfindung nicht. Bisher hatte auch er gemeint, daß eine Last ihm vom Herzen fallen würde, sobald das Geheimniß, das über seiner Kranken lag, sich aufgeklärt hätte. Das war ein Irrthum gewesen. Gerade jetzt, wo sie in das Normale des gewöhnlichen Lebens zurückgeglitten war, beschäftigte sie ihn mehr als je: Diese Frau war im Stande gewesen, einen solchen Mann, einen Gatten, der mit größter Liebe an ihr hing, zu hintergehen! Fast hätte Kurt Braun Hast und Verachtung für sie verspürt, aber sie schwebte in schwerster Todesgefahr! . . . Wie war es nur möglich! Er kannte zwar nicht die geistigen und seelischen Fähigkeiten dieses schönen Mannes, doch standen unverkennbar Güte und Edelmuth ihm auf dem Gesicht geschrieben. — Und was wußte Kurt Braun schließlich von ihr, die unter der schaurigen Krankheit vor seinen Augen hingewelkt war? Doch nur, was er in sie hineingeträumt Halle! Er dachte über diese eigenthümliche Traumfähigkeit des Menschen nach. War sie ihm zum Heile oder zur Pein mitgegeben? — Als er an jenem Morgen diese bleiche Menschenblume zuerst gesehen, war ihm gewesen, als hätte er sie längst erwartet und gekannt; sie war die lebende Heldin all' der Romane, die er in der Jugend gelesen — jetzt hatte er schon lange keinen zur Hand genommen. Kein einziges Wort hatte sie zu ihm gesprochen, und doch war ihm, als hätte sie ihn» sich ganz enthüllt . . .

Vielleicht war sie aber nichts als eine frivole Weltdame? Nein, einen Brief wie jenen, den er im Waggon gefunden, schreibt Niemand einer Frau, die nicht jeder Verehrung werth! Sie mußte die Nomanfrau sein, der nur das Außergewöhnliche im Dasein geschieht! Sie würde auch nicht sterben —- der Krankheit, welche jeden Anderen getüdtet hätte, würde sie widerstehen!

Nach einigen Tagen liefen die Antworten auf Kurts letzte Erkundigungen ein: sie hatten zwar jetzt, wo er wußte, daß seine Kranke wirklich die Baronin Kjersund war, keine wirkliche Bedeutung mehr, flößten ihm aber dennoch ein eigenthümliches Interesse ein.

Die Directum des Grand H6tel schrieb, daß eine Frau v. Thun am 23. September Morgens ein von Zürich aus telegraphisch bestelltes Appartement (Salon und Schlafzimmer in der ersten Etage) bezogen habe, aber schon am Abend wieder abgereist sei; nach Aussage des Zimmermädchens habe die Dame im Laufe des Nachmittags einen Besuch empfangen, anscheinend einen Herrn, denn ein solcher, der aber nicht im H6tel gewohnt habe, sei vom Portier beim Kommen und GelM bemerkt worden. G^gen Abend habe die Dame dem Zimmermädchen geklingelt,, damit dieses ihr beim Packen der Reisetasche behülflich sei, und demselben ein Goldstück dafür geschenkt. Ans diesem Grunde habe das Mädchen sich

der Sache sc» gut erinnert, daß sie noch anzugeben wisse, die Dame habe verweint ausgesehen und über starke Kopfschmerzen geklagt. Das Diner, welches sie sich «uf ihrem Zimmer habe serviren lassen, sei unberührt wieder abgetragen worden. Von ihrer Ankunft bis zu ihrer Abreise habe die Dame das Hotel nicht verlassen.
Die Hotelleitung hatte also die Fragen des Arztes genau beantwortet-, die Polizei dagegen verweigerte jede Auskunft, o. h. sie leugnete, daß sie von der Anwesenheit einer Frau v. Thun in Wien Kenntniß gehabt habe. Es war Höftich, daß sie überhaupt geantwortet hatte; Kurt Vraun brauchte ihre Auskunst auch nicht mehr, seine Rolle als Detectiv war überhaupt ausgespielt.
Er schloß die Briefe aus Wien zu jenem im Waggon gefundenen und nahm sich vor, sich hinfort so wenig als möglich mit der Sache zu befassen; am liebsten hätte er, um auf andere Gedanken zu kommen, einen kurzen Urlaub genommen, aber das hätte den Anschein erweckt, als fühle er sich beleidigt, daß man zwei sogenannte Autoritäten berufen hatte; beleidigt aber war er nicht und hatte auch keinen Grund dazu, da die Herren erklärten, daß die Behandlung nicht besser hätte sein kmmen und die Kranke sich in den besten Händen befände. Er wollte also abwarten, bis die Krisis überstanden, und er die Sicherheit ihrer Rettung Hütte; alsdann gedachte er sich einen Besuch im Elternhause zu gönnen.
Baron Kjersund hatte bereits mit den fremden Nerzten darüber verhandelt, wann es möglich sein werde, die Kranke zu trcmsportiren; er hatte den Plan, sie bis zu ihrer Völligen Genesung in Ni?za, in der Villa eines Freundes, unterzubringen. — Kurt Vraun sagte sich, daß er dann die räthselhafte Frau nie wiedersehen, und daß sie nie erfahren würde, wie tief er in das Geheimnis; ihres Herzens eingedrungen war! —
Der letzte Tag der dritten Krantheitswoche war angebrochen; seit seiner Ankunft hatte der Gatte jede Nacht bei seiner Frau gewacht und nur am Tage, während die Kammerfrau, die er hatte kommen lassen, sich mit den Schwestern in die Pflege theilte, sich ein paar Stunden der Ruhe überlassen, C°r muste eine Natur von seltener Widerstandskraft besitzen; es war, als ob die furchtbare Spannung ihn aufrecht erhielte. Obne ein Wort zu fagen, ja, ohne auch nur eine einzige Frage zu thun, befriste er die ärztlichen Vorschriften auf das Pünktlichste; er trug die kleine, zarte Gestalt in's Vad und legte sie im Vette um, immer in der Hoffnung, sie würde ihn endlich erkennen, ein Wort für ihn haben. Nur einmal hatte er den Doctor beschworen, daß er die Kranke, falls es hoffnungslos fei, nicht unnütbig quälen, sondern ihr das Sterben erleichtern möge. Kurt Vraun hatte aber erwiderl, kein Fall dürfe dem Ar-t durchaus hoffnungslos sein.
Die kranke Frau sprach nicht mehr irre — sie sprach überhaupt mit mehr; am vorigen Abnd hatte Kurt Vraun constatiren können, daß das

Sein Vrief. 2Zl.
Fieber etwas gesunken war. Als er dann am Morgen mit den besten Hoffnungen zu seiner Frühvisite kam, blieb er einen Augenblick erstarrt stehen . . . Warum hatte man ihn nicht gerufen? . . .
Neben dem Bette kniete der Gatte; das Fenster war weit geöffnet — die kleine zarte Frau mar verschieden!
Kurt Braun war's, als drehe sich das Zimmer, als träume er. —
Es konnte nicht wahr sein, durfte nicht wahr sein! — Er vermochte es nicht zu fassen. Sich gegen die Wand lehnend, suchte er seine Selbstbeherrschung — Umsonst, er begriff sich selbst nicht, begriff die Lage nicht.
Wie war es möglich? Das Unwiederbringliche war also doch eingetreten!
Wie hatte er sich selbst so täuschen, so belügen können! O, seine innere Summe, sie hatte ihn abermals betrogen! . . .
Aber war es denn sicher? War dies Leben wirklich verlöscht? —
Wie gejagt eilte er plötzlich an das Bett, befühlte die Hand, suchte den kleinen rosigen Fuß unter der leichten Decke. . .
Kjersund blickte auf. Er war so bleich wie die Todte.
„Schon vor einer halben Stunde," sagte er tonlos; „es war also Alles umsonst, aber Sie sind wie ein Bruder gegen uns gewesen, gegen meine kleine Ellen und mich ... Ich kann sie nicht überleben," setzte er hinzu, „es ist über Menschenkraft. Sie wissen nicht, wie sie war. Keiner wußte es außer mir! — Das Leben ist ein Irrsinn, wenn es solche Wesen vernichtet! — Vor acht Tagen glaubte ich noch an eine Art von Neuordnung, aber nein, nein, es ist Alles blöder Zufall! . . . Ellen, wie tonntest Du mich allein lassen? . . . O, meine kleine Ellen, die so gern lebte, und deren Leben eben erst begonnen hatte! . . ."
„Denken Sie an Ihr Kind!" warf Kurt mit heiserer Stimme ein.
Er hatte nie gefragt, ob es ein Knabe oder ein Mädchen, er hatte überhaupt nicht mehr an das Kind gedacht, aber er fuchte uach einem Strohhalm, um ihn dem Manne zuzuwerfen.
„O, das ist ein neues Leben . . . Sie wird vielleicht einmal einem Andern sein, was Ellen mir gewesen — Ich kann nicht — Wenn es Ansteckung giebt, so habe ich auch den Typhus; ich habe Alles gethan, was man thun kann, um sich anzustecken.' — Ich kann nicht ohne sie leben! —
Wissen Sie denn nicht, was es heißt. Etwas nicht können?"
Kurt schwieg. Was sollte er dem überreizten Manne entgegenhalten?
„Kann ich Ihnen irgendwie behülflich fein? Haben Sie Verwandte, denen ich Anzeige machen soll?"
Kjersund griff sich an den Kopf. „Mein armer Schwiegervater, wie wird er feine Sonntagsbriefe vermißt haben! . . . Der arme Mann —
Ellen war die Jüngste — sieben Brüder und dann sie; wie im Märchen, hieß es immer — ja, wie in» Märchen, die Mutter starb bei ihrer Geburt Nun ist sie selbst auch todt — so ist's im wirklichen Leben!"
„Wie ist die Adresse Ihres Schwiegervaters?"

„Ach, es hat jll keine Eile, es kommt immer noch zu früh. Ich möchte sie einbalsamiren lassen , .. Nein, dazu müßten fremde Hände sie berühren? Nein, nein, die kleine Vlume soll Niemand anfassen als Sie und ich . .. Nicht wahr, Sie helfen mir?"
Kurt nickte. Wie waren die Menschen doch alle einander gleich, in Schmerz und Noth: Fremder Nation und fremder Kaste gehörte Jener an, und doch fühlte Kurt für ihn, wie für einen Vruder.
„Wollen Sie sie hier bestatten?"
„O nein, ich nehme sie mit — der Vater wird sie noch sehen wollen."
Kurt dachte plötzlich an den Anderen . . . Wie war es doch Alles seltsam, und wie unbegreiflich die Doppelnatur der todten Frau!
„Haben Sie nicht Freunde, die in Angst und Sorge auf Nachricht warten?" fragte er den verzweifelten Mann.
„Ich habe nur seinen nahen Freund," antwortete er zögernd, „und der ist in den Flitterwochen und ahnt von unserem Unglück Nichts."
Wieder warf er sich, in neu angefachter Verzweiflung, über das Bett und strich der ihrer Daseinsform langsam Entrückenden über das weiche, dunkle Haar.
Kurt wandte sich ab; er konnte die Thronen nicht mehr zurückhalten und ging fort.
Kaum hatte er in feinem Zimmer sich in einen Stuhl geworfen, als es klopfte, und die Kammerfrau der Verstorbenen eintrat. Sie war eine schlicht gekleidete, stille Person, groß und starkknochig, die wohl hoch in den Vierzigern stehen mochte; sie sah mehr wie eine ehrbare Bürgersfrau als wie die Kammerzofe einer eleganten und vornehmen Dame aus. Nach einer Entschuldigung, daß sie den Herrn Doctor störe, sagte sie, daß sie ihm Etwas übergeben^ möckte. Sie habe aus Zürich Etwas mitgebrackt, was sie der Frau Baronin Hütte zurückstellen sollen; zu behalten wage sie es nickt, und auch dem Herrn oder dem alten Grafen könne sie es nicht abliefern,'; vernichten aber dürfe sie es nicht, so wolle sie es dem Herrn Doctor geben. Bei ihm sei es sicher, das habe sie vom ersten Augenblick an gewust, wo sie ihn am Krankenbette gesehen. Er möge entscheiden, ob es vernicktet oder einem Anderen übergeben werden sollte. — Ach, sie habe schon längst geahnt, daß es so enden müste, sie habe es auch der Baronin oft voraus gesagt — „Aber es kann ja nie Einer dem Anderen helfen. Jeder mnh Alles selbst auskosten!" setzte sie, hinzu.>
Kurt Braun bat sie. Platz zu nehmen; sie that es aber nicht, da sie viel zu tief in ihren Gedanken war, um darauf zu achten.
„Ich bin nur eine ungebildete Person, Herr Doctor, ich kann weder lesen noch schreiben, aber wenn die Baronin auf mich gehört hätte, wäre sie jetzt noch am Leben. — Freilich, da wir Alle einmal sterben müssen, kommt

es vielleicht nicht so sehr darauf an. — Nur das süße Kind . . ."
Sie trocknete ihre Thränen, und der Arzt mußte nicht, ob sie von der Todten oder von dem zurückgebliebenen Kinde sprach. Sie hatte in ihrem Wesen eine so ruhige Würde, daß er sie nicht auszufragen wagte; er stand auf und nahm aus ihrer Hand eine große rothbraune Sammettasche entgegen, die mit Goldstickerei verziert war und Papiere oder Bücher zu enthalten schien.
„Ehe sie abreiste," fuhr die Kammerfrau fort, „brachte sie mir dies, wie jedesmal, wenn sie einen kleineren oder größeren Ausflug machte. — ‚Sie missen schon, Christine, Lebens- oder Sterbenswillen, bei Ihnen ist es sicher/ — Sie spielte ja auch vor mir Komödie," setzte sie bitter hinzu, „und redete mir vor, ihr Bruder führe mit seiner Familie durch Bern, und die Schwägerin würde es übelnehmen, wenn sie ihr nicht bei der Durchreise Guten Tag sagte. — Als ob ich es nicht gemerkt hätte, seitdem der Brief angekommen war, daß sie ganz wo anders hin wollte! Als ob ich sie nicht besser gekannt hätte, als sie sich selbst! — Ich wußte Alles, Alles; sie konnte mir auch nie mehr gerade in's Gesicht sehen! Ich bat sie noch, nur um meiner Sache sicher zu sein, mich mitzunehmen, aber sie sagte: Wozu? Das wäre rein lächerlich, als ob sie nicht 'mal ihr Billet selbst lösen und ohne mich fahren könnte! — Ach, man soll Niemand Böses wünschen, aber erwürgen würde ich den Anderen, wo ich ihn auch träfe, er ist ja nur solch schmächtiger, zarter Herr, ich könnt' es leicht! — Hätt' ich's nur gethan, o hält' ich nur die Courage gehabt! Was thät's, wenn ich im Zuchthaus säße, wenn sie nur lebte!"
Kurt schwieg noch immer; er hatte schon oft erprobt, daß Nichts die Leute so beredt mache, wie diese seine Schweigsamkeit und seine eigenthümliche Art, die Sprechenden beim Zuhören anzuseben.
Aber in welch eine Gesellschaft leidenschaftlicher Menschen war er gerathen! — „Der Herr wird ihr bald nachsterben, der Tod liegt schon in seinen Augen, ich habe den unglücklichen Blick dafür, und es wäre mir schon ganz recht, wenn er drüben ein bischen auf sie paßte, obgleich sie ja dort ihre Mutter hat. — Doch gerecht ist unser Herrgott nicht — hier in diesem armseligen Krankenhaus muhte sie den Geist aufgeben, und er, der Andere Aber die Strafe wird fchon kommen! Warum sollte sie allein gestraft werden, da sie es doch aus purer Herzensgüte und Mitleid gethan hat! Sie brauchte ihn, weiß Gott, nicht, sie hatte einen viel schöneren und stattlicheren Mann; und konnte sie dafür, daß Jeder den Kopf um sie verlor. Jung und Alt, Arm und Reich? — Sie, Herr Doctor, würden der Nächste gewesen sein, wenn der Tod nicht dazwischen getreten wäre! Sie war eben anders als alle Anderen. Nicht weil sie so schön war, hingen sie ihr an, sondern weil sie im Herzen für Jeden Etwas übrig hatte! Wie oft Hab' ich's ihr früher gesagt: ‚Comteßchen, mäßigen Sie sich, die Leute sind's garnicht werth, daß Sie sie Alle so lieb haben!"

Von Kindheit an war sie so; mit wem Niemand fertig werden konnte, aus wem Niemand was Gutes herauskriegte, sie ward damit fertig, und ganz von selbst. Sie meinte eben, sie sei für Alle auf der Welt, und ihre Art mar auch so, daß von den Verschiedensten ein Jeder meinte, sie wäre für ihn gerade wie geschaffen."

Kurt hätte gern nach ihm gefragt, wie sie ihn kennen gelernt; aber er besorgte, sie würde dann verstummen. Zu sprechen, war ihr offenbar etwas Unnatürliches; das Rohr mußte erst geplatzt sein, damit heraus-sprudelte, was ein ganzes Leben lang zurückgedrängt gewesen war. Sie durfte nicht zur Besinnung kommen, oder sie verkittete den Riß.

Aber wie begreiflich, daß sie gerade auf ihn, den Fremden, all das ergoß; ein Anderer hätte ihrer Auffassung mit seinem besseren Wissen ent-gegentreten können — vor ihm jedoch malte sie die todte Herrin so, wie sie in ihr lebte. — „Natürlich, er war anders als die Anderen, in seiner bescheidenen stillen Art, und nicht nur, weil er ein Prinz war .... Es mußte sie reizen, daß er die vielen Stunden immer über seinem Mikroskop saß, daß er es nie merkte, wenn sie sich schön gemacht hatte! Und Durch-laucht, seine Schwester, hatte sie doch beschworen, ihn wieder zum Leben zurückzubringen! .... Wenn sie spazieren gingen über die Felder — denn sie sahen sich zuerst beim alten Grafen —, dann blieb er bei jedem Wurm und jeder Pflanze stehen. — Ich sah ihnen oft nach, weil mir die Sache von Anfang an nicht gefiel. An so einem Herrn ist das Studiren sonst doch nur eine Pose, aber er sah es, weiß Gott, wirklich nicht, daß sie wunderschöne Augen hatte, wenn sie ihn so bewundernd an-schaute! Und wie sie nun plötzlich anfing, ihm die Sachen abzuzeichnen und zu malen, die er da in seinem Mikroskop hatte — denn sie verstand Alles, die süße kleine Here, spielen und singen und malen, so gut wie tanzen und reiten! — Da hätte man meinen sollen, sie wäre wie geboren dazu, nur solche ernsten Dinge zu treiben. So glücklich habe ich sie nie vorher gesehen, und der Herr Varon war so stolz auf sie. — Mein Gott, ein bischen Eitelkeit war anch dabei, daß der Prinz sie so verehrte, und um eifersüchtig zu sein, war er selbst viel zu nobel von Gesinnung — Eifersüchtig auf diesen zarten, schwächlichen Gelehrten? Nein, das wäre ihm nie in den Sinn gekommen! — Es war auch wahrhaftig kein Grund dazu, lange, lange Zeit nicht — nur, mir wollte die Sache nicht gefallen, denn ich kann nun einmal nicht dran glauben, daß man sich für solch stumme Creatur wie Fische und Würmer aufrichtig begeistert!"

„Und glauben Sie nicht, Frau Christine, daß Sie Ihren: Herrn jetzt helfen würden, seinen Schinerz zu überwinden, wenn Sie ihm sagten, daß er Grund gehabt hätte, eifersüchtig zu sein?"

„Er würde mich niederschlagen, wenn ich die geringste Andeutung machte! Er würde nie an ihr zweifeln! Ja, legten Sie ihm selbst die schriftlichen Veweile in die Hände, er würde sie ungelesen verbrennen!"

„Warum geben Sie denn nicht ihm die braune Tasche?"
„Das kann ich nicht, nein, das kann ich wirklich nicht .... Was sie mir anvertraute, damit es nicht in seine Hände siele? O nein! — Und es könnte ihm auch nicht helfen, denn er würde es auf seine Art deuten. — Da drüben, da soll sie ihn so wiederfinden, wie sie ihn hier gekannt hat; ich hatte nicht einmal in: Grabe Ruhe, wenn ich die Tasche ohne Erlaubniß verbrannte oder bei meinem Ableben in unsichere Hände fallen ließe! .... Und der Andere ist ja jetzt der Thronerbe — Frau Varoinn sagte mir, das wäre etwas Heiliges — das Wohl von Millionen hinge von ihm ab! Es wäre . . . Na, geglaubt habe ich es nicht; unser Herrgott hat die Menschen alle gleich geschaffen, d. h. nur SEINE Unterschiede ihnen aufgedrückt, und da stehen mein Herr und meine Comteß meilenweit über allen Thronerben! Nun möchte ich Ihnen aber auch noch danken, Herr Doctor; ich bin keine Dame und Hab' vielleicht nicht 'mal das Recht dazu, Ihnen zu danken; aber Eins weiß ich: der Herrgott in Seiner Gnade und Fürsorge wußte wohl, warum Er meine arme Eomteß gerade zu Ihnen führte! — Sie haben gewiß Alles geahnt und sich zurechtgeklügelt, das merkte ich in der ersten Stunde! Und Sie haben sie geschützt, soweit Sie konnten! . . . ."
Kurt Braun war allein mit der goldgestickten Sammettasche. Er wußte nicht, ob er sie öffnen oder so, wie sie war, verbrennen, oder ob er sie dein Anderen auf irgend eine Weise zustellen sollte?
Er verschob die Entscheidung darüber. Zuerst war ja seine tägliche Arbeit zu absolviren, auch mußte er dem Hülflosen Gatten beistehen, all die entsetzlichen Formalitäten zu erfüllen. Der verzweifelte Mann konnte ja sein verlorenes Kleinod nicht, wie er gewollt hätte, auf seinen Armen nach Iütland tragen; da galt es, einer Menge sanitärer und sonstiger Vorschriften zu genügen.
Der Fall hatte natürlich Aufsehen gemacht und beschäftigte nicht nur die Localblütter; so erwartete Kurt Nrann immer, irgend eine Nachfrage, irgend ein Lebenszeichen von Jenem zu erhalten, den die Todte über Alles geliebt haben mußte; aber Nichts traf ein. Wenn er auch nicht, wie die Kammerfrau, ihn für den Tod der liebreizenden Frau verantwortlich machte, so schien ihm dieses Schweigen doch grausam und unmenschlich.
Baron Kjersund reiste, als Alles geordnet war, von Kempten ab.
Zwei Tage vergingen, da erschien ein Fremder im Krankenhause und schickte dem dirigirenden Arzte seine Karte herein. Kurt Braun las einen ihm unbekannten Namen darauf: A. von Mers, und ließ den Herrn bitten, einzutreten.
Der Fremde gab an, im Auftrage eines Freundes zu kommen, um Erkundigungen über die letzten Tage der Baronin Kjersund einzuziehen;

allem Kurt Braun ward sehr bald inne, daß der Besucher ihn auszuholen strebte: Ob man nicht gleich aus den Papieren oder Briefen, welche die Kranke etwa bei sich geführt, ihren Namen und Stand erkannt hätte? — Kurt antwortete höchst einsilbig und erleichterte dem diplomatischen Fremden in keiner Weise seine Mission, er verwies ihn kurzweg an den Baron.
Schon nach den ersten Worten war er überzeugt gewesen, daß dieser Mann hergesandt morden war, um zu erforschen, ob vor oder nach dem Tode seiner Patientin der Name des Prinzen genannt, ob irgend etwas ihn Compromittirendes bei der Verstorbenen gefunden fei? —
Kurt war empört. Diese selbstsüchtige Unruhe war also das Einzige, was der einst so heiß Liebende bei der Todesnachricht empfunden hatte! Weltliche Rücksicht allein war in ihm zu Worte gekommen! . . .
Der Prinz mochte ruhig fein: Kurt hütete eifersüchtig ihr, der lieblichen Frau, Geheimniß, und von diesem Augenblick an fühlte er, daß es sein Recht war, den Inhalt jener Tasche zu ergründen. Er haßte den Mann, den sie geliebt, und der sie in den Tod getrieben hatte! —
Als der Abend kam, wo Kurt am wenigsten einer Störung ausgesetzt war, öffnete er die alterthümlich gestickte Mappe: der Hauptinhalt waren Briefe auf deni dünnen englischen Papier, mit der Krone darauf und in der feinen zierlichen Handschrift, welche Kurt aus seinem Funde im Waggon bereits kannte. Sie waren gröhtentheis sachlicher Natur, nnr hin und wieder eigentliche Liebesbriefe, und auch dann nicht befonderer Art; aber ihrem Auge mochte wohl jeder Strich etwas ganz Besonderes bedeutet haben.
Kurt las ihrer uur wenige, dann nahm er das Bündel, ging vor den Ofen, in dem das Feiler brannte, und warf einen nach dem anderen hinein — zuletzt auch den im Waggon gefundenen.
Die Mappe enthielt aber noch mehr: ein Tagebuch von ihr. Auf dem Deckel des Bändchens stand in kühnen Strichen ihr Vorname gemalt: Ellen.
Einen Augenblick zögerte er, ehe er es öffnete, aber die Ueberlegung fagte ihm, daß er sich eine unnöthige Qual auferlegen würde, wenn er sich zwänge, das Tagebuch ungelesen zu verbrennen. Sie hatte es augenscheinlich erst zu schreiben angefangen, als sie mit der überkommenen Sitte gebrochen hatte, als in ihr eine Welt von Gefühlen erwacht war, die sie mit ihrer gewohnten Umgebung nicht theilen konnte. In ungleichen Absätzen, zu verschiedenen Zeiten, aber ohne Datum und ohne Ortsbestimmung war es niedergeschrieben, bald mit Tinte, bald mit Bleistift — immer in derselben langgezogenen, gleichmäßigen schönen Frauen-Schrift, und immer in deutscher Sprache. —
„Mir ist, seit ich Dich liebe, als wandle ich auf Wolken, hoch über der Welt, die Stimmen der Uebrigen dringen nur wie aus der Ferne zu nur.

„Waller sagte heute, ich sähe so verklärt aus, wie er mich noch nie gesehen, und Vater fand sogar meine Stimme verändert, sie erinnerte ihn an die der Mutter. — Wie soll ich nicht eine Andere geworden sein, seit der Duft Deines Nthems mich gestreift, seit ich vor Dir tnieend dein Schlage Deines Herzens gelauscht! .... Das nennt man Schuld? O, nein! Wäre es Schuld, so würde ich leiden. Ich bin ja kein Ungeheuer — wäre es Schuld, ich würde doch zittern, vor Walter oder dem Vater, und würde mich schämen vor meiner Kleinen! Aber nie habe ich die Meinen so lieb gehabt wie heute-, ich habe ihnen ja Nichts geraubt, die Natur hat einen neuen Schacht in mir gegraben, dessen Reichthümer alle Anderen noch mit beglücken! — Du stehst außerhalb der Welt, mein Lieb, und unsere Liebe ist so einzig wie Dein ganzes Sein! —

„Und Du hast so lange gegen sie gekämpft? O, schade um jeden Dan, der uns verloren ging! Wie konnte ich es je erhoffen, daß Dein Blick sich mit Gefallen auf mich niederlassen könnte? — Du warst mir ein Gott, und ich nicht werth, zu Deinen Füßen zu sitzen! ....

„Im Zimmer meiner Kammerfrau hängt eine Photographie jenes Gemäldes von, ich weiß nicht welchen,, deutschen Maler: Grethchen auf ihrem Gang zum Galgen. Heute habe ich mich zum ersteu Mal niit Entsetzen in das Vild vertieft. Früher blickte ich immer nur fort und sagte oft zu Christine, daß ich in ihrer Stelle solch Bild nicht vor meinen Augen dulden würde.

„Doch — Alles, was mich dazu trieb,
Gott, war so gut! ach, war so lieb!"

dies schöne Wort fiel mir heute ein. Ich habe bisher nie gedacht, daß Du und ich mit anderen Wefen Etwas gemeinsam haben könnten, aber gerade dieses Wort: es war so gut und war so lieb, was uns dazu trieb, das muß ich auch von unserer Liebe sagen! — Ist nicht die Liebe so mächtig wie die Fluth, die Alles zerstört und einebnet und, wo sie einbricht, Acker und Garten, Wiese und Sand gleich »nacht? — Aber die schreckliche Lehre, die Goethe uns giebt? . . . Muß das, was „gut" und „lieb" war, zum Galgen führen? Mein Gott, mir ist ganz Angst geworden! Wenn ich Dich nur erst wiedersehe! Doch nein. Dir darf ich Nichts davon sagen. Du sprichst ja schon von Deiner Schuld und machst Dir Vorwürfe, da ich allein doch die ganze Verantwortung trage!

„Du bist frei, ich bin es nicht. Aber das sind gesellschaftliche Begriffe, und die Liebe stammt aus anderen Landen, wo man die Sprache der Gesellschaft nie gehört! — Weißt Du, wie schuldlos Du bist? O, nur ich, ich trage alle Schuld! Als Du zuerst, ganz unbewußt, meine Hand ergriffst und länger hieltest, als die Sitte es erheischt, da fing mein Herz schon zu klopfen an, und als Dein Knie versehentlich einmal das meine berührte, da war mir, als /wärest Du mein Kind, und ich müßte Dich streicheln. Und wie aus Versehen kam auch der erste Kuß! Weißt Du, wie wir

uns verlegen anschauten, als es geschehen war, als unsere Lippen sich gefunden hatten? Du sagtest munter: „Einen Kuß in Ehren darf Niemand wehren!" aber die Nüthe war uns Neiden bis in die Stirn gestiegen, und ich weiß nicht mal, ob er „in Ehren" war; ich mußte ja Deinem holden Antlitz immer wieder nahe kommen, ich mußte Dir so demüthig in's Auge schauen, bis Du mich küssen und immer wieder küssen mußtest! Ich war's, mein Lieb, ich war's, die ansing — wie der Kessel im „Heimchen auf dem Herde"!

„Ich habe immer wieder an das Grethchen denken müssen. — Eigentlich war es doch nicht die Liebe, an der sie zu Grunde ging: nur, weil sie ihre Liebe und ihr äußeres Dasein nicht von einander getrennt zu halten vermochte! — Die Liebe soll aber sein wie die Luft, die man nur athmet — o weh, die Luft durchdringt ja auch, zersetzt ja auch Alles! — Der Mensch kann sich nicht lösen aus seinen vielfältigen Beziehungen!"

„Aber daß ich Dich liebe, ist das nicht ebenso mein Schicksal, wie meine physische Erscheinung? Mein freier Wille war es nicht, denn ich kannte doch nicht die Wonnen Deiner Liebe! Hätte ich meiner Ueberlegung folgen dürfen, ich hätte mir sicher ein ander Loos gewählt! — Wer will denn gern vom hergebrachten Wege abweichen? Wer zieht nicht Nuhe der Qual, Sicherheit der Angst vor? — Und doch ist die Liebe ein Gnadengeschenk der Natur! Hat die Natur mich dazu geheiligt, ihrer höchsten Gabe theilhaftig zu werden, so darf ich nicht mit ihr rechten über ein Zuspät oder Zufrüh, so darf ich nicht klagen, selbst wenn die Welt mich zum Henkerstode führt. Liebe ist schon der Tod; in ihr erstirbt die Person» lichtest! Wenn ich vor Dir kniee, so schwinden mir die Gedanken, ich fühle nur Dich, ich empfinde mich selbst nicht mehr, nur Du, Du bist Alles!"

„Ich bin, was das dürre Gesetz eine Ehebrecherin heißt — mir thut das Wort so weh, obwohl ich weiß, wie milde der Heiland der Ehebrecherin begegnete. Jedermann würde mich verurtheilen. Wenn ich aber grausam genug wäre, nieinem Manne das Herz zu brechen, meinem Vater den Rest seines Lebens zu verbittern und meinem Kinde die Zukunft zu rauben -^ wenn ich mich scheiden ließe, um dem Anderen meine Hand zu reichen, dann billigt mich das Gesetz und die Welt, und ich stehe da als eine correcte Frau! . . . Ja, aber nur vor der Welt, nicht vor meinem Gewissen! Was verstehen die Menschen, welche die Gesehe machen, vom Gewissen? Der Herr hat es verschieden in seine verschiedenen Geschöpfe gelegt! Der Heiland allein fah in die ganze Tiefe der Menschenseele, aber kein Gesetzgeber folgt ihm nach! . . ."

„Bringe ich nicht Opfer, damit kein Anderer geopfert werde? Möchte ich nicht auch lieber mit der Welt als gegen sie leben? — Nie darf ich mich im hellen Sonnenschein an den Arm des Geliebten hängen und niein Glück doppelt genießen, indem ich es offen genieße! . . . Dein Leben, das die Natur mir geschenkt hat, die Gesellschaft enthält es mir vor, und

ich füge mich darein, um Niemandem Leid zuzufügen: Nur heimlich kosten darf ich von dem reichen Schatze, der doch ganz und gar mein, denn ich Hab' ihn gehoben! —"

„So beruhige ich mich immer wieder, um nicht durch Kleinlichkeit den großen Rausch der Natur zu stören; aber das Leid jbleibt nicht aus, ich zeige es Dir nur nie! Ich trage ihn allein, den Widerspruch zu mir selbst, in den ich mich gesetzt habe — Wenn Walter anbetend zu mir aufblickt, so möchte ich ihm sagen: „Ich bin nicht steckenlos — demüthige mich nicht durch Deine Liebe!" . . . Aber das wäre zu bequem; besser ist's, durch unendliche Güte an Anderen gut zu machen das Mehr, womit der Himmel mich ausgezeichnet hat! — Wa.s könnte ich nur thun, um mein Glück zu verdienen? Oft denke ich, ich müste daran sterben — ack, und wie gern thäte ich's, hätte ich nur keine Pflichten! . . . Wozu sind wir auf Erden? Um die höchste Stufe der Veredlung zu erklimmen? — Dann wäre ich noch lange nicht zum Tode reif! Ist es aber, um die höchste Möglichkeit des Glücks zu kosten, so hätte ich den Sinn des Daseins erschöpft. Nur Dein Antlitz zu erblicken, in Deiner Nähe zu athmen, ist Glückseligkeit; immer noch schwinden alle meine Gedanken und Sorgen, wenn ich Dich umklammert halte; ich begreife garnicht, daß es etwas Anderes als Harmonie im Weltenraume giebt; unmerklich wird Deine Anschauung die meine. Deine Seele geht ganz über in die meine."

„Christine späht mir nach, ihre hellen grauen Augen sehen mich vorwurfsvoll an; o, wie schade, daß sie es nie begreifen und fassen würde, was mir geschehen ist! Sie sieht die Welt unter dem einzigen Gesichtspunkt meines Wohles an und haßt gleich Alles, was mir in den Lebensweg tritt, und was sie nicht billigt. — Dich konnte sie von Anfang an nicht leiden; ich fühlte das, und so haben wir nie von Dir gesprochen . ."

„Er ist fort! Vier Wochen lang werde ich seine Stimme nicht hören — o, was für ein Leid ist Trennung! — Wäre ich seine Frau, so brauchten wir uns nie zu trennen ^ aber ich darf nicht daran denken . . ."

„Mir fehlt die Lebenskraft, wenn ich ihn nicht sehe; ich bin pbnsisch krank davon geworden, so sehr ich mich zusammennahm! O, mein anner Walter hat so darunter gelitten, und ich bat ihn tausendfach um Verzeihung, daß ich ihm Sorge gemacht habe. — Noch acht Tage! —"

„Kanu ich dafür, daß ich nicht zu leben vermag ohne ihn? Ob das je anders werden wird? Hat Liebe eine bestimmte Dauer? Nein, sie ist wie die Ewigkeit, ohne Anfang und ohne Ende! Neulich sagte Walters liebe Tante, die bei nns zum Vesuch war: „Die Frauen rühmen sich so oft, der Liebe, wenn sie olme Tugend ihnen nahte, widerstanden zu haben. Ich aber behaupte, wenn sie ihr widerstanden, war es eben nicht die

Liebe, denn der widersteht Niemand!" — Und Walter gab ihr Recht und sah mich mit seinen strahlenden Äugen an; ich aber wurde so todestraurig, daß ich seinen Blick nicht erwidern konnte. Er merkte es nicht, und ich küßte seine Hand und bat — ja, ich bat den Allmächtigen um meinen Tod! —"

— „O, mein Gott, wie konnte ich Nagen, als ich ihn überhaupt noch sah, als unser Leben, fern über der Alltäglichkeit, noch ein gemeinsames war, als ich all' seine Gedanken theilte, keine Falte seines Herzens mir verborgen war! Es gab keinen Tag seines Lebens, den ich nicht nachträglich mit ihm durchlebt; nie hat ein Hauch der Eifersucht in ihm oder in mir Platz greifen können — aber jetzt! Nein, ich kann es nicht überleben — Nun ist Alles vorbei! Dies elende Dasein mit seinen kleinen menschlichen Institutionen soll die Gewalt haben, das Götterkind, die Liebe, zu vernichten? — „Es bleibt ja Alles, wie es war, zwischen uns!" sagte er; ich sah ihn mir still an. Wie konnte er sich solche Enormität auch nur vorstellen? Es war ja auch keine Frage niehr, die er mir vorlegte, es war für mich schon entschieden in dem Äugenblick, wo ihm überhaupt die Möglichkeit seiner Vermählung durch den Kopf gegangen war. — „Bist Du nicht auch verheirathet?" sagte er. Und ich fchwieg wieder, weil ich die Antwort darauf nicht fand, sondern nur das Gefühl, es fei etwas Anderes, etwas ganz Anderes! —"

„Ich bin wohl doch eine Egoistin gewesen, mein ganzes Leben lang, trotz meiner gerühmten Güte, daß ich das nicht vertrage? Ich stelle mir vor, daß sein Leben — er sagt, das Leben, zu dem ich ihn erweckt habe — ein reicheres sein werde als bisher, und es überrieselt mich kalt. Ich denke daran, daß er einen Beruf haben wird, der ihm eine unendlich größere Wirksamkeit giebt, als seine Wissenschaft es bisher gethan. — Aber ich fchreie vor Schmerz, daß er mir entrissen werden wird. Immer fehe ich die Andere neben ihm, die im Sonnenschein des Tages an seinem Arme hängen darf, die fein Leben theilt, die neben ihm sitzt in der Abenddämmerung unter den hohen Buchen des Parkes, die an seiner Seite eintritt in den strahlenden Festfaal, die das Lachen über feine geliebten Züge gleiten sieht und ihm die Stirn glätten darf, wenn Unmuth und Sorge sie kräuseln, die ihn pflegen darf, wenn er krank ist, und die — o, Gott, Hab' Erbarmen! — die ihm Kinder schenken darf, welche feine edlen Züge tragen! —"

„Und wird er nicht Vergängliches leisten dann, wie jetzt? Giebt es eine Form der Arbeit, welche höher ist als die andere, auf dieser zerstäubenden Welt? — Wie viele Reiche sind zerfallen, wie viele Dynastien ausgestorben, und die Welt ist darum nicht schlechter oder besser geworden. — Aber — o ja, ich weiß alle Aber! Habe ich selbst es ibm nicht ge-

sagt — denn in seiner Nähe beherrschen mich seine Gedanken, — daß man seine Pflichten gegen die Mitmenschen erfüllen muß, daß man seine Gesichtspunkte beschränken soll, um überhaupt Etwas zu leisten! . . . O, wie weise habe ich geredet, immer mit dem lauernden Blick auf ihn, immer mit der ersterbenden Hoffnung, er würde antworten: „Alles, was mich Dir entfremdet, ist werthlos!" — Ja, ich habe es erhofft, aber Du, Fred, Du hast es nicht gemerkt. Du hast nur gehört, was der Mund sprach. Du nanntest mich ,einzig/ und ,edel' und ,großartia/ und sähest nicht, was ich litt! . . . Deine Natur ist die langsamere von uns Beiden — wird dasselbe Leid auch über Dich kommen, wenn zur Wirklichkeit geworden, was Du als Plan mir mittheiltest? Vielleicht — ich glaube es, aber ich wünsche es nicht. Du könntest es vielleicht nicht ertragen, ich ertrage es ja — ich wandle noch immer hoch über der Welt — mechanisch lache und weine ich, aber die Wolken, die mich tragen, sind nicht mehr von der Sonne vergoldet, es sind schwarze Regenwolken, und die Erde zieht sie an — o, wie sehr!" —

Kurt Braun wurde durch Klopfen an der Dhür aufgeschreckt. Es war nur Schwester Anna, welche fragte, ob das Zimmer, in welchem die Baronin Kjerfund gestorben, neu belegt werden dürfte? Es sei ja gründlich desinficirt worden, und man habe eben einen voni Dach gefallenen Arbeiter eingebracht — kein Mensch wisse, was er so spät noch auf dem Bau gewollt — und foust fei nirgends Platz . . .

Kurt gab seine Einwilligung und stand auf, um das Buch in's Feuer zu werfen.

Schwester Anna fah ihn scharf an: „Es ist Ihnen wohl fchwer, wieder in das Zimmer zu gehen? Aber mir müssen halt Alle weiterleben, was auch immer geschehe!" —

^llustrirte Bibliographie.

VildcratlaS zur Geschichte der deutschen Natwnallitterotm. Eine Ergänzung
zu jeder deutschen Liticraturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von I)r, Gustav
ffönnecke. Zweite verbesserte und vermehrte Aussage. Marburg, N. G. Elwert'scke
Verlagsbuchhandlung.

Die Geringschätzung, mit der man früher aus illustrirte Werke wissenschaftlichen Charakters nicht ohne Grund blickte, ist in dem Make gewichen, als auch die anfangs vorwiegend einer müftinen Augenweide dienende Illustration mehr und mehr systematisch, nach wissenschaftlichen Grundsätzen und Zielen nusqeübt wuide und die kritisch-historische Methode auch bei ihr. wie bei seder historisch'n Qw llenarbeit, zur Anwendung gelangte. Die überraschenden Fortschritte der modernen Rsvroductionstechnit kamen diesem Streben zu Hilfe, indem sie die unbedingt treue, unmanierirte Wied»rgabe alter Vorlagen, von Handschriften. Drucken, Kuv'erstchen u. s. w. <rmö„liclten. Heutzutage dünte es kaum eine wissenschaftliche Tiscivlin neben, welche der Hilie d»s ergänzenden Bildes ganz entbehren möchte: einzelne lönnen sie nicht entbehren. —

Ein Zeugnis, iür die steinende Wertschätzung der im Dienste der Wissenschaft stehenden und auf wissen scha'tlicher Grundlage ruhenden Illustration von Seiten der Fachgel,hrtcn wie des gebildeten Publicum« legt z. B. die Ausnahme ab, welche die im Jahre 1886 erschienene erste Aussage de« ^ilderatlas zur Geschichte t»r deutschen National» litttratur gefunden hat. Die Kritik hat damals die monumentale Bedeutung dieses Werkes, das eine erfreuliche Verbreitung in den Kreisen der Gebildeten gefunden hat, anerkannt, der gewissenhaften Gründlichkeit, den Kenntnissen und dem Geichmcck des Herausgebers wie dem Verdienst des Verleger« derartige Hvilrt>igung widerfahren lassen, das; sich eine eingehende kritische Beleuchtung des Wrkes setzt erübrigt. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß die zweite Anftnne eine rcrmelirte und in mehrfacher Hinsicht verbesserte ist. So ist die Zahl der Illustrationen von 1075 auf 2200 erhöbt worden, wozu noch 14 Beilagen kommen. Ilnter den hinzugekommenen Bildern befinden sich manche interessante aus Goethes und Schillers I'it; nuch ist der Vilder-Atla« bis zur Gegenwart fortgeführt worden, indem hervorragende Vertreter der neuesten Litieratlirpeiiode (wie Hauptmann, Sudermann) Platz gesunden haben. Freilich hat der Herausgeber in dieser Beziehung nicht alle wünsche crfiNen tonnen, u, A. vermissen wir das Portra,t Ludwig Fuldas. Eine Bereicherung und damit eine Erhöhung seines wissenschaftlichen Wcrthes hat der Atlas dadurch erfahren, daß von allen Handschriften

und Handichriften-Bluchstücken des wichtigsten Litteraturdeulmals des Mittelalters, de« Nibelungenliedes, Proben aufgenommen worden sind. Als Verbesserungen sind anzu- fühlen, taß einige Abbildungen fortgelassen und eine große Anzahl solcher, für die entweder

3 ^
-3
bessere Quellenbilder gefunden wurden, oder die durch die inzwischen sehr vervollkommnete,! RevroductionsmetlwKen schöner und klarer wiedergeaeben werden konnten, dura, guellcn« mähigere oder klarere Abbildungen ersetzt worden sin); ferner das; die erklärenden Texte

einer genauen Durchsicht unterzogen und auf Grund bei seit dem Erscheinen der 1. Auflage zu Tage geförderten Forschungsresultat« berichtigt worden sind.
Der Bilderallas zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste bringt die Bildnisse der bedeutendsten verstorbenen deutschen Svrachforscher und Literarhistoriker (wir Vennissen unter diesen Hettner); die zweite, die Hauptabtheilung, bringt die eigentliche Sammlung von Abbildungen zur Geschichte der deutschen Literatur. Diese Abbildungen erläutern die gesummte deutsche Litteraturgeschichtc von dem ältesten Auftreten der Nachrichten über deutschen Sang bis auf unsere Tage.

Mirislione und A»«us» «on Goethe, Aquarell von Hein». Mener.
A,,»: Dl, G»st»v Nönnecke: „»iloelatto,« ,ur ««schichte der deutschen Nattoualliiteratui,' Marl,»!,,, A. O, ßlweit'sche Äeil»<,»b»chh«ndl»Nl!.
Aus dem Mittelalter werden Nachbildungen der Handschriften und Drucke der bc> deutendstcn Literaturdenkmäler gebracht; Miniaturen aus den Handschriften, Texte mit wortgetreuer Uebeitragung. In der Uebergangsveriode vom Mittelalter zur neueren Zeit wird die bedeutsame Entwickelung des Buchdrucks vom rohen Blockdruck lehrreich venm» schaulicht. Vom Ausgange des XV. Jahrhunderts treten die Bildnisse der Dichter und Schriftstellei in den Vordergrund: daneben weiden interessante Bücheititel, einzelne Seiten aus wichtigen Drucken, littcrarhistorische Alterthümer und Denkmäler, insbesondere Grabmale! und Dichtcrstättcn wiedergegeben.

Die llügilche lind die lomische Wule »n («oclne« Viiite,
^eichnnn» d»n Angelilll Kaufmunn fi!r den Von» VIII der Äi>iche»'!chen Äu«a»dc von Gocidei Echristen.
NN«! Dl, »ultod «iinnecl«: ,»Ildera!!»s ,„l Geschichte der deutschen ü!»ti»n»llilteialul,"
Marburg, N, G, ^lwert'sche Nerlaglbuchhandlung.
^7»

Auch die Bücherillustration ist derart berücksichtigt, daß sich ihre Entwickelung m Deutschland von den Miniaturen de» XII. bis zum Anfange unseres Jahrhundert« «erfolgen laut. Zahlreich sind die Nachbildungen von Handschriften der Schriftsteller, insbesondere Namenszügen. Drr älteste sichere ist die Unterschrift König Koniadin? unter einer Pisaer Urkunde vom Jahre 1258. —

Diese Angaben lassen erkennen, welch' ein ungemein reiches Material in diesem Bilderalla« zusammengebracht ist, wie sehr derselbe geeignet ist, eine Stütze und Er»

OttNic l'o» PoMIch, Ooetye» Schwiegertochter, Augus!« Frau.
,'tre>dez«ich,»mg de« Weimar« Lithographen Heinrich Müller (um !82y»,
A„«: Dr. «u,tll° «önnecke: .Gilderatla« zur Geschichte d:r deutschen ütationallitteratur."
Maiburg, N, G. Elwelt'sche Verl aglluchhandlung.

ganzung des litierarhistorischen Unterrichts zu bieten, denselben durch Anschauung zu beleben und zu vertiefen. —

Die Ansstattuna des Werkes ist in jeder Beziehung vortrefflich; für treue und künstlerische Wiedergabe der Nildervorlagen habm namentlich die Kunstanstalten von Angerer K Göschl in Wien, Meiienbach, Riffarth K Co. in München und Berlin. Osterriitl» in Frankfurt a. M. und Werner K Winter ebendaselbst neiorgt. Von letztgenannter Firma rühren hei die werthvollcn farbissen Beilagen: Eine Seite aus dem Ooäei üri5«nt«!!8; die beiden Miniaturen aus der groszen Heidelberger Liederhandschrifl: Neid«

hait von Nenenthal inmitten seiner fröhlichen Bauern; Walther von der Vogelweide; die Nachbild«»« eines colorirten Holzschnittes aus dem Jahre 1530: „Der Nafcntanz" von Hans Güldcnmund in Nürnberg; von August Oslerrieth die farbige Tafel: flandrischer Teppich des XIV^,—XV. Jahrhunderts mit Scencn aus Wilhelm von Orlens (Original im Fürstl. Museum zu Sigmaringen): von Meifenbach, Riffarth ^ Co. die ausgezeichneten großen Photogravüren: Goethe, nach dem Oclbild von I. K. Stiele! (1828) und Lessina, nach dem Oclgemälde von I. tz. Tischbein d. Ä. (1760), welche nevst der amen Neprobuction des von Johann Gotthard Müller nach dem Gemälde von Anton Grafs gestochenen Portrait« Friedrich Schilleis dem Werke zum vewndcreu Schmuck gereichen. —

Der Bildcratlas umfaßt 11 Lieferungen von je 40—18 Seiten größten Formats. Ter Preis von 2,00 °«. für die Lieferung ist in Anbetracht res überaus reichen Inhalts, der gediegenen Anlstattung und des inneren Wcrthes ein überaus mäßiger zu nennen. Möge das in seiner Art einzig dastehende Werk die weiteste Verbreitung finden.

Bibliographische Notizen.

Lehrbuch der Allgemeine» Psychologie. Von Ur. Johannes Nehmte, o. o. Professor der Philosopbie zu Gieifswald. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Votz.

Das neue Werk des Verfassers mehrerer Hchinten über den Pessimismus und über Vit (von ihm idealistisch beantwortete'» Frage nach der Außenwelt stellt an die Fachgenossen eine Neihe bedeutender Ansprüche auf gründliche Auseinandersetzung, zumal da es auch abgesehen von Ansicht-:-uerschiedcnbeiten geeignet ist, znni Widerspruch herauszufordern — und zwar von seinen allgemeinen Anfänge» an (Definition der Wissenschaft, der «larbeit u. s. w.! psychologische Ausgabe der Physiologie, Logik, Acsthetit und lHthil, S. ^1 bis hinein in seine (imMeiten <z. B. das Fehlen des Bcanffö „Wahl" beim Anfassen der Willcn«fiagc und die Beslliräiitnng der Freihcit^siage ans die eine Frage „Determinismus—Indeterminismus"; ferner der völlige Mangel an Darlegung des inneren Wahrnehmens, besonders § 21), Auf diese seine Eigenschaft können wir hier nicht naher cingehn, muffen auf sie j doch hinweisen, da der Titel den tHinbruck erweckt, es handele üch um ein rem Fachlticiligteiten absehendes Lehrbuch, das den sicheren oder wenigstens sicher zu machenden Thcil einer Wissenschaft, sei es der Oeffentlichlcit, sei es dem Anfänger vermitteln soll. Diese Eigenschaft hinwider besitzt da« Wert nun einmal gar nicht und bemüht sich auch nicht nach ihr, so streng und anerkcnnenswerth und erfolgreich auch der Verfasser nach einer „allgemeinen" Psychologie gestrebt hat. Allerdings ist der derzeitige Ztllnd der Psychologie für Lehrbücher nicht günstig; aber felbst die Annäherungen daran, die es giebt (den „Arcnlo.no", den lleincn und großen „James", felbst den

„Holkinann") wird man für ein Lehrbuch immer noch uorzühen dürfe».

Die Aufgabe der Psychologie sei: „die Gesetzmäßigkeit der Veränderungen, welche man das Seelenleben nennt, klar zu be- greifen." Ihr „philosophischer" Thcil läßt den richtige», fraglos klaren Begriff von „Seele' überhaupt erst gewinnen; ihr „fach- wisfcufchllftlicher" Thcil hat „das Seelen- gegebene in der Mannigfaltigkeit der Be- wnßtseinsbcstimnithctt, wie sie das abstracte Indwidunm „Seele" bietet, und in dem gesetzlichen Zilmminenhang, nclcken das concreie Indimdmim .^cele° aufweist, klar zu blgiclfc»." Immer handelt es sich da- bei um „reine" Psychologie, d. h. abgesehen von den Beziehungen des Bewußtseins zum „Gegenstand". — Zur Einzelflagen ist das Werl umso weniger zu benutze», als ihre Beantwortung hier zu sehr von der Ge- sammllcisluüg abhängig sein dürfte.

H, «enm,

Tic Julunft Ncr Philosopic. Antritts- vorlesung ron 1!r, Karl Jocl, Prwat- doccnt der Philosophie an der Universität Basel. Basel, Benno Schwabe.

Referent hat verflicht, dem Büchlein an einer besonderen Stelle gerecht zu werden, und darf dies hier wohl dahin zufammen- fasfen, daß er IM» ersten alademifchen Griff mit Freude ob feiucr warmen Idealis- men begrüßt, trotz einer etwas weitgchcn»

den Vereinfachung der angewendeten Begriffe. Gegenübel den vielen Todtsagungen der Philosophie eines ihrer noch viel zahlreicheren Lebenszeichen. H. 8olun.

Philosophie der Vefrelun« durch das reine Mittel. Beitrüge zur Pädagogik des Menschengeschlechts von Dr. Bruno Wille. Berlin, S. Fischer.

Die Bedeutung dieses Buchs beruht auf seinem llaren und selbstständigcn Ein» greifen in die Fragen der gegenwärtigen und nächsten Gesellschaftsentwicklung. Bei diesem seinen „praktischen" Werth beanlvrucht es einerseits eine geringere fach» wissenschaftliche, andererseits aber eine um so größere allgemeine Anfmerlsamleit und zwar wenigstens von Seiten Derer, die mit feinen Gegenständen maßgebend zu thun haben. Grundgedanke: „Rein ist ein Mittel nur dann, wenn es durch seine Nebenwirkungen seinen Zweck gar nicht oder verhältnißmäßig wenig beeinträchtigt. Da nun mein Ziel, mein höchster Endzweck ,der freie Veinunftmensch ist, so verstehe ich unter .. . ,dem reinen Mittel' lediglich solche Maßnahmen, welche ., . uns den fielen Vernunftmenschcn thatsächlich näher bringen, nicht aber gegen Freiheit und Vernunft so erheblich verstoßen, daß sie in dieser wichtigsten aller Beziehungen mehr schaden als nützen." — Statt einer eingehenden Kritik seien hier als Beispiele vermerkt: die willkürliche Einengung bei Weichbegriffs auf das Angenehme und der Mißgriff, daß bei den „Individuellen Mittelwerthungen" der Gegensatz „normal" und abnorm" oder „anomal" (wie es statt des fehlerhaften Wortes „anormal" heißen muh) mit dem Gegensatz des Alten und Neuen sowie mit dem des Allgemeinen und Individuellen verwechselt ist.

N, l^Irm,

Heitschrift für Philosophie und philo« sophischc «ritil. . . 104. Bd. 1. Heft. Leipzig, Verlag von C. E. M. Pfeffer.

Ein Stück Fortsetzung der in unserm Februllheft 18!)4 genauer besprochene» Iubiläumsbände. Hervorzuheben wären diesmal Uebersichtcn über Rußland, England, Amerika und die feinsinnige Schätzung, die Theobold Ziegler kleineren Schriften von Franz Brentano angcdeihen läßt. — War' es nicht dieser Zeitschrift würdig, wenn sie auch die äußeren, insbesonders die Lehrveihältnisse der Philosophie in ihren regelmäßigen Beachtungslnis einbezöge? ll. 8odn,,

Vntwickelungsgeschichte der Natu».

Von Wilhelm Bölsche. 2 Bände und gegen 1000 Abbildungen im Text mit 16 Tafeln in Schwarz- und Farbendruck, Geb. Preis 15 Marl, auch in 40 Lieferungen i 30 Pf. — Neudamm, Verlag von I. Neumann. —

Der Stoff zu dem vorliegenden größeren Weile hat zwar bereits früher berufene Bearbeiter gefunden, gegenwärtig fehlte es aber an einem derartigen Buch, dos dem Laien das reichhaltige Material, unter Zugrundelegung gerade auch der neuesten Errungenschaften auf naturwissensäafilichem Gebiet, übersichtlich und in durchaus allgemein verständlicher Weise darbietet. Diese Aufgabe zu lösen und ein derartige« Werl zu schaffen, ist dem Verfasser vortrefflich gelungen. Derselbe, der auch durch seine Bemühungen, die Aesthctik auf eine naturwissenschaftliche Grundlage zu stellen, sich bekannt gemacht hat, erweist sich in dem vorliegenden Werte als ein gründlicher Kenner der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften bis in ihre jüngsten Eniwickclungen, Bei glänzender Stilistik versteht er das Interesse des Lesers zu gewinnen und dasselbe von Cavilel zu Eapitel zu steigern. Die ganze Behandlung des mächtigen Stoffes geht von großen Gesicht«» Punkten aus, nirgends verletzend, dabei ist der Verfasser weit entfernt, etwaige Lücken unserer Ertcnntnih zu verdecken, vielmehr vertritt er, wie er dies in der Einleitung hervorhebt, die Ansicht Alexander von Humboldts, „daß jenes einseitige Sichsteifen auf die letzten Rälhselfragcn, von deren zeitlicher Unlosbarkeit man in gewissen Kreisen immer wieder nur zu gern den Culturweith der Naturfoischung abhängig machen möchte, wesentlich in solchen köpfen entsteht, die gar leine Ahnung besitzen von der wirklichen Giütt, dem Rcichthum und der Schönheit der bereits zu voller Klarheit erforschten Gebiete der Naturwissenschaften, — Wer von einer rechten Liebe zum Nllturstudium und von der erhabenen Würde desselben bestell ist, kann durch Nichts entmuthigt weiden, was an eine liinitige Vervollkommnung des menschlichen Wissens erinnert." Unter dieser Voraussetzung, schreibt der Verfasser, sei unser Weg begonnen. —

Da« umfangreiche Werk besteht aus 2 Bänden, jeder Band gegliedert in drei Unterabtheilungcn (Bücher). Der erste

Band beschäftigt sich mit der Entwickelungs» geschichtc der menschlichen Kenntnih der Natur, ferner mit der Entwickelungs-cieschichte der außerirdischen Welt, vom Nebelfleck bis zum Planeten, und schließlich mit dem Urzustand der Erde und den vulcanischcn Erscheinungen der Gegenwart. Die Entwickelungsgeschichte der außer-irdischen Welt kann als ein vollständiges populäres „Compendium der Astronomie" bezeichnet werden. Der zweite Band um-faßt in seinen einzelnen Bücher» die Erbe in der ältesten Epoche ihrer Entwickelung, alsdann die Trias-, Iura» und Kreidezeit und schließlich den Zeitraum von Beginn der Tertiärzeit bis zur Gegenwart. In sehr interessanter Weise behandelt in diesen! Band der Verfasser die Darwin'sche Lehre, die er aus den Thatsachen heraus, stufen-weise entwickelt und dem Leser vorführt. In einer Reihe von Abbildungen, die sich dem Texte genau anschließen, wird das interessante Gebiet der Anpassung, Mimilry. dem Leser veranschaulicht. Weilerhin er-läutert der Verfasser in sehr ausführlicher Weise die geschichtliche Nnlwickelung bei Organismen von den ältesten Urformen bis herauf zum Menschen. Dem Letzteren ist das Schlußcaftitcl gewidmet, in welchen», bei Vermeidung extremer Schlüsse, den Resultaten einer vorurlheilsfreien Forschung Rechnung getragen ist. Ein ausführliches Register ist dem zweiten Band am Schluß beigeiügt. —

Zahlreiche Illustrationen, theils nach Original-Photographien, «Heils nach Zeich-nungen, erläutern den Text; das recht gut ausgestattete Werl kann wnrm empfohlen weiden. li,

Vorspiele auf dem Theater. Drama-turgische Skizzen von Paul Lindau. Dresden und Mcn, Verlag des Uni-versum. (Alfred Hauschild.)

An dramaturgischen Werken, die sich mit den Gesetzen, nach denen der drama-tische Dichter schaffen soll, resp. nach denen die anerkannten Meister des Dramas ge-schaffen haben, befassen, fehlt es nicht; da-gegen fehltes an eincrpialtischen Drama-turgie, an einem Werke, welches uns die Phasen vom fertig vorliegenden Werk des dramatischen Dichters bis zu seiner Ver-körperung auf den weltbedeutenben Brettern beleuchtet, das die Thätigkeit des Dichters nach Vollendung seines Werkes, sein Verhältniß zum Regisseur, die Thätigkeit des Letzteren sowie des Schauspielers auf den Proben wie bei der Aufführung schildert.

Diese Hücke füllt das vorliegende Buch Paul Lindau« in bantenswerther Weise aus. Die reichen Erfahrungen, die Paul Lindau als Bühnendichter, Dramaturg und Theaterkritik« gesammelt, und die er jetzt in einflußreicher Stellung nutzbar zu machen Gelegenheit hat, die Einblicke, die er durch seine persönlichen Beziehungen zu bekannten Bühnenleitern und berühmten Schauspielern in das Lebe» und Treiben hinler den Coulissen sowohl an deutschen wie an fremden, vornehmlich französischen Theatern hat thun tonnen, setzen ihn in die Lage, diesen Gegenstand mit vollster Sachkenntnis; zu behandeln; daß dies außer- dem in gefälligster Form, in fesselndster, durch zahlreiche, charakteristische und amü- sante Anekdoten und eigene Erlebnisse Linbaus gewürzter Darstellung geschieht, braucht »icht erst versichert zu werden.
Das Buch setzt sich aus drei Abhandlungen zusammen: »Regie unb Inscentrung", »Dichter und Bühne in Teutschland und Frankreich" unb „Ueber die Kunst des Schauspielers". In dem eisten Aufsätze wird die wichtige Thätigkeit de« Regisseurs, von deren Wesen und Bedeutung das große Publicum leine Vorstellung hat, sowohl in Bezug auf die „Inyallsregie", wie auf die .Formrcgie" (Inscenirung) — wie Lindau es bezeichnet — eingi heno gewürdigt und ei» anschauliches Bild von dem Ver- laufe der Leseproben, Bühnenproben u. s. w. gegeben. Altcingewurzelte Mißstände a» deutschen Bühnen werde» in lehrreicher Weise bloßgelegt unb mancher beherzigenö- wcrthe Wink gegeben, dessen Befolgung Regisseuren und Schauspieler» von Nutze» sein dürfte. Der zweite Aufsatz zeigt die verschiedene Stellung, welche der deutsche unb der sranzösische Dramatiker ihren Bühnen gegenüber einnehmen — eine Parallele, welcle nicht zu Gunsten der deutschen Theaterverhältnisse auefällt. Ter dritte Essay beschäftigt sich, anknüpfend an Auslassungen des bekannten französi- schen Schauspielers Coquelins, mit der Kunst des Schauspielers und erörtert be- sonders die Frage, ob der wahre Schau» spielkünstler mehr im Banne der Inspiration, oder der künstlerischen llebcrlegnng stehe, ob er in der Rolle ober über ber Rolle stehen müsse, um die größte und reinste Wirkung zu erzielen. —
Das Buch ist zunächst Allen, die mit der Bühne in engerer Beziehung stehen, vornehmlich also Theaterleitern, Regisseuren unb Schauspielern, femer aber auch Allen,

die für das Theater und die dramatische Kunst Interesse haben — und wer zahlte nicht zu diesen, — angelegentlich zu empfehlen. 0, N'.

Katalog der Vereinigung der Kunftfrcnude für amtliche Publikationen der irönigl. National-Galcrie. Berlin.

Längst überwunden ist jene farbenfcindliche Periode einer dem wirtlichen Leben allzu sehr entfrcmdet-n Kunst: der Standpunkt, de» einst Diderot in seinem e«»ni 3ur I» psint^ r« einnahm, in dem er die Farbe als den „göttlichen Hauch, der Alles belebt," pries, ist wieder zu allgemeiner Geltung gelangt: nicht nur in der Kunst selbst kommt dieser neu belebte, gesteigerte und zugleich verfeinerte Farbensinn zur Geltung, auch die vervielfältigende Kunst sucht ihm mehr und mehr Rechnung zu tragen. Die Schwierigkeiten, mit denen sie hier zu kämpfen hatte, um den künstlerisch gebildeten »«eschmael zu befriedigen, sind allmählich überwunden worden: und ncl-cn der Photographie und der Radiruna, deren Bevorzugung in neuercr Zeit schon den neubclebte,! Zinn für malerische Wirkung docunie!,tirt, kommt mehr und mehr die sarb!gc Wedergabe hervorrage, der Gemalte in Aufnahme. Ein neues Verfahren: der Farbenlichtdruck von Ad. O, Troitzsch ermöglicht es, die Kunst.rrrke mit der vollsten Treue des photographischen Nachbildes und mit der — nur gemäß der veränderten Gros« rcdilcittcn — Farbcnwirtnng des Originals wiederzugeben. Ter Eindruck, den die nach diesem Verfahren erzeugten xunstblättci mache», kommt dem der Urbilder so nahe, das; sie einen wirklich annehmbaren und willkommenen Ersatz für dieselben bilden und man fast vergißt, daß ihnen ein mechanisches Verfahren zu Grunde liegt. Eine solche Treu?, vereint mit künstlerischer Feinheit der colorisiischcn Nachbildung ist bisher noch dnrch lein Veroielfältigungsverfahren erreicht worden. Tic Direktion der tgl. Nationil Galerie verdient daher lebhafte Anerkennung, daß sie einen Theil ihrer >!»nsts>l äye mit Hilfe dieses Verfahrens dem kuüstsinnigcn Publicum zugänglich machen will und dielen Zireck durch die von ihr begnindetc Veremiaung dcrKunstfrcunie zu erreichen sucht, deren »«cschä'tsleitung in die Hände von Ad, O. Troitzsch gelegt ist Tic Verciniaung liefert ihren Mitgliedern für einen Jahresbeitrag von 20 Mk. Vereii>sbilr>er nach freier Wahl in gleichem Werthe (ein Normalbild, bezw. zivei Halbblättcr oder 4 Wappenbildcr), Ter Katalog

für 1895—1896 weist Gemälde auf von v. Canal, Ed. Fischer. Carl Graeb, Ed. Hildebrandt, v. Schennis (Landschaftliches und Architektonisches), Ernst Hildcbrand (Königin Luise auf der Flucht nach Memel), Ferdinand Keller (Apotheose Kaiser Wilhelm'« des Siegreichen,; Adolf Menzel (Trockenplatz), Karl Müller (Madonna), Karl Soltzmann (Kaiser Wilhelm II. an Bord de« .Tuvcan Gren" auf der Wal-Jagd), Anton v. Werner (Im Mappen» quartier bor Paris), die sämmtlich durch kleine, aber gute, klare Phototypien wieder-gcaebcn sind, so daß mau auch ohne die bei-gefügte genaue Beschreibung eines ieoen Bildes eine genügende Vorstellung von jedem Kunstblatt« bekommt, um nach den Kata-logen eine Wahl treffen zu können. Wir wünschen den, Unternehmen gedeihlichen Fortgang unter der Theilnahme des kunst-sinnigen Publikums. —I—

Tas Werl Adolph VlcnlrlS. Eine Festgabe zum 80. Geburtstage des Künstlers. Ein Band Großquart mit U1 Vollbildern und 108 Tezt-Illustra-tionen.

Franz von VenbachS Zeitgeuössifchc Plldulffe 40 Portratts in Photo» grcwüre. Großfolioformal. Neue Folge.

Richard Wagner. Von Houston Stewart Ehnmberlain. Mit vielen, meist unveröffentlichten Portraits, Vig-netten und zahlreichen anderen Illustra-tionen, Facsimilcs u. s. w. Vcrlags-anstall für Kunst und Wissenschaft in München, vormals Friedrich Bruckmanu.

Tie durch ihre heroorragcndcn Leistungen auf dem Gebiete der künstlerische:! Rcvro-duction bekannte und dadurch um die Kunst selbst verdiente Münchener Firma bringt zu gleicher Zeit drei Werke von hervor-ragendem Kunstlverlhe auf den Markt, mit denen drei der bedeutendsten Namen unserer Zeit verknüpft sind.

Von aciucllem Interesse ist besonders das erste der drei Weil?, welches unscrm genialen Menzel, dem Bahnbrecher einer neuen «mist gewidmet ist, der demnächst, am 8, Tcccmbcr, seinen 80. Geburtstag feiern wird. Das ist ein Zeitpunkt, der es zur Pflicht macht, die gewaltige Lebens-arbeit dieses Meisters, der noch als Greis die Frische und Schaffenskraft eines Jüng-lings offenbart, auch weiteren Kreisen ein-gehend vertraut zu machen. Tas Don der

Verlagsanstalt im Jahre 1885 herausgegeben« große Menzelweil ist, da es nur in einer Auflage von 350 Exemplaren hergestellt war, natürlich auf einen sehr engen Kreis beschränkt geblieben. Die vorliegende Ausgabe, die in eleaantem Bande 40 Mt. kostet, wird dem Mangel abhelfen. Sie schildert die ganze künstlerische Thätigleit Menzel« in Wort >,nd Bild, Der Text rührt von Ml,z Jordan her, der, nachdem er lnn die eilten künstlerischen Aeußerungen des frühreifen Knaben besprochen, ausfuhr» lich jene epochemachenden Leistungen Menzels würdigt, durch die er das Zeitalter Fried» richs de« Großen zu neuem Leben erweckte, durch die er dos Vcrständniß für den großen König und seine Zeit so ungemein gefordert hat, so daß jene Werke nicht nur im rein künstlerischen Sinne reformirend gewirkt haben.

In ebenso klarer, einfacher, anziehei,der Darstellung, wie Jordan diese Periode schildert, in der der Genius des Künstlers, anfangs von einer unentwickelten Illustrationstcchnil beengt, dann auch deren Vervollkommnung mit fördernd, wacdtvoll zum Duichbruch kam, führt er uns auch die weitere Entwicklung vor, in der sich der Meister der lünsllerische» Wiedergabe der gegenwärtigen Wirklichkeit zuwandte — Das Werl ist reich und glänzend aus» gestattet, mit 31 ausgezeichneten ganzseitigen Lichidruckdilderu »nd 106 Tcxtillustratiouen geschmückt. —

Die Neue Folge der „Zeitgenössischen Bildnisse" von Franz von Leubach — deren erster Band vor nahe 10 Jahren erschienen — bietet nach einer, uom Künstler selnst getroffenen Äusvahl eine Auslese des Bidcutendstcn, was Leu» buch im letzten Jahrzehnt gclchiffcn: 40 Portraits zumeist von berühmte» Persönlichkeiten; darunter: König Albert von Sachsen, der Prinzregeiit von Bayern, Papst Leo XIII., Finst Ferdinand von Bulgarien, Fürst Bismarck (2 Mal), Fürst Hohenlohe, «ras Moltle, H. v. Bülow, Richard Wagner, Ioh, Strauß, «eorg (lbeis. Richard Von, Heim, Lingg, Schweüinger, H. v. HImholtz, Rcinh. Begas, ^ienbach mit Kind; Mnrcella Sembrich, Lillian Sanbcrson. Das Bildniß der Letzteren beweist, wie das der Gräfin Goltz und der Madame C., daß der >ti'»mler, obwohl er sich nicht des Rufe« eine« speciellen Damcnmalers eifrent, dem weichen weiblichen Schönheilsreiz ebenso gerecht zu werden vermag, wie männlicher Willei-s-

starke und Intelligenz. Den Beschluß
macht ein reizendes Bildniß des Töchterchens
des Künstlers: Marion Lentmch. Ucber
Lenbachs Charatieiislrunllskunst, die uns
mit so überzeugender Kraft den Wesensge-
halt jeder Persönlichkeit in ihrem Antlitz zum
Ausdruck zu bringen vermag, brauchen wir
uns hier des Weiteren nicht auszulassen.
Diese zeitgenössischen Bildnisse, welche uns
hier in prächtige» Photogicwürcn in Groß-
foliosormat angeboten werde», haben in der
Tbat neben ihrer hohen künstlerischen Be-
deutung den Wcrth von Documenten zur
Zeitgeschichte.
Nur einen kurzen Hinweis könne» wir
hier dem Werke über Richard Wagner
vo-i Chambeillin, widmen, von dem
uns znr Zeit nur die erste Hälfte vorliegt,
und auf das wir noch eingehender zurück-
kommen werden. Das von einem gründliche»
Wagnerkcnnci und begeisterten Wagneiuer-
ehrer herrührende vornehm ausgestattete und
mit zahlreichen Illustrationen geschmückte
Werk bringt viel bisher Unbekanntes, das der
Herausgeber zum großen Theil den von
Frau Cosima zur Verfügung gestellten
Schätzen ans Villa Wahnfried verdankt.
Hier soll auch zum ersten Male ei» voll-
ständiges Verzeichnis! der Werke Wagners
geboten werden. Das Werk wild 24 Ml,,
gebunden 30 Ml. kosten. —I—
Vavonesl. Nr. Roman von F. Freiherr
von Dintlage (Hans Nagel von
Brawc), Trcsoeu und Leipzig, Carl
Reißner.
Wie schon der Titel crrathen läßt, ist
die Heldin des Romans eine junge, schöne
Baroneß, lloctar modieina« und erfüllt
diesen Beruf, zu dem sie sich durchgerungen,
nachdem ihre Herze>isllnc,clegcn!ieiten durch
eine Veikettung mißlicher umstände Schiff-
bruch gelitten, im segensreichsten und
edelsten Sinne. DcrVcifasser doeumentirt
sich in seinem Werke als ei» Vorkämpfer
der Franenuewrgung und Anwalt derjenigen,
die für die Zulassung der Frauen zu den
gelehrte» Berufe» ftlnidiren; es geschieht
tics in duichans nicht lehrhafter Weise,
er versucht nur nm Beispiel zu überzeugen,
und wenn er seiner Hcloin Worte in den
Mund legt, welche seine Parteinahme für
diese viel umstntteiie Frage dcthätigen, so
fügt sich Rede und Gegenrede ohne Auf-
dringlichkeit in den Rahmen der Erzählung.
Nur die Basij, auf welcher die Ver-
wicklung sich ausbaut, die das Herzens-
bündnii! der Baroneß in einer Katastrophe
enden laßt, erscheint uns ziemlich künstlich

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1895:2.

View full catalog record

Get this Book

Add to Collection

Add Item to Collection

Share

About versions

Illustrirte Nibliographie.
^U
Verlagsanstalt im Jahre 1885 herausge-
geben« große Menzelweil ist, da es nur in
einer Auflage von 350 Exemplaren herge-
stellt war, natürlich auf einen sehr engen
Kreis beschränkt geblieben. Die vorliegende
Ausgabe, die in eleaantem Bande 40 Mt.
kostet, wird dem Mangel abhelfen. Sie
schildert die ganze künstlerische Thätigleit
Menzel« in Wort >,nd Bild, Der Text
rührt von Ml,z Jordan her, der, nachdem
er Inn die eilten künstlerischen Aeußerungen
des frühreifen Knaben besprochen, ausfuhr»
lich jene epochemachenden Leistungen Menzels
würdigt, durch die er das Zeitalter Fried»
richs de« Großen zu neuem Leben erweckte,
durch die er dos Vcrständniß für den großen
König und seine Zeit so ungemein gefordert
hat, so daß jene Werke nicht nur im rein
künstlerischen Sinne reformirend gewirkt
haben.
In ebenso klarer, einfacher, anziehei,der
Darstellung, wie Jordan diese Periode
schildert, in der der Genius des Künstlers,

anfangs von einer unentwickelten Illustrationstcchnil beengt, dann auch deren Vervollkommnung mit fördernd, wacdtvoll zum Duichbruch kam, führt er uns auch die weitere Entwicklung vor, in der sich der Meister der lünsllerische» Wiedergabe der gegenwärtigen Wirklichkeit zuwandte — Das Werl ist reich und glänzend aus» gestattet, mit 31 ausgezeichneten ganzseitigen Lichidruckdilderu »nd 106 Tcxtillustratiouen geschmückt. —

Die Neue Folge der „Zeitgenössischen Bildnisse" von Franz von Leubach — deren erster Band vor nahe 10 Jahren erschienen — bietet nach einer, uom Künstler selnst getroffenen Äusvahl eine Auslese des Bidcutendstcn, was Leu» buch im letzten Jahrzehnt gclchiffcn: 40 Portraits zumeist von berühmte» Persönlichkeiten; darunter: König Albert von Sachsen, der Prinzregeiit von Bayern, Papst Leo XIII., Finst Ferdinand von Bulgarien, Fürst Bismarck (2 Mal), Fürst Hohenlohe, «ras Moltle, H. v. Bülow, Richard Wagner, Ioh, Strauß, «eorg (lbeis. Richard Von, Heim, Lingg, Schweüinger, H. v. HImholtz, Rcinh. Begas, ^ienbach mit Kind; Mnrcella Sembrich, Lillian Sanbcrson. Das Bildniß der Letzteren beweist, wie das der Gräfin Goltz und der Madame C., daß der >ti'»mler, obwohl er sich nicht des Rufe« eine« speciellen Damcnmalers eifrent, dem weichen weiblichen Schönheilsreiz ebenso gerecht zu werden vermag, wie männlicher Willei-s-starke und Intelligenz. Den Beschluß macht ein reizendes Bildniß des Töchterchens des Künstlers: Marion Lentmch. Ucber Lenbachs Charatieiislrunllskunst, die uns mit so überzeugender Kraft den Wesensgehalt jeder Persönlichkeit in ihrem Antlitz zum Ausdruck zu bringen vermag, brauchen wir uns hier des Weiteren nicht auszulassen. Diese zeitgenössischen Bildnisse, welche uns hier in prächtige» Photogicwürcn in Großfoliosormat angeboten werde», haben in der Tbat neben ihrer hohen künstlerischen Bedeutung den Wcrth von Documenten zur Zeitgeschichte.

Nur einen kurzen Hinweis könne» wir hier dem Werke über Richard Wagner vo-i Chambeilllin, widmen, von dem uns znr Zeit nur die erste Hälfte vorliegt, und auf das wir noch eingehender zurückkommen werden. Das von einem gründliche» Wagnerkcnnci und begeisterten Wagneiuerehrer herrührende vornehm ausgestattete und mit zahlreichen Illustrationen geschmückte Werk bringt viel bisher Unbekanntes, das der Herausgeber zum großen Theil den von Frau Cosima zur Verfügung gestellten

Schätzen ans Villa Wahnfried verdankt.
Hier soll auch zum ersten Male ei» vollständiges Verzeichnis! der Werke Wagners geboten werden. Das Werk wild 24 Ml,, gebunden 30 Ml. kosten. —I—

Vavonesl. Nr. Roman von F. Freiherr von Dintlage (Hans Nagel von Brawc), Trcsoeu und Leipzig, Carl Reißner.

Wie schon der Titel crrathen läßt, ist die Heldin des Romans eine junge, schöne Baroneß, lloctar modieina« und erfüllt diesen Beruf, zu dem sie sich durchgerungen, nachdem ihre Herze>isllnc,clegcn!ieiten durch eine Veikettung mißlicher umstände Schiffbruch gelitten, im segensreichsten und edelsten Sinne. DcrVcifasser doeumentirt sich in seinem Werke als ei» Vorkämpfer der Franenuewrgung und Anwalt derjenigen, die für die Zulassung der Frauen zu den gelehrte» Berufe» ftlnidiren; es geschieht tics in duichans nicht lehrhafter Weise, er versucht nur nm Beispiel zu überzeugen, und wenn er seiner Hcloin Worte in den Mund legt, welche seine Parteinahme für diese viel umstntteiie Frage dcthätigen, so fügt sich Rede und Gegenrede ohne Aufdringlichkeit in den Rahmen der Erzählung. Nur die Basij, auf welcher die Verwicklung sich ausbaut, die das Herzensbündnii! der Baroneß in einer Katastrophe enden laßt, erscheint uns ziemlich künstlich

construirt, hier Wirten Zufälligkeiten mit, die aufgeklart weiden müßten, und bah st« nicht aufgellärt weiden, ist unglaubhaft und unnatürlich, —

Die Begeisterung des Verfasseis für den Prinzen Friedrich Karl, welcher er in seinem Roman den lebhaften Ausdruck verleiht, lann der Leser willig in den Kauf nehmen, wenn auch die Gestalt des Prinzen in recht losem Zusammenhang mit dem Gang der Handlung steht und wohl nur aus besonderer Sympathie des Autors mit hinein verflochten worden ist. m«.

Vl» P»8»l«ml». Lebenslieder von Hermine von Preuschen. Verlag von Carl Neisncr, Dresden und Leipzig.

„Vi» pu^innis" zeigt, wie die unter dem Titel „Ne^in» viws" früher erschienenen Gedichte dieser hochbegabten Schriftstellerin, das gleichsam impulsive Forttlinge» desselben webmüthigen Gm>u>gedantcns, der Sehnsucht nach Glück, des schmerzlichen Ge» sühls seelischer Vereinsamung als Leitmotiv. Nicht die Blume beglückender Liebe — die Rose — sondern die wildwuchernde Vlüthe der Leidenschaft, der rothe Mohn ist das Sinnbild dieses schnell schlagendem, glühenden Frauenhcrzen«: „Und wieder flammt vor meinem trüben Blick — Der rothe Mohn! — Der rothe Mohn — Und spottet meines Leids — Und mahnt an jeden ungeluhten Kuh — Und mahnt an all die ungelöschte Gluth — Und mahnt an meine: Seele tiefste Qual — Ter rothe Mohn!'

Bei der Betrachtung einer vom Trödle: getauften schadhaften, alterthümlichen Uhr, welche nach ihrer Nestaurirung täglich eine Stunde vorgeht, ruft sie aus: „Ich aber lann ihr tolles Thun begreifen, — Ist sie doch wie ein lranles, müdes herz — Dem noch ein Glück genaht in zwölfter Stunde — Und da» darum nun Alles, was c« j« — Versäumt in jahrelanger Oede, möchte — Mit wllbei Pulfc ungestümen Söläger: — Einbringen n."

Es ist daher begreiflich, daß in den vorliegenden Gedichten nicht die Windstille der Zufriedenheit, sondern der Sturm des Verlangens und tes Widerspruchs vorherrscht, Ruhm und Liebe sind zuweilm der Dichterin nur Wahn und Traum, Wellenschaum und Meeresleuchten. Sie hält alles Glück für ein Phantom, und in ihrer Seele ist ob der armen, mensctlicheu Gefühle, ob des zaghaften, Neinen Ringens ein Lachen wie jenes Lachen der gestürzten Ongel, die all der weiten Schöpfung Gein begreifen und doch sich bäumen wider ihren

Herrn; ab« sie lommt auch wieder zu einer versöhnlichen Lebensauffassung uno schlicht da« Gedicht „Aufruhr" mit den Worten:
„Dein ist die Liebe und ihr Wunderglauben. — Wer viel geliebt, dem wirb auch viel vergeben — Lach Deines Schwurs, dcs thöricht-sehnsuchtstauben, — Latz leinen Tag des Glücks Dir ferner rauben — Aus diesem armen, kurzen Menschenleben." —
Sie erinnert sich daran, daß sie noch Flügel hat, die sie emportragen ob allen Wust und alle Qualen des Alltags in die reinen Lüfte, darin allein ihr Genius wirtl und lebt. Tafz aber der Dichterin auch fanstere, harmonische Töne zu Gebote stehen, beweisen die tiefempfundenen Lieder, in denen sie ihre Liebe und ihre Mutterliebe ausllingen läht. ml.

lü,«el»»eene Lllclier. LeHpi-ecliuiU n»c!i H»««»Iü <!er NüäzcUou vuideblllle,,.
^,11»», 0. V^ ^Nü«l L!»„l!>,<:>l, I^Orm,,: 12,1,"
<8cb!u»8.> Mutiert, I/moi, Deut«<:!!l,V,^>l>z!>'
U^V»i!<:!!l>lt,
»l'>,s«t!l>„t>,l>I. I)^!?.«!mt« >»!!ly;e. Ait ?„i-
t,A>t Uüä ,^!,!,!Kwi>6 >>ü« ^Vlllmlmuüeü Äei-
I>K'!>t«>'w, «üu!«»deiv !, ?>',, ?elll. Uever.
8>!»!<!„».>t. 1.>^,?,Iss. ?, Uilt ^ 8nd„.
2«Ul». ^, II,, vi« ^>«>,!e!,t!!c!»' I3nt»IcK>U!!l; <>e«
»l«!licl,>>» 8>i»„!«!! un<! c!e>' meälcin!,«?!,«!,
l'i'iücli'K!> V>,,Ioi,.
»«,1«, 0, vr„ 0-,,-, ssl,I„^,> «>„!>, ^,„, I^!„ t!,'-
»«d!e!>t,<!>!IH. 2v,ite .V>,!I»ge, K»>z>!, U»x
Xi,,!l^«t>«!-ss, !!<,,'!,»>!;,<elw VorI»L»6ruc!leleI,
Ü!!>!er unä «Kl?,,!?» »UÄ >!e»> Lulditeulebrü
«<1,«reiß, ^Vlw'it I.!n>b!,s!i,
2I»u>»ieIi'» ll»lulvnlt« »n cl»» Äeut«tl^
Volk. 2u«ll!,>mei>ee«t<:!tt uns erliinten ^.,,
lll. «»>>» LIum, üiwuzen, X «l!»^ von ?»!m
2I»nob, s,>l>. UeäloKle, XU7!c>! und I^«Ip?,i<,'.
V«r!»ß von „8ten>,< Iitte>«n^cd«U! IjxüeNn
der ßeb«,:^",
Nlunl, II, N,„ >U,ül li^umiek ui,H ><,'w« X«!,,
1^,,»' I«„ß,»pl>il! llll >!«,-< <!eut«el!0 VoUt. 8,m<l
V—VI. zm„cl!e„. <^. N. Lee!i!<e!!e VelUiss«-
!mc>,>,»n<I!lmL,
2«!il<lu, I!., Der I!«„^rb»w>!>»s. »nm«!^
t'. ?n»tlu>« <i: l^>.
»u»«, c.. »Nr <!, l!c!i<»>. ^tuttMi-t. ^. U.cnN,'«
XlledlulMi-,
- r,l„m«, I.«!>>?,iz, H, <!. l>!>!>««Ui!s.

Ol««lv, L., Xonlgzieid. vr»m» !l> lllnl Hüten,
Dresden und N«inx>L, Neinrlrn llinden.
ll^on, ü. d«, Na ssuerre nuia Mix? N»»«»nne,
N. Nend».
— Illztuire d« Nüntente rr»»c»-Iln»le I88U-I894.
Nueument» et .«ouveul!?, Hvee un nortrait
d« Ilatlln5. Deuxlome edltinu. Lausanne, N.
Lenda.
^»lu», I?., Onlndoveeli. Nl5tor!«<:b«r lluman »u»
der Vil»ler»»nd«ru»ss. Vierte HnHl^e. Nein-
«i«, LreltKops uns Ulutei,
IH»ut» Hiizdieri, N,l llivin» Commedi». Nive«!nta
»ei teztn eom»,eut»t» da (!, H. Keaitlünini.
ziilann, Villen Noepil.
v«ut»elll»ü<!» Aulili!«»t»^« 1870—7l. In
8on!Iderm>p!en von llit«tleltern. N!el«iiu,L
L—5. r?»ll!«!iuvv, !l»x Nabenxien.
Dtll>ti«i, Ueinrled, (inetde. Karl HußtUit »nd
Nttoliar Norenx, Li» Nenlimal. Nresdeu,
Nre«deuer Ver!a3,«un»t»!t !V. W. ü«ede>.
2«lii>cliell. ?!>,, Hu« »Item Hau««, Roman,
Nein«ij?, lindert l^rie«« !Hr!I>. Lavaei!.
Hill, L., Ypler der 2«!t. Lvvel Novellen au» dem
Wiener Neden, ^e,u>, llermann Oostenodie.
^«oliiiolit, L,, Unter dunklen Illen»e!,en, Itoman.
Neriln, !?. ?ont»u« ö!i <?«.
üve«. ?,, lleut«elw Nieder, Nerlln. N, Nrut»,
?»IIle, N., Nnnden uns stranden, 2«ui Nünde,
Nerlu, V,, Vorhin lilr I'reie» sclirilltiium.
?«H»liu?, Otto. 8treli«»8« dureddie Ideaterveit.
Dresden. vre»deuer Ver!»z;«»u«talt <V.
V. ü«cue).
?Ic>«l»ttu, Nured Nadum«. l!rn»Io nnd deit«r«
lür!«dnl»»e, ll«I«e- und ^»^»beulener. ^!>l
««ob» londlideri, von ^odunue» Leiirt«, Nein-
Li«, ?, NIrt H 8nlm,
?<>l!t«li«, ?!>,, LM Niie^t. NnniiM, Lerl!,,, r.
Montane 6c l,o.
l'i»»>Iie^8<!>>l«v«lbeln, tlerlrud, Xnnüt und
Uun«t. Ilnm»n, Neriin, l^. Fontane H Co.
?il>I>»li, I,. kN>Ml aul! Koveileu, Neriin, !le>
drUder Nael«!.
— I„ liueriiöiis«. Il»mi,urLer Novellen,
Neriin. (!ebidd,>r Naetei.
I°ii«b«i^«i, U„ Nur ietl!« l^iittertuss, N!e«<!eu.
Neinüiss und Wien, ü, ?!l^nn,
<3l«»«bi«elit, >V. von. Ne«e!,!<>nt<> der d^ntzenen
X»!««r?.elt, VI, <8rdK,»«-> Lund, Nie ietlie»
leiten IlxiLer?riedl!c!>» de« ttotlir,?,,!«. Her-
»n^ßegelie» u„d lnrtzeüetlt von lj,vo„ 8im.«u,,,
I>elpl!!!;, Nummer >^ Xumblnt,
<3iltr!t>«i^, V„ Ni-e! ünveüen, Nrl!,m, Ll>rl<!i„t
^ 8nnn.
NM«ln, >V. v,,I'nd »ie Kommt doci,! l!ri!Ä!!»n«
»uz einem H>nenKW«wr d>,« l^!, ^^I,ii,undrr!8,
4. Hüllte, Lerilu, Uebruder ?üe!e>,
Nil»«l>teäcl, Nenrz, Ner Lerss,«ee, vre^den.
Verlaß von Neur? Londi.

M<loll«l, v«K»r. In> ^elclien de» Nur«,,, Ouitnr-
sse«cu!0llt»en<! I?r>Hn!un!:en »u« Neriin» Ver-
«»nzenneit. v<mt«c!iw,!d» Tugend ß<x,idmet,
Alt vielen äiddidunßeu von H, von Iii!««Ier,
Neipüiss, ?', Ilirt ^ 8o!n>,
Hl>Iii>«>llil, Nile, zl!lI!erN!eke>, IÄne ^rxnbinnß
lür er>v»cn8e,»e Aüdelien, ilit einer llelloßru'
vUre, Nelpül«, r, Hirt ^ Lob«.
No»lt»», W,, ciedlolite, ve««lu, (?. Nu„n!,»upt,
I^notu», Ni,> XI^n?.x,dlu,^^NoNldi nnd die H>rn
Numm^rzlein Ltüclier. Llrlin. üo««!l»um <<:
Uurt.
Il>«->»ll>, ^. K„ <!e«>,!<?!,!« der 81llaver^i und dl'r
Iliiri«X<dt, Ieo!>lmilx,<lL^ deut^ldieNellrlndtnnz
von Leopold IlaKolier. vrezden und »!>,üiss.
<^»r! I?ei»«ner.
^»«>>«>v»Iil, N„ Hu» D,n und 1r»um. Keue
Nedleute, Nerü», 8. Q>Iv»r,v ^ 0«.
I5llt»ob»i'. (^., Von Vl'eiKeü llerlen, Xwei Xuvelleu,
Lerli,i,vent»cl>^8el!rist^tel!e>'s!eno»ten»el>I>lt,
Dis XilUb. Voebenaclulll d«»«llent»elien I^!>«iu,.
Uer«u«g. von X»r! »onneldt. II. ^lllileanli
I^n. 53—57. Leriln, V. UuM 8t«rm.
Xiu»«, U., Hero. ?r»uer»i>I«! in llIns Hul?.!!«u.
I.«Il»!3, 8. Ulrüel.
I>«Uv«», Ur»i, Nn«»!»c!!'i>u!!N»cI,e LenlebunMu,
I?!n Hbrl««. Hutori»lrte Nener»«tlü>nz von
Hitnur Q Hrnoid. NeipLiß, ü. 1^. Ln»Provio?„
I« mono« Hc,Ä«il>«. Ilevue Ilenzneii« Hin«-
lree, lW5. Xov, ?nri«, H. (Huantin.
I^n». 0., Vandernn^eu In Hlrili». 8tudien m,d
Lrlednl»8e. VIen, Verl»« der NItten>rl3c!,en
t!e8eii»e!,»ft,
Iiii»!»,»», Ii,, Hu« llnlinl und ,1»p»n. Ne!»el!r'
innerunMN, Lerün, l^. lontüne ^ Co.
I^ll><»«llb»i^, ?,, 8»l»«r l^riedricl, »I» 8tude>,t.
>II! i,>,v,>l<ll»>„tIi^t>temzlHter!lli »u» dem rlacn-
>»»8e ll»i««r ?liedrle!i'!>. einem llteiliüd >,»,!
l« Hbbildunßen, uutußranliwelien L!i!N«rn etc.
Neriin, 5erd. Nllmmler.
H»il!«>l!l>, iHur», Wir l>'r»uen und un««re
vlebter, Wien und l^inliß Ver!»U der
^Wiener!I«6e".
— 2v«I ll»uener!ebn!«»e, Knveiien. ?»ri».
Neipliß, «uneneu, HIdert Nlwzen,
Hl«ln«ell«, <i., Ilreoii»cb« und Mlli!<I»ede (!e-
»euicliteu, Neriin, Neut«cnerI!oiunI»i'VerI»8.
<N. ll«!neelie,>
H«ll>li»,iclt, H,. Climen, lilodenie 2vio»e»i>rllo!ie.
Neriin, «edrUder Naetel.
He!»ni»«i, Nr. I,,, I'„ v?e!!m»edt8«plele, Nlider
»u« der deutscnen s!e»elilent« ?.u leztiieben
Hullnnruuüeu llir ^unz: und Hit, l. Nett.
Hu» der Telt der LadenIierLer, Wien, Verl»«
der litternrlZede,, Leüeii»en»lt.
H«^«i'» Il«l«»blloli«>'. liom und die (!amp»!:n«.
Von Nr. In, 0»eII sei«. Vierte Huüaze, ldit
5 Xurten, <? Niiinen nnd Uruudrizzen, «3 Hn>
«ieuten, »ipliz und Wien, Nidliograiini-
«cne« Inütltnt,
IlUUsi, V,. NerNan de« Neicu» Üirieut»/,u I^ei,,-

«1^, NW« 8e!,i!d«rn,>!i de» Naue» und «einer
Linüeineüen, ?,u<i>ei>!, ein llinrer durcli ^»ine
Wume. »it 2 INul>i'»tionen, ü NMnen und
dem Nlldnl»« de« Nrblluer^, Neriin, ticnrss
Kiemen?,
I?»»»eii, ^„ Neiniieli Reines lamiiienielien n«l,^!
einer lll'Ine'Nitlerütur. Nuida, NuIdaer Heti^»'
cirueIterel.
H««ll>»^i, Nrol, Nr. ilelenior, Lrdze« idedw
Xveit« Huü»^> »euuearbeüet von Nrol. Nr,
Viewr I iiiiß, X»eiler Nond, Ne«c!>relbend«
«^eoioßie, Alt 4M Hdtdidünken Im lext,
IN rardendrucli- und s Nol/sednitltaiein, >u-
»ie 2 li»Nen. von Ib. Hindun», l. N«tl»»er,
?. Ltioid, N, llevn, !!. Xaulumnu, 0, Neter«,
X, No«enii>!l«r, N, von llan^onnet, 0, gcnull,
H, 8«ot>»da n. ». I^eiu^iss un<I Wien, LiKIio-
8rann!»ene» Institut.
Xe»>li>«i»«>olt, I', v,. Hu» gärender ^ei!. l!in>'
8tndie»»«de!n l.e!>en, «tultgurt, vr.ruer«t«r
H cie,
Ifi«in»ni». H.. N>r Hssüaw,. llo„n,u. 2 INnde.
Nr^^den. N,!n?,i« >1: W!>>n, I?. Nler^on,
Iflsln»»»!, ,I„ Nie l'!!!e!,5,,ueiie, Komnn, X»e!
LUnde, Nre>den u. Neif/,!?. <^ur> Kei.^ne,.
»letikl, Nr. »., Ueluliet! «eine n!« Nil'iiw
und Aen^i,, Neitrü^e üu «eimr (^nawilteri-
«lili. N,r>!„, zii»«e!>«r 65 I!»«teii,
?»av«i^, H, v„ «„»««prllsiie un,i ln«c!,r!lten
In ll«ut»^i,!i,n<i. in No«terrei>d, »ud in der
8e!,we!x, N»derl,orn, leniinand 8cnönlnji!,.
?»»°llr»e, Il„<!ed!cI,te,Xöniß«berg,I1aNunL>ci,e
Veriaü^ilrue!«!!'«!,
?etil. 5,, liotn« 5rd«, Hu« «einem Kaeida«« nerau«-
«e««nen von r'rieli 8cum!dt. Lerün, Nebrdder
Naetei.

<U4
Nord und 6üd.
I>rw»»>^»iNnn». vr. ^, V,, !?!>«« uns 81«:
18?«—?l. Ult vielen äudlidunssen. Lerlln,
8en»II u. Nrund.
?li>n8«t, ^., Nr^ V«r 30» der „DeutHouen
c>«ie!!8<:u»lt lur et!ii»cb« Ouitur" beitreten?
Vurtr»«. Nerlin, ?erd. NUnimIer.
?i«v«i, V,, N»r!vln. 8ein Irenen und ^Virilen,
llit Nll<<n!«», Mewte«KeId«n, ner»u»ße8»ben
von .Volon Letlelnelm. 1!». L»nd). Lerlw,
Ülü«t U«lM»NU H Oo,
?i«U, li,, ^m 8celente!ep>!on. Kell« Kur^ße-
»cnl"!>ten. liüiün, Nossn 8torm,
Au,»«»»!, L,, N^« 8oKn»euiid dlü dil>Iend«,i Klinüte.
Vie», ?e»t, I.<'in/!^, ^. Knrtlcben,
I^»i>K»«w, ^,, !<IIn»> lerl^be I^iiolozrHpIiIe, VÜL»el-
dork, I5d, I.wzi'Mnz,
Neturnl, l!»t<l»^l«^e, NI3!ter «ur ?örderu!,<l
der 11»!„»nlllit, IV. ^«brssllnss K. 19-2«,
Ilüni^üderss i, ?,, Lrl>u„ und VV>>I>er,
Ilo«««, U, L^ Lei der s!«rde I>leKm55« und üin-
dru>.!c« »u» den XsieL«!»nro» >87>>/71, !IIt
vwr Karten, Hannover, ()2rl üever. <lluüt»v
?rwr.!
I°ri«<1 «oll AUollSlt» ^»rb« in »eoll« 2ün<I«n,
UelHUüü«!:^!»',, von !.,,(!«!!; I^iülner. b!r8te
I.!es^r!„,^. 8tuN«»rt. ^, N, cVNtü'xede LucK-
3eIUU«r» ^V«i!» Homu^^^enen von I.udiriz
IU„t lte ^u»ss»d«, Lr«tor I!and, I.eli»!3 und
Nebuiltt, <?!,,, ^I»»II^<W^. /^>>>t« verui(?I,ite
HuN^^e, Xu>«!m l, l!,, ^, l'ueli«.
3oIn>»oK«nt>ur^, ^,, !>,>«(,> Lliitter, .Vit s»r!>!<?em
1"iwld!»tt vonId, Ilopllner. I^lM«, .Vllrel
Loblllti«, Nr, 8^ Der 2«ItMi«t 6«r modernen
I.!tt«rl>t»r l!uroM3. lünlM ^»pltel «ur vor-
ss>el>!!e>»!!>,i I>!tterntur^e»el>lclit«. N»IIe». 8,,
8«Iill»t«i, il., Ner >Ien»cn^nlr<!nnd, 1'r»uer.«piel
w viei^oten >Vo>l«ibU!t<I, ^oüu« X«^«!«r,
8ell'v«i!f«!"I^»«!!l',nf^<l, V, v,, Die Donnu »I»
VUIlierveir, 8oK»If»nrl,>!»lrn,><'>eund Ilüi^erou!,:,
Alt.-MO »idiiduu^n u, Kürten, i^ielerunz
IL—20. Wien, ^. Ullrtl>-nell.
Zisuiiisviei, II, N»« !^t!„'il <I^ü X«u» und
»nder« ünveNen. Huloi!« 1,'b^r^tlun^ von
Nlüt.
8z>»nclov, ?Ii,, Von Ibl unü mir. Lerlin, L,
5>U»i1> Ii,>!,,„>. reier«!»,!,!«» Äe> 8e«Ie. DielNer-
iclil»!:6 zur ü^ui^Kui« »nä I5r!«>>ui!!? vnn
Uei-2 ,i„d s!e«t, Alt ?IleIbH>!. I^eipxiz, r.
Uirt H 8,>I,n.
8tü»»«I. ^>!i>!>!, I!r3n,!u„^. Hoveil«. I.e!>«!ss,
Vcila^.' vi,,! IloKsrt rrie»e 8ep<!!o,
— ?re,m,Ie. 8uin»ll. I^einiiL, Ilodert ?rle«e
8el>.<Vmlo.
8ti»»dur^?r, ü,, 8treil«!lLe nn >Ier Illvlei«,
Lei-IIu. (ie!,rll<!er?»«!«!,
8tur>«nr»u«ll, L., ?!iuü un<! iHut« vi^Iitunßen,
s!w!«Ä«!,!i»i!i unä I>'I>>?.!L, U^umelt il: linnze,
Luttner, H, N. v., Kic"!»« I^'N^UmIl«« Kiew«

l!e«<!lnrnten, vlr^il^n, I^'Ii,üi8 c^ >V!en, L,
?i«r«oii,
leiobsrt, ^,, !>'i!r I^me!! ziunn-, ^Veclc- uns
1,0!ttn,s(>, lllInclien, l'ur! Nupprc,'!>t.
vlebtiwss. Ken« verm. ^ul!»Le. Lloerleld.
8e!bütverin«.
lovot«. U„ He!«««« Llut, Koveüen. Lerlin
?. t'onwne ^ »>,
Ii».iHt> V„ Hul l>illü«mem pl»<i. lieHiedl«.
2«eite v>>rm, ^»lia»?". /5»neru I. L„ >. r>«ll>.
Vllllе«, ^,, V!iUti»3 MNß« I^elllen. K»?!i Äem
krlm»>»!«enen lrei be»rdei<et vnn ü»i!
Lenneiit. Uerün, Vei«In lur lr«!«8 8curilnniiik,
I»S«« von H, Nie!es"IH^ UulduoKninHIll»!:
Xr. 178 ll.IttcixturLe'onIeut«, LiozrlMen.,
K^rl5ru!<«, H, NIelelel,!'« NoMllcnd.
ViU»ln»ii», ^itelio«. XoveUen. U«r!w, Ledr,
lÄütei.
Volbel«, v,'. "ln., sloetue nixl <Ue biläeiKie lllü!.!.
I^eip«!^, L, >. se^m»»!!.
Vo»», Neori vr^ O!« l>l»i«u in Her Xumt.
Lerün, Kiclmn! ?«eni!!er.
Viebiwlc?, ^, v„ (!e,!ic!ite, .^u§^>>«Äl>It un<! übel-
?etüt von lXüdrirli ^,!!er. ^!it <i<>,u LU<>M5«
<!"ü lliciite», Ix'Ip?,Il5, I'Iiiü^P It«?I»m M,
DI» ^^llt!«ii ulsclsr! !I«»»t«"nr, «ur I'ürdernnz
der ?r!eäen»ne,ve!:un!l. ?I«r»i>«MzeK«n von
8, 8i,Nner, II>, ,1»drz»r,L, X. 3—!>. vre«n«l!.
l!. l>ier««n.
Dl» ^^»biv«it. N»!dmun»t5cKrIlt nir Ver-
ti«5li»!l in <!!>! I^r»ßen und Hnl^»bei> cie«
>leu»ci>enlebon^. Ilesün^ss. von «üb. ^llruusil.
V. Nllnd «, I. »lüttMit, lr. rroinii»m!
^«iolielt. U. Lr, i>!>II„ Ünni,over5<:>i!> ^e^e!u?dt>:n
und 8»zen. ür»t«r L»nd. Kurden, I»«dr.
8o!t»u,
ciueüen' und 8»mmel»er!ie, V,,Ii^lnNwllonc
I.Ilterstur, ('^Itur- uud 8it!t'i,ge!!cb!cl!ie.
I^e!p?.>z, .>, Beitel.
V^«rttl«lln«r, I?,. IVnz,^« ct il»x!me», ?r»dn.>
tl»n ö« zi»r,?eUin. 8»" lirlvot de (?r»»d«>nlt.
lettre?i<I»c<> du f'ilmi'ol« l>>pr^« de I'^c»-
d,'ni!« ?^»n^»i«e. I'»ri<. ?»n! Nlieudorll,
'Wiehert, L.. Hnd<!n'r I^ont« Binder, 2»el Ko
^ullsr», >Vi!!>,>Im. ^Vcu, v^un Du »3r-t mein
uizün. , , I-'rül!!!l!m<5, Oresdri,, 1>rei<wne!
Vl>r!»p>!»n3l»It <V. V. I^cue»,
'W?oli?i»iii, Nr. ,!., 8c!i!I!er dem deulzsb^ii
Voll:« d^rßezlellt. Din üeu><! 8l»!,dner!l M«r
den I.^dliußzdlcliter d«3 deutüübeu Völlig
lllr l!^>^ deut»cne Voll:. A!t I^iobtdrueicl«.
r»l!lreie!,e„ »utlient^enen slei!»M» und I^il-
»I,diI>I,m^en, daiun^r vielen i,u<:!> nicbl ver-
oHenUlcuten Inter^^lHnten I>onr»il« und Huto-
«r.ipnen. I^ielerun« 13—IN. Lieleleld m><!
I^lMie. VeliiüMn H Iil»>i„ss.
2»pp, H,, Lin IiieuleuVit ». v. Iioin«u>. vre^deii
I«!p2i8 <i >VIen, D, sier^ou,
v«ul»ol»« 2«lt«i>rill tl»r H.ll»lü.n<u»«ll»»
Hut«irie>it»ve»«n. Ne>ÄU«zezeden von
Nr. 5, Vvoliüillm, lauter ^«drMNj;. Hell I.

I>e!p«>3, N. VoigtMuder.
2«it»eb»!tt Nli I>!iiI<,»c>i>Iiis nnH pbilo
»«I>lil»ell« Xlitlb. 1»?. I^ud, 1. l!«!.
I^elviiß, 0, L. «, I'l^ller.
"'", Nie L«8c!,w!,»i</l!e 8t«I!unß und ^uI^lbe d«
deut«ouen ^!t>!»tdo!ic!«mlli<. I^eipüiz, I-'rieär.

HH
r^
L?Â«
<Â«<
^
^
U)
Â«
kitterarischer

von
Ollid und SÃ¼d.
1895.

^^
Vreslaii.
^>^3
N
^
cht
H

ZH!^MMMM
^M^^^//^^
2iir Vrlyrnnn^ modsrusi' spraotisu
uutei öMvilKunss von äeutzcnen unä »uzlänciizclien I^Henmännein n»cn eigener
Ketnocie l>e2lt>eitet
N^lQQI8C«
Voilzlän^i^ in 27 Lrielen. ?ieiz in !<2ppe: 20 dÄ2l!c.
VoII«t3n6i^ in H2 Lriesen unä ivve! 3upp!emeuten. ?iei« in K»ppe: 2z 2H»llc.
Nieren« »p»lt: Qui6« ipi»towil«. ^nleituuß inm Llielzcllieiden.
dealdeitel unter KitvirlcunT von Olliiieien, 2 Niiele je l Kailc.
I1'^I.IL)^I8Cli
VuIIztiinliiß in 24 Llielen, ?rei« in Xl»ppe: 18 IH»l!c.
«D88I80N
Vollstänäiß in Z2 Lrielen un6 3 Supplementen, ?reiz in Kappe: «8 K«ilc,
deirbeitet uutei Kitvillcunz; von Usfixieien. 2 Lnele je 1 IH21H.
8?^^li8c:^.
Vo!!«t3u6i^ in 25 Llieien. ?rei« in Kappei 19 IH»r!l Liniein Ke?.n^en:
l. ^?rode-) Lries §0 ?l., 2. Ariel unä lol<;en6e je 1 K2ilc
IQ^T I^'V'dZ.'d I^N. 27 2.^2.8 2^1.
?2,ri5«r I^rÄNxö8i5c:li.
Nin I^orldil^unßzmitte! li>>- (iiejenißen, vvelcne 6ie Ieden<li^e I7mL2n^z-
»piacne »ul »Ilen (iedieten 6e« tii^Iicnen VeiKelir» er!«lnen vollen.
V°ls!»«t von vr. lt, Klon.
^, M«Iele!6'8 Verl»^ in X»l1»iuue,
^^

?5 lese UQH ^.c^o I
GW
HH«« lorn <>«r Ne!iu»t „ncl !„ ülierxeeiüelien I^tül««,
^^«^» ^l»,>i>„« mit ,len, „>t«n Vnle,!„„l!e >>,„ bt —
AH« », Im In» «xl«? ^u»l»n<i» mit 8«iuf»<f»»«btlN«n
-M^«^> Udeitiüutl, «lcl, !>>,,/, nn>! «<>,„«>! von <lem slunsse
<Ier ^Ve!ll,<:^eden!ie!ten untei-rleliten vlll —
Da5 ^c^lo
Das Zcüo
Hslllun^ lult, tii^liel, ein« Liv»»e po»ti»c!>e
üeltimz «u lezen —
AH»»«» tu» In» «dsr ^n»1»n<i» lld»»!!» »nt <l»»n
^^«^> I.»n<i» vollnt un<I neuen einem Kleinen I^oe»l-
blatte einer erz;iluüen<1en Xeituüßiileetüle t>e<lul>,
/«,«/«« ^////,»,e» «//<?/' N»/e/e« ^» N^n/'/e ^«m,«e»,
^V«e//e//e«, ^^///!/»»Fe» », «, <e, <»«^ cke/' /'ecke/' >e-
ü^/»/// /» </«,- /^»^H M»ckel e/«« t?e«ss»<«/Ipnc^e»-
/<ie»-«<c^Z cke« ,n/es»»//»»a/en 6eÄ- n, N^in^e»»,»/'^ie«
/»«l /«/e^«««»/e />»<?«» ,om >!>///n»^t/e,
i^/«/// «» /»<-/»,»/,«»,«<'// ^e</»H/^/e« »»Ä i//»«Z«>/e.«
,,/«ck/,«/,^e//e>, /c/i»", ne^/ie« «ie^ «//e «e»s» »nck
<»/^/-e««n«^„ I^»»^e »»ck ^e»e/-«nF«< »»/ cke« l?e-
K/e/e </e^ ?>c/,«it »«ck /«</«,,/^<e 7/«/e^<>/,/eZ.
N«H»«U<>ii: ^u?o NeruIH. »e»onäet»I«itn>i?: H»x I>«:l!«t«il>,
l^« l> t?««,« Nr«»» >!er Neu!«r!>en Im Xu«!»»>I«, »etruelttet e» In»-
^l!<^/l(/ »«»»«lere »I, ^In« ^nl«»!>«, >Ie,» lieben »n>I lreld«»
«»mlielt «»lu^euü«». D« vlrd u^der ^eiei
6el Vel!l>^3buen>!!tnslun!i ^. ^. »«»>»?«'5 ^. «. l» 8«l!li! IV,, r«t»-
H»,»e«!l»«»« «?», ^eü. ün/uxede», ,tl>m!t ö!e5e>be t-ele^enneit n»t. ein«
l!e«tellun,l:e„ nenmen ll>>e flue>!N»nä>u,iMN, I^wnütülten u»Ä ^eitunM'
8pe,zit«ni-e in Neu!.«c!!!ün>j xnn, I',vi,^e v»n ^ Milc vieilelZinrlie!» entßeLen;
In äen übrigen I^^intlei'n xu Äeu !!M<Ie«iN>Iie>!<n I>i'e!5en,
« « » » « virert von ,1er VerIli^d„e>,I,lni,Nn,>!f » « » ^ «
unter Krenxn3«>! >,e2»Mn, Kc>»tet ,,/>«' /^/<n" vlei-teijiüirllc!! 4 zu», ü<> ?l„
dllU,,ill!,,IIc!! !> >I>l„ ^ni'^ilni'? I« ,^lk, I!ei V«8(!N,!unii unter 8treil!>!,nÄ
eniulletut e« «ien, mugüelizt ßunxlillin!:,' ^bannement« uulüUMben,
?>» «>N« ^l»s»!»N^H»<»>»t >>""" Meißelt einreise!«» ,«>Ien,
»ll '<<>» H,^<F!lIl«-Ill^ll^ „„,, „,^ ,.n»zl)<>n»" >nn>^»^ «er
He»»?»»»« »d Ue«e» l!!»««i,,I»NU >!e» »nlsilüenÄen !!etl»,e» »ul nelled!,
l»„«e X«!t <l!«et vnm Verlor »ser H»re» 1e<Ie 8ue!>n»n«l»»» ««lleserl.
Der delcnnnte >VeItse!,<e,»le <?«<? ^. ZHIei'» üedrelbt in uer ?ll^-
lieneu IlunllLenau 1^»,', uuf 8eite -I4Z in «einem .VNiKel^ ^^u« 6em tllulteu
V eltteile Hu«tiÄlie,!'Iieu«eeian,l" ^
„vw Mm v«llwl!«n i» iwilW«!« mi«iltli«!illi«u« M»".
S
3
3

^
Schlchschr Viichdrnckerri, Kulisse »nd Verlllüs<-Mnsiall ^
^ u. S. scholilaeiidkr, Vrrslnu. ^, ^>

lllmvG ml! Mm
^^^ ein ^estgeschcnn
für Gebildete jrden .Stande«.
>>>e !«llir» nbZe!i>!l»Ise»i I, '»erie bon !2 i'Ändtn ln<hlilt bishn in Duchlünn wüb
niihl irsckicncue Dtililige drr >>ti!iormZinds<lN 8tIIltl>s!i>!ii und zwnli
i,llll>pe!.^»fc>d, Fr., „Ntlsütze Frut," A^mbsu, p., eintziachtkhlj !»ch
Nortlltgin, >5cliii>»!!i, n., K'gnl, Vanssnn, <3., Mmbözrl. F,lrlnt!belV, Ä,
^rr tiüslii ^»il ^,u>ö, Illüi.li, I!8., M^zurw, l>»l>llctle, <Z., ^«tki und Plitdi.
^5rllsteln, >l5., Ann Hemplo»,^. V>clm.l!I!>, H., M''lchrn 3U« dim ninn»Kntm
'UnKunder,. Frirdrich Fürst I!?rcdc, ^>» Z!l>!h!e>, Die Güusli, Ick. Zollai, H>L.,
/
^<V
'<H^
^^
^^ ^^ ^. -^
1',> Lände
lu'soudrrrin
Tarlon,
l2 Nlt.

^
««^»»»chch
l2 3°,it
brsandrrem:
V
j>sri^ >,!N flnml 75, j!f. s!sl,>ls!i!^ in !>»W,l. lOrigllml-Gi»Kll»<l l MK.:
: v>LL> LI >v LI „'.LI >. LI >. L^

^!!!!!!!!>! >!iti!>t!i!!'tiNitt!, t > ! > i ! t i !! > ! i t i > t > t !! i t i > i >, ! , , > t , l ! i t ! t i ! i t >> ! >
t i ! 1> t! >^
Schlestsche Vuchdruckrrei Nunsi^ und Vrrlag«^Mnstnll
v. S. Scholllarndrr, Vreolnn.

B'
1840 1870 ^
Professor Or. Aar! Viedermann.
Vierte (Volks-) Ausgabe.
i? - - —^'
Kieses weit verbreitete populäre Geschichtswerk ^des bekannte»
^ ljistorifers erscheint anläßlich der 25jährigen Feier der Vegründnng «es
- deutschen Reiches als
-<U in 12 Lieferungen a 50 Pfennige. H"-
ist, wir halten « sir unsere Pflicht, darauf hinzuweisen, daß weiter» Kreise d«
uereint, ks ist ein volkbuch und doch streng historisch; e» ist objectio und zugleich
anregend geschrieben; « schildert eine Zeit, die der Verfasser wie wenige tennt; es
culturhistorischen Momente«, Line wichtige Ergänzung — Ilebersicht der ersten 2« Jahre
die nicht so glücklich war, lernen wir verstehen, wenn wir »jedermann's warten folgen;
und wie lernen durch sie «erstehe» die spiteren ruhmersüüten Jahre und jene, die den
Siegen folgten. Di-. N! ppoId,
Eomplet in li Künden geheftet 6 Mark,
fein gebunden 8 War».
^
?, In beziehe« durch nllr Buchhandlungen de» 3n»< uud Nnslnnde«.
"5 > I! tlllM^slülllN^MÜs!!!!! ll >!!! >! l!1! 11!! I!!!!! I l! >! > I!! >! > I >>!!! l! >!!!!!!!!!!!! >»:
v ^ ^ v ^

«^-?^"?? '?' >f<° -^ "^ ^ >s" ^>" ^?^ '?' ^l^ "^ "?>' ",^ '>' "<' ">' ^ ^,' ^,^ ^ >^ <^j'
^
<^!'
^>>..
^'!c
^ Tchleftsche Nuchdruckerei, «nnst- «nd Verlags.«nstalt ^
^cD v. S. Tchottlaender in NreHlan.
> ^
Vriefe
eines Daters an seinen öohn
»«<, »csscn z>>««»z »uf die W»nß!«l.

^

von
Geheftet WK. l.-. gebunden M«. 2.-.
„Die Zeit naht Hera», da die Iüngli,ige, welche die »lademilche Laufbahn einzuschlagen gedenken, sich zun, Beziehen der Ilnwersitä! riisten, Ein neue« Lebe» beginnt für sie. »us das eigene Ich angewiesen und auf Freiheit de« Wollen« und ,dandeln» gestellt, Wohl ist ei gcrecht'crtigt, wenn da manche Altern nicht ohne Besorgnifz den Tohn scheiden sehen-, wenn eine leise Zorge ihr Her, befällt, ob er in dem freien alodemifchen Leben sich auch geistig und sittlich bewähren werde. An guten Ratschlägen fehlt e« da Wohl nicht, aber wie leicht ift «elagte« bergest!», wie oft schwemmen die Woge» bei Leben« die besten Vorsätze weg! Da lommt ein Buch, dcffc» Verfasser sich nicht nennt, zu gelegener Zeit: „Briefe eine» Vater« an seinen Zohn nach denen Abgang »uf die Unioersitit,"
da« von Vätern wie Zolmen feiner Richtung und seinem ganzen Inhalte nach «arm zu begrünen ist, Zuerst spiegelt sich in diefen Briefen, die den Eindruck machen, daß sie au« den. Lebe» herauigcwochsen sind, ci,t Verhältniß zwischen Vater uud «oh» »ider, wie es inniger, schöner und freier nicht gedacht weiden kann. Der Vater tritt NN« in den Briefen alz älterer, erfahrener Freuud entgegen, der iu denfelbcn nach «nd nach eine sittlich ernste, aber nicht kleinlich beengte, eine geistig^ freie, aber in der Freiheit Nah Halteode Leben«-llunasiung entwickelt, der bei feinem «-ohne darauf lnnzuwirlen sucht, Jelbstbeheirschung und Pflichterfüllung sich zu eigen in inachen, eine idealere Richtung de« Denken« «nd de« wandeln? in pflegen uud zu iiben. Die Brieie, siebzehn an der Zahl, beziehen sich »uf die äunereu Zeiten d« studentischen Ücbeni!, die Ber»f«wahl, den Etnbicngang, allgetneine geistige ^„teresfeu n, I, iu, Ülia« der Veriaifer da über Nelanntschaiten und siollegien-besuch, liber de» Vcmn de« >^a,nbri»u«, über Duell, Verbindungswesen, Familienverlehr «, s, w, sagt, wird den nicifteu Vätern »u« der Seele gesprochen sein; e« beruht eben »uf der mit einem grosten Theile de« Verbiudung«wesen« nicht vereinbare» Ansicht, da» »u>n sich nicht nur Z'tudiren? halber auf der Uuibcrsität aufhalten, sondern wirtlich studiren, wirtlich arbeiten soll. Das; c« auch Verbindungüstndeuten aller Art gegeben hat und »och giedt, die lehr steinig uud erfolgreich arbeiten, soll damit durchau« nicht geleugnct werben, Eben!» verrathc,! die Au«sührungeu iider Pefsimi«mu«, iiber Nietzsches Philosoph!« und da« waschen nach Effect, nber Sinnliche« »nd »ebeniunlichc« », s, w, die Welterfahrung ei»e^> planne«, der durch da« Leben mit offenen Äugen uud empfänglichem Herzen ge-gangen ist, und der au« desfe» Ztürmen sich ein freie» und edle« Wolle» gerettet Hot, sei da«' treffliche Buch den Väter» wie den Jünglingen besten« empfohlen, Ein« Befolgung d« besagte,, wird diese bor mancher Euttäufchnng und «or Reue bewahren,"
Strahburger Post,
Hu lielirilr,! dnr,!, ,illl Huthlmildlinml-!! dr« I» und Iu»l>'«de»,
^WMMMMWUWUMMM^
^ H,AH^Ach,H.^AA^H^H.^^O<><5^^

i5
Verlag »cr Schlcs. Vuchdruckcrei. Kunst- und Vnlags'Anstalt
v. T. Tchottlacnder in Vrcslau.
"5—^ sii<? alte »»«d F»»««ze ltrieK««?.
^ Vog. 8". Lieg, geheftet Mk. 2.—; fein gebund. Mk. 3.—.
von Anlschse's tiedcrn gewiß freudig willkommen heißen.
De«tschlnnd.
Gin sommermiirchen von Hrlhur Stein.
^0^2 Vogen. Geheftet Mk. ^.50; gebunden Alk. 2.50.
lettische stndie«
von «udolph Lothar.
22 Vogen 8". Geheftet Ulk. 5.—; gebunden !Nk. 6.—.
Nxdolph 8»t>»»», o>« plinnlasieuoller unl> gebantenliefei Port, insbesondere

Gedichte van Jean Paar.
?V2 Bogen 8«. Geheftet Alk. 2.—; gebunden Mk. 2.—.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In» und Auslandes.
-M>
-',
^""

2chl«« »uch»»u<l«r«>, «unft» ««» »e»l««»-
«nftal« l». «. «ch»«l«cn»« «« »««!«».
«I« UorzNgliche »eft«esch«nl« empfehle:
H«!,«««,, V., Nargarele, Ein« Erzählung für
erwachsene lung« München. Gebdn, ^ 4,—.
LlNencron, A. ».< Gelieu bi» in den T»b,
Drei Erzählungen », b, glorreichen Tagen bei
beutsch-franzüs. zlriegei! «?«/?1, Gebbn. .«, 4,—,
Nur selig, Erzählung »«« dem Leben l>. U. v. 2.
Gebbn. ,«, 4,—.
H»»m»n>< e.. Die Welle der Vaimheizig.
lei». Mit »ilbern noch Moritz von Schwind,
Elegant call. .«, 1,bü
Vaim«n. llufZ» Xl«li» <Inh. ^»1. e«rt>). Zu bezieh, durch alle Vuchhanblung, d. In- u. Auslände?,
Ein berliner aufHielnolunä
und andere U«nelle»
ZlriedricH
«che,««« «t. 3,-;
«<bu»d«n Uli. «.-.
SchlestscheVuchdruckrrri, Runst u.Verlaa»-MnNallo.s.Kchlllllaendrr,Vrr»l«u.
Dämmern.
Skizzen
Marie von Glaser.
Zweite Anflog»
Ein Vand, 22 Vagen 8»,
»<h. «n».«.-:»«». Ml. <-
Marie von Glaser'« Lrsslingzwerl
,Ii»ergra«", von welchem ebenfalls in lur.
zel Zeil zwei Aussagen erschienen, wurde
ll»n der «rilir last durchgängig als die
Nabe ein« oerheißung«» >!Ien, eigenarli
gen lolem, begräß! Diele, I»!en! zeig!
sich nun »rslarl! und oenief!, in feiner
Ligen«! noch au^eprägler in dem
Da»
Kffenmüäcken.
Roman
°»n Vlaurus Iolai.
Ausschließlich ermächligt»
Lin Vand. 1.5 Vogen 8».
«»!,. «l. 3.-: ««b. Mt. 4.-
„<?ieb!« häßlich» Mädchen?"
Roman von H. Hermann.
Lin Vand, 2« Vogen 8».
»«!«»<«» «l. b.-; ,«b«n»«n «». «.-
y. y»rmann, al» ein eche lünsllerisch» Wirlungen eistiebendei
Lrzähler von »igennriigem i»I»n! belann!, ha! in le!n»m n»»est«n
Uoman »in w»rl geschaffen, da» hohen p»»!ischen w»r!h mi!
»nd f»ss»Il.
ZW Itl Z'tttt.
Roman oon vl« Hanffon.
<Lin Land. ^ Vogen 8«.
»«». «I. 8.-: ,«b. «t. 4-
Lin sehr g»w»gle» ühema ist
linstlerischer M»isierschaf» »ie fi!!>
lichem Feingefühl beHandel! worden.

Jetlelltelllle
Pntr»>lllli!ft>,
ji«,l<»',

2? »«««n.
»«»«»««< «l. z-;
«ebun»«« Vll. «.—.
Au5 dem eigenen
leben hat die be»
kannte Verfasserin
den stoffzudem vor»
liegenden Vuch« ge»
holt: Rückschau auf
die verflossene Zeit
haltend, hat sie die zu»
nächst ihr in'z Auge
fallenden hellsten
lichtpunkte ihre«
3eins festgehalten:
die Vegegnnngen
mit durch Geist und
Charakter hervor«
ragendenversönlich»
keilen. Diese Por»
traits sind mit dem
Kerzen aufge-
nommen und daher
wohlgetioffen.
Zu beziehen durch alle Vuchhaudlungen de» Ali? und Muolnude».
^^-4^^^-4^^?^j>^j^K^^^^^^^^^^
10

Verlag der schlcs. Vuchdruckerei, «unft> und VerlagS»«nftalt
v. 3. Echottlaender in Nicola».

Werke von Paul Lindau.

Die Gehilfin. Verliner Roman in drei Vüchern.
Geheftet Mk. 6,—; gebunden Mk. s.—.

Hängendes Moos. Roman. (Z. Tausend.)
Elegant broschirt ^l, «.—; fein gebunden °K ?.—.

Der Mörder der Frau Marie Ziethen. Ziethen oder
Wilhelm? Nachwort von Dr. Max Neuda. Mit
einem 5ituationsplan der Llberfelder Oertlichkeiten
und einem Grundriß des Ziethen'schen Dauses.
Elegant broschirt «^ 2.50; fein gebunden ^ 2.50.

Herr und Frau Vewer. Novelle. 9- Aufl. Mit einen,
Vriefe von <Lmil Augier an den Verfasser.
Elegant broschirt ^ 2,50; fein gebunden ^ 2.50.

Mayo. Erzählung. 5. Auflage.
Elegant broschirt H. ^.5«; fein gebunden ««. 5.5U.

Ini Fieber. Erzählung. 3. Auflage.
Elegant broschirt ««. 4.—; fein gebunden ^t, 5.—.

Coggenburg und andere Geschichten.
Elegant broschirt ^l, 3.—; fein gebunden ^t> 4.—.

wunderliche teute. Aleine Erzählungen.
Elegant broschirt H, ^,50; fein gebunden °^l, 5,50.

Vater Adrian und andere Geschichten.
Ein Vand. Geheftet «Ä. <^.—; fein gebunden ^l. 5.—.

Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen.
Elegant broschirt °<l H.5«; fein gebunden ««> 5.5U.

schau» und Lustspiele.
Elegant broschirt °^, ^.5u; fein gebunden »«. «.—.

Interessante Fälle. Criminalvrocesse aus neuester Zeit.
Elegant broschirt »<l. ^.50; fein gebunden «K 5.50.

Ueberstüssige Vriefe an eine Freundin. Gesammelte
Feuilletons. 3. Auflage.
Elegant broschirt ^l, 4.—; fein gebunden ^ 5.—.

harmlose Vriefe eines deutschen Rleinstädters. Zweite
vermehrte Austage. 2 Vände.
Elegant broschirt ^l, «.—; fein gebunden ^l. 8.—.

Dramaturgische Vlätter. Neue Folge. ^875—1.878. 2Vände.
Elegant broschirt »K ^u.—; fein gebunden ^l, ^2.—.

Nüchterne Vriefe aus Bayreuth. ^0. Austage.
Elegant broschirt ^l. —.75: fein gebunden ^l, ^.?5.

Vayreuther Vriefe vom reinen Choren. „parsifal"
von Richard Wagner. 5. Auftage.
Elegant broschirt ^, <.—; fein gebunden ^ 2.—.

Aus dem litterarischen Frankreich. 2. Austage.
Elegant broschirt ^l. 5.—; fein gebunden ^ e.—.

Zu beziehen durch alle Nuckbandlnn.'en des ?n. und An«la«de«,

!!!!!!!>l!!!!!I!>!!I!!l!!!!!l!!!!!!!!>l!l!!!!l!!!»!!!!!!!!!!>!!!!!!!!!!!!!!<!l!I!I!!!!!!!!!<<>>!!!!^
Verla« der 2chlcsi,'chen Vuchdruckerei. «»«st» und Verla««»Unftalt
». S. Echottlaender in Vreslau.
»/'
tonmne u?:d Movellen.
Dalleftre«, Gnfemta, Gräfin
<Frau von Adleisfeld), Haidcrislein.
Roman. Vritte Austage.
Lin Vand. Geheftet X ^,—; gebunden
.«. 5,—
von Neuem eine willkommene Vabe sein wird.
Boy Go, Ida, stürm. Novellen.
Geheftet »«. ^,—; gebunden »K. 5,—
Glaser, Marie von, Zittergras.
Skizzen und Novelletten. 2. Austage.
Lin Vand. Geheftet ^ ^,—; fein ge>
bunden ^i. 5,—
Vritis rühm! den liebenlwürdigen plaudert»», über
den die Verfasserin verfug!, !!,re Fähigkeit, mit
sind zumeist Ariüokralen'Novellen, ober auch wie di>5
volf Kens, und fühlt, hat die Verfasserin mit ver>
Zuftinn«, Oskar, Giu Proletarier»
lind, I^umoristischer Roman aus dem
Verliner leben.
2 Lande. Geheftet ^ ?,5«; fein ge-
bunden »«. 9,50
Zahllosen lcs?r» hat «Vlkar Iustinnz
huniorislischen werfe» ist, so arm ist sie an solchen
Dohm, Hedwig, Wie Frauen
den. — Werde, die Vu bist. Novelle
Geheftet ^l> 2,—: gebunden ^l, 4,-
wohl Alle», wo» sooft »nf diesem Gebiete arfchasi.-n -
Kacher-Wasoch, zeopold n»n,
Herta. Die Mau?. — Maria im 3chn«
Novellen.
«Lin Vand. Geheftet X 4..—; fein oe>
bunden ^ü 5 —
von jeher große Anziehung>fr»s! geübt; IN!» »»es.?
Herrschsucht, Auch in den drei kizHhlunaen lies»
Dem aufmerksamen leser enthüll» sich io diesen »>t»r
Stelluog »onMnoo und Hl»» zu einander in gewinnen
Kamaro», Gregor, «m «bizrnu».
Roman.
2 Vände. Geheftet ^l, 9,—; gebunden.
^ ",-
»nd dabei doch maßvoll! einzelne Seenen von gern!» ^
«»reisender Wirkung.
Kchönthan, Franz von, Der «c»
»eral. Novelle.
Geheftet ^. 2,—; fein gebunden ^c 3,—
Daß Franz von Schönthan, der dem große« p»!5
cum vornehmlich als »in UnHanger der heileren lNiii
bekannt ist, auch für di» ernsten tooflirt» d« leben«
verstöodniß und dichterisch gestaltende Vegobnna d,
sitzt, Hai er in dem Schauspiel ,va, »oldene Voch'
überzeugender jedoch in dieser Lrzahlnng bewie,«!,
Viola, M., Zweierlei Liebe. Roman
Ein Vand. Geheftet ^l, »,—; gebunden

^|> 2,-
Der lloman ist pailend geschrieben »nd ?ii
Schilderung der seelischen Vorgänge im Helden se!>i
anschaulich und fesselnd, Va« weis, da» in semen,
Ihenia ganz so äo «itc!« ist, darf auf einen «rofni
leserkreis rechnen
ZU beziehen durch gilt suchhllndlunzen des 3«. und Allslund«.
!>!I>»!!!I!!!!!I!,I!,,
1'^
<»!!!!!!!|!!»I!I!!!!I!!!!!!!!!!!!!>I!!t'l